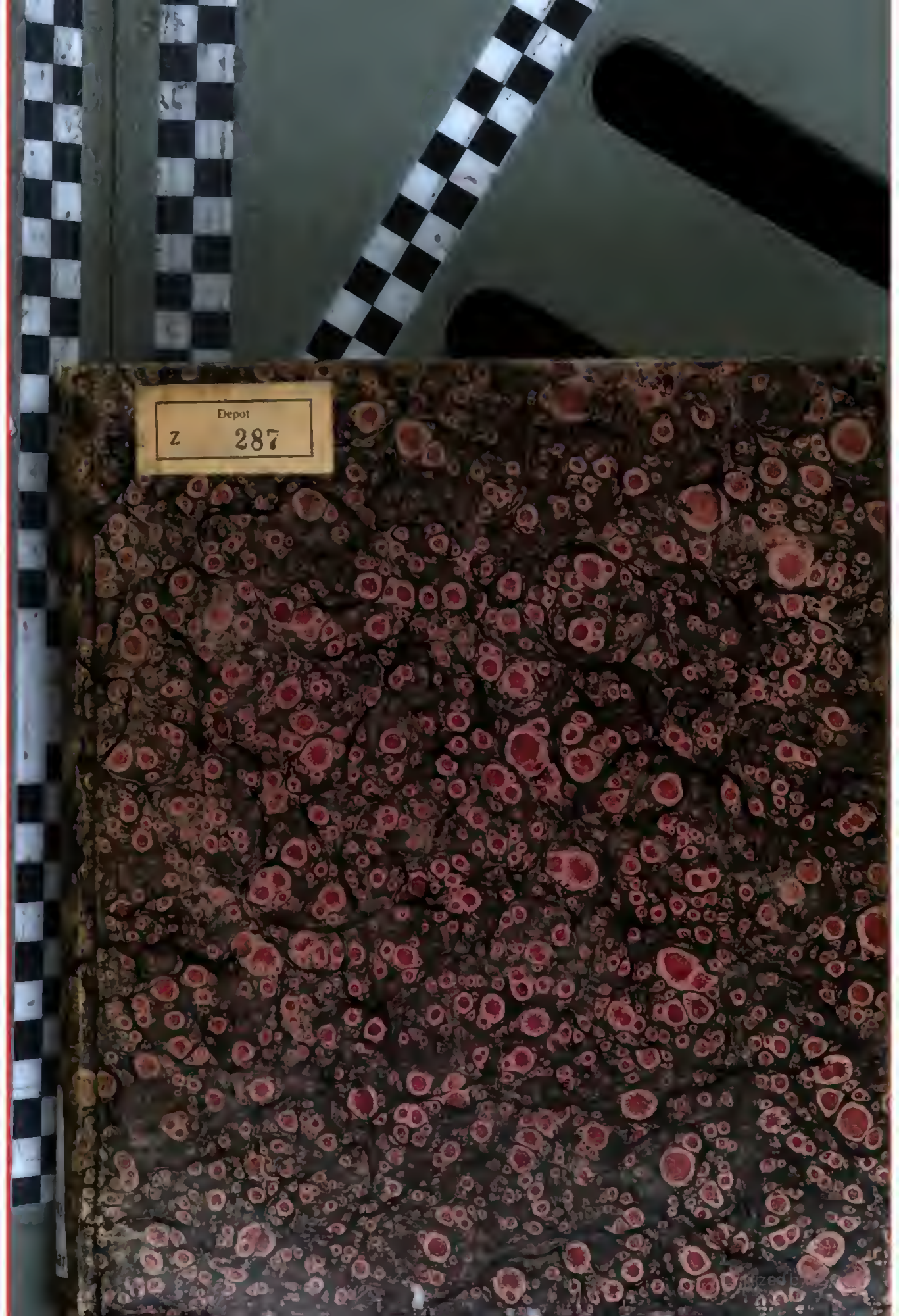
Depot
Z 287

Ausland.
1839.
1.

Lesesaal.
1839.
1.

Depot
Z 287



M. VI 1/39.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1971
AP30
A8E
[V.12]
no.1-90
1839
Jan.-Mar.

Digitized by Google

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1839.

Serbien.

(Mit einer Karte.)

Es gibt wohl kaum ein Land, dessen Bewohner so entsetzlichen Wechsein unterworfen gewesen wären, als das zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere. Nachdem es im fünften Jahrhundert durch deutsche Völker geplündert und verheert, im sechsten Jahrhundert durch Avaren, Hunnen und Slaven fast ausgemordet worden, begannen im siebenten, nachdem die Ueberreste der deutschen Stämme theils freiwillig westwärts abgezogen, theils vollends vernichtet worden waren, die ersten Ansiedlungen der Slaven, und die Bulgaren, Serbier und Chrobaten setzten sich hauptsächlich im Westen und Süden der Donau fest. Die Bewohner von Serbien, Bosnien, Herzegowine waren von ziemlich Einem Stamme, Illyrien muß der Sprache nach gleichfalls dazu gerechnet werden, die Chrobaten waren nahe verwandt, bedeutend ferner schon standen die Bulgaren, indeß von ihren Stammgenossen im Norden wurden diese mit den östlichen weit näher als mit den westlichen verwandten Slavenstämme theils durch die Rumuni, oder walachischen Völker, theils durch Avaren, später durch die Madscharen getrennt, und wo sie im Westen nach der obern Donau und nach Mähren hin den westlichen Slaven hätten die Hand bieten können, drängten sich bald Deutsche dazwischen, und hinderten den Zusammenhang. Aus dieser Isolirung entsprangen die meisten ihrer nachherigen Schicksale, und das bis in die heutige Zeit fortdauernde Sinken der slavischen Macht und Nationalität im Süden und Westen der Donau läßt sich nur hieraus erklären. Günstiger hätte sich ihr Geschick gestalten mögen, hätte nicht das uralte Volk der Albanesen den bedeutendsten Theil des westlichen Uferstrichs behauptet. Es wäre verlorne Mühe, in die Kämpfe jener slavischen Völker mit dem oströmischen Reich, mit den Avaren und Madscharen, mit Albanesen und italienischen Staaten Zusammenhang bringen zu wollen,— genug, manchmal gelang es einem kräftigen Fürsten, die zerstreuten Stämme von dem Golf von Salonichi bis über die Donau hinaus, und vom adriatischen bis zum schwarzen Meere unter seiner Herrschaft zu vereinigen, aber griechische List und Geld wußte die getheilten Interessen so zu benutzen, daß die Vereinigten wieder auseinander fielen, sodald die zwingende Kraft, der Eine Mann, seinen Tod gefunden.

Durch die Verwirrung hindurch läßt sich jedoch ein gewisser Faden verfolgen. Bis zum Jahre 1000 nach Chr. waren Bulgaren die Hauptfeinde der griechischen Kaiser, die serbischen Fürsten dagegen häufig mit den letztern verbunden: so lange die Bulgaren siegreich waren, übten sie auch über Serbien so viel Gewalt aus, daß sie die den Griechen günstigen Fürsten mit Anwendung von mehr oder weniger Gewalt vom Throne stürzten. Als aber im Jahre 1018 das Reich der Bulgaren durch die Griechen zertrümmert wurde, fing die Wichtigkeit der serbischen Fürsten zu steigen an, und nun wurden diese die Feinde der griechischen Kaiser. Dieß ist die Heldenperiode des serbischen Volks, aus dessen Schooße sich nun gleich im folgenden Jahrhundert die Familie der Nemanjas zur königlichen Würde emporschwang, und sich zwei Jahrhunderte lang auf dem Thron behauptete. Während dieser Zeit drohten die morschen Reste des griechischen Kaiserthums mehr als einmal unter den Streichen der Serben zu erliegen, und wiederholt wurden die Türken, die um eben diese Zeit in Kleinasien ihre Herrschaft begründeten, von den Griechen zur Hülfe herbeigerufen, um gegen die serbischen Krale (Krol, Koroi, König), welche mehreremale schon den Kaisertitel angenommen, den Namen der griechischen Herrschaft zu schützen. Die Türken, wohl wissend, mit wem sie es zu thun, ließen oft die griechische Macht oder vielmehr Unmacht, im Rücken stehen, und wandten sich gegen die Serben, die mit Albaniern, Bosniern, Walachen, Polen und Ungarn im Bunde dem anstürmenden Feinde die Stirn boten, aber in der berühmten Schlacht auf dem Amselfelde (1389) erlagen.

Von diesem Zeitpunkte an bis zum Jahre 1559, also noch 70 Jahre lang, fristete Serbien ein klägliches Daseyn, bald als anerkannter Vasallenstaat der Türken, bald in unmächtigen Versuchen das türkische Joch abzuwerfen, sich abmühend. In dem genannten Jahre aber brach die Rache für diese Bestrebungen fürchterlich herein. Mohammed II überschwemmte das Land, eine Menge der angesehensten Familien wurde völlig

Digitized by Google

ausgerottet, andere flüchteten sich nach Ungarn, und das Land wurde nun in eine türkische Provinz verwandelt, nachdem man 200,000 Menschen in dir Gefangenschaft geschleppt. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß, wie im griechischen Reiche, die Fürsten der lateinischen Kirche sich anschließen wollten, um mit dem Papstr und den christlichen Fürsten des Abendlandes in ein näheres Bündniß zu treten, daß aber die Bojaren des Landes sich widersetzten, und es lieber mit den Türken als dem Papste hielten. So auch durch innern Hader zerrissen, sank Alles unter der fremden Macht, manche Familien aber nahmen freiwillig oder gezwungen den Islam an: doch war dieß in Bosnien in rinem viel größeren Umfange der Fall. Als Beleg, wie die Serden in jener Zeit zerstreut und zerspalten wurden, mag folgende, freilich auf den jetzigen Zustand sich gründende Angabe dienen, die jedoch von der frühern nur in der Zahl, sonst aber nicht wesentlich adweichen mag. Man rechnet jetzt noch ungefähr fünf Millionen Menschen serbischer Zunge: davon sind etwa drei Millionen griechischer Religion, nämlich eine Million im eigentlichen Serbien, eine Million in Ungarn und an der österreichischen Militärgränze und einr Million in Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Dalmatien; von den übrigen zwei Millionen sind zwei Drittheile Moslems in Bosnien und rin Drittheil katholischer Confession in Slavonien, Dalmatien, Croatien und Bosnien. Nur die ersten drei Millionen führen den Namen Serden oder Serdlier.

(Fortsetzung folgt.)

Scheikh Dallu, der Pindarer.

(Asiatic. Journal. Dec. 1838.)

Einer der berühmtesten Freibeuter Indiens in neuerer Zeit war Scheikh Dallu. Er hatte einst am Hofe des Nizam von Heiderabad einen hohen Posten eingenommen, aber durch eine schreiende Ungerechtigkeit verjagt, war er zu den Piudarris geflohen. Als diese vor der englischen Macht erlagen, und die andern Anführer die ausgesprochene Amnestie benutzt hatten, blieb er ausgeschlossen, sey rs daß er dieselde verschmähte, oder daß ihn die fortdauernde Feindschaft des Nizam verfolgte. Er zog sich in das Land der Bhils, plünderte allenthalben, und wenn er nur in der Nähe riner Stadt sich festsetzte, so beeilte man sich, ihm eine Contribution zu dezahlen, während er oft Tänzerinnen aus der Stadt kommen ließ und sich gemächlich auf jede Weisr delustigte. Bei aller Grausamkeit, die er übte, selbst gegen seine eigenen Leute, wenn sie verwundet ihm nicht folgen konnten, fehlte es ihm doch, wenn das Gerücht wahr spricht, nicht an einigen edlrrn Eigenschaften. Er hatte in seiner Jugend um die Hand eines vornehmen Mädchens geworben, die Sachr hatte sich aber zerschlagen, und jenes Mädchen war die Frau eines Kriegshäuptlings geworden, der sich in den unruhigen Zeiten der Auflösung des Mahrattenreichs ein Fürstenthum erwarb, und beim allgemeinen Frieden durch die Engländer garantirt erhielt. Als er starb, führte seine Wittwe im Namen ihres unmündigen Sohnes die Regentschaft, doch gab es Leute genug, welche diesen aus dem Wege räumen wollten, und so wurde sie auf einer kleinen Reise hinterlistig dem vorher benachrichtigten Scheikh Dallu in die Hände geliefert. Schon begann der Kampf mit dessen Leuten, als die edle Wittwe aus ihrem Palankin herbeieilte und Scheikh Dallu beschwor, sie zu schützen. Er that alsbald dem Kampfe Einhalt, ließ, obgleich ihm eine reiche Beutr entging, sie ungekränkt ziehen, und geleitete sie noch dis zu einer der nächsten englischen Stationen. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen das ganzr Land von wahren und falschen Erzählungen erfüllt war, die Dallu's Thaten schilderten.

Bald nach dem oben erwähnten Abenteuer zog sich Scheikh Dallu nach einem kleinen Fort in Kandisch zurück, und legte dort seine Reichthümer nieder. Er schontr Leben und Eigenthum der benachdarten Dorfbewohner, für die sein Aufenthalt rher ein Vortheil war, da er und seine Anhänger hier ihr Geld ausgaben. Indeß, odwohl auf eine Zeit lang ziemlich sicher, lebte Scheikh Dallu doch in ewiger Furcht vor dem Verrath seiner Gefährten: auf dem Marsch theilte er nie ihre Beiwacht, sondern entfernte sich nach einsamen Stellen, nahm seine Zuflucht zu einem hohlen Baum oder grub sich eine Höhlung in den Dschungeln aus, wo er mit Gestrüpp bedeckt verborgen lag. Seine Leute jedoch betrachtetrn ihn mit einem abergläubischen Schrecken, und versicherten nicht nur, daß irgend eine schützende Macht ihn bei Nacht unsicher mache, sondern glaubten auch, er sey fest gegen Schuß und Hieb, denn obwohl oft genug im Kampfe, wo Kugeln flogen und Säbel schwirrten, war er doch noch bis jetzt immer unverwundet geblieben. Sein Pferd trug zu seinem Ruhm nicht weuig bei, denn man hielt es für kein gewöhnliches Thier, Niemand als Dallu selbst sollte es je bestiegen haben, und er sogar stets einige Beschwörungsformeln zu murmeln genöthigt gewesen seyn, wenn ein anderer es satteln sollte. Solcher Teufelsspuk schien die fast fadelhaften Thaten Dallu's allein genügend zu erklären: jedoch in seinem seit 30 Jahren fortgesetzten Kriegs- und Wanderleben hattr er jeden Winkel des Landes aufs genaueste kennen gelernt, und wußte der Verfolgung zu entgehen, wo alle Flucht unmöglich schien.

Scheikh Dallu kam einst auf den Gedanken, die Heimath seiner Jugend wieder zu besuchen, und da sein Schatz gerade ziemlich leer war, so entschloß er sich, ihn wo möglich aus dem Schatze derjenigen zu füllen, welche die glücklichen Besitzer alles dessen geworden, was er verloren. Die Aufgabe war nicht leicht, denn der Palast lag in geringer Entfernung von der großen Straße zwischen Punah und Heiderabad. Auf bedeutenden Umwegen, durch Schluchten und undesuchte Pässe gelangte er in die Nähe desselden und erreichte einr Hügelkette, von der aus man das Schloß, den Garten und einen anstoßenden See übersah. Welche Gefühle mochten in dem Räuder aufdämmern, als er, dessen Namen gebrandmarkt, dessen Hand mit Blut befleckt und auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, die Heimath seiner Kindheit erblickte! aber es wae keine Zeit, solchen Empfindungen Raum zu geben, und schnell ward der Angriffsplan entworfen, der nur allzu gut gelang. Fast sammtliche Inwohner wurden ermordet, die unvermuthet überfallenen Wachen

Digitized by Google

niedergehauen, das Schloß ausgeplündert, und mit Tagesanbruch hatten die Räuber schon mit Beute beladen ihr Lager wieder erreicht; vorsichtig vermieden sie nun die belebtern Straßen, und in unglaublich kurzer Zeit waren sie in ihrer fast unzugänglichen Feste in Kandish wieder angelangt.

Diese That machte Scheikh Dallu's Namen noch furchtbarer als zuvor, und erzeugte den ernstlichen Wunsch, sich seiner zu versichern. So sehr war der allgemeine Unwille rege, daß die Wiederholung einer so umfassenden Unternehmung, wie die oben genannte, allzu gefährlich schien. Dallu's beste Anhänger fielen ab, theils aus Mangel an Beschäftigung, theils wegen seines veränderten Benehmens, das, stets streng, seit jener That allzu launenhaft und unerträglich tyrannisch geworden war. Noch immer konnte er Bhils anwerben, so viel er wollte, aber die Umstände verboten ihm, sich ihrer Dienste in größerem Umfang zu bedienen. Kandish war ruhiger geworden: eine europäische Besatzung stand im Lande, und ein thätiger, englischer Officier verrichtete das Amt eines Steuereinnehmers und eines Polizeibeamten zu gleicher Zeit. Durch die unablässigen Bemühungen dieses Mannes wurde die bisher stets in Aufregung gewesene Provinz allmählich ruhiger, viele der unruhigen Köpfe wurden in den Militär- und Polizeidienst aufgenommen, andere zum Anbau des Bodens vermocht, während die Widerspänstigen die Macht des Gesetzes fühlten, denn Abtheilungen von Soldaten und berittener Polizei durchzogen das Land, und die Gefängnisse füllten sich. Scheikh Dallu's aus Lehm erbaute Veste, so schwer zugänglich sie auch war, wurde bei diesem Stande der Dinge unhaltbar: er mußte sie verlassen und in wildern Einöden seine Zuflucht suchen. Nur hie und da zeigte er sich noch; wenn es aber geschah, so war er so schrecklich wie je. Seine Freigebigkeit oder der Schrecken seines Namens hatten ihm bisher die Treue der Dorfbewohner in seiner Nähe gesichert, aber er erfuhr, daß der Kutwal (Polizeibeamte) einer benachbarten Stadt, der bisher sein Freund gewesen war, sich seiner zu bemächtigen suche. Er ließ ihn unter anderm Namen zu einer Zusammenkunft laden, und als derselbe sich arglos einstellte, hieb er ihn plötzlich nieder. Indeß zeigte sich Scheikh Dallu auch jetzt noch manchmal seiner frühern, bessern Zeit würdig, und bestand mehr als Ein Gefecht Mann gegen Mann mit Glück und ausgezeichnetem Muthe.

Aber mit jedem Tage war er weniger im Stande, es mit der gegen ihn ausgesendeten Macht aufzunehmen: er konnte sein gewöhnliches Gefolge nicht mehr unterhalten, in steter Furcht vor Verrath eilte er unaufhörlich von einem Ort zum andern, da er nirgends mehr als einige Tage zu bleiben wagte, und in dem unglücklichen Ende vieler seiner Gefährten das Schicksal, das seiner selbst wartete, voraus sah. Große Preise waren auf seinen Kopf gesetzt, und auch die Engländer hatten dieß gethan, viele gefürchtete Räuber waren schon durch ihre eigenen Raubgenossen umgekommen, welche von den Behörden der einheimischen Fürsten alsbald den versprochenen Lohn bekamen, aber die Engländer waren nicht so bereitwillig. Einer von Dallu's Gefährten war durch einen Verräther gefallen, der das blutige Haupt zu dem oben erwähnten englischen Officier trug, und den Mordlohn forderte. Entsetzt über den Anblick erklärte dieser letztere, daß Helfer und Helfershelfers von Räubern keinen Anspruch auf Belohnung hätten, und er den Fall seiner Regierung anheimstellen müsse. Der Kerl, der den Lohn forderte, war ein wild aussehender Mensch, dem der gemeine Räuber und Mörder auf die Stirne geschrieben war; jeden Tag erneute er seine Forderung, verband sich mit einigen andern Spitzbuben, die täglich dem Officier auflauerten, und wahrscheinlich wäre ein Anschlag auf das Leben desselben zur Ausführung gekommen, wenn nicht von Bombay Befehl eingelaufen wäre, das Geld zu bezahlen. Die Schwierigkeit, welche solchergestalt die Belohnung des Verraths fand, und die unzweideutige Gesinnung der englischen Behörden über diesen Punkt thaten diesen Handlungen des Verraths ziemlich Einhalt, um so mehr, als durch nicht immer leichte Beweise die Identität der Köpfe hergestellt werden mußte. Diesem Umstande dankte wahrscheinlich auch Dallu seine Rettung; die englische Regierung ließ, als mehrere Versuche mit gewaffneter Hand geschehen waren, um die Gefangenen aus den Lehmforts zu befreien, Gefängnisse aus Stein aufführen, und so blieben die ärgsten Räuber eingesperrt: Dallu immer einsamer, entmuthigt und flüchtig, führte ein unstätes Leben, stets gefährdet durch die von den einheimischen Fürsten auf seinen Kopf gesetzten Preise, aber das Glück blieb ihm treu bis ans Ende, und er starb in Frieden.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836. Von Sabiotzky.

(Russisches Journal des Ministeriums des Inneren. Julius 1838.)

Am 19 December 1835 (31 December n. St.) um 1 Uhr Nachmittags verließ ich Astrachan mit meinem Reisegefährten dem Lieutenant vom Berg-Ingenieurcorps Ph. Ein unfreiwilliges Gefühl des Kummers bei der Trennung von einem Freunde, die Neuheit meiner Lage, die Beschwerlichkeit eines weiten Weges durch öde und nicht ganz gefahrlose Gegenden, alles dieß machte einen niederschlagenden Eindruck auf mich, und die Einsamkeit des Weges in den fast unbewohnten Steppen konnte meinen Gedanken nicht so schnell eine andere Richtung geben.

Die Kalmücken der Steppe.

Von Astrachan nach Kisljär rechnet man 574 Werste; der Weg führt durch Steppen, die selbst im Sommer von allem Grün entblößt sind, und bei unserer Abreise ganz mit Schnee bedeckt waren; links tauchten von Zeit zu Zeit zugefrorene, mit trockenem Schilfe bedeckte Meeresarme auf, und manchmal trafen wir auf Sandhügel, welche der Wind vom Schnee entblößt hatte. Aber auch diese leanrigen Ebenen sind im Sommer durch nomadische Niederlassungen der Kalmücken, namentlich der Ulusse Eketen und Jandyk, belebt, welche im Winter an dem Busen des kaspischen Meeres in der Nähe des Weges nach Kisljär herumziehen, und durch ihr kriegerisches Hirtenleben und ihre Geschichte dem Beobachter so viel Merkwürdiges darbieten. Sie gehören zur großen mongolischen Familie, und zogen gleichsam lawinenartig von dem Fuße des Altai nach Westen, kamen aber nicht zu dem

Digitized by Google

blutigen Fest ihrer ältern Brüder; sie setzten über den Ural und die Wolga, aber der Don, an dessen Ufer sich ein neues kriegerischer Stamm, die Kosaken, erhoben hatte, blieb ihnen versperrt. Da erinnerten sie sich der vaterländischen fetten Ufer des Irtysch und Ili, und dachten daran, in ihr Vaterland zurückzukehren: 55,000 Familien, welche auf dem linken Ufer der Wolga umherzogen, wandten sich am 5 Januar 1777 gegen Osten. Die ersten Tage dieses Zuges waren Festtage; aber mit dem ersten Schritt über den Ural verschwand der Zauber: die Kirgisen umkreisten sie von allen Seiten, und die Kalmücken mußten das ganze Jahr hindurch den Weg mit den Waffen öffnen, ihre Familien vor der Gefangenschaft, ihre Heerden vor dem Raube schützen. Nachdem sie unglaubliche Beschwerden ausgestanden und unendliche Noth erduldet, näherten sie sich endlich den erwünschten Gränzen der alten Heimath; aber hier traf sie ein neues Unglück. Die Chinesen hinderten sie am Eintritt in ihr ehemaliges Vaterland, und die Kalmücken konnten nun mit dem Verlust ihrer Unabhängigkeit und der Veränderung ihrer ganzen Lebensweise in dasselbe eindringen, denn sie mußten sich jetzt unter der Aufsicht chinesischer Beamten mit dem Ackerbau beschäftigen. Die Kalmücken, welche auf der Bergseite der Wolga umherzogen, konnten diesen Strom, da er in jenem Jahre nicht zufror, nicht überschreiten, und blieben in Rußland in ihrer frühern Lage, trotz zahlreicher Bemühungen der Regierung, ihre innern Einrichtungen zu ändern. Was steht diesem Volk in der Zukunft bevor? Die Kalmücken geben sich wohl nicht mit der Untersuchung dieser Frage ab; aber es scheint, sie fühlen, daß sie, einmal durch das Schicksal in die Mitte eines geordneten Reichs versetzt, ihr räuberisches, ja sogar ihr Hirtenleben nicht fortsetzen können.

Da ich vier Monate mich in Astrachan aufgehalten, hatte ich auf meinen einsamen Spaziergängen außerhalb der Stadt oft die Kibitken der Kalmücken besucht, und stets eine fröhliche, uneigennützige Gastfreundschaft gefunden. Hier hat das Sprüchwort: je reicher desto lustiger, seine ganze Wahrheit beibehalten. Ihr Benehmen gegen den Gast ist sogar lästig für den, der nicht an die Bewirthung mit Tabak, Ziegelthee und ihren nicht sonderlich reinlichen Speisen gewöhnt ist. Eine Weigerung von Seite des Gastes gilt für eine Kränkung der Hausfrau. Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient ihre Uneigennützigkeit untereinander.

Ein gemeinsamer Charakterzug aller Kalmücken ist Faulheit und Müßiggang, namentlich bei den Männern, denn die Weiber sind arbeitsam, besorgen alle häuslichen Geschäfte, während die Obliegenheiten der Männer sich auf das Tränken des Viehes und für einige wenige auf das Hüten der Heerden beschränken; die übrigen, namentlich die Wohlhabenden, welche über 40 Jahre alt sind, bleiben völlig unthätig, rauchen Tabak, und schlendern in den benachbarten Kibitken umher, in der Hoffnung, irgend etwas Machan (Fleisch) oder Arki (Branntwein) zu finden; ihr Hauptgenuß aber besteht in der Gesprächigkeit. Doch sind ihnen auch andere höhere Genüsse, wie Musik und Dichtkunst, nicht ganz fremd. Ihre musikalischen Instrumente, die Balaiclka und Jatga (ein Instrument nach Art der Gußli*) mit sieben kupfernen Saiten), können freilich nur monotone und nicht sehr regelmäßige Klänge hervorbringen, aber das Ohr der Kalmücken findet auch darin Harmonie. Meist spielen die Weiber, die Männer aber lieben den Gesang. Die Gesänge bilden vorzugsweise die Poesie der Kalmücken. Sie rühmen darin die Thaten ihrer Helden, schildern die Natur und drücken die Gefühle der Liebe aus. Die Worte derselben werden nicht schriftlich abgefaßt, ja sie gehen nur selten von Mund zu Munde, jeder verfaßt sie selbst in Augenblicken der Eingebung oder improvisirt bei einem sich darbietenden Gegenstande. Freilich finden sich bei solchen Improvisationen nicht gerade tiefe Gedanken, noch weniger Kunst, aber eine gewisse Stärke des Gefühls kann man ihnen nicht absprechen. Ihre Melodien sind im Allgemeinen, die zum Tanz ausgenommen, gezogen und ausnehmend monoton: es ist etwas Unbestimmtes, das weder Freude noch Kummer ausdrückt, sondern einen gewissen Mittelzustand, eine Art Hindämmern. Obwohl ich indeß die Sprache nicht verstand, horchte ich doch gern diesen so zu sagen primitiven Klängen, diesem Echo von Gefühlen, Sitten und Begriffen, welche bei gebildeten Nationen bereits verschwunden sind, und nicht wieder erstehen werden.

Es gibt nach zwei Arten von Poesie bei den Kalmücken: ihre Mährchen und ihre Mythologie. Die Mährchen pflanzen sich mündlich fort, ihr Inhalt bleibt stets derselbe, aber die Form der Erzählung hängt ohne Zweifel sehr von den Talenten des Erzählers ab. Darum glänzt bald ein und dasselbe Gedicht mit aller Ueppigkeit einer orientalischen Phantasie, bald scheint es ein trockenes und unzusammenhängendes Geschwätz. Die Thaten ihrer Helden, meistens ins Wunderbare gemalt, bilden den Inhalt der Erzählung. Religiöse oder mythische Sagen haben gleichfalls einen heroischen Charakter, und gleichen dem Wesen nach ähnlichen poetischen Erzeugnissen anderer Nationen. Ueberall leuchtet eine tragische Ansicht des Schicksals der Welt und eine Erinnerung an eine untergegangene heroische Menschheit durch. Die ersten Menschen, welche nach den religiösen Begriffen der Kalmücken (die ohne Zweifel aus dem fernen Osten, aus Tibet, entnommen sind) von dem glänzenden Geiste das Daseyn erhalten hatten, waren mit allen Gaben höherer geistiger Wesen ausgerüstet, von einem Glanzschimmer umgeben, hatten Flügel, waren von riesenhaftem Wuchse, bedurften keiner Nahrung, lebten 60 Jahr und wurden dann wieder geboren vermittelst der Seelenwanderung. Aber dieser selige Zustand wurde verscherzt durch die Unenthaltsamkeit Eines Menschen, welcher ein irdisches Erzeugniß, Schime genannt, aß und auch andere dazu verführte. Dann erfolgte eine große Katastrophe: Dunkelheit umhüllte die Menschen, und nur einige unter Tausenden, welche ihre Heiligkeit bewahrt hatten, stiegen zum Himmel auf und wurden Burchane. Auf der Erde herrschte Mangel und Sünde, aber die Burchane, welche die Tugend auf Erden geschwächt sahen, entschlossen sich dieselbe zu besuchen, und durch Verkündigung der Lehre des Lama aufs neue den Samen der Wahrheit auszustreuen. Schon sind einige Burchane auf die Erde gekommen, aber nichtsdestoweniger dauert die Verminderung der Lebenslänge und Körpergröße fort, und dem menschlichen Geschlechte steht ein tragisches Ende bevor: Noth und Mangel werden fast alle Menschen vernichten, hierauf die Erde durch Feuer und Wasser gereinigt werden, und dann aufs neue ein Zeitalter des Glücks beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gußli ist ein fast wie ein Clavier gestaltetes Instrument, dessen Saiten wie die der Harfe mit der Hand gerissen werden.

Auffindung von Fossilien. Ein Hr. Bourjot, Professor am Collegium Bourbon, theilte kürzlich einer geleheten Gesellschaft in Paris die Nachricht mit, daß man zu Cheroilly, vier Lieues von Orleans, eine ganze Kinnlade von einem Dinotherium mit noch einigen darin befindlichen Zähnen entdeckt habe. (Echo du Monde Savant vom 19 December.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Serbien.)

Digitized by Google

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1839.

Ueber die weiße Bevölkerung Südamerika's.

(Aus Robertsons Lettres on Paraguay.)

Die erste Frage wäre natürlich: wer sind die Ureinwohner des Landes? Zu Montevideo, zu Rio Janeiro sieht man keine, und frägt man danach, so hört man von einigen Wanderstämmen in den Pampas und einigen zerstreuten Horden in den Wäldern Brasiliens; aber in den jetzt volkreichen Districten des portugiesischen Südamerika's, so wie auf der ganzen Ostseite des Platastusses, sind die armen Indianer nahezu ausgerottet. In Brasilien haben portugiesische Soldaten und Abenteurer ihnen ihr Geburtsrecht entrissen. Diese brachten einige Frauen aus Europa mit, und führten später eine weit größere Zahl aus Afrika ein. Die Masse der Bevölkerung, welche sich für weiß ausgibt, stammt von ursprünglichen portugiesischen Ansiedlern und von afrikanischen oder indianischen Frauen; das afrikanische Blut ist im Laufe der Jahrhunderte etwas verdünnt worden, so daß wer nicht wolliges Haar hat, so dunkel auch sonst seine Hautfarbe seyn mag, sich seines edlen Blutes (sangre noble) rühmt. Helles Haar und eine röthliche Gesichtsfarbe gelten für unzweifelhafte Zeichen des Adels. Nach diesen Europäern kommen die weißen Creolen, dann die aus gemischtem europäischem und indianischem oder afrikanischem Blute, hierauf ein zweifelhaftes Geschlecht, das sehr unsichere Ansprüche auf eine europäische Vaterschaft macht, endlich der Negercreole, und zuletzt von allen der arme Sambo aus Congo selbst. Die Feindseligkeit zwischen dem gebornen Europäer und dem Creolen ist so bitter, daß häufig ein europäischer Vater seinen eigenen in Amerika gebornen Sohn in die Knechtschaft hinabzustoßen bemüht ist, ja die Europäer scheinen von jeher mit der instinctartigen Befürchtung gehandelt zu haben, daß ihre eigenen Söhne eines Tags sich gegen sie erheben würden.

Die Bevölkerung von Rio ist so verschieden in ihrer Farbe, als sie in ihren Ansichten gespalten ist. Von etwa 100,000 Einwohnern sind wenigstens 50,000 Neger, 20,000 Mulatten, die ein, zwei bis drei Grade vom Schwarzen entfernt sind; europäische Creolen etwa 20,000, und Fremde nebst den eingewanderten Portugiesen machen die noch übrigen 10,000 aus. Die alten Auswanderer aus Spanien und Portugal waren Leute von niederem Stande und wenig oder gar keiner Erziehung. Nur die Vicekönige, ihr Stab und unmittelbare Umgebung, so wie die Richter, die höhern Verwaltungsbeamten und Officiere der Marine konnten auf etwas mehr Bildung und auf feinere Sitten Anspruch machen. Eine andere in Buenos-Ayres nicht vorhandene, aber in Chili und Peru sehr zahlreiche Classe sind die Nachkommen der frühesten Ansiedler, die auf hohe Geburt Anspruch machten. Allein die langen Gewohnheiten ungezwungenen Lebens, die Nachlässigkeit in allem, was äußern Anstand betrifft, zeigen deutlich, daß diese alten Edelleute längst zum Range der Plebejer herabgesunken sind, und wenn schon vor der Revolution die vergoldeten Räder an ihren plumpen Wagen, nebst den roh ausgehauenen Wappenschildern über ihren Häusern die einzigen Spuren der Herkunft dieser alten Marquis und Grafen waren, so hat das erwähnte Ereigniß auch diese größtentheils verwischt. An erworbener Bildung hat es dieser Classe, wie den spanischen Südamerikanern überhaupt, bei den schlechten Unterrichtsanstalten, von jeher gefehlt, dagegen besitzen sie viel natürliches Talent, eine lebendige Einbildungskraft ist fast allgemein, und in ihrer schönen Sprache drücken sie sich ungemein fließend, ja beredt aus.

Die Jugend, die nicht für die Kirche und für den Advocatenstand erzogen ward, wurde Verwalter ihrer väterlichen Landgüter, Kaufleute oder Krämer. In Chili und Peru, wo die Landgüter groß sind, und eine Sklaven- oder Vasallenbevölkerung haben, die sie pachtet, wo oft auch ein Adelstitel damit verbunden war, galt vor der Revolution der Landbesitz für ein beneidenswerthes Privilegium, und Kaufleute wurden als eine niedrigere Kaste betrachtet. In Buenos-Ayres und Paraguay war dieß anders. Die einzigen Landbesitzungen, die man der Beachtung werth hielt, waren die Estancias von einigen Quadratleguas Ausdehnung; hier fanden sich einige Lehmhütten für die Hirten der Heerden, welche leicht 12 bis 15,000 Stück Hornvieh betragen mochten. Aber die Besitzer dieser Estancias, obgleich Leute von solidem Vermögen, erreichten vor der Revolution keine wichtige Stellung in der Gesellschaft, theils weil der geringe Werth ihrer Heerden ihnen nur ein beschränk-

Digitized by Google

tes Einkommen gab, theils weil ihre rohe, von aller Bildung entblößte Lebensart sie von den stolzen Altspaniern und ihren eigenen besser unterrichteten Landsleuten fern hielt, obwohl sie einen großen Theil des Jahres im eigenen Hause in der Stadt lebten. Seit der Revolution hebt sich diese Classe mehr und mehr zu dem Einflusse, den ein sehr gestiegener und noch immer steigender Werth des Grundeigenthums natürlich verleiht.

Eine achtungswerthe und für ihre Stellung einsichtsvolle Classe von Landbevölkerung bilden die Chacareros. Ein suerte de chacara, Landantheil, etwa eine Legna und drüber groß, die ihnen durch eine ursprüngliche Krondewilligung zugetheilt wurde, ist ihr Besitzthum, das sich stets in der Nähe einer Stadt befindet. Sie leben ohne Unterschied auf ihren Chacaras, was bei den Estancieros nicht immer der Fall ist, und bilden eine, wenn auch nicht sehr industriöse oder gebildete, doch höchst nützliche Classe. Ihr Verkehr mit der Stadt gibt ihnen eine Verstandesschärfe, welche den kleinen Estancieros gewöhnlich fehlt. Der Chacarero ist meist tapfer, offen und gastfrei; seine Frau und Töchter lieben den Putz, und er selbst nebst seinem Pferde ist an einem Dia de Fiesta reich aufgeputzt. Nichts ist malerischer, als ihn auf seinem Pferde seine gleichfalls berittene und mit allen Regenbogenfarben glänzende Familie nach der nächsten Capelle begleiten zu sehen, um dort die Messe zu hören.

Die hier aufgezählten Classen, nebst den Kaufleuten, Krämern, Handwerkern und einer großen Menge von Creolen-Negern und Mulatten, welche die arbeitende und dienende Bevölkerung bilden, machen die Masse der Bewohner des spanischen Südamerika aus.

Serbien.

(Fortsetzung.)

Wie es unmittelbar nach der Eroberung in Serbien stand, läßt sich eher denken, als mit einiger Sicherheit angeben: eine wilde Soldateska hauste darin so ziemlich nach Gefallen. Indeß mußte wohl nach und nach ein geordneter Zustand eintreten, der jedoch freilich fürs erste die Unterdrückung zur Regel machte. Abgesehen von einer Steuer an Menschen, da jährlich eine gewisse Anzahl Knaben an die aus Christenkindern recrutirten Janitscharen eine Zeit lang abgegeben werden mußte, und Getreidelieferungen an den Pascha von Belgrad, wurde das ganze Land an die türkischen Soldaten, Spahi, vertheilt; (die Serbier nannten sie mit einer ihnen eigenthümlichen Endung Spaija). Diese Spaija mußten die Kopfsteuer (slawisch Glawnitza, türkisch Kharatsch) und den Zehnten erheben, und an den Pascha abliefern, wobei, da die Art der Einsammlung so wie das Verhältniß der Spaija zum Pascha nicht gehörig festgesetzt war, die Spaija freilich sich nicht schlecht stehen mochten. Ob diese Einrichtung ursprünglich aus einer fast allgemeinen Besetzung des Landes und Einquartierung der Truppen hervorging, oder ob die Spaija anfänglich nur zur Eintreibung der Steuern ausgesendet wurden, läßt sich wohl nicht mehr ermitteln, doch ist das Letztere wahrscheinlich, indem auch in Serbien, wie in allen eroberten Provinzen, einzelne Dörfer als kaiserliche Domainen (Mukada oder Jeminink) zurück behalten wurden. Mit der Zeit wurde das Verhältniß zwischen den herrschenden Türken und den Unterworfenen wohl dadurch besser, daß zu Spaija's allmählich moslemitisch gewordene Bey's aus Bosnien und der Herzegowina genommen wurden, die also geborne Serbier waren, gleiche Sprache mit dem Volke redeten, und nur nach türkischem Gesetz durch ihre Religion dem herrschenden Volke zugezählt wurden. Diese Einrichtung und die daraus hervorgehende Erleichterung hatten die Serbier wohl einigen ihrer Landsleute zu danken, die Moslems wurden und zu den höchsten Würden des Reichs, selbst zu der eines Großwessiers, emporstiegen. Wenn ein Spaija in ein Dorf kam, um die Kopfsteuer und den Zehnten zu erheben, so mußte er auf Kosten des Dorfes unterhalten werden; mancher Spaija mochte daher wohl fast das ganze Jahr im Dorfe bleiben, wo er jedenfalls die höchste Gewalt ausübte; aber wenn die Regierung in Constantinopel oder der Pascha gnädig gestimmt war, so wurde dieß als ein Mißbrauch abgestellt. Die regelmäßigen Steuern waren sehr mäßig, und wurden es dadurch noch mehr, daß man sich über den Zehnten gewöhnlich abfand. Wäre die Einrichtung der Spaija's geblieben und allmählich verbessert worden, so wäre wohl nie eine serbische Revolution ausgebrochen.

Einzelne Dörfer waren viel ungünstiger gestellt, aus welcher Veranlassung, ist nicht mehr zu ermitteln. Ihr Vorstand hieß Tschiduktschija, und sollte den Neunten einsammeln. Der Name ist seltsam genug: Tschidnktschi heißt ein Pfeifenträger, und da dieß ein Hofamt, sowohl in Constantinopel als bei jedem Pascha ist, so waren dieß wohl Verleihungen an einzelne Günstlinge, um so mehr, als die Bewohner eines Dorfes für den Tschiduktschi auch arbeiten mußten, anfangs bloß Sonntags, später auch an andern Tagen. Die Last eines solchen Dorfes war um so schwerer, als der Tschidnktschi gar häufig sich ein Haus in demselben baute, und es nicht mehr verließ, so daß er zu einem wahren Frohnvoigt für seinen eigenen Beutel wurde. Dieß betraf indeß anfangs nur einige Dörfer und die Mehrzahl des Volks war von diesem Drucke frei.

Ein viel ernsteres Uebel war die Rechtsverwaltung. In jedem Districtshauptort saß ein Kadi, und ihm zur Seite ein Mussellim oder Polizeiverwalter: der Kadi richtete nach dem Koran und war meist ein geborner Türke, der Mussellim aber, der an manchen Orten auch den slavischen Namen Woiwode führte, war gewöhnlich ein zum Moslem gewordener Serbe. Da keiner von beiden eine Besoldung hatte, so lebten sie von Geldstrafen und Bestechungen. Zu welchen schreienden Mißbräuchen dieß führen mußte, läßt sich ohne Mühe errathen. Geldstrafen bildeten auch das Haupteinkommen des Pascha: fiel ein Mord vor, so wurde nicht dem Mörder nachgeforscht, sondern das Dorf oder auch mehrere Dörfer, in deren Nähe er vorfiel, mußte 1000 Piaster Strafe zahlen. Für eine außereheliche Geburt

Digitized by Google

mußte gleichfalls gezahlt werden,*) und dem Wohlhabenden, bei dem man Geld vermuthete, konnte jeden Augenblick eine Geldstrafe auferlegt werden, indem man ihn beschuldigte, er habe Uebels gegen einen Türken ausgesagt.

Wie so den türkischen Behörden ein breiter Weg zu Erpressungen offen stand, so fehlte es auch an andern Bedrückungen nicht. Der christliche Serde unterschied sich schon durch seine Kleidung von dem Moslem, durfte, wenn er einem Türken begegnete, nicht zu Pferde sitzen bleiben, keinen Säbel tragen, mußte, wenn er in die Stadt kam oder einem Türken begegnete, Flinte und Messer ablegen und die Pistolen mit einem Mantel bedecken, ja ein Türke konnte einen Serden ohne weiters von der Straße wegnehmen, Knechtsdienste in seinem Hause verrichten lassen, und wenn er ihn bei dieser Gelegenheit prügelte, galt vor Gericht keine Klage. Die natürliche Folge war, daß die Serden sich nicht in Städten und Festungen aufhielten, eben so wenig in der Nähe von Heerstraßen, die Türken dagegen mieden klüglich einsame Landpartien, weil sie gar häufig erschlagen wurden, und wenn kein Leichnam aufgefunden wurde, niemand darnach fragte, wenn sich aber ein Leichnam fand, mit Bezahlung des Blutgelds Alles abgemacht war.

Die Art der türkischen Herrschaft und Gerechtigkeitspflege machten indeß manchem ein ruhiges Leben so gut wie unmöglich, sie flüchteten sich in die Wälder, und wurden Haiduken, d. h. Räuber. Vielleicht bedeutet Haiduk wie das polnische Haydamak, einen Waldläufer, diejenigen, die sich in die Wälder flüchteten, und lange waren die Haiduken aus den vornehmsten serbischen Familien, traten häufig in venetianische Dienste, und vertheidigten die Besitzungen der Venetianer in Dalmatien gegen die Türken. Natürlicherweise aber sanken die Haiduken, wenn auch ihre Feindseligkeiten hauptsächlich gegen die Türken gerichtet waren, oft genug zu gemeinen Räubern herab, gegen die das Volk in Masse aufgeboten wurde; in jedem Gebiete eines Knesen oder einheimischen Districtsvorstehers gab es früher einige Panduren, oder öffentliche Sicherheitswächter, die meist mit Türken verbunden gegen die Haiduken auszogen, und viele dieser letztern, die des unruhigen Lebens müde wurden, kamen bei dem Pascha um Pardon ein, wurden Panduren, und machten nun auf ihre ehemaligen Genossen Jagd. Immer war aber die Existenz der Haiduken ein fortwährendes Zeugniß gegen die Willkürherrschaft der Türken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich weil der Charatsch nur von Verheiratheten erhoben wurde.

Ein Gottesgerichtskampf in Kaukasien.

Nachrichten aus Tiflis vom 5 November zufolge fand ein Kampf, dessen Umstände an die Tage des Ritterthums erinnern, kürzlich in einer Provinz Kaukasiens statt. Der junge kabardische Fürst Schemchedril hatte die Tochter des Bey von Bolyraki geraubt, und behielt sie bei sich, ohne sie heirathen zu wollen. Der Vater des jungen Mannes, der sich wegen dieses seiner Familie, einer der ältesten und glänzendsten in dieser Gegend, angethanen Schimpfes rächen wollte, befahl seinem ältesten Sohne Meslik, den Räuber zum Kampfe herauszufordern. Dieser nahm die Aufforderung an, und am 25 October vorigen Jahres sah man genau um Mittag die beiden Gegner in der Ebene von Arstana, zwischen Derbend und Buinaki, zu Pferde, jeden in Begleitung von zwölf Nukirs (Schildknappen), ebenfalls zu Pferd, mit den Bannern ihrer Herren, ankommen; alle waren in vollständiger Bewaffnung mit Panzerhemd, Panzer, Armschienen, Panzerhandschuhen und dem Helme mit Federbusch; an der Seite den Handegen und die Lanze in der Faust.

Auf den Bannern des Fürsten befand sich ein goldener Falke auf grünem Feld; auf denen des jungen Bey war ein rothes Feld mit einem schwarzen Bären mit drei silbernen Sternen darüber. Vier von beiden Parteien zu Kampfrichtern erwählte Greise saßen auf einer Estrade, und verkündigten dem Fürsten und dem Bey, sie hätten entschieden, daß derjenige von beiden, der aus dem Sattel gehoben und dessen Gefolge besiegt oder in die Flucht gejagt würde, sich dem Gesetze des Siegers zu unterwerfen habe. Der Kampf begann von beiden Seiten mit gleicher Zuversicht, und wurde bald hartnäckig; es wurde Mann gegen Mann gekämpft, bereits waren vierzehn Schildknappen zu Boden gestreckt, als Meslik, obgleich aus drei Wunden blutend, durch einen eben so kühnen als gewandten und plötzlichen Angriff den Fürsten Schemchedril aus dem Sattel zu werfen wußte. Der Sieger verlangte von dem Besiegten weiter nichts, als daß dieser seine Schwester ohne Verzug heirathe, was folgenden Tages am 27 October stattfand. — Der russische Gouverneur mißbilligte den Vorfall, als er ihn erfuhr, gar sehr, da aber Niemand umgekommen war, so ließ er die Sache auf sich beruhen.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

Kisljär.

(Fortsetzung.)

Am 25 December (6 Januar) um 1 Uhr Mittags kamen wir nach Kisljär. Als wir in der Ferne die Kirchthürme und einige hie und da zerstreute, wenn auch von Blättern nothdürftige Maulbeerbäume sahen, waren wir nicht wenig erfreut. Ermüdet von der langwierigen und zum Theil unsichern Reise in den Steppen, erfreuten wir uns schon zum voraus in dem Gedanken an Ruhe, und die Gastfreundschaft, die man uns in Kisljär erzeigte, wird darum stets angenehme Erinnerungen in uns erwecken. Die Lage der Stadt hinsichtlich der Gesundheit und Reinlichkeit ist sehr schlecht, weil die Gegend niedere und sumpfig ist. Sie liegt im Delta des Terek zwischen zwei Armen, dem eigentlichen Terek und der Borozda, acht Werste unterhalb ihrem Theilungspunkt. Eine Werst unterhalb der Stadt theilt sich der Terek neuerdings in zwei Arme, den alten und den neuen Terek; die Borozda theilt sich in die Prorwa und den Buderowy Erik. Der Terek ist, wie alle andern Bergströme, annehmend reißend, führt Steine und Sand von den Bergen mit herab, und setzt diese an verschiedenen Stellen, je mehr er sich seiner Mündung nähert, ab; dadurch erhöht sich das Bette seiner Rinnsale fortwährend, das Wasser tritt beim geringsten

Digitized by Google

Anschwellen leicht über seine Ufer und überschwemmt die Umgegend. Um dieß zu verhindern, werden die Ufer an einigen Stellen mit Faschinen festgemacht.

Kisljär, das einen bedeutenden Handel mit Branntwein, Wein und Fischen treibt, muß seine Waaren auf der Landzunge zwischen den Flußarmen fortschaffen, da der Terek keineswegs bis an die Stadt schiffbar ist, was leicht hergestellt werden könnte. Wäre dieß in Stand gesetzt, so könnte Kisljär auch sein Bauholz, das jetzt mit großen Kosten auf der Achse herbeigeschafft werden muß, zu See und auf dem Terek beziehen. Und nicht nur Kisljär selbst, sondern das ganze kaukasische Land würde gewinnen, indem man Proviant zu Wasser herbeischaffen könnte. Vor 70 Jahren, als der Terek noch nicht in so viele Arme zertheilt war, war die Wassermasse so bedeutend und der Lauf so reißend, daß Erde und Sand nicht Zeit hatten, sich zu setzen, sondern durch den reißenden Lauf ins Meer fortgerissen wurden. Hierauf theilte sich der Terek in zwei Arme, den alten und den neuen Terek, setzte dann seinen Lauf gegen das Meer fort, und spaltete sich endlich noch in einige kleinere Arme, in denen das Wasser jetzt nur einen Fuß tief ist. Um diese Zeit bestand sieben Werste oberhalb der Stadt ein Canal, der in das linke Ufer eingeschnitten war, zur Bewässerung der Gärten und Felder auf der Nordseite der Stadt; durch natürliche Fortwirkung oder durch künstliche Veranlassung, welche die Folgen nicht berechnete, mehrte sich das Wasser in diesem Canale mit jedem Tage, denn die Besitzer der obengenannten Gärten und Felder sandten ihren Vortheil darin, und die übrigen Einwohner kümmerten sich nicht darum; endlich wurde der Canal zum Flusse Borosda. Natürlich aber verminderte sich das Wasser im Terek um eben so viel, als in die Borosda floß, der rasche Lauf des Terek ward gemindert, er versandete, und sein Bette erhöhte sich immer mehr.

Im Jahre 1823 trat ein neues Ereigniß ein, welches die Gefahr der Stadt noch vergrößerte: auf dem linken Ufer der Borosda grub sich das Wasser ein neues Rinnsal, und bildete einen Fluß, die Peorwa, welche nördlich von der Borosda strömt, und bei Tscheeny Rynok (schwarzer Markt) in das kaspische Meer fällt. Dieß minderte die Wassermasse im Terek noch mehr, und sein Bette füllte sich allmählich mit Sand und Schlamm: alles Wasser wandte sich gegen die Borosda, von dieser in die Peorwa, und da es nicht auf hinreichende Hindernisse stieß, ergoß es sich in die Felder, drang selbst 25 Werste tiefer staab in die Kosakenstanizas und die Dörfer der Gutsbesitzer, umgab Kisljär mit Sümpfen, und minderte den Fischfang im Terek bedeutend.

Im Jahre 1834 wurde von der Localbehörde die Wegeverbindungen das Project ausgearbeitet, die Ufer des Terek, der Borosda und Peorwa in den Umgebungen von Kisljär zu befestigen: das Project wurde auch im Jahre 1834 von der Regierung bestätigt und 100,000 Rubel dazu angewiesen. Die Arbeiten wurden im October, November und December fortgeführt unter Major Granet; die am Terek, da, wo die Borosda abfließt, errichtete Wasserwehr hat gleich in den ersten Monaten den gewünschten Erfolg gezeigt: sie blieb durch den heftigen Anstoß des Eisganges unversehrt, und das Wasser fließt nun wieder vorzugweise in den Terek. Das Bett dieses letztern vertieft sich durch die größere Schnelligkeit der Strömung merklich von selbst, und so ist Hoffnung vorhanden, daß einer der Hauptnachtheile der Lage von Kisljär bald abgewendet seyn wird.

Kisljär erstreckt sich längs dem Terek von Westen gegen Osten, und besteht aus einer Festung, der dazu gehörigen Slobode und der eigentlich sogenannten Stadt. Die Festung hat einen Erdwall und einen mit Schilf überwachsenen Wassergraben. Kirchen zählt man drei steinerne und vier hölzerne, Häuser über 2000, von denen jedoch der größere Theil aus Lehm (tuelak) aufgeführt ist; steinerne Gebäude sind nur sieben vorhanden, die alle der Krone gehören. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 9000, worunter über 1000 Kaufleute.

Die Hauptquelle des Reichthums von Kisljär besteht im Gartenbau; den Weinbau begann man schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, und Strecken, die jetzt unzugänglich, mit Salzlaken, Sümpfen und Schilf bedeckt sind, waren frühre mit Reben angepflanzt. Man führte bald alle Vortheile dieses wichtigen Zweiges des Ackerbaues, und die Regierung, welche demselben alle Aufmunterung hatte zu Theil werden lassen, feuerte die Thätigkeit der Einwohner, namentlich der Asiaten, an. In Kisljär ist der Boden im Allgemeinen thonig, mit einer bald großen, bald kleinen Beimischung von Sand, und hie und da von Salz. Die hier gepflanzten Weinreben gedeihen vortrefflich, nur mit dem Unterschiede, daß, wo wenig Salz ist, der ursprünglicher Anbau mühsamer ist und häufiger Wässerung bedarf. Es gibt Gärten, wo man sechs- und mehrmal des Jahres wässern muß, indem sonst die Weinreben unfehlbar zu Grunde gehen. An Stellen, wo des Salzes zu viel ist, schlagen die Reben gar nicht an, so daß einzelne schon angelegte Gärten durch das Einströmen von Salzwasser zu Grunde gerichtet wurden. Im Sande wächst bei dem reichlichen Wasser die Rebe gut, und trägt stets Früchte; ohne Wasser lohnt die Rebe, obwohl sie tüchtig heranwächst, die darauf verwandte Mühe nicht. Indeß ist zu bemerken, daß die Rebe in Kisljär auf dem festen, und namentlich auf dem Thonboden, ziemlich viel Früchte hervorbringt, der Wein doch schwach ist und sich nicht hält. Auf salzigem Boden ist der Wein süßer und stärker. Der Kishmish (vitis apyrena) gibt den besten Wein auf sandigem Boden. Im Allgemeinen ist der gewonnene Wein von geringer Güte, aber man macht Branntwein daraus, und gewann in günstigen Jahren 50 bis 100 Procent. Seit dem Jahre 1820 ist aber dieser wichtige Industriezweig in Verfall: im kisljärschen Kreise gewann man in bessern Jahren 1,200,000 Wedros Wein, die, in Branntwein umgewandelt, nach dem Jahrmarkt von Nishegorod gingen. Indeß ist der Preis des Weins ungemein niedrig: ein Wedro Trinkwein kostet an die 120, der beste 160 Kopeken, der Wedro Branntwein 4 bis 5 Rubel. Sonst wurde der Wein von Kisljär nach Moskau verkauft, jetzt wird er gar nicht mehr dahin geführt, wegen der größern Zufuhr von Weinen aus der Moldau und dem Archipel. Indeß ist diese Wohlfeilheit mehr eine Folge der schlechten Bearbeitung, als der Oertlichkeit, denn Wein aus einer Musterwirthschaft der Krone wurde willig der rothe zu 6, der weiße zu 12 Rubel gekauft.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 1** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Die soci le Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit. Zweiter Artikel. — Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur. Erster Artikel.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes (Artikel 9 G., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 1.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 Januar. 1839.

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

Erster Artikel.

Die unbestreitbare Bedeutung, welche die Literatur in den neuern Zeiten in den Hauptländern Europa's gewonnen hat, legt die Aufforderung nahe, so viel als möglich das Gesetzmäßige in ihren bunten und wechselnden Erscheinungen, das Stetige und Sichgleichbleibende in ihrem Flusse festzuhalten und uns zu verdeutlichen; denn auch auf diesem Gebiet, welches scheinbar am meisten der Willkür anheim fällt, wo die Individuen nach Gutdünken und Laune, nach Maßgabe ihrer Neigung oder ihres Talents und Genie's auftreten und ihre Kräfte versuchen, auch auf diesem Gebiet macht sich, wenn man nur die Erscheinungen nicht ganz vereinzelt nimmt, wenn man größere Massen zusammenfaßt, wenn man das ganz Individuelle und Caprieiöse von dem organisch sich Entwickelnden, von dem Universellen und gewissermaßen Nothwendigen zu trennen versteht, eine gewisse Regel und Gesetzmäßigkeit bemerklich, die sich vielleicht nicht sofort in eine ganz entsprechende Formel bringen läßt, aber der man sich doch annähernd und allmählich bemächtigen kann.

Nur eine ganz beschränkte und kurzsichtige Betrachtungsweise nimmt und beurtheilt jedes Buch bloß als ein einzelnes; der mehr philosophische Sinn strebt darnach, die Regeln und Gesetze zu entdecken, welche eine gesammte Literatue oder einzelne Abschnitte und Epochen einer solchen beherrschen. In der That versetzt sich auch Jeder, der sein Urtheil über ein einzelnes Produkt der Literatur abgibt, immer, wenn auch unbewußt, auf einen allgemeinern, vergleichenden Standpunkt; er untersucht, was das beurtheilte Buch, im Verhältniß zu andern seiner Gattung und Art, leistet, ob es einen Fortschritt bezeichnet, ob es den Schatz der Erkenntniß oder des Schönen bereichert, wie es sich zu der Bildung, zu den Sitten und Gesinnungen der Zeit oder des Volkes verhält; kurz jedes einzelne Urtheil setzt ein System voraus, welchem gemäß, aus welchem heraus es gefällt wird oder doch gefällt werden sollte — einen Ueberblick über ein größeres intellektuelles Gebiet, in welchem den einzelnen Produktionen ihr Ort angewiesen werden muß. Ein solcher Ueberblick und ein System kann aber nicht gedacht werden, ohne Erfahrung, und die Erfahrung von dem, was nach geistigen Gesetzen der freien Entwicklung wird und sich bildet, ist Geschichte. Die Literaturgeschichte ist etwas so Natürliches und Nothwendiges, wie die schlechthin so genannte Geschichte, worunter gewöhnlich vorzugsweise die politische Geschichte verstanden wird; aber sie ist ohne Zweifel noch schwerer zu schreiben, als die letztere; und während die Alten in der Geschichtschreibung noch jetzt unübertroffene, vielleicht unerreichte Muster aufzuweisen haben, blieb es den modernen Zeiten vorbehalten, die Literaturgeschichte zu schreiben, weil man im Alterthum den Begriff der Literatur im heutigen Sinn, oder vielmehr die Sache selbst, nicht hatte. Die geistigen Potenzen freilich, aus welchen die Literatur quillt, waren im Alterthum so gut vorhanden wie in den neuern Zeiten, abee es fehlten die Bedingungen, unter deren eigenthümlichem Einfluß sich der im modernen Boden wurzelnde Baum der Literatur entwickelte — die Druckerpresse, die Zurückdrängung des öffentlichen Lebens ins Studir- und Lesezimmee und Anderes. Aber auch bei uns ist die Literaturgeschichte, in einem höheen Sinn gefaßt, und auf fruchtbarere Weise behandelt, von ziemlich neuem Datum, und wenn auch allerdings die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn schon in den dem unsern voeangegangenen Jahrhunderten vieie und werthvolle Materialien für die Literaturgeschichte sammeiten und verarbeiteten, so dürften doch die jüngsten Jahrzehnte bedeutende Fortschritte gegen früher in der Schreidung der Literaturgeschichte, theils der allgemeinen, theils der von einzelnen Völkern, gemacht haben, und zwar aus folgenden Gründen: weil sich in Folge der großen und erschütternden Weltereignisse der historische Sinn der neuesten Zeit beträchtlich ausgebildet hat; weil durch ausgezeichnete, vielumfassende Geister, wie Herder, Wieland, Goethe, die Schlegel u. A. die eingeschränkten, spießbürgerlichen Einseitigkeiten des Geschmacks überwunden

Digitized by Google

und Bahn gebrochen wurde zur Anerkennung der literarischen Leistungen der verschiedensten Völker und Epochen, und so Raum gewonnen ward zur fruchtbaren Vergleichung sowohl des Fremden unter sich, als des eigenen mit dem Fremden; weil bei steigender Aufklärung und Humanität die literarischen Schätze und Quellen immer zugänglicher wurden; weil endlich der, seit einigen Menschenaltern unbestreitbar verstärkte und unter den europäischen Hauptvölkern unter verschiedener Form mächtiger hervorgetretene philosophische Geist, welcher in England einen Bolingbroke, Shaftesbury, Chesterfield und Hume, in Frankreich einen Bayle, Diderot, Voltaire, Montesquieu, Rousseau, in Deutschland endlich die spekulativen Philosophen im eigentlichen Sinn, zu seinen Herolden und Repräsentanten hatte, — weil dieser philosophische Geist in allen Sphären des Wissens und Lebens nach allgemeineren und umfassenderen, andererseits aber auch nach schärfer gefaßten und strenger deducirten Resultaten, nach durchgreifenderen Gesetzen, nach klaren Orientirungspunkten, nach Erforschung von Ursachen und Wirkungen überall strebte; weil man anfing, die geistigen Facta und Momente der Geschichte höher zu stellen, als die äußern, so zu sagen materiellen Ereignisse. So ungleichartig die Tendenzen, die metaphysischen, sittlichen und socialen Ansichten der wirklichen oder sich so nennenden Philosophen waren, so ungleich das Gepräge, das sie der Bearbeitung der Wissenschaften und namentlich auch der Geschichte, aufdrückten — mittelbar oder unmittelbar wirkten doch immer sie selbst und ihre Schüler und Anhanger darauf hin, die Massen der Facta und Erfahrungen zu scheiden, zu ordnen, zu verbinden und zu organisiren. Schon liegen in der Literaturhistorie glänzende oder doch erfreuliche Leistungen vor, besonders von Deutschen, deren Werke sich hauptsächlich durch Gründlichkeit und Schärfe der Forschung und historische Unbefangenheit, und von Franzosen, deren Schriften durch die Lebendigkeit und Schönheit der Form sich auszeichnen. Wie schwer es indessen ist, den nach dem gegenwartigen Standpunkt der Wissenschaft und der Bildung an den Literarhistoriker gestellten Anforderungen zu genügen, springt ins Auge, wenn man bedenkt, wie mannichfaltige Talente und Elemente der Bildung bei einem Schriftsteller vereinigt seyn müssen, welcher diese Aufgabe zu lösen versucht. Erstlich muß ihm die äußere, politische Geschichte des Volks oder der Periode, deren Literaturgeschichte er schreiben will, vollkommen bekannt und gegenwärtig seyn, und zwar in einer größern Breite und Tiefe, als man sie aus einzelnen Geschichtswerken erlernen kann; er muß nicht bloß den Zustand der Höfe, die Lebensweise der fürstlichen Personen kennen, sondern die Gesittung, den bürgerlichen, religiösen, sittlichen Zustand wo möglich aller Stande und Volksklassen, theils weil die merkwürdigen Personen und Helden der Literaturgeschichte bald aus diesem, bald aus jenem Stande hervorgingen, theils weil sie, wenigstens die Ausgezeichnetsten unter ihnen, wieder auf das ganze Volk einwirkten. Sodann muß er genau bekannt seyn mit den Leistungen und Schriften der in der Literargeschichte auftretenden Personen, und diese Bekanntschaft muß nicht bloß eine historische seyn, so daß nur etwa über den Inhalt ihrer Bücher, kürzer oder ausführlicher berichtet würde, sondern der Geschichtschreiber der Literatur muß auch ein selbstständiges Urtheil, er muß einen geübten Geschmack besitzen, er muß ein Kritiker seyn; denn eine bloß referirende Literargeschichte in der Art: „A. wurde geboren den — — im Jahr — —; seine Blüthe fällt in die Jahre — —; seine berühmtesten Schriften sind — —, welche so und so viel Auflagen erlebten; man bewunderte an ihm die und die Eigenschaften, tadelte aber die und die Gebrechen," u. s. w. — eine solche Literaturgeschichte, im besten Fall eine Sammlung von einzelnen Biographien literarischer Notabilitäten, mag sie auch durch Sammlerfleiß und Genauigkeit der Angaben einen gewissen Werth behaupten, verdient wenigstens den Namen einer Geschichte nicht. Uebrigens darf unsers Erachtens in einer musterhaften Literargeschichte auch das biographische Element nicht vernachlässigt seyn, denn eine Geschichte, in der man bloß von Entwicklungen, von Tendenzen, von Kulturepochen, von nichts als Unpersönlichem vernimmt und liest, wird unlebendig und langweilig; die Biographie eines Autors liefert oft den besten und kürzesten Kommentar zu seinen Werken und wirkt häufig den günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen entgegen, die man bloß nach der Bekanntschaft mit den Schriften eines Mannes über seine ganze Persönlichkeit sich zu bilden geneigt ist. Man ist in der Geschichtschreibung so ziemlich davon zurückgekommen, die Thaten und Schicksale einzelner Regenten oder Familien zur Hauptsache zu machen und als solche zu behandeln, und die gesammte Entwicklung der Völker in einer kurzen angehängten Anmerkung abzufertigen; man schreibt jetzt die Geschichte von Staaten, Völkern und Nationen; aber es wäre eine große Thorheit, zu verlangen, es sollen jetzt die Personen der Fürsten, Gesetzgeber, Helden, welche die Sterne und Spiegel ihrer Zeit waren, in denen sich der Geist einer Periode im guten oder bösen Sinn aufs entschiedenste und klarste offenbarte, über deren Leben und Wirken das reichlichste Licht verbreitet ist, ganz in den Hintergrund gedrangt und beinahe mit Stillschweigen übergangen werden. Eine so demokratische Behandlungsweise der Geschichte würde ebenso unlebendig als falsch, und wahrscheinlich wurden diejenigen, welchen mit solcher Zurücksetzung der hervorragenden Persönlichkeiten ein Kompliment gemacht und geschmeichelt werden sollte, am wenigsten Geschmack an einer so antiaristokratisch nivellirten Geschichte finden. Alles Menschliche ist ein Persönliches; man kann zwar, man muß oft von den Personen und dem Persönlichen in der Geschichte absehen, immer aber muß man auch wieder darauf zurückkommen, und sich nicht diesen Boden wegziehen lassen. Dieß gilt auch von der Literargeschichte; und dem gewandten Bearbeiter dieses Felds wird gerade das Biographische oft die willkommendste Gelegenheit geben, den literarischen Charakter und Tendenz einer Periode mit den historischen Verhaltnissen und Zuständen auf natürliche und anziehende Art zu verknüpfen, und das etwas luftige und ideelle Gebäude intellektueller Facta und Entwicklungen an dem festen Boden des realen Lebens anzuheften. Der Umstand, daß die äußerlichen historischen Umstände, das Biographische und Persönliche, für einen großen Theil des Publikums leicht das Anziehendste an einem literar-

Digitized by Google

geschichtlichen Werk seyn mag, kann nun aber leicht zur Klippe für den Schriftsteller auf diesem Gebiet werden, weil er, diesem Geschmack des Publikums nachgebend, sich sowohl größern Beifall sichert, als auch seine Aufgabe ungemein erleichtert. Denn es ist ohne Zweifel viel weniger schwierig, über einen einzelnen Autor gründlich, lehrreich und mit Geist sich zu verbreiten, als ihn im streng historischen Zusammenhang mit seinen Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern richtig zu würdigen, scharf zu bezeichnen, was er von früheren überkommen; was er in Gemeinschaft und Wechselwirkung mit gleichzeitigen Geistern neu geschaffen und geweckt, oder weiter ausgebildet hat und welcher Antheil von Verdienst oder Schuld Jeden trifft; was er vorbereitet hat u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

Einleitende Vorlesung des außerordentlichen Professors Schewiref. *)

Erster Artikel.

Die Geschichte der russischen Literatur in unserer alten Hauptstadt vorzutragen, wo unsere vaterländische Sprache zugleich mit dem Staat aufwuchs, erstarkte und aufblühte, im Angesicht dieser Denkmäler, die so gewaltig zu dem Herzen eines Russen sprechen, in den ältesten der russischen Universitäten sie vorzutragen, die so zu sagen von gleichem Alter mit unserer Literatur in ihrer neuen europäischen Entwicklung ist, ist ein schönes, anziehendes Unternehmen, das demjenigen, der sich daran wagt, selbst die dazu nöthigen Kräfte gibt. Hier feuert schon der Gedanke an den Gegenstand zur Anstrengung an und erweckt die Begeisterung; — und es ist so schön sich der Anstrengung hinzugeben, wenn jeder unserer Gedanken von einem belebenden patriotischen Gefühl erwärmt wird, wenn auch bei der trockensten Untersuchung das Herz nicht leer ausgeht und wenn die gefundene Wahrheit nicht bloß den kalten Verstand, sondern zugleich das edelste, lebendigste und fruchtreichste unserer Gefühle, die Liebe zum Vaterlande und zu dessen Sprache und Volk befriedigt. Solche Genüsse erwarten uns in den Beschäftigungen, zu denen ich Sie, M. H., heute einlade.

Allein so groß die Freude auch ist, mit der ich mit Ihnen an diese schöne Arbeit gehe, so darf ich doch vor Ihnen die Beschwerden und Hindernisse nicht verhehlen, die auf der neuen Bahn meines Unternehmens mir bevorstehen, und ich muß Ihnen gestehen, M. H., das Gefühl des Vergnügens geht unwillkürlich in das der Unruhe über, wenn ich anfange von der einen Seite, die Forderungen, die an den Vortrag dieses Gegenstandes werden gemacht werden, und von der andern Seite die lokalen Mittel zur Ausführung eines solchen Unternehmens mit einander zu vergleichen. Ich halte daher für nöthig, zuerst den Umfang und die Wichtigkeit des Gegenstandes auseinander zu setzen und dann Ihre Blicke auf die Schwierigkeiten, die dabei mir zugleich Ihnen bevorstehen, zu richten.

Die Geschichte der Literatur eines Volkes ist die Darstellung des Lebens derselben in sprachlichen Erzeugnissen. — Wenn wir uns mit der Geschichte einer fremden Literatur beschäftigen, so richten wir unsere Aufmerksamkeit nur auf diejenigen Erzeugnisse, in welchen sich der Geist des Volkes in einem höhern Grad offenbarte, und in welchen er eine vollständige menschliche Entwickelung erreichte; wir betrachten das, was abgesehen von dem nationellen Interesse, ein allgemeines erweckt; mit einem Wort, wir studiren nur diejenigen Erzeugnisse, die aus einem Eigenthum des Volkes zu einem der Menschheit geworden sind. Das ist der Grund, warum wir so gern Einzelnheiten und Kleinigkeiten vermeiden, die für Italien, Frankreich, Deutschland u. s. w. wichtig seyn können, die aber nichts Anziehendes für uns haben. In der Geschichte der vaterländischen Literatur aber ist das Verhältniß durchaus ein Anderes: hier ist alles anziehend, belehrend, nothwendig. Unsere patriotische Theilnahme zieht keine Gränze zwischen Großem und Kleinem. Wir bleiben sogar zuweilen lieber bei irgend einer Kleinigkeit stehen, wenn sie uns weniger bekannt ist, als bei einem großen Erzeugniß, das schon von den Jahren der Kindheit her ein Eigenthum unsers Gedächtnisses ist. Und wenn wir wieder ein Werk studiren, das den Ruhm unsers Volkes ausmacht, so wollen wir das ganze Geheimniß dieser Erscheinung bis zu ihrer letzten Möglichkeit erforschen. Hier wird es uns doppelt interessant, den Geburtsort, das Erziehungsinstitut und die Lebensumstände eines jeden Schriftstellers zu erfahren, indem wir selbst im Stande sind, die Entwicklung seiner Anlagen, mit den Eindrücken, die uns selbst bekannt sind, zu vergleichen. Außerdem vermehrt die vaterländische Sprache die Gegenstände unsers Studiums. In einer fremden Literatur bleiben wir nicht bei Erzeugnissen stehen, die uns schöne Formen der Sprache allein darbieten; von dem fremden Schriftsteller verlangen wir Gedanken, als ein Gemeingut; an unserm aber lieben wir schon den Wohllaut der Sprache, der unserm russischen Ohr liebkost. Außerdem gibt die Zugänglichkeit der Sprache uns, sogar beim flüchtigen Lesen, die Mittel an die Hand, die von dem Vortragenden gemachte Bemerkung zu kontroliren; und aus der uns angebornen Selbstliebe nehmen wir es mit den Urtheilen eines Andern um so genauer, wenn sie sich auf Gegenstände, die uns bekannt sind, beziehen; so wie wir von der andern Seite dem leicht glauben, was uns von Gegenständen gesagt wird, die unserm eigenen Wissen nicht so zugänglich sind.

Auf diese Weise hat das nationale Interesse die Forderungen an unsere Wissenschaft vermehrt. Diese Ursache nöthigt mich, der Geschichte der vaterländischen Literatur einen verhältnißmäßig zu deren Inhalt, großen Umfang zu geben. Der Vortrag einer jeden Wissenschaft ist bekanntlich um so vollkom-

*) Uebersetzt von Pastor Jederholm in Moskau.

Digitized by Google

mener, je größer das Gleichgewicht seines Inhalts mit der logischen Form ist. Beim Vortrag der Geschichte einer fremden Literatur ist es besser, sich auf irgend einen Zweig desselben, z. B. auf die Poesie oder Beredsamkeit, zu beschränken: wenn wir der eigenthümlichen Thätigkeit eines Volkes in dessen speachlichen Erzeugnissen Schritt vor Schritt folgen, so gewinnt die Wissenschaft, indem sie Eine geistige Thätigkeit zu ihrem Mittelpunkt macht, an Einheit; die Einheit aber ist eine der Hauptbedingungen der logischen Form derselben. Wenn aber die Rede von der Geschichte der vaterländischen Literatur ist, so muß die logische Form dem Reichthum des Inhalts weichen; denn hier sind uns materielle, positive Kenntnisse nöthig, Kenntnisse, die sich direkt auf unser Vaterland beziehen. Die logische Form der Wissenschaft können wir bei der Entwickelung der Geschichte einer fremden Literatur geltend machen, hier aber wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf den Reichthum des positiven Wissens. Das ist der Grund, warum ich beim Vortrag der Geschichte der russischen Literatur mich nicht auf die Poesie oder Beredsamkeit allein beschränken kann, sondern die ganze Masse der Erzeugnisse unserer Literatur in ihrer Entwickelung durchmustern muß, um nämlich zu zeigen, wie das Leben des russischen Volkes und Staates sich in ihnen abspiegelt. Außer diesem Grund habe ich dazu noch andere, die in der örtlichen Entwickelung unserer Literatur liegen. Denn wenn wir z. B. der Poesie allein nachgehen, so erscheint die so wichtige und interessante ältere Periode in ihren Erzeugnissen zu arm; wenn wir uns auf die Beredsamkeit beschränken, so zeigt sich wieder derselbe Uebelstand, indem die Beredsamkeit sich bei uns nicht in allen ihren Gattungen entwickelte. Dazu kommt, daß wir besonders in der ältern Periode unserer Literatur solche Denkmäler haben, die der Schönheit der Form nach mehr der Poesie angehören, ihrem Grundgedanken und Geist nach aber zur Beredsamkeit gerechnet werden könnten.

Wir haben gesehen, wie das nationale Interesse die Wichtigkeit und den Umfang unserer Wissenschaft steigerte. Wollen wir jetzt die örtlichen Hülfsmittel zur Ausführung unseres Unternehmens betrachten. Diese Mittel müssen in den Arbeiten unserer Vorgänger bestehen, die uns den Weg unsers Vortrags ebnen, und in Bibliotheken, die uns Materialien zu unserm Unternehmen darbieten sollen.

Man kann ruhig und ungefährdet an den Vortrag einer Wissenschaft gehen, wenn vor uns ein Weg liegt, den schon eine Schaar fleißiger Gelehrten geebnet hat. Solche Vorarbeiten fehlen nicht für die Literatur anderer Völker, wenn ich aber an die Geschichte der vaterländischen Literatur gehe, welches Buch kann ich da zum Grund legen, wo ich wenigstens Alles an einem Ort mit gelehrter Genauigkeit gesammelt fände, was sich auf unsern Gegenstand bezieht? — Vor mir liegt das kleine kurze Lehrbuch von Gretsch, ein Leitfaden, für welchen wir, so dünn und ungenügend er auch ist, dem Verfasser verpflichtet sind. — Für die ältere Periode unserer Literatur kann ich, was ich mit den Gefühlen der Verehrung und der Dankbarkeit thue, auf ein wahrhaft gediegenes Werk hinweisen, auf das Lexikon geistlicher Schriftsteller von dem Metropoliten Kiew von Eugenius, den die Kirche und die Wissenschaft im verflossenen Jahre (1837) verlor. Die Arbeit des unvergeßlichen Hierarchen kann uns zu einem vorzüglichen und treuen Wegweiser in der Geschichte unserer alten Literatur dienen. Dieser fleißige Gelehrte verpflichtet uns noch nach seinem Tode: Das Lexikon unserer weltlichen Schriftsteller, auch von dem Metropoliten Eugenius verfaßt, wird jetzt, nach der Anordnung des Verstorbenen, vom H. Snegiref erweitert herausgegeben. Viele einzelne gute Aufsätze sind in den Memoiren gelehrter Gesellschaften, in periodischen Schriften und Journalen zerstreut; es gibt aber kein Buch, in welchem diese zerstreuten Materialien, wenigstens in genauen Hinweisungen, gesammelt wären. — Wie viele Fragen in unserer Literatur gibt es aber nicht, die noch unbeantwortet sind! Wie viele Meynungen, die ohne vorangegangene gelehrte Ermittlung auf Treue und Glauben angenommen werden, und die als eingewurzelte Vorurtheile stehen bleiben! So z. B. wiederholen wir noch immer in unsern Lehrbüchern, unsere slawonische Kirchensprache sey eine knechtische Nachbildung der griechischen, und doch hat kein einziger Gelehrter einen Versuch gemacht, die Grammatik der slawonischen Kirchensprache, ihren ältesten Denkmälern nach, mit der griechischen Grammatik zu vergleichen. Der Versuch Oekonomid's bezieht sich nicht auf diese Frage, und doch kann sie ohne einen Versuch der Art nicht in letzter Instanz entschieden werden. So nennen wir noch in der Geschichte unserer neuen Literatur Lomonossow einen Nachahmer Günther's: ist es indeß bei uns entschieden, in wie weit es wahr ist, daß unser erster Meister nur ein knechtisches Nachbild eines der längst vergessenen (?) Dichter Deutschlands ist? Ja haben wir ein Beispiel davon, daß man bei uns, wenn auch nur Einen russischen Schriftsteller, wie z. B. Lomonossow, Dershawin, Karamsin wie einen Klassiker studirt hätte? Ist auch nur ein einziges Denkmal unserer alten Literatur nach den Regeln philologischer Kritik untersucht worden? — Das sind alles Arbeiten, an die in unserm Vaterlande noch niemand gegangen ist. Es ist schwer, M. H., es ist beinahe unmöglich, zugleich Handlanger und Baumeister zu seyn, die Materialien zusammenzutragen, die Steine zu behauen und ineinander zu fügen, und sich zugleich mit dem Plan und der Idee des Gebäudes zu beschäftigen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1839.

Eine Tuchfabrik im Gouvernement Tambow.

(Revue britannique. October 1838.)

Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit, unsere Leser auf die Fortschritte des Manufacturbetriebs in Rußland aufmerksam zu machen, und liefern hier abermals genauere Angaben über eine der bedeutendsten Tuchfabriken, die sich im Mittelpunkte Rußlands befindet.

Dieses Etablissement, das im Dorfe Bondari, am linken Ufer des großen Lamoviz, im Gouvernement Tambow besteht, wurde von Peter dem Großen gegründet; während einer langen Reihe von Jahren erfreute sich jedoch dasselbe keiner merklich günstigen Fortschritte. Im Jahre 1811 zählte man daselbst nicht mehr als 40 Webstühle, so daß sich das jährliche Erzeugniß bloß auf 30,000 Arschinen Tuch belief. Zu dieser Zeit jedoch gewann die Fabrik von Bondari durch die Ankunft vieler fremden Fabricanten, welche daselbst sich niederließen, plötzlich einen neuen Aufschwung. Im Jahre 1814 wurden daselbst schon 350,000 Arschinen Tuch erzeugt, und obgleich diese Fabrik in den Jahren 1823 und 1824 durch Feuersbrunst zweimal von Grund aus zerstört, und im Jahre 1836 ein Theil der Gebäude, der Maschinen und Materialien, im Werthe von 300,000 Rubel, aufs neue ein Raub der Flammen wurde, so befindet sich diese Anstalt dennoch heutzutage in einem blühenderen Zustande, als jemals. Sie besteht außer den vielen Wohnungen der Arbeiter aus 15 großen steinernen und 7 hölzernen Gebäuden, von denen jedes 56 bis 70 Saßenen (russische Klafter) lang und 6 bis 7 Saßenen breit ist. Alle diese Gebäude haben 2 oder 3 Stockwerke, und sind mit Eisenblech gedeckt; es stehen darin unter anderen 45 Maschinen zum Kartätschen der Wolle, 478 Spinnmaschinen, 72 Walkmühlen und 552 Webstühle, worunter sich 4 durch die Einfachheit ihrer Construction auszeichnen. Mit Ausnahme der Webstühle werden alle Maschinen theils durch Wasserkraft, theils durch zwei Dampfmaschinen von 40 und 22 Pferdekraft getrieben; 2000 Männer und 1150 Weiber, worunter 800 Mädchen unter 15 Jahren, finden in dieser Fabrik Arbeit.

Die jährlich verbrauchten Rohstoffe und Materialien belaufen sich auf 50,000 Pud Wolle, auf 2350 Pud Blauholz, auf 600 Pud gelbes Sandelholz, 200 Pud Krapp, 350 Pud Waid, 1080 Pud Vitriol, 200 Pud Alaun, 200 Pud Vitriolöl, 1800 Pud Seife und 3500 Pud Hanföl. Außerdem verbraucht man daselbst zum Färben jährlich gegen 6000 Pud Färberscharte, eine Pflanze, die in den Steppen im Gouvernement Saratow und im Lande der donischen Kosaken wild wächst;*) diese Pflanze bedarf gar keiner Zubereitung und kann das gelbe Sandelholz vortheilhaft ersetzen. Die Kosten zur Unterhaltung dieser Fabrik, mit Einschluß des Gehaltes der Arbeiter, des Preises der Rohstoffe, der Unterhaltung der Maschinen und Gebäude betragen jährlich eine Gesammtsumme von 1,500,000 Rubel, während dieselbe jährlich 440,000 Arschinen blaues Tuch für die Armee, im Schätzungswerthe von 1,250,000 Rubel liefert. Diese bemerkenswerthe Ausdehnung ist übrigens noch im Zunehmen, denn der Berechnung nach wird diese Fabrik in kurzem jährlich 800,000 Arschinen Tuch zu liefern im Stande seyn.

Serbien.

(Fortsetzung.)

Die Unterdrückung und die Wiedererhebung der Serben folgt ganz genau dem Gang des türkischen Reichs. So lange dieses siegend vorwärts bringt, ist kein Gedanke an eine Erhebung, und bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts ist Serbien nichts als eines der vielen von den Türken unterjochten Länder. Die Siege des großen Eugens scheinen zuerst die Hoffnung erweckt zu haben, einst das Joch abzuwerfen, um so mehr, als in Ungarn zahlreiche serbische Colonien hausten, welche gewiß die Verbindung mit ihren Brüdern nicht ganz abgebrochen hatten. Sobald Serbien das Gränzland der Türkei gegen eine christliche Macht wurde, mußten die Hoffnungen der Unterdrückten steigen, und zwar um so mehr, als in demselben Maaße, wie die Kraft des türkischen Reichs nach außen sank,

*) Wahrscheinlich das peganum harmala. A. d. R.

Digitized by Google

auch die im Innern erschlaffte, und die Paschas sich bald mehr bald weniger wie unabhängige Fürsten benahmen. Wenn aber schon die Nähe Oesterreichs auf die Stimmung der Serben wirkte, so mußte das allmähliche Herandringen der glaubensverwandten Russen einen noch viel größern Eindruck machen, und dieselbe Politik, welche seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts die in Ungarn angesiedelten Serben nach den öden Steppen Neurußlands lockte, machte sich bald auch im eigentlichen Serbien fühlbar.

Die Folgen hievon traten bald zu Tage: in dem Kriege, welcher den Friedensschlüssen von Sistowa (1791) und Jassy (1792) voranging, hatten die Serben ihre Gesinnungen, namentlich für Rußland, nicht verhehlt, und die erbitterten Janitscharen drangen deßhalb während deoselben in das Land ein, behandelten es wie ein neu erobertes, die Spaijas wurden meist verdrängt, und die Janitscharen betrugen sich in den Dörfern als Tschibuktschijas, ja vielfach entriß man den Serben die Ländereien ganz um einen willkürlich festgesetzten Spottpreis. Der Streit, der sich jetzt unter den Türken selbst erhob, indem die Spaijas und die Janitscharen, die als Tschibuktschijas verfuhren, feindselig gegen einander auftraten, ist nicht aus den Augen zu lassen, denn er ist für die Geschichte des Aufstandes entscheidend.

Der Pascha von Belgrad, Hadschi Mustapha, der die schlimmen Folgen des Benehmens der Janitscharen fürchten mochte, verjagte diese aus Belgrad, d. h. er machte den Erpressungen, die sie als Tschibuktschijas im Lande ausgeübt hatten, ein Ende. Hadschi Mustapha mochte von der Partei seyn, welche der Janitscharenherrschaft in der Türkei überhaupt ein Ende machen wollte, während sein nächster Nachbar, der berüchtigte Pascha von Widdin, Paßwan Oglu, sich für die Janitscharen erklärt hatte, und der Pforte, bei welcher die Janitscharenfeinde damals die Oberhand besaßen, offen Trotz bot. Paßwan Oglu griff den Pascha von Belgrad mit gewaffneter Hand an, und dieser bewaffnete in der Noth die Serben. So mußte die Pforte selbst in ihrem Verfall den unterworfenen Völkern wieder die Waffen in die Hand geben, die sie im Verlauf der Zeit nur gegen die Pforte selbst richten konnten.

Der Kampf zwischen beiden Paschen dauerte mit Unentschiedenheit mehrere Jahre fort; allein die Pforteregierung, zu schwach, den übermüthigen Paßwan Oglu abzusetzen, mußte ihn in seinem Paschalik bestätigen, und zugleich auch den Janitscharen Verzeihung angedeihen lassen, was so viel hieß, als daß allen ihren vergangenen und künftigen Unordnungen Strafloſigkeit zugesichert sey. Nicht nur ward jetzt von den zügellosen Rotten der Beschützer der Serben, Hadschi Mustapha, ermordet, sondern diese selbst erfuhren jetzt die ganze Wuth der Janitscharen, die sich für die erlittene Verjagung schadlos halten wollten. Klagen in Konstantinopel halfen nichts, da die Pforte keine Macht besaß, die Janitscharen zu zügeln, und da diese, ihrer neueroberten Besitzung noch immer nicht ganz sicher, so lange sie diejenigen Serben zu fürchten hatten, welche in den letzten Zeiten die Waffen gegen sie und Paßwan Oglu ergriffen hatten, eine allgemeine Niedermetzlung der ihnen gefährlich scheinenden Personen im Schilde führten, so brach endlich der Aufstand aus, an dessen Spitze der bekannte Czerny Georg sich stellte. Die Zerrüttung im türkischen Reiche war damals so groß, daß die Pforte, weil sie an den Serben einen Bundesgenossen gegen die Janitscharen hatte, ihren Aufstand für rechtmäßig erklären mußte.

Diese Lage der Dinge zeigt die damalige innere Schwäche des türkischen Reichs aufs deutlichste, und wirft auch, gelegentlich bemerkt, ein helles Licht auf die Gründe, weßhalb zu jener Zeit schon die Vernichtung der Janitscharen beabsichtigt wurde. Eben so wenig darf man sich bei diesem Stande der Dinge über die Einmischung fremder Mächte wundern. Als die Serben mit den von ihrer Regierung nicht unterstützten Janitscharen ohne große Mühe fertig geworden, verlangte der Pascha von Belgrad, sie sollten jetzt die Waffen wieder abgeben und das alte Verhältniß zu den Spaijas wieder herstellen; sie aber hatten die Waffen nicht der Pforte zu lieb gegen die Janitscharen ergriffen, sondern um dieser plünderungssüchtigen Horden sich zu entledigen, und verlangten darum jetzt Sicherheit: ihre damaligen Forderungen sind, so wie man auf das oben bemerkte zurückblickt, nicht unmäßig, und daß sie auch von jetzt an den Spaijas den Eintritt verwehren wollten, leicht begreiflich. Die allgemeine Einführung der Tschibuktschis hatte zuerst den Anlaß zum Aufstand gegeben, und darum sollte kein Türke mehr ins Land kommen dürfen, damit dieß System nicht erneuert werde: dagegen erklärten sie sich zu einem Tribute bereit. Das stamm- und religionsverwandte Rußland, hofften sie, werde ihre Forderung unterstützen, und darum schickten sie eine Gesandtschaft nach Petersburg, die aber, da Rußland nicht offen die Hand im Spiele haben wollte, kein Gehör fand.

Was jedoch die Gesandtschaft nicht ausrichtete, that in noch weit größerem Umfang der im Jahre 1806 ausbrechende russisch-türkische Krieg, der die Bestrebungen der Serben um so wirksamer unterstützte, als sie kurz zuvor in einer großen Schlacht (August 1806) die Türken völlig geschlagen hatten. Die Frage, ob die Serben ihre Forderungen: Selbstverwaltung, Selbsterhebung der Steuern, Beschränkung der Türken auf die Festungen und das Recht Waffen zu tragen, durchsetzen würden, konnte unter so bewandten Umständen nur noch eine Frage der Zeit seyn. Russische Truppen handelten jetzt gemeinsam mit den Serben, und so kam es im Jahre 1808, und noch einmal im J. 1810 zu Waffenstillständen, wobei mit Serbien wie mit einer fremden Macht unterhandelt werden mußte.

Der Hauptkampf der Serben war in diesem Kriege stets mehr gegen Westen gerichtet, weil ihnen daran liegen mußte, die christliche Bevölkerung Bosniens auf ihre Seite zu bringen, und durch Ausdehnung des Kampfes und Nationalisirung desselben durch die Stammverwandtschaft der slavischen Bevölkerungen ihm eine stets breitere Basis zu geben. Dieß gelang aber nicht, wohl hauptsächlich darum, weil ein zu großer Theil der Bosnier moslemitisch war, und seine dadurch erlangte höhere gesellschaftliche Stellung, so wie im Fall Serbien unterlag, die ihm fast nothwendig zufallende Herrschaft über dieß Volk nicht aufgeben wollte. Indeß gewannen damals, von den

Digitized by Google

Russen unterstützt, die Serben wenigstens so viel, daß die Drina von beiden Theilen nicht überschritten werden, d. h. der Westabhang des unter verschiedenen Namen (Jawor, Mutsani, Okuglitza, Slatibor u. s. w.)' gegen Norden streichenden westlichen Gebirgsgebirgs gleichfalls zu Serbien gehören sollte. Die Unabhängigkeit Serbiens war gesichert, wenn auch noch mancher Sturm drohte.

(Schluß folgt.)

Die Dschains in Cutsch.

(Aus: Cutch or Random Sketches of Western India.)

In Cutsch befinden sich mehrere Secten, die man gewiß mit Recht als Reste von Buddhisten ansehen kann. Es sind die Dschains, die Kanphattis und Kapvias, die sich alle namentlich durch die Furcht vor der Vernichtung thierischen Lebens auszeichnen, und sich auch auffallend freundlicher und milder gegen die Thiere benehmen, als die übrigen Hindus. Die Dschains sind ziemlich häufig in Cutsch, und sie haben Tempel zu Andschar und Mandavi. Ihr Anzug ist ein einfaches weißes Gewand, das in vollen Falten von der Schulter auf die Füße hinabhängt; ihr Kopf ist unbedeckt und glatt geschoren; ihr Gang ist auffallend langsam und ihre Augen auf den Boden geheftet, in anscheinend tiefer Betrachtung; in der einen Hand führen sie an einem Stock einen Federbüschel, in der andern einen kleinen Sack oder irdenen Topf. Das Auffallendste in ihrem Aeußern ist ein kleines Stück Gas, das sie über den Mund legen, um, wie sie glauben, die Möglichkeit zu verhindern, ein Insect mit einzuathmen. Leben, wenn auch unabsichtlich, zu zerstören, gilt bei den Dschains für eine unverzeihliche Sünde, und damit sie sich derselben nicht unwissend schuldig machen, nehmen sie nach Sonnenuntergang keine Nahrung zu sich, gebrauchen nur filtrirtes Wasser, und fegen den Boden vor ihren Fußstapfen, um kein kleines Insect zu zertreten.

Die Dschains sind keine Polytheisten, und verehren die Hindugötter nicht, haben aber mit den Brahminen, so sehr sie diese auch hassen, doch manche Gewohnheiten gemein. Die Dschains verbrennen ihre Todten, verehren ihre Gurus oder geistlichen Lehrer ungemein, und glauben, daß ein einsames Leben voll Entbehrungen einen Frommen zur Aufnahme in das höchste Wesen berechtige. Sie schreiben ihrem einigen Gotte Weisheit, Macht und Einigkeit bei, behaupten aber, daß die Regierung der Welt von ihm unabhängig, die Materie ewig, und die Haemonie der sichtbaren Welt nur von ewig dauernden natürlichen und organischen Gesetzen abhänge.

Die schönsten Dschain-Tempel im westlichen Indien sind auf dem Berge Abu, in der Provinz Marwar, andere, wiewohl minder schöne, in Katteiwar und Guzerat.

Indianersprache in Nordamerika.

(Aus dem Echo du Monde Savant vom 22 December.)

Der Graf v. Gasteinau, der sich in diesem Augenblick mit Forschungen in den mittlern Theilen von Nordamerika beschäftigt, übersandte kürzlich der königlichen Bibliothek einige Werke, die geeignet sind, Licht über die Sprachen der Aboriginer dieses Festlandes zu verbreiten. Diese Werke sind: 1) Eine Grammatik der Sprache der Tschipways, zu Cazenobia gedruckt und von Sahgahjewagah-Bahweh, einem der Häuptlinge dieses an den Ufern des obern Sees wohnenden Stammes, verfaßt (composée). Die Tschipway-Sprache ist die Grundsprache aller Dialekte der nördlichen Stämme; es ist eine Art Hofsprache, die in den Rathsversammlungen der Häuptlinge der verschiedenen Nationen gebraucht wird, und der erste Versuch, den man machte, sie grammatikalischen Formen zu unterwerfen. 2) Ein tscherokesisch-englisches Journal, das zu New-Eschata erscheint und den Titel Cwy Issoua (tscherokesischer Phönix) führt. Die Nation dieses Namens, aus mehr als 20,000 Seelen bestehend, wohnte vor wenigen Monaten noch auf den hohen Bergen des mittäglichen Theils der Alleghanies, in den Staaten Nordcarolina, Alabama und Georgien. Sie hatte einen bedeutenden Grad von Civilisation erreicht, theilweise die Tracht der Weißen angenommen, besaß Schulen und Priester, und druckte endlich ein Journal, als die unglückliche Entdeckung von Minen in dieser Gegend die Habgier der Weißen reizte, von welchen sie gerade jetzt genöthigt werden, das Land ihrer Vorväter zu verlassen und in die öden Gegenden westlich des Mississippi überzusiedeln, wo sie wahrscheinlich wieder in ihre ehemalige Barbarei versinken werden. 3) Ein Wörterbuch der Sprache der Seminolen Florida's; diese Nation, berühmt durch ihre Tapferkeit und ihren kriegerischen Geist, hält seit mehrern Jahren alle Streitkräfte der Vereinigten Staaten im Schach. Diese Indianer sind ein Zweig der mächtigen Verbindung der Creeks oder Muscogis. 4) Ein Evangelium in der Sprache der Tschereokesen, von Hrn. Clarck, Missionär zu Tuckereek (Entenfuß) an der grünen Bai, übersetzt. Diese Nation, die ehemals der Schrecken der Weißen sowohl, als der eingeborenen Nationen war, schickte ihre Kriegerhorden von den Ufern des St. Lorenz bis nach Südcarolina und an die Ufer des Mississippi; der noch vorhandene Rest dieser Völkerschaft ward seit einigen Jahren von dem Niagara-Falle nach den Einöden von Wisconsin übersiedelt; sie machte reißende Fortschritte in der Civilisation, und nicht ohne Rührung kann man den, aus dem Staate New-York mitgebrachten kleinen Sack Getreide sehen, den die Meisten gewissenhaft in ihren Häusern aufbewahren, und den sie als eine Reliquie des Landes zeigen, in welchem die Gebeine ihrer Väter ruhen.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

Kisljär. Reise nach Derbent.

(Fortsetzung.)

In Kisljär und der Umgegend befaßt man sich auch mit der Seidenzucht; indeß werden nur etwa dritthalbtausend Pfund gewonnen, und mit 10 Rubel das Pfund bezahlt. Sie geht nach Moskau, Nishe-

Digitized by Google

gerod, Aſtrachan und Nachitſchewan. Der Seidenzucht hier iſt aber noch vieler Vervollkommnung fähig.

Mit Obſtzucht gibt man ſich wenig ab, dagegen wird Reis, Krapp und Sumach (rhus cotinus) gebaut, auch Capern auf den Steppen geſammelt. Früher baute man auch Kunſbut (Seſam), jetzt aber gibt man ſich nicht mehr damit ab. Später ſuchte man auch Baumwolle anzupflanzen, der Verſuch ſcheint aber nicht glücklich ausgefallen zu ſeyn. Eben ſo verſuchte man es im Jahre 1855 mit Zuckerrohr, wozu man die Setzlinge aus Lenkoran hatte kommen laſſen; die Pflanze ſchlug auch trotz eines kalten Frühlings gut an; das Gelingen ſcheint indeß zweifelhaft, da in noch ſüdlichern und wärmern Gegenden Europa's ähnliche Verſuche nicht gelangen. Einige Einwohner beſchäftigen ſich auch mit dem Fiſchfange, Handwerksthätigkeit und Fabrikinduſtrie aber ſind ziemlich null, und genügen nicht einmal für die Bedürfniſſe der Einwohner: dieſe wollen nämlich nur Handel treiben und fremde Waaren umſetzen, und dieſer Handel iſt auch nach Aſtrachan, Nishegorod, Jekaterinoslaw, Charkow, Kurek, den beiden Hauptſtädten, ſo wie mit den Bergvölkern gar nicht unbedeutend. Im Jahre 1854 nahm der letztere nicht unbedeutend ab, was zum Theil dem Aufſtande der Bergſtämme zuzuſchreiben war.

Kisljär war lange Zeit das Entrepot für die Waaren zum Handel mit Perſien und den kaukaſiſchen Völkern; obgleich in ſpäterer Zeit die Vortheile für Kisljär ſich verminderten, da der Handel den Landweg über Stawropol einſchlug, ſo behauptet es doch noch einen ehrenvollen Platz unter den Handelsſtädten am kaſpiſchen Meer, und wird auch allmählich wieder bedeutender. Die geographiſche Lage am Eingang eines gegen das kaſpiſche Meer geneigten Thales, am Ufer eines Fluſſes, der mit Ausnahme des Kur allein am ganzen weſtlichen Ufer des kaſpiſchen Meeres wenigſtens an der Mündung ſchiffbar gemacht werden kann, die Nähe und Bequemlichkeit der Landverbindung mit dem ganzen öſtlichen Theile der kaukaſiſchen Provinz, mit der kumykiſchen Steppe, dem nördlichen Dagheſtan, und ſelbſt mit einem großen Theile des Tſchetſchenzenlandes, der Mangel eines nähern Ortes zum Abſatze der Erzeugniſſe der genannten Länder, dieſe natürlichen Vortheile verſprechen der Stadt eine große Blüthe, namentlich wenn der Terek vertieft, eine Quai erbaut und die räuberiſchen Bergſtämme zu friedlichern Geſchäften, zu Ackerbau und Induſtrie, ſich gewendet und die Luſt zu Einfällen verloren haben werden.

Da wir von dem Commandanten von Kisljär erfuhren, daß ſich Gelegenheit darbiete, mit einem Infanterie-Convoi, das kürzlich aus Temir-Chan-Schura angekommen, von Kisljär über den Terek zu gehen, miethete wir von einem Armenier bis zur Veſte Kaſijurt für 14 Rubel drei mit Einem Pferde beſpannte Arben, und zogen am 7 Januar 11 Uhr Morgens bei hellem und ziemlich warmem Wetter auf dem Eiſe über den Terek. Unſer Canaal beſtand aus achtzehn Soldaten des apſcheroniſchen Regiments.

Kisljär bietet von dieſer Seite einen beſſern Anblick dar, als wenn man von Aſtrachan her kommt; in einer Entfernung von 7 bis 8 Werſten iſt die Stadt ganz verdeckt. Im Winter iſt die Straße zwiſchen Kisljär und Tarki, welche durch die kumykiſche Steppe ſich hinzieht, monoton und ziemlich langweilig. Bis Kaſijurt trifft man noch hie und da Bäume und Geſträuche, Schilf und Sümpfe, wenn aber der Sulak überſchritten iſt, ſieht man auch davon nichts mehr, bis Tarki läuft eine kahle, niegends angebaute Ebene, und rechts erſtreckt ſich der ſchneebedeckte, in die Wolken ſich verlierende Kaukaſus gegen Weſten, der nur hie und da von tiefen Schluchten durchriſſen ſich zeigt.

Bis Tarki begegnete uns auch nicht Ein Menſch, denn wer hier eine Reiſe machen muß, wartet ſtets Gelegenheit *) in Kisljär oder in Tarki ab; die, welche nicht unter Convoi reiſen, bezahlen oft ihre Verwegenheit mit dem Leben. Im November 1855 machten ſich ſechs Perſer, welche von Aſtrachan längs dem Ufer nach Derbend reiſten, von Kisljär aus ohne Convoi auf den Weg, am zweiten Tage wurden ſie drei Werſt von der Mahammeds-Brücke von einigen Bergbewohnern überfallen, ihnen ihre Waaren entriſſen, vier von ihnen ermordet und zwei ſchwer verwundet. Wir fanden die beiden Letzteen noch im Lazarethe zu Kisljär. Auf dem ganzen weſtlichen Ufer des kaſpiſchen Meeres iſt die Strecke zwiſchen dem Terek, Sulak und Tarki am gefährlichſten; von da nach Derbend und Kuba kommen die Einfälle der Bergſtämme ſeltener vor, und von Kuba bis Baku iſt der Weg vollkommen ſicher. Darum gibt man auch ſtets den Reiſenden zwiſchen Kisljär und Tarki eine ſtarke Bedeckung, von Tarki bis Derbend und Kuba nur einen oder zwei Tſcheparen (Führer), aber auch dieſe ſind nicht immer zu haben: ſo hatten wir von Tarki bis Kuba nur auf zwei Stationen Führer, auf den übrigen reiſten wir ohne alle Begleitung.

Zwiſchen Kisljär und der Redoute an der Mohammeds-Brücke ſind auf erhöhten Punkten zwei oder drei Piquets vertheilt, die in Schilfhütten hauſen; bei dieſen ſind Erhöhungen (wyschka) und auf dieſen lange Stangen aufgerichtet, an denen oben Reisbündel oder Theerfäßchen befeſtigt ſind. Die hieſigen Wachen werden von Linienkoſaken unterhalten. Im Fall einer Alarmirung werden auf der nächſten Erhöhung Reiſerbündel angezündet, und dieſes Signal, das ſich raſch von Piquet zu Piquet fortpflanzt, bringt die Nachricht von der Erſcheinung der Räuber bis nach Kisljär. Eben ſolche Piquets ſind zwiſchen der Mahammeds-Brücke und der Veſte Kaſijurt am Sulak aufgeſtellt

(Fortſetzung folgt.)

Die Segſchellen.

Capitän Barrow hat dieſe Inſeln im Jahre 1837 neuerdings beſucht. Es ſind ihrer etwa dreißig, unter 5° S. B. und etwa 800 (engliſche) Meilen N. N. O. von Madagascar gelegen; fünfzehn derſelben ſind durch ihre Größe und Producte einigermaßen bedeutend. Mahé, die größte, iſt 16 Meilen lang, faſt 4 breit und von einer Granitkette durchzogen, deren höchſte Gipfel freilich nicht über 400 Fuß hoch ſind. Die Inſel iſt wohl bewäſſert und hat gutes Schiffsbauholz, das Klima iſt geſund und überſteigt ſelten 24° F. (25° R.). Orkane ſind unbekannt, der meiſte Regen fällt zwiſchen October und Januar. Fiſche und Tauben gibt es in Menge, Ochſen- und Schweinefleiſch nicht ſehr viel, Gemüſe iſt ſelten, aber Piſang und Pinienäpfel ſind in Menge vorhanden. Während 1836 beſuchten zwei und zwanzig Schiffe die Inſel, worunter acht Wallfiſchfänger. Die Bevölkerung betrug im Jahre 1837 5000 Menſchen mit Einſchluß von 3800 Negerlehrlingen. Das merkwürdigſte Erzeugniß dieſer Inſel iſt die Coco da Mar, die Doppelfrucht des Kokosnußbaumes, ſo genannt von den Portugieſen, weil man ſie nur in den Maldiven, Laccadiven u. ſ. w. am Meeresufer findet; dieſer Baum iſt eigentlich nur auf zwei Segſchellen und ſonſt nirgends zu Hauſe.

*) Okkasia, wie die Ruſſen hier ſagen.

München, in der Literarriſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

Pau ist die aristokratische, Bayonne die demokratische Stadt des Departements; dort das Grundeigenthum, der weite Raum, die Herrschaftshäuser, wie man sie in Oesterreich nennt, die elegante Gesellschaft, welche auf dem kleinen Spaziergange der Place royale vorherrscht, die Stille, welche nur durch die Ankunft der Landleute einmal in der Woche unterbrochen wird, wenig Industrie, gegen deren Mangel die Gegenwart einiger Modeartikel, welche vermuthlich das Bedürfniß dieser Aristokratie en negligée herbeigezogen hat, sonderbar absticht, — hier der Handel, die Schifffahrt, das tägliche Gewimmel der Arbeiter, das Gemisch der Volksclassen in den Straßen und Alleen, und zwar von beiden Nationen, der beschränkte Platz, den sich die Häuser in engen Streifen streitig machen, die Kaufladen der Straße Pont-mayor, andrerseits die Leichtigkeit der täglichen Verforgung en Detail, dann die dichte Bevölkerung der Umgegend, welche innerhalb der Mauern nicht mehr Platz findet, oder wenigstens außerhalb derselben eine Erholung sucht, die Bourgeoisie, welche hier die Stelle des Adels einnimmt, und eben darum selbst wieder adelige Vorurtheile hat; mit einem Wort, in Pau die Ruhe, welche oft langweilig und traurig wird, in Bayonne die Bewegung, welche zuweilen belästigt, aber immer den Geist bei Leben erhält; die Geschichte Bayonne's selbst kann dieß erklären, und da sie weit interessanter ist, als die von Pau, so will ich mich auch länger dabei aufhalten.

Lapurdum war schon im 3ten Jahrhundert eine Festung, eine Handelsstadt, welche die harzigen Producte, der Papyrus, die pyrenäischen Bergwerke bereicherten, Sitz des Tribuns der Novempopulanie und im 4ten Jahrhundert eines Bischofs. Die Einfälle der Gothen, der Franken, der Gascogner, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert einander ablösten, die Nachbarschaft der Saracenen konnten die Bewegung des Handels nicht unterbrechen; die Lapurdaner bezahlten sogar schon Zoll vom Wallfischfang, und ihre meisten Möbel waren von Fischbein; selbst die Gegenwart der rauhen Normänner lieferte einen neuen Artikel: denn Sanct Leon, der ihnen predigte, und, als sie ihm den Kopf abschlugen, mit demselben unter dem Arme davon lief, hatte einer Quelle an der Nive wunderthätige Wirkungen gegen Augenübel und Krankheiten schwangerer Weiber mitgetheilt, und dieses Wasser wurde noch vor hundert Jahren bis nach Amerika verkauft; die Herzoge von Gascogne, welche gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts die Normänner vertrieben, begünstigten die Stadt mit Privilegien und Gerechtsamen, und schon 1070 fing die Bevölkerung an, sich außerhalb der Mauern zu verbreiten; nach dem vergeblichen Anfalle des Königs von Aragonien, Alfons des Schlachtenlieferers, gab Wilhelm, Herzog von Guianne, der Stadt eine neue Einfassung auf beiden Ufern der Nive, und in den Urkunden wurde von nun an das römische Lapurdum *) von dem baskischen Bayona, doia ona, gute Bai, verdrängt.

(Fortsetzung folgt.)

Serbien.

(Schluß.)

Die Türken fühlten, daß wenn sie in diesem Landstrich Frieden haben wollten, der Einfluß der Russen vernichtet, und diese entfernt werden müßten; darum bot man Czerny Georg, der immer noch, wiewohl nicht ohne mannichfache Anfechtung anderer Häuptlinge den ganzen Aufstand leitete, nicht nur ziemlich günstige Bedingungen für das Land, sondern auch die Hospodarwürde für ihn selbst an, wenn er sich nur von Rußland trennen wolle. Czerny Georg, obgleich er früher selbst auf Rußland eifersüchtig gewesen war, und während des Kriegs nur mit Widerwillen die enge Verbindung mit den Russen und die Leitung der Angelegenheiten in ihren Händen gesehen hatte, versäumte die Zeit, denn Rußland, im Jahre 1812 von Westen her bedrängt, mußte Serbien im Bucharester Frieden so gut wie aufgeben. Zwar wurde dem Lande volle Amnestie, Selbstverwaltung und eine mäßige, feste Steuerzahlung ausgewirkt, aber den Türken sollten die Festungen ausgeliefert

*) Lapurd ist doch selbst ein celtisches Wort, und sagt ungefähr so viel als Brigand oder Seeräuber.

Digitized by Google

werden, und den Serben wurde das einzige Mittel zur Sicherung dieser Bedingungen, das Recht Waffen zu tragen, nicht zugestanden. Kein Wunder, daß der Kampf von neuem ausbrach, und die Türken, nun durch keine Furcht vor Rußland gehemmt, wie gereizte Tiger in das Land eindrangen, es ohne große Mühe eroberten und ihrer Wuth freien Lauf ließen. Georg und seine Unterhäuptlinge flohen, und nur Milosch Obrenowitsch behauptete das Feld.

Milosch hatte sich in den Kämpfen unter Czerny Georg durch seine Tapferkeit ausgezeichnet, und war zum Wolwoden (Anführer) an der westlichen Gränze ernannt worden, kein gleichgültiger Umstand, da er es hier gewöhnlich mit moslemitischen Bosniern zu thun hatte, die ihn darum auch bitter haßten. Er gerieth frühzeitig mit Czerny Georg in Unfrieden, und man that alles Mögliche, um ihn zu bewegen, ganz vom Schauplatz abzutreten oder um ihn gar zu verderben. Ueber die Gründe dieser Streitigkeiten sind wir nur unvollkommen unterrichtet, aus mehrern Umständen geht jedoch hervor, daß sich im Laufe des Freiheitskampfs, der nun schon mit mehrern Unterbrechungen seit fast zwanzig Jahren gedauert, allmählich das Volk selbst erhoben hatte, und Leuten zu vertrauen anfing, die auch im bürgerlichen Leben seine Achtung und Zuneigung sich erworben hatten, wäheend vorher der Kampf hauptsächlich von und mit Haiduken, also ziemlich räubermäßig geführt worden war, wobei das serbische Volk manchmal von seinen Freunden und Beschützern so viel zu leiden hatte, als von seinen Feinden. Die Stellung, welche sich Milosch solchergestalt unter der Volksmasse erworben hatte, ermunterte ihn, auch den Kampf fortzusetzen, als Czerny Georg und eine Menge anderer Anführer sich aus dem Staube gemacht hatten, vielleicht weil sie aus dem oben angeführten Grund mannichfach unpopulär geworden waren.

Uneinigkeit unter den Türken hatte jetzt abermals auf das Loos der Serben einen bedeutenden Einfluß. Der Großweffir wollte die Serben versöhnen, und unterhandelte mit Milosch, der sich ihm *) endlich ergeben hatte, und von dem Großweffir augenscheinlich zum Oberknees oder Hospodar, wenn nicht des ganzen Landes, doch eines bedeutenden Districts ausersehen war. Allein die moslemitischen Bosnier, die zur Besiegung der Serben das Meiste beigetragen, waren die stärkern, und als der Großweffir Belgrad verließ, blieb Suleiman, Pascha von Skoplja in Herzegowina, als Befehlshaber in Belgrad zurück, und jetzt begannen die Unterdrückungen aufs neue, die bald einzelne Aufstände herbeiführten. Milosch trug zur Unterdrückung derselben das Seinige bei, allein die barbarischen Strafen, die gegen die zum Theil ganz unschuldig gefangenen Serben verhängt wurden — über 300 wurden hingerichtet, darunter mehr als 30 gespießt — die Grausamkeiten und Erpressungen, die jetzt wieder an die Tagesordnung kamen, und endlich der sichtliche Plan, alle angesehenen Serben, und Milosch mit ihnen, aus dem Wege zu räumen, fachten den Aufstand aufs neue an, zu dem nun Milosch selbst am Palmsonntag des Jahres 1815 aufrief.

*) Oder vielmehr seinem Delipascha (wörtlich Oberster der Leibwache).

Das Volk stimmte freudig bei, als aber die Türken heran zogen, sank den des Kampfes ungewohnten Landleuten das Herz, und Milosch sah sich bald fast verlassen. Die Türken drangen vor, Milosch, der unterdessen einige hundert Mann vom Gebirge an sich gezogen, umging sie, eilte gegen Belgrad, von wo eine zweite Abtheilung Türken, lauter Spahja, ausgezogen waren, schlug diese gänzlich, und machte so die Gränze gegen die Donau hin, frei, worauf eine Menge ehemaliger, auf das österreichische Gebiet geflüchteter Serben Gelegenheit erhielt, zu ihnen zu stoßen. Czerny Georg war nach Bessaradien zu den Russen gegangen, wie es scheint, weil er nicht glaubte, daß Serbien sich aus eigener Kraft ohne fremde Hülfe der Türken und Bosnier erwehren könne; die andern Anführer aber erkannten, wenn auch widerstrebend,*) Milosch als Heerführer an, und mit diesen kriegskundigen Leuten wußte er bald das Kriegsglück auf seine Seite zu lenken.

Die Einzelnheiten des Kampfes können uns hier gleichgültig seyn; genug, der Ausgang war ein mündliches Uebereinkommen mit der Pforte, daß künftig kein Türke mehr die Abgaben erheben, sondern daß dieß durch serbische Knesen (Districtsvorsteher) geschehen solle: eben so wurde jedem Musellim ein serbischer Knes beigegeben, ohne den derselbe keine richterliche Handlung vornehmen sollte; drittens bildeten 12 Knesen in Belgrad eine Art Obergericht unter dem Pascha.**) Das Recht Waffen zu tragen, wurde vorerst nicht berührt, und spätere Ansinnen deßhalb abgewiesen, da man den Türken natürlicherweise nie trauen konnte. Der Gang des Kampfes bot indeß einige beachtenswerthe Umstände: fürs erste gab sich der Haß des Volkes gegen die Haiduken mehrfach kund, und doch wäre ohne diese der Kampf schwerlich so glücklich für die Serben ausgegangen. Milosch war demnach der wahre Mittelsmann zwischen dem Volk und den Haiduken, und herrschte eben dadurch über beide. Die aus dem Slavischen übersetzte neueste Lebensbeschreibung Miloschs von Professor Possart gibt darüber einige wahrhaft naive Aufschlüsse. Der zweite wichtige Umstand ist die fortdauernde Getheiltheit der Interessen zwischen den Bosniern und der Pforte: die vornehmen Bosnier wollten einzeln über die Serben herrschen, der Pforte aber war es um Ruhe zu thun, Rußland richtete Anfragen über die serbische Angelegenheit an sie, und deßwegen ließen sich mehrere türkische Paschas geradezu vernehmen, wenn Milosch sich nur von der Verbindung mit fremden Fürsten fern halte, werde ihn der Sultan gewiß als Oberhaupt des serbischen Volks bestätigen. Milosch handelte auch in diesem Sinne, und benahm sich mit weiser Mäßigung nicht nur gegen einige gefangene Paschas, die er höchst ehrenvoll entließ, sondern gegen die türkischen Ge-

*) Eine serbische Erzählung des Aufstandes theilt einen äußerst naiven Vorschlag zur Errichtung einer oligarchischen Republik mit, an der vier angesehene Männer das Ruder führen sollten, Milosch aber wich aus und sagte, er wolle nicht den Bratspieß drehen, wenn der Hase noch frei im Felde herumlaufe.

**) Dieß dauerte nicht lange, die Nationalkanzlei in Belgrad wurde bald aufgehoben, und in Kragujewatz vom Fürsten, der jetzt auch das Recht Todesurtheile zu unterzeichnen hat, neu ernannt.

Digitized by Google

fangenen überhaupt. Miłosch scheint seine Stellung vortrefflich erkannt und benützt zu haben: die Pforte hatte den Vertrag nicht anerkannt, aber auch nichts dagegen gethan, als jedoch im J. 1820 russische und türkische Commissarien zusammentraten, um einige Punkte des Buchaester Friedens authentisch zu erklären, benützte Miłosch diesen Umstand, da die Pforte eine Einmischung der Russen in die serbischen Angelegenheiten vermeiden wollte, und bewirkte einen Ferman, der ihn zum Oberknes ernannte, den Tribut festsetzte, und die Musselimämter, die in den Städten an der ungarischen Gränze ausgenommen, ganz abschaffte. Doch geschah dieß nicht ganz ohne Beihülfe der Russen, und wurde erst im J. 1826 im Vertrage von Akkerman vollständig abgemacht, kein geringer Fehler von Seite der Pforte, weil nun das Volk fortwährend Rußland als seinen natürlichen Beschützer ansah. Jetzt war Serbien thatsächlich und rechtlich ein erbliches Fürstenthum unter der Oberhoheit der Pforte. Freilich blieb das Verhältniß feindlich, und Miłosch ging trotz vieler Einladungen nie nach Belgrad, wo er wahrscheinlich den Kopf gelassen hätte, denn die dortigen Spaijas waren, wie natürlich, seine bittern Feinde, und der Pascha, wie die Pforte selbst, hätten es gern gesehen, wenn Miłosch durch sie seinen Tod gefunden hätte.

Es ist in der That zu verwundern, daß Miłosch bei der entschiedenen Feindseligkeit der Türken, den zahlreichen Verbindungen, welche die Spaijas und andere Grundherren noch immer in Serbien haben mußten, bei den räuberischen Gewohnheiten der Haiducken und dem natürlichen Neide so vieler Einzelnen, einen Ihresgleichen als Fürst über sich erhoben zu sehen, nicht nur den Frieden aufrecht erhielt, seine Macht behauptete, jeden Aufstand, deren mehrere ausbrachen, mit Leichtigkeit unterdrückte, sondern sein Volk auch in so weit beherrschte, daß er die natürliche Vorneigung desselben zu den Russen während der Zeit des russisch-türkischen Krieges zügelte. Auch mit der Geistlichkeit hatte er einigen Kampf, da ein Metropolit, mit Hinblick auf die Würde des Wladika in Montenegro, sich gar zu gerne weltliche Gewalt angemaßt hätte. Trotz aller dieser Schwierigkeiten und trotz des Mißbrauchs, den einige von ihm ernannte Knesen von ihrer neuerlangten Gewalt machten, blieb er stets im unbeschränkten Besitze der Gewalt, ja er soll entschieden die Absicht gehabt haben, seinem Volke eine Art Constitution zu geben, die jedoch, wie die Verhältnisse einmal stehen, nur zu einer Oligarchie und vielleicht zu Gesetzlosigkeit führen kann, jedenfalls aber dem Fürsten hinsichtlich der politischen Verhältnisse des Landes, die zwischen der Pforte und Rußland so häklich sich gestalten, die Freiheit der Handlung beschränken, und die leicht aufzuregende Volksmasse zu Schiedsrichtern in einer Lage machen muß, wo nicht diese oder jene Vorneigung, sondern nur besonnene Klugheit entscheiden sollte. Welches Schicksal wird noch dem jungen Staate, ja den slavischen Süddonauländern überhaupt bevorstehen? Die drohende Auflösung des türkischen Reichs muß über dasselbe entscheiden, wie vor vier Jahrhunderten die des griechischen.

Die Minerali im Anzasca-Thale.

Das Anzasca-Thal auf dem Wege vom Lago Maggiore nach der Westgränze der Schweiz ist von zwei ganz verschiedenen Menschenclassen bewohnt: den angesessenen Landleuten und den Minerali oder Goldsuchern. Das Gewerbe dieser letztern wird von den erstern für verächtlich gehalten, und die Lebensweise dieser letztern erklärt, ja rechtfertigt beinahe dieses Vorurtheil: sie sind streitsüchtig, träg und dem Trunk ergeben, indeß eine kräftige, kühne und namentlich ausgezeichnet schöne Menschenclasse. Sie verschwenden rasch, was sie ohne Mühe gewinnen, verschlafen manchmal den Tag, um ihren Hunger zu beschwichtigen, und wenn ihnen am andern Tage das Glück günstig ist, so theilen sie das Gold mit vollen Händen aus. Behandelt sie das Glück oder die Liebe allzu streng, so verlassen sie den Kanton, und der verspätete Reisende trifft sie dann wohl Nachts auf der großen Straße. (Voleur vom 10 December.)

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

Kisljär. Reise nach Derbend.

(Fortsetzung.)

Die einbrechende Finsterniß, die Kälte, das Unwetter und die Hoffnung auf ein warmes und ruhiges Nachtlager beschleunigten unsern Marsch, so daß die letzten zwei oder drei Werste, die durch den Frost leidenden Soldaten und wir, mehr liefen als gingen. Um 9 Uhr Abends erreichten wir endlich die so sehr ersehnte Mohammeds-Brücke. Diese Redoute liegt 25 oder 28 Werste von Kisljär. Am Ufer des kleinen Flüßchens Aksai stand nach der Aussage der Einwohner von Kisljär noch vor einigen Jahrzehnten ein großes von nogaischen Tataren bewohntes Dorf, aber häufige Einfälle und Räubereien der Bergbewohner und endlich ein heftiger Brand, der das ganze Dorf verheerte, nöthigten die Einwohner auf das linke Ufer des Terek überzusiedeln. Auf dem verödeten Flecke ließ sich ein Tatar, Namens Mohammed, mit seiner Familie nieder und baute über das Flüßchen Aksai eine kleine Brücke, woher der Ort seinen heutigen Namen erhalten hat. Als General Jermolow die kaukasische Provinz verwaltete, wurde zugleich mit der Festung Kasijnet am Flusse Sulak auch die hiesige Redoute erbaut, die aus einem unregelmäßigen Viereck mit einem kleinen Wall und Graben besteht; innerhalb des Walls befand sich eine in die Erde ausgegrabene und mit Schilf bedeckte Caserne, in welcher die hier Wache haltenden Linienkosaken sich aufhielten, und einige für die Pferde und das Heu errichtete Schuppen; um die Redoute her sind noch drei oder vier tatarische Erdhütten, die gleichfalls mit Schilf gedeckt sind. Dieses ist der einzige Zufluchtsort für einen Reisenden, den hier die Nacht überrascht. In den Erdhütten übernachteten Soldaten und reisende Kaufleute, welche vor uns mit einer Okkasion aus Tarki angelangt waren, wir mußten deßhalb in der rauchigen und kalten Caserne die Nacht zubringen. Nachdem wir uns am Feuer erwärmt und Thee getrunken hatten, legten wir uns unter den Kosaken auf die Erde zum Schlafen nieder. Die Müdigkeit ließ uns alle Unbequemlichkeit vergessen, und wir schliefen einen wahren Todesschlaf.

Am andern Morgen, den 8 Januar, mußten wir uns früh auf-

Digitized by Google

machen, um bei guter Zeit über den Sulak zu setzen und Kasijart zu erreichen, wohin wir auch Abends um 6 Uhr gelangten. Wir bemühten uns für die Weiterreise ein Fuhrwerk aufzutreiben, und mietheten für 35 Rubel von den Soldaten der dortigen Garnison zwei Schlitten bis Tarki. Am Morgen des 9 Januar wollten wir nach Asen aufbrechen, aber die Kälte, das Unwetter, der bevorstehende Weg von 50 Werften nöthigten uns hier einen Rasttag zu machen. Die kleine Veste Kasijurt, die aus einem Erdwall und Graben besteht, liegt auf dem rechten höhern Ufer des Sulak, ein Werst unterhalb einem tatarischen Dorfe desselben Namens. Innerhalb desselben sind das Haus des Commandanten, die Casernen und das Magazin, alle von Holz. Einige hundert Schritte von der Veste näher am Flusse liegt eine kleine von den verheiratheten Soldaten bewohnte Vorstadt. Höher hinauf am Sulak liegt das Dorf Temirawa und weiterhin Andrejewskaja, die beide frühre von terischen Kosaken, jetzt aber von Tataren bewohnt sind.

Der Sulak oder Koisu (Schafwasser) entspringt in einem der nächsten südlichen Ausläufe des Kaukasus, fließt anfangs gegen Nordwesten, dann gegen Nordost, und endlich gegen Osten; 25 Werste vom Meere theilt er sich in zwei Arme, den Agrachan oder Koisu, und den südlichen Arm oder eigentlichen Sulak. Der ganze Lauf desselben ist nur 150 Werste, aber seine Breite bei Kasijart 60 Klafter, die Ufer sind meist steil und gegen 6 Klafter hoch; sein Lauf ist rasch, an vielen Stellen gefriert er nie zu, und im Allgemeinen ist er weit tiefer als der Terek, wie wir ihn bei Kisljär sahen. Von dem Punkte seiner Theilung in mehrere Arme an nehmen seine Tiefe und die Raschheit seines Laufes ab. Wir überschritten ihn auf dem Eis; im Sommer aber setzt man auf einer Fähre über. Die Thäler an den Ufern des Sulak sind im Sommer mit schöner Weide, an manchen Stellen aber auch mit Eichen, Rüstern, Fruchtbäumen und Niederholz bedeckt.

Im Sulak fängt man dieselben Fische, wie im Terek, und nicht in geringerer Menge. Zwischen den Armen des Koisu, dem Agrachan und Sulak erstreckt sich gegen Osten ein schmaler Landstrich, das agrachanische Vorgebirge genannt, in einer Länge von 35 und in einer Breite von 5 bis 12 Werften. In der Nähe desselben finden sich einige kleine Inseln, von denen die Utsch und Tschetschen die bedeutendsten sind. Diese Inseln sind niedre, sandig und an vielen Stellen mit Schilf bewachsen. An der Insel Tschetschen landen gewöhnlich die astrachanischen Fischer, weil sie hier vor den Bergvölkern sicher sind. Zwischen der Nordseite des agrachanischen Vorgebirgs und dem festen Land ist der Meerbusen dieses Namens, wo im Jahre 1722, als Peter der Große gegen Persien zog, die russischen Truppen landeten. Auf dem rechten Ufer des Agrachan, in geringer Entfernung von seiner Trennung vom Sulak, gründete Peter der Große im Jahre 1718 die Festung des heiligen Kreuzes, die im Jahre 1735 nach dem Friedensschlusse mit Schah Nadir zu Gandscha verlassen und die Garnison in die am Terek neu errichtete Veste Kisljär verlegt wurde. Man soll noch an der Stelle der alten Festung einige Erdbefestigungen sehen, die jedoch schon sehr durch die Zeit gelitten haben.

Die Nacht vom 10 auf den 11 übernachteten wir in der Veste Asen oder Osen. Dies ist eine kleine Erdbefestigung auf dem linken Ufer des Flüßchens Osen, 30 Werste von Kasijart und 15 von Tarki und Temir-Khan-Schura. Es werden darin die Fouragevorräthe des apscheronischen Regiments aufbewahrt, dessen Stab in Temir-Khan-Schura liegt. Das Flüßchen Osen, Asen oder Tarkali-Asen kommt schon aus den lesghischen Gebirgen und fließt gerade ostwärts ins kaspische Meer. Das Convoi, das uns von Kisljär bis Asen begleitet hatte, ging von da nach Temir-Khan-Schura, und wir erhielten hier ein neues Convoi von fünf Soldaten nach Tarki, wo wir am 11 um 2 Uhr Nachmittags anlangten, und uns in der Soldatenslobodka einquartierten.

Wir wollten uns sogleich zum Commandanten der Veste Burnaja begeben, und mußten von der Slobodka aus noch zwei Werste weit bergan steigen bis zu dem Städtchen Tarki, und dann zum mindesten auch eben so weit auf den schroffen und schlüpferigen Straßen von Tarki bis zur Veste, die auf dem Gipfel der Anhöhe liegt. Allein der Versuch war umsonst, alle Augenblicke fielen wir nieder, mußten endlich umkehren, begannen am folgenden Tage mit Steigeisen versehen das Unternehmen von neuem, und kamen endlich nach vierstündiger mühseliger Arbeit hinauf. Burnaja liegt auf dem Gipfel eines Felsens, der sich schroff hundert Klafter hoch gegen Tarki hinabsenkt; der Umkreis beträgt nicht über 150 Klafter; gegen Westen, Süden und Norden ist die Festung durch eine Mauer, gegen Nordost aber durch den perpendiculären Steilfelsen geschützt. Man zeigte uns hier das Grab Kasi Mullahs, der in den Jahren 1831 und 1832 auf der ganzen östlichen Abdachung des Kaukasus ein so blutiges Drama durchgespielt hatte. Nachdem wir die wohlerschrene Veste besichtigt, auch dem Schamchal von Tarki, der jedoch gerade krank lag, einen Besuch abgestattet, stiegen wir wieder mit großer Mühe und Noth in das Städtchen Tarki herab. Die russische Soldatenslobodka liegt noch tiefer, in einiger Entfernung; im Sommer hat man hier eine schöne Aussicht auf Tarki, das amphitheatralisch am Berge hin liegt, mit seinen zahlreichen Maulbeerbaumgärten und geraden Pappeln; jetzt aber war Alles einförmig und öde: die prächtige Natur war ihres Schmuckes entkleidet, und die Höhen der Berge bereits mit Schnee bedeckt.

Am folgenden Morgen brachen wir auf zwei für uns in Bereitschaft gesetzten Arben in Begleitung von zwei Tscheparen auf. Kaum hatten wir aber einige Werste zurückgelegt, so hielten diese Begleiter auf ihre Pferde hinein, entfernten sich von uns in verschiedenen Richtungen, und ließen uns den gefährlichen Weg allein fortsetzen. Hier führt der Weg anfangs im Angesichte des Meeres fort, dieses entfernt sich aber immer weiter gegen Osten und verschwindet endlich ganz aus den Augen. Vor Abend nach setzten wir über das Flüßchen Manas, das zwischen ziemlich steilen Ufern rasch dahin strömt. Um 10 Uhr Nachts kamen wir in dem Dorfe Buinaki an, das von Tarki 40 Werste entfernt ist. Alles war in einen Todesschlaf begraben, und wir hatten die größte Mühe den Jus-baschi (Zehntmann, Schulze) aufzufinden, der uns zum Nachtlager eine kalte, feuchte Erdhütte anwies.

Am andern Tage Morgens früh setzten wir unsere Weg noch weiter fort; in einiger Entfernung links sieht man einen mohammedanischen Begräbnißplatz. Sein im Verhältniß zur Bevölkerung unmäßig großer Umfang veranlaßte uns einen der Wegweiser um die Ursache zu fragen, und dieser erwiederte, daß von allen hier Begrabenen höchstens der fünfte Theil eines natürlichen Todes gestorben sey, bei weitem der größere Theil sey durch die russischen Bajonnette oder im Streit untereinander umgekommen. — Von Buinaki nach Derbend, auf einer Strecke von 45 Werften, finden sich drei Stationen. Der Weg ist langweilig und einförmig, bald näher, bald ferner vom Meere, und führt zwischen Hügeln hin. Am 16 Januar kamen wir nach Derbend.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1839.

Die Cederberge in der Capcolonie.

(Aus Capitän Alexander Entdeckungsreise ins Innere von Afrika.)

Ich war nicht lange in dem Dorfe Clanwilliam, als ich einen Ausflug an die schönen Cederberge machte. Dieses von Nordost nach Südwest streichende Gebirge besteht in seinen obern Theilen aus einem aschfarbigen, quarzhaltigen Sandstein, während die untern Theile eine Menge Mineralien und Fossilien, namentlich Muscheln und Fische enthalten, ferner schwarzen, rothen und gestreiften Jaspis, Hornblende, Kalkkrystalle, in Thonschiefer eingesprengte Granaten, dunkeln und krystallisirten Quarz, schöne Agate, und Eisenerze von verschiedener Art und in solcher Menge, daß alles Wasser, das aus den Cederbergen hervorkommt, mehr oder minder eisenhaltig ist. Die Thäler sind reich an verfaulten Pflanzenstoffen, die eine schöne, dunkelfarbige Dammerde bilden, welche ausnehmend fruchtbar ist. Die Haupterzeugnisse dieser fruchtbaren Striche bestehen in Korn, Tabak und Obst; auch wird eine geringe Menge Wein hier gewonnen. Die Cederberge sind, wenn auch keine der größten, doch gewiß die für den Geologen interessanteste Bergkette in Südafrika. Die Höhe einiger der höchsten Gipfel wurden von Baron von Wurmb gemessen (der vor einigen Jahren diesen Theil der Colonie besuchte, um Missionsniederlassungen für die rheinische Gesellschaft zu bilden) und sind folgende: der Rondeberg 2990 Fuß, Groenberg 4800, und Sneeuwberg 5000.

Namentlich interessirten mich die Cedern, welche früher und zum Theil noch jetzt die höhern Thaler und Schluchten dieser Berge zieren. Leider verschwinden diese edeln Bäume mehr und mehr unter der zerstörenden Hand des Menschen. Die holländischen Boers, die Hottentotten und Bastarde, welche in den Bergen wohnen, brennen das Gras nieder, um die Weide zu verbessern. Manche schöne alte Bäume werden so geopfert und Hunderte von jungen. Nichts geschieht, um diese Bäume zu schützen, und am Cap, wo das Holz theuer bezahlt werden würde, ist das Daseyn derselben fast unbekannt. Es mag einen Begriff von der Größe einiger dieser Bäume geben, daß im Jahre 1836 ein Baum umgehauen wurde, der 36 Fuß im Umkreis hatte, und aus dessen riesenhaften Armen 1000 Fuß Bretter gesägt wurden.

Ich machte zwei Ausflüge nach den Cederbergen; den ersten in Gesellschaft mit einem Hrn. Ryneveld. Wir ritten durch Thäler von den grotesksten Felsformen, die nackt dastanden, nachdem ihre weichern Unterlagen längst weggewaschen waren. Einige bildeten einen großen Bogen, andere hingen über den Boden in einem scharfen Winkel herein, einige wiegten sich auf einem einzigen Punkte, und wieder andere bildeten ein offenes Klip- oder Steinhaus. Eine enge Schlucht heißt der „Smits-Winkel," wegen des lauten Getöses, das die Felsen beim Durchwandern von sich geben. Diese ungeheuren Massen von altem Sandstein waren mit Eisenoxyd gefleckt; Gras und staudenartige Pflanzen drängten sich zwischen den Felsen hervor, und hie und da schlossen breite grüne Blätter die Purpurblumen des Zuckerbusches (protea mollifera) ein. Leoparden hausen in den Gebirgen, so wie Antilopen verschiedener Art, wilde Schweine und Affen; Rebhühner und Fasanen gibt es in Menge und in den Frühlingsmonaten August, September und October eine für dieses Land bedeutende Mannichfaltigkeit von Insecten.

In einem Thale dieser Gebirge hat eine Missionsstation, Wupperthal genannt, ihren Sitz aufgeschlagen, da das Klima selbst in den heißesten Monaten daselbst sehr angenehm ist. Der Boden ist gut, Holz und Wasser findet sich in Menge; die kleine Hottentottengemeinde unter Hrn. Lepold ist mit Gartenbau, Zimmerarbeit und Schuhmacherei beschäftigt, und befindet sich durch Fleiß in sehr günstigen Umständen.

Mein zweiter Ausflug in die Cederberge geschah mit einem Landvermesser, Hrn. Wonzel, dem ich später Oliven- und Grassamen zuschickte, um mit dem ersten in dem westlichen Districte der Colonie einen Versuch zu machen, und mit dem zweiten die Wiesen zu verbessern. Wir stellten unsere Pferde in einem Bauernhofe ein, und stiegen die Berge hinauf, um einige Buschmannshöhlen zu untersuchen, die sich 300 bis 400 Fuß über der Ebene befanden. Während wir zwischen den Felsen hinaufkletterten, sahen wir in einem Loche kleine langohrige Fledermäuse, so wie eine gelbe Schlange und die Spuren von Dassies oder Felsenkaninchen, während ein Adler oder

Digitized by Google

Falke, die auf diese Thiere Jagd machen, majestätisch über das Thal hinschwebte. Die Buschmannshöhlen bestanden aus überhängenden Felsen, waren 30 oder 40 Fuß am Eingang breit, und erstreckten sich nicht über 20 bis 30 Fuß vom Eingang an in den Berg hinein: das Dach war schwarz von Rauch. Diese Höhlen verdienen Beachtung wegen der darin befindlichen Zeichnungen. In einer derselben sah ich eine Heerde Schafe mit ihren Lämmern, deren Umrisse außerordentlich genau waren, in rothem Ocker abgebildet, und höher oben in einer andern Höhle den Kampf von Buschmännern mit Speer, Lanzen und Pfeilen. Diese Spuren eines rohen Volks, das schon längst aus dieser Gegend verschwunden ist, sind sehr interessant.

Bayonne.

(Fortsetzung.)

Unter der englischen Herrschaft (seit 1153) vermehrte Bayonne seine Freiheiten und seinen Wohlstand. Von dem König Johann erhielt es seine Municipalität, le maire et cent pairs, seit 1290 wurden die Straßen alignirt und die Häuser von Holz und mit Steohdächern abgeschafft. Bayonne hatte damals nicht nur den Reichthum, sondern auch den Uebermuth des Reichthums. Schon 1224 hatte es 30 Galeeeen, jede mit 25 Mann bemannt, 400 Kriegsleute und Geld zur Unteestützung von Rochelle gegen Ludwig VIII gesendet; aber diese Stadt unterhandelte lieber mit dem König. Seit 1291 führte Bayonne einen heftigen Krieg, duech Handelseifersucht angefacht, mit der Normandie, welcher sich sogar auf beide Kronen, Frankreich und England veebreitete; wäheend zwei Jaheen, 1293 bis 1295, wuede es von den Franzosen desetzt. Einen noch heftigeren Kampf hatte es in seinem eigenen Laude, weil es den Gasconiern die disherige Feeiheit, sich ohne Steuer zu versorgen, nehmen wollte; der Maire Pas de Pupane*) ließ das Andenken seiner Grausamkeit zurück; endlich entschied der König von Frankreich zu Gunsten der Land- und Edelleute. Die Kriege zwischen England und Frankreich hatten Bayonne kaum derühet, aber seit 1368 riefen einige unzufeiedene Edelleute von Guienne Karl V herbei; dieß war das Zeichen des Sieges der Aristokeatie und des Verfalls von Bayonne. Zu den Uedeln des Krieges gesellte sich die schwarze Pest. Im Jahee 1461 nahmen Dunois und der Graf von Foie das Schloß von Guiche**) und 15 andere Vormaueen von Bayonne; die Vorstadt St. Leon wuede gestürmt und veebraunt; am 19 August capitulirte der Gouverneur Beaumont; Dunois und der Graf von Foie, welche über St. Leon und St. Esprit einrückten, vereinigten sich bei den Stufen der Kathedralkieche.

Der König von Frankeeich nahm den Einwohnern das Recht, den Maire vorzuschlagen, und verringerte die Zahl der Municipalitätsgliedee, welche nachher noch vermindert wurden. Die Mairie, oder wie es jetzt hieß, das Gouveruement von Bayonne, sank so herab, daß es 1595 der Preis einer weiblichen Gefälligkeit wurde; der gerühmte Heinrich IV machte es nebst der Hälfte der herkömmlichen Steuern in dem Hause Grammont erblich, um die Gunst der Gräfin Corysandre zu erkaufen. Richelieu, der den mächtigen Adel nicht liebte, zwang den damaligen Erben, seinem Rechte zu Gunsten eines seiner Secretäre zu entsagen, und dieser verkaufte es an die Stadt um 24,000 Franken. Einer der großen Herren Frankreichs hatte also geruht, einen seiner Secretäre zu der ersten Magistratsstelle einer reichen Handelsstadt herzuleihen! Die Natur selbst schien dem Glücke Bayonne's untreu zu werden: die Mündung des Adour versandete sich (um die Mitte oder gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts), der Fluß wendete sich 6 Seemeilen weiter nordwärts, die Fischerdeter von Vieux Boucau und Cap-breton gewannen an Wichtigkeit alles, was Bayonne verlor, seitdem nur noch Fahrzeuge von 25—30 Tonnen dahin gelangen konnten; die Einwohner von Cap-breton wollten sogar den Canal, der Bayonne übrig gedieben, zustechen; 4000 Bayonneser widersetzten sich jedoch mit Gewalt der Waffen; Ludwig XII befahl den Einwohnern von Cap-breton die Ladungsgebühren in Bayonne zu bezahlen, und den Einwohnern von Bayonne den Schaden, welchen sie jenen zugefügt hatten, zu ersetzen; endlich 1579 unternahm Ludwig von Foie, der Baumeister des Escurials und des Thurmes von Cordouan, die Arbeiten zur Wiederherstellung des alten Flußdettes. Die Wallfische zogen sich aus dem gasconischen Meerbusen in den hohen Norden zurück, die Concurrenz der Engländer und Holländer, welche sonst die Dienste der baskischen Piloten mit schwerem Golde erkauften, wurde immer gefährlicher, die Ausrüstungen zu Anfang des 16ten Jahehunderts immer undedeutender; ein Zufall warf indessen einen bayonnesischen Seefahrer nach Spitzbergen, und ließ ihn dort eine neue, noch unangetastete Quelle des Fischfangs entdecken.

Neue Scenen eröffneten sich, welche in den engern Verhältnissen der europäischen Völker ihren Grund hatten. Bayonne wurde ein diplomatischer und militärischer Schauplatz, und erhielt häufige Besuche hoher Personen. Ludwig XI besuchte Bayonne, und wuede im Schlosse Urtubie Mittler zwischen den Königen von Aragonien und Castilien. Das mächtig gewordene Spanien suchte Bayonne in seine Gewalt zu bekommen, die Flotte Kaels V fiel jedoch (1521) vergebens die Pallisaden in beiden Flüssen drei Tage hintereinaudee an. Die Gefangenschaft und Loskaufung Franz I gab zu neuen Durchzügen und curiosen Verhandlungen Anlaß, worüber man die archives curieuses de l'histoire de France nachsehen kann. Katharina von Medicis verlängerte ihee pittoeeske Spazlereeise mit iheem Sohne Karl IX bis Bayonne, um sich mit iheee Tochter Elisadeth, Gemahlin Philipps II, welche unter der Aufsicht des Herzogs von Alda kam, zu besprechen, und in ihren Unterredungen mit diesem letzteren keimte vielleicht, inmitten des Geräusches von Lust, Tanz und Gesang, die Idee der Mordnacht von Saint Barthélemy. Für Bayonne hatte sie keine Scheecken, denn dee Vicomte d'Oethe antwortete dem Hofe, er wisse in Bayonne keine Henkersknechte zu finden; die Protestanten

*) Die Episode, welche hierauf Bezug hat, ist vor kurzem in einem Feuilleton des Journal du Commerce behandelt worden.

**) Vier Meilen von Bayonne.

Digitized by Google

waren in geringer Anzahl, und die Stadt beschäftigte sich mehr mit ihrem Handel, als mit dem religiösen Fanatismus. Daß sie damals noch ihren Wohlstand nicht verloren hatte, beweist die See-Expedition, welche 1627 auslief, um die von den Engländern blokirte Insel Rhé zu verproviantiren, welches sie auch mit vieler Entschlossenheit ausführte. Die Spanier ließen nicht ab, ihre Versuche gegen Bayonne, meistens durch Verrätherei, zu wiederholen; diese Stadt war es aber auch, wo der Pyrenäenfrieden 1660 bekannt gemacht wurde. Ueber die Ceremonien in der Fasaneninsel in der Bidassoa und die Vermählung Ludwigs XIV und Marien Theresiens in Saint Jean de Luz kann man in den Memoires de Mademoiselle de Montpensier Nachrichten finden.

Der 1674 wieder erneuerte Krieg mit Spanien flößte Ludwig XIV den Gedanken ein, Bayonne zu einer Vormauer von Frankreich zu machen. Es wurde nach der neueren Methode befestigt, neue Basteien, Casernen, die Citadelle nach dem Plane Vaubans erbaut, die Stadt völlig dem Militärgouvernement unterworfen, der Bürgerschaft der Aufzug in Waffen am Fronleichnamsfeste, welcher in ältern Zeiten eine Gelegenheit zu Meuterei gegeben, der Maibaum und das Scheibenschießen untersagt. Seit 1650 war das Verpachtungssystem im Finanzwesen eingeführt worden; 1684 warf sich der Fluß eine Seemeile südlich von seiner Mündung in die sogenannte Chambre d'amour, und mehr als 40 Jahre wurde dem Uebel nur durch halbe und beinaheunnütze Maaßregeln entgegen gearbeitet; Bayonne lebte von den Resten seines Wohlstandes, es erhielt den Besuch Philipps V 1701, der Wittwe Karls II 1706, welche ihre Pension von 40,000 Ducaten bis 1738 dort verzehrte, ohne das von ihr gebaute Schloß Marcac zu bewohnen, und der Mademoiselle Montpensier, Braut des Prinzen von Asturien; die ersten Marinealleen wurden angelegt, und Mr. Hureaux, Viceseneschal von Bayonne, konnte im J. 1718 nachfolgendes Gemälde entwerfen.

Neunhundert Häuser in der Stadt und 300 in ihrem Weichbilde enthielten eine Bevölkerung von 16,000 Seelen. Die Häuser sind gewöhnlich von zwei Stockwerken aus Kleiderlehm (torchis) zwischen roth bemalten und in geraden oder schiefen Winkeln gekreuzten Pfählen, welches der Stadt ein sonderbares und buntes Ansehen gibt. Als eine Stadt, in welcher die Erneuerung und die Handelsthätigkeit vorherrscht, hat sie beinahe nichts von dem starken Gepräge des Mittelalters, kein Denkmal eines hohen Alterthums beibehalten. . . . . Die Einkünfte der Stadt betragen 70,000 Livres; die herkömmlichen Rechte zwischen dem Könige und der Familie Grammont getheilt 120,000 Livres, die übrigen Steuern, welche der König zieht, 257,000 Livres. Der Bürgerschaft fehlt es weder an Geist noch an Geschmack, wie man es auch an ihren Landhäusern sieht; die jungen Leute reisen und besuchen die großen Handelsplätze; der Verkehr ist redlich, und die Bezahlung ohne Chikane; im Hauswesen herrscht Ordnung und Reinlichkeit (?) Die Männer kleiden sich mit Sorgfalt und die Frauenzimmer gehen zuweilen bis zum Luxus, doch ohne Verschwendung von Gold und Silber; sie scheuen den Aufwand nicht, wenn es die Gelegenheit, besonders die Aufnahme der Fremden (?) erfordert; die Militärpersonen haben wenig Zugang in den Häusern. — Dieß Gemälde könnte noch heute gelten, wenn unsere Ideen über die Bequemlichkeiten des Lebens, und das Aussehen der Städte noch dieselben waren.

(Fortsetzung folgt.)

Koptische Bibelübersetzung.

(Litterary Gazette v. 18 Dec.)

Ein englischer Geistlicher, Namens Henry Tattam, ist schon lange damit beschäftigt, eine koptische Bibel herauszugeben, und begibt sich jetzt, wie es scheint in Auftrag mehrerer Geistlichen, nach Aegypten, um alle zugänglichen Manuscripte in den Klöstern jenes Landes, und nachher in Italien zu untersuchen und zu vergleichen. Er reiste am 1 Oct. von Marseille ab, und sollte am 13 Nov. Cairo verlassen, um nach Oberägypten zu gehen, wo viele koptische Manuscripte in uralten Klöstern aufbewahrt seyn sollen. Bereits in Cairo hat er den Jesaias, Jeremias und die Klagelieder in koptischer Sprache aufgefunden, und zweifelsohne werden die Schätze der oberen Provinzen seine Mühe reichlich belohnen. Die Regierung hat 300 Pfund dazu beigetragen, und durch Subscription, zu welcher namentlich auch Bibel- und Missionsgesellschaften aufgefordert sind, hofft man ohne große Schwierigkeit die Fonds zur Reise zusammenzubringen.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

D e r b e n d. K u b a.

(Fortsetzung.)

Derbend wurde von den Russen zum erstenmal im Jahre 1722 unter Peter dem Großen erobert, unter der Kaiserin Anna wurde es an Persien abgetreten, aber im Jahre 1796 von Graf Subow wieder erobert, und wurde im Jahre 1806 definitiv mit Rußland vereinigt. Der kaukasische Bergrücken spaltet sich in der Nähe des kaspischen Meeres in drei Zweige: am Ende des nördlichen liegt Tarki, der südliche endigt mit dem Berge Beschbarmak in der Provinz Kuba, und der schmale Durchgang zwischen dem Meer und dem Ende des mittlern Zweiges wird durch Derbend geschlossen. Die Figur dieser Stadt ist ein unregelmäßiges Viereck: sie ist gegen Norden, Westen und Süden mit einer Mauer umgeben, und auf der Ostseite stößt sie ans kaspische Meer. Die Länge der nördlichen und südlichen Mauer von der Stadt bis ans Meer beträgt nahezu drei Werste, die westliche ist nicht über 180 Klafter lang; die Enden der nördlichen und südlichen Mauer gegen Osten sind 520 Klafter von einander entfernt. Diese Mauern sind trotz ihres hohen Alters und der vielen ausgestandenen Belagerungen noch fast ganz unverletzt; ihre Höhe beträgt 5 bis 6 Klafter und ihre Dicke 10 Fuß. Gegen Westen von der Festungsmauer läuft über Berge und Thäler jene berühmte Mauer, die, wenn man den Eingebornen und den orientalischen Schriftstellern Glauben beimessen darf, sich bis

Digitized by Google

ans schwarze Meer erstreckt. Hier wirft man unwillkürlich die Frage auf: welchem Volk ist dieser Bau zuzuschreiben? Ohne auf die Lösung dieser in vielen Beziehungen wichtigen Frage einzugehen, kann man doch annehmen, daß auf dem Südabhange des Kaukasus niemals ein friedliches Volk lebte, das nur aus Friedensliebe und in dem Wunsche, sich gegen die barbarischen Völker zu schützen, welche zur Zeit der großen Bewegung im Mittelalter hier herum schwärmten, sich an ein so großes Unternehmen machte; nur eine despotische Herrschaft konnte zur Ausführung desselben förderlich seyn. Wenn man nun ein uraltes Vorhandenseyn von ähnlichen Völkern wie die jetzigen, die Krieg und Raub für den Zweck des Lebens halten, zugeben muß, so ist es schwer zu erklären, was sie zur Errichtung eines solchen nur zur Vertheidigung nöthigen Baues veranlassen konnte.

Die Stadt Derbend zerfällt in drei Theile, die von einander durch Mauern getrennt sind: der westliche und höchste Theil, Narym Kale genannt, bildet die Citadelle, und ist jetzt von dem Commandanten und der Localregierung bewohnt, der mittlere bildet die eigentliche Stadt, und der östliche, Dubossary genannt, ist fast ein leerer Raum, der früher von Weingärten eingenommen war, in der letzten Zeit aber haben sich hier Armenier und Juden in einer kleinen Vorstadt angesiedelt. Die ganze Stadt ist von einem ziemlich tiefen Graben umgeben.

Derbend ist im Allgemeinen eine der besten Städte, die uns am östlichen Ufer des Kaukasus vorgekommen, trotz ihrer unregelmäßigen Anlage und ihren engen Straßen. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 10,000, die der Häuser 1400; alle sind aus Muschelkalk aufgeführt und haben flache Dächer. In der Stadt ist eine griechisch-russische und eine armenische Kirche, eine jüdische Synagoge und siebzehn Moscheen, von denen sich eine, die sehr alt seyn soll, durch ihre Größe auszeichnet.

Wir blieben zwei Tage in Derbend, und besuchten in dieser Zeit die Citadelle; bei der Rückkehr sahen wir am Thore einige Leute aus dem Gebirge, die vor der Schildwache ihre Waffen ablegten. Dieß waren Lesghier, die sich bei dem Commandanten über etwas beklagen wollten. Die Unbändigkeit und Rachsucht dieses Volkes sind die Ursachen dieser Vorsicht, denn die Beispiele waren nicht selten, daß die, welche der Urtheilsspruch schuldig fand, oder über irgend etwas unzufrieden waren, alsbald den Dolch ihrem Gegner in den Leib stießen.

Am 11 Januar setzten wir unsern Weg fort, und kamen Abends in das Dorf Derbend Kulary, 25 Werste von Derbend, von wo wir am folgenden Morgen unsern Weg weiter fortsetzten. Von dieser Station aus begleiteten uns zwei Tschevaren, die uns als Führer beim Uebergange über den Samur dienen sollten, den wir um 1 Uhr Mittags erreichten. Der Samur strömt aus den kaukasischen Bergen beinahe gerade gegen Osten eine Strecke von 20 Werften weit, und bildet die nördliche Gränze der Provinz Kuba. Zur Zeit der Hitze, oder wenn im Gebirge von der Mitte Mais bis Julius starke Regen fallen, strömt das Wasser mit solcher Raschheit, daß es große Steine und Bäume mit fortreißt. Der Samur theilt sich in mehrere Arme, von denen um diese Zeit jeder einen großen Fluß bildet. Beim stärksten Anschwellen ist die Verbindung über den Fluß ganz abgeschnitten. Muß man durchaus hinüber, so wählen die Waghalsigsten den frühen Morgen oder den späten Abend, weil um diese Zeit weniger Wasser von den Bergen herabkommt. Die Gefahr des Uebersetzens wird noch durch die Unebenheit des Bettes vermehrt, das der reißende Lauf des Wassers aushöhlt. Im Winter ist der Uebergang minder gefährlich, doch bei der kleinsten Unvorsichtigkeit kann nichtsdestoweniger der Wagen umgeworfen werden, was auch mir passirte.

Um 9 Uhr Abends kamen wir nach dem Dorfe kubanisch Kulary, und setzten am andern Morgen unsere Reise nach dem 25 Werste entfernten Kuba fort. Der Weg führt größtentheils über Berge und junges Holzanflug, und war wegen des humusreichen Bodens ungemein kothig. Auf dieser Station sahen wir zum erstenmal seit Tarki wieder Schnee, der hier fast überall drei Zoll tief und darüber lag; der Grund liegt wahrscheinlich darin, daß der Weg sich schon etwas in die Berge erhoben hatte und 40 Werste vom Meeresufer entfernt war. Hier setzten wir über ein größeres Bergwasser, den Kussartschai, und kamen durch zwei Dörfer, Achdil und Mirsa-Mahmed-Kent. Um 10 Uhr Abends setzten wir über die Kubinka. Unsere ermüdeten Büffel konnten die Arben nur mit der größten Anstrengung das steile, gefrorene, rechte Ufer hinaufziehen. Gegen Mitternacht kamen wir nach Kuba.

Kuba, von den Eingebornen Kudial-Kale genannt, ist der Hauptort der Provinz gleichen Namens, und wurde im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts unter Nadir Schah von dem Gouverneur von Kuba, Hussein Ali Khan, gegründet. Seit jener Zeit trat es an die Stelle der Festung Chudala, die noch im sechzehnten Jahrhundert von Lesghi-Achmed gegründet wurde, und zwar die Residenzstadt der Regenten von Kuba und Derbend. Der Sohn Hussein Ali's, Teth Ali Khan, befestigte Kuba von drei Seiten mit einem Graben und einer noch jetzt vorhandenen Backsteinmauer. Seit dem Jahre 1806, wo die Würde der Khane aufgehoben und die Provinz völlig mit Rußland vereinigt wurde, ward Kuba die Residenz des russischen Kriegsbefehlshabers, der diese Provinz verwaltete, und bald darauf der Sitz des Oberbefehlshabers in den daghestanischen Provinzen überhaupt. Kuba liegt fast in der Mitte des Landes, 45 bis 50 Werste vom Meer, auf dem rechten Ufer der Kubinka oder des Kudial-Tschai. Der nördliche Theil der Stadt stößt an eine tief eingeschnittene Schlucht, die von den benachbarten Bergen gebildet wird und worin die Kubinka fließt; der übrige Theil der Stadt liegt in der Ebene, welche gegen Osten und Westen zwei bis drei Werste entfernt von unbedeutenden Bergen eingeschlossen wird; gegen Südwesten von Kuba stellen sich die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel Kasdag Salwatdag und Schachdag in einer Entfernung von 40 bis 50 Werften dar und scheinen unbewegliche Wolken zu seyn. Die Menge der umliegenden Gärten und Wälder zeugen von dem Reichthum und der Ueppigkeit des hiesigen Bodens, und können einen Begriff von der malerischen Lage Kuba's geben. Das Innere der Stadt aber gleicht einem großen, unordentlichen Dorfe; man rechnet etwa 650 Häuser und 8000 Einwohner; die Häuser, alle von Holz, sind schmal und schlecht gebaut; die Straßen mit Ausnahme von zweien, ausnehmend eng, und den größten Theil des Jahres kothig. Kirchen gibt es zwei, eine griechisch-russische und eine armenische, und außerdem drei Moscheen. Buden zählt man 150, aber die Hälfte davon ist von gewöhnlichen Handwerkern besetzt, und sie dienen auch nach orientalischer Sitte zugleich als Wohnung. Die Kaufmannschaft besteht aus Persern und Armeniern, von denen die letztern hauptsächlich mit russischen Waaren handeln, die zur See aus Astrachan über Baku kommen, denn in Kuba ist wenig Unternehmungsgeist und keine großen Capitalien.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1839.

Wallisische Regimenter in England.

Wir haben im December vorigen Jahres (Nr. 351) etwas über Provincialgeist unter den englischen Truppen mitgetheilt. Die Aufforderungen jenes Officiers, der eine Sonderung wallisischer, englischer und irischer Truppen verlangte, scheinen nicht ganz unbeachtet geblieben zu seyn, und er entwickelt nun seinen Wunsch näher, da die „Abneigung der Kymraig gegen andere Stämme, und ihr tiefgewurzelter Stolz" eine Vermischung mit Sassenach oder Irländern ganz unräthlich machten. „Einem englischen Officier," sagt der Verfasser, „mag der Kymraig als ein finsteres, hochmüthiges und widerwärtiges Thier erscheinen, aber unter Anführern von seinem eigenem Blute, die mit seiner geistigen Organisation sympathisiren, wird er standhaft, treu und ergeben seyn, wo ein Ire sich empören und ein Sachse die Waffen wegwerfen würde. Ich brauche kaum zu bemerken, wie gut die wallisischen Regimenter sich stets im Frieden benommen haben, und der einzige Fehler, den man im Felde gegen sie anführt, ist der, daß wenn sie einmal aufgeregt sind, sie weder Pardon geben, noch nehmen." Er schlägt nun vor, die jetzigen 4 wallisischen Regimenter auf 2 Bataillone zu vermehren — bekanntlich haben die englischen Regimenter gewöhnlich nur Ein Bataillon — und allen jetzt in der Armee dienenden Leuten von kymrischer Abkunft zu gestatten, daß sie sich in diese heimathlichen Corps aufnehmen lassen. Zu dem Ende soll das ganze Land jenseits des Severn einen besondern Recrutirungsdistrict ausmachen, der ganz unter Officieren von kymrischer Abkunft stünde. Eben so soll die Miliz des Fürstenthums in 8 Bataillone getheilt werden, und jedes Bataillon einen wallisischen Caplan und als Zahlmeister einen wallisischen Barden erhalten. Damit nicht zufrieden, will er ihnen auch noch die Nationaluniform, den Plaid, und den Dudelsack als Musik geben.

Ein solcher Vorschlag würde in Frankreich geradezu als Hochverrath aufgenommen, in England aber ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß er angenommen wird. Geht die Sache indeß so fort, so wird bald die englische Armee einen buntscheckigen Anblick darbieten, und die hochmüthige Nichtachtung, in die das keltische Element des Landes gesunken ist, muß aufhören, wenn man nicht den celtischen Führern solcher Truppen nach und nach eine gefährliche Macht in die Hände geben will. Walter Scotts Bemerkung, daß der Clangeist in Schottland nur schlummere, und man ja nichts thun solle, das ihn wieder zur Thätigkeit erwecken könne, möchte eine wohl zu beherzigende Warnung enthalten. Acht wallisische Bataillone machen den zwölften Theil des englischen Heeres aus; dazu kommen 3 oder 4 hochländische Bataillone, von denen die Mehrzahl auch durchaus kein Englisch versteht, und den Sassenach, wenn nicht geradezu haßt, doch immer als Stammfremden und Bevorzugten mit scheelem Auge ansieht.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

(Fortsetzung.)

Die oben erwähnten Umstände, besonders aber das Pachtsystem, welches die Plackereien der Beamten (gens de rapine, sagt eine alte Denkschrift) und den Schleichhandel herbeiführte, untergruben indessen den Wohlstand Bayonne's immer mehr. In einer Vorstellung von 1738 verlangte die Handelskammer die Wiederherstellung der Municipalfreiheiten, und späterhin, 1762, die Versetzung der Zollinie auf das Norduser des Adour: der Verfall der Stadt in dieser letztern Epoche war auffallend. Aller Küstenhandel, aller Verkehr mit der Bretagne und Portugal, so wie der Tabakhandel hatte aufgehört, alle übrigen Artikel litten unter diesem eisernen Joche. Der Intendant Etigny wollte im Jahre 1757 eine Wollspinnerei stiften, und fand keinen Absatz. Die Bevölkernng war (1762) auf 9452 Personen herabgekommen, welche 26 Livres Steuern auf den Kopf bezahlten. Von 940 Häusern waren 120 zum Verkauf ausgeboten, und 250 ohne Miethleute. Von 27 Millionen war der Verkehr auf 9 oder 10 gefallen. Statt 15 Schiffen gingen nur noch 3 nach den Colonien und so verhältnißmäßig die übrigen Zweige der Schifffahrt. Vierhundert Gerber, Lederarbeiter u. s. w. und eine große Zahl Schmiede waren nach Spanien ausgewandert. Die baskischen Seeleute nahmen fremde Dienste an. Bilbao und San Sebastian, zu Freihäfen erklärt,

Digitized by Google

zogen den Handel an sich. Das letztere vergrößerte sich mit einer neuen Vorstadt. Endlich im Jahre 1784 wurde das Verbotsystem abgeschafft, und Bayonne zum freien Handel mit Amerika autorisirt. Nie hat man schnellere Wirkung von der Veränderung eines Systems gesehen. Von 1½ Millionen stieg der auswärtige Handel plötzlich auf 10 Mill., ohne den Durchzug zu rechnen, die Schifffahrt von 300 fremden und 600 französischen Ein- und Ausgängen auf 500 fremde und 800 französische, der Werth der eingeführten Piaster von 2 auf 30 Millionen Livres. In 6 Jahren hatten die Bevölkerung und die Preise um ein Drittel zugenommen.

Während der Revolution war Bayonne, lange Zeit ruhig, ein Sammelplatz von Priestern und Aristokraten geworden, welche mit den Spaniern conspirirten: dieß veranlaßte, daß die Einwohner von Sarre, Ascan und Viviatau in Masse ins Innere versetzt wurden. Für eine Handelsstadt mußte das Decret zur Auslieferung von Gold und Silber gegen Assignaten empfindlich seyn; aber so groß war die Macht des fürchterlichen Ausschusses von Paris, daß 2 Millionen schon übergeben waren, als die Convention das Decret widerrief. Das Bisthum war nach Pau verlegt worden, von wo es durch das Concordat von 1801 wieder zurückgeführt wurde.

Man kennt die militärischen und politischen Ereignisse, welche zur Zeit Napoleons von Bayonne aus so sehr auf das Schicksal der pyrenaischen Halbinsel wirkten. Die Gegenwart Napoleons im Jahre 1808 liefert noch einen andern Pinselstrich zu dem Charaktergemälde dieses Mannes, dem die Elemente so wenig als die Menschen unüberwindlich schienen. Er hatte persönlich in einem Boote die Sanddank der Mündung des Adour sondirt; um die Stärke ihres Widerstandes zu berechnen, befahl er der Fregatte le Comète von 48 Kanonen, welche sich in Passages befand, mit Zurücklassung ihrer Artillerie den Eingang zu forciren. Man hielt dieß für unmöglich, aber die Fregatte durchschnitt mit einem heftigen Anstoß den Sand; freilich war es nicht mehr möglich, sie hinauszubringen, und sie mußte späterhin zerlegt werden. Napoleon schenkte der Municipalität mehrere auf 1,300,000 Franken geschätzte Terrains unter der Bedingung, neue Bauten und Anstalten zu unternehmen, welche, so wie andere projectirte Verbesserungen, größtentheils unausgeführt blieben, und erst jetzt wieder vorgenommen worden sind.

Die zweideutige Belagerung von 1814, von M. Morel, ehemaligem Redacteur der „Sentinelle des Pyrenées," in seinem Werke über Bayonne beschrieben, ist durch den Auszug in der „Nouvelle Minerve" dem Publicum bekannt; aber nach diesen tragischen Ereignissen kommt das komische Nachstück, das Ansehen von Eroberern und Protectoren, welches sich die Spanier im Jahre 1815 geben wollten. Ferdinand ließ 1815 zwei Armeen unter Castaños und Odonell (Grafen von Labisbal) über die Gränze rücken; Castaños besetzte Perpignan und Odonell stellte seine Armee von 18,000 Mann bis unter den Mauern von Bayonne in Schlachtordnung. Spanien wollte sich durch die Besetzung dieser Plätze ein größeres Gewicht in den Verhandlungen von Wien, wo die Schadloshaltungen debattirt wurden, geben; von der andern Seite war ihre Gegenwart eines der Elemente, worauf die Ultra's bei ihrer vorhabenden Reaction gegen die Charte Ludwigs XVIII rechneten. Ihre Creaturen herrschten in Bayonne, das ohne alle Vorbereitung zu einer Vertheidigung war, und als die Nationalgarde, durch das Einrücken der Spanier in St. Jean de Luz beunruhigt, freiwillig die Waffen ergriff und den Maire zur Thätigkeit aufforderte, antwortete dieser: es seyen bloß von den Bösgesinnten ausgesprengte Gerüchte; der Gouverneur Chauvigny arretirte sogar den Artilleriobersten Belzeau, welcher einige Vertheidigungsmaßregeln angeordnet hatte. Aber das Volk zwang beide, den Ton zu ändern, und Ludwig XVIII hintertrieb die Plane der Ultras. Odonell fand die Thore verschlossen; ein Seesoldat verband dem spanischen General, der in Odonells Namen eine Unterredung mit Chauvigny verlangte, die Augen; die spanische Armee defilirte nach Ustariz, und vom 3 bis 6 Sept. zog Odonell, der seine Bewegung am 15 August begonnen, wieder über die Gränze, nachdem ch Castaños Perpignan verlassen. Aber so wie er bei seiner Ankunft verkündigt hatte, er käme, um die Domainen Sr. Majestät gegen die Versuche einer Faction, die von dem Geiste des Usurpators (Napoleon) belebt sey, in Schutz zu nehmen, so konnte er nicht umhin, bei seinem Abschiede zu bemerken, daß Ludwig XVIII vielleicht bereuen würde, den Schutz von 80,000 Spaniern verschmäht zu haben.

In den neuesten Zeiten ist Bayonne nicht nur ein Observatorium, eine Niederlage, eine Bank, und ein politischer Brennpunkt von vier oder fünf Parteien, und drei oder vier Regierungen, die in der spanischen Revolution betheiligt sind, sondern auch der Sitz einer zahlreichen und buntfarbigen Emigration, in welcher man über 1000 Eigenthümer und Kaufleute, gegen 3000 Dienstleute, Handwerker, Taglöhner u. s. w. und einige hundert Militärpersonen, Beamte, Geistliche und sonstige liberale und nulliberale Professionen zählt. In einer so kleinen Stadt, wie Bayonne, kann man sich vorstellen, was diese plötzliche Vermehrung der Bevölkerung für eine Erhöhung in den Miethpreisen hervorgebracht haben muß; *) die Lebensmittel, welche sonst hier sehr wohlfeil waren, sind ebenfalls doch nicht in demselben Verhältniß gestiegen, vielleicht darum, weil die Ausfuhr derselben in die carlistischen Provinzen Schwierigkeiten unterliegt. Der bessere Theil der Emigranten muß nicht nur den Einwohnen diese Art von Schadloshaltung bezahlen, sondern wird auch ein Opfer seiner eigenen mauvaise queue, für welche, besonders was das weibliche Geschlecht betrifft, der fremde Boden ein wahrer Jubelsaal geworden ist.

Bayonne ist von Süden nach Norden längs der Nive hin gebaut; auf dem rechten Ufer dieses Flusses streckt das kleine Bayonne (petite Bayonne), seine spitzige Redoute, wie das Vordertheil eines großen Schiffes in den Winkel hinein, wo die Nive und der Adour, der von Osten her kömmt, ihre Wasser vereinigen, dort ist ein kleines Kriegsfahrzeug und 10

*) Ein meublirtes Appartement von 2 oder 3 kleinen Zimmern und einer Küche kostet 40, 50, 60 Fr., monatlich ohne Leinenzeug für Bett und Tisch.

Digitized by Google

oder 12 Schiffe vor Anker, die man jedoch so wie die Fortsetzung der nun schon vermischten Gewässer nur hinter einem Gitter betrachten kann, längs welchem überdieß die Communication unterbrochen ist. Das Gitter längs dem Adour, die neuen Banten eines Rath-, Zoll-, Börsen- und Schauspielhauses, gegenüber die Casematten und das Thor, welches zu den Marineallern führt; endlich auf der vierten Seite ein Haus, dessen Grundlagen jetzt ausgegraben werden, bilden den Platz, mittelst welchem das große Bayonne (grande Bayonne, am linken Ufer des Nive) an den Adour stößt, und hinter welchem sich noch die mit Bäumen besetzte Straße, welche man Place d'armes nennt, verlängert. In dieser sind die Diligencen, die Gasthöfe, das spanische Consulat, das Fort und Caserne Chateauvieux, die Südpräfectur, die Post, die Polizei, der Generalstab, und weiterhin steigt man bis zur Kathedralkirche hinauf. Auf der andern Seite der neuen Banten, welche die Communication am Ufer unterbrechen, ist an der Nive der Platz Grammont, jetzt de la liberté, welcher mit seinen Kaffeehäusern zum Spazieren und Erfrischungsplatz dient: vor sich hat man die Redoute, welche den Zusammenstoß der beiden Flüsse verbirgt, und die Brücke Pont Mayou, welche nach dem kleinen Bayonne, und wenn man durch das jenseitige Thor geht, nach der Schiffsbrücke von Saint Esprit, wenn man aber in das Innere des großen Bayonne eindringen will, in die kurze, aber elegante Straße Pont Mayou, der Repräsentantin der modernen Zeit führt. Fängt es an zu regnen, so flüchtet man sich von der Ecke des Platzes in die Schwiebdögen der Straße Pont-neuf, welche dann das Palais-royal von Paris vorstellen — aber das ist eine Gotteslästerung! gerade so, wie man die Cinq-Cantons, wo die beiden genannten Straßen einmünden, und wo die Kaufleute und Politiker zusammen kommen, mit dem Börsenplatze von Paris vergleichen wollte. Hier macht die Straße Salies einen Strich durch das große Bayonne, zwischen dem Großhandel am Flusse und der Kathedrale auf der Höhe; mit einer Ecke in der Marktpost an der rue Poissonnerie, mit der andern in den öffentlichen Etablissements der place d'armes, sie selbst von den alten ehrwürdigen Bürgerfamilien Bayonne's bewohnt, welche weder ihr Haus noch ihr Gewölbe neu decoriren lassen, aber auch keine Zimmer vermiethen und — sonst wenigstens — nicht Stücke von 28 Ellen statt 36 verkauften — dieß ist die Straße St. Denis von Paris, immer in dem nämlichen Verhältnisse versteht sich. Von der Kathedralkirche führt die Rue Mayou zu dem Thore von Spanien, welches nicht umsonst diesen Namen trägt, und auch das einzige ist, das alle Nächte zugesperrt wird. Dieser auf der Höhe und ihrem Abhange bis zur Rue Salies rund um die Kathedralkirche gelegene Theil der Stadt ist das ursprüngliche Bayonne, welches sich von den übrigen Quartieren heutzutage wenig unterscheidet. Das kleine Bayonne hängt mit dem großen durch die Brücken von Pont Mayou und Panneeau zusammen, und endigt sich ostwärts mit der Anhöhe des Chateauneuf, gegenüber von der letzteren Brücke. Am Fuße der Anhöhe liegt rechts das Arsenal, ein schönes, neues Gebäude, links der mit Bäumen besetzte Place de Lisse, die öffentliche Erziehungsanstalt Ecole chrétienne, die unscheinbare Kirche St. André, das Militärspital und die Hauptstraße Bourg neuf, welche gegen die Brücke Pont mayou herabläuft. Diese letztere Straße ist so zu sagen das Quartier Marais von Paris, der übrige Theil kann mit dem Pariserquartier, das zwischen dem Hotel de Ville und der Vorstadt St. Antoine liegt, verglichen werden. Ich weiß nicht, wie sich mir diese Erinnerungen an Paris eingeschlichen haben, ich hätte besser gethan, Lyon zum Vergleichungspunkte zu nehmen: der Zusammenstoß zweier pittoresker Flüsse, das im Ganzen altväterische, schmutzige, durch wenig helle Punkte verfröhlichte Massive, das Aussehen der Menge, welche an den Quais und in den Straßen cietulirt, alles dieß in äußerst verkleinertem Maaßstab. Die Quais an beiden Ufern des Nive sind mit Schwiebdogengängen bekleidet, und man trifft solche in mehrern Straßen, besonders des kleinen Bayonne an, aber sie sind niedrig, unzierlich, mit Verkaufsposten oder gar mit Werkstätten überladen. (Fortsetzung folgt.)

Indischer Thee.

Dieser so oft schon erwähnte Gegenstand dringt sich immer wiederum auf, und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Plan, den Thee in Indien zu erzeugen, und so der Einfuhr aus China allmählich entbehren zu können, doch mit der Zeit gelingen wird. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft am 15 December wurde eine Probe Suchong-Thee aus Indien vorgelegt, und Prof. Wilson, der Director der Gesellschaft, erklärte, er habe ihn versucht, und nicht nur gut, sondern zu gut für den englischen Geschmack befunden, da man in England nur lange aufbewahrten Thee gewohnt sey; dieser sey zu neu, würde aber, wenn man ihn eine Zeitlang aufbewahre, von dem besten chinesischen Thee nicht zu unterscheiden seyn. Er erwähnte, daß nach Moorcrofts Angabe in den Gebiegen um Bissahir ein Thee wachse und ein bedeutender Handel mit diesem Artikel nach Klein-Tibet getrieben werde, wo man viel davon trinke, obgleich die Qualität nicht sehr gut sey. Hr. Royle, der bekannte Botaniker Indiens, entgegnete, was Moorcroft, Heber und Andere Thee nennten, sey kein eigentlicher Thee, doch sey es ganz wahr, daß ein Aufguß davon von den Nepulesen getrunken werde; übrigens würden in allen Theilen des Himalaya Pflanzen gefunden, die denen China's entsprächen, und man könne wohl daraus den Schluß ziehen, daß auch Thee daselbst gezogen werden könne.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

B a k u.

(Fortsetzung.)

Da wir den Weg nach Baku zu Pferde zurücklegen wollten, schickten wir unsere Leute und mehrere Effecten zwei Tage zuvor auf Kiben voraus und reisten am 24 Januar selbst dahin ab. Die Poststraße führt über die Posten Sitläe und Dewilscha nach dem Berge Beschbarmak, wo der Posten Chadye-Sinde ist; weiterhin geht sie am Meeresufer fort über die Posten Kallsi und Sungait; man rechnet den ganzen Weg zu 150 Werften. Dieser Weg ist, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Berge und etlicher Sandstrecken, eben und gut zu befahren.

Digitized by Google

Die Posten von Kalisi und Sumgait leiden unter einem großen Nachtheile, da es ihnen auf eine bedeutende Strecke an süßem Wasser und Holz fehlt, so daß die dort befindlichen Kosaken nur ein schlechtes salziges Wasser haben, und um das fehlende Holz zu ersetzen, auf den Steppen getrocknete Pflanzenstängel oder Holzstücke und andere Pflanzenüberreste, die das Meer ans Ufer geworfen hat, sammeln.

Wer im transkaukasischen Lande reist und Daghestan bis zum Beschbarmak durchzogen hat, tritt auf einmal aus einer reichen und üppigen Natur in eine leichenhafte über. Der Beschbarmak scheidet diese beiden Extreme: gegen Norden breiten sich überall Wälder, Buschwerk, Maulbeerbaum- und Fruchtgärten aus, und der Boden zeigt allenthalben eine üppige Vegetation; gegen Süden von Beschbarmak ist der Boden kahl, unfruchtbar und steinig, nirgends trifft man einen Baum, ein Gebüsch oder einen Bach, fast die ganz einförmige, leblose Fläche besteht aus Steinboden, nur hie und da von kleinen Thon- und Sandstrichen unterbrochen. Von dem Beschbarmak an theilen sich die kaukasischen Berge in einige mindere Ausläufer, die gegen Südosten streichen und die apscheronischr Halbinsel bilden, welche 35 Werste ins Meere hinausreicht. Der höchste Punkt dieser Berge erhebt sich nicht über 150 oder 160 Klafter. Diese Berge bestehen, wie die übrigen Ausläufer des Kaukasus am kaspischen Meer, aus Muschelkalk, der nur an einigen Stellen (in der Nähe des Meeres in der Provinz Baku) von einem lockern Sandstein durchsetzt ist. Ohne Zweifel geht diese Bildung bis in die späteren Zeiten herauf, denn einige von den Muscheln, woraus diese Berge bestehen, trifft man noch jetzt im kaspischen Meere. Die apscheronische Halbinsel ist fast ganz wasserlos, nur das Flüßchen Sumgait fließt durch den nördlichen Theil der Provinz Baku, aber auch dieses trocknet Jahr um Jahr mehr ein, so daß jetzt nur noch im Frühjahr zur Zeit der Regen im Kaukasus einige Wochen lang sich Wasser darin befindet.

Die Stadt Baku, welche auf dem Südostabhang einer Anhöhe liegt, besteht aus der Festung und der Vorstadt, welche von Tataren, Armeniern und zum Theil von russischen Soldaten bewohnt ist. Die Veste hat etwa 600 Klafter im Umfang, und ist von einer doppelten steinernen Mauer und einem mit Stein verkleideten Graben umgeben. Die Häuser, deren Zahl sich auf 1500 beläuft, sind alle von Stein, ihr Aeußeres aber ist nicht schön. Die Straßen sind unregelmäßig und eng; außer einer griechisch-russischen und armenischen Kirche zählt man 27 Moscheen, aber im größten Theile davon wird kein Gottesdienst gehalten.

Von den bedeutendern Gebäuden ist zu erwähnen der im nordwestlichen Theile der Stadt auf einem Berge gelegene Palast des Schah und ein ungeheurer cylindrischer Thurm an der Seemauer gegen das nordöstliche Ende der Stadt. Dieser Thurm, der 19½ Klafter in der Höhe und 6 im Durchmesser hat, führt den Namen des Mädchenthurms. Die Sage schreibt die Erbauung desselben einem persischen Khan zu, der ihn für seine Tochter einrichtete; als der Thurm fertig war, stürzte sie sich, um der Verfolgung ihres Vaters zu entgehen, von der Höhe herab ins Meer. Der Palast des Schah, ein halbzerstörtes, aber immer noch prächtiges Gebäude, wurde der Sage zufolge im Jahre 1491 von Schah Ibrahim Chalil Ullah Pherruch Eser Ogli, einem Urenkel Behram Gurs, aus dem Geschlechte Nuschirwans, gebaut. Dieser Palast nahm in der Façade gegen Westen 20 Klafter ein, und bestand früher aus drei Etagen: die untere, die völlig dunkel ist und wahrscheinlich zu Pferdeställen und Kellern diente, hat eine Menge kleiner Abtheilungen mit Bogengewölben; in den zwei obern theilweise zerstörten Etagen kann man mit dem auf der linken Seite angebauten Flügel noch jetzt 44 Zimmer zählen, die zum Theil ziemlich groß sind. Auf der rechten Seite des Palastes und beinahe in einer Reihe mit demselben befindet sich ein sechseckiger außen mit Säulen versehener Bau, der wahrscheinlich die Bäder enthielt, denn man bemerkt noch Spuren der ehemals darin befindlichen Bassins; Einige behaupten, dieß sey der Diwan oder Gerichtshof des Schah gewesen. Dieses Gebäude ist vom Palast durch einen besonderen Hof getrennt, dessen drei Seiten innen eine Galerie mit Säulen bilden. Um den ganzen Palast her lief eine zweite große Mauer, deren Richtung sich nicht mehr bestimmen läßt, denn an die Trümmer derselben sind neue Häuser der Stadtbewohner angebaut. Die ganze Arbeit ist ausnehmend rein, regelmäßig, namentlich in Bezug auf das Aufeinanderfügen der Steine und die Genauigkeit der Ecken. Die Bildhauerarbeiten an den Steinen vor den Eingängen ist bewundernswerth, denn man sollte nicht glauben, daß man auf einem ziemlich weichen Grunde so feine und so tiefe Linien anbauen könne. Der Palast von Baku trägt den Stempel der besten orientalischen Baukunst; in Transkaukasien findet sich kein ähnliches Gebäude mehr, und wahrscheinlich konnte derselbe in seiner blühenden Zeit es mit den prächtigsten Bauten von Ispahan und Schiras aufnehmen. Dem Palast gegenüber jenseits der Straße sind noch hinter einer steinernen Mauer zwei Moscheen mit Minarets erhalten, welche gleichfalls zu demselben gehörten und auch von demselben Fürsten erbaut wurden, wie eine arabische Inschrift über dem Eingange besagt; ebendaselbst finden sich auch kufische Inschriften. In diesen Moscheen werden jetzt die Vorräthe der Artilleriegarnison von Baku aufbewahrt.

Die Einwohnerzahl der Stadt wird auf 8000 Seelen angegeben. Die Tradition der Eingebornen schreibt die Erbauung derselben dem Iskender, d. h. Alexander dem Großen, zu. Dieses ist nun freilich ein Mährchen, jedenfalls aber ist die Stadt zum mindesten 800 Jahre alt, denn nach dem Zeugnisse Masudis war dieselbe im Jahre 912 nach Christo unter dem Namen Nefata bekannt.

Die Russen nahmen sie zum erstenmal im Jahre 1723, im Jahre 1735 wurde sie wieder an Persien abgetreten. Im Jahre 1796 unterwarf sich der Regent von Baku, Hussein Kuli Khan, ohne Widerstand den russischen Truppen unter Graf Subow. Im Jahre 1808 wurde der Oberbefehlshaber in Georgien, Fürst Lizianow, unter den Mauern von Baku meuchlings ermordet, worauf Hussein Kuli Khan aus der Provinz floh, und diese noch in demselben Jahre vom General Bulgakow unterworfen wurde.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 2 u. 3** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Campbell. — Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Forts.) **— Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** (Schluß.) **— Miscellen.**

Das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl. halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 2 u. 3.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 Januar 1839.

Gedichte von Campbell.

Des Buchenbaums Bitte.

O laß mir diesen öden Raum,
Schone, Holzhacker, schone den Buchenbaum!
Ob auch kein Busch, kein Blümchen steht,
Wo meines Schattens Schauer weht,
Keine Sommerknospe duftet im Thau
Gelb oder rosenroth auf der Au,
Leer von herbstlicher Frucht, dem Blüthenkind,
Meine grünen und glänzenden Blätter sind,
Kein summender Schwarm, mit Fleiß bemüht,
Aus mir ambrosischen Bernstein zieht:
Doch laß mir diesen öden Raum,
Schone, Holzhacker, schone den Buchenbaum!

Wohl sechzig Sommer sah ich glühn,
Blau werden den Himmel, die Wälder grün,
Und manchen Wintersturm bestand
Ich im blumen- und früchteberaubten Land,
Seit Kindern in meiner Laube gefiel
Zu treiben ihr erstes fröhliches Spiel,
Seit in meinem Schatten manch junges Paar
Entzückt von Schwüren der Treue war,
Und in meines Stamms überlebenden Rahmen
Geschnitten langvergeßne Namen.
O bei den Seufzern, mit sanftem Mund,
Hier zuerst verhaucht auf dem heiligen Grund,
Bei dem Liebegeflüster, das hier gerauscht,
Dem Schönheit entzückten Ohres gelauscht,
Mir, dem Altar der Liebe, gönne den Raum,
Schone, Holzhacker, schone den Buchenbaum!

Des Kriegers Traum.

Ruh blieſen die Hörner; Nachtwolke sank nieder;
Ihre Wachen ausstellten die Stern' in der Luft:
Ueberwältigt von Tausenden sanken die Glieder,
Den Müden zum Schlaf und den Wunden zur Gruft.

Als ich ruhte des Nachts auf dem Lager von Stroh
Bei wolfscheuchender Gluth, die die Leichen bewacht,
Kam im todtstillen Dunkel ein Traum mir, so froh,
Den ich dreimal geträumt vor dem Schwinden der Nacht.

Mir schien, von des Schlachtgefilds furchtbaren Reihn
Fern, auf einsamem Pfade, verirret ich sey:
Herbst war's, auf dem Wege war sonnigee Schein
Zu dem Haus meiner Väter, das grüßte mich neu.

Ich flüchtete zu den Gefilden, so schön,
Oft vom Knaben durchschweift in des Lebens Früh,
Vernahm meiner Ziegen Geblöck auf den Höhn
Und des lieblichen Schnitteregesangs Melodie.

Dann kreiste der Weinkelch; ich schwur inniglich:
Nichts von Heimath und Freunden mehr scheiden mich soll!
Meine Kleinen, wohl tausendmal küßten sie mich,
Und mein Weib schluchzte lautauf, ihr Herz war so voll:

„Bleib, bleib bei uns! ruhe, matt bist du und müd!"
Gegen das Bleiben der kampfmatte Krieger erkor;
Doch Leid kam zurück, da der Morgen erglüht',
Und wegschmolz die Stimme dem träumenden Ohr.

Lord Ullins Tochter.

Ein Häuptling vom Hochlandservie
Ruft: Bootsmann, sonder Weilen —
Gegen ein Pfund Silber geb' ich dir! —
Laßt über den See uns eilen!

„Wer seyd Ihr? wollt durch Lochgyle hin,
Die nachtstürmische Wellenwiese?
„Von Ulvas Insel der Fürst ich bin,
Lord Ullins Tochter ist diese.

Vor ihres Vaters Leuten wir
Drei Tage schon flehend reisen;
Denn treffen sie uns im Thale hier,
So färbt mein Blut das Eisen.

Dicht hinter uns schon die Reiter sind:
Wenn unsre Spur sie erfragen,
Wer tröstet noch mein holdes Kind,
Dem sie den Liebling erschlagen?"

Da sprach der kühne Hochlandsmann:
Wohl, Fürst, es sey! mich triebe
Dazu nicht Euer Silber an,
Doch dem holden Fräulein zu Liebe.

Und, trau'n! in der Gefahr nicht soll
Der muntre Vogel säumen;
Hinüber rud're ich Euch wie toll
Die Wogen brausen und schäumen.

Der Sturm den lauten Zittich schlug,
Aufkreischte des Fluthgeists Rachen;
In des Himmels Antlitz jeder Zug
Ward finster, als sie sprachen.

Doch wie stets wilder blies der Wind
Und wuchs die nächtliche Trauer,
Nahn Reiter durch das Thal geschwind
Mit ihres Hufschlags Schauer.

O eile dich, eile! ruft die Braut,
Laß bieten uns die Stirnen
Der Wuth des Himmels, den Wettern so laut,
Nur nicht des Vaters Zürnen!

Das Boot verließ ein stürmisch Land,
Voll sich den Grimm der Wogen,
Als, ach! zu stark für Menschenhand,
Die Wetter es umzogen.

Sie rudern fort, wie das Geheul
Der Brandung auch sich mehrte.
Lord Ullin stand am Ufer still,
Sein Herz in Jammer sich kehrte.

Durch Sturm und Nacht sein Kind entdeckt
Er, scheck- und wehrdurchdrungen:
Eine liebliche Hand nach Hülfe sie streckt,
Um ihr Lieb die andre geschlungen.

Komm, komm zurück, hört man ihn schrei'n,
Aus dem stürmischen See! vergeben
Soll deinem Hochlandshäuptling seyn;
Kind, o mein Kind, mein Leben!

Umsonst! nicht Hülfe, noch Wiederkehr
Ans Ufer, fluthgeschlagen;
Sein Kind versank im wilden Meer,
Er blieb zurück in Klagen.

Julius Krais.

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortsetzung.)

Was die Aufgabe des Literarhistorikers ferner bedeutend erschwert, verglichen mit der des politischen Geschichtschreibers, ist dieß: dem Letztern ist der Faden seiner Erzählung mit Nothwendigkeit gegeben an der Aufeinanderfolge von Regenten, oder von bedeutenden Wechseln und Ereignissen, von Kriegen und Friedensschlüssen, Revolutionen und so fort; auch der urtheilsloseste Historiograph wird die wichtigsten Ereignisse nicht leicht übergehen, wie sehr er auch ihre Ursachen und ihre Wirkungen verkennen mag, weil sie fast immer in einer stark in die Augen fallenden, Aufsehen erregenden oder erschütternden Weise eintreten; sie sind durch Umwälzungen, oder Schlachten, durch Regentenwechsel, durch Zerstörung oder Gründung von Reichen u. dgl. so zu sagen accentuirt; ganz anders aber ist es bei den literarischen Entwicklungen und Epochen. Ein urtheilsloser Literarhistoriker kann, wenn er nicht Autoritäten folgt, was freilich meist der Fall ist, den Hauptfaden der literarischen Geschichte gänzlich verfehlen und sie an lauter Nebenfaden fortspinnen, weil keine sich von selbst ergebende Nothwendigkeit vorliegt, gewisse Namen und Ereignisse zu leitenden Punkten zu machen. Die geistigen, die literarischen Umwalzungen und Kämpfe liegen nicht immer, wenigstens in ihrem eigentlichen Ursprung nicht, so offen zu Tage, wie ähnliche politische Ereignisse; die Verfechter einer alten und einer neuen Tendenz rücken nicht gegeneinander so offen zu Feld, liefern einander keine Entscheidungsschlachten, über deren Ergebniß gar kein Zweifel walten könnte; ihre beiderseitigen Anhänger lassen sich nicht zählen, wie Unterthanen eines Fürsten, oder Soldaten eines Heeres; die Herrschaft eines neu auftretenden Helden der Literatur über die Geister, die Autorität eines neuen Gesetzgebers in der Wissenschaft und Kunst, bleibt lange Zeit etwas Problematisches und Angefochtenes; die Einen betrachten ihn immer noch als einen Usurpator, dessen Reich von keiner Dauer seyn werde, während die Andern ihm schon als rechtmäßigem und gesalbtem Herrscher huldigen, und die Gegenpartei für verschollen erklärten. Der Geschichtschreiber hält sich an das Faktische, dem Leser überlassend, seine Betrachtungen über Recht oder Unrecht des faktischen Zustandes anzustellen; für den Literarhistoriker ist es schwer, hinsichtlich der Wirkungen, die von den Notabilitäten der Literatur ausgehen, über das Maß der ihnen zu Theil werdenden Anerkennung und Huldigung, über die Stärke der Parteien, auch nur annähernd das Faktische zu ermitteln; und seine eigne Ansicht, sein System, ohne welche er doch kaum seyn kann, wenn er nicht rathlos hin und her schwanken soll, setzen ihn beim besten Willen, unparteiisch zu seyn, der Gefahr aus, einseitig aufzufassen und darzustellen. Alle diese Schwierigkeiten jedoch werden begabte und geistreiche Männer, die den Beruf zur Literargeschichte in sich fühlen, nicht zurückschrecken; und wenn auch das Vollendete auf diesem Feld immer nur ein Ideal bleibt, so sind doch Leistungen, wie wir in neuesten Zeiten mehrere erscheinen sahen, hohen Dankes und der warmsten Theilnahme des Publikums werth.

Digitized by Google

Man kann zweifelhaft seyn, ob es schwerer sey, die Literaturgeschichte einer frühern Periode oder die der nächstvergangenen Zeit bis in die Gegenwart herab, zu schreiben. Das Eine und das Andere hat seine eigenthümlichen Schwierigkeiten und Vortheile. Bei der Darstellung einer frühern Periode kommt dem Literarhistoriker zu statten, daß er die ferner stehenden literarischen Entwicklungen oder Kämpfe bequemer perspektivisch überschauen kann, daß viel Unbedeutendes und Gehaltloses, das doch zu seiner Zeit mit einer gewissen Anmaßung auftrat, vielleicht auch von einem augenblicklichen Erfolg gekrönt war, zu Boden gesunken ist, und den Blick nicht mehr vom Bedeutenderen abzieht; daß das Urtheil sich mehr befestigt hat, und daß die Leidenschaften, welche am literarischen Himmel so manches Ungewitter versammeln und ihn verdunkeln, verstummt und beruhigt sind. Dagegen entbehrt er der mannichfachen Vortheile, welche die eigene lebendige Anschauung oder die zunächst an die eigene Anschauung gränzende mündliche Tradition von älteren Zeitgenossen dem Darsteller der Literaturgeschichte einer nahen Vergangenheit und der Gegenwart, gewährt; manche, nicht zu verachtende Quellen, aus welchen ein achtsamer und scharfsichtiger Beobachter schöpfen kann, sind im Verlauf der Zeit versiegt; verschwunden sind die Blitze der Leidenschaft, die oft ein, wenn auch grelles, doch scharf bezeichnendes Licht auf literarische Phänomene, Entwicklungen und Fehden werfen, und an ihre Stelle ist nicht immer das klare Tageslicht, sondern oft eine trübe, die scharfen Umrisse der Gestalten verhüllende Dämmerung getreten; manche wichtige Urkunden mögen verloren gegangen seyn, und der Autor, welcher eine ferne Periode schildert, schließt sich auch wohl, unbewußt, mit besonderer Vorliebe an einen selbst nicht ganz unparteiischen Berichterstatter an, durch dessen Brille er die Ereignisse betrachtet. Für den Geschichtschreiber der Literatur der nächsten Vergangenheit und Gegenwart kehrt sich das Verhältniß um; er kann aus der Anschauung schöpfen, aber diese Anschauung hat leicht noch etwas Chaotisches; es ist wenig Gefahr, daß es seiner Darstellung an Lebendigkeit fehle, aber sehr zu besorgen, daß man darin die historische Unbefangenheit und Unparteilichkeit vermisse; an Stoff fehlt es ihm nicht, vielmehr drängt er sich in nur zu gewaltigen Massen an ihn heran, die er mit Mühe und Ernst zu sichten hat, — ein Geschäft, welches im andern Falle zum Theil schon die große Kritikerin, die Zeit, übernimmt — er steht in Gefahr, für Keim zu halten was Frucht, und für Frucht, was nur Keim ist; er legt leicht seine Wünsche und Hoffnungen, oder seine Befürchtungen und seinen Verdruß in seine Darstellung hinein, er wird, statt von dem Hauche Klio's, von Momus inspirirt; er schreibt, statt ein leidenschaftloses Bild zu zeichnen, eine Anklage oder einen Panegyrikus.

In der That, es ist nicht leicht, sich in der Gegenwart der Literatur zu orientiren. Die Schwierigkeit scheint beinahe zu steigen mit der Menge von Schriften, welche dem Bedürfniß abhelfen zu wollen verheißen, mit den unzähligen Stimmen, die sich zu Führern und Ciceroni in diesen Labyrinthen anbieten. Der Eine macht diese, der Andere jene literarische Notabilität zum Ausgangspunkt seiner Doktrinen, und es werden Namen als Epoche machend ausgeschrieen, welche nach zwanzig Jahren vielleicht vergessen sind. Der Eine will die Literatur der Gegenwart ganz einem Individuum, der Andere will sie ganz einem System anpassen und unterwerfen; Dieser will Alles als berechtigt anerkennen, Alles gewähren lassen, vertrauend auf die innere Nothwendigkeit einer Entwicklung zum Besten; Jener will überall mit gewaltiger Scheere stutzen und abkappen: der Eine schilt und schimpft das Publikum und seinen Geschmack, unter der Versicherung, daß er es ehre, daß er dessen Bestes wolle; der Andre schmeichelt dem Publikum und rühmt seine richtige Einsicht, die Höhe seiner Bildung, in der Hoffnung, daß es schlechte Bücher, die er ihm anrekommandirt, nicht verschmähen werde. So ist ein Urtheil über die Literatur der Gegenwart, die einheimische wie ausländische, etwas sehr Mißliches; auch beabsichtigen wir hier keinen Versuch dieses Wagestückes; sondern nur einen kleinen Beitrag möchten wir geben zur richtigen Auffassung des Verhältnisses, in welchem die Literatur der literarischen Hauptländer Europa's zur Gesellschaft, zum socialen Leben der Völker steht. Es ist auch dieß ein, unseres Bedünkens nicht unwichtiges, Moment der Literaturgeschichte, und zwar ein solches, welches in der Gegenwart am leichtesten und genauesten beobachtet werden, am wenigsten Controversen unterworfen werden kann, und doch Stoff zu interessanten Reflexionen und Vergleichungen darbietet.

Daß die Literatur der Spiegel oder die Manifestation des Geistes, des Lebens der Nationen sey, ist oft genug wiederholt worden, und wird auch im Allgemeinen nicht bestritten werden; keineswegs aber ist der Inhalt jenes Satzes schon völlig analysirt und erschöpft, und noch gar Manches kann geleistet werden durch bestimmte Nachweisungen, durch Anwendung jener ganz allgemeinen Behauptung auf einzelne Richtungen, welche die Literatur bei diesem oder jenem Volke genommen hat. Jene Thesis ist durchaus nicht bloß in dem beschränkten Sinn zu verstehen, daß sich in der Literatur jedes Volks dessen charakteristische, vorzüglich aber die intellektuellen Eigenschaften, wie Scharfsinn, Tiefsinn, Phantasie, Witz, Leidenschaft, Gemüth, Humor u. s. w. offenbaren, und man aus derselben gleichsam die Specimina schöpfen könne, wornach man den Geist eines Volkes, als eine Gesammtheit betrachtet, prädiciren und würdigen dürfe; nein! sie hat eine noch viel tiefere Bedeutung, denn die Literatur einer Nation nimmt auch an den Schicksalen, an der innern Entwicklung, an dem äußern Glanz und Ruhm einer Nation, oder an ihrem Unglück und ihrem Verfall Antheil, sie nimmt die Farbe der Freiheit oder der Knechtschaft an, sie reflektirt oft ganz eigenthümliche, bei verschiednen Völkern abweichend gestaltete Verhältnisse auf eine höchst eigenthümliche und unverkennbare Weise; dabei aber ist doch auch zu bemerken, daß, gerade weil die Literatur nicht einzig aus den ursprünglichen geistigen Anlagen und Begabungen eines Volkes sich entwickelt, sondern zu ihrer Erweckung und Blüthe es auch der günstigen Einwirkung äußerer Umstände bedarf, der Zustand und die Physiognomie einer Literatur nicht immer einen richtigen Schluß auf den Genius, auf den geistigen Charakter

Digitized by Google

und die Anlagen eines Volkes machen läßt, da es Fälle gibt, wo bei einem von der Natur sehr begabten Volk sich doch diejenigen Anlagen, aus deren Kultivirung eine Literatur sich entwickelt, geringerer Pflege erfreuen, daß die geistigen Kräfte sich nicht koncentriren; daß Witz, Humor, Phantasie das Gemeingut des gewöhnlichen Lebens bleiben und es poetisch und romantisch färben, statt sich zu einem Buch, einem Gedicht niederzuschlagen; da ferner schon klimatische Einflüsse und Verschiedenheit der Lebensweise und Sitten der Literatur bei dem einen Volk einen abweichenden Charakter, eine abweichende Stellung und Bedeutung anweisen, als bei dem andern. So wird man wohl mit Recht annehmen dürfen, daß die südlichen Völker Europa's, bei erregbarerer Sinnlichkeit, entzündlicherer Einbildungskraft, heißeren Leidenschaften, bei größerer Genußsucht und geringerer Schwierigkeit, sich die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu verschaffen, im Ganzen genialer — das Wort im englischen Sinne genommen, wornach es auch von schöner Witterung gebraucht wird, und daneben die Bedeutung von heiter, aufgeweckt hat — als die nördlicheren Völker sind, womit jedoch keineswegs das gesagt seyn soll, das Genie finde sich häufiger oder in höherem Grade bei den südlicheren Nationen. Die nördlichen Völker übertreffen dagegen — und dieß wird sich auch in ihrer Literatur nicht verläugnen — die südlichen an Ernst, an Gemüthstiefe; ihre Phantasie wendet sich vorzugsweise dem Geheimnißvollen, dem Symbolischen und Mystischen zu, während die letztern mehr am Heiterphantastischen, am Komischen und an der Darstellung der heftigen Leidenschaft Geschmack finden. Diesen hängt die leichtere Literatur mehr mit dem feineren und edleren Lebensgenuß, jenen hängt sie mehr mit dem Ernst des Lebens und der Wissenschaft zusammen.

Die Sphäre der Literatur wollen wir hier damit abgränzen, daß wir ihr die sogenannten exakten Wissenschaften gegenüber stellen und sie von dieser unterscheiden. Diese, die exakten Wissenschaften, wie die mathematischen und physikalischen Disciplinen, siedeln sich leicht überall an, sie sind völlig kosmopolitisch, und wenn man über reichliche Mittel zu gebieten hat und mit Einsicht verfährt, kann man durch Berufung von Lehrern, durch Gründung von Unterrichtsanstalten und Aufmunterung des Talents und Verdienstes sie wohl in jedem beliebigen Lande in Flor bringen, vorausgesetzt daß die Civilisation überhaupt einigermaßen Fuß gefaßt habe. Ein Peter der Große konnte diese Wissenschaften in seinem Reiche ziemlich rasch emporbringen durch Anwerbung von ausländischen Gelehrten, und Mehemed Ali von Aegypten kann seine Sklavensöhne leicht darin unterrichten und sie zu geschickten Mathematikern, Physikern, Astronomen, Geognosten u. s. w. heranbilden lassen; aber weder Peter hätte vermocht, noch vermöchte der Vizekönig von Aegypten heutzutage, eine russische oder ägyptische Literatur aus dem Nichts zu erwecken; denn an dieser muß, so zu sagen, die gesammte Nation selbst mitarbeiten; Gelehrsamkeit, Ueberlieferung von Andern fruchtet hier wenig oder nichts; die Sprache selbst, das Material oder Organ der Literatur, mit dieser viel inniger verwachsen als mit den exakten Wissenschaften, muß erst einen gewissen Grad der Reife, der Entwicklung und Bildung erlangt haben, ehe sie literarische Versuche und Bestrebungen begünstigt; und während eine von außen hereingebrachte Bekanntschaft mit den Fachwissenschaften so gute Dienste leistet, wie eine autochthone, wirkt eine von außen eingeführte, aufgepfropfte Literatur vielmehr verderblich als förderlich auf den Geschmack und die gesunde Bildung einer Nation, wenn nicht die nationale Literatur schon so weit erstarkt ist, daß sie von der fremden sich nur das ihr Gemäße aneignet, nicht aber sich blindlings von ihr beherrschen läßt, und Alles ohne Unterscheidung knechtisch nachahmt.

Es bedarf wohl keiner ausführlichen Rechtfertigung, wenn wir bei unserer Vergleichung nur die Literaturen Deutschlands, Englands und Frankreichs berücksichtigen. Wir werden indeß am Schluß einige kurze Bemerkungen geben über die sociale Stellung der Literatur auch in denjenigen europäischen Ländern, welche zunächst von der Vergleichung ausgeschlossen bleiben.

Abwechselnd haben in den neuesten Zeiten Deutschland, England und Frankreich in der Literatur den Ton angegeben, oder kann man sich auch so ausdrücken: es vertheilt sich unter diese drei Nationen die Ehre des Vortritts und Supremats in den verschiedenen Zweigen und Fächern der Literatur. So trägt z. B. der Engländer die Palme davon in körnigter politischer Beredsamkeit, der Franzose in geistreicher und gewandter journalistischer Dialektik und Polemik, der Deutsche in gediegener Verarbeitung gründlicher und gelehrter Forschungen; der Franzose rühmt sich seiner glänzend und fließend geschriebenen Geschichtswerke, seiner trefflich stylisirten Romane, seiner ergötzlichen Vaudevilles, der Deutsche klassisch geschriebener Werke tiefsinniger Philosophen und der Anmuth und Süßigkeit seiner gefeiertsten Dichtungen, der Engländer erinnert an diejenigen seiner Landsleute, die in der Novelle und in der Poesie neue Bahnen eröffnet haben u. s. w. Keine der drei Nationen versagt mehr einzelnen Vorzügen der andern ihre Anerkennung, wenn auch vielleicht jede, mit sehr natürlicher und verzeihlicher Selbstzufriedenheit, im Ganzen den Vorzug in der Literatur von ihren Nebenbuhlerinnen glaubt behaupten zu können, der sicherste Beweis, daß jene engherzige Eifersucht nicht mehr besteht, welche frühere Perioden charakterisirt, liegt wohl in der Bereitwilligkeit, ja dem Eifer und der Hast, womit die Erzeugnisse der einen Literatur von der andern aufgenommen und soweit es immer möglich ist, durch Uebertragung oder Nachahmung assimilirt werden. Die Worte, die heute der Feder eines englischen oder französischen Journalisten entfließen, werden nach acht Tagen vielleicht schon von der deutschen Presse vervielfaltigt, und schon öfters ist es vorgekommen, daß neue Schriften zugleich französisch und deutsch oder englisch und deutsch erschienen. Eine solche geistige Gütergemeinschaft, ein so lebendiger Austausch und Verkehr der Ideen, eine solche Wechselwirkung der Literaturen ist eingetreten, daß man erwarten könnte, wie die tyrannische Göttin Mode mit Blitzesschnelle die Reise durch Europa macht und binnen einer Saison die gesammte elegante Welt in ihre Uniform kleidet, die Unterschiede der Nationaltracht in immer engern und niedern Sphären zurückdrängend, so werde es bald in der Literatur nur noch Eine Uniform für ganz Europa geben, ein mixtum compositum aus deutschen, französischen und englischen Elementen. Man hat schon zu wiederholten

Digitized by Google

Malen in Deutschland Besorgnisse geäußert wegen einreißender Gallomanie und Anglomanie, und davor gewarnt, und eben so hat man in England und Frankreich Invasionen des ausländischen Geschmacks und ausländischer Manier in der Literatur befürchtet; auch ist nicht zu läugnen, daß man bei den Bestrebungen, aus fremden Literaturen zu schöpfen — Bestrebungen die nicht selten mehr von merkantilischer und industrieller Spekulation ausgehen, als von dem reinen Interesse für umfassende, allseitige Geistesbildung, — häufig das Unwesentliche statt des Wesentlichen, nur den zerrissenen Mantel statt des Prophetengeistes, die fehlerhafte Manier statt des originellen Styls, die Unarten statt der Vorzüge erbeutete und einen Markt für Karikaturen eröffnete. Wir können indeß nicht glauben, daß die Gefahr einer Amalgamation der geistigen Eigenthümlichkeit in der Literatur der drei Nationen so ernstlich ist — (eine *Gefahr* aber würden wir es nennen, obgleich Manche darin das *Heil* der Zukunft erblicken möchten) — eine Gefahr, weil die Originalität der Geister dadurch bedroht und ihnen ein stumpferes Gepräge aufgedrückt würde; weil dann nicht mehr die aus der Tiefe, aus der Wurzel kommenden Impulse, die aus dem wahrhaft nährenden Boden aufsteigenden Lebenssäfte wirken würden, sondern die von der Seite und aus der Atmosphäre wirkenden Einflüsse, wodurch scheerlich nur ephemere Erzeugnisse würden geweckt und zu Tage gefördert werden.

Trotz dem, daß sich in Folge des reichlichen Verkehrs und Ideenaustausches zwischen den genannten Nationen mehr und mehr eine gewisse Aehnlichkeit in der äußern Physiognomie ihrer Literaturen bildet, wie z. B. in der Gründung und Oekonomie der politischen und unterhaltenden Tagblätter und periodischen Schriften, von Almanachen u. dgl. immer mehr eine gewisse Gleichförmigkeit Platz greift — trotz dem werden sich immer in den betreffenden Literaturen die durch tiefer liegende, politische und sociale Unterschiede bedingten, charakteristischen Eigenthümlichkeiten jeder derselben behaupten und geltend machen, und die Bestrebungen und Träume der Enthusiasten für eine Weltliteratur, welche an einem schönen Morgen anbrechen soll, und deren Vorboten sie in einem flachen Synkretismus und in einer vornehmthuenden Sprachmengerei finden wollen, werden, noch lange Zeit wenigstens, an jenen tiefer im Volksleben gründenden und wurzelnden Unterschieden scheitern.

Die Literatur nimmt in Deutschland, in England und in Frankreich eine jedesmals anders gestaltete sociale Stellung ein. Die Literatur, deren Gebiet, auch wenn man die exakten Wissenschaften und die streng gelehrten Werke von ihr ausschließt, doch noch so ungeheuer groß ist, und die, bei geschickter Wahl und Behandlung der Form, in alle Gebiete des Wissens Eingriffe machen, und sich selbst in solchen Sphären ansiedeln kann, die ihr zunächst verwehrt zu seyn scheinen möchten, wie z. B. in neuester Zeit ein berühmter Astronom die Wunder des Himmels auch für den Laien aufgeschlossen, oder ein Verehrer Hegels die fast noch unbegreiflicheren Geheimnisse der Hegel'schen Spekulationen dem Verständniß der Damen angenähert hat, läßt sich wegen ihres umfassenden Bereichs und der Mannichfaltigkeit ihrer Gegenstände und Vertreter, von sehr verschiedenen Seiten betrachten und würdigen; man betrachtet sie, um zunächst eine durchgreifende Verschiedenheit des Gesichtspunkts zu bezeichnen, entweder als *Selbstzweck*, oder als *Mittel* für andere Zwecke. Mit andern Worten: es ist die Frage, ob die Literatur eines Volks ihre höchste und letzte Bedeutung darin habe, daß sie ein Abbild sey von dem Genius des Volks auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung, daß sie die geistige Errungenschaft einer Nation in bleibenden Sprachdenkmalen der ausgezeichnetsten Forscher, Denker und Dichter darstelle, daß sie den Ehrenschatz des Volkes bilde, der unveräußerlich fortbesteht, an welchem sich das gemeinsame Bewußtseyn der Volksgenossen stärkt und erhebt und der für die Nachkommen eine Aufforderung enthält, auch ihrerseits den Schatz zu vermehren, wobei dann die vortheilhaften Einflüsse und Wirkungen der Literatur zwar wohl anerkannt und gern angenommen, aber doch nur als untergeordnete Momente betrachtet werden, die gegen jenen großen Zweck der Literatur: Repräsentantin und höchste Blüthe des Nationalgeistes zu seyn, ganz in den Hintergrund treten müssen; oder: ob die Literatur eines Volks ihre eigentliche Bestimmung darin habe, daß sie dem *Leben* wuchere und Früchte trage, daß sie der Hebel der allgemeinen Bildung, das Mittel der Belehrung und des Unterrichts für alle Klassen der Gesellschaft, die Beförderin der Aufklärung, der Humanität und Moralität, daß sie die „große Schulmeisterin" der Nationen sey und das Füllhorn ihrer Segnungen in immer erweiterten Kreisen ausschütte? Die Freunde dieser Betrachtungsweise der Literatur läugnen nun auch nicht die eigenthümliche Würde und Ehre der Literatur; aber sie bemessen doch die Offenbarungen des Genius und Talents hauptsächlich nach ihren für die Gesellschaft nützlichen oder nachtheiligen Ergebnissen, und halten dem Genie als höchsten Ehrenpreis den Titel eines Wohlthäters der Menschheit vor. Daß diese beiden Ansichten von der Bedeutung der Literatur den Vorzug verdienen vor einer dritten — die freilich in Wahrheit keine Ansicht, sondern nur eine stillschweigende, häufig gar nie zum Bewußtseyn kommende, Voraussetzung der Geistesfaulheit und der dumpfen Genußsucht ist, aber von einem der *Zahl* nach sehr respektabeln Publikum gehegt wird — vor der Ansicht: daß die Literatur nur der Vertreibung der Langeweile, dem Gaumenkitzel ästhetischer Feinschmecker, der Kurzweil blasirter Weltleute und der Skandalsucht des vornehmen Pöbels beiderlei Geschlechts fröhnen solle, bei welcher Ansicht freilich nicht von einem *Nutzen* der Literatur die Rede seyn kann, sondern nur von ihr gefordert wird, daß sie gefalle und ergötze, mithin ihr in gewissem Sinn Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zugestanden wird, aber andrerseits doch gar nicht von einer wahren Würde und Autonomie der Literatur gesprochen werden kann, sie vielmehr zur verächtlichsten Abhängigkeit von den krankhaften Gelüsten, den Launen und Moden der Zeit, oder einer, der Diktatur in Geschmackssachen sich anmaßenden Clique verdammt wird — dieß ist außer Zweifel; streitig aber könnte scheinen, welche der beiden oben bezeichneten Ansichten den Vorzug verdiene. Diese Frage zu entscheiden, liegt uns indeß hier nicht ob; wir versuchen nur anzugeben, auf welche Seite der Frage sich jede der drei Nationen stellt; müssen aber zuvor die Bemerkung einschalten, daß

Digitized by Google

weder die eine noch die andere Ansicht je ganz streng und folgerichtig durchgeführet, und auf alle Erzeugnisse der Literatur angewendet werden dürfte; die Anhänger beider Ansichten können sich, wenn sie nicht mit eingeschränktem Eigensinn auf abstrakten Prinzipien und Geilen bestehen, wenn die Einen sich vor einer puristischen und pedantischen Ueberschwänglichkeit, wenn die Andern sich vor einem kleinlichen und materialistischen Utilitarismus hüten, in der Praxis ziemlich nahe kommen und verständigen; jene können die weiter befruchtende, naheende und wohlthätige Kraft der trefflichsten Erzeugnisse der Literatur anerkennen, unbeschadet der selbstständigen Würde des dem Idealen, und nicht dem Realen und Praktischen, zugewendeten Geistes; und diese können, ohne den Maaßstab der Wohlthätigkeit für die Gesellschaft oder die Menschheit wegzuwerfen, den Produkten des Genius volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie sich nur erinnern, daß nicht jede für die Gesellschaft und die Menschheit wohlthätige Kraft und Erscheinung unmittelbar und sichtbar wirkt, daß schon oft dasjenige, was man anfangs als höchst verderblich und unheilbringend verschrie, indirekt, durch Erweckung einer Reaktion, die segensreichsten Folgen hatte.

Es wird kaum widersprochen werden, wenn wir, in Beziehung auf jene zwiefache Betrachtungsweise der Bedeutung der Literatur den Deutschen vorzugsweise die Ansicht von der Selbstständigkeit und vom Selbstzweck der Literatur, den Engländern aber die entgegengesetzte zuschreiben, diejenige, wornach sie ihre höchste Aufgabe durch Förderung der Einsichten, der Interessen der Gesellschaft und der Einzelnen erfüllte. Wir haben uns über die Verschiedenheit des deutschen und des englischen Geistes früher in diesen Blättern (Jahrg. 1836 Nr. 1. f.) ausgesprochen, und können uns daher hier kürzer fassen. Der praktischtüchtige, im Leben sichre und unbeengte, vielfach zum Handeln und zur Thätigkeit aufgefoderte Engländer führt auch im Geistigen sein Gebäude auf dem festen Boden der Realität und Erfahrung auf, und der gesunde Menschenverstand, der common sense, ist sein Führer und Berather. Könnte man unter diesen Umständen vermuthen, der Engländer dürfte sich leicht einem, das Uebersinnliche verachtenden Empirismus und Materialismus hingeben, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß er hievon zurückgehalten wird durch eine, in entgegengesetzter Richtung wirkende Anhänglichkeit an das Gegebene und Bestehende. Die bestehende Kirche mit ihren Dogmen und Satzungen gilt dem Engländer von ächtem Schrot und Korn als ein ebenso fester, unerschütterlicher Boden, wie seine Insel selbst, und durch diese Dogmen und Satzungen ist seinen Spekulationen schon das Ziel vorgeschrieben, bei welchem sie nothwendig ankommen müssen. So wenig er in den Wissenschaften, in der Philosophie und in der Poesie das Mystische liebt und ihm Kredit schenkt, so wenig erlaubt er sich, wenn er den religiösen Boden betreten hat, irgend einen Zweifel am Mysteriösen und Wunderbaren, und mit all seinem realistischen und derben Menschenverstand ist er ein weit besserer Gläubige als der grübelnde und spekulirende Deutsche, der mit seiner Idee des Absoluten im leeren Raume Posto faßt, und von ihr aus zum Boden der Wirklichkeit herabzusteigen versucht, wenn er es nicht anders vorzieht, sich immer höher hinaufzuarbeiten. Das Absolute ist das Losungswort in Deutschland geworden seit mehreren Jahrzehnten, und das absolut Schöne und absolut Wahre sind die Ideale oder Idole, welchen man nachjagt und Anbetung erweist. Dieß Streben nach dem Absoluten, das sich vielfach in eine dunkle Wolke schwerverständlicher Worte und Redensarten hüllt, erscheint den Engländern, auch wohl den Franzosen, als ausnehmend mystisch und überschwänglich, obgleich die Resultate desselben hin und wieder auf etwas hinauslaufen, was sie in ihrer minder gebildeten philosophischen Sprache nicht anders als Skepticismus, Ketzerei, Unglauben, Materialismus zu benennen wissen. Was aber immer das Resultat seyn mag, die Tendenz geht auf das Absolute; an wissenschaftliche und poetische Produktionen wird in Deutschland, von manchen Seiten wenigstens, der absolute Maaßstab der Kritik angelegt; die deutschen Denker bestreben sich, in sich vollendete, voraussetzungslose, die Totalität der Welt und des Geistes rein aussprechende und erfassende Systeme zu erbauen, die deutschen Dichter machen gern Poesie und Fiktion zu Trägern wichtiger Ideen; die Historiker, die Mythologen begnügen sich nicht mit Fragmenten und Fakten, sondern sie wollen überall ein möglichst geschlossenes, organisches Ganze geben und die Materialien durch ihre Hypothesen und Ideen, welche sie freilich gern als nothwendige Ideen ansprechen, beleben und beseelen. Die Entfaltung und Manifestation des Geistes erzeugt nach ihnen die Literatur, deren würdigste Erscheinungen seine Stadien und Momente bilden, und eigentlichen Werth und Bedeutung erkennt der deutsche Kritiker von der strengsten Observanz nur demjenigen zu, was die Weihe der Idee des Wahren oder des Schönen an sich trägt, und wenn er ein Buch als nützlich gelten läßt, so schließt dieß eigentlich schon einen halbmitleidigen Tadel in sich. Denn er ist ein geschworener Feind alles Teleologischen; die Kategorien des Zwecks, der Nützlichkeit taugen nur für den gemeinen Haufen, aber sie sind bedeutungslos für die Götter, mit welchen der für das absolut Wahre und absolut Schöne begeisterte Jünger der Wissenschaft und Literatur sich gleichsam identificirt. Ganz anders der Engländer, welchem als größter Lobspruch das Prädikat des Guten, des Zweckmäßigen, des Nützlichen, gilt; wie die deutsche Geisteseigenthümlichkeit zum Absoluten, so neigt sich die englische zum Teleologischen hin. Fragt der Deutsche: wird durch dieses oder jenes Werk das Wissen der Wahrheit, die Offenbarung der Idee des Schönen gefördert, so fragt dagegen der Engländer: wirkt dieß oder jenes Buch Nutzen, d. h. Aufklärung, Besserung, Erbauung, wohlthätige Rührung, in dem Geiste oder Gemüth der Leser? Häufig werden nun freilich die Urtheile beider, obwohl von verschiedenen Gesichtspunkten aus gefällt, zusammenstimmen, denn das Wahre und Schöne können dem Guten und Nützlichen eigentlich nicht widersprechen, und umgekehrt wird auch das wirklich Gute seinen Antheil am Wahren und Schönen haben; oft aber auch wird die Verschiedenheit des Gesichtspunkts sehr abweichende Urtheile hervorrufen, und der deutsche Idealismus und der englische Hausverstand einander gegenseitig als nicht recht bei Trost erscheinen. Offenbar läßt sich zum Lob und zum Tadel der einen wie der andern Anschauungsweise Manches sagen; es gereicht den Deutschen zur Ehre, von der Literatur und Wissen-

Digitized by Google

schaft eine so hohe Vorstellung zu haben, und ihre Reinheit von irdischem Beiwerk zu behaupten, aber sie versetzen sich damit leicht in eine schiefe Stellung zum Leben, zu Wirklichkeit, und gerathen wohl gar aus lauter Idealismus in einen für das thätige Leben, für die Gesinnung und das Handeln gefährlichern Indifferentismus, indem ihnen von der Höhe ihrer Ideen herab gar wohl etwas als geringfügig und ihrer Kenntnißnahme, ihres Interesses unwerth erscheinen kann, was denn doch in den Wagschalen des praktischen Lebens von bedeutendem Gewicht, und sittlich durchaus nicht gleichgültig seyn dürfte. Der dem Nützlichkeitsprinzip huldigende, und den moralischen Maaßstab nicht leicht außer Augen lassende Engländer wird über die gewöhnlichen Erscheinungen der Literatur meist ein gesundes und einleuchtendes Urtheil haben, sie mit Unbefangenheit würdigen und ihre einzelnen Eigenschaften und Merkmale vielleicht schärfer und genauer auffassen, als der spekulative Deutsche; aber bei Produkten, die über das gewöhnliche Maaß hinausgehen, wird oft sein Horizont zu eng, sein Maaßstab zu kleinlich seyn, und sein in vielen Hinsichten rühmenswerther gesunder Menschen- und Hausverstand wird sich etwas philisterhaft und ängstlich gebärden, zumal wenn ihm noch manche altenglische Traditionen und Vorurtheile, die ihm als unerschütterliche Axiome gelten, in die Quere kommen. Der Vorzug einer größern Geistesfreiheit und einer kühneren intellectuellen Gymnastik dürfte unzweifelhaft auf der Seite der Deutschen seyn.

Der Grund dieser Differenz liegt nun zwar wohl zum Theil in dem Charakter der beiden Völker, so wie er sich im Verlauf der Zeit, unter dem Einfluß der historischen Verhältnisse gebildet hat; aber es läßt sich vielleicht auch ein speciellerer Grund derselben nachweisen, und einen solchen finden wir in der verschiedenen Einrichtung, dem verschiedenen Charakter der Universitäten in England und Deutschland; obwohl das, daß sie in den beiden Ländern so ungleich sich gestaltet haben, auch wieder seinen Grund haben mag in der Ungleichheit der geistigen Organisation.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

(Schluß.)

Die Mittel zweiter Art zur Vollführung unsers Unternehmens enthalten die Bibliotheken, die uns Materialien zu der Geschichte der Literatur darbieten. Wir würden keine Mühe scheuen, wären wenigstens alle Materialien, die uns unumgänglich nöthig sind, an einem Ort gesammelt und in chronologische Ordnung gebracht. Sind wir aber in dieser Hinsicht glücklicher? Wenn ein Professor der russischen Literatur in Moskau von Hülfsmitteln dieser Art redet, so kann er nicht umhin, einen Professor der französischen Literatur in Paris zu beneiden. Sie sind z. B. im Begriff, in diesem Semester die französische Literatur des zwölften Jahrhunderts durchzugehen; es wird Ihnen erfreulich seyn, in die neue geordnete Bibliothek zu treten, alle französischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts an einem Ort unter einer Rubrike zu finden, sie an einem besondern Tis zu lesen, alles Ihnen Nöthige bezeichnen zu können, einen Abschreiber bei der Hand zu haben, der mit grammatischer Treue alles von Ihnen Bezeichnete abschreibt. — Was ist aber da zu machen, wo die Denkmäler der Literatur in vielen, von einander weit entfernten Bibliotheken zerstreut sind? So befindet sich z. B. bei uns das erste Denkmal unserer Literatur, das bis jetzt noch nicht herausgegebene ostromirowsche Evangelienbuch in der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg; der Sbornik Swatoslaws, ein anderes Denkmal des eilften Jahrhunderts in der hiesigen Patriarchal-Bibliothek; die zweite Hälfte der lawrentinischen Abschrift der Nestorschen Chronik in Petersburg: die Schriften Johanns, des Exarchen von Bulgarien, viele Reden und Vorschriften der Metropoliten von Kiew und Moskau in dem Josephskloster zu Wolokolamsk, dem Sophienkloster zu Norwogorod, dem Alexandernewskischen Kloster zu Petersburg und so weiter, die Schriften Marim's, des Griechen, des Ersten, der bei uns Kirchenbücher schrieb, in dem Troizkischen Kloster; eine sehr interessante Schrift, die uns den Kampf des Katholicismus mit der griechischen Orthodoxie im Norden anschaulich macht, Osten, geschrieben von Joanniki Lichuda unter dem Patriarchen Joachim in den Handschriften der Patriarchal-Bibliothek in Moskau; die Briefe und Kommentare zweier unserer Hellenisten, Joanniki und Sofroni Lichuda, in dem hiesigen Archiv auswärtiger Angelegenheiten! So zerstreut sind die noch nicht herausgegebenen Materialien für die Geschichte unserer Literatur in den verschiedenen Bibliotheken des russischen Reichs! Wenn doch wenigstens alles bis jetzt Herausgegebene bei uns an einem gemeinschaftlichen Ort gesammelt wäre! Sogar diese Bequemlichkeit haben wir nicht. Es ist Ihnen bekannt, daß die moskowische Universitätsbibliothek erst im vorigen Jahre (1837) mit den Erzeugnissen der vaterländischen Literatur bereichert wurde, aber aus der natürlichsten Ursache von der Welt kann sie noch keine vollständige Materialiensammlung darbieten. Bibliotheken der Art bedürfen der Jahrhunderte zu ihrem Wachsthum. — Zwar drangen wir, bei den reichen Hülfsmitteln, welche die Regierung uns darbietet, Jahrhunderte in Jahre zusammen, aber es ist so schwer, zu gleicher Zeit allen Forderungen zu genügen, die an der zweckmäßigen Einrichtung eines Instituts, wie die moskowische Universität, gemacht werden können. Eine für die russische Literatur vollständige Bibliothek bei unserer Universität wird noch lange unter die frommen Wünsche gehören; trösten wir uns aber damit, daß der guten Sache schon ein fester Grund gelegt worden ist.

Bei diesem Mangel an Hülfsmitteln werden wir thun, was wir können. Wir wollen wenigstens eine Skizze zu dem großen Gebäude, einen Plan unsers Wirkens entwerfen, wollen auf das hinweisen, was da geschehen müßte, und wenigstens manche Probleme in unserer Wissenschaft aufstellen und den Weg zu der Lösung derselben anzeigen; das ist Alles, was von uns gefordert werden kann. — Es muß bemerkt werden, daß bei der

Digitized by Google

gegenwärtigen Richtung unserer Literatur die Geschichte derselben zu den unumgänglichen Problemen unserer gelehrten Literaturwelt gehört. Der Geist der Geringschätzung vaterländischer Erzeugnisse und der Geist, der alles bezweifelt, was das Alterthum uns Großes überliefert hat, muß doch — einmal aufhören. Wir aber können ihm nur durch ein tiefes und beharrliches Studium dessen, was die literarische Eigenthümlichkeit unsers Volks ausmacht, entgegenwirken. — Außerdem ist mit der Lösung der sich auf die Geschichte unserer Literatur beziehenden Probleme die Lösung mancher wichtigen Probleme, die auf unsere heutige Bildung Bezug haben, nothwendig verbunden.

Jedesmal wenn ich an die Darstellung irgend einer historischen Disciplin gehe, halte ich für nöthig, anfangs eine allgemeine Uebersicht des Gegenstandes zu geben. Eine solche vorläufige Uebersicht lockt uns zum Studium an und, indem sie am Anfang den Gegenstand in seiner allgemeinen Totalität darstellt, gibt sie die besten Mittel für die Entwicklung der Besonderheiten an die Hand. Es ist der erste Entwurf des Gemäldes, der darum nothwendig ist, damit sich die Theile des Ganzen später geordneter und ruhiger entwickeln. Und so wollen wir denn heute einen solchen Entwurf unsers Gegenstandes versuchen. Wir wollen die ganze Entwicklung unserer Literatur in raschen Zügen überblicken, und zwar wollen wir dieses in der doppelten Absicht thun, einmal um uns von der Wichtigkeit und dem großen Umfang zu überzeugen, und dann, um daraus eine Lehre für die Zukunft zu ziehen, eine Lehre, die für die gegenwärtige Bildung und Richtung der Literatur in Rußland wichtig ist.

(Zweiter Artikel folgt.)

Miscellen.

Arthur, ein Roman von Eugen Sue, gibt dem Verfasser Gelegenheit, sich wieder von einer neuen Seite zu zeigen. Es ist kein Seeroman, auch kein historisch-romantischer. Nachdem er in der Einleitung den Leser in das südliche Frankreich geführt hat, wo er auf der Straße zwei Wagen hinrollen läßt, eine glänzende Berline und ein schlechtes Kadriolet, aus welchem ein alter Mann aussteigt und in einem Garten drei Personen, eine junge, schöne Frau, ein Kind und einen jungen Mann erschießt, erzählt er, daß er die Memoiren dieses ermordeten jungen Mannes durch Zufall erhalten und gibt sie als Erklärung dieses tragischen Anfangs. Den Charakter Arthurs, der die folgende Erzählung bedingt, zeichnet er in dieser Art: „Arthur vereinigt in sich zwei Gegensätze, die, wie wenig sie sich vereinigen lassen, doch so genau in ihm verschmolzen sind, daß hieraus die doppelte Richtung seines excentrischen Charakters hervorgeht: einerseits besitzt er eine seltne Anziehungskraft, andrerseits eine nicht sehr häufig vorkommende Eigenschaft, Mißtrauen seiner selbst. Man wird bald sehen, wie diese beiden Eigenschaften, die im ersten Augenblick so günstig scheinen, da man sie Bescheidenheit und Reiz nennen könnte, in ihrer Anwendung höchst unglücklich wirken. Der Reiz, den Arthur ausübt, ist (um uns des Vergleichs zu bedienen) eine Art unsichtbaren Netzes, dessen er sich bedient, um seine Opfer anzuziehen, die er dann mit dem vergifteten Pfeil seines Mißtrauens tödtlich verwundet. Der entschiedenste Skepticismus liegt seiner geistigen Natur zum Grunde, den er in einer um so gefährlichern Schule erworben hat, da sie sehr achtungswürdig erscheint. Auf dem Todbett sagte sein Vater zu ihm: Alles liegt im Golde: Ehre und Glück! Kein menschliches Gefühl ist dauernd. Du wirst mich vergessen, wenn ich nicht mehr seyn werde, und das ist ganz natürlich. Weisheit ist es, die unerbittliche Wirklichkeit ins Auge zu fassen und sich durch Hoffnung nicht täuschen zu lassen. Glaube also an nichts; denn jeder Glaube ist eine Chimäre; doch bleibe reich und suche allein zu leben, das ist die große Weisheit des Lebens. — Alle folgenden Scenen des Romans sind nur Beweise dieses Satzes und Folgerungen desselben. Eine junge, schöne, aber arme Base liebt ihn, er sie auch, doch der Gedanke, daß sie nur sein Geld liebe, läßt ihn nicht ruhen; er quält sie mit Vorwürfen, so daß sie endlich gerne seinen Werbungen scheinbar nachgibt, doch bei Unterzeichnung des Heirathskontrakts die Verbindung ihrerseits vernichtet und ihn verläßt. Er stürzt sich in den Strudel des Vergnügens in Paris, um zu vergessen. Eine junge Wittwe, die Marquise von Pennafiel, schön, reich und gebildet, so daß sie selbst die Kenntniß der Hieroglyphen in den Kreis ihrer Studien gezogen, gefühlvoll und zärtlich, wird hier besonders ausgezeichnet. Er nähert sich ihr, sie faßt Neigung zu ihm, er verjagt sie durch sein Mißtrauen. Er trifft Helenen, seine schöne Base, wieder, als Gattin eines jungen Malers, er läßt ihr heimlich große Summen zufließen und entflieht, wohin? — das werden wir erst hören, wenn die Fortsetzung dieses sonderbaren Machwerks erscheint, wo wahrscheinlich auch die Katastrophe des Anfangs erläutert werden wird.

Casimir Delagnier hat unter diesem Titel ein Lustspiel geschrieben, das über das Theater français gegangen ist. Darf man den Berichten der französischen Journale glauben, so ist an dieser neuen Gabe seiner Muse nichts lustig als der Titel „Lustspiel." Voller Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche gibt es politische Redensarten statt belebte Handlung, und stellt seine Politiker in solcher fortdauernder Geistesabwesenheit dar, daß man sich wundert, wie er ein so gefeierter Dichter, solche Jämmerlichkeit verarbeiten konnte. Doch hat die Literatur schon zu mehreren Malen ein volles Haus gemacht.

M..r.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1839.

Die Mönchsorden in Cutsch.

(Aus: Cutch or Random Sketches of Western India.)

Gleich den Dschains (s. Nr. 3 v. d. J.) scheinen auch die Mönchsorden in Cutsch Reste des Buddhismus, denn da die Braminen die Ehelosigkeit als ein Verbrechen ansehen, so kann es bei ihnen keine Mönchsorden geben, wohl aber sind sie in allen buddhistischen Ländern gewöhnlich. Die Mönchsorden in Cutsch zeichnen sich durch ihre Toleranz und das Wohlwollen aus, das sie gegen jeden ohne Unterschied des Glaubens üben. Der wichtigste Orden sind die Kanphata's von Dinodar; dieß ist ein hoher, konisch gestalteter Berg, an dessen Fuße sich die Kanphata's in einer Reihe von bequemen Wohnungen aufhalten. Der Vorstand gilt für einen der Vornehmen des Landes, wird von dem Rao selbst auf den Guaedi (Ehrenstuhl) gesetzt, und bei dieser Gelegenheit mit einem Ehrenkleid beschenkt. Die Brüderschaft besteht aus etwa 12 Mitgliedern (Yogi), meist junge Leute, die aber wegen des unmäßigen Gebrauchs von Opium sämmtlich viel älter aussehen. Die Wohnungen umfassen Tempel, Wohnhäuser und die Gräber früherer Vorstände; sie sind mit einer Mauer und Thürmen mit Schießscharten umgeben, — wohl eine nöthige Vorsicht in unruhigen Zeiten, um die friedlichen Bewohner gegen die Anfälle einiger benachbarten räuberischen Stämme zu schützen. Zudem kann man sich der Niederlassung nur durch dichte, mit Unterholz und dem dornigen Milchbusch durchwachsene Dschungeln nähern.

Die Grundsätze dieser Kanphata-Yogis sind, die Bedürftigen und Hülflosen aller Kasten und Secten ohne Rücksicht auf die Zeit ihres Aufenthaltes oder die Größe und Zahl ihrer Bedürfnisse, zu nähren und zu schützen. Die Mittel hierzu liefert ihnen der Ertrag von etwa 20 Döfern, welche das Eigenthum der Anstalt sind, theils durch alte Vergabung, theils durch Ankauf, und obwohl in Zeiten großen Mangels ihre Freigebigkeit sehr in Anspruch genommen wird, so erlaubt ihr Einkommen doch eine sehr reichliche Vertheilung, und die Kornvorräthe von Dinodar sind noch nie ganz ausgegangen. In einem ihrer Häuser sind 4 ungeheure kupferne Kessel, in denen unaufhörlich Reis kocht, und gegenüber liegt ein großes Zimmer, in welchem die Gäste sitzen, um ihr Lieblingsgericht zu verzehren.

Die Kanphata's legen das Gelübde der Ehelosigkeit ab, und nehmen willig jeden als Bruder auf, der sich diesem Gelübde unterwirft; denn ihrer Meinung nach vertragen sich häusliche Sorgen nicht mit den Gesinnungen von allgemeinem Wohlwollen, das nur dem Dienste der leidenden Menschheit gewidmet seyn soll. Der Name des gegenwärtigen Vorstandes ist Toenath, von der Kaste der Rabarri's oder Hirten; er ist erst 30 Jahre alt, aber sein Gesicht trägt den Ausdruck von Niedergeschlagenheit und vorzeitigem Alter. Seine Kleidung besteht aus dem gewöhnlichen Angrika (Leibrock) von weißem Linnen, einem rothen, nachlässig über die Schulter geworfenen Caschemirshawl und einem Turban von reicher blauer Seide. Sein Schmuck ist kostbar, aber von der rohen Arbeit der Handwerker von Cutsch. Diese Yogis heißen Kanphata,*) von einem eigenthümlichen Ohrring, aus Rhinocerushorn, Achat oder Glas, der durch seine ungeheure Größe die Knorpel des Ohrs schmerzlich verdreht. Die eben beschriebene reiche Kleidung trägt nur der Vorstand, die Brüder tragen das einfache backsteinfarbige Tuch, das bei den Fakirs in Indien gewöhnlich ist. Die isolirte Lage dieser interessanten und liebenswerthen Brüderschaft ist um so mehr ein Gegenstand des Erstaunens und mannichfacher Vermuthungen, da die Geschichte ihres Ursprungs in Dunkel gehüllt ist.

In Verbindung mit Dinodar steht die Secte der Kapras zu Mhar, einem kleinen Dorfe in nordwestlicher Richtung von Bhudsch. Die Secte soll 1800 Jahre alt seyn, aber ihr Ursprung ist in Dunkel gehüllt. Die Zahl der Brüderschaft beträgt etwa 120, und sie stehen unter einem Radscha, der viele Vorrechte genießt, unter Andern auch das, selbst bei einem Besuche des Rao von Cutsch seinen Sitz zu behalten.**) Eine eigenthümliche Sitte bei ihnen ist auch, daß ihr Radschah, wenn

*) Von Kan, das Ohr, und phata, schlitzen.

**) Der Rao besucht die Kapria's Einmal jedes Jahr in Gemäßheit eines Gelübdes seiner Mutter, als er an den Pocken darnieder lag. Gelübde dieser Art sind in Cutsch sehr gewöhnlich.

Digitized by Google

er das Dorf verlassen hat, erst nach Sonnenuntergang zurückkehren kann. Gleich den Kanphatas, leben sie ehelos, aber der Radschah kann einen Sohn adoptiren, der ihm auf dem Guardi folgt. Jeder Hindu kann eintreten, und die Aufnahmeform ist ganz einfach: er legt das Gelübde ab, trinkt Kusumba (flüssig gemachtes Opium), und nimmt an dem bei der Gelegenheit gegebenen Feste Theil. Sie haben fünf Dörfer, deren Einkünfte gleichfalls zu milden Zwecken bestimmt sind. Vornehmen Besuchen bieten sie Opium, und sorgen für die Bedürfnisse der Thiere so gut, wie für die der Menschen. Die Kapnias begraben alle ihre Todten, der Radscha aber wird auf einem Holzstoß verbrannt, worauf sie ihn 12 Tage betrauern; nach dieser Zeit empfangen sie seinen Nachfolger mit Festen und Lustbarkeiten.

In der Mitte ihres Dorfes liegt ein der Parwati, Wischnus Gattin, geweihter Tempel, der ein unförmliches Bild enthält, das ein besonderer Gegenstand ihrer Verehrung ist. Es ist ein ungeheurer Block von schwarzem Stein, 6 Fuß hoch und eben so breit von ganz roher Form: am Fuße sind zwei große Auswüchse und der obere Theil gleicht einigermaßen einem Schöpsenfuß; der Block soll plötzlich aus dem Boden hervorgekommen seyn, an einer Stelle, wo die Göttin im Einzelkampf einen Riesen erschlug. Er hat weder eine Skulptur, noch eine Inschrift, und ist mit dem rothen Ocker überschmiert, mit welchem oder mit Kreide die Hindus ihre schönsten, so wie die häßlichsten Ueberbleibsel des Alterthums bedecken. Das Volk gibt dem Stein ein fabelhaftes Alter.

Die Kapnias sind eine dicke, lächelnde, gutmüthige Menschenclasse, arbeitsscheu und lustig, aber ihre Nahrung ist ziemlich spärlich und von der einfachsten Art.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

(Fortsetzung.)

Was das Klima betrifft, so mag auch einige Aehnlichkeit statt finden, beide Städte haben etwas von dem südlichen Himmel an sich, aber diese Zeichen dauern länger und wiederholen sich öfter als in Lyon. Bayonne ist auch nicht so kalt im Winter, indessen wenn die Saone und die Rhone oft Lyon mit ihren Dämpfen bedecken, so hat Bayonne auch seine finstern Wolken, welche oft wie eine schwarze Geisternacht heulend vom Ocean heranstürmen, und das Sonnenlicht auslöschend, in fürchterlichem Platzregen durch die Straßen rauschen, oder mit schwerem Gewicht wie ein feuchtes Leichentuch sich langsam zur Erde herabsenken. Man will sogar behaupten, daß die häufigen und starken Abwechslungen der Temperatur auf das Aeußere des Menschen einen nachtheiligen Einfluß ausüben; gewiß ist, daß ich nirgends eine solche Menge verwitterter und verschrobener Gesichter gesehen habe; wer mag indessen berechnen, wie viel davon auf den ursprünglichen Typus der Racen, auf die Beschäftigung und Lebensweise dieser großentheils nomadischen Bevölkerung gerechnet werden müsse.

Welchem Typus Bayonne angehöre? eine große Mischung muß hier stattgefunden haben, und noch statt finden, aber das baskische Gepräge wie der baskische Jargon herrscht unstreitig vor, und ich muß es nur gestehen, ich bin kein großer Liebhaber weder von dem einen noch von dem andern. Wenn mich Morel und Chaho hörten; Morel, der die bayonesischen Grisetten unvergeßlich findet: Chaho, der die baskischen Mädchen den Andalusierinnen vorzieht und die Castillaner Cagothen nennt. Es ist wahr, daß ich weder Navarra noch Biscaya besucht habe, und daß die Mundart, die man hier vernimmt, vermuthlich von der kosmogonischen, poetischen, philosophischen ꝛc. Eskuarasprache verschieden ist, doch glaube ich, daß der reelle Unterschied in beiden Fällen nicht so weit geht, um eine andere Urform darzustellen. Nun aber finde ich in diesem langen Gesicht mit der Hadichtsnase und den hochliegenden und wenig abgesonderten Augen, in diesen unheimlichen Blicken, in dieser schlanken und muskelosen, aber oft grotesken, und zwar nicht in der That, aber dem Scheine nach, steifen Körperbildung, in dieser Abwesenheit reizender, abgerundeter Formen, mit einem Worte, in einem gewissen Etwas, das allein den Eindruck erklären kann, einen Rest der alten kantabrischen Rauhheit, ich möchte fast sagen Bösartigkeit, dem der hölzerne Klang ihrer Aussprache keineswegs widerspricht — ich ziehe der Vergleichung wegen andalusische Weichheit der feinen Bearneser und Bearneserinnen, welche sie auch ihrem Patois mitzutheilen wissen, vor. Unstreitig findet man in Bayonne, wenn man auch nur die Kaufläden besucht, angenehme Personen, aber was die Masse betrifft, so hat sie mir immer den oben erwähnten Eindruck gemacht, der, wenn man bloß die untern Volksclassen betrachten will, bis zur Scheu und zum Ausweichen gehen kann. Uebrigens findet man unter den Weibern hier, wie in Pau, obgleich in Pau abgesondert und hier gemischt, die drei oder vier Stufen, welche der Hut, die Haube, das bloße Haar und das Tuch um den Kopf bezeichnet, d. h. die Aristokratie (Beamte eingeschlossen), die Bourgeoisie, die Grisetten und die dienende oder gemeine Classe. Die alten Bürger von Bayonne haben eine Art von Ahnenstolz, der nicht Jedermann das Annähern gestattet; die Damen liegen hier, wie überall, mit den lebensvollen Grisetten im Krieg, aber hier müssen sie sich mehr als irgendwo anders in Acht nehmen, denn außer der natürlichen Streitbarkeit der hiesigen Grisetten gibt diesen die überwiegende Menge der populären Classen auf den öffentlichen Spaziergängen, und ein gewisser Esprit de Corps, der unter ihnen herrscht, ein besonderes Bewußtseyn ihrer Stärke. Eine andere Gattung, die man in dieser Stadt sieht, ist die der Fischermädchen, welche alle Morgen von Boucau und von der Küste hereinkommen, um ihre Waare auszuschreien; die Dissonanzen, welche diese erfunden haben, kann nur derjenige für möglich halten, der sie gehört hat. Hier kann man den Gebirgs- und den Küstenbewohner, den Hirten und den Fischer neben einander stellen, und an der Seite des baskischen Gepräges noch die Beiträge erkennen, welche Bearn und das Haidedepartement liefert; die Muster aus diesem letztern unterscheiden sich durch eine gewisse viereckige Kopfbildung, und

Digitized by Google

einen Ausdruck von Unbedeutendheit und Geistlosigkeit, wofür man durch keine andern Vorzüge entschädigt wird.

Bayonne hat keine merkwürdigen öffentlichen Gebäude als die Kathedralkirche. Man fing sie im Jahre 1143 an zu bauen, und ihre drei Schiffe mit den hohen und engen Ogiven, das vorspringende Portal, das Dach mit seinen vielen Bögen bieten, so viel ich verstehe, eine gewisse Reinheit des Styles, die man nicht überall antrifft, dar, aber die Kirche hat nach meiner Ansicht einen Hauptfehler; über dem Schiffe steht zu beiden Seiten eine verhältnißmäßig niedrige Galerie und dann unmittelbar das Dach, so daß dieses Gebäude von innen und von außen einem Menschen gleich sieht, auf dessen hohen und schlanken Körper man den Hals und Kopf eines kleinen dicken Männchens gesetzt hätte; auch die Kuppel hat wenig Grazie und sieht wie ein Festungsthurm aus. Der Klosterhof ist aber schön, freilich ist seine Mitte bloß mit Gras ausgefüllt, und seine treslles, welche als Fenster figuriren, größtentheils beschädigt. Aber wozu braucht Bayonne andere Monumente, ist es nicht auf seine Festungswerke stolz, welche seit der Vertreibung der Engländer im Jahre 1451 nicht besudelt worden sind — nunquam polluta — wie das Stadtwappen *) sagt? Und diese Festungswerke selbst haben das Aussehen einer Decoration, so sehr sie durch die Pflanzungen, die Naturscenen und die Gebäude außer den Mauern maskirt sind, wenn man aus einer gewissen Entfernung auf sie hinschaut. Ich habe wenige Städte gesehen (und auch hierin hat Bayonne Aehnlichkeit mit Lyon), welche so schöne Ausgänge und so abwechselnde Gesichtspunkte darbieten. Das pittoreske Genre ist indessen heutzutage so abgenützt, daß mir meine Leser vielleicht mehr für positive Anzeigen, als für unbestimmte Schilderungen, die dem Reisenden keinen Leitfaden geben können, Dank wissen werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein von zwei stehenden und einem Lorbeerbaum auf ihrem Kopfe tragenden Löwen bewachtes Thor.

Die Straße von Cadiz nach dem festen Lande.

(Aus Frank Standish's: the Shores of the Mediterranean.)

Gegen die Lage der Stadt Cadiz läßt sich trotz ihrer Schönheit Manches einwenden. Stände es auf der Isla, und das einst berühmte Caracas oder spanische Arsenal an der Stelle der jetzigen Stadt, so hätte das erstere eine bessere Lage, und die letztere den Vortheil einer Landcommunication gehabt, die ihr jetzt fehlt. Man ist in die Stadt gewissermaßen eingesperrt, wie auf einem Schiff, und muß über einen schmalen Landstreif zwei Leguas weit bis zur Isla gehen, ehe man das eigentliche feste Land betritt. Die berühmte Straße nach der Isla kostete eine Million Pesos, zum mindesten verschwand so viel in den Händen der Unternehmer. Vor nicht sehr langer Zeit war es ein gewöhnlicher Weg durch den Sand, der jedoch den unaufhörlichen Einbrüchen des Meeres ausgesetzt war. Die Regierung befahl eine Chaussée anzulegen, und ließ Grundmauern aufführen, die durch querlaufende Bögen verstärkt wurden, und hierauf ruht nun die jetzige schöne Straße, die der Ocean auf beiden Seiten bespült. Als eine Probe des Unterschleifs, der bei öffentlichen Arbeiten in Spanien statt findet, kann der Umstand dienen, daß die Zölle und Abgaben, die jetzt erhoben werden, um die 14 Leguas lange Straße von Cadiz bis zur Venta del Cuervo jenseits Xerez, wovon die obige Straße einen Theil ausmacht, zu unterhalten, 40,000 Pesos jährlich betragen, wovon etwa 4000 auf die Straße verwendet werden, der Rest aber in die Taschen der Commissäre und Aufseher fällt. Die alte Straße von Cadiz nach dem festen Land, sey sie nun phönizisch, oder römisch oder maurisch gewesen, war mehr rechts und steht jetzt unter Wasser.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

Ewiges Feuer. Communicationen.

(Schluß.)

Am 31 Januar um 3 Uhr Nachmittags gingen wir, um eine der größten Merkwürdigkeiten der apscheronischen Halbinsel, nämlich das ewige Feuer, zu sehen, das sich 12 Werste nordwärts von Baku in der Nähe des Dorfes Bulchana findet; die Stätte selbst, wo das Feuer brennt, heißt Ateschgah (Feuerort). Dieses ist ein viereckiges aus Muschelkalk aufgeführtes und den orientalischen Karawanserais gleichendes Gebäude. Als wir durch das auf der Nordseite befindliche Thor hineingetreten waren, befanden wir uns auf einmal in einem ziemlich geräumigen Hof, in dessen Mitte sich ein Götzentempel erhebt, der so ziemlich einer Capelle gleicht. Auf den vier Ecken des Daches sieht man Röhren, aus denen große Feuerflammen herausschlagen. Im Kreis umher an der innern Seite der Mauer befinden sich die Zellen der Feueranbeter; diese sind ziemlich klein, und man sieht gar kein Geräthe darin außer elenden Teppichen: in jeder Zelle befindet sich eine steinerne Erhöhung nach Art eines Altars, aus dem einige kleine Röhren hervorstehen, woraus brennendes Gas strömt. Neben dem Altar liegen in einigen Zellen kleine kupferne Götzenbilder, Muscheln, Steinchen und andere Gegenstände der Verehrung der Feueranbeter. Wir trafen den Oberpriester nicht an, da er nach Saitan gegangen war, und konnten deßhalb keinen allgemeinen Gottesdienst sehen; indeß betet jeder Hindu in seiner Zelle, bläst vor dem Anfange des Gebetes in eine Muschel und fängt hierauf an seine Gebete laut zu lesen. Im Innern des Klosters befindet sich eine Grube von zwei Aeschlaen Tiefe, über dieser ist ein steinernes Gewölbe angebracht. Wenn ein Hindu stirbt, wird sein Körper auf dieses Gewölbe gelegt, mit gereinigter Butter eingerieben und hierauf das aus der Grube aufsteigende Gas angezündet. Wenn die Leiche verbrannt ist, wird die Asche gesammelt und in die Luft gestreut.

Wir fanden hier elf Feueranbeter, von denen der größte Theil 50 bis 60 Jahre alt war, nur zwei oder drei waren Leute von 30 Jahren. Sie heurathen nicht und können auch nicht heurathen, denn Einsamkeit ist eine der Hauptregeln ihrer Lebensweise, so daß sie nicht

einmal gemeinschaftlich essen. Doch erreicht die Langweile auch sie, und sie kommen nicht selten zusammen, um miteinander eine besondere Art Schach zu spielen. Sie gehen alle fast völlig nackt oder hüllen sich nur in eine Decke.

Das ewige Feuer von Baku entsteht durch die Entzündung von Wasserstoffgas, welches wahrscheinlich mit Kohlenstoff gemischt ist, denn weder in den Zellen, noch bei dem Hervordringen aus dem Boden hört man das dem reinen Wasserstoff eigene Geräusch. Es entzündet sich nie von selbst, brennt mit einer bleich gelben Flamme und erzeugt eine starke Hitze, deren sich an vielen Orten auf der apscheronischen Halbinsel die Einwohner zum Kalkbrennen bedienen. Man könnte auf eben diese Weise einen Leuchtthurm errichten, denn auch jetzt sieht man Nachts auf weite Entfernung die Flamme des ewigen Feuers, wovon das Kloster erhellt wird, das um diese Zeit einem Zauberschlosse gleicht. Es ist schwer sich die Entstehung dieses Gases zu erklären: hier spielen ohne Zweifel unterirdisches Feuer, Wasser und vielleicht Naphtha eine große Rolle; aber auf welche Weise? In das Laboratorium der Natur läßt sich nicht so leicht eindringen, wie in das eines Chemikers; es ist zu bemerken, daß ein ähnliches brennendes Gas noch nirgends als am westlichen Ufer des kaspischen Meeres entdeckt wurde. Darum betrachten die feueranbetenden Hindus diese Stelle als die heiligste der Erde. Die Zeit, wann dieses Feuer bekannt wurde, läßt sich schwer bestimmen, wahrscheinlich aber war sie schon in einem sehr hohen Alterthum bekannt, als die Feueranbetung der Magier im Osten viel mehr verbreitet war. Aus den alten Schriftstellern läßt sich nichts hierüber entnehmen, nur aus den Worten des Arabers Masudi kann man schließen, daß das ewige Feuer schon vor 900 Jahren brannte, und vielleicht an derselben Stelle, wo sich jetzt das Ateschgah befindet.

Der ganze östliche Theil Transkaukasiens, vom Sniak angefangen bis zum Beschbarmak, und namentlich die Provinz Kuba, gehören durch die Beschaffenheit ihres Bodens und die Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugnisse zu den reichsten Provinzen. Mächtige Wälder von Buchen, Eichen, Hainbuchen, Ahornbäumen, Eschen u. s. w. bedecken die Abhänge der Berge; auch die Thäler am Meere sind nicht vom Wald entblößt, gehören jedoch größtentheils dem Acker- und Gartenbau an. Die Bewohner der bergigen Gegenden bauen hauptsächlich Weizen und Gerste, in den niedern Strichen wird Reis gebaut; reichliche Ernten belohnen die Arbeit des Landmannes, und nichtsdestoweniger geben viele ihre Ländereien an andere zur Bearbeitung gegen den zehnten Theil der Ernte. Mit dem Weinbau beschäftigen sich sehr wenige, bei weitem mehr mit dem Gartenbau, so daß die Provinz Kuba mit ihren Früchten Baku, Schirwan und andere Orte versieht, und für diese Erzeugnisse über 150,000 Rubel erhält. Maulbeerbaumgärten werden fast nur in der Nähe des Meeres angelegt: die Menge der gewonnenen Seide beträgt gegen 900 Pud jährlich, sie ist aber von geringerer Qualität als die schirwanische. Unter den Nutzpflanzen wird in der Provinz Kuba Baumwolle gebaut, jedoch nur für den Hausbedarf, und Krapp, wovon man jährlich 1000 Pud gewinnt; übrigens bildet der Anbau dieser Pflanze jetzt auch eine Hauptbeschäftigung der Derbender, und man trifft Krapp-Pflanzungen bis auf 5 oder 6 Werste von der Stadt. Der Anbau des Krapps hat sich jetzt auch schon in die umliegenden Dörfer, selbst zu den Tabasseranen verbreitet. In den letzten Jahren betrug die Masse des in der Provinz Derbend gewonnenen Krapps gegen 40,000 Pud. Der Hauptabsatz geht nach Astrachan, von wo die Waare nach Kasan, Nischnei-Nowgorod und Moskau versendet wird. Die Derbender bauen auch Mohn und bereiten daraus Schiejak, eine Art Opium, das von den Asiaten begierig aufgekauft wird.

Das wichtigste Erzeugniß der apscheronischen Halbinsel ist jedoch ohne Widerspruch der Safran, mit dessen Gewinnung sich die ganze Provinz beschäftigt, mit Ausnahme von fünf oder sechs Dörfern auf der südöstlichen Seite, welche überhaupt unfruchtbarer als die westliche ist. Die Masse des jährlich in der Provinz Baku gewonnenen Safrans beträgt im Durchschnitt etwa 1000 Pud, was eine Summe von 400,000 Rubeln ausmacht.

Weingärten bedecken das ganze Ufer des Meeres vom apscheronischen Vorgebirge bis zum Flüßchen Bjelaja auf einer Strecke von 50 Werften. Der Boden ist hier reiner Sand, aber salzig, woher auch die Traube einen salzigen Geschmack erhält, der auch dem Wein verbleibt. Wein wird freilich nur von wenigen Russen und Armeniern bereitet, denn die Moslems machen nur Rosinen und geben sich mit der Verbesserung ihrer Reben keine sonderliche Mühe; denn sind diese einmal in den Sand gepflanzt, so gibt man sich nicht mehr weiter damit ab.

Als das Centrum der Communicationen des von uns besuchten Landes muß man Baku ansehen: von hier gehen drei Hauptstraßen, eine nordwärts nach Kuba, Derbend und Kisljär, die zweite südwestlich nach Alt-Schamacha und Tiflis, und die dritte endlich südwärts nach Salian und Lenkoran. Der Landweg von Kisljär her über Derbend und Kuba nach Baku führt in der Ebene am Meere fort, und ist das ganze Jahr hindurch für Wagen fahrbar, aber ein großes Hinderniß ist die bedeutende Menge von Flüssen, über die aus Mangel an Brücken der Uebergang manchmal fast unmöglich ist. Was die Verbindung über die See betrifft, so hat nur die Stadt Baku den Vortheil derselben in vollem Maaße, denn das ganze Ufer von der Mündung des Terek bis zur östlichen Spitze des apscheronischen Vorgebirges bietet auch nicht Einen bequemen Landungsplatz dar. Schiffe landen nur bei Derbend und Nisabad, Kuba gegenüber; der letztere Landungsplatz ist ein offener Ort, der von keiner Seite her gegen die Winde geschützt ist; das Ufer ist nieder, das Meer seicht und der Grund weich. Im 16ten und 17ten Jahrhundert wurde hier ein bedeutender Handel zwischen den aus Astrachan kommenden Russen, den Persern, Daghestanern und Georgiern getrieben. Damals war diese Gegend bevölkert und gut angebaut, aber die im 18ten Jahrhundert ausbrechenden Unruhen vernichteten die beginnende Industrie, und brachten auch der Schifffahrt von Nisabad einen Schlag bei. Der Hafen von Baku ist meist nur 2½ bis 3½ selten 6 Klafter tief, und die Schiffe müssen 50 Klafter vom Ufer vor Anker liegen, indem hat er die große Unbequemlichkeit, daß die Nordwinde im Herbst und Winter sehr heftig sind, und nicht selten die Schiffe von den Ankern reißen. Bei allem dem ist der Hafen von Baku noch, mit Ausnahme des Golfes von Astrabad, der beste im kaspischen Meere.

Berichtigungen.

In Nr. 1 S. 2. Sp. 1 steht im Titel der Pindaree st. Pindarei; in Nr. 3 S. 11 Sp. 2 Z. 5 v. u. steht Kisiljar st. Kisljär; Nr. 3 S. 12 steht im Titel Segscheiten st. Seyscheiten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1839.

Die Sklaven der Insel Mauritius. *)

Die Sklavenbevölkerung auf der Insel Mauritius bestand am 1 Jan. 1830 aus 67,619 Individuen, und zwar kamen 43 männliche Sklaven auf 27 weibliche. Sie zerfallen in vier streng unterschiedene Classen.

Die erste Classe ist die der Schwarzen oder Mulatten, die in der Insel geboren sind und mit dem Namen Creolen bezeichnet werden. Sie bildet ein Drittel der ganzen Sklavenbevölkerung. Die Individuen dieser Classe erkennt man leicht an den Gesichtszügen, die ein Gemisch derjenigen Racen sind, denen sie ihren Ursprung verdanken. Auch tragen sie eine bestimmte Kleidung.

Die zweite und am wenigsten zahlreiche Classe ist die der Indier, worunter die wenigen, allmählich in die Insel eingeführten Malaien mitbegriffen sind. Sie bildet nur ein Siebenzehntel der gesammten Sklavenbevölkerung, und besteht aus Individuen der verschiedenen Nationen Hindustans, die mit den Namen Telingas, Malabaren und Bengalis bezeichnet werden. Diese Classe ist merkwürdig sowohl wegen der Sanftheit ihrer Sitten und ihrer Reinlichkeit, als wegen ihres Haares und ihrer Gesichtszüge, die denen der Europäer gleichen, von denen sie sich nur durch die Farbe der Haut unterscheiden, die von dem einfachen Schwärzlichbraun bis ins tiefste Schwarz variirt. Die Individuen dieser Classe werden vorzugsweise zu Domestiken gebraucht. Der zu dieser Classe gehörige Malaie unterscheidet sich sowohl durch seine Gesichtszüge, als durch seine Sitten von dem Indier, mit dem er nichts als das lange Haar gemein hat. Er erträgt das Joch der Sklaverei nur mit Widerwillen, aber er nimmt sich nicht das Leben, sondern sucht zu entwischen. Er ist brav, pünktlich und intelligent, und wird ein sehr brauchbarer Diener, wenn er seinen Herrn lieb gewinnt.

Die dritte Classe bildet fast ein Fünftel aller Sklaven und besteht aus verschiedenen auf Madagaskar einheimischen Racen, die in der Farbe, dem Haar, den Gesichtszügen und dem Körperbau eine große Verschiedenheit darbieten, dagegen aber hinsichtlich der Sitten, Neigungen und der Intelligenz große Aehnlichkeit zeigen. In letzterer Beziehung zeichnen sich besonders die Ovas oder Amdolambes aus. Der Malgasche liebt den Landbau nicht, dagegen wird er ein tüchtiger Zimmermann, Tischler oder Schmied. Von allen Schwarzen ist er der beste Hirte, dagegen eignet er sich nicht zum Domestiken, wohl aber die Frauen dieser Classe, die arbeitsamer und gelehriger sind, als die Männer.

Die vierte Classe, etwa zwei Fünftel der ganzen Sklavenbevölkerung, umfaßt die verschiedenen afrikanischen Völkerschaften, wie die Macoas, Mondjavoas, Senas, Mouffenas, Yamdanes, Mouquindos, Maravis, Mocondes, Niamoëses, die man sämmtlich mit dem Collectivnamen „Mozambiquer" bezeichnet. Die Männer und Frauen dieser Classe haben alle Kennzeichen der ächten Negerrace: dicke Lippen, platte Nasen, fettige Haut und wolliges Haar. Sie sind im Allgemeinen stärker, arbeitsamer und gelehriger, aber weniger intelligent, als die vorigen. Sie haben eine Art von Abneigung gegen alle Kleidung, die ihnen lästig zu seyn scheint.

Gebrauch und Gesetz haben die Ration des Sklaven auf zwei Pfund Mais oder anderthalb Pfund Reis täglich festgesetzt. Fehlt es an beiden, so erhält er eine entsprechende Menge Manioc. Die Batate, welche die Neger sehr lieben, so wie Bohnen und Boëmen, eine Art Erbsen, werden ihnen nie, oder im Falle der Noth nur in kleinen Quantitäten gegeben, da der Mais, Reis und Manioc gesündere und substantiellere Nahrungsmittel bilden. Auf allen Pflanzungen haben übrigens die Sklaven die Erlaubniß, sich mannichfachere und reichlichere Nahrungsmittel zu verschaffen. Außerdem, daß die an der Küste und an den Flüssen wohnenden das Recht haben, zu fischen, oder daß ihnen gestattet wird, Vögel und Tanrecks (Centetes ecaudatus Ill.) zu fangen, überlassen ihre Herren gewöhnlich einem Jeden ein Stück Land, auf dem er sich Hülsenfrüchte, Tabak, oder was ihm sonst beliebt, bauen kann.

Ein ziemlich allgemeiner Gebrauch auf Mauritius ist, daß jeder Sklave am Neujahrstage einen neuen Anzug erhält, der

*) Aus einem noch nicht erschienenen Werke: Statistique de l'île Maurice et de ses dépendances, par M. le Baron d'Unienville, Archiviste colonial de l'île Maurice.

Digitized by Google

für die Männer in einem Hemde und Beinkleidern, und zuweilen einer Weste von blauer Leinwand, für die Frauen in einem Hemde, einem Rock und einem Tuche besteht. Diejenigen Herren, welche für ihre Sklaven Sorge tragen, geben ihnen einmal jährlich eine Weste oder eine Art Mantel von grobem Tuche, um sich gegen die Kälte zu schützen. Bemerkenswerth ist, daß namentlich die Mozambiquer die ihnen gegebenen Kleidungsstücke nicht aufbewahren. Wenn sie dieselben nicht ihrer Geliebten schenken oder gegen eine Arrackflasche austauschen, so verändern sie die Form derselben, und machen sich eine Art Gürtel, Languti, daraus, da jede andere Kleidung ihnen lästig ist. Haben sie ihr Haar so geflochten oder geschnitten, wie es in ihrer Heimath gebräuchlich, ist die Haut glänzend und das Gesicht gehörig bemalt, und sind sie mit dem Languti umgürtet, so ist ihr Putz vollendet. Besitzen sie außerdem noch einen eisernen Kessel, ein Messer, eine Kalebasse, einen Pakoasack, um ihn bei Regenwetter umzuhängen, einen Beutel, der an dem Gürtel befestigt wird und zur Aufbewahrung der Pfeife und des Tabaks dient, so hat der Mozambiquer Alles, was er an Kleidungsstücken und Hausgeräth bedarf. Alles, was man ihm außerdem gibt, hat nur insofern Werth für ihn, als er Arrack dafür eintauschen kann.

Was hier von dem Mozambiquer gesagt worden ist, gilt im Allgemeinen auch von dem Malgaschen. Die Frauen dieser beiden Classen gewöhnen sich sehr bald an den Gebrauch der Röcke und Hemden. Viele Mozambiquer Frauen begnügen sich jedoch mit einem Rock, den sie bei der Arbeit aufschürzen. Alle bedecken sich gern den Kopf mit einem blauen oder rothen Tuche.

Die Indier und Creolen sind dagegen sehr sorgfältig in ihrem Anzuge. Die blaue Leinwand genügt ihnen nur an Arbeitstagen; ihr Sonntagsputz besteht dagegen in weißen Hemden, farbigen Zeugen und Tüchern. Die Männer dieser beiden Classen, welche einen Anzug von Tuch besitzen, in welchem Zustande derselbe übrigens auch seyn mag, und die den Kopf mit einem alten Castorhut bedecken können, sind eben so zufrieden, wie die indische oder creolische Negerin, die, mit einem weißen Hemde, einem Kaneku und einer indischen Jacke bekleidet, Kopf und Hals mit Tüchern bedecken kann. Die Individuen beider Kasten gehen mit den Kleidungsstücken, die sie von ihren Herren erhalten, oder die sie sich durch Arbeit erwerben, sehr sorgfältig um.

Alle Sklaven gehen übrigens barfuß, da der Gebrauch der Schuhe ein Vorrecht der freien Leute ist.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

(Fortsetzung.)

Bayonne und die Allées marines sind zwei unzertrennliche Begriffe, und selbst wenn man ganz andere Beschreibungen liest wie die Morels von 1836, so sollte man glauben, daß man nur in diese Alleen zu gehen braucht, um stufenweise ganz Bayonne Revue passiren und an allen politischen, mercantilen, ja selbst an den privatissime in das Leben einschlagenden Verhandlungen Theil nehmen zu können. Was ich sagen kann, das ist, daß heutzutage, außer einigen Spaziergängern, die an den Festtagen vom Glacis sich dahin verlieren, und einigen philosophischen Cigarrenrauchern, die Allee von Adour nur traufstweise von einigen Personen betreten wird. Die Geschäfte, die Zusammenkünfte haben sich anders wohin gezogen, oder ganz aufgehört, aber was man dieser Allee nicht nehmen kann, das ist die frische Seeluft, der breite Fluß, das Spiel des Sonnenlichts in den hundert Abwechslungen, welche wie Theaterdecoration an seinem Ufer hingestellt sind, die Citadelle, die herrschend über ihr hereinschaut, die Düne vom Blanc Pignon mit ihren Fichtenwäldern und ihrer weißen Signalstange, das Nachdenken über die Ereignisse, deren Zeuge der Fluß gewesen, und die Veränderungen, die er selbst erlitten hat. Nur Schade, daß dieser bequeme, beschattete Weg bald aufhört, die kaum entworfene und oft unterbrochene Chaussee zieht sich mühsam bis zum Fuße einer Düne, wo sich der Fluß nordwärts wendet, und man muß des Terrains kundig seyn, um hinter der großen Düne vom Blanc Pignon durch den Fichtenwald den Weg nach der Chambre d'amour an der Küste zu suchen oder die Düne zu übersteigen, um jenseits das Lazareth und die Einfassung zu gewinnen, welche sich noch 1300 Metres lang bis an die Sandbank erstreckt. Hier ist ein Werk, welches bessern Zeiten vorbehalten bleibt.

Ich habe hier bloß von der neuesten, seit 1814 gepflanzten Allee gesprochen, man nennt aber allées marines auch die ältern Anlagen gerade vor dem Thor, dem Place d'armes zwischen dem Landungsplatze, dem kleinen Schiffsdock und den unangenehm zu sehenden Chais oder Schoppen; im weitesten Sinne begreift man darunter auch den Rondpoint und die Alleen Paulmy (1756 dem Minister Paulmy zu Ehren so genannt), welche sich links bis an das Glacis und das spanische Thor verlängern.

Wendet man sich nach der andern Seite gegen den Park hin, so braucht man so zu sagen nur einige Schritte zu machen, um eine rothe Ziegelmauer zu entdecken, welche unter den dunkeln Schatten des gewaltigen Parks ganz der Idee einer Ruine, aber einer modernen Ruine entspricht. Kaum ist ein Viertel-Jahrhundert seit dem Brand von Mareac verflossen, und schon wirken diese Reste auf unsere Einbildungskraft mit dem historischen Gewichte, welches macht, daß wir eine Ruine der Hohenstaufen oder der Stuarts mit Scheu und Ehrfurcht betrachten. Wo ist die Stiege, an deren Fuß Josephine ihren Schwiegerbruder als König von Spanien empfing. Man glaube übrigens nicht, daß das Schloß von Mareac ein Palast war, ich habe nur sieben Fensterplätze auf der Hauptfaçade gezählt; auch hatte das Schloß und das Landgut St. Michael Napoleon, der es bei seiner Ankunft in Bayonne 1808 kaufte, nur 80,000 Fr. gekostet. Heutzutage gehört es der Artilleriedirection von Bayonne; die Gegenwart der Soldaten, wodurch es auch jetzt noch belebt wird, hat aber auch den Brand von 1813 verursacht, man hat mich versichert, er sey ganz zufällig gewesen, und habe bloß wegen der Menge von Strohsacken (das Schloß

Digitized by Google

diente damals zur Caserne) so heftig um sich gegriffen. Rund um Marcac sind viele andere Hauser und Garten; wenn man aus der Art von Defilé, das ihre Mauern bilden, heraus ist, so gewinnt man eine Ansicht des innern Landes, welches mit seinen nackten, unfruchtbaren, grauen Hügeln gegen das lebhafte Grün, an welches man bisher gewohnt war, einen neuen, nicht angenehmen Abstich macht. Welcher Unterschied bei dem mit Hausern, Bäumen und Wiesen ausgefüllten Raum, welcher auf der andern Seite von Marcac das Plateau und den Abhang bis an das Ufer der Nive ausfüllt!

Die Nive ist in der Nähe von Bayonne einer der freundlichsten Flüsse. Jener Hügel, mit einem schönen Hause und Gebüschen besetzt, der, von der Brücke Pannecau aus betrachtet, die Krümmung des Flusses verbirgt und gleichsam den Eingang von Bayonne zu schließen scheint, ladet zunverzüglich zu einer Entdeckungsreise ein. Ein niedriges Thor führt in ein lachendes Thal, welches die Festungswerke mit ihren dichten Wasen, die Wunderquelle St. Leons, das Plateau mit seinen Hausern und Alleen verschönern; aber ich wendete mich an das Ufer und verfolgte es auf einem schmalen Pfade eine Stunde lang bis an die Hügel, welche gegenüber von Villefranque den Fluß abzuschneiden scheinen, und wo das Malerische der Gegend aufhört, um späterhin bei Ustariz einen wildern romantischen Charakter anzunehmen. Anfangs von einer herrlichen Allee beschattet, dann von einer neidischen Mauer beschränkt, setzt man endlich unter einer stets abwechselnden Einsicht in das westliche Thal, bei der Glocke vorbei, wo man zur Ueberfahrt in das gegenüberliegende Bad läutet, und am Rande der Landgärten deren Umzaunung dem Spaziergänger immer einen Durchgang läßt, den Weg fort; bald ist es eine ländliche Wohnung mit ihrem Garten, bald ein zierlicheres Haus, vor welchem in einer Laube die Bewohner der Nachmittagsfrische genießen, bald ein festungsähnliches Gebäude auf einer Anhöhe oder ein verfallener Telegraph, bald eine Garberei, wo man sich durch phantastische, beinahe finstere Pfade durchwindet, bald eine Quelle, die von dem schon erscheinenden Felsen tropft, bald eine lange Allee, die von einem prächtigen Landsitze herkommend, am Ufer mit einem Pavillon endigt, fast alle diese Etablissements mit einem Landungsplatze am Flusse, der nur ein Drittel von der Breite des Adour hat; gegenüber die schönsten Gruppen von Hausern, Badern, Fabriken, Garten und endlich auf dem schon weitern, aber kahlern Horizont von Hügeln das Oertchen Villefranque, zuletzt ein großes Feld, das man eilig überschreitet, um im Schatten an dem nächstfolgenden Hugel hingeworfen, der Reise für dießmal ein Ende zu machen und sich zur Rückkehr zu stärken. Man hat sich unterdessen schon selbst versprochen, das jenseitige Ufer zu besuchen, und wer möchte sich nicht gern in diesen engen, vielfaltigen Pfaden verlieren, welche zu den verschiedenen Niederlassungen, oder zur Drachenquelle von Lissague — heutzutage treiben die Wäscherinnen ganz ruhig dort ihr Gewerd — oder an das Ufer der Nive oder auf die Anhöhen führen, welche eine so herrliche Ansicht von Bayonne gewahren.

(Schluß folgt.)

Kurze Beschreibung der den Portugiesen gehörigen Inseln Timor und Solor in Asien.

Unter den Reliquien des großen asiatischen Handels der Portugiesen sind noch eine der wichtigsten, wegen des Ueberflusses an Erzeugnissen, zugleich aber auch gegenwärtig die unnützeste wegen ihrer Vernachlässigung, die Inseln Timor und Solor mit ihren Umgebungen. In dem 8° und 11° S. B. gelegen, in der Nachbarschaft der Molukken, bringen sie Alles hervor, was auf diesen und dem ganzen indischen Archipelagus wächst. Die Insel Timor hat eine Richtung von Nordost nach Südwest mit einer Ausdehnung von 60 Legoas und 18 Legoas Breite, und besitzt verschiedene Häfen, unter denen die Bai von Balliló der berühmteste und vorzüglichste, geschützt vor Ostwinden, und große Flotten können in ihm vor Anker gehen. Die Insel ist in zwei Provinzen getheilt, die Provinzen Servias und Bellos, welche durch einen großen Gebirgszug von einander getrennt sind, der seine Richtung beinahe von Norden nach Süden hat. Die Jahreszeiten hier, welche sich in diesem ganzen südlichen Orient nur auf zwei reduciren, auf nasse und trockne Jahreszeit, sind auf dieser Insel zu gleicher Zeit anzutreffen, denn wenn es auf der Südseite regnet und wintert, ist es auf der Nordseite trocken und Sommer. Auf dem südlichen Theile der Insel erscheint zweimal im Jahre die Regenzeit, die weit gemäßigter als die einmalige auf der Nordseite ist, weßhalb denn auch jener Theil der Insel weit fruchtbarer, gesünder und angenehmer ist. Vor der Ankunft der Regenschauer (invernadas) höret man ein starkes Getöse des Meeres von der Seite, wo Regen und Sturm herkommen; alle Schiffe, die dann in der Nachbarschaft der Insel sind, müssen nun eilen sich in der Bai von Balliló in Sicherheit zu bringen und die Gegenküste zu gewinnen, sonst sind sie verloren. — Die Insel ist außerordentlich fruchtbar, und bringt alle möglichen Getreidearten und Gemüse in großem Ueberflusse hervor. Der Weinstock trägt hier zweimal des Jahres, und die südlichen Baumfrüchte, besonders Orangen, Limonen, Cydren u. s. w., sind von außerordentlicher Güte. Kokos, Bananen, Mangos, Ananasse und andere für Nordeuropa exotische Früchte gedeihen ohne Cultur, sie wachsen hier wild. Unter den Producten der Insel, die noch heutzutage in dem so herabgekommenen Lande den ersten Rang verdienen, sind das weiße, rothe und gelbe Sandelholz, und das Wachs, welches die Bewohner in den Wäldern sammeln. — Gold und Tombaque (natürliches Tombak, fast goldgelb, welches einer nähern Untersuchung seiner Bestandtheile bedürfte), so wie gediegen Kupfer, welches die Gebirgsbäche führen, und von den Timoelaneen zu gewissen Zeiten des Jahres gesammelt wird, lassen wohl nicht bezweifeln, daß die Gebirge metallreich sind, und daß sie leicht zu bearbeiten seyn würden (dieses muß man noch dahin gestellt seyn lassen; Schreiber dieses hat aber Stücke von Faustgröße jenes Tombaks gesehen, so wie man sie gefunden). An einigen Orten findet man eine Art Gold in Blättchen, die ganz schwarz sind und mit gleichen Theilen Silber geschmolzen die Goldfarbe annehmen mit der gesetzmäßigen Feinheit. (Dieses mag wohl ein Irrthum seyn, oder die gesetzmäßige Feinheit des Goldes ist dort nicht weit her.) Auch Eisensteine, Schwefel und Salpeter hat man dort gefunden. — Der hier wachsende Zimmt steht zwar an Güte dem von Ceylon nach, allein er ist weit besser als der von Malabar, und würde vielleicht noch besser seyn, wenn man den Baum gehörig cultivirte. — Vor kurzem entdeckte man auch auf der Insel Gewürznelken mit einem ganz eigenen

Digitized by Google

Geruch, welche die Holländer dem Zimmt vorziehen. Baumwolle gehört auch zu den natürlichen Erzeugnissen der Insel, und kommt jetzt häufiger in den Wäldern der südlichen Abtheilung der Insel vor; man verfertigt davon Bettdecken und andere gewebte Zeuge mit seidenem Einschlage verschiedener Farben und von ganz besonderem Geschmack. Tabak kommt dort auch in Ueberfluß und von der besten Qualität vor. Eine andere Pflanze, eine Art von feinem Riaça, wächst dort ebenfalls, aus welchen die stärksten Ankertaue, die eine besondere Elasticität besitzen, verfertigt werden. — In einigen Baien der Insel findet man die ausgesuchtesten Perlen in den verschiedenartigsten Perlenmuscheln; auch werden hier viele Fische und andere Seethiere gefangen und getrocknet, die alsdann von den Chinesen für gute Preise als Leckerbissen gekauft werden. In einiger Entfernung vom Meere hat die Insel einen See, aus dem man eine Menge Salz gewinnt, welches sich stets auf dem Grunde desselben absetzt, mit der Eigenthümlichkeit, daß man nie eine Verminderung desselben verspürt. Dieser kleine See ist nur 5 Palmen tief, und nur in der Mitte desselben hat man noch keinen Grund gefunden. Wenn es stark regnet und süßes Wasser in diesen See strömt, so entsteht eine augenblickliche Gährung oder ein Aufbrausen, und dann ist eine außerordentlich erhöhte Temperatur des Wassers davon die Folge, so daß man alsdann nur das Salz mit Hülfe von Schaufeln gewinnen kann. — In dem Distriete von Samerra Grande (den man hier Königreich, reino, nennt) entspringt eine Naphthaquelle, welches die Timoresaner Thonöi nennen, dessen sie sich zum Brennen bedienen, so wie auch zu manchem medicinischen Gebrauche. — Aus den Wäldern wird viel Rosen- und Schwarzholz gewonnen, welches großen Absatz nach China hat, so wie auch vieles Banholz. Bewundernswerth in diesen Wäldern sind die Menge von Büffeln, wilden Schafen, Schweinen und besonders Pferden, welche die Timoresaner mit Schlingen fangen, zähmen und dann die unübersteiglichsten Berge mit der größten Sicherheit mit ihnen übersetzen, ohne beschlagen zu werden.

Die Insel Solor, auch Oende oder Flores genannt, hat eine Richtung von Osten nach Westen, mit einer Erstreckung von 75 Legoas Länge und 12 Breite. Sie ist 25 Legoas entfernt von Timor. Zunächst der Insel liegen die Inseln Solor Velho (wo die Portugiesen sonst ein großes Fort und eine Ortschaft besaßen), Adonara und Oende Menor, welche auch ihr Fort und guten Hafenplatz hatte. Auf den zwei äußersten Ostspitzen von Neu-Solor existiren zwei Vulcane, welche unaufhörlich Feuer und Rauch speien. Der südliche führt den Namen Labatove und der nördliche Larantuca, beide sind bewohnt und sind bis zur Mitte ihrer großen Höhe sehr fruchtbar. Außer dem Sandelholze bringen diese Inseln Alles hervor, wie auf Timor, erzeugen aber weit mehr Baumwolle, Zimmt, Perlen u. s. w.; außerdem findet man auch hier die so berühmten indianischen Vogelnester, Schildkröten, Hirsche, von denen die Sehnen benutzt werden u. s. w., welches Alles großen Abgang nach China findet. Die Farben ihrer Zeuge sind weit lebhafter und feiner, als die aus Timor, und der Zimmt von Solor wird dreimal theurer bezahlt als der von Malabar. — Die Temperatur dieser Inseln ist feucht und warm, so wie gewöhnlich in den Tropenländern; zuweilen sind sie kleinen Erdbeben unterworfen. Hie und da findet man Gegenden, die außerordentlich ungesund sind, und andere in der Nachbarschaft, die das gesundeste Klima haben. Die Inseln werden von vielen Flüssen durchströmt, und allenthalben findet man Quellen des schönsten, reinsten Wassers. Auf den Inseln Timor und Adonara gibts auch heiße Quellen neben denen von kalten. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Inseln durch die Vermehrung ihrer Erzeugnisse und dem damit zu treibenden Commerz nach dem Festlande von China u. s. w. zu einer großen Opulenz erhoben werden könnten, wenn die Indolenz der Bewohner nicht so groß wäre; Faulheit und alle die damit verbundenen Laster sind bei ihnen zu Hause. Die Weiber beinahe allein verrichten alle häuslichen, so wie die Feldarbeiten, kaum daß die Männer sich dazu bequemen, die Thiere anzutreiben, welche die Aecker zertreten, worin dann jene den Samen streuen.

(Fortsetzung folgt.)

Papuanische Vocabularien.

Dr. Lhotsky sammelte 1835 während seiner Reise nach den Monero-Dünen, ungefähr 200 Meilen südsüdwestlich von Sidney, einen ebenen Landstrich von ungefähr 50 (englischen) Meilen Breite, der zwischen dem östlichen Fluß der sogenannten australischen Alpen (dem Baenagong-Gebirge der Eingeborenen) und der See liegt, ein Wörterverzeichniß von ungefähr 180 Wörtern. Die Worte Schnee und Eis, welche in diesem Verzeichnisse vorkommen, zeigen die Oertlichkeit an, welcher die Stämme zum Theil angehören — eine Localität, die vielleicht in keinem andern Theil Australiens bestehen mag: viele dieser Worte sind von denen verschieden, welche He. Threlkeld mit vieler Mühe zusammentrug und in seiner trefflichen australischen Grammatik bekannt machte. Weit interessanter ist das Verzeichniß von Worten aus Vandiemensland von demselben Dr. Lhotsky, da man glaubt, von diesem Dialekt, der von den Eingebornen dieser Insel gesprochen wird, seyen nur noch gegen 400 Worte übrig, und diese Bewohner sterben so schnell dahin, daß, wenn nicht Schritte gethan werden, diesen Dialekt zu sichern, wie in kurzer Zeit keine Hoffnung haben werden, ein Wortverzeichniß von ihm zu behalten. Labillardiere sammelte ungefähr 72 Worte in der Meerenge von Entrecasteaux. Auf Vandins Reise 1803, glaubt man, wurden von Péron gegen 112 Worte zusammengebracht, wahrscheinlich in Maria Island auf Tasman, doch wurden diese, so viel bekannt ist, nie gedruckt. Eine Abschrift erhielt von ihnen He. Robert Brown von Mrs. Paterson in Sidney während Flinders Reise. In D'Urville's Bericht der „Reise des Astrolabe" von 1826 wird ein Verzeichniß von 100 Worten gegeben, die von einer Frau, einer Eingebornen von Port Dalrymple in König Georgs Sund, durch Hrn. Gaimard gesammelt wurden. Das war alles, was vor dem Vocabular des Dr. Lhotsky besaßen. Dieser erhielt es von Hrn. M'Gravy, der sich zu Jahre in Vandiemensland aufgehalten hatte, und den Eingebornen sehr zugethan war, und der wegen seiner Kenntniß der Sprache und Sitten derselben im sogenannten Schwarzen-Krieg bei einer besondern Sendung gebraucht wurde. (Athenäum a. 15 Dec.)

Zoologie von Indien. In der Londoner zoologischen Gesellschaft am 27 November wurde eine Reihe von Säugethieren vorgelegt, die ein Dr. M'Clelland in Indien gesammelt hatte. Es finden sich darin unter Anderem eine neue Arten von Eichhörnchen. Obrist Sykes las ein Memoire über die Süßwasser-Fische des Decan, also aus einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß über dem Meere: von 46 Arten waren 42 noch unbekannt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1839.

Sicilien im Herbst 1838.

(Von Franz, Freiherrn Gaudy.)

1. Palermo.

Das Dampfschiff „der Neptun“ verließ den Golf von Neapel und rauschte an den wundersamen, gewaltigen Felsen von Capri vorüber. Die Erinnerung an die schönen Tage, welche ich auf der reizenden Insel im Kreise der Freunde und im Schooße der liebenswürdigen, allen Künstlern wohlbekannten Familie Pagano verlebte, erwachte mit erneuter Lebendigkeit. Häuslichkeit, Behaglichkeit, uneigennütziges Wohlwollen, diese in Italien so seltenen Eigenschaften, hatte ich in jenem Hause vereinigt gefunden; außerhalb desselben den schönsten, reinsten italischen Himmel, den ewigen Zauber des Meeres, die eigenthümlichste, grandioseste Natur. Wer Capri nie besuchte, wer nicht längere Zeit auf diesem zauberischen Eilande verweilte, für ihn hat die lieblichste Blüthe im Kranz italischer Schönheiten niemals geduftet. — Das finstere Thor der magischen blauen Grotte tauchte aus der Ferne zwischen den Klippen auf. Im Abendroth glühend erhob sich der Felsen von Anacapri mit den Trümmern der Burg Barbarossa's und seiner einzelnen Warten, und aus den Nebeln schimmerte zur Rechten der blaue Gipfel des Epomeo.

Wir hatten starken Scirroccowind, den ungünstigsten für unsere südliche Fahrt. Die See ging hoch, das Bugspriet tauchte bei jedem neuen Stoß in den Fluthen unter, Sturzwellen brachen sich gegen das Vordertheil, und stürmten in den Schiffsraum. Nur wenige Reisende blieben von dem lastigen Tribut, welchen der Meergott mit Ungestüm einforderte, verschont. Auch dießmal war ich, wie auf meinen frühern Seereisen, einer der beglückten Eximirten, und durfte mich dem ungetrübten Genuß des herrlichsten Sonnenuntergangs hingeben. Ein dunkler Violettstreifen schied am Horizont das schimmernde Meer von der gluthrothen Scheide; wie erstaerte Blitze zuckten fein zerrissene Wölkchen über den Himmel. Da senkte sich die flammende Kugel in die Wellen, schien zerfließen zu wollen, neigte sich tiefer und tiefer, ragte wie eine Flammeninsel aus den Wogen, und sank. Der Wind erhob sich mit verdoppelter Gewalt. Ein verschlagener Landvogel flatterte todtmatt um den Mast, ward wiederum vom Sturm entführt und verschwand in den Schatten, um in den Wellen sein Grab zu finden. Der letzte Schimmer des Tages erlosch, um dem Zauber einer italienischen Sternennacht zu weichen. Das Meer schien mit dem Himmel an Glanz wetteifern zu wollen, und glänzte im feenhaften phosphorischen Schimmer. Ein Lichtstreif quirlte in langer Furche dem Schiffe nach; jede Welle zerstiebte in Millionen Funken, und wo der Kiel die See aufwühlte, glitten leuchtende Polypen wie kleine Goldscheiben pfeilschnell vorüber, schlugen in rascher Wendung um, und durchglühten die ganze Woge.

Der Scirocco wüthete den folgenden Tag mit denselben Ungestüm; er verlängerte unsere Fahrt um 6 Stunden, und erst gegen Mittag stiegen die Berge Siciliens mit ihren phantastischen Contouren aus dem Meere, zuerst Capo-Gallo und Monte Pellegrino mit jener weithin sichtbaren, einer Krone gleichenden Capelle der heiligen Rosalia, dann Capo di Zefurano, unterhalb Bagaria. Spät erst wurden die Thürme des in der Bucht liegenden Palermo sichtbar.

Das Meer ist nicht der günstigste Standpunkt, von welchem aus die Hauptstadt Palermo's zuerst gesehen werden will. Die Mehrzahl ihrer Thürme und Kuppeln zeichnet sich weder durch Größe, noch durch Geschmack aus; sie verlieren sich auf der riesigen Folie der Berge, welche die Stadt umschließen. Der Hafen ist ärmlich gegen den anderer Seestädte Italiens, und hält nur wenige Schiffe von roher Bauart. Die ganze Vorstadt ist kleinlich. Man vermißt das lebendige Gewühl des Neapolitaner Molo, das Gequäcke Pulcinello's, die einförmige Stimme der Vorleser des Tasso, das Ausrufen der dort in überreicher Fülle zur Schau gestellten köstlichen Land- und Meerfrüchte, an den Marinari die malerische rothe oder braune Kappe, welche hier, wie durch ganz Sicilien, durch eine fatal nüchterne, weiße Zipfelmütze verdrängt worden ist. Die platten Dächer haben aufgehört, und die häßlichen, traurigen Hohlziegel des nördlichen Italiens sind wieder allgemein. Die Straßen der Stadt, welche man zuerst durchwandert, sind eng,

Digitized by Google

winkelicht, finster, der erste Eindruck, welchen sie ausüben, kein günstiger. Einen desto verschiedenern, vortheilhafteren erwecken die beiden schönen Hauptstraßen der Stadt, der Corso und Strada Macqueda, welche sich im rechten Winkel durchschneiden; sie werden eben so wie die weitläuftigen Plätze der Stadt zum größten Theil von öffentlichen Gebäuden, Kirchen oder den Palästen sicilianischer Großen gebildet. Alle tragen sie das Geprage der letzten beiden Jahrhunderte zur Schau, eine schwerfällige, geistlose Prunksucht. Wunderlich geschnörkelte und gebogene Eisenbalcone hängen an jedem Fenster, und werden von plumpen, in abgeschmackte Formen ausgemeißelten Consolen getragen; widerwärtige Karyatiden, gewundene Säulen und ähnliche Auswüchse des Zopfstyls verunzieren die Façaden, und dessen ungeachtet trägt das Ganze einen durch seine Masse imponirenden Charakter, welchen Neapels Straßen entbehren. Man erkennt Palermo sogleich als den Centralpunkt einer, wenigstens in früheren Zeiten, reichen und mächtigen Aristokratie, als den Sitz und ehemaligen Zufluchtsort der Monarchen, als die Residenz der fremden Herrscher, welche Sicilien wechselsweise unterdrückten, der spanischen Vicekönige, der Normannenfürsten, wie der arabischen Emire. Königsbilder reihen sich längs der Marina und thronen auf einzelnen Plätzen, Fontänen sprudeln an den Straßenecken, Marmortafeln verkünden die Namen ihrer Stifter — aber die Inschriften sind schwülstig, die Springquelle schnörkelhaft ausschweifend verziert, die Statuen in häßlich verdrehten Stellungen. Die Ornamente scheinen die wildüppige Vegetation der Insel nachäffen zu wollen, der schlechte Geschmack Sicilien zu seiner Residenz erkoren zu haben.

Alles Schöne und Große der früheren Jahrhunderte ist auf freventliche Art zerstört oder geschändet worden. Die herrliche Kirche San Giovanni Eremita, jenes Bauwerk der Araber aus dem 12ten Jahrhundert, hat von ihrer früheren Moskeenpracht nur noch die Kuppeln gerettet — das Innere ist nüchtern weiß übertüncht, die Ornamente sind zertrümmert. Der normannische Dom, Palermo's imposantestes Heiligthum, bewahrte seine leichten, graziösen Thürme, die zierlich geschwungenen Zinnen, seine edle Façade und die in den Stein gemeißelten Zierrathen der Außenwande — das Auge wird aber nur allzufrüh durch die modernen Kuppeln, die plumpen Heiligenbilder und die blitzweißen Pfeiler des Innern entzaubert. Die Loggien der Kirche S. Maria delle catene sind überaus schön, aber wehe dem Forscher, der sich durch sie verleiten läßt, die Schwelle zu überschreiten. Wohin der Blick sich wendet, tritt ihm die Barbarei des 17ten und 18ten Jahrhunderts verletzend entgegen. Kaum daß die von Goldmosaik strahlende, herrliche Capella palatina mit ihren schönen alten Steingemälden den Verheerungen entgangen ist, und uns ahnen läßt, wie hoch sich die Kunst emporgeschwungen hatte, nur um desto tiefer zu fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

(Schluß.)

Wenn man das Plateau zwischen der Nive und dem Adour gewinnt, so kann man wählen, den Weg gerade nach St. Pierre d'Irube fortzusetzen, oder seitwärts gegen einen der beiden Flüsse auszubeugen. Nicht nur für den Krieger, sondern auch für den Maler ist die im Jahre 1814 angelegte, jetzt verlassene und mit Rasen bedeckte Redoute von Mousseroles merkwürdig. Bayonne, das an dem spanischen Thor sich nur mit der engsten Seite seines Vierecks, obgleich mit der Kathedralkirche an der Spitze zeigt, erscheint hier in seiner völligen Entwicklung wie ein Amphitheater, während um den Fuß der Anhöhe, wo die Redoute ist, die aus der Stadt hervorkommende Nive sich wie um ein Vorgebirg zwischen dichten Gebüschen, die oft eine leichte, enge Tillole mit einer lustigen Gesellschaft oder den schwerfälligeren Chaland mit einer Ladung von Kohlen, Holz und dergleichen verbergen, herumschlängelt und links die Niederpyrenäen ihre ausgezackten Kämme erheben. Weiter ausgedehnt, aber durch die Entfernung verkleinert und mit Verschwindung einiger angenehmen Details stellt sich dieses Panorama dem Zuschauer dar, welcher es von den Anhöhen von Monguère, eine halbe Stunde weiter als Saint Pierre de Irube, betrachtet. Dieser letztere Ort ist das Ziel vieler Spaziergänger und der Vereinigungsplatz fast aller Einwohner von Bayonne, welche als Zuschauer oder Theilnehmer das 4tägige Patronalfest dort feiern. Für mich war der Weg interessanter als das Fest, die Alleen, in deren Schatten man die Anhöhe von Mousseroles hinansteigt, die lange Zeile von Wirthshäusern und Landsitzen, vielleicht die schönsten von Bayonne, zwischen welchen viele Pfade und zuweilen unabsehbare Alleen in das Thal der Nive leiten, links eine Aussicht auf eine vom Adour gebildete Bai, die Kirche von St. Pierre d'Irube, welche mit einigen Häusern die erste Abtheilung des Dorfes bildet, dann die letzte Gruppe desselben, welche, aus fast nichts als Schenken bestehend, gegen das offene breite Feld zu sich mit einem freien Platze endigt, wo die Hauptscenen des Festes, die baskische Ronde, der Polichinell, die Menagerie, das Kegelspiel die gewohnte Unterhaltung gewähren. Nur das letzte nahm einigermaßen meine Aufmerksamkeit in Anspruch, weil es von dem unsrigen verschieden ist, es wird nicht geschoben, sondern geworfen, entweder mit einem Stück Holz wie in Pau, oder wie hier, mit einer hölzernen, mit einem Loche versehenen Kugel; dieses Loch dient dazu, um einen oder zwei Finger hineinzustecken, weil die Kugel zu groß ist, als daß man sie bequem umfassen könnte; die Kegel sind neun, wie bei uns, oder sechs in zwei Linien oder drei hinter einander gestellt; dieß Spiel gibt zu mehrern Paris der Zuschauer Anlaß, entweder für jeden oder für einen dreimal wiederholten Wurf. Von dem Ballspiel, dem die spanischen Basken so ergeben sind, habe ich hier nicht Gelegenheit gehabt, Muster zu sehen.

Nun bleibt mir nur übrig, auch noch ein Wort von dem östlichen Rande dieses Bergrückens längs dem Adour

Digitized by Google

hin zu sagen. Es ist Schade, daß der Vereinigungspunkt beider Flüsse ein militärischer und nicht ein dem Publicum gewidmeter Standpunkt ist: von hier aus könnte man den ganzen Bogen des Adour von der Düne des Blanc Pignon bis zur Stiege, welche auf die Anhöhe von St. Pierre d'Irube hinaufführt, übersehen, während man jetzt zu zwei verschiedenen Thoren hinausgehen muß, um die beiden Hälften des Bogens, ober- und unterhalb des Reduits, stückweise zu besuchen. Das linke Ufer des Adour, oberhalb des Reduits ist eine ganz eigene Welt, wo sich der Matrose, der Zimmermann, der Faßbäuder, der Soldat, der Weinschenke, der Magazinwächter und der Landbauer auf das sonderbarste vermischen. Die Häuser, Schoppen, Weinniederlagen und sonstige Anstalten, welche diesen Professionen entspringen, reihen sich in ununterbrochener Folge, gegenüber hat man die Citadelle, die Landhäuser, die Magazine, bald auf Anhöhen, bald dicht am Ufer, und am Ende dieser Linie den Umdug des Flusses, in dessen Ecke ein Gebäude mit seinen Zubehörungen der Wanderung ein natürliches Ziel zu stecken scheint. Man sucht noch einen Augendlick von der neuen nördlichen Richtung des Flusses so viel man kann zu erfassen, und steigt dann über den Rasen oder auf einer Stiege, die kaum kenntlich in denselben gehauen ist, auf die Anhöhe herauf, von welcher man durch die Allee von Mousseroles wieder in die Stadt zurückkehrt. Wie man diese Spaziergänge an den Ufern der beiden Flüsse durch die Lustfahrten in ihrem Bette selbst und durch die Besuchung von einer oder zwei Inseln abwechseln kann, überlasse ich dem Leser; ich muß ihn jetzt auf das nördliche Ufer des Adour begleiten.

Ursprung der sogenannten Chaussée de Brunehaut.

Die alten Heerstraßen, welche von Bavai nach Famars, Solesmes und andern Orten führen, und welche von den Geschichtschreibern der Königin Brunhild zugeschrieben werden, sollen nach der Meinung des Hrn. v. Fortia vielmehr ein Werk der Oberdeutde Brunehild seyn. Er stützt diese Meinung auf folgende Gründe.

Jacob v. Guyse erzählt, daß, als Julius Cäsar das Schloß Famars belagerte und die Stadt zerstörte, er nicht wußte, daß ein unterirdischer Weg von Belgis (Bavai) nach diesem Schlosse führte, und konnte nicht begreifen, wie ein so beschränkter Raum, wie dieses Schloß, eine so bedeutende Besatzung zu halten vermöchte. Als das Schloß sich ergeben mußte, stipulirte man, daß die Römer es nicht betreten sollten, um den geheimen Ausgang verborgen zu halten. Als die Stadt Belgis selbst genommen wae, entkamen diejenigen, welche im Schlosse waren, durch den unterirdischen Gang. Verwundert darüber, entdeckten die Römer endlich den Weg, wagten aber nicht, ihn zu betreten, da sie nicht wußten, wohin er führe. Diese Thatsachen, die wörtlich aus Jacob v. Guyse übersetzt sind, finden sich nicht in den Commentaren des Julius Cäsar, und müssen also augenscheinlich aus den alten Geschichten des Landes genommen seyn. Ihre Wahrheit wird durch das Auffinden des unterirdischen Weges bestätigt nach folgendem Auszug des Echo de la Frontière, der sich im Moniteur vom 5 April 1838 befindet: „Die Gesellschaft der Ausgrabungen in Bavai und Famars hat eben in dem Weichbild von Valenciennes einen unterirdischen Weg entdeckt, der von Famars ausgeht und, wie man glaubt, nach Bavai führt; er ist von fester Bauart; auf fünfunddreißig bis vierzig noch festen Stufen steigt man hinab; der Eingang ist 5' breit."

Hr. v. Fortia glaubt, dieses Denkmal der Baukunst gehöre dem alten theokratischen Reiche der Druiden an. Die Oberdruiden bewohnten das Schloß Belgis und begaben sich durch den unterirdischen Weg in den Tempel des Mars, wo sie ihre Orakel gaben und dem versammelten Volke ihre Befehle ertheilten. Eben so ließ Cordelia, Tochter des Königs Lear, in der Stadt Leicester in England unter dem Flusse Suer einen unterirdischen Weg geaben dem Janus Bifrons geweiht. Und in Pompeji zeigt man noch die Stufen der geheimen Treppe, durch welche ein Priester sich in die Statue der Isis begab, um diese Göttin reden zu lassen.

Die Angaben des Hrn. v. Fortia würden von großer Wichtigkeit seyn, wenn sie auf bessern Beweisgründen beruhten. In demselben Echo de la Frontière jedoch vom 6 Nov. zeigt Hr. Auguste Dubois, daß Bava oder Belgis, diese angebliche Hauptstadt der Nerwier, erst nach August genannt wird. Auch würde sie gewiß Cäsar erwähnt haben, da er nicht leicht einen bedeutenden Gegenstand in seinen Commentaren übergeht. Famars selbst aber bildete sich erst in einiger Entfernung von Bavai, als diese Stadt zerstört worden. (Fanum Martis.)

Uebrigens hat Hr. Dubois in einem besondern Schreiben einen Irrthum berichtigt, der sich in jenen Bericht des Echo eingeschlichen hat, indem der Moniteur ausdrücklich die Bauart des unterirdischen Weges eine römische nennt. Vor diesem einzigen Worte fällt die ganze Behauptung des Hrn. v. Fortia über Belgis und seine vorrömische Periode zusammen. Zugleich hat sich auch der Director der Ausgrabungen in Bavai und Famars, Hr. Hollelart in Valenciennes, dahin ausgesprochen, daß die Mündung des unterirdischen Ganges, von dem das Echo de la Frontière vom 24 März 1838 gesprochen, sich in la Briquette, einem Dörfchen bei Valenciennes, befindet, in der Besitzung einer Jean Verdavainne. Aus Mangel an Luft und Licht hat man nur wenige Metres tief eindringen können, doch geht er von la Briquette nach Famars zu, und nicht von Famars nach Bavai, wie das Echo es irrthümlich annimmt. Hiermit fällt die Meinung des Hrn. v. Fortia, wenn auch nicht seine Gewährsmänner, Jacob v. Guyse rc., dem vierzehnten Jahrhundert angehörten. (Echo du Monde Savant. Decbr.)

Kurze Beschreibung der den Portugiesen gehörigen Inseln Timor und Solor in Asien.

(Fortsetzung.)

Die Männer sind robust, zwar zum Kriege geneigt, allein doch ungemein furchtsam. Sehr oft thun sie acht bis vierzehn Tage nichts Anderes vom Morgen bis in die Nacht, als essen und trinken: dagegen können sie wieder eben so lange Zeit den Hunger ertragen, und genießen oder kauen alsdann nichts als die Blätter des Betel und einige Nüsse der Areca (?). Sie sind ganz und gar ohne Bildung; von den Portugiesen lernten sie sogar zuerst Feuer anzünden: das Holz zu sägen und dasselbe mit einem Bohrer zu durchbohren, ist ihnen noch unbekannt, und um ein Brett zu Stande zu bringen, wird die übrige Dicke des Baumes abgebauen, allein sie verstehen das Geheimniß, aus dem

Digitized by Google

schechtesten Eisen den feinsten Stahl zu bereiten. *) Den größten Dienst, den man ihnen erweisen kann, ist, wenn man sie betrunken macht; bloß ihre Herrscher kleiden sich an den vier großen Festtagen des Jahres auf portugiesische Art, oder wenn sie dem Gouverneur einen Besuch machen, oder diesen in ihrem Ort empfangen. Sie sind sehr geneigt sich einander zu vergiften, indem die Insein so viele giftige Pflanzen hervorbringen, allein sie bringen auch wieder die vorzüglichsten Gegengifte hervor, die alsdann von der größten Wirksamkeit sind. — Ein Eigenthumsrecht herrscht nicht auf diesen Inseln in Hinsicht der Früchte, welche wild wachsen; wer sie sammelt, dem gehören sie; nur die Producten der Felder gehören denen, die sie gebaut haben.

Zur Zeit des unglücklichen Krieges der Portugiesen in Indien mit den Holländern suchten diese uns alle unserer Besitzungen zu entreißen, so wie den Handel im indischen Archipelagus, um sich an unsern Platz zu stellen, und da wir in jener Zeit Herren aller dieser Inseln waren, griffen sie auch diese an, allein die Portugiesen, welche aus andern Besitzungen sich nach Timor und Solor gezogen, so wie die Eingebornen, welche sich als Vasallen unseres Königs bekannten und mit Eifer unserer Religion anhingen, leisteten tapfern Widerstand, so daß die Holländer wenige Fortschritte in ihren Eroberungen machten; allein der Mangel an Hülfe und Unterstützung, so wie die wiederholten Angriffe, waren doch endlich die Ursache, daß wir die große befestigte Hauptstadt von Solor, Lahayona, so wie Cupao, die Hauptstadt, an der Bai von Balibao gelegen, verloren.

Kurze Zeit nachher wurde der Friede zwischen beiden Nationen geschlossen, in welchem durch besondere Bedingungen die Holländer die Herrschaft der Portugiesen über diese Inseln anerkannten, dagegen aber die Holländer im Besitze von Cupaa und Lahayona blieben, mit der Stipulirung, beide Städte nicht zu befestigen, noch militärisch zu besetzen, und jährlich zwei Schaluppen für die portugiesischen Gouverneure in Verbindung zu halten, die eine, um die Einnahmen der Inseln wegzubringen, die andere aber zur Bewachung der Küste gegen die Feindseligkeiten der Macassaren, welche die Inseln oft anzugreifen pflegten. Heutzutage aber werden die Schaluppen in Gemeinschaft mit andern zum Handel der Holländer an den Küsten verwendet, der fast ganz in ihren Händen ist; auch suchen sie ihre Herrschaft besonders über Timor immer mehr zu erweitern, so daß sie außer einigen andern kleinen Etablissements schon im Jahre 1756 ein Fort in Batugade errichteten, und ungeachtet daß sie dieses nachher wieder schleifen mußten, unterhalten sie doch daselbst eine Factorei, und treiben einen beträchtlichen Handel.

Seit jener Zeit verlegten die Portugiesen die Hauptstadt von Solor nach Larantuca und die von Timor nach Lifao, und in dieser residirt nicht nur der Gouverneur und Generalcapitän der Inseln, sondern auch, seitdem Malacca verloren ging, der Bischof dieser Stadt. Der feste Platz Lifao liegt in der Provinz Serviao, sehr vortheilhaft in jedem Betracht; er ist nur mit einfachen Palisaden, einem kleinen Graben und einer Mauer von trocknen Steinen umgeben, besitzt nur weniges Geschütz und das meiste selbst außer Stand zu dienen. Dieser Ort wird fast einzig von den Abgaben erhalten, die meistens in Nahrungsmitteln bestehen, welche die Timorianer durch ihre Regulos (Herrscher) entrichten (die aber jetzt nicht mehr zum zehnten Theil entrichtet werden), so wie von den wenigen Einnahmen in den Zollhäusern von den aus- und eingehenden Waaren; die Besatzung besteht aus Detaschements Eingeborenen, welche die Regulos abwechselnd geben mußten. Diese Soldaten mußten sowohl ihre Waffen als ihre Nahrungsmittel selbst stellen.

Die Timorianer üben die christliche Religion mit der größten Verehrung und Eifer aus, obwohl untermengt mit mancher Superstition. Es waren die Missionen der Dominicaner, welche dieses Volk bekehrten und gewissermaßen civilisirten, so daß sie sich auch freiwillig als Vasallen der portugiesischen Krone bekannten; zu jener Zeit wurden auf der Insel Timor mehr denn 50 Kirchen gebaut und über 50 auf den andern Inseln.

Die Provinz Serviao wird abwechselnd von den Familien Ornaes und Costa regiert, wo dann der Chef der Familie, welche am Ruder ist, den Rang eines Generallieutenants hat, und der der andern eines Capitao Mor. Die Regulos der Provinz Bellos, deren es eine große Anzahl gibt, haben Obristenpatente. Vor alten Zeiten bedienten sich die Truppen hier nur der portugiesischen Fahnen in ihren Kriegen, nicht nur unter sich, sondern auch gegen die Holländer; gegenwärtig aber bedienen sich manche, sowohl auf Timor als auf Solor, der holländischen Fahne oder Flagge.

In der Provinz Serviao bedienen sich der portugiesischen Flagge das Reich Oecusem, wo der Generallieutenant seinen Sitz hat, die Flecken Lisao, Naimutte, Futuguritte, Batagube, Feitaca, Covar, Joanillo, Colleca und Cutubaba. Der holländischen Flagge bedienen sich Amanabao, Amaccassa, Enfente und Enenfe; Tutiaco wurde von den Holländern zerstört und hat keine Bewohner mehr. (Die einzelnen Orte mit ihren Umgebungen nennt man alle Königreiche, denn jeder hat seinen Regulo oder König.)

In der Provinz Dos Bellos haben folgende Reiche die portugiesische Flagge, Lamoquina, Maherr, Balibo, Souire, Leucao, Bibna, Liuiffa, Lanqueicos, Tatuboro, Rofabelle, Atofabe, Miotael, Gerovattr, Geomera, Suay, Goyonaffe, Allas, Ramifao, Humaelara, Cloco, Bibiffuffo, Tieimonta, Titiluro, Bebitum, Luca, Gorlee, Loeututa, Dailoer, Vianeque, Samaro, Dotte Dilly, Manatuto, Aefoy, Laeore, Monbeffe, Laleya, Belmaffe, Fatora, Saeno, Hern, e Mattarufa. Bloß Mohara hat holländische Flagge. (Es ist insofern diese Angabe von einiger Wichtigkeit, weil man vermittelst der Flaggen erkennt, ob die Bewohner für die Portugiesen oder für die Holländer sind.) Außer dem befestigten Platze von Dilly haben die Portugiesen noch Befestigungen in Manatuto, Batugade, Motorrafa und Lautem.

(Schluß folgt.)

*) Von den Portugiesen sollen sie erst den Gebrauch des Feuers erlernt, und doch haben sie die Geschicklichkeit das Eisen in Stahl zu verwandeln, eine Geschicklichkeit, welche nicht einmal die Portugiesen haben; dieß scheint etwas widersprechend. Anm. d. Eins.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 4** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Triumph der Schönheit.** Nach Robert Southey. — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für Einzelnen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 4.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Januar. 1839.

Der Triumph der Schönheit.

Nach Robert Southey.

Froh wie der müde Wandrer, der die Küste
Der Heimath schaut, nachdem aus ferner Wüste
Und weit entlegnem Land er heimgekehret;
Sein Haupt empfand des Nachtwinds schneidend Schwert;
Er litt des Mangels Druck, und fühlte kalt
Den Winter in der zitternden Gestalt.
Doch kämpft er muthig alle Leiden nieder,
Sein kleines Hüttchen sieht er endlich wieder;
Und wie des Dörfchens Glöcklein er vernimmt,
Sein sehnend Aug' in Freudenthränen schwimmt:
So wend' ich mich von Angst und Tod und Wuth,
Von Laster, das die Ehre tränkt mit Blut,
Und singe freudig, wie des Weibes Lob
Jerusalem vom Grunde wieder hob,
Des Königs Wink zu Gür' und Gnade lenkte
Und Gottes heil'gem Volk die Freiheit schenkte.

Darius gibt ein Fest; die Gäste wallen
Gehorsam nach des Schlosses Königshallen.
Satrapen lauschen seinen stolzen Winken,
Besiegte Fürsten vor ihm niedersinken,
Nicht Schwert, noch Panzer mehr die Krieger tragen,
Noch fahren sie auf ihren Sichelwagen.
Judäas Söhne gehn nicht mehr gebückt
Noch fühlen sie die Knechtschaft, die sie drückt;
Von Persiens Hügeln kommt das Volk geschmückt,
Von wo Choaspes rollt mit stolzen Wogen;
Und Sklaven sind aus Indien hergezogen.
Um mehr noch zu erhöhn des Festes Glanz,
Schickt Babylon der Mädchen schönsten Kranz.
Sie kleiden sich in dünne Prachtgewänder,
Um welche flatternd wehen blum'ge Bänder;
Mit Rosen kränzen sie das goldne Haar;
Die Wange, die so einfach reizend wär,
Genügte nicht; drum muß die Farbe geben
Ihr einen höhern Glanz und frischres Leben.
Ihr Schritt ist sanft und zauberisch ihr Blick,
Ihr Lied ist schmelzend und der Tanz ihr Glück.
Doch auf des Königs goldnem Throne steht
Apamas lieblich milde Majestät;
Ihr hohes Wesen, ihrer Augen Gluth
Entzündet Sehnsucht oder dämpft den Muth;
Von ihren Reizen ist das Volk entzücket
Und hält sie werth der Krone, die sie schmücket.

Geschöpft von einem lästig frohen Tag,
Darius jetzt auf weichem Divan lag.
Judäas treue Söhne stehn nicht fern
Und wachen für den Schlaf des stolzen Herrn.
Drei junge Helden waren es, entsprossen
Aus Judas Königsstamm; obgleich umgossen
Mit jedem Reiz, doch fühlten sie die Strafen
Des Schicksals, das sie schuf zu Fürstensklaven.
Sie dienten dem Monarchen, wann er rief,
Kredenzten ihm und wachten, wann er schlief.

Doch oft um' Salems umgestürzte Mauern
Floß ihre stille Thrän' und klagt' ihr Trauern.
Und gab des Dienstes traur'ges Einerlei
Dem Zerubabel eine Stunde frei,
So eilt' er gern vors Thor der Stadt hinaus
Und seufzte nach dem fernen Vaterhaus;
Auch setzt' er sich am Strand des Euphrat nieder
Und sang zur Harfe wehmuthsvolle Lieder.

Als jetzt der Lampen süßes Licht erglühte
Und heitrer Scherz auf jeder Lippe blühte,
Sprach Zerubabel: ach! vergeblich immer
Und trostlos klagen wir um Zions Trümmer;
Die Jahre schleichen langsam, freudenlos,

Digitized by Google

Und Spott und Hohn ist des Gefangnen Loos.
Wir Cyrus hier als Sieger triumphirte,
Da strahlt' auf uns der Gnade schönster Glanz;
Das Schicksal unserer Verbannung zierte
Ein frischer, hoffnungsreicher Blüthenkranz;
Dir heil'gen Mauern hieß er uns erbauen
Und in dem Tempel unserm Gott vertrauen.
Doch bald schwand diese Hoffnung unsern Blicken
Der schwachen Wintersonne gleich, die nur
Auf Augenblick' uns zeigt der Freud' Entzücken,
Doch bald sich birgt; und Nacht umhüllt die Flur.

Des Artaxerres Macht hat uns geschlagen!
Umsonst war unser Weinen, unser Klagen. —
Da nun Darius mild und freundlich waltet,
Das frohe Land nur Lust und Freud' entfaltet;
Da sollten wir in trüben Schmerz uns senken
Und schweigen und nicht an Erlösung denken?
Wie, wenn in des Monarchen Festgepränge
Zu unsern Harfen tönten Lustgesänge?

Dann sprach der andre: günstig ist die Zeit;
So sey denn unsere ganze Kunst bereit!
Wenn froh die Gäste schwingen den Pokal
Und süßer Duft des Weins erfüllt den Saal
Und Jubel tönt; soll meine Laut' erklingen
Und von der Macht des Weins ein Loblied singen.

Und während, sprach sein Freund, mit goldner Krone
Darius, unser Herr, sitzt auf dem Throne,
Da magst dem Wein du singen feur'ge Weisen;
Doch meine Laute soll den König preisen.

(Schluß folgt.)

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortsetzung.)

Eine vor uns liegende englische Review (The British and Foreign R.) spricht sich in einem Artikel über die Universität Orford (neben Cambridge die einzige altfundirte Universität, wozu neuerlich noch die von London kam) auf eine sehr merkwürdige Weise aus, und wir theilen einige der bedeutendsten Sätze mit: „Das entschiedene, und beinahe durchgängige Haften an einer einseitigen Auffassung der großen Fragen, auf welchen das sociale Leben Englands beruht, der durchgreifende, unduldsame Conservatismus ist nicht bloß die Frucht der engen Verbindung zwischen Orford und der Kirche, noch auch von dem allgemeinen Abscheu vor Reform, welcher Alle gleichmäßig beseelt, die bei der Handhabung unserer dermaligen Institutionen betheiligt sind. Keine andere Körperschaft im Lande ist so durchaus und übereinstimmend von einem einzigen Princip erfüllt und beherrscht. In Orford wird alle ungebührliche Kühnheit des Denkens, alle Neuerung in der ernsten und feierlichen Ruhe und Unbeweglichkeit desjenigen moralischen Herkommens versenkt und zum Schweigen gebracht, welches dafür hält, daß die freie Uebung der menschlichen Denk- und Urtheilskräfte ihm nichts als Uebel bringen kann, und das seine Freude hat an der tiefsinnigen Betrachtung der vollkommenen Weisheit alles Bestehenden. Die Ursache eines so allgemeinen Uebelstandes muß in engster Verbindung stehen mit dem daselbst geltenden Lehrsystem; und wir behaupten, daß diese Ursache keine andere ist, als die Mittelmäßigkeit, die Beschränktheit und Seichtigkeit der Orforder Gelehrsamkeit, und der beinahe gänzliche Mangel an ausgezeichneten Männern. Es fehlt Orford, mehr als allen andern Universitäten Europa's, an gesundem und kräftigem Fortschritt in der Verfolgung der Wahrheit; kaum Ein Gebiet des Wissens wird mit aufgeklärten und umfassenden Ansichten angebaut. Es ist kein Vorwärtskommen, wenig oder keine Bewegung; das geistige Leben erschlafft und schleppt ein schwaches und kränkliches Leben hin; es nährt sich mehr von der Vergangenheit, als durch hoffnungsvolles und erfolgreiches Streben, welches Schätze neuer und kräftiger Nahrung für höhere Entwicklung herbeischaffte. Statt voranzuschreiten, folgt Orford langsam und schüchtern dem Fortschritt, wir wollen nicht sagen der europäischen, sondern selbst der Nationalliteratur. In der Geologie und Chemie beinahe allein hält sie gleichen Schritt mit dem übrigen Europa; im Allgemeinen aber sind ihre höchstgestellten Männer jammervoll unwissend in dem, was in Wissenschaft und Literatur neuerlich geleistet worden, und noch viel weniger sind sie Entdecker. Daher haben sie auch alle die engherzige Eifersucht, die gewissenhafte, zitternde Unruhe, womit die Unwissenheit ihre Gefangenen peinigt. Roger Bakon oder Galilei wurden kaum mit so abergläubischer Furcht und Verwunderung von der Unwissenheit vergangener Zeiten angegafft, als ein deutscher Philosoph, ein deutscher Theolog, oder ein französischer Historiker von der Furchtsamkeit Orford'scher Mittelmäßigkeit. Man mag uns Verleumder und Verlästerer dessen nennen was gut und tugendhaft ist; aber wir fordern Orford auf, einen, wir wollen nicht sagen in Europa, sondern nur in England bekannten und namhaften Philosophen hervorzubringen. Orford ist stolz auf die Schätzung und Pflege, welche sie den moralischen Studien widmet. Diejenigen, die jene Universität ganz genau kennen, haben Grund zu zweifeln, ob sie einen einzigen Genossen hat, der mit der Wissenschaft der Moralphilosophie, als einem Ganzen, völlig vertraut ist. Eine ordentliche Vorlesung über die Ethik des Aristoteles ist der höchste Ehrgeiz eines Orforder Tutor in diesem Gebiet. Wie viele Studirende in Orford haben aber den Platon gründlich studirt? Aristoteles wird studirt, aber nicht die Moralphilosophie; was Andre geschrieben haben, Alte oder Moderne, wird entweder verworfen, oder nur mit der untergeordneten Absicht gelesen, zur Erklärung des Aristoteles zu dienen. So wird die selbstständige Forschung gelähmt, und schwerlich ist eine andere Universität, wo die Moralphilosophie als systematische Wissenschaft so gänzlich unbekannt wäre, oder mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hätte, wie in Orford. Nach Metaphysik und allgemeiner Geistesphilosophie wäre es vergeblich zu fragen. Orford berühmt sich ferner seiner historischen Gelehrsamkeit. Römische und griechische Geschichte werden

Digitized by Google

in den Schulrn mit Eifer betrirben. Wir fragen aber: iſt ein einziger Mann in Orford, der drhauptrn kann, eine gründliche Kenntniß der einen oder andern zu beſitzen? Gibt rs ein einziges muſterhaftes Geſchichtswerk zum Gebrauch drr Studirrnden, wrlches das Product eines Orforder Lehrrrs wäre? Es iſt hier derſelbr Frhler wie in der Philoſophie; ein beſchränkter Abſchnitt der Geſchichte verſchlingt die ganze Aufmerkſamkeit drr Studirendrn, wodei alles Urdrigr natürlich vernachläſſigt wird.

Jn der theologiſchen Fakultät iſt allerdings einige Regſamkeit; es zrigt ſich das Beſtreben, beſtändige Fortſchritte zu machrn; die Discuſſion ſpinnt ſich lrbhaft fort, und es werden Bücher herausgegrben, wovon einzelne rühmlich bekannt ſind. Aber doch wie wenige Werke von dauerndem und begründetem Ruf, wie etwa die Reliquiæ sacræ, hat die jrtzige Univerſität Orford hervorgebracht! Und man muß brdenkrn, daß Orford brinahe ausſchließlich mit Kirchenmännern bevölkert iſt! Zu verwundern iſt nur, nicht daß gelegentlich Bücher von Verdienſt erſchrinen, ſondern daß ſo viele Kirchenmänner und einr ſo große Anzahl von Männern, die ſich ausdrücklich der Gelehrſamkeit widmen, nicht einr große und einflußreiche theologiſche Schulr gegründrt hadrn. Warum iſt Orford nicht, was es ſeyn ſollte, ein Mittrlpunkt des Lichts, der ſeine leitrnden und belrbenden Strahlen über die ganzr Kirche Englands ausgößr? Forderte uns ein Ausländer auf, ihm drn Sitz unſerer kirchlichen Literatur zu nrnnrn, wo er in ausgrzeichneten Männern lebendige Quellrn der Weisheit und Kenntniß fände, könnten wir ihn nach Orford weiſen? Würdr er da eine hiſtoriſche, exegetiſche und dogmatiſche Schule finden, welchr dem dermaligen Stand der Wiſſrnſchaft entſpräche, und fähig wäre, die Theologie auf gliche Höhe mit drr Slufe zu ſtellen, welche die andrrn Wiſſenſchaftrn erreicht haben? Den Männern, dir nach ſo rtwas fragten, würde ohne Zweifel mit einem höhniſchen Lächeln geantwortet werdrn: es gebe in der Theologie nichts Neues zu lernrn, und alle nrurrr Theologie ſey nichts Brſſeres als Rationalismus und Unglaubrn.

Jndeß hat ſich neuerdings in Orford eine thrologiſche Schule aufgrthan, wrlchr ein merkwürdiges Licht auf drn intellrcturllrn Zuſtand dieſer Univerſität wirft. Sir zeichnet ſich aus durch großrn Eifer, fleißiges Studinm alter kirchlicher Urkunden, durch eine geſchloſſene, ſcharf degränzte Theorie und entſchiedrnen Fortſchritt in einer beſtimmtrn Richtung. Hier iſt geiſtigrs Lebrn, aber von welcher Art? Da iſt die Form der Geſchichtr, ohne drn beſrelenden Geiſt, die Schale ohne den Kern, einr Brkanntſchaft mit drn Worten und dem äußern Charakter der Thatſachen vergangnrr Zriten, ohne die Einſicht ſie zu verſtehen, ohne den Geiſt und die Kritik, um ſie zu unſrrer Belehrung zu benützen; eine anſichtliche Unterwerfung der Geiſter und Grdanken der Gegenwart und der Zukunft unter die Denk- und Anſchauungsweiſe der Vergangenheit, und dazu noch einer eben nicht ſehr weiſen Generation; die Herabwürdigung drs hiſtoriſchen Studiums zu einem Zuſammenraffrn deſſen, was andre Mrnſchen, eben ſo ſchwach und irrthumsfähig wie wir, geſagt haben; einr Angſt vor freier Forſchnng, einr heftige Feindſrligkeit gegen den freien Gebrauch der Vernunft. Das auszeichnendr Merkmal dieſer Schule iſt einr ſelbſtverſchuldete, tiefgewurzelte Unwiſſenheit hinſichtlich der Grwalt und Bedeutuug der Geſchichte. Sie iſt ſtolz auf ein neueres Werk von einem ihrer Hauptapoſtel: dir Geſchichtr des Arianismus. Urbrr dieß Werk hat ein ausgezeichneter Ausländer, hochſtehrnd durch Frömmigkeit wie durch Talente, drmerkt: es enthalte Katholicismus ohne Univerſalität, Proteſtantismus ohnr Freiſinnigkrit, und angeblich evangeliſches Chriſtenthum ohnr geiſtlichen Sinn.

„Eine durchgängigr Mittelmäßigkeit hängt wie einr Wolke übrr der Univerſität. Zwei verſchirdene Zweckr ſind es, deren Erreichung durch das Jnſtitut der Akademien beabſichtigt wird: ſie hadrn einrrſeits dir Aufgabe, die lrzte und rinflußreichſte Schule dei der Bildung der Jugend adzugrben, andrerſeits: die Mittelpunkte der Gelehrſamkeit für das ganze Land, die Leitſterne der Geſellſchaft in Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft zu ſeyn. Das war rhemals die Univerſität Paris, und das ſind heutzutage die deutſchen Univerrſitäten. Jn ihnen ſollte als in einem Brennpunkt, die geiſtige Thätigkrit des Landes concentrirt ſeyn, um von da wieder auf alle Gebiete des theoretiſchen und praktiſchen Lebens ausgrſtrahlt zu werden. Durch die künſtliche Vrrmiſchung dirſer beiden Aufgaben hat Orford bisher ſich ungeſtört im Beſitze der Achtung der Nation zu behaupten gewußt. Dir Hochachtung, die ſie ſich im Allgemeinen durch treffliche Erfüllung ihrer Erziehungsaufgabe erworben, hat das Auge des Publicums blind gemacht grgen ihre ungeheuern Mängel hinſichtlich ihres höhrrn Berufs: ſich an die Spitze der Litrratur Englands zu ſtellrn. Es iſt der Ruhm der rngliſchen Univerſitäten, daß ſie unſern jungrn Männern in der kritiſchſten Lebrnsperiode eine Erziehung geben, die im Ganzen ihres Gleichen in Europa nicht hat. Tiefrre und umfaſſrndere Kenntniſſr mag man auf einer deutſchen Univerſität erwerben; aber wohl nirgrnds findet man bei einander rinr ſo würdige ſittliche Anleitung, eine ſo bewundernswerthe Bildung drs Charakters zur Selbſtbeherrſchung, zur Selbſtachtung und zur Unterwürfigkeit gegen die höhere Autorität, eine ſolchr Erhebung des moraliſchen und ſelbſt religiöſen Tones, und ſolche geiſtige Energie und Strrben nach Kenntniſſen wie in Cambridge und Orford.*) Dieſe Bildung des Charakters iſt das charakteriſtiſche und rühmlichſte Merkmal unſerer engliſchrn Univerſitäten. Aber Orford ſollte mehr ſeyn, als die erſte unter den öffentlichen Schulen, und eine hohe Stufr litterariſcher Auszeichnung, dei ihrrn Häuptern und Vorſtehern vertrüge ſich ganz gut mit dieſer ſittlichen Bildung der Jugend. Jn jrdem Betracht iſt es von höchſter Wichtigkeit, daß das freie, ſelbſtſtändige Strrben nach Wiſſrnſchaft in Orford kräftig gefördert werdr, und man muß ernſtlich die Frage zu brantworten ſuchen, woher es kommt, daß literariſche Männer London, oder jeden andrrn Ort der Welt eher denn Orford als ihre Heimath betrachten?"

Was der Rewiewer weiter vorſchlägt zur Abhülfe des Urbelſtandes, grhört nicht hieher; aus drm aber, was er übrr den Geiſt der engliſchen Univerſitätrn, oder doch der Hauptuniverſität

*) S. jedoch: „das Leben auf den engliſchen Univerſitätrn." Ausland 1851. Nr. 96 ff.

Digitized by Google

sagt, lassen sich nicht unwichtige Resultate für das hier von uns besprochene Problem ziehen. Es werden im Obigen die englischen Universitäten mit den deutschen verglichen, und letzteren, in wissenschaftlicher Beziehung, geradezu der Preis zuerkannt. Wie sehr die Engländer die Wichtigkeit unserer Universitäten zu schätzen wissen, erhellt auch aus einer Stelle eines ganz andern Artikels derselben Zeitschrift, welcher die Ereignisse in Hannover bespricht, und wo es heißt: „Deutschland kann sich seiner politischen Macht nicht hoch rühmen, wohl aber seiner literarischen Ueberlegenheit. Die mächtigste Aristokratie Deutschlands sind die Universitätsprofessoren." Der ganze Zusammenhang, in welchem diese Sätze stehen, beweist unwidersprechlich, daß sie durchaus nicht, wie man allerdings zu glauben versucht seyn könnte, ironisch, sondern im vollen Ernste gemeint sind, und allerdings sprechen sie, cum grano salis verstanden, eine große Wahrheit aus, wie wir später zeigen werden. Zunächst aber wollen wir unsern Lesern, nachdem wir ihnen die Ansichten eines aufgeklärten und vorurtheilsfreien Engländers über die Aufgabe und den Zweck der Universitäten mitgetheilt, auch in der Kürze die Ansichten eines Engländers von der Gegenpartei vorlegen, der über denselben Gegenstand sich sehr entschieden ausspricht, und der, sehr bezeichnend, es an den englischen Universitäten rühmt, „daß sie die gleichen Grundsätze fortpflanzen in einer langsamen und stetigen Aufeinanderfolge, wodurch immer die folgende Generation getränkt werde mit den Meinungen, oder um ein Wort zu gebrauchen, dessen kein verständiger und redlicher Mann sich schämen sollte, mit den Vorurtheilen ihrer Vorgängerin." Dieser Kämpfer für die Aufrechthaltung der Universitäten in ihrer bisherigen Gestalt, (welche allerdings auch schwer zu ändern seyn möchte, da die Institutionen und die Fundirungen derselben höchst complicirter Art und durch alte Privilegien beschützt sind), stellt als Hauptsatz auf: „die englischen Universitäten sind gegründet auf die höchst weise Maxime, daß die Kirche die natürliche und geeignetste Lehrerin der Nation ist." Da nun die englischen Universitäten wesentlich von der Kirche abhängig, aufs engste mit ihr verknüpft sind, so entsprechen sie auch am besten jenem Grundsatz, und das Heil Englands hängt davon ab, daß die Erziehung und Bildung der Jugend diesen religiösen und kirchlichen Charakter bewahre. — „Die Bildung des menschlichen Geistes, das ist: seine Befähigung zur Erfüllung seiner edelsten Pflichten in der Welt — nicht bloß dessen Anfüllung mit Kenntnissen, oder die theoretische Auffindung von Erkenntnissen, ohne Anwendung auf die Anlagen und Bedürfnisse des Menschen — ist der Endzweck alles intellectuellen Fortschritts, und was den Geist bildet, ist mehr der Geist des Lehrers, als die Belehrungen und Kenntnisse, die er darbietet. Nicht die Wahrheit, sondern der Geist, welcher die Wahrheit redet, muß in der Vernunfterkenntniß wie in der Religion das Erste seyn, um was wir beten. — Es herrscht heutzutage bei Vielen die absurde Vorstellung, die menschliche Vernunft sey an sich etwas Vollkommenes, trete ganz gereift ins Leben, sey eine völlig befugte und genügende Richterin über Alles und gänzlich unabhängig von jedem moralischen Einfluß; und diese Theorie schmeichelt eben so sehr der Indolenz des Lehrers, als der Eitelkeit und Eigenliebe des Lernenden. Aber es gibt nichts so Todtes, nichts so Unfähiges, für sich selbst Wurzeln zu schlagen oder zu keimen, als die nackte und baare Wahrheit auf den Verstand ausgestreut. Das Herz muß zuerst durch naturgemäße Gefühle geöffnet, die Triebfedern der Thätigkeit durch ein sittliches Empfindungsvermögen, das etwas ganz Anderes ist als die Vernunft, in Bewegung gesetzt werden. Ohne eine solche Disposition ist jede Belehrung unnütz." — „Ohne Zweifel sind die Universitäten höchst wichtige und achtunggebietende (formidable!) Körperschaften; und noch wichtiger stellen sie sich dar, wenn man bedenkt, welche Wirkungen sie auf die ganze Nation ausüben. Sie sind die Mittelpunkte, welche jährlich dreimal aus allen Theilen des Königreichs einen bedeutenden, bald zu großem Einfluß heranwachsenden Theil der höhern Classen der Gesellschaft in sich aufnehmen und wieder entlassen. Und wie geneigt man auch seyn mag, das unreife Urtheil junger Männer zu niedrig anzuschlagen, so sind sie doch nicht weniger denn die Alten wirksam als Leiter und Verbreiter von Grundsätzen und Gesinnungen."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Eine interessante historische Novelle ist: Katharine von Navarra, von Ernst Aldy. Berühmte Personen sind darin thätig, Margarethe von Valois, Franz I Schwester, der Herzog von Guise, Karl IX, Katharine von Medicis, Heinrich III, Philipp II und Heinrich IV. Bald nach dem Frieden von Verrins und dem Edikt von Nantes wurde der Hof fast erdrückt von Festen, eines der bedeutendsten war die Vermählung Katharinens von Navarra, der Schwester des Königs von Frankreich, mit dem Herzog Heineich von Bar. Sie hatte ihn nicht gewählt, denn sie liebte den Grafen von Soissons. Doch der König, der ihre Verbindung mit einem protestantischen Fürsten fürchtete, der, verbunden mit den Hugenotten, ein Nebenkönig werden könnte, hatte diese verlangt, da die Verbindung mit dem Hause Lothringen und einem Katholiken seinen Thron fester stellen mußte. Die Trauung wurde, da man über den Ort, wo sie statt finden sollte, uneins war, in des Königs Kabinet von seinem Halbbruder, dem Erzbischof von Roneu, verrichtet. Nach ihrer Vermahlung versuchte der Herzog seine Gemahlin zu bekehren, doch sie war zu gut Protestantin, es war vergeblich. Diese Verhältnisse, die wir hier angedeutet haben, machen das Sujet aus, das ernst und würdig gehalten, doch mehr historisches als rein belletristisches Interesse hat, obgleich der Styl und die Haltung des Ganzen ein schönes Kunstwerk machen. In jenem Sinne sind auch die dem zweiten Bande beigefügten Briefe der Prinzessin Katharine an ihren königlichen Bruder als eine treffliche Zugabe zu betrachten, voll interessanter Details in Bezug auf die Sitten jener Zeit und das Privatleben der Fürsten.

M...r

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Le Boucau. St. Esprit.

Von dem nördlichen Ufer übersieht man das Ganze dieses Gemäldes, in welchem der Bogen des Adour als erste Linie, hinter derselben Bayonne als vorherrschender Punkt und die Kette der drei Berge als obligatee Hintergrund steht. Aber der höchste Standpunkt ist auch hier mit einer Festung besetzt, welche dem Vorwitzigen den Zugang versperrt. Nehmen wie also mit der Allee voelied, die am Fuß der Citadelle und an den Eingängen schöner Landsitze vorbei und gegen die Mündung des Flusses leitet. Zum Unglück hört auch diese Allee wie am jenseitigen Ufee nur zu früh auf, und wir müssen duech den Sand waten, in dessen Mitte bloß einige schöne Convolvulus das Auge erfreuen. Desto angenehmer wied uns das Ausruhen im Boucau, einem Orte von etwa 100 Häusern, worunter einige ganz artige sind. Man kann hier den Wein vom Boucau trinken, und die Flasche allenfalls mit 5 Fr. dezahlen, man kann wohlberufene Gänseschenkel essen, man kann auf einen Fichtendaum steigen, der eigens dazu bestimmt ist, die Aussicht bis ans Meer zu verschaffen, die man sonst auf irgend einer Düne jenseits des Ortes suchen muß; man kann hier sein letztes Mahl einnehmen, um sich dann noch dei Viertelstunden weiter an die Mündung und an Bord des Fahrzeuges bringen zu lassen, welches mit der frühesten Moegendrise, mit dem ablaufenden Wasser die Sandbank überwinden wird. Ich weiß nicht, warum ich mich im Boucau an die Spaziergänge der Gaditaner außee dem Landthore nach den Ventorrillos eeinnert habe, wo man die Almejas (eine kleine Seemuschei) zubereitet und Manganilla veekauft; das Boucau schien mir völlig einladend zu einer solchen Unterhaltung, und ich stellte mir schon die Chaussée bis hieher fortgesetzt und das Hin- und Herziehen der Kaleschen, der Reiter zu Esel und zu Pferd und der Fußgänger voe; es kommt auch wohl noch dahin, aber füe jetzt haben die Bayonneser nicht ihre puerta de tierra, ihe gaditanisches Landthor iu dem Quartiee am andern Ufer, von dem ich vorhin eine Beschreibung gegeben? Vielleicht hätte ich lieber an den Puerto Santa Maria bei Cadiz denken sollen, der hat auch seine bewegliche Sandbank und seine beweglichen Dünen mit Weinreden, deren Frucht freilich nicht so hoch geschätzt wied, als die der Reden vom Boucau. Vielleicht kommt doch endlich einmal die schon so lange projectirte Anlage eines Landungsplatzes außerhalb der Sandbank zu Stande, und dann wird sich der Weg vom Puerto Santa Maria bis zum Schloß Santa Catalina auch in einen Spaziergang verwandein, wie es jetzt nur Einmal im Jahre am Katharinentage ist; aber eine Allee von Bäumen, das getraue ich mir füe Spanien selbst im Teaume nicht zu versprechen. Hier in Bayonne sieht man wenig Engländer; es genirt sie in einer Festung zu leben, wenn sich indessen zufallig irgend einer dieser Insulaner in der frohen Gesellschaft befindet, die nach dem Boucau wandert, und ihn dee Spleen überfällt, so wollen wir ihn rechts landeinwärts senden, damit er das verborgene Thai suche, welches den Namen des englischen Kirchhofs führt. Dort kann er auf einem mit Farrenkräutern bekleideten Abhang, rund um einen herrlichen, adee von einer Kanonenkugel beschädigten Kirschbaum die Namen der Braven lesen,*) welche von den Schüssen der Citadelle hier getödtet und begraben wueden, und wenn er ihnen ein patriotisches Andenken geweiht, so mag er sich durch das Schauspiel aufheitern, welches ihm eine enge nordwestliche Aussicht wie eine Zauberlaterne daebietet, die Häuser des Boucau zwischen den Gebüschen, die dunkeln Flecken, weiche die Pignadas auf den weißen Dünen des linken Ufers bilden, das Lazaeeth mit seinen rothen Dächern, in der Ferne das Meer wie ein glänzender Streifen, der Phaee von Biarritz, den die Optik in die Mitte des Dorfes Anglot versetzt. Ich hoffe, daß ihn auf dem Wege nach dem Boucau die kleinen, oft mit einem Kreuz und oft mit einem Gebüsch besetzten Erdhügel, welche die Grädee eben so vieler Soldaten sind, nicht wiedee in seine finstere Laune versetzen werden.

*) Sechzehn Jahre lang waren diese Gräber bloß mit einer gemeinen Steintafel bedacht. Im J. 1850 wurde in dem zweiten Garderegiment (Coldstream) eine Subscription eröffnet; Mr. Harvey, ehemaliger Capitän dieses Regiments, damals Consul in Bayonne, kaufte den Grund, umschloß ihn mit einer Mauer, pflanzte einige Bäume, und errichtete eine Art von Monument mit dem Namen der Officiere und dem Factum des Ereignisses.

Digitized by Google

Kehren wir jetzt wieder nach St. Esprit zurück, dieser Vorstadt von Bayonne, von 5000 Personen bewohnt, von welchen alle Tage ein Viertel über die Schiffbrücke geht, um seinen täglichen Unterhalt zu suchen. St. Esprit hat, was Bayonne fehlt, einen großen ebenen, viereckigen Platz, mit einer Quelle, deren Wasser sehr geschatzt wird. Der Platz ist gegen die Brücke zu offen; wir wollen nichts, weder von der Schiffszimmerei und dem Arsenal, noch von der unbedeutenden Kirche, noch von der mit Grün umgebenen Citadelle sagen; dieß Alles liegt links; von den Endwinkeln des Platzes strecken sich zwei Straßen aus, welche, die eine auf die Chaussée von Bordeaux, die andere auf die Chaussée von Toulouse führen, und wie zwei Polypenarme das alte, Grausen erregende St. Esprit, vielleicht die ehemalige Judencolonie, umfassen. Doch nein, die alten Schriften sagen, daß St. Esprit nur ein unregelmäßiger Haufen hölzerner Häuser war, als die aus Portugal vertriebenen Juden in Biarriz, St. Jean de Luz, Boucauvieur, Peyuehorad und St. Esprit ankamen, und letztere zum Hauptsitz ihrer Colonie machten. Juden und Christen wohnen in diesem Ueberbleibsel alter Barbarei, das man, wie so manche andere Dinge, nicht in dem civilisirten Frankreich anzutreffen glauben würde. Dort sind auf die ungleichen Stufen eines Hügels, die man auf steinigen Abhängen oder wenig bequemeren Stiegen hinaufklimmt, aber ohne alle Ordnung, mehr als hundert Wohnungen hingeworfen, von denen einige den Namen von Häusern verdienen und auch einen Hof oder Garten haben, die meisten aber halbverfaulte Hütten sind, die mehr der Höhle eines Wilden als dem Aufenthalte eines Arbeiters gleichsehen, weder Licht noch Luft dringen in diesen Knauel ein, und der enge Raum, der die Häuser trennt, ist mit nichts als Koth und Unflath ausgefüllt — wie sollen die Gestalten aussehen, die in diesem Labyrinthe wie Gnomen in den Bergschluchten herumirren. Die Juden hatten bis auf die neuesten Zeiten nicht das Recht, sich in Bayonne zu etabliren; ihr Hauptsitz ist immer St. Esprit, wo sie zwei Synagogen haben. Die Colonie ist aber seit 300 Jahren stationär geblieben und hat vielmehr abgenommen: zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, bald nach ihrer Einwanderung, zählte man 1100 Juden in St. Esprit, im J. 1812 1170 Individuen, im J. 1835 1146, wovon 184 in Bayonne; die Heurathen zwischen beiden Religionsgemeinden sind noch immer selten. Die Juden von St. Esprit sorgen sehr für ihre Armen, von der Geburt bis zum Tod, die Begräbnisse der Reichen und der Armen sind dort auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit.*)

*) Wer sollte glauben, daß diese geächtete Race doch unter sich selbst noch den Spaltungen des Stolzes Raum gibt? Doch ist es so. Die portugiesischen Juden halten sich für den Adel ihres Geschlechts, und sehen die deutschen Juden, von welchen sie sagen, daß sie ihre Religion verkaufen, über die Achsel an; ein deutscher Jude war mit einem Mädchen versprochen, als man seine Abkunft erfuhr und die ganze Heurath rückgängig machte; es kostete dem armen Teufel eine zweimonatliche Krankheit. Die Hauptsynagoge von St. Esprit ist sehr elegant und wird jetzt eben mit Nebengebäuden und einem Garten versehen. Vor kurzem wurde ein Jude zum Maire von St. Esprit erwählt: alle christlichen Municipalitätsglieder gaben ihre Demission, dieß ist das Anfangsstück zu dem jüdischen Stolz.

Am Rande eines kleinen, freundlichen, mit Häusern und Gärten gespickten, gegen den Adour zu geöffneten Thales, steigt man auf die Straße von Toulouse hinauf; ihre Fortsetzung auf der Seite von Toulouse bietet nichts Besonderes dar, man wendet sich also links, und gelangt, von prächtigen Landhäusern und dem Gottesacker begleitet, an ihren Zusammenlauf mit der Straße von Bordeaux (la carrefour), wo ein elegantes Lusthaus zur Ruhe einladet. Neugierig zu untersuchen, wie das Land gegen Bordeaux hin aussieht, nimmt man diese Richtung, man gewinnt eine Aussicht auf das Meer und die Nähe des Telegraphen läßt schon vermuthen, daß hier der vortheilhafteste Standpunkt ist; in der That, etwas weiter hin senkt sich die Straße abwärts, und das Land selbst, welches man von der letzten Hügelterrasse, rechts von der Straße entdeckt, hat die Physiognomie eines Haidelandes; man kehrt also wieder nach St. Esprit zurück, immer diese ununterbrochene Reihe schöner Alleen und Landhäuser bewundernd, welche mehr eine ganze Stadt, wie Barcelona oder Bordeaux, als das kleine, unscheinbare Bayonne anzukündigen scheinen.

Sicilie im Herbst 1838.

1. Palermo.

(Fortsetzung.)

An eigentlichen Kunstwerken ist Palermo arm. Außer den herrlichen Bronze-Widdern in dem Krönungssaale des königlichen Schlosses enthält es kein altes Bildwerk von Bedeutung. Das Nationalmuseum mit den unter den Ruinen von Selinunt gefundenen Torsi kann kaum auf seinen Namen Anspruch machen. Die Porphyrgrabmäler der Hohenstaufen im Dom, die Osterkerze in der Capella palatina, sogar der künstliche Weihkessel in der Chiesa madre von Gaggini können wohl nur mehr auf kunstgeschichtlichen, als auf ästhetischen Werth Ansprüche machen. Die meisten Schätze hat noch die Malerei aufzuweisen, und nicht wenig Bilder von Werth haben sich trotz der gewissenlosen Raubereien, deren sich die Spanier während ihrer Herrschaft schuldig machten, in den Kirchen und Sammlungen erhalten. Ihre Charakterisirung würde die Gränzen dieser Reiseskizze überschreiten, und ich behalte mir vor, an einem andern Orte darauf zurückzukommen. Ich erlaube mir nur auf jenes herrliche Pfingstbild, die betende Madonne von den Aposteln umgeben, welches in der Sacristei des Dominicanerklosters hängt, aufmerksam zu machen. Der Name des Künstlers ist verloren gegangen: ich wurde versucht, dieses Meisterwerk dem Domenico Ghirlandajo zuzuschreiben. In der Kirche desselben Klosters, und zwar in der Capelle del Rosario, ist ein überaus schönes, ächt raphaeleskes Bild von Vincenzo Romano, genannt Anemolo, von 1510. Die Madonna steht auf dem Halbmond, das Jesuskind reicht dem heiligen Dominicus den Rosenkranz, die heilige Oliva steht ihm zur Seite, beiden gegenüber S. Vincenz und Santa Cheistiana; die Begrüßung eines Kaisers und Papstes nimmt den Hintergrund ein. Rings um das Gemälde reihen sich 14 kleine Täfelchen, welche die

Digitized by Google

Geschichte des Heilandes von seiner Geburt an bis zur Passion enthalten. In der Lünette ist die Dreieinigkeit abgebildet, auf der später übermalten Predella ein Cardinalecollegium. Das Gemälde ist vollkommen erhalten bis auf die Exvoto der Korallenschnüre, Ohrringe und des Silbermonds, welche es entstellen. Die Bilder desselben Meisters in der Kirche S. Petrus Martyr, wie in der Seitencapelle von S. Giovanni, welche von Florentinern gestiftet, und ganz mit Gemälden Anemolo's decorirt ist, sind von minderem Werthe (die Begrüßung der h. Anna ist das bedeutendste), und nähern sich der verwaschenen Manier Fra Bartolomeo's. Der an Bedeutsamkeit nächste Künstler, von dessen Hand die meisten Palermitaner Kirchen Gemälde aufzuweisen haben, ist Monrealese; die schönsten enthält die unter buntscheckigem Marmorgetafel erstickende Kirche S. Giuseppe. Eine angebliche Madonna von Raphael in der Chiesa dell' Oratorio ist zwar nicht von ihm, aber doch eine gute Schülerarbeit. Die Jungfrau mit den Schutzpatronen Palermo's, von Vandyk, in dem Oratorio del Rosario, verläugnet dagegen ihren Ruf. Die übrigen zahllosen Bilder und Zerrbilder, welche die Kirchen bevölkern, stammen aus der Zeit der Manieristen und des tiefsten Verfalls, in welchem sich die Kunst bis auf die neuerr, ja neueste Zeit befand. Nur ein junger, noch jetzt lebender Maler, Sebastian lo Forte, welcher die wunderthätige Heilung eines Kranken durch den s. Sebastian Valfré für die Kirche dell' Oratorio malte, verdient einer ehrenvollen Erwähnung.

Unter den Umgebungen Palermo's verlockt der wunderbare Monte-Pellegrino, der uns mit seinem kahlen Felshaupt und narbenvollen Physiognomie allüberall verfolgt, den Fremdling am ersten zu einem Besuch. Goethe's Beschreibung mir in Gedanken vergegenwärtigend, unternahm ich die Ersteigung der auf Bogen mit vierzehnmaliger Wendung sicher und bequem hinaufführenden Straße. Sie leitet bis zu dem 4 italienische Miglien von der Stadt entfernten Kloster durch die fürchterlichste Steinwüste; kein Baum, kein Strauch sproßt zwischen den riesigen, scharf zugespitzten Felsblöcken, mit denen der Berg wie mit Stacheln bedeckt ist, und nur die Safranblume ringt sich schüchtern mit ihrer blauen Glocke aus den Spalten ans Licht. Auf einer der Bergspitzen zur Linken, auf der ein Kreuz steht, öffnet sich eine anmuthige Aussicht auf das von röthlichen Bergen eingeschlossene Thal, welches nach dem Meere zu ausläuft. Das königliche, im chinesischen Geschmack erbaute Lustschloß la Favorita liegt in dessen Mitte; weiter nach der Stadt zu die Villa des Fürsten Butera und das aus den Orangenhainen ragende malerische alte Saracenenschloß Ziza, und auf den fernen Bergen die Trümmer des Castells von Monreale.

Einige hundert Schritte von jenem Kreuz und zur Hälfte in den Fels gebaut, zeigt sich das berühmte Kloster der heiligen Rosalia. Aus der von zwei gewundenen abscheulichen Säulen getragenen Vorhalle tritt man in den mit kleinen Kieseln gepflasterten Vorhof, dessen Wände theils vom Kloster, theils von dem mit Venushaar und andern Schlingpflanzen behängten Felsen gebildet werden, und aus diesem in die Grotte, in welche sich die Heilige flüchtete, und wo sie den Märtyrertod erlitt. Das Gewölbe der späterhin erweiterten Höhle ist Tropfstein. Das fortwährend von ihnen herniedersickernde Wasser fließt durch grün angestrichene Röhren ab. Die Mehrzahl derselben, welche zu Goethe's Zeiten den Cactus glücklich nachbildeten, haben jedoch ihre Farbe verloren, und sind auch wohl durch sehr materielles weißes Blech ergänzt worden. Die Chorstühle reihen sich zur Rechten und Linken; die Messe wird aber der Feuchtigkeit und Kälte halber den Winter über in dem anstoßenden Kloster gelesen. Aus einer jetzt an der Wölbung befindlichen Oeffnung, deren hinterer Eingang vor der Umwandlung der Grotte von unten zugänglich war, und in dem Raum, wo die Heilige sich aufgehalten haben soll, schaut ihr holzgeschnitztes, übermaltes, ziemlich kleinliches Bild hernieder, und unterhalb des Altars, dessen Baldachin von 4 Säulen von Pavonezzato getragen wird, an demselben Orte, wo sie, der Sage nach, den Märtyrertod erlitt, ruht hinter Gittern das schöne Marmorbild, welches Goethe so reizend beschreibt. Er sagt nicht zu viel von ihm. Die Heilige ist von einem wunderbaren Liedreiz. Sie stützt das Haupt auf den rechten Arm, während der linke einen goldenen Stab umfaßt. Auf ihrer Stirn ruht ein Kranz von goldenen, mit Edelsteinen durchwirkten Rosen, zu ihren Füßen ein Todtenkopf und das Gebetbuch; hinter ihr steht ein Engel mit goldenem Lilienstengel. Die Lippen sind halb geöffnet, sie gleicht einer Schlummernden; die ungewisse Beleuchtung der Lampe, sogar das Gewand von Goldblech, welches sie umgibt, und nur Kopf und Arme frei läßt, vermehrt die Täuschung. Gregori Tedeschi heißt der Künstler, welcher das treffliche Bildwerk schuf. Wenn Etwas im Stande ist, die Illusion zu zerstören, so ist es der Putz und Flitterstaat, welcher die schlafende Heilige zu ersticken droht. Jeder Finger ist mit einer vierfachen Garnitur von Ringen besteckt; Ohrringe, Korallen- und Perlenschnüre schaukeln an einer um den rechten Arm der Heiligen geschlungenen Spange. Sogar von der Ordensmanie unseres Jahrhunderts ist die Schöne nicht frei geblieben, denn auf ihrem Busen wiegen sich die Kreuze des Ferdinands- und Johanniter-Malteser-Ordens; das letztere vielleicht ihrer königlich-stiftsmäßigen Geburt halber. Ein besonderes Schränkchen verschließt die übrigen, nicht anzubringenden Bijouterien; die meisten derselben erntete sie während der vorjährigen Cholera.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Bemerkung über Skandinavien.

Hr. Eng. Robert, der die Expedition nach Spitzbergen begleitete, bemerkt es als etwas besonders Auffallendes, daß ein so ungeheures Land, wie Skandinavien, das 15 Breitengrade einnehme und so gebirgige Natur sey, nicht die kleinste Warmwasserquelle enthalte, und statt aller Mineralquellen nur eisenhaltige habe. Letzteres begreift sich leicht in einem Lande, das so eisenreich ist, daß der Sand fast aller Flüsse, und selbst an einigen Orten die vegetabilische Erde, magnetisch ist. Seit Menschengedenken hat man kein Erdbeben verspürt, und

Digitized by Google

nirgends deutet ein wahres Basalt auf die Nähe vulcanischer Feuer hin. (Nouv. Ann. des Voy. October 1838.)

Kurze Beschreibung der den Portugiesen gehörigen Inseln Timor und Solor in Asien.

(Schluß.)

Auf der Insel Solor bedienen sich der portugiesischen Flagge die Reiche von Sucantuca und Sica. Die größte Bestrafung, welche gewöhnlich die portugiesischen Gouverneure über die Regulos verfügen, ist die, daß sie ihnen keine Missionäre zukommen lassen, die ihnen fast unentbehrlich, und es ist ausgemacht, daß die Missionäre sie nicht nur im Religionsglauben befästen, sondern daß diese auch zur Obedienz des Volks gegen die portugiesische Herrschaft beitragen. (Wenn man dieses einsieht, so ist es ja höchst thöricht, durch Vorenthaltung von Missionären die Regulos zu bestrafen!)

Geraume Zeitlang hatte man eine directe Communication zwischen Goa und Timor, allein die Ausgaben einer solchen Expedition waren immer groß, und dann wirkten auch die Vorstellungen aus Macao, so wie eine übelverstandene Oekonomie unter dem Gouvernement des Dom Joao de Saldanha de Gama, daß in der Folge diese directe Verbindung für Rechnung des Gouvernements von Macao unterhalten wurde, und Goa blieb ein bloßes Entrepot; die Decadenz, in welche die Inseln durch den Krieg mit den Holländern gerathen, nahm nun reißend zu, so daß der Zustand jetzt der allerverderblichste ist. — Von dieser Zeit an geht jährlich nur einmal ein Schiff von Macao nach Timor, und zwar über Batavia, und nimmt als Handelsgegenstände mit: Patacas und Ducaten (holländische), Canipa (?), grobe Tücher, Eisenwaaren und Quincailleries. Nach dritthalb monatlichem Aufenthalt kehrt das Schiff zurück mit Sandelholz, Wachs, Zimmt, Schildkrot, Gold, Tombak u. s. w., Solor berührend, was nun aber auch seit 8 Jahren nicht geschehen. Der Gouverneur Antonio José Telles, der steten Krieg mit der andern Herrscherfamilie Costa führte, verlegte unüberlegterweise die Residenz und das Etablissement von Lifao nach Dilly in der Provinz Dos Bellos, einem sehr ungesund gelegenen Orte mit schlechtem Wasser und Mangel an Lebensmitteln, bloß deßhalb, weil er einen besseren Ankerplatz hat. Diese Veränderung hat in der neuesten Zeit zum gänzlichen Ruin dieser so reichen Colonie beigetragen.

Die Gouverneure hatten von jeher keinen andern Zweck, als daß aller Handel im Innern der Inseln nur in ihren Händen blieb, auf alle mögliche Art hinderten sie es, daß sich auf diesen Inseln wohlhabende Leute niederließen, und von Goa aus kommen auch wegen der Schwierigkeiten der Passage keine andren Leute dahin, als nur verwiesene Verbrecher, und diesen selbst werden dort Staatsstellen zu Theil (der jetzige Ouvidor und Generalprovidor der Krone und Finanzen ist ein Subject, das hier in Lissabon des großen Diebstahls des Hauses der Misericordia überwiesen wurde). Der Mangel an rechtlichen Menschen auf diesen Inseln ist auch der Hauptgrund, warum gute und rechtliche Gouverneure und Beamten alsbald durch Gift aus dem Wege geschafft werden. Die Vervielfältigung der Laster und die Verbrechen unter diesen Menschen trägt am meisten dazu bei, daß die Einwohner nach und nach ihre Anhänglichkeit an die Portugiesen verlieren.

Die Decadenz der Inseln hat in den letzten Jahren noch weit mehr dadurch zugenommen, weil Niemand mehr Officierstellen dahin annehmen will, nicht nur wegen der schwierigen und kostbaren Ueberfahrt von Goa dahin, sondern weil man auch, wenn sie nach Goa zurückkehren, ihre Dienstjahre auf den Inseln nicht in Anschlag bringt.

Die kleine Anzahl Geistlichen, welche gegenwärtig auf den Inseln lebt (auf Timor sind nur noch acht, und man bittet schon lange vergebens um Vermehrung der Geistlichen), trägt ebenfalls dazu bei, daß der Handel sich immer mehr vermindert, denn die Timorianer, welche nur Tauschhandel treiben, bringen ihre Handelsartikel nicht nach entfernten Orten, wenn dort keine Geistlichen sind, durch die sie sich nur anziehen lassen, sondern sie bringen dieselben an holländische und macassarische Schiffe, die ihnen zunächst an der Küste kreuzen. Der Mangel portugiesischer Schiffe in den geeigneten Jahreszeiten ist auch der Hauptgrund, daß die Holländer so wie die Macassaren sich dieses zu Nutze machen. Kommt nun noch hinzu, daß die Timorenser schon nicht wie früher die Abgaben entrichten, und die Einnahmen der Zollhäuser auch nichts mehr ertragen, so kann man auch schon aus Mangel an Mitteln die Officiere nicht mehr bezahlen, die daher in der größten Armuth leben und überhaupt den Truppen keinen Respect mehr einflößen.

Ungeachtet aller dieser Uebel und besonders seitdem von der Küste von Malabar nicht so viel Sandal mehr nach China geführt wird, hat die Ausfuhr aus Timor zugenommen. Das letzte Schiff, welches von Macao nach Timor kam, hat auf seiner Rückfracht gegen 50 Procent gewonnen.

Die Insel Solor mit ihrem kleinen Flecken Lacantuca ist beinahe ganz verlassen aus Mangel an Portugiesen und Missionarien, und zwar seit der Zeit, daß man die Fahrzeuge der Missionäre, womit sie von einer Insel zu andern fuhren, unter Sequester gelegt, und seitdem breiten sich auch die Holländer mit ihrem Handel immer weiter aus.

Aller dieser Umstände wegen kann man wohl voraussehen, daß diese reichen Besitzungen für die Krone Portugals auf dem Punkte stehen, verloren zu gehen, so wie auch die katholische Religion alsdann auch auf diesen Inseln verloren gehen wird. — Es sind gar keine großen Aufopferungen nöthig, um Timor für Portugal wieder in Aufnahme zu bringen. Man müßte nur den Holländern und Macassaren den Handel legen durch Herbeischaffung portugiesischer Schiffe mit Waaren. Nur einige Schaluppen würden hinreichend seyn, diesen Zweck zu erreichen. — Auch würde der Zweck noch schneller erreicht werden, wenn man die Hauptstadt von Timor wieder nach Lifao verlegte oder nach einem andern gesunderen Orte mit Ueberfluß an Lebensmitteln; wenn man mit mehr Ernst sich den Besitz von Solor sicherte; wenn man mehr Geistliche und Missionäre in diese Besitzungen brächte, um die Regulos wieder in der Treue gegen die Portugiesen zu befestigen, die jetzt schwankend sind; und zu guter Letzt, wenn man die Eingebornen durch Einführung größerer Bedürfnisse zur eignen Arbeit anspornte.

Bau des chinesischen Krautes. Ein Hr. Bossin, der sich eifrig mit dem Bau des chinesischen Krautes (Pe-tsai, s. Nr. 185 v. vor. J.) beschäftigt hat, legte im verflossenen Monat August der Gartenbaugesellschaft in Paris sehr wohl gediehene Pflanzen vor, die Ende Julius 1837 gesäet worden waren; sie wurden am 15 August wieder in den Boden eingesetzt, und sollen eine äußerst reichliche und üppige Vegetation zeigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1839.

Ueber die Gränzen der Getreidearten in Finnland.*)

Finnland ist im Süden ein hohes, von Seen durchzogenes Hügelland, im Norden eine gewellte Fläche, deren Wasser zum Theil dem bottnischen Meerbusen zufließt, zum Theil ohne Abzug bleibt und zahlreiche, schwer zugängliche Moräste bildet. Das Land ist überall dicht mit Birken und Nadelhölzern bedeckt, zwischen denen die bewohnten Stellen zerstreut liegen. Größere angebaute Striche sind selten; doch sind noch im Norden die Umgebungen von Uleaborg gegen Kuopio hin, auf eine Strecke von 100 Werst, und nach Tornea zu einige Meilen weit, gut angebaut. Die ganze Westküste, bis Björneborg hinab, ist dagegen fast ununterbrochene Waldung, nur hie und da, besonders in der Nähe der Städte, sind die bebauten Stellen zahlreicher.

Die gewöhnliche Getreideart ist im Süden der Roggen, im Norden überall die Gerste. Der Hafer verschwindet an der Gränze von Uleaborgs-Län, Weizen ist selbst im Süden nur an einigen Stellen wahrzunehmen.

Die Gerste reicht bis zum höchsten Norden, wo der Roggen nicht mehr fortkommt. Um Tornea, am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, liegen ausgebreitete Gerstenfelder. Auch weiter den Fluß hinauf bis zum Polarkreise ziehen die Bauern allgemein Kartoffeln und Gerste, und diese Früchte sollen noch tief in die arktischen Gegenden hineinreichen.

Der Roggen wird bis Kemi regelmäßig gebaut; um Tornea verschwindet derselbe. Zugleich deutet der strauchartige Wuchs, den das Nadelholz zwischen Kemi und Tornea strichweise zeigt, darauf hin, daß hier auch in anderer Beziehung eine Gränze für die Vegetation liegt.

Man gewinnt in den dortigen Gegenden von der Gerste im Durchschnitt das fünfte, vom Roggen das achte Korn; doch sind Mißernten nichts Ungewöhnliches. Die Aussaat geschieht im Laufe des Mai (n. St.), sobald das Land trocken ist. Die Ernte tritt Ende Julius oder Anfang August ein. Da die Sonne während des Sommers nur kurze Zeit unter dem Horizont verschwindet und der Unterschied der Temperatur von Tag und Nacht nur wenige Grad beträgt, so geht die Vegetation ungemein schnell vor sich; man hat den Fall erlebt, daß um Tornea innerhalb sieben Wochen gesäet und geerntet wurde.

Hafer ist in Uleaborgs-Län nirgends zu sehen: in Wasa-Län wird er bald etwas Gewöhnliches. Hr. Besser fand denselben, von N. nach S. gehend, zuerst vier schwedische Meilen vor Gamle Karleby, auf dem halben Wege zwischen den Städten Uleaborg und Wasa. Die Gerste ist auch dort noch die gemeine Getreideart; erst gegen Wasa wird der Roggen häufiger.

Im Süden bildet der Kumo eine deutliche Gränze. Die Fläche längs dem linken Flußufer ist gut angebaut. Das gemeine Getreide ist Roggen. Auch Hafer und Flachs waren hier, besonders um Lautakyla, wo der Kumo ein Knie macht, in Menge zu sehen, wogegen die Gerste auffallend zurücktrat. Unter diesen Umständen war der Gedanke natürlich, daß die Gränze des Weizens nicht fern seyn könne, und in der That fand H. B. hinter Lautakyla, an der Straße nach Tammersfors, einige Weizenfelder; allein dieß waren auch die einzigen. Später sah jedoch derselbe Beobachter zwischen Tammersfors und Tawastehuus noch ein kleines Weizenfeld: auch am Kymmene soll unter der nämlichen Breite Weizen vorkommen. Doch sind dieß vereinzelte Fälle, die nur beweisen, daß der Weizen in diesem Theile von Finnland wirklich fortkommt.

Der Weizen gedeiht also in Finnland unter Lat. 61°; der Hafer erreicht an der Küste den 64°, der Roggen beinahe den 66° der Breite, und die Gerste soll noch einen Grad über den Polarkreis hinausgehen.

*) Aus den Mittheilungen Hrn. Bessers in der Petersburger Zeitung.

Sicilien im Herbst 1838.

1. Palermo.

(Fortsetzung.)

Etwa tausend Schritte von dem Kloster, auf einem in das Meer springenden Felsen, ruht die Capelle der heiligen Rosalia, ein von viereckigen Pfeilern getragenes luftiges Gebäude, mit einem Altar. Auf dem Dache steht die Bildsäule der Heiligen.

Digitized by Google

Ihr von grauem Gewand verhüllter Körper ist von Sandstein, das mit einem Kranze von Rosen geschmückte Haupt, die segnenden und das Kreuz haltenden Hände von weißem Marmor. Die Arbeit ist roh und ohne alles Verdienst; die halbzerfallene Capelle gleicht kaum einem Heiligthum, und dennoch sind nur wenige Wallfahrtsörter besuchter, und auch wenige nur dürften selbst für den Andersglaubenden lohnender seyn. Die Aussicht von diesem Punkt aus auf das Meer mit seinen sanft hingleitenden Segeln, auf die schroff herabstürzenden Felsen zu beiden Seiten, auf die sonderbaren Bergkuppen von Bagaria in der Ferne ist unvergleichlich, selbst der Blick auf die im Rücken liegende Klippenwüste dürfte in Italien vergeblich seinesgleichen suchen.

Auf der östlichen Seite Palermo's liegt vor der Porta di Termini das nicht minder berühmte Kloster Santa Maria di Gesu am Fuß der Berge. Der Weg zu ihm führt an den riesigen Trümmern einer alten Wasserleitung vorüber, wie diese vordem aus allen Richtungen an dem Gebirge herab der Stadt zueilten. Jetzt stehen nur noch die von Schlingpflanzen umwebten Pfeiler in den Olivengärten, oder in der öden Ebene, auf welcher jene kolossalen braunen Stiere mit ihren gewaltigen, auseinanderstehenden Hörnern weiden, und ihre halbwilden Hüter, die braune Capuze über den Kopf gezogen, und die Füße mit Ziegenfellen umwunden, sich auf ihre Gewehre lehnen und dem Fremden mit finstern Blicken nachstarren.

Die Umgebungen Palermo's spiegeln den Charakter der sicilianischen Landschaften am treusten ab; nirgends werden sich jene wunderbaren Farbentöne, welche die Verzweiflung des Malers sind, in grellerer Steigerung und auf engeren Raumen neben einander wiederfinden; nirgends sind die Berge schroffer, kahler, wundelicher, nirgends wechselt ihre rothgelbe Farbe schneller mit der veilchenblauen, nirgends ist der Contrast zwischen der Goldfarbe des Sandsteins und der Sapphirbläue des Himmels, oder zwischen dem fahlen von der Sonne ausgedörrten Boden und dem Meere schneidender. Große Strecken, welche mit Oelbäumen bepflanzt sind, andere, welche die Aloe als Zaun umspannt, in denen die indianische Feige theils beetweise gezogen wird, theils schraubenlos üppig durch einander wuchert, traurige Cypressen, welche das Campo santo oder einzelne Capellen umgeben, die kühne, 1140 erbaute Normannenbrücke del Amiraglio, lachende Veranden, verödete Vignen, tiefe, von Bergströmen zerrissene Schluchten, deren Wände die reichste Vegetation verschwenderisch bekleidet, fesseln den Blick auf jedem Schritt. Keine Gegend ist reicher an malerischen Einzelnheiten, als die um S. Maria di Gesu. Die Trümmer des unweit des Meeres gelegenen Saracenenschlosses (Castello di mare dolce), die der acadischen Bader, dicht bei dem Kloster, in welchem, der Sage nach, die sicilianische Vesper vorbereitet wurde, das graciöse, leider zertrümmerte Marmorcrucifix auf dem Kreuzweg, das Kreuz mit der Madonna vor dem Kloster, die Aussicht auf Palermo mit seinen glänzenden Kuppeln, auf dem kolossalen Monte Pellegrino, der Kreuzgang des Klosters selber mit seiner schönen Palme, die vollen traubenschweren Veranden, der phantastische Garten mit seinen naiven Steinbildern und prachtvollen Wasserpflanzen, unter denen der Springquell in das Becken rauscht, werden wieder und immer wieder den Künstler begeistern, das Auge jedes Wanderers entzücken.

Die beiden Denkmäler moresker Baukunst, welche sich am vollständigsten erhalten haben, sind die Schlösser Cuba und Ziffa. Das erstere, auf dem Wege nach Monreale gelegen, diente lange Zeit zur Caserne, steht aber wieder leer. Es überragt die kleineren Häuser der Landstraße mit den originellen Fensterbogen und der arabischen Inschrift, welche sich längs des Simses hinzieht. Das phantastische, ächt maurische Zellengewebe der Wölbung in der untern Halle findet sich in dem, dem Prinzen Sciarra zugehörigen, und noch jetzt von ihm bewohnten Schlosse Ziffa über einem Springbrunnen wieder. Arabische Schriftzüge auf dem Simse der Vorhalle deuten den Ursprung der Quelle an. Die Goldmosaiken und Säulen der innern Halle stammen aus normannischer Zeit. Von diesem Schlosse, welches seines Aldahora genannten Fischteiches und seiner Zaubergärten halber schon von den arabischen Schriftstellern gepriesen wird, führt ein unterirdischer Gang nach der Stadt. Die Palermitaner suchen der Sache einen eigenen mysteriösen Anstrich zu geben, und lassen errathen, daß die Regierung die Kenntniß von diesem Auswege möglichst geheim zu halten wünsche — weßhalb, habe ich nie ermitteln können. Das ganze Schloß steht überhaupt bei dem Volk in schlechtem Ruf, und mehr als Einmal wurde mir von Vorübergehenden die Versicherung gegeben, daß der Böse frank und frei in jener zierlichen Springquellgrotte sein Wesen treibe. Er hat in Wahrheit keinen so üblen Geschmack; für den Sommer wüßte ich keinen anmuthigern, kühlern Aufenthalt. Die Aussicht von der mit Zinnen gekrönten Terrasse auf dem Schlosse ist die schönste, die man sich denken kann. Die nahe Stadt, umgeben von einem Gürtel von Orangengärten, aus denen Palmen sich auf das anmuthigste emporschwingen, das Meer, die dunkelnden Berge mit ihren fabelhaften Spitzen und Zacken, rückwarts die tiefe Schlucht, in welcher Dörfer und Vignen und Klöster aus dem grünen Laubgewebe hervorlauschen, die Stadt Monreale mit ihren Kirchen, Alles rundet sich zum herrlichsten Panorama, wie ich es in Sicilien nirgends schöner fand.

Unter den Sehenswürdigkeiten in der Nähe Palermo's, welche dem Reisenden sowohl an lebenden als gedruckten Wegreisen auf das dringendste anempfohlen werden, nimmt Bagaria eine der ersten Stellen ein. Es ist dieß ein 9 Miglien von der Hauptstadt entfernter Marktflecken, um welchen sich die Villen des hohen sicilianischen Adels, und unter ihnen jene famose des Prinzen Pallagonia reihen — in den Augen der Palermitaner die Quintessenz irdischer Herrlichkeit und Größe. In Gesellschaft eines jener Enthusiasten trat ich die Wallfahrt an. Brydone's und Goethe's Schilderungen hatten meine Neugier rege gemacht. Ich war auf eine tüchtige Portion Geschmacklosigkeit und Absurdität gefaßt, schmeichelte mir aber doch auf irgend einen kecken Callot-Hoffmann'schen Humor, auf ergötzliche Hypergenialität zu stoßen, und hoffte vor Allem, daß die Natur auch hier, wie fast überall, die Rolle einer liebevollen

Digitized by Google

Vermittlerin übernehmen, und die etwanigen fatalen Eindrücke spurlos verlöschen werde. Der Weg führt an der Marine mit ihrer Reihe verunglückter Königsstatuen vorüber, aber gern übersieht man diese Zerrbilder zu Gunsten des ewig schönen, göttlich blauen Meeres und der Berggipfel, welche sich an dem Horizont gruppiren. Oliven- und Weingärten schließen sich an eine ärmliche Vorstadt; sie sind von riesigen Aloë-, Cactus- und Schilfstauden eingefaßt; alte normannische Castelle mit Thürmen und Zinnen sind über die Ebene verstreut, und zerfallen in Trümmer, oder dienen einer ärmlichen Hütte zum Stützpunkt. Ueber eine malerische vom Waldstrome gerissene Schlucht spannt sich eine kühne Brücke; die einzelnen Felsblöcke schwingen sich in den seltsamsten Formen in die Luft; der Himmel ist wolkenleer, durchsichtig; das Meer lauscht aus den Buchten und durch das Grün der Oliven; die ganze Landschaft ist mit südlicher Farbenginth gesättigt. So ist denn die ganze Reise eine erfreuliche, und die Entzauberung beginnt erst am Ziele, aber auch um desto vollständiger.

Mir fehlen die Worte, um die abscheuliche Geschmacklosigkeit, mit welcher die Casini erbaut sind, zu schildern. Man muß diese traurigen Beweise, wie weit die Vernunft erkranken könne, gesehen haben, um an ihre Möglichkeit zu glauben, und man schwankt, ob der Anordnung des Ganzen oder der Ausführung des Einzelnen die Palme des Aberwitzes gebühre. Da stehen sie die monströsen, von einem gelben, porösen, halb verwitterten Sandstein erbauten Giganten, immer einer heilloser als der andere, theils in ihrer widerlichen Nacktheit, theils mit einem noch verletzenderen Weiß übertüncht, einsam von langen, trostlosen Mauern umgeben. Kein Baum, kein Gesträuch, welches ihre Häßlichkeit verschleiern könnte, wagt sich in ihre Nähe. Die Sonne prallt sengend von dem kahlen, gelben Gemäuer ab. Das geblendete Auge weiß nicht mehr, wohin es sich flüchten soll. Eine wahre Hundstagtollheit herrscht in diesen entsetzlichen Gebäuden — und unter diesen Bleidachern dörren, nennen die sicilianischen Grauden die Villeggiatur genießen!

(Fortsetzung folgt.)

Stand der Dinge zu Tripoli.

Den neuesten Nachrichten aus Tripoli in französischen und englischen Blättern zufolge ist dort zwischen dem türkischen Pascha in der Stadt und den Arabern des Landes ein Frieden geschlossen worden. Der zwischen England und der Pforte verabredete Plan, die Familie Caramanli zu stürzen, hat, wie alles, was gegenwärtig in Nordafrika geschieht, die Folge gehabt, der arabischen Nationalität und Macht Vorschub zu thun. So wie die bisherige Regierung in Algier gestürzt war, haben sich dort die Araber; die Türken wollen ihre Macht in Nordafrika wieder befestigen, versetzen der ohnehin bedrängten Familie Caramanli den Todesstoß, rufen aber damit auch nur wieder die Arabermacht ins Leben. Der abgezogene türkische Gouverneur, Hassan Pascha, suchte nur auf jede mögliche Weise Geld zusammenzuscharren, was die türkischen Truppen zum Aufstand brachte, und die Araber erbitterte; der neue Gouverneur, Asker Ali Pascha, scheint sich klüger zu benehmen, und hat mit den umwohnenden Araberhäuptlingen, welche sich sämmtlich an den Bey der Oase von Fezzan anzuschließen scheinen, einen Frieden abgeschlossen. Ob jedoch derselbe dauert, ist sehr ungewiß: es soll nämlich in jenen Gegenden die dießjährige Ernte schlecht gewesen seyn, und die des künftigen Jahres nicht viel versprechen, so daß die Bewohner des innern Landes sich an die Hauptstadt wenden müssen, da sie nur durch diese sich mit Getreide von außen her versorgen können.

Druidische Denkmäler in der Nähe von Cherbourg.

Dieses Land, das einst von dichten Waldungen bedeckt, von dürren Haidestrecken durchschnitten und von Felsenriffen umgeben war, wo sich das Meer schäumend brach, scheint vorzüglich von den Druiden geliebt worden zu seyn, die daselbst zahlreiche Denkmale ihres Cultus hinterlassen haben. Hier nur ein kurzes Verzeichniß der Haupttempel in der Umgegend von Cherbourg.

Die Monumente sind von verschiedener Form und scheinen zu verschiedenem Gebrauche gedient zu haben.

Einige stehen mitten in einem Gehölz oder auf dem Gipfel eines Berges, in der Form eines unbehauenen Steines oder Tisches, fast stets von Sandstein, horizontal auf den Boden gelegt, und zuweilen sehr weit von den Felsen, denen es entnommen ist. In der Umgegend von Cherbourg gibt es zwei Denkmäler dieser Art, das eine bei Beiequebec auf der Anhöhe Grosses-Roches, das andere in der Gemeine Carneville. Andere, und zwar die bedeutendsten, stehen zuweilen an einem Flüßchen am Abhang eines Hügels und bilden eine Säule von unbehauenem Steine; sie sehen weiß aus (von der Schlingpflanzen, die sie bedecken. In der Nähe dieser Steine ist Alles geheimnißvoll; die nahe Quelle heißt die Quelle der Feen, und diese kleinen nächtlichen Wesen waschen, wie die Sage spricht, zuweilen ihre Wäsche daselbst. Oft hat man sie des Nachts um diese Steine herum tanzen und springen hören, beim geringsten Geräusch verbergen sie sich aber unter die nahen Felsen- und Steinklüfte. Anderswo stehen diese Säulen auf einem Abhang am Meere. Wer es gewagt hat, während der Christmetten in der Weihnachtsnacht ihnen nahe zu kommen, hat gesehen, daß sie sich gedreht haben, hat entsetzliches Schreien im Gehölz oder in den Felsenriffen gehört und im Dunkeln glühende Augen leuchten sehen.

Diese Steine sind in der Nähe von Cherbourg sehr zahlreich. Man nennt sie gewöhnlich pierres buttées, pierres levées oder tournantes (drehende, aufgerichtete Steine). Die Gelehrten geben ihnen den Namen Menhirs oder Peulvants.

Unter den Denkmälern dieser Art nennt man besonders die beiden Menhirs von Tourthéville-Hague, im Thale Néret, 9' hoch und nicht weit auseinanderstehend; die des Pieux auf dem Abhang einer Felsenbucht, bei Négeville, bei la Doure und Carneville. Der letztere ist 12' hoch und steht auf einem rechtwinkeligen Dreieck. Er befindet sich auf der Höhe eines Hügels, in einem Haufen zerbrochener Granitblöcke. Auch nennt man den von Cosqueville, der an der Grundfläche gerundet ist und in eine konische Spitze ausgeht, vielleicht ein Werk der Menschen; die beiden Menhirs von St. Pierre-Eglise, von denen der eine, der bedeutendste im Departement, der lange Stein (longue

Digitized by Google

pierre) genannt, unten dreieckig, 12¼ Fuß hoch und 5' dick bei 5' 9" Breite ist; er hat sich ein wenig geneigt. Der zweite ist weniger groß, steht aber auch an einem Bache, ¼ Stunde nördlich vom Flecken. Diese drei Steine bilden, wie man im Lande sagt, die Ehe der drei Prinzessinnen (le mariage des trois princesses). Hier, wie in Montaign le Brisette, einer andern Gemeine des Val du Saire, wo sich ähnliche Steine finden, hat man oft nach Schätzen gegraben, die sich dort finden sollen.

Noch gibt es zu Bouillon, Quinéville, Blanpertuis, Mesnil-au-Val Menhirs. Ehedem fand sich ein Schlangenstein (pierre au serpent) zu Flamenville, zerstört 1825; eine pierre buttée bei dem Maierhofe dieses Namens, bei Tourlaville auf der Straße nach Valognes, zwei bei Fermanville, einer bei Brenville und viele andere auf den Küsten, die bei den Hafenbauten in Cherbourg verbraucht worden sind.

Andere Denkmale, die auch im Druiden-Cultus eine große Rolle gespielt zu haben scheinen, sind die Steine, bekannt unter dem Namen Lagans oder wankende Steine.

Gewöhnlich ist hier ein Stein auf einen andern so gelegt, daß er im Gleichgewichte steht, aber nur Einen Stützpunkt hat und leicht in Bewegung gesetzt werden kann. Zuweilen sind diese zitternden Felsen ungeheuer groß. Sie haben die Aufmerksamkeit aller derjenigen auf sich gezogen, die sich mit Alterthümern oder Naturmerkwürdigkeiten beschäftigt haben. Man glaubt, es seyen Prüfsteine der Tugend gewesen, deren Tugend verdächtig war. Diese Denkmale, sehr häufig in Bretagne, sind im Departement de la Manche ziemlich selten. Das einzige, das sich dort findet, liegt bei Lithaire, Arrondissement von Coutances. Es steht auf der Spitze eines Felsen auf dem Gipfel eines maleischen Gebirgs.

Auf der Höhe der großen nackten Klippen, oder auf dem Gipfel eines Gebirgs findet man oft auch drei Steine, unbearbeitet wie die sie umgebende Natur, festgemacht auf dem Boden, auf welchem ein viel größerer ruht, von unregelmäßiger Form. Diese Monumente sind 10 bis 12' hoch und im Land unter dem Namen der dreifüßigen Felsen oder der stehenden Steine bekannt (roches à trois pieds, pierres levées). Die Gelehrten nennen sie Dolmen. Dergleichen Steine hat man bei Martinvast am Hure, beim Hafe l'Oraille und bei Flamanville gefunden.

Bei Vauville und auf den schönen Frankreich entrissenen Inseln nicht weit von der alten Pairie St. Hermel findet man ein Monument fünfter Gattung, das die Gelehrten galéries couvertes genannt haben. Das von Vauville heißt bei den Bewohnern roches oder pierres pouquelées (angebetete Felsen). Mehrere andere galéries couvertes gibt es in Cotentin. Sie scheinen alle aus einer doppelten Steinreihe bestanden zu haben, fast immer von körnigtem Quarz, selten von Granit, weit hergebracht und bedeckt mit Felsen derselben Art. Die innere Breite ist 3 bis 4', die Höhe wechselt von 2 bis 4' und ihre Länge von 35 bis 40'. Man findet sie fast immer auf den Höhen. Die Einwohner sagen, sie seyen von Feen beherbergt, die hier ihre Wohnungen hatten und immer nach ihrer Schätze verbergen. Sonst verrichtete man hier sein Gebet.

Drei Monumente dieser Art finden sich zu Briquebec, sämmtlich in gerader Linie auf der Anhöhe Grosses-Roches in dem Gemeindewald.

Fast alle diese Denkmale sind theils durch den Haß der ersten Christen gegen heidnische Werke, theils durch spätere anderweite Verwendung und Nachgrabungen verstümmelt.

Auf der Haide des Prieur findet man noch ein Werk seltsamer Art; nämlich eine große rechtwinkelige Umfriedung, aus Gräben bestehend und Steinen, welche mit Erde bedeckt sind und sich fast 1 Metre über den Boden erheben, sie ist 28 Metres lang und 17 breit. Im Innern findet sich gegen Süden eine andere Umzäunung von elliptischer Form, eben so wie die größere gefertigt. Nach andern Bauarten finden sich, die man selbst sehen muß, um sich eine gehörige Idee zu machen. Dieses Monument ist entdeckt und beschrieben worden von Hrn. Rugande, der darin eine Temène (temène) oder heiligen Platz aus der heidnischen Zeit zu erkennen glaubte.

Noch sieht man auf dieser Haide zwei Tumuli oder länglichte Erdhaufen, in der Gestalt eines halben Cylinders oder Prisma; deren viele auf den unbewohnten Höhen der Berghalden des Departements gefunden werden. Bei Nachgrabungen hat man Waffen und Münzen darin gefunden, und hält sie daher, und mit Recht, für Gräber.

Ein anderes Denkmal, das auf andere Art bemerkenswerth ist als die bisher besprochenen, findet sich im Kirchspiel von Kerville oder Querqueville (kerk, Kirche, oder querquum villa), nämlich die kleine Kirche St. Germain, die auf dem Kirchhof, auf einer Anhöhe, neben der Pfarrkirche steht. Ihre Ursorm war ein Kleeblatt, 24' von Nord nach Süd und 34 von Ost nach West, in 3 Kuppeln ausgehend, von denen die eine, die mittelste, eine kreisrunde Oeffnung von 5' im Durchmesser hatte. Auch befand sich eine Eingangsthüre und in jeder Kuppel nach Osten zu eine Oeffnung. Die Mauerarbeit war ein Zickzack, eine Bauart, die im Departement sich nur bei der Kirche St. Croix in St. Lô wiederfindet; die Höhe beträgt vom Boden aus 11' und ändert sich nicht bei den drei Kuppeln; die Fenster waren Bogenfenster.

Seit ihrer ersten Gründung ist sie sehr verändert worden; das Kleeblatt ist durch Hinzufügung eines kleinen 16' langen Schiffes in ein Kreuz mit stumpfen Ecken verwandelt, auf einer der 3 Kuppeln steht ein 20' hoher Thurm, und die 3 Eingänge gegen Osten sind durch 4 Spitzbogenfenster gegen Nord und Süd ersetzt worden. Bei diesen neuen Bauten liegen die Steine horizontal. Wahrscheinlich hat zur Zeit dieser Erneuerung der Tempel den Namen St. Germain erhalten. (Echo du Monde Savant. Décembre.)

Vermischte Nachrichten.

Regen in Frankreich. Hinsichtlich der Regen zerfällt Frankreich in den Norden und Süden. Im erstern gibt es Frühlings- und Herbstregen, im zweiten Sommerregen. Die Scheidungslinie ist natürlich sehr gekrümmt, und richtet sich hauptsächlich nach den Gebirgen und den verschiedenen Erhebungen des Bodens überhaupt. Die Linie läuft nicht sehr entfernt von Paris vorüber, was das dortige launenhafte Klima erklärt. (Annales des Voyages. Octobre 1838.)

Taubenpost. Man wollte auch dießmal bei der Eröffnung der Kammern in Paris sich der Taubenpost bedienen, um die Nachricht davon möglichst schnell nach Brüssel zu bringen, aber sie kamen nicht an ihrem Bestimmungsort an, denn Abends ließen sie sich im Hofe der Maierie von Valenciennes nieder, wo sie sich ermattet fangen ließen. Man fand bei ihnen die Thronrede mit einem kleinen Band unter den Flügeln angebunden. (Voleur vom 25 December 1838.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1839.

Zimmereinrichtung der Türken.*)

Wir bauen unsere Häuser mit Rücksicht nicht auf das Innere, sondern auf die Außenseite. Die Ansicht des Aeußern, nicht die Bequemlichkeit der Zimmer, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. In den Einzelnheiten und Verzierungen der Steine, wovon wir unsere Häuser bauen, folgen wir ganz genau den Regeln der Baukunst, aber bis zum heutigen Tage haben wir durchaus keine festen Regeln oder Grundsätze über die Erbauung des Theiles, den wir selbst bewohnen, noch haben wir einen Begriff von dem Daseyn solcher Regeln in irgend einem andern Lande oder in irgend einem frühern Zeitalter. Die Folge davon ist, daß unsere Zimmer von allen Gestalten sind und keinen festen Charakter haben. Sie haben keine bestimmten Theile. Da ist ein Durcheinander von Thüren und Fenstern, und nach keinem dieser Dinge kann man sich richten, um zu sagen, wo das Oberende, das Unterende und die Seiten eines Zimmers sind. Eben so unbestimmt ist der Platz für die Sitze, so daß in Bezug auf Theile, Charakter, Verhältniß, Zugänglichkeit, Licht und Einrichtung unsere Zimmer durch keine verständlichen Grundsatze geregelt sind, und sich deßhalb für die geselligen Zwecke eines Volkes nicht passen können, bei dem die Gesetze keine breiten Scheidelinien gezogen haben, und das darum in der Stellung der gesellschaftlichen Abstufungen die natürliche Ungleichheit der Menschen beibehält. Die Formen der Etiquette, in ihrer unendlichen Verschiedenheit, werden zum Ausdruck der öffentlichen Meinung in Bestimmung des Ranges und der Stellung. So ist denn ein orientalisches Zimmer nicht ein gegen das Wetter zugenagelter Kasten, der nur durch den Werth der zum Bau oder zur Zierrath verwendeten Materialien in ein Gemach verwandelt ist, sondern es ist ein durch feste und unwandelbare Grundsatze geregelter Bau.

In der Türkei ist das Zimmer der Grund aller Baukunst; es ist die Einheit, das Haus besteht aus mehrern dieser Einheiten. Niemand kümmert sich um die äußere Form eines Gebäudes. Niemand achtet auf seine Verhältnisse, sein gefälliges Ansehen, seinen äußern Eindruck. Baumeister und Bauherr denken einzig und allein auf die Zimmer, und man duldet keine Abweichung von den einmal festgesetzten Grundsätzen. Geld und Raum werden beide aufgeopfert, um jedem Zimmer seine bestimmte Gestalt, Licht und freien Zutritt zu geben, ohne daß man nöthig hätte, über einen Gang oder durch ein anderes Zimmer zu gehen, um dahin zu kommen. Jedes Zimmer besteht aus einem Quadrat, dem ein Viereck angehängt ist, so daß ein längliches Viereck entsteht. Es darf kein Durchgang, keine Zwischenöffnung seyn, sondern das Zimmer muß an drei Seiten ununterbrochen seyn. Die Thür oder die Thüren dürfen nur an einer Seite seyn, das ist dann der „Untertheil." Die gewöhnliche Zahl der Fenster am Obertheil ist vier, dicht nebeneinander. Es können auch Fenster an den Seiten seyn, aber dann sind sie dicht an den Fenstern des Obertheils und müssen sommetrisch stehen, eines an jeder Seite. In einem vollständigen Zimmer müssen zwölf Fenster seyn, vier an jeder der drei Seiten des Quadrates; da aber diese Bedingung nicht überall erfüllt werden kann, so heißt in jedem Hause das so gebaute Zimmer „der Kiosk," indem Kiosks oder alleinstehende Zimmer immer so eingerichtet sind.

Unterhalb des Quadrates ist ein länglicher Raum, in der Regel eine Stufe tiefer, zuweilen in großen Zimmern durch ein Geländer abgeschieden, zuweilen durch Säulen. Dieß ist der den Dienern angewiesene Platz, die in einer türkischen Haushaltung beständig aufwarten *) und sich regelmäßig einander ablösen.**) Der Untertheil des Zimmers ist mit Holz getäfelt: dort sind Credenztische, zur Verwahrung des Geraths; offene Räume gleich Taubenschlägen zu Gefäßen mit Wasser,

*) Aus Urquharts Reisetagebuch

*) Leute der allerniedrigsten Classe treten oft in das Zimmer des türkischen Vornehmen. Aelteste, Greise, Handelsleute u. s. w. werden immer eingeladen, sich zu setzen, was diese Gestalt des Zimmers ohne Verletzung der Achtung und der Etiquette zuläßt. Auch diejenigen, die zum Sitzen nicht gebeten werden, kommen und stehen unterhalb des Geländers; so wird jede Classe in der Türkei mit der andern bekannt, und der Einfall, daß verschiedene Rangstufen oder Classen der Gesellschaft sich einander hassen könnten, kommt Niemand in den Kopf.

**) Dort läßt man die Schuhe oder Pantoffeln.

Digitized by Google

Sordet oder Blumen; marmorne Kummen und Becken zum Springbrunnen; gemalte Landschaften dienen als Hintergrund. In diesen Behältnissen sind die Thüren. An den Seiten, in den Winkeln oder im Mittelpunkte dieses untern Theiles und über den Thüren hängen Vorhänge, welche die Diener in die Höhe halten, wenn Jemand eintritt.

Diese Form des Zimmers gibt den türkischen Häusern und Kiosks ein so unregelmäßiges und doch malerisches Ansehen. Die Zimmer sind vorgestreckt und die Außenlinie tief eingeschnitten, um das jedem einzelnen Zimmer nöthige Licht zu erhalten. Demgemäß ist in der Mitte ein großer Raum freigelassen, der zu allen Gemächern führt; diese Mittelhalle — „Divan Khaneh" — verleiht einem orientalischen Hause ein sehr würdiges Ansehen.

Der Quadrattheil des Zimmers ist an den drei Seiten mit einem breiten Sopha besetzt, auf dem rund umher Kissen an der Mauer lehnen, bis zur Fensterbank hinauf, so daß, wenn man sich daraus stützt, man rings umher die Aussicht hat. Durch diese Zusammenstellung der Sitze und Fenster hat man immer den Rücken gegen das Licht und das Gesicht gegen die Thür. Der Zusammenhang der Fenster, ohne dazwischen befindliche Mauer oder sonstigen Gegenstand gibt eine völlig freie Aussicht auf die Außenwelt, und wer so sitzt, fühlt sich, obgleich in einem Zimmer, beständig in Gegenwart der Natur dort außen. Das Licht fällt auch in einer einzigen Masse und von oben, so daß es dem Künstler angenehme malerische Effecte hervorbringt. Die Fenster sind selten höher als 6 Fuß. Ueber denselben läuft eine Corniche rund um das ganze Zimmer, von der die Gardinen herabhängen. Noch höher, bis zum Getäfel, ist die Wand mit Blumen, Feüchten und Waffen in Arabesken bemalt. Hier befindet sich eine zweite Reihe Fenster mit doppelten Scheiben von mattem Glase. Vor diesen obern Fenstern sind keine Vorhänge, wie vor den untern; unten kann das Licht, falls es nöthig oder wünschenswerth, verhüllt werden, aber von oben läßt man es einfallen, gemildert und gedämpft durch das matte Glas. Die Zimmerdecke ist schön gemalt und verziert. Sie ist in zwei Theile gesondert. Der über dem Quadrat, dem Triclinium, befindliche Theil ist ebenfalls viereckt und zuweilen gewölbt; der andere, über dem länglichen Theile des Zimmers nach der Thür hin ist in der Regel niedriger und flach.

Der Sopha, der rund um die drei Seiten des Quadrates läuft, ist etwa 14 Zoll hoch. Eine breite Franze oder Behänge von gefaltetem Tuche hangen auf den Fußboden. Der Sopha ist vorne ein klein wenig höher als hinten und etwa 4 Fuß breit. Die Winkel sind die Ehrenplätze, aber man kommt nicht auf den Einfall, zwei Personen dadurch gleich zu stellen, daß man die eine in einen Winkel, die andere in den andern setzt. Die rechte Ecke ist der vornehmste Platz, dann der Sopha längs des Oberendes und im Allgemeinen die Nähe bei der rechten Ecke. Aber auch hier zeigt sich, daß der Morgenländer den Menschen mehr achtet, als die Umstände, indem sich der gegenseitige Vorrang der Plätze im ganzen Zimmer verändert, sollte etwa zufällig die Person höchsten Ranges einen andern Platz einnehmen. Diese Combinationen sind verwickelt, aber gleichförmig.

Somit ist das Zimmer altgriechisch. Das einzige Türkische ist ein dünnes viereckiges Kissen (Schilteh), das auf dem Fußboden liegt, in dem vom Divan gebildeten Winkel und das Schaffell des Turkomanenzeltes vorstellt. Es ist bei weitem der bequemste Platz, und darauf setzen sich nicht selten die Großen, wenn kein Staatsbesuch da ist, und dann sitzen ihre Gäste rund umher auf dem Fußboden, eine Gruppe ihrer nomadischen Vorfahren darstellend.

In der, während der letzten paar Jahre vorgegangenen Veränderung der Gebräuche ist nichts schädlicher und mehr zu beklagen gewesen, als die Geschmacksverschlechterung und der Verlust an Behaglichkeit im Style ihrer Zimmer. Der Versuch, etwas nachzuahmen, was sie nicht verstanden, hat eine im Gebrauche unpassende und in der Wirkung lächerliche Verwierung hervorgebracht. Der hohe schmale Sopha, den man jetzt an einem Zimmerende hingestellt sieht, gleicht einer langen Kiste mit einer gepolsterten Decke, und die Sessel umher sind weder orientalisch noch europäisch; die Thüren sind mit Calicovorhängen geziert, die auf beiden Seiten aufgenommen und auf lackirte Bronze aufgeschürzt sind, so daß ein Fremder glauben sollte, er sehe ringsumher die Enden von Himmelbetten. Daß der Sultan sich, Europa nachahmend, Paläste mit geraden und regelmäßigen Linien bauen ließ, hat die Gestalt der Zimmer aufgeopfert, die nicht allein so zierlich, zweckmäßig und classisch, sondern auch mit ihren Gewohnheiten, und deßhalb mit Grundsätzen und Pflichten so innig verknüpft war.

In den modernen Gebäuden sind die Wände mit einer Farbe bemalt und die Decke mit einer andern; Styl und Geschmack, Behaglichkeit und Originalität sind aus ihren Gebäuden eben so vollständig verschwunden, als aus ihrem Anzuge. Allein diese Verirrungen der Gegenwart müssen wir beiseite setzen, bis wir uns einen klaren Begriff von dem ursprünglichen Typus gemacht haben; dann erst sind wir im Stande, den Werth des Bestehenden und die Wirkung der Neuerungen zu beurtheilen.

Diese Gestalt der Zimmer, die glückliche Wahl der Lage, das strenge Gleichmaaß im Bane, das gänzliche Fehlen kleinlicher Zierrathen, die unsern Zimmern das Ansehen von Waarenläden geben, muß die Wohnstätte eines Volkes von nüchternem Sinne und würdigem Anstande gewesen seyn, während die reichlichen Mittel, Gäste aufzunehmen, auf gastfreundlichen Charakter und geselligen Geist deuten. Die unadweichliche Form des Zimmers läßt keine Ungewißheit über die verhältnißmäßige Stellung, die jeder Einzelne einzunehmen befugt ist, während die Nothwendigkeit dieser Einrichtung an und für sich die Wirkung eines freiern Verkehrs zwischen den verschiedenen Ständen ist, als mit unsern Sitten und Zimmern verträglich seyn würde. Der Platz in einem Zimmer wird daher eine ernste und wichtige Frage. Als ich Orientalen zuerst in unsere Zimmer eingeführt sah und die Verwirrung bemerkte, worein sie dadurch geriethen, fiel ich zuerst darauf, welche Wirkung die Gestalt ihrer

Digitized by Google

Zimmer auf ihr Benehmen mache und in welchem Zusammenhange beides stehe.

Diese Bauart hat, auch abgesehen von ihrem Vorzuge in Bezug auf Helligkeit und die Leichtigkeit der Annäherung, den Vorzug, Sparsamkeit (im Hausgeräthe, wenn nicht im Bauen) mit Eleganz, und Einfachheit mit Würde zu verbinden. Sie ist charakteristisch für die Ordnung, Sauberkeit und Anständigkeit ihrer häuslichen Gewohnheiten.

Sicilien im Herbst 1838.

1. Palermo.

(Fortsetzung.)

Ich eilte nach der Villa Pallagonia — der Accent ruht auf der vorletzten Sylbe — um so schnell als möglich zu sehen und entfliehen zu können. Eine schöne, dichte Allee von Cypressen empfängt den Wanderer. Ihre tröstenden Schatten hören aber nur allzufrüh bei einem kolossalen Steinthor ohne Flügel, welches vier gräuliche, von Blattern zerfressene Mamelucken oder Panduren tragen, wieder auf. Nun beginnt jene, schon von Goethe erwähnte Straße zwischen niedrigen Mauern. Ihre Bildsäulen sind glücklicherweise zur größten Hälfte von der Zeit zerstört worden, und nur hier und da grinst eine häßliche Fratze aus dem Stein hervor. Jene Allee führt geradewegs nach dem Schlosse, einem kleinen, runden Gebäude mit zwei anstoßenden Flügeln. Auf dem Hofe stehen zwei Brunnen in länglich viereckiger Gestalt, auf deren Balustrade plumpe Schäfer, Könige und Flußgötter, oder ähnliche Fratzen neben einander schlafen. Das von Goethe erwähnte Wappen des Hauses Pallagonia, ein Satyr, welcher einem Weibe mit einem Pferdekopf den Spiegel vorhält, habe ich nirgends finden können — das über dem Eingang gemeißelte bildete ganz gewöhnlichen heraldischen Trödel ab. Zu beiden Seiten ziehen sich niedrige Gebäude im Halbcirkel um die Villa, welche theils zu Gesindewohnungen, theils zu Ställen dienen, und ihre Simse sind noch jetzt mit den Ueberbleibseln jener aberwitzigen nur allzuoft genannten Statuen geziert. Bettler auf Krücken, Zwerge, Buckelige, Flöte blasende Affen, zwei-, dreifach verschlungene Drachen, Männer mit Pferdeschweifen, die Harfe spielend, alle ohne den blassesten Humor, verwittert, kaum kenntlich — mit Einem Wort ekelhaft. Das Innere der Villa zeigt zuerst einen runden Vorsaal mit drei Thüren. Ueber der linken steht der sublime Vers: Cangio l'antica interior struttura al gusto di modern' architettura. Sie führt in eine Reihe niedriger Zimmer, dürftig meublirt, wie die eines Chaussee-Einnehmers. Nur in einem derselben sind die lebensgroßen Bilder der fürstlichen Ahnherren und Ahnfrauen auf der Wand gemalt, alle mit Perrnquen und Reifröcken. Der mittlere Eingang führt auf einem Bande die Inschrift: Salvadore Gravina primo di questo nome principe di Pallagonia fratello de fu Francesco Ferdinando fondatore di questi singolari ornamenti. Man tritt in einen geräumigen Gartensalon, dessen Decke mit kleinen blindgewordenen Spiegeln und einst vergoldeten Schnörkeln bedeckt ist, und an den Wänden eine Legion spannenlanger, buntbemalter Figürchen von Kraftmehl, Schäfer, Türken, Matrosen, und was nun dergleichen Kindereien mehr sind, steht. Der dritte Eingang endlich führt das Motto: Specciate in quei cristalli, nell' istessa magnificenza singolar contempla, di fralezza mortal l'imago spessa. Diese absonderliche Magnificenz besteht aus einem ziemlich großen Saal, dessen Decke abermals mit völlig schwarz gewordenen Spiegeln, die Wände mit marmorirtem Glase getäfelt, und von oben bis unten mit Marmorbüsten der fürstlichen Race gefüllt sind. Aber mit welchen! Gesichter, Perrnquen und Steifkragen von weißem Marmor, Gewänder und Barette von schwarzem oder farbigem — die nichtswürdigste Steinmetzarbeit. Der Custode weist zwei mit ächtem Sammt überzogene Sopha als Seltenheit. Das Nebenzimmer zeigt auf kümmerlichsten Papiertapeten die Bilder der Weisen Griechenlands, und unter ihnen Mohammed II. Der trübeste Wahnsinn ist von jammervoller Armseligkeit verdrängt worden.

Erlöst aus dem Pallagonesken Fegfeuer gedachte ich mich an der gerühmten Aussicht vom Belvedere der Villa Valgnernera aus zu erholen — da aber die Excellenza just die Villeggiatura genoß, so war der Eintritt jeglichem Fremden untersagt, und so wandte ich mich denn nach dem Casino des Principe Butera, dem dritten Wunder Bagaria's, zu. Die Gebäude entsprechen vollkommen den bereits durchwanderten; der Garten seufzt unter tausend kleinen Sandstein-Pyramidchen und Väschen, ist dagegen weislich von Schatten gebenden Bäumen frei gehalten worden, und nur die Pfefferstaude wiegt an schwankem Zweige ihre dünnen Blätter im Sonnenbrand. Die wahre Curiosität erwartete mich am Ende des Gartens — die Einsiedelei. In einem halben Duzend enger Kämmerchen waren eben so viel betende, schreibende, lesende Wachsfiguren von Mönchen und Nonnen aufgestellt; ein ausgestopfter, von Motten zerfressener Hund bewachte die Pforte, der Pförtner zog die Glocke, und was nun dergleichen Jämmerlichkeiten mehr waren. Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich mich zu lange bei ihnen aufgehalten habe, und ich würde gern die ganze alderne Mostification mit Stillschweigen übergangen haben, wenn ich nicht die Hoffnung hegte, daß meine wahre Schilderung einem oder den andern meiner Nachfolger vor jener schmählichen Vergeudung eines halben Tages bewahren werde. — Unser Fuhrmann, welcher sich nicht träumen ließ, daß wir Bagaria's Wunderwelt so englisch durchrennen würden, hatte sich unsichtbar gemacht. Die Uneinlichkeit der Kaffeehäuser scheuchte sogar mich, der ich mit den italienischen Schattenseiten so ziemlich vertraut zu seyn wähnte, wieder ins Freie. Ein Feiertag hielt die bettelhafte Einwohnerschaft des Fleckens auf den Beinen. Ein Meer von weißen Zipfelmützen wogte in der einzigen Gasse auf und nieder, und fluthete nach wenigen Secunden auf die Ankömmlinge zu, um sie mit dummfrecher Neugier zu umdrängen, anzustarren, auszufragen. Mein Palermitaner Begleiter, wenig erbaut über mein unverhohlen ausgesprochenes Mißbehagen in jenen Tollhäusern, weihte alsbald mit südlicher Schwatzhaftigkeit die Umstehenden zu Vertrauten

Digitized by Google

seines patriotischen Grams ein, und ein dumpfes Murren der Unzufriedenheit mit dem Verächter durchlief die Reihen. Mir blieb nichts übrig, um die Grollenden zu beschwichtigen, als ihnen in einer zierlichen Rede zu erläutern, wie ich Bagaria für einzig in seiner Art halte, und mein etwaniges Mißfallen lediglich dem seligen Goethe, der mich in April geschickt, gelte. Ob diese Entschuldigung für gültig angenommen wurde, kann ich nicht sagen. Mich erlöste die glückliche Intervention meines Wagens aus den Reihen der verletzten Patrioten, und ich konnte mich rühmen, wenigstens einen frohen Augenblick in Bagaria genossen zu haben, den, an welchem ich die Deichsel Palermo zugewandt sah.

(Schluß folgt.)

Die Stadt Kiew.

(Aus Stephens: Incidents of Travel etc.)

Die ehrwürdige Stadt Kiew oder Kiow steht auf einer großen Höhe, auf dem Kamm eines Amphitheaters von Bergen, die sich schroff inmitten einer ungeheuren Ebene erheben, und wie durch eine seltsame Laune der Natur aufgeworfen sind. Der Styl der Architektur ist wunderbar berechnet, diesen eigenthümlichen Lage Effect zu verleihen, und nach einer trübseligen Reise über die wilden Ebenen der Ukraine stellt sie sich dem Reisenden plötzlich mit all dem Schimmer und dem pomphaften Glanz einer asiatischen Stadt dar. Viele Jahrhunderte hindurch galt sie für das Jerusalem des Nordens, die heilige Stadt der Russen, und lange, ehe man sie erreicht, stellen sich die zahlreichen Kirchen und Klöster dar, welche den Gipfel krönen oder an den Seiten hängen, und mit ihren vielfachen Domen und Thürmen, mit ihren ächt vergoldetn Ketten und Kreuzen in der Sonne schimmern. Die Kirchen und Klöster haben einen großen Dom mit einem Thurm und einem Kreuz darauf in der Mitte, und mehrere kleinere Dome, gleichfalls mit Thürmen und Kreuzen rund umher; diese sind miteinander verbunden durch hängende Ketten, welche so gut vergoldet sind, daß sie nie den Glanz verlieren.

Die Stadt besteht aus drei verschiedenen Theilen: der alten mit ihrer polnischen Befestigung und dem Palaste des Kaisers; der von Peter dem Großen gebauten Veste Peschtschersk mit Gräben und hohen Wällen, und einem Arsenal, das 80 bis 100,000 Gewehre fassen kann; endlich aus dem Podolsk oder Handelstheile, am Fuße des Bergs nach dem Dnjepr hin. Dieser Theil hat 30,000 Einwohner außer einer starken Garnison, die zum Theil aus Kosaken besteht, und ein ziemlich gutes Hôtel. Durch seine Lage vom Verkehr mit Fremden ziemlich abgeschlossen, ist Kiew noch eine ganz russische Stadt, die ihren asiatischen Baustyl rein bewahrt hat, und der alte an den Sitten und Gewohnheiten seiner Väter hängende Russe setzt seinen Stolz darauf, als auf einen Ort, den die Hand der Neuerung noch nicht erreicht hat: unter andern Reliquien der alten Zeit steht hier auch der lange Bart noch in so hohem Ansehen, wie zur Zeit Peters des Großen. Da die Stadt gegen 40 Stunden von der geraden Straße zwischen Moskau und dem schwarzen Meer abliegt, so wird sie von Fremden sehr wenig besucht.

Alterthümer in Frankreich. Das Dorf Espaly, im Departement Haut Loire, das rund um einen ziemlich hohen Felsen liegt, liefert Alterthümer aus der vorrömischen und römischen Zeit, so wie aus dem Mittelalter; aus den beiden letzten Epochen fast nur Münzen, aber aus der ersten Aushöhlungen im Felsen, Waffen und Werkzeuge von Stein und von den mannichfachsten Formen. (Echo du Monde Savant Decembre.)

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BESCHREIBUNG DER STADT ROM

von

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RÖSTELL und L. URLICHS.

Dritter Band:

die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere.

Zweite Abtheilung:

die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen,

oder

der Beschreibung achtes und neuntes Buch, nebst Ergänzung des dritten und fünften.

Mit 3 Lithographien.

gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Der erste Abschnitt enthält die vollständige Herstellung des römischen Forums in dessen verschiedenen bisher wenig oder gar nicht beachteten Epochen. Es ist erstrebt worden, das Bild des wiedergefundenen Forums als einen Theil der Geschichte des römischen Volks und Staates, dessen Mittelpunkt und Spiegel es war, möglichst anschaulich und abgerundet darzustellen. In der zweiten Abtheilung ist das Forum des römischen Volkes mit den gleichnamigen Prachtbauten Julius Cäsars, Augusts, Domitians, Nerva's und Trajans als Eine große, in Hinsicht ihres Umfanges wie ihrer Herrlichkeit weder vorher noch nachher erreichte Anlage zur Anschauung gebracht. Den Rest dieser Abtheilung nimmt das achte und neunte Buch der Beschreibung ein. In beiden befinden sich einige kostbare Reliquien Niebuhrs.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1839.

Die Fahrt nach Konstantinopel.

(Aus dem Tagebuche eines Schweizers. 1831.)

Der letzte Tag Septembers war auch der letzte meines Aufenthaltes in Rußland, — zugleich auch einer meiner vergnügtesten in diesem düstern Lande, und mit wahrem Jubel rief ich ihm das „proschtschai“ (Lebewohl) zu, als ich die Schwelle der Quarantäne in Odessa überschritten hatte, und nun in demselben Augenblicke das gewichtige Thor hinter mir zugeschlagen wurde und der Riegel zuraſſelte, um mir den Rücktritt zu verwehren; — denn jetzt war ich schon compromittirt, d. h. ich gehörte schon in den Bezirk des Lazareths, und hätte nur nach einer langwierigen Purgationsfrist wieder in die Stadt gelassen werden können. Jetzt hörte ich auch schon, um den plötzlichen Uebertritt in eine neue Welt lebhafter zu fühlen, eine neue Sprache, gänzlich verschieden von derjenigen, an der ich bisher so manches Jahr hindurch gewöhnt gewesen: es war mein Schiffscapitän, ein Illyrier, *) der mich auf italienisch willkommen hieß, und sein „ben venuto“ mit einem derben Händedruck und einer heitern, offenen Miene begleitete, die mich gleich für den Mann einnahm, dem ich nun mein Leben auf dem trüglichen Elemente anvertrauen sollte. Ich hatte ihn noch nicht zu Gesicht bekommen, weil ein Kaufmann, an den ich empfohlen war, den Handel in meinem Namen mit ihm abgeschlossen; nun war er hingekommen, um mich mit meinen Effecten in Empfang zu nehmen und an Bord seines Schiffes zu bringen.

Nachdem ich daselbst die nöthigsten Einrichtungen getroffen, stellte mir Capitän Vincenzo Zaffron — so hieß mein neuer Wirth — frei, die wenigen noch übrigen Stunden zu benutzen, um mich auf dem Quarantäneufer zu ergehen. So beschränkt auch dieser Spaziergang war, so gewährte er doch immer einen freiern Spielraum, als das Verdeck der Brigantine; ich stieg also noch einmal ans Land. — Wie ich dem Meeresstrand entlang gehe, sinnend über den Erfolg meines neuen Reiseunternehmens, spült eine Welle einen Körper auf den Sand, zieht sich schnell zurück, und läßt die Bürde liegen. Ich trete näher; es war ein todter Polyp, ein gallertartiger, weißgrauer Klumpen, ungefähr anderthalb Fuß im Durchmesser, noch unförmlicher dadurch, daß ihm Kopf und Füße fehlten. *) Von Organen war da keine Spur zu finden, und doch hatte dieser Körper geathmet und gelebt, hatte also seinen Platz behauptet auf der thierischen Stufenleiter, so gut wie ich. Diese Vorstellung erregte in dem ersten Augenblick einiges Grausen in mir: kann nicht morgen schon, dachte ich, dieselbe Welle mich in demselben Zustand ans Land tragen, und was wird dann meine Hülle voraus haben vor dieser da zu meinen Füßen? Doch, das Leben, das den Leichnam deserte, kann nicht zu Nichts werden, sonst ist keine Stufenleiter gedenkbar, und doch zeigt uns die Natur dieselbe zu deutlich im Sichtbaren, wie im Unsichtbaren, als daß wir daran zweifeln könnten; diese Natur ist unendlich, somit auch ihre Stufenfolge, und damit das Leben der sie bildenden Wesen.

Auch diesesmal erheiterte mich dieser Gedanke, wie er es schon öfters gethan hatte; dazu half noch ein gutes Glas Cyperwein, das ich einige Schritte weiter im Quarantäne-Kaffeehaus fand, nebst Unterhaltung mit lebendigen Geschöpfen, mit Menschen von verschiedenen Ländern, theils Seeleuten, theils Passagieren, die hier nie fehlen, um durch Billardspiel und die gewöhnlichen Genüsse, welche solche Anstalten gewähren, besonders aber durch Tabakrauchen und Mittheilung, die Zeit zu verkürzen, die sie außer Verbindung mit der übrigen, so nahe gelegenen und doch so streng geschiedenen Welt zubringen müssen.

*) Die österreichischen Seeleute gehören beinahe ausschließlich diesem beträchtlichen slawischen Volksstamme an, und sprechen außer ihrer slawisch-illyrischen Muttersprache ein Italienisch, das mit dem Venetianischen dialektische Aehnlichkeit hat.

*) In diesem Zustande findet man gewöhnlich den gestrandeten Polyp, nachdem ihm die übrigen Glieder von den größern Fischen, namentlich von den in jenen Gewässern sehr häufigen Delphinen, weggefressen worden, die dann den verschmähten Rumpf seinem Schicksale überlassen. In diesem Zustande wird dieses in der Levante seiner acht Füße wegen Octopodi genannte Seethier für ungenießbar angesehen, vollständig und lebendig gefangen aber als Leckerbissen und leicht aufzubewahrende Fastenspeise theuer verkauft.

Digitized by Google

Noch besuchte ich den Vorhof des Lazareths, wo mich aber die Wache nicht lange verweilen ließ, kaufte in dem Contumazmagazin etwas Proviant ein, und begab mich, da der Tag sich zu neigen anfing, auf den Rückweg. Auf das mir vorher mitgetheilte Losungswort „woda Navigazion“ *) holte mich die Schaluppe ab, und brachte mich zum letztenmal von russischem Boden an Bord.

Mit dem neuen Monate fing den folgenden Tag auch ein schöner Morgen und ein fröhliches geschäftiges Leben an. An unser Fahrzeug stießen noch andere in großer Zahl, meistens illyrische und griechische — letztere unter russischer Flagge. Neugierig beschauten sich gegenseitig die benachbarten Passagiere, die sich meistens noch nicht gesehen hatten und nicht mehr erblicken sollten; mit feierlichem Tone begrüßte unser Capitän die in der Nähe herumliegenden Collegen und ging dann ans Land, um einige noch mangelnde Schriften zu holen; während seiner Abwesenheit wurden unter lustigem Matrosengesang die Anker gelichtet, und bei seiner Rückkunft, gegen 10 Uhr, die Segel gespannt. Ein frischer Nordostwind schwellte sie an, und brachte uns in einigen Stunden so weit, daß wir nichts mehr als Himmel und Wasser sahen.

Obschon dieses erst meine zweite Seereise war, so empfand ich doch nichts Unbehagliches bei dieser Erscheinung, denn ich hatte ja das so eben verschwundene Land gern verlassen, und freute mich dagegen, bald ein anderes, noch nie gesehenes, schöneres zu erblicken, und zwar um so eher, je mehr ich mich von dem erstern entfernte. Mit gutem Appetite ließ ich mich daher von dem Capitän in die Cajüte rufen, zu dem unterdessen gerüsteten Mittagsmahle, das dießmal noch nicht aus Schiffskost, sondern aus frischem Proviant bestand: eine Fleischsuppe, ein Stück Ochsenfleisch und ein Gericht Kohl, dazu frisches Brod und rother Wein von Gallipoli, der, obschon nicht zu den edleren griechischen Weinen gehörend, trinkbar war; dann kam ein guter Kaffee. Für frisches Obst hatte ich gesorgt, indem ich von dem Bazar in Odessa einen Karren voll der großen süßen Wassermelonen mitbrachte, die von der Krimm dorthin geführt und äußerst wohlfeil verkauft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Sicilien im Herbst 1838.

1. Palermo.

(Schluß.)

Die edelste Sühne für den gegen Sinn und Gefühl begangenen Frevel bietet das Kloster zu Monreale. Die Felsen zur Rechten sind bis oben mit indianischen Feigen bewachsen, die Einfassung der sich dreimal windenden Straße mit der schönsten Aloe. Ein fruchtbares Thal voll Oliveti zieht sich zur Linken von Palermo unterhalb Monreale zwischen den Bergen hinauf. Der Rückblick auf die Stadt und das Meer gewinnt mit jeder Wendung des Weges, und je höher er an den Bergen hinauf führt. Die Klosterkirche von Monreale ist ohne Widerrede die schönste von Sicilien und in ihrer Art unübertroffen. Was die Capella palatina im Kleinen, ist sie im größten Maaßstabe. San Marco in Venedig dürfte ihr den Vorrang in Rücksicht auf seine Kuppeln und schöne morgenländische Bauart streitig machen; in Bezug auf Reichthum steht ihr Monreale gleich, und übertrifft jene Kirche an edler Einfachheit und Reinheit des Styls bei weitem. Das Auge fühlt sich von der Goldgluth, welche das Heiligthum durchleuchtet, geblendet; nur spät erst wird es fähig, die wunderbaren Schönheiten des Einzelnen zu sondern. Das Hauptschiff ruht auf 16 antiken Säulen, deren Capitäle zum Theil ohne Geschmack verwandt, aber fast alle von ausgezeichneter Schönheit sind, obwohl sie aus späterer Zeit stammen. Der Dachstuhl wird von 13 Querbalken getragen, alle reich mit Gold und roth, blau und weißen Ornamenten geziert. Die abschüssigen Dächer der Seitenschiffe sind mit gleichfarbigen, höchst geschmackvollen Rosetten ausgeschmückt. Die Goldmosaik des innern Schiffs zerfällt in zwei horizontale Haupt- und zehn vertikale Unterabtheilungen. Jede stellt eine Scene aus dem alten Testament mit beigefügter lateinischer Inschrift dar. Die Zeichnungen sind oft von ausgezeichneter Schönheit. Ich erwähne beispielsweise nur der ersten auf der rechten Seite, wo Gott den Wassern Leben einhaucht, und der Geist der Fluthen, ein ächt antiker Greisenkopf, aus den Wellen emporsteigt. Ueber dem Haupteingang zerfallen die Gemälde in drei Reihen. Der übrige Raum der Wand bis auf den Fußboden herab ist mit grauem Marmor und rothen Porphyrstreifen getäfelt. Aus dem Bogen, welcher das Chor sondert, schweben zwei höchst anmuthige Engel. Die Hauptkuppel des Chors enthält das kolossale, leider schlecht übermalte Brustbild des Heilands, die beiden Seitencapellen die der h. Paulus und Petrus. Die Seitenschiffe sind nur mit einer Reihe Mosaiken decorirt; sie stellen aber, so wie in den Gewölben der Kreuzcapellen, Scenen aus dem neuen Testament und Legenden dar. Der Fußboden des Chors besteht aus Opus alexandrinum, und eben so sind die Pfeiler und der Bischofsitz gleichfalls von der seltensten musivischen Arbeit. Eben so interessant ist der Kreuzgang des anstoßenden Klosters. Die vier Ecken ruhen auf vier zusammengestellten Säulchen, zwischen welchen 25 Doppelsäulen auf jeder Seite die Bogen tragen. Jede hat eine von der andern abweichende Cannelirung, welche vordem mit Goldmosaik gefüllt waren. Schon die Capitäle legen einen vollgültigen Beweis von der überreichen Phantasie des Baumeisters ab; ein jedes ist verschieden. Phantastische, stets anmuthige Gestalten verschlingen sich in bunter Abwechselung zum Knauf; hier ist es ein Opfersaß, welches das Capital bildet, dort der Kampf zweier Ritter, hier ein Adler mit seltsam gespreizten Schwingen, dort Genien, welche aus Lotosblättern hervorschlüpfen. Und gleich dem Reichthum der Erfindung erregt die zierliche, leider nur allzu oft verstümmelte Arbeit Bewunderung.

Ich erlaube mir, ehe ich von Palermo und dessen Bewohnern scheide, über letztere einige Bemerkungen einzuschalten. Die Verschiedenheit des Palermitaners und Neapolitaners, welche

*) „Navigazion“ war der Name dieses Kauffartheischiffes.

Digitized by Google

gleich beim Eintritt in Siciliens Hauptstadt auffallend entgegentritt, bekundet sich bei längerer Anwesenheit immer deutlicher. Die stets wiederkehrende Pulzinellfratze des Neapolitaners, seine affenartige Beweglichkeit, rohe Sinnlichkeit und größtentheils gutmüthige, für Scherz empfängliche Laune machen dem düstern, verschlossenen Wesen des Sicilianers Platz. Die Gesichtsbildung des letztern ist edler, obwohl nicht ohne häßliche, hämische Züge; in seinem dunkeln, beweglichen Auge lodert unaufhörlich eine unheimliche Gluth, es ist ein Vulcan, der des Ausbruchs harrt. Das laute, lärmende Wesen, jene offenkundigen Huldigungen, welche Pulzinell seinem Abgott, dem Magen, unaufhörlich darbringt, ist dem Sicilianer fremd; er ist nüchtern und kennt in seiner Armuth jene sinnlichen, verfeinerten Genüsse nicht, oder er verschmäht sie und der Reisende empfindet diese Vernachlässigung schmerzlich genug, denn nirgends lebt es sich schlechter als in Sicilien. Er ist vielleicht eben so gierig auf schnellen, mühlosen Erwerb, aber er trägt jene widrige Habsucht weniger zur Schau als der Neapolitaner. Tage sind vergangen, während denen ich nicht einmal angebettelt wurde. Die Schnupftücher sind vor geschickten Handgriffen sicher, und dürfen in Palermo wieder in der Tasche, statt wie jenseits des Meeres in der Huthöhlung, getragen werden. Der Sicilianer betrügt und raubt — aber er stiehlt nicht. Der Einfluß der Geistlichkeit ist unbeschränkt. Ihr oft zügelloses Leben, und all die ärgerlichen Geschichten, welche offenkundig von ihnen erzählt werden, vermögen ihre Macht nicht zu erschüttern. Der Palermitaner ist abergläubisch, und fanatisch für seinen Glauben eingenommen. Jederzeit sucht er den Himmel in sein Interesse zu ziehen; fast jedes Haus trägt die Inschrift: Viva la divina provi-denzia! mit welcher die darauf folgende spaccio di tabacchi oder vino di padrone komisch genug contrastirt. Nirgends finden sich mehr Klöster in einer Stadt gehäuft, als in Palermo. Außer den zahllosen Kirchen und Capellen mahnen die langen, dauchigen, bis oben vergitterten Balcone, welche fast ein Drittheil des Corso einnehmen, daran. Es sind dieß die Schaufenster der Nonnen, deren Zellen oft nur einen Theil des Gebäudes einnehmen, während die untern Stockwerke zu weltlichem (oft sehr weltlichem) Zweck verwandt werden. Oft führen unterirdische Gänge aus entlegenen Klöstern zu den Balconen des Corso; selten werden sie von Neugierigen leer. Der Adel gleicht dem der übrigen Provinzen Italiens, und lebt theils durch Geiz, theils durch den Verfall seiner Vermögensumstände bewogen, in der Zurückgezogenheit. Die Paläste bieten überall denselben schneidenden Contrast der Größe, der Pracht mit Verfall und Schmutz. Elende Bretterverschläge theilen die herrlichsten Säle; die Lambris sind geschwärzt und geborsten, die Meubel wurmstichig, veraltet, die Vorgemächer der Schauplatz der lumpenhaftesten Valetaille. Sogar auf dem Corso findet man quer über die Straße von Balcon zu Balcon Leinen gespannt, auf welchen sich die Leibwäsche des Marchese den Vorübergehenden zur Musterung darbietet. Im Allgemeinen zeichnet sich die vornehmere Classe durch Artigkeit und die seltenste Zuvorkommenheit gegen Fremde aus. Der Charakter als Forestiere ist ihm der wirksamste Empfehlungsbrief. Es genügt an einer süchtigen, im Kaffeehaus angeknüpften Bekanntschaft, um an dem Palermitaner einen allzeit willigen Begleiter und Führer zu finden, um von ihm in seinen Cirkeln eingeführt und in kürzester Frist bekannt zu werden. Geschäftslosigkeit, Neugier und Geschwätzigkeit mögen vielleicht die Haupttriebfedern jenes Entgegenkommens seyn. Nirgends wird wenigstens der Fremde mit mehr und oft lästigen Fragen überhäuft, nirgends schneller in die Geheimnisse seines neuen Gastfreundes eingeweiht. Rücksichtslos erzählt er ihm gleich in den ersten Stunden der Bekanntschaft, um ihn zum Vertrauten seiner Unzufriedenheit mit allen bestehenden Einrichtungen zu machen, namentlich um den Stolz auf seine eigene Nationalität und das eingewurzelte Mißtrauen, den Groll, welchen er gegen die Neapolitaner hegt, auszusprechen. Beide Völker überhäufen einander mit Schmähungen, und beschuldigen sich wechselseitig der Falschheit, des Hanges zum Betruge, und leider, ohne sich allzu großes Unrecht zuzufügen.

Das portugiesische Ministerium und die portugiesischen Colonien in Afrika.

Der Marineminister Sa da Bandeira, dessen ganzes Bestreben jetzt dahin geht, die afrikanischen Colonien in Aufnahme zu bringen, Colonien, durch die allein Portugal den Verlust Brasiliens verschmerzen und wieder zu einem wichtigen Handelsstaate werden könnte, sucht nun erst alles Mögliche hervor, diese besonders für die Gesundheit so verrufenen Länder in einen bessern Credit zu bringen, vorzüglich in der Absicht, Auswanderer, die jetzt zu Tausenden aus Portugal, und hauptsächlich den azorischen Inseln, nach Brasilien ziehen, zu bewegen, ihr Augenmerk auf das in jeder andern Hinsicht so fruchtbare Angola zu wenden, wo alle Naturprodukte in derselben Fülle erzeugt werden können, wie in Brasilien, und wo, ohne eigene Sklaven zu besitzen, es dennoch nicht an Händen zur Arbeit fehlen soll, und zwar für einen solchen Spottpreis, wie nirgends anders in der Welt. Alle Nachrichten, die nun zum Vortheile der afrikanischen Besitzungen, besonders aber der Angola's, sprechen, wodurch Menschen lüstern werden können, ihr Heil daselbst zu versuchen und sich überzusiedeln, läßt Sa da Bandeira veröffentlichen. Kann nur einmal das allgemeine große Vorurtheil gegen dieses Land (wohin nur Verbrecher geschickt wurden, die meistens aus Mangel an regelmäßiger Lebensart und guter Behandlung umkamen) in Hinsicht des ungesunden Klima's beseitigt werden, so würde man bald gewonnen Spiel haben, allein die Erfahrungen sprechen nur gar zu häufig dafür, daß der Widerwille gegen eine Uebersiedelung dahin nicht bloßes Vorurtheil ist, denn ungemein viele Menschen werden im ersten Jahre ihres dortigen Aufenthalts vom Tode heimgesucht, und besonders junge Leute vor ihrem dreißigsten Jahre. Ueberstehen sie dann auch glücklich alle klimatischen Anfälle und kehren in einigen Jahren nach Europa zurück, so wird nachher dennoch manches Jahr vergehen, bevor sie wieder zu einer gesunden Gesichtsfarbe gelangen, denn sie sehen meistens aus wie aus dem Grabe erstanden. Durch die zunehmende Cultur und Bevölkerung civilisirter Menschen kann natürlicherweise ungemein viel zur Verbesserung des Klima's einer Gegend beigetragen werden, wovon man hunderte von Beispielen in Brasilien

Digitized by Google

hat, wo es Gegenden gab und zum Theil noch gibt, die eben so ungesund wie die von Angola sind, wo die Menschen in manchen Jahren wie aergliftete Fliegen dahinsterben, wo auch die Lebendigen eine wahre Todtenfarbe haben, z. B. in den Urwäldern und den Ufern des Rio Doce und den Steppenländern des Rio de S. Francisco. So wie aber daselbst die Landcultur sich ausbreitete, die Bevölkerung zunahm, minderten sich die klimatischen Krankheiten. Dieselben Resultate muß man auch in Angola erwarten. — Vor einiger Zeit ließ der Minister abermals etwas über den Zustand dieses ausgedehnten afrikanischen Landstrichs drucken, den Auszug eines Briefes, den er aus Rio de Janeiro erhalten, und der manches enthält, was dem Gouvernement die Augen öffnen soll, manches, was interessant für die Länderkunde ist. — Ich gebe daher, ungeachtet des Abgerissenen und Unvollkommenen des Aufsatzes, denselben, so wie er abgedruckt ist, in Uebersetzung. — Auszug eines Briefes aus Rio Janeiro vom 28 Januar 1834. „Die Flüsse Quanza, Bengo und Dande (die sich ins Meer ergießen) sind zwar keine Hauptströme, allein in kleinen Fahrzeugen demnach auf große Erstreckungen schiffbar, wenn das Gouvernement dieselben nur von den vielen hineingestürzten Bäumen und Aesten, welche die Flußfahrt hindern und gefährlich machen, wollte reinigen lassen, um dieser Schiffahrt damit den ersten Impuls zu geben. Durchaus nöthig wäre es auch, daß das Gouvernement für Eröffnung von Straßen aus der Hauptstadt nach den Presidiums (Außenwachten) Sorge trüge, die nur sehr wenig kosten würden, denn das ganze Terrain von Angola nach den Presidiums ist eben; es bedürfte weiter nichts, als Fällung von Wald und Gebüsche, so wie einiger Auffüllungen in Sumpfgegenden, um einen mit Karren fahrbaren Weg zu haben. An Arbeitern fehlt es hier nicht, man hat sie beinahe umsonst; für eine Bouteille Branntwein oder ¾ Ellen gedrucktes baumwollenes Zeug und dabei eine magere Kost hat man Arbeiter für eine ganze Woche. Wenn der Taglohn nicht so äußerst wohlfeil wäre, wie würde es denn möglich seyn, mit einigem Gewinn aus dem Innern des Landes und oft 150 Legoas weit (20 einen Grad) Wachs und Elfenbein auf den Köpfen der Neger im Taglohn herbeischleppen zu lassen? Wenn das Gouvernement nur ein Drittel seiner reinen Revenuen des Landes Angola zu solchen Zwecken der Verbesserungen der innern Communication jährlich verwenden wollte, so würden sich die Einnahmen der Provinz gewiß in kurzem verdoppeln. Unsere Presidien im Innern (befestigte Plätze als Außenwachten) sind ruinirt und bedürfen der Ausbesserung und der Besatzungen, um die wilden Stämme in Respect zu erhalten, und wenn nun das Gouvernement überdieß darauf bedacht wäre, einige Colonisten in jedes Presidium zu ziehen, von denen die Neger den Ackerbau erlernten, so würde in kurzem die Ausfuhr von Colonialproducten beträchtlich werden, denn die einen Colonisten würden auch die andern herbeiziehen, die Auswanderungen nach Brasilien, wo ohnedem der Portugiese mit schelen Augen jetzt betrachtet wird, würden ein Ende nehmen. Es gehört aber ferner dazu, daß das Gouvernement den Colonisten die Erlangung von Ländereigenthum erleichtert und besonders das lästige Salzmonopol aufhebt. Die Einfuhr europäischen Fabricaten nach Angola, mit Einschluß von 18 bis Pipen Branntwein, schätzt man jährlich auf 8000 Contos (Thaler), und der größte Theil dieser Producte kommt aus der Branntwein aus Brasilien. — Was würde Portugal nicht gewinnen können, wenn diese Fabricate, die meistens aus Stoffen bestehen, im Lande verfertigt und direct aus Portugal Land geführt würden, da indirect alle diese europäischen Fabr Brasilien dahin gebracht werden. (Der Verfasser des Briefes i außer Acht, daß diese Fabricate aus Brasilien dahin gehen, u Sklaven zu erhandeln, und daß alsbald die Consumtion sich Beträchtliches vermindern wird, sobald alle Ausfuhr von Skl den portugiesischen Colonien gehindert wird.) — Der Grund u des Districts von Benguella ist der geeignetste für den Acker weiden Millionen Stück Rindvieh (gewiß große Uebertreibung, bis jetzt noch nichts davon vernommen). Man zählt unter t sechs verschiedene Species oder Abarten: drei einheimische (wahr rechnet man darunter die Antilopen), die europäische Race, z Racen, die durch die Vermischung der europäischen mit der einh entstanden. (Dieses wäre wohl eine Neuigkeit für die Naturg wenn sich europäisches Rindvieh mit Antilopen paaren sollt Handel mit Häuten und getrocknetem Fleische könnte so wichtig wie der von Buenos-Ayres, Monte Video und Rio Grande silien. Allein auch dieses kann nicht stattfinden, da wo es gehörigen Protection des Gouvernements fehlt, und es hän Alles von der Wahl eines guten Gouverneurs ab, der mehr Beste des Landes, als für sein eigenes besorgt ist. — In Hi Menge Branntwein, die dort consumirt wird, sagt man, daß ungiesische zu theuer sey, um Abgang zu finden, allein man bedenken, daß der portugiesische 20 Grad Stärke habe, der brasi nur 12 Grad, und daß die Kaufleute in Angola auch diesen 2 Grad schlechter machten durch die Taufe mit Wasser, weil d nur schwachen Branntwein liebten, der nicht über 16 Grad hätte; man brauche also nur den portugiesischen starken Br mit der Hälfte Wasser zu versetzen, so würde man ihn auch t feilere Preise liefern können. (Der Verfasser beweist hie schwache Handelskenntnisse, und es ist zu bewundern, wie d vernement solche Aeußerungen nicht gestrichen hat, so wie den Unsinn, daß man die Auswanderung nach Brasilien, die im genen Jahre 12,000 Köpfe betragen, gänzlich verbieten solle.

(Schluß folgt.)

Celtische Alterthümer in England. Kürzlich in dem britischen Museum Originalzeichnungen von drei merkw celtischen Alterthümern niedergelegt, von den (angefangenen, es scheint nicht vollendeten) Bauten zu Stonehenge nicht w Salisbury, von dem ungeheuren Cromleach (Grabdenkmal) Newydd in Anglesea, und dem nicht minder merkwürdigen (franz. Dolmen, Altar) zu Constantin in Cornwall.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 5 u. 6** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** Zweiter Artikel. — **Der Tod der Schönheit.** (Schluß.) — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Forts

In den Blättern für die Kunde des Auslandes [illegible] erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer d [illegible] ganzjährig 9 fl., halbjährig 4 fl. 30 kr., vierteljährig 2 fl. Für Nichtabnehmer, welche das Blatt nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 5 u. 6.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 Januar 1839.

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

Zweiter Artikel.

In der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts zieht der normannische Stamm, und zwar auf zwei Wegen, einem westlichen und einem östlichen, vom Norden nach Süden hin. Die Waräger-Russen, die auf dem Zug nach Konstantinopel den östlichen Weg eingeschlagen hatten, und mit den Slavonischen Stämmen zusammen gestoßen waren, gründen Rußland. Zur derselben Zeit findet ein anderes wichtiges Ereigniß statt: die südwestlichen slawonischen Stämme nehmen nach und nach den christlichen Glauben an. Byzanz und Rom, die sich auf die große Trennung vorbereiteten, machen einander die Bekehrung derselben streitig. Griechenland aber, das die slawonischen Stämme in seiner Nachbarschaft hatte, erlangt hinsichtlich der Volkssprache ein großes Uebergewicht über Rom: zwei gelehrte Griechen, die mitten unter den slawischen Stämmen geboren waren, übersetzen den Bulgaren die heilige Schrift. Bald verbreitet sich diese Uebersetzung auch bei den andern Stämmen, welche den christlichen Glauben angenommen hatten. Die slawonischen Völker, die noch eng mit einander verbrüdert sind, verstehen die Sprache der Uebersetzung leicht und jeder Stamm trägt vielleicht einzelne gewahlte Ausdrücke aus seiner Mundart in sie hinein. Die Mähren nehmen diesen literarischen Schatz zu sich, aber nicht auf lange. Unterdessen wurde die Trennung der Kirche entschieden: den Volkssprachen feind, vertreibt die westlich katholische Propaganda bald den slawonischen Gottesdienst aus dem slawonischen Westen. Allein zu derselben Zeit empfängt Rußland von Byzanz die Taufe, und zugleich mit ihr die bulgarische Uebersetzung der heil. Schrift, die ungeachtet einiger Verschiedenheit der Mundart, ihr vollkommen verständlich ist. — Indem wir auf diese Weise zum Anfang unserer schriftlichen Literatur vorgedrungen sind, können wir drei demerkenswerthe Beobachtungen machen, einmal, daß das Urdenkmal unserer Literatur an sich das heilige Gepräge des Christenthums trägt, und daß wir durchaus keine Sprachdenkmäler aus dem Heidenthum haben, weßhalb denn auch unsre alte Literatur einen rein religiösen Charakter trägt; dann daß zu der Zeit, wo die übrigen slawonischen Länder wegen fremder Einflüsse ihren ersten literarischen Schatz von sich wiesen, Rußland, dazu bestimmt, mit der Zeit eine bessere und vollkommene Blüthe der slawischen Welt darzustellen, dieses Heiligthum der gemeinsamen slavonischen Sprache bei sich aufnimmt und bewahrt, und endlich daß wir im Anfang unsrer Literatur einen wunderbaren Vorzug vor allen Völkern des Westens haben. Betrachten Sie die romanische Sprache der westlichen Stämme in dem Vertrag von Straßburg im Jahr 812 zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen. Welches rohe Chaos! Welches ungeschickte Lallen! Lesen Sie dagegen einige Seiten aus dem Ostromir'schen Evangelienbuch, dessen Text wahrscheinlich dem Text des 9ten Jahrhunderts nachkommt: welche schöne Reinheit und Regelmäßigkeit! Die Deutschen lesen erst im 16ten Jahrhundert die Bibel in ihrer Sprache, was sie ihrem Reformator Luther verdanken, wir aber konnten schon im 9ten Jahrhundert, in einer Sprache, die beinahe die unsre war, die göttlichen Schönheiten der heiligen Schrift empfinden. Welch' ein großer Vorzug!

Im 10ten Jahrhundert wird die Bekehrung Rußlands vollendet. Byzanz hob es aus der Taufe, und gab als Pathengeschenk der ersten Bildung derselben seinen Charakter. Ueberall, wo der Same des Christenthums hinfiel, reiften die Früchte desselben schnell. Einige bezweifeln, ob auch in diesem, ihrer Meinung nach barbarischen Zeitalter Nestors Annalen entstehen konnten. Zu einem der stärksten Gegenbeweisen wider diese Meinung dient, daß dasselbe Jahr, und zwar 1056, wo das ostromirow'sche Evangelienbuch geschrieben wurde, zugleich das Geburtsjahr unsers ersten Annalisten ist. — Seine Chronik trägt hinsichtlich der Form dieselben Spuren byzantinischen Styls wie die Kathedrale zur heil. Sophie in Kiew mit ihren alten Mosaiken. — Im 11ten Jahrhundert bricht jener erste reine Strom der Volkstradition hervor, der dann im Verlaufe

der ganzen alten Periode immer breiter wird. — In demselben Jahrhundert entstehen durch die Feder derselben Annalisten die Leben der Heiligen, deren Zahl auch zugleich mit der Entwickelung des alten Rußlands wächst und dann als eine unermeßliche und großartige Sammlung unter der blühenden Feder des fleißigen Demetrius von Rostow erscheinen.

Das 12te Jahrhundert zeigt schon die volle Blüthe des byzantinischen Einflusses. Die Denkmäler des Schriftenthums werden in diesem Jahrhundert schon häufiger. Die Staats- und religiöse Chronik (Leben der Heiligen) werden fortgesetzt. An diese letztere schließt sich die Erzählung von der Pestscherschen Kirche, voll poetischen Glaubens. Die Wanderung Daniel Palomik's nach Jerusalem zeugt von religiösem Eifer und ist für diese Zeit ein rühmliches Unternehmen. In der Zeit als ganz Europa mit vereinten Kräften nach dem Grabe Christi zieht, vollbringt in unserm Rußland, das Fehden von innen und die Unfalle der Polowzer von außen schwächen, ein einziger Mönch einen friedlichen Kreuzzug! — Wir haben im 11ten Jahrhundert einen Annalisten gesehen; im 12ten zeigt uns die Kirche einen Kanzelredner in Cyrill Turowski. Eine Staunen erregende Beredsamkeit, wie wir sehen werden; aber dieses Wunder unserer Literatur des 12ten Jahrhunderts gehört zu den vielen Wundern, welche die christliche Religion hervorgebracht hat. Alle diese Denkmäler unsrer alten Literatur, die das Gepräge einer religiösen Richtung tragen, zeigen uns die Mittel, durch welche der christliche Glaube damals einen so mächtigen Einfluß auf die Herzen unsrer Vater gewinnen und den Prüfungen widerstehen konnte, die Rußland erwarteten. Zu diesem Jahrhundert gehören auch die ersten Erzeugnisse weltlicher Schriftsteller. Die Lehren Monomachs sind ein Gemälde der Denkart und Sitten des Zeitalters. Das Lied vom Heereszuge Igors, das den Uebergang vom 12ten ins 13te Jahrhundert bildet, und in sich den ganzen Farbenglanz der Poesie vereinigt, ist von jenem ungeheuchelten trüben Gefühl erfüllt, welches in Rußland zu einer Zeit herrschen mußte, wo es seine ganze Kraft in den Fehden erschöpfte, und wo die Polowzer schon Vorläufer des Einfalls der Mongolen waren.

Wunderbar sind die Wege, auf welche die Vorsehung Rußland seiner Größe entgegengeführet hat! Indem sie unserm Vaterlande diese Prüfungen bereitete, hatte sie in demselben den Samen der christlichen Lehre nicht nur ausgestreut, sondern ihm auch Gedeihen gegeben, und die Einheit der gottesdienstlichen Sprache mußte zu diesem Ziele mitwirken. In dieser schweren Zeit des Joches der Barbaren, als jede politische Einheit Rußland fremd blieb, erhielten sich Religion und Sprache in ihrer Reinheit, und unterhielten eine Art von Einheit unter dem getheilten Volk und Staat. Rußland betete zu dem Gott der Christen — ganz Rußland betete in Einer Sprache zu ihm. In der Literatur sind die Spuren von dem Einfluß der Tataren beinahe unsichtbar: einige Wörter nur blieben in der Sprache zurück und weiter nichts.

Merkwürdig ist die literarische Unfruchtbarkeit des 13ten Jahrhunderts, besonders im Vergleiche mit dem glänzenden 12ten, in welchem die von Byzanz erhaltene Bil rasch entwickelte. Die Erschöpfung des Volks spie der Unfruchtbarkeit der Literatur ab. Im 14ten finden wir ein thätigeres Leben sowohl in dem E der Literatur. Der Gedanke an die Befreiung vo joche erwacht, und zugleich mit ihm ward der Gedanke an bildung lebendig. Cyprian, zuerst Metropolit darauf von Moskau, tritt als der erste Beförde auf und erneuert unsere unterbrochene Verbind südwestlichen slawonischen Welt, von wo wir die A mäler des Schriftenthums empfingen. Am Ende hunderts erfolgte unter Gregor Samblak, dem von Kiew, die vollständige Theilung der Kiew'sch von der Moskowischen, ein durch seine Wirkunge die Bildung Rußlands als auch auf die Literatur ges Factum. Diese Theilung bereitete die Bil Mittelpunkte, eines nördlichen und eines südlich welche sich die ganze spätere Entwicklung Rußland Zeit Peters des Großen bezieht.

Das große Unternehmen Demetrius des der einzige Religionskampf, den Rußland damals konnte, hat in der Erzählung von der Schlacht Ma literarischen Ausdruck gefunden. Karamsin se hung vieler russischen Lieder in die Zeit der Tata und leitet daher ihren schwermüthigen Charakter beziehen sich viele historische Lieder in der Sa Kirscha Danilow auf die Tatarenzeit, allein in den russischen Liedern, so wie in denen eines jed Ablagerungen vieler Jahrhunderte, die sogar Wladimirs hinaufreichen. Daher ist am Schluß alten Periode unsrer Literatur der Ort von den dern zu reden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Triumph der Schönheit

(Schluß.)

Darauf sprach Zerubabel: eure Kunst
Erwerbe sich des Weltenherrschers Gunst!
Besingt den Wein, besingt des Königs Macht;
Ich wähle mir des Weibes Reiz und Pracht.
Den Sieger in dem Wettstreit unsrer Töne,
Gerecht ist's, daß Darius selbst ihn kröne.
Der Purpur hülle seine Glieder ein,
In seinem goldnen Becher funkle Wein,
Ein goldnes Lager sey sein Ruhebette,
Es schmücke seine Brust die Ehrenkette,
Sein Haupt der schönste Turban, und ein Wag
Soll über Babels Mauern stolz ihn tragen;
Zu sitzen auf dem Thron sey ihm erlaubt,
Er sey geehrt als ächtes Fürstenhaupt!

Auf ihre Lieder emsig nun sie sinnen,
Und harren ängstlich auf des Tags Beginnen.

Digitized by Google

Der Morgen kam; die Flöte erklang so scharf,
Es tönte Horn, Posaune, Laut' und Harf'.
Durch Babels heitre Straßen strömt die Menge
Und füllet den Palast im Festgepränge.
Darius thront in goldenem Geschmeide,
Apama prangt an des Monarchen Seite;
Sie lächelt hold und setzt mit süßem Hohn
Auf ihrer Stirn des Königs heil'ge Krone;
Sein heitres Aug' auf ihrer Schönheit ruht;
Er billigt was sie spricht und was sie thut.

Der Herold ruft jetzt mit Trompetenschalle
Die Sänger in die reichgeschmückte Halle.
Es schweigt der Lärm; die Menge steht und lauscht,
Und des Hebräers Laute leise rauscht:

Wann der Wanderer, der am Tage
Trug des Wegs Hitz' und Plage,
Abends vor dem Nebel bebt,
Welcher feuchtkalt ihn umschwebt;
Wann er traurig in der Ferne
Blinken sieht der Heimath Sterne,
Und aus traulicher Kamin
Denkt, wo Stunden froh entflihn;
Wann der Gattin Bild erscheinet,
Die um den Entfernten weinet:
Dann werd' ihm der schäumende Becher gereichet!
Die Serie verjüngt sich; der Kummer entweichet;
Die Sorge verschwindet; nicht mehr sie drückt;
Erst hatt' er geweint; jetzt wird er entzückt;
Denn Freude wird die trübe Stirn umkränzen
Und durch die Thräne wird Entzückung glänzen.

Wann der Bettler gramgebeugt
Abends matt nach Hause schleichet,
Und von Sorgen ringsbedrängt
An die Morgenarbeit denkt;
Wann er sich mit seinem Kummer
Legt aufs harte Bett zum Schlummer
Und der Kinder Wimmern hört,
Daß es seine Ruhe stört,
Weil sie noch mit lauten, bangen
Klagen von ihm Brod verlangen:
Dann werd' ihm der schäumende Becher gereichet!
Die Serie verjüngt sich; der Kummer entweichet;
Der edle Saft mit zaubrischer Macht
Umgiebt ihn mit Hoheit und fürstlicher Pracht,
Befreit sein Herz von seinen bittern Klagen
Und gibt ihm Muth und freudiges Behagen.

Wann bei schwacher Abendhelle
In des Kerkers enger Zelle
Ein Gefangner einsam weint,
Daß kein Retter ihm erscheint;
Wann der Sonne Strahl verfluket,
Welcher oft ihm Trost gewinket,
Und die Phantasie vielleicht
Ihm der Heimath Trümmer zeigt;
Wann er träumt, daß seine Fluren
Tragen noch des Krieges Spuren:
Dann werd' ihm der schäumende Becher gereichet!
Die Seele verjüngt sich; der Kummer entweichet;
Der Becher mit schönern Gedanken ihn füllt;
Die Thräne vertrocknet; die Klage sich stillt,
Und Wonne wird die Abendstund' umschweben
Und den Gefangnen aus der Haft entheben.

Wann der Sorgen schwere Bürde
Drücket des Monarchen Würde;
Wann er fern von eitler Pracht
Fühlt die Pflichten seiner Macht,
Daß das Volk auf ihn nur schauet,
Ihm in Freud' und Leid vertrauet;
Wann aus seinem gnäd'gen Blick
Strahlt dem Reiche Fried' und Glück,
Oder wann sein Zorn erglühet,
Tod und Elend ringsum sprühet:
Dann werd' ihm der schäumende Becher gereichet!
Die Wuth entflieht und der Zorn entweichet;
Er fühlet nicht mehr des Reiches Gewicht;
Er führt nicht mehr die drückende Pflicht.
Hat seinen finstern Grimm der Wein vertrieben,
Wird stets das Volk den milden König lieben.

Die Laute schwieg; es schwieg des Liedes Schall,
Und stürm'scher Beifall tönt' als Widerhall.
Den Dichter jede Zunge laut erhob,
Auf jeder Wange malte sich sein Lob.

Der zweite Sänger kam, in kühnern Weisen
Des Perserkönigs Herrschermacht zu preisen:

Wie kann der Sorgen schwere Bürde
Ermüden des Monarchen Würde?
Ihm ist es gleich, ob Leid' ihm lacht
Und seine Völker glücklich macht;
Ihm ist es gleich, ob Kriegeswuth
Auf blut'gen Feldern triumphirend schreitet,
Und über tausend Leichen gleitet
Sein Siegeswagen in des Feindes Blut.
Rings tobe Sturm! Von seinem Throne
Entscheidet ihn der stärkste Donner nicht,
Und selbst des wilden Blitzes rothes Licht
Gießt einen höhern Glanz auf seine Krone.

Wo ist der Mann, den nicht mit Stolz erfüllt
Sein eigner Leib? der nicht mit Ehrfurcht preist
Der Gottheit kleines Ebenbild,
Den unerforschten Menschengeist?
Für ihn nur träufelt süßen Segen
Der Frühlingswolke milder Regen;
Ihm reift der goldne Herbst entgegen
Und ladet ihn zu reichem Schmaus;

Digitized by Google

Ihm wächst die Frucht, ihm schäumt der Rebe Blut.
Er spannet seine Segel aus,
Schnell trägt die Luft ihn auf der Meeresfluth.
Die Winde müssen seine Diener werden;
Er denkt und handelt wie ein Gott auf Erden.

Wo ist der König, der nicht stolz bekennt,
Daß diesen Gott er seinen Sklaven nennt?
Schwach wird der Mächtge aus der Majestät;
Der Kluge, wie der Tapfre zitternd steht
Und naht dem König kaum mit Angst und Zagen,
Und kann nicht seines Herrschers Blick ertragen.
Sie lauschen seinem Odem stets mit Beben;
Sein Zorn ist Tod, sein Lächeln ist das Leben.

Warum verläßt der Landmann seine Hütte,
Wo in der Seinen einsamtrauten Mitte
Ihn Weib' und Liebe freundlich angeblickt? —
Auf ihn sein zagend Weib ergeblich blickt
Mit Thränen netzend ihres Gatten Wangen
In einem letzten, schmerzlichen Umfangen;
Am Busen hängen ihm die süßen Kleinen
Und weinen, weil sie sehn die Mutter weinen;
Den Vater hält der Kinder Arm zurück.
Was kümmert ihn des Kriegs Geschick?
Was kümmert ihn der ferne Feind? —
Sowie der Morgenstrahl erscheint,
Er schon bei seiner Arbeit steht;
Und sieht er dann den Abendschein,
Schläft froh in seiner Hütt' er ein....
Der König ruft; der Landmann geht,
Verläßt sein Haus, für das er schafft und webt;
Der König ruft; der Landmann kämpft und stirbt.

Was breitet jener Festung Wall mit Trutz
Hin übers dunkle Feld den langen Schatten?
Was ruft der Priester, ohne zu ermatten,
Das ganze Heer der Göttter an zum Schutz?
Vergeblich ist das Bollwerk, ist der Thurm;
Vergeblich reicht die tapfre Jugend dar
Das Bollwerk ihrer Brust der Feindesschaar.
Umsonst krümmt sich, wie ein zertretner Wurm,
Die Jungfrau in des Kriegers blut'gen Armen
Und schreit umsonst zum Himmel um Erbarmen!
Zertrümmert von der Feinde rauher Hand
Sind rings die grauen Thürm' im öden Land.
Die Prachtpaläste sind in Staub zerfallen,
Und hohes Gras wächst in der Fürsten Hallen,
Und durch den öden Raum nur Geistertöne schallen.

Froh schwanken durch das Schlachtgefild
Die Sieger jetzt mit Speer und Schild.
Im Morgenlüftchen ihre Banner wehen;
Auf ihren Schilden glänzt der Sonne Strahl,
Der Tag wird heller durch der Helme Stahl
Und weithin tönt der Kriegslärm durch das Thal.

So weit das Aug' im Schmerz vermag zu sehen,
Erblickt es nur des Schreckens düstres Grauen.
Ach! nicht vergeblich hoch die Geier schauen
Herab auf Leichenhaufen in den Auen.
Doch laut ertönt in des Feldherrn Haus
Das Siegeslied bei Festgelag und Schmaus.
Der Wandrer wird erstaunt nach vielen Jahren
Auf wüstem Kampfplatz von der Feinde Schaaren
Die bleichen Beingerippe noch gewahren.

O Herr der Erde! deinem Ruhm
Errichten wir kein Heiligthum,
Kein Opfer braucht für dich zu bluten;
Kein Altar brennt für dich mit heil'gen Gluthen.
Dir flammet nur der Brand der Städte;
Dein Altar ist des Sieges Stätte.
Es bietet sich aus freiem Triebe
Der Mann als eignes Opfer willig dir;
Er opfert selbst dir seine Liebe,
Auch Glück und Frieden opfert gern er dir;
Als Sklave lebt, als Sklave stirbt er dir.

Die Laute schwieg; es schwieg des Dichters Sang.
Die Menge rief: „Der König lebe lang!"
Ein Jubel klang, wie einst, als Roma wallte,
Daß Griechenland nun wieder frei seyn sollte.
Das falsche Wort entzückte nah und fern;
Die Griechen glaubten ihrem falschen Herrn.
In jeder Brust erglamm der Freiheit Gluth,
Aus jeder Stimm' ertönte Lust und Muth;
Ihr Freudenruf durchbebte rings die Luft
Und drang durch Meer und Land, durch Thal und Kluft.
Solch Jauchzen durch des Königs Halle flog;
Es tönte rings: — „Darius lebe hoch!" —
Die Sklaven warfen stumm aufs Knie sich nieder,
Laut priesen die Satrapen den Gebieter.
Mild lächelnd schaut' er jetzt von seinem Thron,
Und schon erwog sein Stolz des Sängers Lohn.

Jetzt sehn sie Zerubabel näher schreiten;
Schnell auf Apama ließ den Blick er gleiten.
Apama liebte dieses Sängers Lieder;
Sie neigt sich hold und lächelt auf ihn nieder:
Gesenkten Auges schüchtern jetzt er stand;
Dann rührt die Saiten leise seine Hand.
Was färbt so roth des Kriegers Wange?
Was macht so finster ihn und bange?
Warum eilt schüchtern er zurück,
Warum so scharf, doch trüb sein Blick?
Einst bot sein Haupt er kühn dem Tode;
Nicht rückwärts schaut' er, was auch drohte;
Nicht bleichte Furcht sein Angesicht;
Er kämpfte wild und wankte nicht:
Doch Angst jetzt sein Busen trübet,
Der Krieger fürchtet, weil er liebet.

Digitized by Google

Warum sitzt oft und gern allein
Der Jüngling in dem düstern Hain?
Warum eilt aus der heitern Mitte
Der Freund' er oft mit flücht'gem Schritte
Und sucht die düstre Einsamkeit?
Hier sitzt er schweigend gern, und weit
Fliegt seine Seel' in ferne Räume.
Er denkt mit Wonne seiner Träume,
Und flieht die Welt, die ihn betrübt,
Und denkt der Einen, die er liebt.

Ja, König, du bist hochbeglückt,
Nicht weil der Rebe goldnes Blut
Dein Herz erfüllt mit Kraft und Muth;
Nicht weil dein Auge Hoheit blickt,
Nicht weil dir Völker beben deinen Winken
Und vor dir, ihrem Gotte, niedersinken.

Oft wann der König sitzt allein,
Tritt Sorg', ein finstrer Gast, herein;
Nur kurze Freuden gibt der Wein;
Der Purpur auch nicht stets entzückt;
Doch, König, du bist hochbeglückt,
Weil dir der Himmel, der so hoch dich stellte
Ayamas süße Liebe zugesellte.

Er nennet oft in sel'ger Wonne
Sie seines Lebens höchste Sonne;
Er ist von ihrem Reiz entzückt,
Er blickt und seufzt, und seufzt und blickt.
Ayama nimmt mit süßem Hohne
Von seiner Stirn die heil'ge Krone;
Der Augen Gluth, der Reize Macht
Verleiht der Krone höher Pracht.
Darius sieht es mit Entzücken
Und lächelt ihr mit gnäd'gen Blicken.

Er schwieg; und schweigend noch die Menge lauschte,
Als ob des Liedes Zauberton noch rauschte.
Dann flog, wie Sturmwind rüttelt an dem Thor,
Des Beifalls Donnerstimme laut empor.
Darius lächelt, und auf sein Geheiß
Gewann des Weibes Lob des Liedes Preis.

Noch schwieg die Menge still; doch nicht zum Throne
Der Sänger blickt nach dem verheißnen Lohne;
Mit höherm Roth sich seine Wange malt;
Ein stolzrer Blick aus seinen Augen strahlt;
Zum Himmel schaut er ohne Furcht und Bangen
Und mächt'ge Töne aus seinem Mund erklangen:

Ueatte, ew'ge Wahrheit, höre nun
Ein Lied, ein höhres Lied von deinem Barden,
Gerechte, Gü'ge, Mächt'ge, Freundin, Mutter,
Du All im All! — Des Weines Purpurblut,
Des Königs Macht, des Weibes Zauberreiz,
Dieß sollten wir nun preisen? — Die ihr sitzt
Beim Wein, und in der süßen Abendstunde
Den frohen Becher füllet, denkt an den,
Durch dessen milden Thau, und Sonn' und Regen
Der Erde Früchte reifen und gedeihn! —
Verehre du den Schöpfer und Erhalter,
Der du vom Throne über Tod und Leben
Gebeutst, wenn der Herr die Macht gegeben;
Du sollst vor Gottes Thron abliegen einst
Genaue Rechenschaft! — Ihr, die ihr blickt
Verwundernd auf der Schönheit Zauberreiz,
Blickt hin mit Lieb', und Schönheit liebend, lernt
Mit Abscheu meiden, was des Geistes Aug
Als häßlich sieht; denn so nur wird die Liebe
Zum Quell des Guten dringen. — Gott der Wahrheit,
Allmächt'ge, Allgerechter! Schande wär's,
Wenn ich den Sang, des Himmels schönste Gabe,
Nicht wollt' ausströmen zu der Wahrheit Preis,
Der ew'gen Wahrheit, der Gerechtigkeit,
Der Allmacht und der allgemeinen Liebe!
Solch Lied erhebt den Geist zu hohen Bildern;
Solch Lied entführt der Guten sel'ge Geister,
Ein schönes Opfer, in des Himmels Zelt!

Noch bebte fort des Liedes letzter Ton,
Als froh der König sich erhob vom Thron.
Nach Worten sann er, und erhob die Hand,
Daß ahnungsvoll die Menge schweigend stand.

Gerecht dann sprach er in der Hörer Kreis:
Dein, Zerubabel, sey des Liedes Preis!
Der Purpur hülle deine Glieder ein,
In deinem goldnen Becher funkle Wein;
Dir goldne Ehrenkett' und meine Gunst,
Dieß sey der Lohn für deine hohe Kunst;
Am Thron zu sitzen sey dir jetzt erlaubt;
Ich ehr' in dir ein ächtes Fürstenhaupt!
Doch hierdurch nicht allein wirst du geehrt;
Begehre, was du willst, es sey gewährt!

Er rief: Jerusalem liegt noch in Trümmern!
(Und heiße Thränen schnell im Aug' ihm schimmern.)
Die Säulen unsers Tempels sind gefallen,
Geschändet sind des Gotteshauses Hallen;
Auf fremder Erde lebt des Landes Sohn,
Sein Loos ist Sklavendienst und bittrer Hohn.
Er lebet freudlos zwischen Angst und Tod
Und ißt mit Thränen nur sein täglich Brod.
O König, größter, gnädigster Gebieter,
Errichte die gestürzten Mauern wieder,
Das Gotteshaus gib uns und unsren Reben;
Laß frei uns leben und in Frieden streben!

Er schwieg. — So kam es, daß des Weibes Lob
Jerusalem vom Staube wieder hob,
Des Königs Wink zur Gü'r und Gnade lenkte
Und Gottes heil'gem Volk die Freiheit schenkte.

Adolph Bäckruhaupt.

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortsetzung.)

Eine Abänderung des Bestehenden findet der Reviewer unthunlich, theils weil es an den zu einer Reorganisation erforderlichen Geldmitteln fehlen würde, theils weil sich, wenn nicht die Kirche mit ihren Dienern sich der Universitäten annähme, schwerlich genug tüchtige Lehrer finden würden: „Wenige, sehr wenige Menschen betreiben die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, ohne den Sporn der Selbstsucht, nehme sie nun diese oder jene Gestalt an; und diejenigen, die es wirklich thun, sind gewöhnlich von so schenem oder krankhaftem Charakter, daß ihre Leistungen selten zur Belehrung Anderer dienen. Welche Belohnungen will die Welt stiften, um den Fleiß zu erwecken und zu unterhalten, der jetzt in einer sehr großen Anzahl von Männern durch Vermittlung der Kirche genährt wird? Belohnungen durch Geld können die Bessern und Weiseren nicht locken. Oeffentliche Aemter können nicht genug geschaffen werden, und würden nach Gunst vertheilt werden. Zwar der öffentliche Beifall und die Schmeicheleien der Gesellschaft scheinen heutzutage der höchste Gegenstand des Strebens bei literarischen Arbeiten zu seyn, und sie haben auch jederzeit viel gewirkt. Aber die so erzeugte Thätigkeit gleicht, statt das ruhige, uneigennützige Arbeiten redlicher Geister an Werken von wirklichem Nutzen und Segen zu seyn und die edelsten Schätze aus Tageslicht zu fördern, den erzwungenen Verzerrungen und Verrenkungen eines Hanswursts auf der Bühne, oder der versteckteren Liederlichkeit einer andern Kunst, welche den schlechten Neigungen als Kupplerin fröhnt. Sie wird nicht mit ihren Studien sich dahin wenden, wohin die Blicke Weniger gerichtet sind, und keine Bücher herausgeben, wo keine lärmende Coterie da ist, sie zu lesen und zu preisen — und daher wird sie nie hervorbringen, was der Zeit am meisten noth thäte, Wahrheiten, die höher sind als sein niedriger Flug, und Speculationen, größer als seine Fassungskraft. Ihr höchstes Glück ist: der Beifall der Menge, und daher wird sie einer herrschenden Gesinnung wohl folgen und sie bestärken, aber nie ihr Widerstand leisten. In dem Geist serviler, schmachvoller Schmeichelei gegen Andere, um selbst Schmeichelei wieder zu ernten, werden die Schriftsteller darnach trachten, die Welt zu ergötzen, wie ein dürftiger und abhängiger Mann das verzogene Kind eines reichen Patrons hätschelt. Alle ernsten und unwillkommenen Wahrheiten werden sie unterdrücken und die Presse mit Frivolitäten überschwemmen. Novellen — keine moralischen Gemälde, sondern schwächliche, schimmernde und sündhafte Caricaturen des Lebens — die verderbliche Tragödie einer falschen Sentimentalität oder die noch verderblichere Tragikomödie einer Burleske, welche alles Wahre und Gute in einem Durcheinander von Leichtsinn und Ernst vermischt — das wird das Anrecht geben auf nichtige Bewunderung, und die Summe dessen seyn, was für Literatur gilt. Wenn je bessere Gefühle angesprochen werden, so wird es nöthig seyn, sie zu einer unnatürlichen Aufregung zu steigern. Wenn ernstere Gegenstände berührt werden, so werden sie popularisirt und herabgezogen und überfirnißt, damit keine Anstrengung nöthig ist, und die Leser gleichsam in die Weisheit hineindetrogen und wider Willen weise werden. Da der Schein der Wissenschaft doch immer gewahrt werden muß, werden Stücke und Fetzen von Wissen und Kenntniß aus allen Enden und Orten zusammengestoppelt; alle Bücher werden aufgeschlagen und keines gelesen; an allen Wissenschaften wird gekostet und keine studirt. Und da die so zerrissenen und zerstückten Kenntnisse nothwendig verdorren und verwelken müssen, steht, trotz des ungeheuern Birnamer Waldes von literarischen Männern, der sich zu erheben scheint, doch der wahre Baum der Wissenschaft kahl und nackt da und seine Wurzeln sterben. Die gesammte Literatur der Zeit legt hievon Zeugniß ab — diese Literatur, die, wie all unsere übrigen Künste, erzwungen, leichtfertig und eingebildet ist, eben so oberflächlich als vielgestaltig, und eben so nutzlos als anmaßend — das bloße Echo der Gesinnungen des großen Haufens, und nur durch die noch haftende Güte und Tüchtigkeit unsers alt englischen Charakters und unserer Christlichkeit davor bewahrt, daß sie nicht so gräßlich und nichtswürdig wird, wie die literarischen Schulen Frankreichs."

Noch eine bemerkenswerthe Stelle heben wir aus: „Bei all ihrem äußern Glanz sind vielleicht die Männer der Literatur und Wissenschaft — diejenigen nämlich, welche außer der Literatur und Wissenschaft keinen Gedanken, keine Hoffnung, kein Ziel haben — der allerunglücklichste und verderblichste Theil der Gesellschaft. Die Wahrheit selbst, wenn man sie nur um ihrer selbstwillen sucht, wird uns zuerst von unsern täglichen Pflichten und unsern natürlichen Empfindungen und Gefühlen ablenken, und uns dann, ermüdet und getauscht, im Stich lassen. Wenn wir uns dem gewöhnlichen Leben entziehen und uns zu viel mit, an sich zwar unschuldigen, Speculationen beschäftigen, so tritt beinahe immer eine Reaction ein, in welcher der Körper seine Rechte wieder geltend macht, und uns eben so viel in die Tiefe hinabzieht, als wir uns vorher zu hoch erhoben. — Und selbst wenn solche Menschen frei sind von gröbern Lastern, so existirt doch ein sehr wahrer, wenn auch strenger Codex der Sittlichkeit, wornach die Einbildung, die Selbstsucht und der Hochmuth eines ruhmsüchtigen Mannes eine nicht kleine Sünde ist, welche keine leichten Strafen drohen, und zwar meist von der Hand eben der Gesellschaft, nach deren Beifall man so gegeizt hat." — „Wenn der Staat meint, es gebe, und werde immer Leute genug geben, welche aus freiem eigenem Antrieb an der Anhäufung der Kenntnisse und Förderung der Wissenschaft arbeiten, und diese freiwillige Industrie werde hinreichen, einen Schatz zu unterhalten, der unter die Nation vertheilt werden soll durch bloße Miethlinge, — so wird sich der Staat bitter getäuscht sehen — getäuscht mittelst jenes heillosen Trugschlusses, der jetzt beinahe als ein Axiom der Gesetzgebung gilt: daß die Production und der Vorrath sich immer der Nachfrage gleichstelle, und die Nachfrage immer im Verhältniß stehe zu dem wahren Bedürfniß der Consumenten. Eine gesunde Moral! eine treffliche Philosophie! die keinen Unterschied anerkennt zwischen der Seele des Menschen und seinem

Digitized by Google

Leid, und die da glaubt, der Unwissende fühle sich unglücklich in seiner Unwissenheit, und der Lüderliche grämr sich über seine Lüderlichkeit, so wie drr Kranke den Schmerz fühlt und der Hungrige nach Nahrung schreit. Seyen wir versichert, daß keine Nation nach Unterricht in wahren und nützlichen Kenntnissen je verlangte, als bis man ihn ihr zuerst aufdrängte. Verwechseln wir nicht das elende Geschäft, der Phantasie eines Volkes als Kuppler zu dienen, mit der hohen und mühsamen Aufgabe, sie auf dem Pfad der Wahrheit emporzuführen. Selbstsucht, Laune, Schmeichelei oder Geld wird Sklaven genug miethen für jenes, aber es werden sich keine Männer finden, die sich für letzteres in undankbaren und verachteten Bemühungen aufopfern, wenn sie nicht eine Hoffnung voll Unsterblichkeit in sich tragen."

Hören wir endlich noch E. L. Bulwer sich aussprechen über den Werth der englischen Universitäten und welche Wünsche er in Betreff derselben hegt, in seinem Buch: England und die Engländer. Er findet die bestehenden Einrichtungen in vielen Stücken höchst verderblich und ungenügend, und klagt sowohl über die höchst aristokratische Einrichtung der Universitäten — ganz erklärlich daraus, daß die Geistlichkeit und Kirche so ganz abhängig ist vom Adel und unter dessen Patronat steht — theils darüber, daß es auf ihnen ganz an wissenschaftlicher Regsamkeit und an Fortschritt fehle. Es sind nämlich auf denselben keine eigentlichen, vom Staat dotirten Lehrstühle, ja es findet nicht einmal eine freie Concurrenz von Professoren oder Privatdocenten statt, sondern jedes Collegium, unter Privatlehrern stehend, hat seine Anzahl Studenten, die an seine Lectionen gebunden sind. Diesem Mangel abzuhelfen, dringt Bulwer mit größtem Nachdruck auf Fundirung von Lehrstühlen, d. h. ungefähr so viel als auf Gründung von Professuren, wie sie auf den deutschen, auch auf den schottischen Universitäten, Edinburg und Glasgow, bestehen, deren Inhaber sich nicht sowohl mit dem Informiren und Instruiren, als mit der eigentlichen Weiterbildung der Wissenschaft zu beschäftigen haben, deren Resultate sie dann allerdings auch in Vorlesungen der Jugend mittheilen. Er sagt: „Gäbe es bei uns Stellen wie Professuren oder sonstige Bedienstungen, die nur Männern von literarischem oder scientifischem Ruf ertheilt würden, so müßte sich auch eine Classe von Männern bilden, deren Erziehung von vorn herein auf die Erlangung solcher Stellen abzielte. Gibt es viele solche Stellen und führen sie zu Vermögen oder gesellschaftlichem Rang, so wird schöne Literatur oder Wissenschaft als ein eigentlicher Beruf gelten, was bis jetzt nicht der Fall ist. In Frankreich öffnen die Landesanstalten solchen Männern ein weites Feld der Ehrbegierde; in Preußen ist der Kreis solcher Aemter noch größer und die Politik des Staats, wie die persönliche Neigung des Monarchen erhöht noch die Wirkung jener Anstalten. In beiden Ländern gilt die Wissenschaft für einen Beruf, und in beiden entgeht denen, welche sie mit Erfolg betreiben, selten ihr Lohn an Ehre und Einkommen." — „Es ist unbestreitbar, daß der Kreis des speculativen Wissens bei uns eng und beschränkt ist; solchem Mangel könnten wir wohl nur durch Vermehrung und Solderhöhung der dotirten Professuren und durch jene Achtung vor den Zierden des Staats abhelfen, welche den Ton der öffentlichen Meinung veredelt und erhebt, die Beschäftigung mit der Wissenschaft zu einem Beruf macht und die Ehrbegierde in stärkerem Verhältniß an denselben bindet, indem sie ihm mehr äußerliche Würde verleiht." — „Die Menschen müssen zur Bildung eingeladen werden; in einem handeltreibenden, im Geschäftsgewühl lebenden Volke findet sich wenig Anreiz zu einem Studium, das kein Geld einträgt, zu einer Wissenschaft, die nicht auf dem Wollsack erhebt oder das Stadthaus beherrscht. Die Masse der Menschen muß zur Bildung herangeschmeichelt werden. Man gründe Collegien und Professuren und stelle ihnen die Wissenschaft in Person vor die Augen, dann werden sie angelockt. Fundationen auf einer Universität bringen Nacheiferung in den untergeordneten Anstalten zuwege; sie bieten unter den Wechseln und Launen des ungeregelten Studirens ein festes Merkzeichen und unverrücktes Muster. Das Publicum wird die höhern Wissenschaften nie begünstigen. In denjenigen Ländern, wo die Universitäten reicher sind als die Kirche, liefern erstere die glänzendsten Beispiele von wissenschaftlicher Bildung. Wo dagegen die Kirche reicher begabt ist, als die Universität, da absorbirt die Kanzel die Gelehrsamkeit des Katheders. Daher in England die ausgezeichnete Bildung der Geistlichen und in Schottland die der Professoren. Chalmers sagt: die Hälfte der ausgezeichnetsten Schriftsteller Schottlands waren Professoren. Man nehme dazu noch das Beispiel Deutschlands, wo kaum Ein Professor ist, der nicht eines wohl verdienten Rufes genösse." (?!) — „Werfen wir jenen falschen Kramerliberalismus unserer Zeit von uns, der die hohen Sitze und Freistätten der Wissenschaft (aus welchen ein Kant, wie ein Adam Smith hervorgingen!) zerstören, und Alles, was über die allgemeine Faßlichkeit geht, den Zufälligkeiten der allgemeinen Theilnahme preisgeben möchte." — „Die Verbreitung der Kenntnisse unter den Unwissenden soll allerdings mit Macht ermuthigt und unterstützt werden, selbst mit Nichtbeachtung ihres ungünstigen Einflusses auf die Bildung unter den Gebildeten; deßhalb dürften wir der Circulation des Geistes keine Hindernisse in den Weg legen; aber wir sollten durch andere Mittel die hochliegenden, fernen Behälter füllen, aus denen die befruchtenden Ströme genährt werden." — Die Gönnerschaft von Privatpersonen findet Bulwer mit Recht unwirksam und ungenügend für Emporbringung von Wissenschaft und Literatur, abgesehen davon, daß sie leicht, wie Beispiele zeigen, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Charakter übt und ihn servil macht; und die königliche Societät ist von zu sehr aristokratischer und corrupter Einrichtung, als daß sich von ihr viel für das Heil der Geistesbildung im höchsten Sinn erwarten ließe.

Durch all dieß wird ein sehr rühmliches Zeugniß abgelegt für die deutschen Universitäten, welche diesen Namen wahrhaft verdienen, weil auf ihnen die Wissenschaftlichkeit im allgemeinsten Sinn und größten Umfang gepflegt wird. Diese in so großer Anzahl über unser Vaterland zerstreuten Anstalten sind in gar vielen Beziehungen ein Schmuck, ein Stolz und ein Segen für dasselbe. Sie bilden ein Band der Gemeinsam

Digitized by Google

keit zwischen den verschiedenen Ländern Deutschlands, indem die Universitäten sich noch immer gewissermaßen als zusammengehörig und verbrüdert, gleichsam als einen gelehrten Orden betrachten, und die Verleihung der akademischen Würden auf allen ungefähr die gleichen Gesetze hat und die Uebertragung derselben von einer auch von der andern anerkannt wird; indem ein ziemlich ungehemmter Besuch derselben von Seiten der studirenden Jugend sie zu Gemeinanstalten deutscher Zunge macht, ein häufiger Uebergang angesehener Lehrer von der einen zur andern eine Art von Zusammenhang und Verwandtschaft unterhält, und eine wohlthätige Rivalität der Hochschulen unter einander der Wissenschaft nothwendig förderlich seyn muß. Was diesen unsern deutschen Universitäten ganz besonders ein eigenthümliches Gepräge und einen hohen Vorzug verleiht, das ist die ein integrirendes Element derselben bildende philosophische Facultät. Diese befaßt freilich sehr verschiedene Fächer in sich, und zum Theil solche, die eigentlich nicht philosophisch genannt werden können, wie philologische und mathematische Vorlesungen; aber daneben sind doch, und häufig sehr glänzend, solche Wissenschaften und Studien repräsentirt, welche nicht zum eigentlichen Fach- und Brod-Studium gehören, sondern Theile der allgemeinen tieferen Bildung, der Humanität im höchsten Sinne sind. Da werden Metaphysik, Moralphilosophie, Religionsphilosophie, Aesthetik, Geschichte, Philosophie der Geschichte, Mythologie, Literaturgeschichte, allgemeine Sprachlehre u. s. w. gelehrt, und bald encyklopädische Uebersichten des ganzen Gebiets des Wissens gegeben, bald in ganz specielle Provinzen Streifzüge und Entdeckungsreisen gemacht. Dabei herrscht Freiheit für die Lehrer und für die Zuhörer; jene sind nicht gebunden, außer ihren bestimmten Fächern Vorträge zu halten, über welche Disciplinen sie wollen, und diese, in der Regel, abgesehen von einigen Hauptvorlesungen, nicht gezwungen. Neben den angestellten Professoren steht es jüngern Männern, nach abgelegter Probe ihrer Fähigkeit, frei, im Vertrauen auf ihr Talent und Wissen mit den besoldeten Lehrern zu concurriren, und wenn sie Erfolg haben, fehlt ihnen auch in der Regel die sicherstellende Unterstützung des Staats nicht. Diese philosophische Facultät, tüchtig besetzt und sorgfältig recrutirt, übt nothwendig einen heilsamen, so zu sagen controlirenden Einfluß auf die übrigen Facultäten, welche für die verschiedenen Berufe des Juristen, des Finanzmanns, des Arztes und Theologen vorbereiten. Der wissenschaftliche Geist beständigen Fortschritts, welcher das Lebensprincip, die Seele der meisten Disciplinen ausmacht, die der philosophischen Facultät anheim fallen, ohne welchen sie nichts Anregendes für den jugendlichen Geist haben, und in abstoßende Erstarrung und Stagnation versinken, dieser wissenschaftliche Geist zwingt auch die übrigen Lehrer, gleichen Schritt zu halten und nicht in bloß historischer Gelehrsamkeit, in todtem Gedächtnißkram und Schematismen sich zu verlieren; der Professor der Theologie kann die Systeme und Doctrinen der Religionsphilosophie nach ihren neuesten Entwicklungsstadien nicht auf die Länge ignoriren; der Rechtslehrer kann nicht ganz von der Rechtsphilosophie oder dem Naturrecht absehen; der medicinische Professor muß Kunde nehmen von den Forschungen auf dem Gebiet der Psychologie u. s. w.; Kirchengeschichte und Rechtsgeschichte können sich nicht frei erhalten von dem Einfluß, den eine gesunde Philosophie der Geschichte auf die Behandlung aller Theile der Geschichte ausüben muß; die Lehrer der classischen Literatur werden die Ergebnisse der neuern mythologischen Untersuchungen, der Aesthetik und der Sprachwissenschaft benützen, und so wird die philosophische Facultät, wenn sie ihrer hohen Aufgabe würdig entspricht, das Princip des Fortschritts nach allen Seiten hin verbreiten. Die Zahl nur der Lehrer auf den vielen Universitäten deutscher Zunge ist in der That eine sehr ansehnliche, und es finden sich darunter eine Menge Namen von europäischem Ruf, und so kommen wir auf den oben angeführten Satz des Engländers zurück: „die mächtigste Aristokratie Deutschlands seyen die Universitätsprofessoren." Was ist hieran wahr? Sie bilden wirklich eine durch Zahl, durch berühmte Namen, durch Einfluß auf die Jugend und somit auf die Zukunft, durch Gelehrsamkeit, Geist und literarische Productionen höchst respectable Masse, sie leben in verhältnißmäßig großer Unabhängigkeit, meist in behaglichen Umständen, sind auf den kleineren Universitäten die vornehmsten Leute, stehen auf den größern meist in Verbindung mit einflußreichen, hochstehenden Personen, stehen an der Spitze der wissenschaftlichen Zeitschriften und vermögen so auf vielfache Weise, mittelbar und unmittelbar, auf das Publicum zu wirken. Gewiß ist auch, daß sie in ihren eigenen Augen eine Aristokratie bilden und sich in manchen Punkten dieß ihr Selbstgefühl anfühlen lassen, indem sie auf das, gleichsam unter ihnen und außer ihrem Kreise liegende reale und praktische Leben etwas selbstzufrieden herabschauen, den Welt- und Geschäftsmann bald mitleidig bedauern, sich so zu sagen ein eigenes Idiom, eine Sprache in der Sprache schaffen und einen nicht eben immer liebenswürdigen und angenehmen Kastengeist nähren; aber eben so gewiß, daß sie dadurch gerade die Sphäre ihrer Wirksamkeit häufig wieder beschränken und die Laien mehr oder weniger zurückstoßen, mit so großer Ehrfurcht diese auch zu ihrer Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit aufblicken mögen. Die Macht dieser Aristokratie wirkt, und dieß ist wohl auch ganz gut, mehr intensiv, durch die unaufhörliche Erweckung und Ermunterung des Geistes in der studirenden Jugend und durch langsamer, aber nachhaltig wirkende Schriften, als auf eine äußerlich in die Augen fallende und imponirende Weise, obwohl auch von diesem die Beispiele nicht fehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 2 u. 3 S. 12 Sp. 2 fehlt die Ueberschrift der zweiten Miscelle: „La populosité." In der ersten Zeile derselben lese man „Delavigne" st. „Delagnier."

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1839.

Das Land und Volk der Baschkiren. *)

Das Land der Baschkiren läßt nichts von der Natur zu wünschen übrig; die sogenannte Linie hingegen, d. h. die östliche Gränzlinie, bildet einen merkwürdigen Contrast mit dem Innern des Gouvernements. Von Swerinogolowsk bis Gurjew findet man nichts als öde, flache Steppe. Das Uralgebirge, welches in der Richtung des Meridians von dem Eismeer zum kaspischen hinläuft, bildet im Orenburgischen mehrere seitwärts ablaufende Gebirgsverzweigungen, wendet sich dann unter dem Namen obschtschij Sürt nach Westen, und schickt nur bei Orsk einen Gebirgsast über den Ural. Der Fuß des Uralgebirges läuft übrigens in eine öde, flache Gegend aus. Die höchsten Berge sind 4000 Fuß über der Meeresfläche, oder 4300 über dem kaspischen Binnenmeere erhaben. Das Klima in der Baschkirei ist schön und gesund, der Sommer kurz, der Winter etwas streng und anhaltend. An der Linie gibt die unendliche Wüste dem Klima einen widrigen Charakter. Der Sommer ist unglaublich heiß, der Winter strenger als der petersburgische: nicht selten sehen wir das Thermometer wochenlang sich nicht über — 20 bis 25° R. erheben, und dazwischen häufig unter 30° herabsinken. Sobald es über 20° steht, fehlt selten die eigentliche Landesplage, der heftige Wirbelwind, Buran. Er kostet jährlich vielen Menschen das Leben. Der glühende Sommer verwandelt diesen Wind in einen wahren Scirocco; man kann sich dann vor Staub und Hitze nicht lassen. Im Innern des Landes, im Gebirge, kennt man diese Plage nicht. Der Frühling währt kaum 14 Tage, desto länger aber der schöne, trockene kühle Herbst.

Als Czar Iwan der Schreckliche im J. 1552 das Königreich Kasan bezwang, unterwarfen sich die theils unter kasanischer, theils unter sibirischer und nogaischer Herrschaft stehenden Baschkiren von selbst, und auf ihre eigene Bitte wurde im J. 1574 die Festung Ufa am Flusse gleichen Namens gebaut, und diente oft den bedrängten Baschkiren als Zufluchtsort. Indeß war das gute Vernehmen der Baschkiren mit den Russen nicht von Dauer, und es erfolgten in den Jahren 1676, 1708 und 1731 blutige Aufstände, die zum Theil mehrere Jahre hindurch dauerten; in dem letztgenannten allein kamen über 30,000 Männer um, 8382 Weiber und Kinder wurden nach damaliger Sitte an die siegreichen Truppen vertheilt und 696 Dörfer zerstört.

Rutschkan gibt für das Jahr 1754 die Anzahl männlicher Seelen der Baschkiren auf 106,176 an; doch ist zu jener Zeit keine genaue Zählung veranstaltet worden; gegenwärtig befinden sich in den 12 Baschkirenkantonen:

	Officiere.	Unterofficiere.	Gemeine.	Zusammen.	
Dienende	2578	1596	68,657	72,821	183,390
Verabschiedete	1199	100	22,841	24,140	
Minderjährige	—	—	—	84,134	
Geistlichen Standes	—	—	—	2295	

Also im Ganzen 183,390 männliche Seelen. Die eigene fünf Kantons ausmachenden Metscheren, ferner die zwei reguläre Regimenter bildenden Teptiären, und alle übrigen Bewohner Orenburgs sind nicht in der Zählung mitbegriffen, eben so wenig die nach dem Saratowschen gewanderten Baschkiren, welche den uralschen Kosaken einverleibt worden.

Die Baschkiren entrichten keine Steuer oder Abgabe, besorgen die Post und Liniencordons, und müssen einem jeden Aufgebot zum auswärtigen Dienst folgen. Dienstfähig heißt der Baschkir vom 17ten bis zum 45sten Lebensjahre. Die Reihe, den innern Dienst ein halbes Jahr lang zu verrichten, trifft ihn alle 6 bis 7 Jahre; auswärtiger hängt von Krieg und Frieden und andern Umständen ab.*) Die Baschkiren der entlegenen Kantone, obschon die permischen nur Etappendienst verrichten, und nicht auf die Linie ziehen, haben eine Reise von 500 Werst und mehr bis zur Linie, wo sie vom 16 Mai bis zum 16 November theils bivouakiren, theils in Erdhütten wohnen. Während dieser Zeit erhält jeder einen Rubel B. monatlich. Es ist eine auf Oertlichkeit beruhende Eigenthümlichkeit, daß die strenge Gränzwache nur im Sommer nothwendig ist, im Winter ist man vor den ausgemergelten Kirgisen sicher. Dieses ist so gewiß, daß die ganze Linie vom halben

*) Aus einer Mittheilung P. Tabls in den Annalen von Berghaus.

*) Mehrere Baschkirenregimenter haben an dem Zuge Rußlands gegen Napoleon Theil genommen; doch sind sie wohl nicht im Stande, regulären Truppen die Spitze zu bieten.

Digitized by Google

November bis zum halben Mai mit dem Abzuge der Baschkiren so gut wie unbedeckt bleibt. Man thut diesem kräftigen, zu Allem tüchtigen Volk durch die üble Meinung, die man von ihm hegt, häufig Unrecht, und man muß einen Sommer im Freien mit ihnen zugebracht haben, um sie zu kennen. Sie stehen aber, trotz allen Bemühungen einer großherzigen Regierung unter sehr bedeutendem Druck der niedern Beamten. Pferdedieberei ist wohl das ärgste und häufigste Laster. Der gewöhnliche Eid auf den Koran gilt bei ihnen weit weniger als bei andern Mohammedanern, desto mehr aber der auf dem Grabe der Eltern geleistete, Gumus genannt. Die Baschkiren sind gute Reiter, mittelmäßige Krieger; die vom 6ten bis 9ten Kanton, als an der Linie gelegen, sind bei weitem die besten; unversöhnliche Feinde ihrer Nachbarn, der Kaisaken, denen sie auch an Muth und Kraft überlegen sind. Ihr Bogengeschütz ist nicht so vollkommen, wie diese Waffe bei den kaukasischen Völkern zu seyn pflegt, doch hier weit und breit das berühmteste. Seit sie nicht mehr Räuberei in den Steppen treiben dürfen, hat die Anzahl der guten Schützen und Streiter sehr abgenommen; 40 Schritt ist jedoch ein mittlerer, sicherer Bogenschuß. Im Kampfe zieht der Baschkir den über der Schulter auf dem Rücken hängenden Köcher sich vor die Brust, nimmt gewöhnlich zwei Pfeile quer zwischen die Zähne, legt zwei auf den Bogen, die er mit Windesschnelle einen nach dem andern abschießt, drückt sich beim Angriff hart ans Pferd, stürzt mit mörderischem Geschrei, mit entblößten Armen und Brust auf seinen Feind blindlings los, und stößt, nachdem er vier Pfeile vorangeschickt hat, mit der eingelegten Lanze zu. Die Baschkirenpferde haben einigen Ruf; sie sind klein, aber stark und dauerhaft, werden aber von den Kaisakenpferden häufig, von den Kalmückenpferden fast immer übertroffen. Die Baschkiren leben von Viehzucht, einige treiben auch Ackerbau. Sie bringen den Winter in Dörfern zu, und bewohnen reine Holzstuben; im Sommer steht das ganze Dorf leer; groß und klein ist mit dem lieben Vieh auf dem Felde, und zieht mit Filzkibitken umher. Alles erholt und erquickt sich nun an dem frischen Kumis, *) und lebt recht wieder auf. Dieses Getränk und der Krut, steinhart getrockneter Käse, machen ihre vorzüglichste Nahrung aus. Eine Provision Kurt nimmt der Baschkir, wenn er in den Dienst zieht, mit, kaut ihn, und trinkt ihn, in Wasser aufgelöst, und lebt davon oft eine lange Zeit ohne Brod. Einige treiben bedeutende Jagd; Wild ist in unbeschreiblicher Menge vorhanden. Der Falke wird häufig benutzt.

Ihre meisten Gebräuche sind tatarisch, ihre Weibertracht ausgenommen, die offenbar von finnischen Völkern herstammt, nicht von tatarischen oder mongolischen. Ihr Obergeistlicher residirt in Ufa. Es versteht sich von selbst, daß die Baschkiren keine eigenen Anführer mehr haben. Schon seit beinahe 100 Jahren sind die Baschkiren völlig gehorsam und unterwürfig. Man reiset durch das ganze Land so sicher, wie auf der großen, moskowischen Chaussée. Sie sind ergeben, gefällig und dienstfertig.

*) Kumis ist in einem Schlauch gegohrene und geschlagene Pferdemilch, ein angenehmes, pikant säuerliches, erheiterndes, wenig berauschendes Getränk.

Die Fahrt nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Mit schwachem Winde segelten wir noch einige Tage, und kamen so endlich bei der Schlangeninsel, nicht weit von den Mündungen der Donau, vorbei, als Windstille eintrat, und uns gleichsam auf Einen Punkt festbannte. Außer einzelnen Delphinenheerden, die sich um unser Schiff herumwälzten, bekamen wir, so lange unser Stillstand dauerte, nichts Neues zu sehen, mußten uns also geduldig auf unser innres Schiffsleben beschränken, und von diesem einige Worte zu sprechen, mag hier wohl nicht am unrechten Orte seyn.

Das Leben des Seefahrers kam mir immer vor wie ein gedrängter Auszug aus dem Menschenleben überhaupt, nur daß auf der See die Scenen rascher auf einander folgen, da hier Zeit und Raum beschränkt sind. Wir finden hier ungefähr die Hauptclassen der Gesellschaft: die befehlende, gesetzgebende, vollziehende, nämlich Capitän, Steuermann und Bootsmann; ferner die gehorchende und arbeitende, als Matrosen und Schiffsjungen, und endlich die nichtsthuende Classe: nämlich die Passagiere. So wie wir im gewöhnlichen Leben bald Noth, bald Glück haben, so wechseln hier Gegenwind und Windstille, Sturm und schönes Wetter, nur mit dem Unterschiede, daß unter letzterem Capitän und Passagiere guten Wind, die Matrosen aber Windstille verstehen, weil sie dann ihren Lohn ohne Arbeit verdienen und sich in die Masse der vornehmen Müssiggänger versetzt sehen. Jedoch ganz müßig ließ sie dann der Souverän doch nicht: den Tag über beschäftigte er die Mannschaft abtheilungsweise *) bald mit Putzen und Waschen, bald mit Segelflicken, bald mit Seilspinnen, und Abends wurde Gottesdienst gehalten, wohl eine Stunde lang. Der Capitän verrichtete dabei das Amt eines Priesters, und gewiß so würdevoll, als ich es je von einem ordinirten Geistlichen verrichten sah: ein Theil der Gebete wurde von ihm auf Lateinisch vorgesagt, und von der Mannschaft laut nachgesprochen, der andere auf Italienisch; dann wurde das Ave Maria und der Angelus gesungen. Selten, sogar in den empfänglichen Jugendjahren, hatte mich ein Gottesdienst dermaßen ergriffen, wie dieser zwischen Himmel und Wasser, im Angesichte der unter die Fluthen sinkenden Sonne; noch höre ich das „Mater amabilis, advocata navigantium, — Ora pro nobis“ auf eine eigene rührende Art aus dem Munde des Alten tönen; noch sehe ich ihn dastehn mit seinem ehrwürdigen grauen Haupte, mit dem Antlitz, das Sturm und Sonne 70 Jahre lang gebräunt, aber kräftig erhalten hatten; noch höre ich diesen Gesang wiederholen von den Matrosen, die demüthig vor

*) Der seekundige Leser wird es mir nicht verargen, daß ich zuweilen in Umständlichkeiten und Erklärungen eintrete, die für ihn überflüssig sind, nicht aber für den, der solche Erfahrungen noch nicht gemacht hat. So muß ich hier bemerken, daß ein Kauffahrteischiff in der Regel mit sechzehn Matrosen bemannt ist, die sich wachenweise von vier zu vier Stunden ablösen, so daß bei gutem Wetter in der Nacht nicht mehr als vier auf dem Verdecke zu wachen brauchen, während die andern unter dem Verdeck ausruhen, was auch gewöhnlich unter Tags der Fall ist.

Digitized by Google

den Kanonen knieend, das Haupt darauf niedersenkten, als ob die Harmonie ihrer sanften Töne nicht durch den wilden Ausdruck der slawonischen Gesichter gestört werden sollte.

Meine Tagesordnung war gewöhnlich folgende: um sechs Uhr weckte mich der Tag; ich stand auf, — was mit keinen weitern Umständen verbunden war, da ich in den Kleidern schlief, einige in der Cajüte aufgeschichtete Säcke zum Lager, meinen Mantel zur Decke hatte, — nahm einen Schluck Branntwein *) und ging munter und gestärkt auf das Verdeck, um mich nach dem Wetter umzusehen (auf der See von bedeutenderem Interesse als auf dem festen Lande), und bei einer Pfeife Tabak frische Luft einzuschlürfen; denn drunten war sie wegen des engen überfüllten Raumes immer etwas verdorben. Um sieben Uhr wurde schwarzer Kaffee (von Milch konnte da keine Rede seyn) mit einem Stück Zwieback **) genommen; zwischen neun und zehn Uhr Sardellen und Hollanderkäse, mit einem Glas Wein; um zwölf Uhr das Mittagsmahl; um vier Uhr etwas Wein und Brod, und um sieben Uhr ein frugales Nachtmahl, das bei dem Capitän sogar nur in einer Schale Thee mit eingetauchtem Zwieback bestand. Bald darauf legte ich mich schlafen, oder beschäftigte mich noch mit Lesen, was auch bei gutem Wetter den größten Theil des Tages ausfüllte, — meistens übte ich mich in der türkischen und neugriechischen Sprache, um in der neuen Welt, die auf mich wartete, gleich so gut als möglich ins Leben treten zu können. Eine bequeme Einrichtung zum Studiren, die ich bei wenig andern Nationen fand, war die Beleuchtung der Cajüte durch eine Lampe, welche die ganze Nacht hindurch vor dem Bilde der Gebenedeiten brannte.

Auch war ich mit dem Schiffe überhaupt zufrieden; denn obgleich als Brigantine zu der kleinern Classe gehörend, bot es hinreichenden Raum dar, um auf dem Verdecke zu lustwandeln; es war erst vor drei Jahren auf einer Insel des adriatischen Meeres gebaut worden, also noch neu, stark und wasserdicht, was dem Reisenden, besonders bei schlechtem Wetter, nicht geringen Trost gewährt. Zudem wurde auch die sorgfältigste Reinlichkeit an Bord beobachtet, was mit zu der guten Mannszucht gehört, und diese wußte Capitän Vincenzo musterhaft aufrecht zu halten; ja er ging so weit in der Disciplin, daß sogar der Lieutenant (der erste Befehlshaber nach dem Capitän, bei den Oesterreichern Secondo oder Scrivano, bei den Franzosen Lieutenant oder Second genannt) nie in die Cajüte kommen durfte, als wenn er darin in Dienstsachen zu arbeiten hatte. Mit dem Capitän speisten nur die Passagiere an derselben Tafel; wurde nach dem Mittagessen der Kaffee gebracht, so wurden der Secondo und der Bootsmann dazu gerufen, durften ihn aber nur jenseits der Schwelle stehend trinken. So streng und genau der alte Vincenzo war, so war er doch, außer etwas Kargheit, die aber dem Seemann zur See verzeihlich ist, ein seelenguter, ehrlicher Mann, auch etwas gebildeter, als viele andere seines Schlages, denn er hatte sich zu seinen zwei eigenen Sprachen noch einige französische Phrasen zugeeignet, die er dann gern hin und wieder anbrachte. Besonders wiederholte er oft mit Wohlgefallen die Worte: „Mon Dieu de France, protége l'Italie.“ Dieß geschah, wenn er bei guter Laune war, und dann rief er mich dazu auf mit dem Namen „Adolph,“ den er aus dem zu schwer klingenden Rudolph gebildet hatte. War er aber etwas verstimmt, so hörte man ihn nur „Mon di, mon di“ seufzen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auf allen meinen Seereisen machte ich mir dieß zur Regel, und befand mich wohl dabei. Ich finde, daß die feuchte und zehrende Seeluft den mäßigen Genuß geistiger Getränke, besonders in der Nähe, nicht nur unschädlich, sondern wohlthätig macht. Eine Ausnahme fand ich jedoch unter dem glühenden Tropenhimmel.

**) Auf dem festen Lande versteht man unter Zwieback gewöhnlich ein trockenes Backwerk, das sehr leicht zu beißen ist, und besonders den Damen zum Thee gar wohl behagt. Des Seemanns Kost ist aber nicht so leckre: hier ist von einem steinhart gebackenen Brode die Rede, das oft Jahre alt wird, gewöhnlich in Form einer kleinen Scheibe, die man am Ellenbogen oder auf dem Knie zerschlägt, um sie anbeißen zu können, wozu dann erst noch gute gesunde Zähne erfordert werden; sonst müssen die Brocken in Wasser oder dergleichen aufgeweicht werden.

Inschriften im südlichen Arabien.

Wir haben in frühern Jahrgängen schon der von Lieut. Wellsted im südlichen Arabien erwähnten gedacht, namentlich der zu Nakab el-Hadschar. Weit umfangreicher ist eine zweite zu Hassan Ghorab, deren er in seinem bekannten Reisewerke (II. 421) gleichfalls erwähnt. Beide sind, wiewohl in der Art etwas verschieden, augenscheinlich die Schriftzüge Einer Sprache, und stehen, wenn wir eine Vermuthung darüber aussprechen dürfen, zur spätern äthiopischen Schrift in demselben Verhältnisse, wie ungefähr die kufische Schrift zur neuern arabischen, weßwegen auch Lieut. Wellsted in einer Mittheilung an die geographische Gesellschaft bemerkte, es werde dadurch der lange Streit unter den europäischen Gelehrten entschieden über die Zeit, wann, und die Art, wie die Abyssinier zur Schrift kamen. In einer neuern Mittheilung an die asiatische Gesellschaft gibt nun Lieut. Wellsted nachstehende Thatsachen als ein Resultat seiner weitern Forschungen an: 1) Die in seinem Werke gegebenen Inschriften sind die letzte himjaritische Schrift, die schon Hiob und den Arabern viele Jahrhunderte vor Mohammed bekannt war. 2) Die Sprache jener Schrift, welche demnach älter sey, als die ägyptischen Hieroglyphen, wird noch in Arabien gesprochen, weßhalb er eine Probe davon vorlegte. 3) Inschriften in demselben Charakter seyen seitdem in Asien, Afrika und Amerika gefunden worden. Der dritte Punkt wäre namentlich merkwürdig, den zweiten aber möchten wir entschieden in Zweifel ziehen.

Das portugiesische Ministerium und die portugiesischen Colonien in Afrika.

(Schluß.)

„Nur energische Mittel muß das Gouvernement gebrauchen (fährt er fort), um Angola in Aufnahme zu bringen, denn das Land ist äußerst fruchtbar, der Kaffee ist weit vorzüglicher, als der von Brasilien, das Zuckerrohr erreicht hier eine Höhe und Stärke, wie es nie in Brasilien erlangt; das kleinste hier ist größer, als das stärkste in Brasilien, so daß man von diesem Rohr, welches hier einheimisch ist, Stecklinge nach Brasilien hat kommen lassen, und mit großem Nutzen. Auch die Tabakspflanze ist daselbst von vorzüglicher Qualität, so daß man von

Digitized by Google

einer kleinen Quantität, die man im vergangenen Jahre nach Rio de Janeiro in Blättern brachte, die Arroba (32 Pfund) mit 24,000 Reis bezahlte (?!), um zu Umschlagblättern der Cigarren zu dienen, wozu sie besonders geeignet; Baumwolle ist auch von besserer Qualität, als die von Pernambuco, und es gibt davon vier besondere Arten, weiße, gelbe, caemoisinrothe und himmelblaue. — Im Allgemeinen zählt man bis jetzt in Angola zwei und zwanzig Artikel für Ausfuhr, wenn sich Jemand die Mühe geben wollte, sich damit zu beschäftigen. Ein vorzüglicher Ausfuhrartikel würde der Schwefel von Benguella seyn, welcher in großen Quantitäten als reiner Schwefel in Gypsbrüchen aus Gängen vorkommt. Nahe bei der Hauptstadt, dem Orte Cacuaco und den Umgebungen von Neu-Benguella kommen Salzminen von guter Qualität vor, so wie bei Dambe die nie versiegende Quelle von Petroleum, die aus einer großen Kluft hervordringt, und vielfältig als Theer benutzt wird."

Vielseitige Bemerkungen könnten auch über die Bekanntmachung dieses Aufsatzes durch das Gouvernement gemacht werden, und wie armselig die Kenntnisse über jenes Land selbst bei dem Gouvernement sind, um nichts Besseres und Reelleres darüber bekannt werden zu lassen, und besonders in Hinsicht gegründeter Hoffnungen, wie es möglich werden kann, den Sklavenhandel gänzlich aufzuheben und zu vernichten, und dennoch die Colonie in einen blühenden Zustand zu versetzen. Wer dieses Räthsel gehörig zu lösen verstände, verdiente ein ausgezeichnetes Prämium; leider scheint dieses aber zu den Unmöglichkeiten zu gehören, und ist wohl eben eine solche Chimäre, als Brasilien in einem blühenden und fortschreitenden Staat umzuschaffen, wenn man ihm mit Einemmal die Zufuhr neuer Sklaven ganz abschneiden wollte; Brasilien würde binnen einem Jahrzehnt ganz und gar an den Bettelstab kommen, und nichts mehr von Colonialproducten ausführen können aus Mangel arbeitender Hände. Brasilien würde bei einer solchen Maaßregel, keine Sklaven mehr einzuführen, ganz und gar zu Grunde gehen, und eben denselben Einfluß würde es auf die portugiesischen Besitzungen in Afrika haben, auf Angola und Mozambique, wenn auch da keine Sklaven mehr ausgeführt werden dürften. Dieser Untergang würde jedoch anderer Art seyn; hier würde eine gewaltsame Erschütterung dem portugiesischen Gouvernement in Afrika ein Ende machen, Brasilien aber würde am Siechthum sterben. Die Maaßregel der Vernichtung des Sklavenhandels darf also nur mit der größten Vorsicht ergriffen werden; nicht mit Einem Schlag, wie die Engländer wollen, darf man ihn vernichten, nur nach und nach, und binnen nicht weniger Zeit als 15 Jahren. Von den Gouvernements muß bestimmt und dann auch streng darauf gehalten werden, um wie viel sich jährlich die Aus- und Einfuhr der Sklaven vermindern soll, bis sie endlich Null ist, und die Leute sich so nach und nach daran gewöhnt haben, keine Sklaven mehr auf den Markt zu bringen, und von der anderen Seite keine mehr kaufen zu können. Betrachten wir hier nur noch mit wenigen Worten die Gefahr für die afrikanischen Besitzungen, wenn man mit Einemmal die Ausfuhr von Sklaven hinderte: es ist bekannt genug, daß Portugal seine afrikanischen Besitzungen nicht vierzehn Tage gegen die Macht der Negerstämme halten könnte, wenn es diesen einfallen sollte, die Portugiesen von dort zu verjagen. Portugal hat keine Mittel, um dort eine Macht aufzustellen, die vermögend wäre, den Negern Respect einzuflößen, und wenn diese bis jetzt die Portugiesen respectirten und ihnen nichts in den Weg legten, so geschah dieses gewiß nicht aus Unterwürfigkeit und Furcht vor portugiesischen Waffen, sondern einzig und allein aus alter Gewohnheit und Convenienz; sie bedürfen der portugiesischen Niederlassungen, um von ihnen die zum Bedürfnisse gewordenen europäischen Fabricate zu erhandeln. Daß sie das portugiesische Gouvernement nicht fürchten, zeigen hinlänglich ihre Unterhandlungen mit demselben, die jedesmal mit der den Negerstämmen so eigenen Arroganz geführet werden, die nur in dem Gefühle der materiellen Superiorität Raum hat. Der König von Congo und andere schwarze Potentaten benachbarter Staaten erkennen auch den Portugiesen kein Besitzthum des innern Landes an, sie nennen daher den Gouverneur von Angola auch nicht anders als den Küstengouverneur, und um den Portugiesen zuweilen auch ein Pröbchen zu geben, wie sie ihnen an Macht überlegen sind, und wie es nur von ihnen abhängt, sie zu dulden oder nicht, erscheint dann und wann eine bewaffnete Schaar von 5 bis 6000 Mann in der Hauptstadt Loanda zu einem freundnachbarlichen Besuche, die dann, nachdem sie gehörig bewirthet worden und herkömmliche Geschenke erhielten, wieder ganz friedfertig von dannen ziehen. Wie nun, wenn diese mit zehnfacher Stärke erschienen, was ein Leichtes wäre, und die Portugiesen ihnen in ganz Angola keine tausend Mann entgegenzusetzen hätten, dann müßten sie unfehlbar das Feld räumen, und es würde um die Besitzungen geschehen seyn, sobald man dem Sklavenhandel ein schnelles Ende machen wollte; Sklaven ist der Hauptausfuhrartikel der Negerstämme, gegen welche sie alle ihre Bedürfnisse europäischer Fabricate umtauschen; sie bedürfen der Tücher zur Kleidung, sie bedürfen des Pulvers und der Waffen; ohne Branntwein können sie gar nicht mehr leben, das wenige Elfenbein, Wachs und Copalgummi, welches sie zu Markte bringen, würde lange nicht zureichen, um dafür die Bedürfnisse für Millionen Köpfe einzutauschen, es würde die größte Verlegenheit unter die mächtigen Negerstämme bringen, einmal weil sie nicht wüßten, was sie mit ihren Gefangenen anfangen, und zweitens woher sie nun ihre Bedürfnisse nehmen sollten. Sie würden von den Portugiesen mit Gewalt zu erhalten suchen, was sie nun nicht mehr durch Handel und Güte erlangen könnten, und die Folge von Allem würde die gänzliche Zerstörung portugiesischer Besitzungen und ihrer Vertreibung aus dem Lande seyn. Die afrikanischen Negervölker sind von Haus aus faul und träge, sie sind keine ackerbautreibenden Nationen, pflanzen nur so viel, als die höchste Noth erfordert, und meistens damit beschäftigen sich auch nur die Weiber; insonderheit sind sie gar nicht, die Männer sitzen fast stets müßig und erzählen sich Geschichtchen, tanzen aber für ihr Leben gern, und besonders wenn sie Branntwein haben. Jagd und Fischerei werden bei ihnen nur so nebenher und zum Zeitvertreibe getrieben. — Das portugiesische Gouvernement hat von diesen Besitzungen kein anderes Einkommen, als was die Zölle der eingeführten Waaren, so wie die von ausgeführten Sklaven einbringen, und davon werden auch alle Ausgaben der Colonie bestritten, und der Ueberschuß, der nur gering ist, geht nach Portugal. — Sollte nun der Sklavenhandel gänzlich aufhören, so würden auch die Zölle aufhören. Auch von dieser Seite betrachtet, müssen die Colonien zu Grunde gehen, da Portugal weder Truppen noch Beamten viel mehr bezahlen könnte. Wenn nun auch das Gouvernement Maaßregeln gegen die Ausfuhr der Sklaven trifft, so ist dieses nur scheinbar, es kann ihm unmöglich Ernst darum seyn, oder man müßte denn an dem gesunden Menschenverstande der Minister zweifeln.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.)

Digitized by Google

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1839.

Ein Savannah-Brand auf Trinidad.

(Aus den Memoiren eines Creolen.)

Da ich nach einer ziemlich langen, in Berufsgeschäften verlebten Zeit gern einmal wieder nach der Hauptstadt wollte, um zu hören, wie es mit dem Kriege auf dem benachbarten Continent stände, so machte ich mich zu Pferde auf, und beschloß, verschiedene Bekannte, die in der Richtung wohnten, zugleich zu besuchen. Zuerst ging ich über den Pechsee und durch die Wälder nach Oropouche, von wo mich ein Führer in den verhältnißmäßig stark bevölkerten Distriet Naparima*) brachte, wo ich bei einem Bekannten schlief und den nächsten Mittag nach Chaguanas kam. Dieser Bezirk ist durch eine Savannah von fast 4 Quadratmeilen im Umfang von der Hauptstadt getrennt. Da bis jetzt noch keine Abzugsgräben gemacht sind, so ist dieser höchst fruchtbare Strich sumpfig und acht oder neun Monate des Jahres durch den Fluß Carony **) überschwemmt. Von hier aus konnte ich weder ein Boot bekommen, um vollends nach der Stadt zu fahren, noch einen Führer, um mich über die Savannah zu geleiten, und so beschloß ich denn, allein hinüberzureiten, da mir ein eben von der Stadt kommender Mann den Weg, wie ich meinte, sehr genau beschrieb. Noch hatten die Spanier nicht die Savannah in Brand gesteckt, wie sie es meist in der trockenen Jahreszeit thun, theils um das hohe Gras und die Binsen zu verbrennen, und so die Ebene gangbar zu machen, theils um das Wild und andere Thiere zu fangen, die sich darin aufhalten, ein höchst rohes Verfahren, denn gegen ein noch eßbares Thier, das sie so bekommen, werden ihrer fünfzig zu Kohle verbrannt.

Der mir gegebenen Anweisung zufolge war ich nun, bei einer kleinen Pflanzung vorüber, durch fünf oder sechs Fuß hohes Gras gekommen, bis zu vier in einer Reihe stehenden, auffallend schönen Palmbäumen, von wo ich deutlich die vorragende Bergspitze gewahr wurde, auf die ich in gerader Linie mitten durch die mit Fuchsschwanz und Binsen bewachsene Ebene losgehen sollte. Bis dahin war die Angabe richtig gewesen, aber mich in gerader Linie durch die dichte Pflanzenmasse hindurch zu schicken, war eine doshafte Neckerei, die mir das Leben kosten konnte; denn der rechte Pfad führte weit ostwärts herum, und vermied eben den dichten Gras- und Binsenwald, desgleichen ich noch nie gesehen. Die Binsenhalme waren dicker wie ein Mannsarm, 15 bis 18 Fuß hoch, und dabei oft so dicht, daß mein Pferd sich nur mit der größten Mühe durcharbeiten konnte, und ich mehr als einmal im Begriff war, wieder umzukehren. Die Form der Berge, die ich dann und wann durchschimmern sah, zeigte mir indeß, daß ich wirklich meinem Ziele immer ein wenig näher kam, und so hielt ich es denn für schimpflich, auf einem Wege von nicht ganz einer deutschen Meile umzukehren.

Mit Erstaunen bemerkte ich jetzt Schaaren von Wild, das sonst immer nur einzeln hier herumstreift, eilig bei mir vorbeilaufen. Gleich darauf hüpften eine Menge Agutis in derselben Richtung vorüber, als gälte es ihr Leben, und doch hörte ich keinen Hund bellen, noch sonst irgend einen Ton, der eine Jagd andeutete. Ein paar wilde Hunde und Dachse sprangen vorüber, schienen aber nicht die Agutis zu verfolgen. Auf einmal trat mein Pferd auf eine Landschildkröte; das Thier zog Kopf und Beine ein; aber kaum war des Pferdes Huf wieder herunter, so kroch sie auch schon in derselben Richtung weiter, wie die andern Thiere. Jetzt kam eine Heerde Bisamschweine grunzend und quickend vorüber, dann lief eine große Tigerkatze mit sechs oder acht Jungen bei mir vorüber; gleich darauf schlüpfte eine große Boa constrictor zwischen den Binsen durch. Ich griff nach meinem Jagdmesser und stieg vom Pferde ab, um mich zu wehren; aber sie eilte vorüber, mehrere andere Schlangen hinterher, ohne auf mich zu achten.

Was konnte das Alles bedeuten? Träumte ich, oder hatten alle Thiere der Insel Friede mit einander geschlossen, und eilten nun zum großen Congreß? Ich stieg wieder aufs Pferd, das zu meinem Erstaunen denselben Weg wie die andern Thiere einschlug, und obwohl es schon vorher ganz abgetrieben war, eilig vorwärts stürzte. Der Wind schüttelte die riesenhaften Binsen und ein seltsames Knistern und Prasseln war mir eben so unerklärlich, als alles Uebrige. Jetzt spürte ich Rauch, und

*) Von dem indianischen Worte anna-paruma „Berg."

**) Ein schöner Fluß in Columbia führt denselben Namen.

Digitized by Google

nun stand die Wahrheit auf einmal klar vor mir. Die Savannah war angezündet worden, die Flucht der Thiere war erklärt, sie flohen vor dem verzehrenden Element! — Hoffnung zu entkommen hatte ich nicht, dennoch spornte ich mein Roß an. Das war indeß überflüssig: das arme Thier hatte durch Instinct unsere Gefahr früher als ich gekannt, und strengte die äußersten Kräfte an. Wohl that es noth; denn wenn die Flamme, die schon fürchterlich hinter uns sauste und drüllte, uns erreichte, ehe wir aus den Binsen heraus waren, so mußten wir in wenigen Secunden zu Kohle verbrannt seyn. Ich schloß die Augen zu wegen des Rauches, der mich fast erstickte. Immer näher sauste die Flamme, aber die Binsen vor mir nahmen ab, der Boden wurde feucht. Einige verzweifelte Satze meines Pferdes brachten uns in einen sumpfigen See, zu dem alle Thiere der Savannah sich geflüchtet hatten. Fünf Secunden später hätte das verzehrende Element uns erreicht; denn eben als mein Pferd in die Mitte des Pfuhls stürzte, der von Schlangen und vierfüßigen Thieren wimmelte, schlugen die Flammen von den Seiten des Sees fast über unseren Köpfen zusammen. Ich sprang herunter und stand bis an die Brust im schlammigen Wasser, das von der Hitze dampfte. Die Thiere ächzten auch vor Hitze, aber keines griff das andere an, keines schien das andere zu fürchten. Ich sah mehrere giftige Schlangen, welche die Flamme noch am Ufer des Pfuhls erreicht hatte, sich mit dummer Wuth gegen das Feuer wenden, sobald sie ihren Schweif verbrannt fühlten. Zornig richteten sie sich empor, rissen den Rachen auf, fuhren zischend auf das Feuer los, und waren im Nu zu Kohle verbrannt.

Da der Wind die Flamme auch über das schlammige Wasser hintrieb, so wurde meine Lage in demselben beinahe unausstehlich; dennoch dankte ich der Vorsehung für meine Rettung; ich war ja nur im Fegefeuer, und rings um mich flammte die Hölle. Endlich legte sich der Wind, die Flamme erhob sich nun in senkrechter Richtung, und meine wunden Augen erquickten sich wieder an dem Anblick des bewölkten Himmels über mir. Aber nicht lange, so jagte der Wind wieder die Flamme über den See. Ich tauchte bis ans Kinn in das schlammige Wasser; endlich fuhr ich sogar auf eine Secunde mit dem ganzen Kopfe hinunter, um ihn abzukühlen, worauf sich der Wind legte, und ich meinem armen, schnaufenden Pferde Wasser mit der Hand über den Kopf goß.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte ich in der Pfütze gesteckt haben, als das Feuer abgebrannt war: doch blieb die Oberfläche des Bodens calcinirt, wie ein Backstein, und so glühend, daß kein lebender Fuß ihn betreten konnte. Zum Glück zeigten sich schwere Regenwolken; wenn sie sich aber nicht bald entluden, so hatte ich die trostlose Aussicht, mehrere Stunden in meiner jetzigen unbehaglichen Lage zu bleiben, umgeben von Gewürm aller Art, das, obwohl jetzt in Frieden mit den Nachbarn, doch die Feindseligkeiten bald wieder anfangen konnte. Ich ließ nun mein Pferd zu einer Stelle waten, wo ein krummer Stamm ohne Zweige mitten im Wasser stand und von der Flamme nicht verzehrt worden war, und band den Zaum meines Pferdes daran, um mich umzusehen, wo ich wohl am leichtesten Wasser auf die glühende Erde schütten könnte, um wenigstens einen Platz zum Stehen auf dem Trockenen für mich und mein Pferd zu gewinnen, bis Regen oder Abendthau den Boden zum Weitergehen hinreichend abgekühlt hätten.

Kaum hatte ich das Pferd eine Minute verlassen, als ich schon sein Angstgewieher hörte, mein Jagdmesser ergriff und ihm zu Hülfe eilte. Eine ungeheure 25 Fuß lange Boa constrictor hatte das arme Thier schon zweimal umschlungen, indeß noch ein Theil der Schlange sich um den Baumstamm ringelte. Eben wollte sie es bei der Kehle packen, als ein Stoß meines Messers ihr durch das Auge gerade in den Kopf drang. Nun wandte sich ihr Zorn gegen mich; sie dehnte ihren Körper so aus, daß er 6 oder 7 Fuß über das Pferd hinausragte, das sie jedoch keineswegs Lust bezeigte, loszulassen. Sie erhob ihren Kopf züngelnd über mir, riß den Rachen so auf, daß die Kinnladen wie verrenkt schienen, und hauchte mich mit ihrem höllischen Athem an, dessen Geruch ich mit gar nichts vergleichen kann. Während sie mit dem Angriff noch zögerte, duckte ich mich ins Wasser hinunter, sie bog sich auch hinunter, und so wie ich den günstigen Augenblick ersah, führte ich einen so glücklichen Hieb nach ihr, daß ich die untere Kinnlade spaltete. Nun fuhr sie zurück, und ich führte einen Streich nach dem Theile des Thieres, der noch immer den Baum umschlang, und hieb ihr den Schwanz ab. Das schien der Todesstreich zu seyn. Sie verlor alle Kraft, der blutende Kopf sank ins Wasser, und das arme Pferd schnaufte, als es sich von den erdrosselnden Umschlingungen des Unthiers erleichtert fühlte. Aber erst nachdem ich abermals eine von den Umschlingungen durchgeschnitten hatte, fielen die Stücke zuckend und blutend ins Wasser.

Ein willkommener Regenschauer, wie er in Trinidad wohl gelegentlich in der trockenen Jahreszeit fällt, kühlte nun den Boden ab, der zischend Wolken von Dampf aufwärts sandte. Nun zog ich mein Pferd aus dem Wasser; allein es war zu erschöpft, um mich zu tragen, ich führte es daher bis zum Caronyflusse, wo wir uns beide badeten, und ich meine schlammigen Kleider wusch. Dann schwamm ich über den Carony und wurde in der Pflanzung eines Creolen von französischer Abkunft, der, wie ich, aus der Insel Granada gebürtig war, auf das gastlichste aufgenommen, und während eines leichten Entzündungsfiebers, das eine Folge meines Abenteuers war, und zwölf Tage anhielt, auf das liebreichste verpflegt. Mein schönes Pferd starb aber schon nach zwei Tagen.

Die Fahrt nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Ich schätzte mich glücklich, einen Mann von solchem Charakter zum Capitän bekommen zu haben, da sonst die meisten Leute seines Handwerks durch grobe, gemeine Sitten von allem Umgange abschrecken und dem armen Passagier das Gefängnißleben der Seereise noch mehr verbitteren. Hat man auch, was

Digitized by Google

nicht häufig der Fall ist, den Vortheil unter mehrern zu wählen, so gewinnt man doch selten dabei, denn gerade die niederträchtigsten unter diesen Leuten wissen sich so gut zu verstellen, daß sie auch den erfahrenen Reisenden täuschen, der, wenn er an Bord kommt, statt des artigen, freundlichen Mannes, den er auf dem Lande kennen lernte, einen frechen, übermüthigen Gesellen, statt der versprochenen guten Bewirthung eine schlechte Kost und noch schlechtere Behandlung findet.

Wie überall, so auch an Bord, bewahrt sich das Sprüchwort: „wie der Herr, so der Diener," überall und immer sah ich die Schiffsmannschaft sich nach dem Betragen ihres Capitäns richten, so daß ich mir zuletzt, wenn ich eine Seereise unternehmen wollte, zur Regel machte, ehe ich mit dem Capitän abschloß, an Bord seines Schiffes zu gehn, weniger um das Fahrzeug selbst in Augenschein zu nehmen — was auch zu empfehlen ist — als vielmehr um die Physiognomien daselbst zu betrachten. Sah ich freche oder unzufriedene Matrosengesichter, einen ungeschliffenen, mürrischen Steuermann oder Bootsmann, so wußte ich schon, was ich von dem Capitän selbst zu erwarten hatte, und nahm darnach wo möglich meine Maaßregeln.

Auch an Bord der Navigazion war ich so glücklich, diese Erfahrung zu machen an allen Untergebenen, mit denen ich öfter in Berührung kam. So war der Secondo, Namens Nicolentini, *) ein sehr bescheidener, dienstfertiger junger Mann, der mir gerne über alles Bescheid gab, und mir manchen Marine-Ausdruck erklärte, manches Gestirn kennen lehrte, die mir früher fremd waren. Auch sogar der Camerotto, **) Matju, wie ihn der Capitän zu rufen pflegte, war gehorsam und flink in seinem Aufwärterdienste, eine Eigenschaft, die diese Burschen nicht immer haben, indem sie oft durch falsche Behandlung von Seite ihrer Obern und des Schiffsvolkes tückisch werden, und nur dann folgen, wenn sie zittern müssen.

Noch muß ich einer Person meiner Umgebung erwähnen, die ich bisher mit Stillschweigen überging, vielleicht hauptsächlich deßwegen, weil das Individuum selbst auf dieser Reise eine ziemlich stillschweigende und passive Rolle spielte. Dieß war mein einziger Mitpassagier, Laval, ein Franzose, der mit mir aus Rußland gekommen war, wo er mehrere Jahre als Lehrer sein reichliches Brod verdient, aber wenig baares Geld erübrigt hatte, weil er nicht mit dem Gelde umzugehen wußte, und nun nach Konstantinopel wollte, weil man ihm weiß gemacht hatte, dort wäre mit leichter Mühe viel Geld in seinem Fache zu verdienen. Allein schon in Odessa, das man wegen des vielen Verkehrs mit Konstantinopel als die Vorstadt davon ansehen kann, hatte man ihn bereits eines Bessern, oder vielmehr Schlimmern belehrt, so daß er theils mit seiner bedenklichen Lage, theils mit seinem Brevier beschäftigt, an dem, was um ihn vorging, nur wenig Antheil nahm. Er war überhaupt ein stiller, ordentlicher, gottesfürchtiger Mann, auf Reisen aber, besonders wegen Mangel an Sprachkenntniß etwas unbehülflich: er verstand nur Französisch und Lateinisch, diese zwei Sprachen aber aus dem Grunde.

Zwei Tage lang hatte die Windstille unsere Geduld auf die Probe gesetzt, als sich das Wetter änderte; es kam Regen, mit ihm aber auch etwas Tramontana, d. h. Nordwind, der uns in 24 Stunden vom 44sten Grad nördlicher Breite bis über den 43sten hinaustrieb, freilich noch keine rasche Fahrt,*) aber doch immer ein großer Gewinn in Vergleich mit Windstille oder Gegenwind.

Nun wurde unsere Lage unten schon unbequemer, da man wegen des herabströmenden Wassers alle Oeffnungen der Cajüte schließen mußte, so wurde bald das Athemholen in dem ohnehin so engen Raume sehr erschwert, so daß ich es zuletzt nicht mehr aushalten konnte und wie verzweifelnd die Cajütentreppe hinaufeilte. Hier fand ich den Ausgang auf das Verdeck mit einem großen, durchnaßten Segeltuch wie hermetisch verschlossen, und nur nach großer Anstrengung gelang es mir, durchzudringen, um im Freien nach Luft zu schnappen, es vorziehend, naß zu werden, als darunter zu ersticken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nicolentini, das Diminutiv von Nicolo, Niklaus. In der italienischen, so wie auch in der neugriechischen Sprache ist diese verkleinernde Form des Taufnamens so beliebt, daß sie im gemeinen Leben auch auf erwachsene und ältere Personen angewendet wird.

**) Camerotto, d. h. Kammerdiener, dasselbe, was im Deutschen Schiffsjunge. Er muß die Cajüte reinigen, das Essen austragen, das Geschirr waschen und die Passagiere bedienen. Mit diesem Grade fängt gewöhnlich der Matrose seine Laufbahn an.

*) Ein Kauffahrteischiff kann bei günstigem Wind in 24 Stunden bis 200 Knoten, d. h. 200 Seemeilen zurücklegen; ein Kriegsschiff 240 bis 260. Auf einen Längegrad unter der Linie gehen 60 Seemeilen, folglich 4 auf eine deutsche, geographische Meile.

Die Völkerschaft der Kubetschi.

Der Akademiker Frähn verlas kürzlich in der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg einen sehr interessanten Bericht über die Kubetschi, einen Volksstamm des Kaukasus, der dem Ethnographen eben so merkwürdig durch seinen historischen Ursprung ist, welchen der Schleier der Zeit noch jetzt nicht mit Bestimmtheit hat lüften können, wie durch seine aus fernen Jahrhunderten bis jetzt mit unverletzter Treue erhaltenen Sittengebräuche und Sprache. Die Abhandlung des Hrn. v. Frähn hat das Verdienst, daß sie die verschiedenen Meinungen und Hypothesen, die uns neuere Reisende und Schriftsteller über dieses Völkchen aufgestellt, mit kritischem Geiste beleuchtet, die besseren aus ihnen hervorhebt, mit seinen eigenen Ansichten zusammenhält und sie so in einem vollständigen Tableau zu unserer Uebersicht bringt. Die wesentlichsten Data seines instructiven Memoires sind nachstehende: „Fünfzig Werste etwa nordwestlich von Derbend, an den Quellen der Flüsse Uintschai, Barschlitschai und Hamrusen, im Gebirge der Kaitaken, wohnt ein aus ungefähr 1200 Familien bestehendes Völkchen, das durch eine Menge Eigenthümlichkeiten und besondere Gewohnheiten, so wie durch seine ausgezeichnete Kunstfertigkeit und durch seine Ansprüche auf europäische Abstammung uns in einem hohen Grad interessant und wichtig erscheinen muß. Es sind die Kubetschi, oder wie sie früher hießen, die Siebgeran. Beide Namen (jener ist tatarisch, dieser persisch) bedeuten Kettenpanzermacher. Die Geschichte gedenkt der Sirbgeran schon im sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt unter

des Safaniden Anuschirwans Regierung, als dieser den Kaukasus durch die Mauer von Derbend absperrte und die kleinen dasigen Fürsten sich zinspflichtig machte. Als die Araber ihre Eroberungen auch bis zum Kaukasus ausgedehnt hatten, treffen wir zu Anfang des achten Jahrhunderts die Sirhgeran ebenfalls unter den Völkern, die sich ihnen unterwerfen und jährlichen Tribut entrichten mußten. Mehrere arabische Schriftsteller, unter ihnen vornehmlich Masudi, der um die Mitte des zehnten, und Sekerija Kasswiny, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, haben uns mehrere interessante Details von diesem Volke geliefert. Sie schildern sie uns als Leute von hohem Wuchs und röthlicher Gesichtsfarbe, mit kleinen blinzelnden Augen. Nach ihnen verstanden sich die Sirhgeran besonders gut auf Verfertigung von Kettenpanzern, Steigbügeln, Pferdegebissen, Schwertern und andrem eisernem Kriegsgeräthe; mit keinem andern Handwerke befaßten sie sich. Sie waren wohlhabend und gastfrei; Fremde, die ein Handwerk, eine Kunst oder Wissenschaft verstanden und schreiben konnten, sahen sie vor allen andern gern bei sich. Durch die Unzugänglichkeit des Terrains, das sie bewohnten, hatten sie ihre Unabhängigkeit von den sie umgebenden Völkern zu erhalten gewußt. Ein Theil von ihnen bekannte sich zum Mohammedanismus, andere zum Mosaismus, noch andere waren Christen. Auch hat man Veranlassung zu glauben, daß der Cultus des Taoismus ihnen nicht fremd geblieben sey. — Nicht minder interessant sind die Berichte, die uns unsere Reisende von diesem Volke geben. Bei ihnen heißt es aber nicht mehr Sirhgeran, sondern Kubetschi. Von diesen neuern Reisenden haben die selbstständigen Nachrichten des jüngst im russischen Dienst und zuletzt als Commandant von Schemacha im Kaukasus verstorbenen Obristlieutenants von Brackel als Inländer vor Andern das glaubwürdigste Zeugniß für uns.

„Das Gebiet der Kubetschi wird gegenwärtig mit in die Provinz Daghestan begriffen. In ihrem gleichnamigen Städtchen gehören noch drei Dörfer: Surarkälly, Schirilly und Amisgally. Sie haben, obgleich in gewisser Hinsicht vom Usmei der Kaitaken und von Rußland abhängig, doch eine freie Verfassung, die uns von den verschiedenen sie besuchten Reisenden bald als demokratisch, bald als aristokratisch dargestellt wird. Nach Hrn. v. Brackel liegt die Verwaltung zehn Aeltesten ob, deren Chargen erblich ist. Diese wählen aus den 25 Stämmen, die das Volk formiren, eben so viele Richter, von deren Urtheil nur in sehr wichtigen Fällen an das der Zehn appellirt wird.

„Für ihr ehemaliges Christenthum zeugen noch einige alte in ihrem Gebiete vorhandene Gebäude, welche einst Kirchen gewesen seyn sollen. Jetzt sind die Kubetschi sämmtlich Mohammedaner, von der Secte der Sunniten. Der Lehre Mahammeds zufolge ist die Vielweiberei bei ihnen gestattet. Nach Hrn. v. Brackel aber muß bei ihnen die Frau dem Mann die Morgengabe bringen, welche Sitte sich bei ihnen vom ehemaligen Christenthum mag erhalten haben; bei den Mohammedanern findet bekanntlich der umgekehrte Fall statt. Das Frauenzimmer der Kubetschi geht unverschleiert und darf an allen Lustbarkeiten mit den Männern ungehindert Antheil nehmen.

„Die Neigungen und Beschäftigungen dieses Völkchens werden uns als sehr verschieden von denen der andern kaukasischen Völker geschildert. Obschon tapfer und brav, nehmen sie doch nie Theil an Raubzügen. Ackerbau und Viehzucht treiben sie nur sehr wenig. Dafür sind fast alle, wie wir dieß schon oben bei den Sirhgeran, ihren Vorfahren, sehr geschickte Waffenschmiede. In Stahl- und Eisenarbeiten entwickeln sie eigene Geschicklichkeit und einen Kunstsinn, wodurch sie hoch über die andern Bergvölker gestellt erscheinen. Die Panzer, Flinten, Säbel und andere Waffen, die aus ihren Fabriken hervorgehen, sind noch jetzt in dortigen Gegenden und in Persien gesucht. Auch in Gold- und Silberarbeiten zeichnen sie sich aus, ihre Weiber sticken in Gold und Silber, und weben Teppiche und Tücher, die weit und breit verführt werden. Ja selbst einige Kanonen soll dieses industriöse Völkchen für sich zur Vertheidigung seines kleinen Gebiegsdistricts gegossen, und sogar türkisches, persisches und russisches Geld gemünzt haben, das von gutem Schrot und Korn war, und deswegen gern genommen wurde.

„In Folge ihrer Betriebsamkeit, die sich auch durch einen regen Handel bekundet, den sie besonders in Derbend, Gandscha (das heutige Elisabethpol) und Schuscha treiben, erfreuen sie sich noch immer, wie ehemals, eines besondern Wohlstandes. Kein Bettler wird bei ihnen gesehen. Ihre Geschicklichkeit in Verfertigung von Waffen und Panzern hat ihnen die Achtung aller Bergvölker zugewandt, die bei ihnen vorzüglich sich den Bedarf ihrer Waffen holen, und schon deßhalb gern in Frieden und Freundschaft mit ihnen leben. Ihre Rechtlichkeit hat ihnen das unbegränzte Zutrauen ihrer Nachbarn erworben. Der Usmei, Schamchal und andere Fürsten der Bergvölker erwählen sich daher, wenn sie miteinander zerfallen sind, das Gebiet der Kubetschi als einen neutralen Zusammenkunftsort, wo sie sich besprechen und vergleichen können. In Zeiten der Gefahr suchen sie bei den Kubetschi ein Asyl, und übergeben ihren treuen Händen die Schätze, die sie im eigenen Lande nicht mehr sicher wähnen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Sammlung des Baron v. Joursanvault. Dieser Alterthumsforscher hatte schon vor der Revolution von 1789 eine bedeutende Menge Urkunden und Diplome gesammelt, und als die Revolution die Klöster zerstörte, reiste derselbe in ganz Frankreich herum und kaufte allenthalben die zerstreuten Archive auf. Der Tod hinderte ihn, seine gesammelten Schätze in Ordnung zu bringen, aber ein Anderer trat an seine Stelle, und jetzt ist ein Catalogue analytique des archives de M. le Baron de Joursanvault in zwei Bänden erschienen. Die hier gesammelten Schätze sind ungeheure: die Urkunden, die auf Languedoc Bezug haben, gehen in die Jahre 975 bis 997 zurück, über die Unterdrückung der Tempelherren erhält man ganz neue Aufschlüsse, und die Literatur-, Kunst- und Münzgeschichte sollen durch ganz unerwartete Aufklärungen erläutert werden.

Papplemento. Die Sprachenbildung schreitet in Amerika mit der Racenbildung fort. Nach den „Memoiren eines Creolen" sprechen die untern Classen zu St. George in Demerary eine Mischung von Spanisch und Holländisch, die sich barock genug ausnehmen mag, und die sie Papplemento nennen.

Erdbeben in Leicestershire. Am 25 December um 4 Uhr Nachmittags fand ein ziemlich starker Erdstoß zu Wadhouse statt, dem ein rollendes Getöse voranging. (Litt. Gaz. vom 29 December.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1839.

Eintritt in Paraguay.

(Aus Robertsons: Lettres on Paraguay.)

Nachdem ich mich eine Zeit lang in dem gastfreundlichen Corrientes aufgehalten, sagte ich meinen Freunden, die mich noch in großer Anzahl begleiteten, Lebewohl, und setzte an dem sogenannten Paso del Rey über den Parana, schlief zu Curupaiti, und betrat am nächsten Morgen das Dorf Neembucu, wo ich von dem Commandanten und dem Pfarrer mit der gewöhnlichen Gastfreiheit empfangen wurde. Neembucu ist die erste Niederlassung oder Comandancia, auf welche man auf diesem Wege nach Paraguay stößt Ich befand mich jetzt in dem speciell so genannten Lande, das von dem Paraguay-Fluß auf der einen, und dem Parana auf der andern Seite eingeschlossen ist. Im Fortreisen gegen Assumpcion zu, längs dem Gebiete der Missionen wurde ich lebhaft durch den Unterschied betroffen, den das Land, worin ich mich jetzt befand, gegen das vorher durchreiste darbot. An die Stelle der offenen Pampa waren schattige Wälder getreten, die Weiden, durch Bäume beschützt und durch reichliche Bäche bewässert, boten meist ein herrliches Grün; häufig fand ich auf der Ebene den Palmbaum, und Berge und sonst ansteigende Hügel bildeten mit dem Thal und See einen freundlichen Contrast. Vom Fuße bis zum Gipfel theils mit mächtigen Bäumen, theils mit Gebüsch bewachsen, boten diese Berge und Abhänge Citronen-, und Orangenbäume in Menge dar, die zugleich Blüthe und Frucht trugen. Der Feigenbaum breitete sein dunkles Blätterwerk aus und bot dem Reisenden seine köstliche Frucht, während Schmarotzerpflanzen in all ihrer Mannichfaltigkeit von Blättern und Blumen die Scene schmückten. Eichhörnchen sprangen und Affen schwatzten zwischen den Zweigen; der Papagay, der Fasan, der Motgtu, der Tucan, der summende Vogel, der Guacamayo oder Kakadu und unzählige andere, die Azara beschrieben hat, hausen in all ihrem bunten Federspiel in den Wäldern, die ich durchritt. Einen besonders schönen Vogel sah ich nirgends anders als an dem See und seinen Ufern: dieß ist der Pato-Real oder die Königsente, fast so groß, als eine Gans, aber von reichem, mannichfachem Gefieder. Die Seen sind mit wildem Geflügel, die Sümpfe mit Wasserhühnern und Schnepfen bedeckt.

Während ich meine Reise durch ein von der Natur so wesentlich begünstigtes und so herrliches Land verfolgte, traf ich zu meiner Freude auf häufigere Spuren von Anbau und menschlichem Fleiße, als in den einsamen Strichen, durch die ich bis jetzt meinen monotonen Weg verfolgt hatte. Weiß beworfene Häuschen sahen oft zwischen den Bäumen hervor, und rundumher waren bedeutende Felder von Baumwolle, Yucca und Tabak; auch Mais und Zuckerrohr sah man häufig in der Nähe von größern Landhäusern. Die ungemeine Einfachheit und Höflichkeit der Bewohner machte einen ganz besondern Eindruck auf mich: an dem ersten Häuschen, wo ich hielt, um die Nacht daselbst zuzubringen, bat ich, als ich abgestiegen war, um etwas Wasser. Es wurde mir in einem irdenen Kruge von dem Herrn des Hauses selbst gebracht, der in der achtungsvollsten Stellung, mit dem Hut in der Hand, stehen blieb, während ich trank. Vergebens bat ich ihn, sich zu bedecken, er that es nicht, und ich sah im Laufe des Abends, daß seine Söhne alle in ähnlicher Sitte auferzogen waren; die Mädchen kreuzten achtungsvoll die Arme über die Brust, wenn sie ihren Eltern oder Fremden beim Essen aufwarteten.

Hier, wie in Corrientes, wird unter der Classe, wozu mein gastfreier Wirth gehörte, von den Männern das Spanische nur wenig und ungern, von den Weibern fast gar nicht gesprochen, indem die Guaranisprache fast ganz an dessen Stelle getreten ist. Die Weiber schämen sich, ihre Unkenntniß der spanischen Sprache zu zeigen, und die Männer wollen nicht gern ungeschickt und unpassend in der einen Sprache sich ausdrücken, während sie es fließend und fast mit rhetorischem Schmuck in ihrer eigenen thun können, denn das Guarani hat, wie alle Ursprachen, eine große Menge metaphorischer Ausdrücke.

Die Fahrt nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Den Tag darauf, den 6ten, hörte der Regen auf, um einem ziemlich heftigen Sturmwinde Platz zu machen, der uns

Digitized by Google

zu beständigem Laviren nöthigte, wodurch unser Fahrzeug in das unangenehme Schaukeln gerieth, das demjenigen, welcher der Seekrankheit unterworfen ist, dieses Uebel sofort zuzieht, um ihn daran leiden zu lassen, bis das Schiff wieder ruhig wird, oder wenigstens in die regelmäßigere Bewegung vom Hintertheil nach dem Vordertheil hin geräth. Ich blieb auf der ganzen Fahrt von dieser Plage frei, was ich hauptsächlich der Lage zuschreibe, die ich annahm: bald hielt ich mich auf dem Verdeck stehend auf, fest an einen Mastbaum geklammert, bald in der Cajüte der Länge nach ausgestreckt. So wie ich nur einige Minuten dort saß, kam mich Ekel, der Vorbote des Uebels, an; so wie ich mich aber legte oder wieder hinauf ging, um fest zu stehen, verschwand dieser Uebelstand,*) dem auch mein Reisegefährte entging, der immer in seiner Koye liegen blieb. Ich stimme der Meinung derjenigen bei, welche die Seekrankheit hauptsächlich einer Störung des Blutumlaufs bewirkt durch die ungewohnte Schwingung, zuschreiben. Gegen Abend wurde der Wind stärker, nahm immer mehr zu, und wuchs noch vor Eindruch der Nacht zu einer solchen Wuth an, daß unser Schiff wie ein Spielball herumgeworfen wurde. So kam allmählich die Nacht heran, aber ohne die Elemente in ihrem Spiele zu unterbrechen. Die Finsterniß war schauerlich, der Aufenthalt auf dem Verdeck unsicher; denn unversehens stürzten gewaltige Wogen gegen des Schiffes Seiten, überschlugen es von einem Bord zum andern, ein Dach bildend, und drohten es zu versenken oder zu zertrümmern; bald hob die Fluth das Fahrzeug so, daß die Spitze sich wie verlor, und man sie vom Hintertheil herab beinahe senkrecht zwischen den Wellen unter sich sah; bald senkte sich die Seite so, daß das Bord wagerecht auf dem Wasser lag, und die Segel tief hineintauchten. — Das Schauspiel kam mir ernsthaft vor, doch hielt mich das unverzagte Wesen des Schiffsvolks aufrecht; triefend vom salzigen Wasser ging ich zuletzt hinunter, um etwas Ruhe zu suchen, und fand sie endlich zwischen dem krachenden Gebälke.

Bei meinem Erwachen, den 7ten, wüthete immer noch derselbe Sturm, es war noch Nacht; bald kam der Tag und zeigte uns die empörten Wellen, noch finsterer als die Nacht, uns gleichsam höhnend fragend: „wißt ihr nun, warum wir das schwarze Meer heißen?“

Nachmittags wurde die See etwas ruhiger; da sah ich die Segelstange mit Vögeln bedeckt; es waren Seefalken, die, ermattet vom Sturme, hier Schutz und Ruhe suchten. Ein flinker Matrose kletterte hinauf, ergriff, oder vielmehr pflückte einen nach dem andern, und füllte damit einen Sack; es waren ihrer neunundzwanzig. Sie ließen sich tödten, so wie sie sich hatten fangen lassen, ohne das geringste Widerstreben, — so sehr waren die sonst kecken Räuber vom Schrecken betäubt; — darauf wurden sie gerupft und als frischer Proviant aufgehängt. Mich dauerten die Betrogenen, ich hätte ihnen das Asylrecht nicht versagt.

*) Schon viele Versuche sind gemacht worden, um dieses Uebel zu erforschen, aber Alles umsonst.

Bald erhob sich der Sturm wieder stärker als je, pfiff durch das Tauwerk, und heulte um die wenigen Segel herum, die man noch halb ausgespannt zu halten wagte. So kam die Nacht heran; müde vom Getümmel stieg ich hinunter, nahm einige Bissen zu mir, und legte mich nieder. Einige Stunden mochte ich geschlummert haben, als schwere Tritte mich weckten: es war der Capitän mit seinem Serivano; nachdem sie hastig Fragen und Antworten gewechselt, sah ich ersteren hereintreten mit den Worten: „O che siamo sfortunati, abbiamo perso la rotta!“ dann entblößte er das Haupt, warf sich auf die Knie vor dem gegenüberstehenden Muttergottesbild, und betete leise wohl fünf Minuten lang; nun erhob er sich, machte das Zeichen des Kreuzes und ging wieder seinem mühsamen Geschäfte nach.

Theils um ihn nicht zu stören, theils um wo möglich noch etwas Ferneres zu vernehmen, war ich während dieses Vorfalls ruhig liegen geblieben; aber jetzt, da ich allein war, fing ich an, die Sache reiflicher zu überlegen: an die Stelle des bisherigen, unbefangenen Benehmens der Seeleute war ängstliche Ungewißheit getreten, und aus der letzten Aeußerung des Capitäns glaubte ich, Klippen befürchten zu müssen oder gefährliche Nähe des Landes. Dieses letztere, dachte ich, mag wohl für das Schiff das Gefährlichste seyn, nicht aber für einen Schwimmer; und somit zog ich meinen ledernen Gürtel, der mich schon seit zehn Jahren auf Reisen begleitete, aus dem Koffer, that hinein, was ich an Geld und wichtigen Schriften hatte, schnallte ihn um mich, und verbesserte, auf die Möglichkeit einer beschleunigten Landreise hin, meinen Anzug in etwas. Mußt du schwimmen, so dranchst du auch Kräfte, überlegte ich ferner, vielleicht auch zum Marsche auf dem Lande noch, darum will ich mich stärken, weil es noch Zeit ist: ein Glas Wein mit einem Zwieback behagte recht gut, dann ein Cigarro, und endlich der süße Schlaf.

Eben graute der Tag, als ich daraus erwachte, und zugleich bemerkte ich mit Verwunderung, daß das Schiff sich ruhig hielt, hastig stieg ich hinauf, und siehe da, vor mir, ganz nahe vor mir lag Land. Nur wer in gleicher Lage schon gewesen, der nach vierzigstündigem Sturme erwacht, um Land zu sehen, nur der kann sich eine Vorstellung machen von der Freude, die ich bei diesem Anblick genoß, — zu schildern vermag ich sie nicht. Und was für Land war das? es war die Türkei, das Land, nach dem ich mich schon so lange gesehnt, das zu erreichen ich so viele Mühseligkeiten und Opfer gering geachtet hatte. Das ist der Berg Papiat, rief mir der Bootsmann zu, als er mich staunen sah. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem schönen Berge, hoch, von runden, sanften Formen, stach er so lieblich ab von der schroffen, abstoßenden Gestaltung der russischen Hügel; ein frisches Grün, das ihn bedeckte, erfreute das Auge, das die Grashalmen darauf zu unterscheiden glaubte, so nahe schien er zu seyn, weil man ja die Entfernung vom Gewünschten gern sich wegdenkt.

Jetzt erfuhr ich, daß wir wirklich nicht in der besten Lage gewesen, indem wir, trotz des Compasses, nicht mehr recht wußten, wo wir uns befanden, und bei der Nähe der Küsten,

Digitized by Google

die wir nicht sehen konnten, öfters Gefahr liefen, gegen die Felsen getrieben zu werden oder zu stranden.

Seit vorgestern hatten wir mit allen unsern Kreuz- und Querfahrten nicht mehr als etwa 16 Seemeilen zurück gelegt.

Jetzt hatte unser Elend ein Ende, wir brauchten nichts mehr als Vorsicht, eine der Haupttugenden des Seemanns, die dieser aber, besonders wenn er noch jung ist, nur gar zu leicht aus dem Auge verliert. Daß Vincenzo sie besaß, davon gab er uns bald einen Beweis, aber vorher noch von einer andern Tugend. Der Hauptbestandtheil unsrer Mahlzeit machte immer ein Huhn aus, im Reise gekocht; was wir drei beim Mittagessen davon übrig ließen, verzehrten wir zwei Passagiere zu unserm Nachtessen (wobei wir uns immer sehr leicht fühlten, auch keine schweren Traume bekamen). Nun kam wieder die Mittagszeit, und mit doppelter Eßlust setzten wir uns nach allen überstandenen Drangsalen an die Tafel. Aber Vincenzo wollte nichts kosten von unsern Gerichten. Als wir unser Befremden darüber äußerten, sagte der Alte: „Gestern habe ich der heiligen Jungfrau Maria gelobet, wenn wir mit sammt dem Schiffe sollten gerettet werden, jeden Sonnabend zu fasten, so gut wie am Freitag. Gerettet sind wir, heute ist es gerade der erste Sonnabend, ich muß also jetzt mein Gelübde halten. Ich bin kein Wortbrüchiger.“ Munter verzehrte nun der Greis seine in Wasser gekochten Bohnen mit dem darin aufgeweichten Zwieback, und erzahlte uns von den Tücken des Meeres, das wir beschifften. Er habe es, sagte er, jetzt volle fünfzig Jahre befahren und sey das Handwerk satt geworden, dieß sollte seine letzte Fahrt seyn, zu Hause in Illyrien, habe er sich Land angekauft, dorthin wolle er sich zur Ruhe begeben, und auch seinen Sohn, der gleichfalls Schiffscapitän, dazu auffordern.*) Früher, fuhr er fort, wurde das schwarze Meer den Winter hindurch für unschiffbar gehalten, besonders in der Zeit, worin wir uns befinden, nämlich der Tag- und Nachtgleiche. Erst voriges Jahr war hier ein österreichisches Schiff mit Mann und Maus untergegangen, worauf der Bruder eines meiner Bekannten in Odessa als Passagier war, um nach Konstantinopel zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich erfuhr nachher, daß Vincenzo nach seiner Ankunft in der Heimath diesem seinem Sohne, nachdem er ihm vergeblich das Landleben empfohlen, die Navigation abtrat. Der Sohn ging bald darauf damit unter Segel, und litt schon im adriatischen Meere Schiffbruch, wobei sich zwar die Mannschaft retten konnte, die schöne neue Brigantine aber verloren ging.

Der Felsentempel zu Ibsambol.

(Aus Lord Lindsay's: Letters on Egypt. etc.)

Man betritt diese riesenhafteste aller Aushöhlungen im ganzen Nilthale zwischen vier ungeheuren, etwa 60 Fuß hohen sitzenden Statuen von Rameses, dem Großen; der Ausdruck des Gesichts in seiner milden Schönheit ist beinahe weiblich, die Sculptur in vollem Relief, da die Rücken kaum noch gegen den Felsen anlehnen, ist bewundernswerth, und wenn man die Figuren von der südlichen und schattigen Ecke der Höhle aus betrachtet, ist der Eindruck der Erhabenheit fast überwältigend. Ueber dem Eingang ist der Sperberkopf des Osiris, darüber eine Friese mit Hieroglyphen, und über dieser sitzt eine Reihe von Affen. Auch diese Abbildung, so wunderlich und außerordentlich sie erscheinen mag, tritt durchaus nicht aus dem Charakter der ägyptischen Architektur heraus. Wenn man zwischen den kolossalen Statuen hinabsteigt, betritt man die große Halle, die auf jeder Seite von vier Säulen gestützt ist, an denen riesenhafte Statuen bis zur Decke hinaufreichen, in ähnlicher Kleidung wie die zu Guerf-Hassan, aber in Verhältniß und Ausführung viel feiner; auch haben sie nicht das Furchterregende, da man Raum genug hat, an ihnen hinaufzusehen.

Der Tempel wurde bald nach der Thronbesteigung Rameses (Sesostris) ausgehöhlt, und die Sculpturen scheinen sich hauptsächlich auf seine frühern Feldzüge zu beziehen. Auf beiden Seiten der Thüre innerhalb ist eine riesenhafte Figur des Eroberers, welche eine Gruppe Rücken an Rücken knieender Gefangener bei den Haaren hält, und im Begriff ist, sie zu erschlagen; sie sind von verschiedenen Nationen und Farben; man unterscheidet Schwarze von verschiedenen Kasten, und auch dasselbe Volk mit gespaltenen Barten und Adlernasen, wie sie zu Beit-Welli sich finden. Die Sculpturen auf der südlichen Mauer scheinen seine Siege über dieses Volk zu berichten. Auf seinem Wagen stehend, der von zwei mit den üblichen Federn auf dem Kopfe geschmückten Pferden gezogen ist, die Zügel hinten an seinem Gürtel befestigt, und den Bogen in der Hand, schleudert Rameses seine nie fehlenden Pfeile gegen die Feinde, von denen schon viele gefallen sind, und andere vergeblich sie zu vermeiden suchen; weiterhin ist er vom Wagen herabgesprungen, tritt mit dem Fuß auf einen der feindlichen Anführer, faßt den andern am Arm und durchbohrt ihn mit der Lanze. Auf der entgegengesetzten oder nördlichen Mauer sind Schlachten in kleinerem Maßstab abgebildet, in kecker Zeichnung, doch schlechter als die zu Theben.

Jenseits dieser prachtvollen Halle ist eine zweite von viereckigen Saulen gestützt, eine Cella und ein Adytum mit vier am Ende sitzenden Götterbildern und einem Altar davor, wie zu Guerf-Hassan; außerdem finden sich noch mehrere Seitenkammern von geringerem Interesse.

Beabsichtigte Reise der HH. d'Abbadie nach Abyssinien.

Hr. Theodore d'Abbadie und sein Bruder haben den Entschluß gefaßt, eine neue Reise nach Abyssinien zu unternehmen, und zwar hauptsächlich in der Absicht, dort das Christenthum aufs neue zu verbreiten. Ueberzeugt, daß man den Abyssiniern nur durch die Künste und Wissenschaften Europa's imponiren könne, hat namentlich Hr. Theodor Abbadie sich in technischer Hinsicht ausgebildet, indem er nicht nur mehrere Handwerke erlernte, sondern auch die Baukunst studirte. Damit hofft er besonders bei den abyssinischen Fürsten Eingang zu finden. Gegenwärtig halten sich beide Brüder noch in Cairo auf, da sie sich im Arabischen vervollkommnen wollen, welche Sprache von allen ausgezeichneten Personen Abyssiniens gesprochen wird. (Echo du Monde Savant vom 5 Januar.)

Digitized by Google

Die Völkerschaft der Kubetschi.

(Schluß.)

Wie die Völkerschaft der Kubetschi die Reinheit ihres Geblüts von jeher zu bewahren gesucht und sich nie mit einem andern Stamme durch Heurathen vermischt, so haben sie auch zu allen Zeiten ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Wie einst alle Angriffe auf sie von Seite der Derbender und Schirwaner scheiterten, fast eben so ist es auch meistens spätern Angriffen auf sie ergangen, wie dieß z. B. Nadir Schah und Daud Beg Khan erfahren haben. Im Jahre 1724 huldigten sie zugleich mit dem Uzmei dem russischen Scepter, doch ohne Tribut zu zahlen. Seit 1821 unterwarfen sie sich ihm aufs neue, und verpflichteten sich, einen jährlichen Tribut zu zahlen, der verschieden angegeben wird. Nach Hrn. v. Brackels Angabe beträgt er 400 Dkaten. Jewezky, ein anderer russischer Schriftsteller, schlägt die jährliche Abgabe, welche die Kubetschi und die andern kleinen kaukasischen Republiken zu entrichten haben, und die in Naturproducten besteht, im Geldbetrag auf 900 Rubel Silber an. Im Jahre 1851, wo sie aller Verbindung mit dem berüchtigten Kasi-Mulla entsagten, leisteten sie Rußland aufs neue den Eid der Treue.

„Die Häuser der Kubetschi bestehen aus Mauer- und Fachwerk, sind zwei bis drei Stock hoch aufgeführt. Ihre Fenster gleichen den europäischen, da Glasscheiben aber bei ihnen nicht zu haben sind, schließen sie sie mit hölzernen Läden. Ihr inneres Hausgeräthe wird von den neuern Reisenden verschieden angegeben; Einige bemerken hierüber, daß sie nach europäischer Weise Tische, Stühle, Bettstellen, auch Messer und Gabeln zum Essen haben: der mehrgenannte Beackel aber behauptet das Gegentheil. Er sagt: sie haben weder Tische, noch Bänke und Stühle, beim Essen liegen sie im Kreis auf dem Boden herum auf Teppichen oder Filzdecken. Gabel und Löffel trifft man bei ihnen nicht an. Verbrechen werden bei ihnen durch Geld gebüßt.

„Ueber die Abkunft dieses Volkes sind so manche Hypothesen aufgestellt worden. Einige halten sie für Abkömmlinge derjenigen Genuesen, welche einst im dreizehnten und den folgenden Jahrhunderten an den Küsten des schwarzen Meeres sich festgesetzt hatten. Eichwald hält sie für ursprüngliche Griechen. Andere geben ihnen einen deutschen Ursprung, weil sie in ihrer Sprache Spuren des Deutschen anzutreffen glauben. Man hat aber in der Sprache dieses Völkchens bisher noch nichts gefunden, das mit Griechischem, Italienischem oder Deutschem auch nur eine entfernte Analogie darböte. Wie sie jetzt beschaffen ist, hat man sie für einen Dialekt der lesghischen Sprache erkannt.

„Wenn es wirklich mit der Behauptung dieser neueren Reisenden, daß die Kubetschi selbst auf europäischen Ursprung Anspruch machen, seine Richtigkeit hat — und es scheint, die Aussage mehrerer von einander unabhängigen Stimmen lasse solches nicht in Zweifel stellen — so muß wenigstens die Zeit ihrer Versetzung oder Einwanderung in den Kaukasus sehr weit zurückliegen; denn wie wir oben gesehen, gedenkt die Geschichte ihrer schon im sechsten Jahrhundert nach Christi. Dann wird es auch begreiflich, wie sie ihre ursprüngliche Sprache gänzlich haben verlernen können.

„Hr. v. Frähn hofft, den Schleier, welcher noch zur Zeit die Herkunft dieses Volkes deckt, künftig lüften zu können. Einen Fingerzeig dafür gewahrt er in den alten Inschriften, welche sich noch in dem Orte Kubetschi vorfinden, die Niemand bis jetzt hat entziffern können: so sahen im Jahre 1782 zwei Herrnhuter aus Sarepta in Kubetschi an der Pforte einer zerfallenen alten Kirche, wie auf den Steinen einer andern zu einem Wohnhaus umgeschaffenen Inschriften angebracht, welche sie nicht zu lesen vermochten. Nur in einer derselben erkannten sie die Jahrszahl 1214 mit den in Europa gewöhnlichen sogenannten arabischen Ziffern ausgedrückt, woraus man schließen dürfte, daß auch die Inschrift selbst in einer europäischen Schrift sey. Der Armenier Paul Kalaschow war 1797 in Kubetschi, und erzählt, dort steinerne Häuser gesehen zu haben, auf denen sich Abbildungen von Thieren und alte Inschriften befanden. Klaproth, Bronjewsky und Eichwald wiederholen diese Nachrichten. — Daß nun jene unwissenschaftlichen Sareptaner, so wie der Armenier es unterließen, Abzeichnungen von dem, was sie sahen, zu nehmen und zurückzubringen, ist zu begreifen; daß aber auch die gedachten gelehrten Reisenden, wenn sie gleich nicht selbst in Kubetschi waren, es unterließen, sich von jenen Inschriften getreue Copien zu verschaffen, ist wohl befremdend, wenn man erwägt, wie so mancher wichtige Aufschluß über zweifelhafte historische Thatsachen alten Inscriptionen verdankt werden. Die Entzifferung jener Inschriften in Kubetschi hätte vielleicht zur Lösung eines interessanten Räthsels beitragen können.

„Indessen ist die Hoffnung noch vorhanden, jene Inschriften an den angegebenen Gebäuden in Kubetschi entziffern zu können. Der Senateur und Geheimerath Baron v. Hahn, der sich jetzt bereits im zweiten Jahre in Tiflis an der Spitze einer Commission befindet, welche die Aufgabe hat, ein neues Verwaltungs-Reglement für die transkaukasischen Provinzen zu entwerfen, wünscht auch das Interesse der Wissenschaften in allen ihm möglichen Beziehungen dort zu wahren. Er hat der Akademie das Versprechen gegeben, ihr treue Abdrücke von allem dem zu verschaffen, was sich von alten Inschriften noch bei den Kubetschi findet, treue Zeichnungen von den dasigen alten Kirchen, von einigen Kubetschi-Physiognomien, vielleicht auch einen Kubetschi-Schädel. Nächstdem darf sie hoffen, durch seine Fürsorge eine neue Sammlung von kubetschischen Sprachproben zu erhalten, die sich nicht auf einzelne Worte beschränken, sondern zur bessern Erkennung des grammatischen Baues der Sprache ganze Phrasen mittheilen sollen: endlich will er die sämmtlichen Nachrichten, welche uns bisher von Reisenden über dieses Völkchen geliefert worden, an Ort und Stelle prüfen, um so die sich in denselben vorfindenden Differenzen auszugleichen und in Uebereinstimmung zu bringen.

„Die hohe einflußreiche Stellung, der so oft schon bewährte ächt wissenschaftliche Sinn und die wohlbekannte Thätigkeit des Baron v. Hahn verbürgen uns erfolgreiche Resultate seiner Verwendungen für manche wissenschaftliche Aufhellungen des Kaukasus und auch für die Lösung dieser so lange problematisch gebliebenen Aufgabe."

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 7** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Heinrich von Monmouth, oder das Leben und der Charakter Heinrichs V. als Prinz von Wales und König von England.** Von J. Endell Tyler. — **Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** (Fortsetzung.) — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieser dem Auslande dargebotenen Literaturblätter, von welchen wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 7.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 Januar. 1839.

Heinrich von Monmouth,

oder das Leben und der Charakter Heinrichs V als Prinz von Wales und König von England.

Von J. Endell Tyler.

Heinrich V von England ist eine dem deutschen Publicum durch Shakspeare's unsterbliche Tragödien sehr vertraut gewordene Gestalt. Wer hätte sich nicht ergötzt an der Kurzweil, welche, bei Shakspeare, der müssige und leichtsinnige junge Prinz in Gesellschaft des dicken Ritters, Sir John Falstaff, und seiner nobeln Genossen, treibt, an dem Wettkampf des Humors des alten Sünders und des, seiner Kraft und Hoheit sich insgeheim wohlbewußten fürstlichen Jünglings, an der Metamorphose, welche in den Stunden der Gefahr und Entscheidung mit dem Königssohn vorgeht, an seiner Tapferkeit und Großmuth, an seinen ernsten Betrachtungen und Gedanken, wie er sich die Krone seines sterbenden Vaters aufsetzt, an seinem Heldenmuth und seiner Siegesfreudigkeit am Tage von Agincourt und seiner kurzen, kräftigen Liebeswerbung? Das Leben und den Charakter dieses ausgezeichneten und durch die Poesie so verherrlichten Königs hat ein Engländer zum Gegenstand seiner Studien und einer ausführlichen Darstellung in zwei Bänden gemacht, und ein kritisches Journal gibt darüber folgenden Bericht:

„Wir sehen es gern, wenn sich ein Schriftsteller einem besondern Theile der allgemeinen Geschichte widmet, einer Periode oder Regierung, die sich vom Uebrigen abtrennen und dann mit größerer Ausführlichkeit und Genauigkeit geschildert werden kann. In der That, allgemeine Geschichten sind von wenig, vielleicht von gar keinem Werth. Sie machen uns nicht mit einer irgend beträchtlichen Summe neuer Facta bekannt, sie geben uns keine entsprechende Vorstellung vom socialen Zustand eines Volkes. Ganz beschäftigt mit großen politischen Ereignissen steigen sie nicht bis zu jenen einzelnen kleinen Umständen herab, welche allein für die Masse der Menschen Interesse haben, und aus welchen allein die Mehrheit sich nützliche Lehren abstrahirt. Wir lesen wie 10,000 Mann erschlagen wurden, aber wir erfahren nicht, wie Ein Individuum seine Zeit verbrachte, was seine Arbeiten, seine Erholungen, seine Leiden, seine Genüsse, seine Vorrechte, seine Zwecke und Hoffnungen waren. Wir sehen den äußerlichen Prunk und Schimmer der Höfe, aber versagt bleibt uns der Zutritt zu dem häuslichen Herd des Bauers, des Handwerkers, des Freisassen, des Kaufmanns. Wir sehen einige glänzende Gemälde, gemalt von der Hand der Kunst, nicht der Natur — ein Glanz, der unausbleiblich mit Uebersättigung endet, während das Herz nach wesenhafterer Erkenntniß verlangt, während es mit dem Zustand der Masse sympathisirt, und jeden Augenblick sich nach Mitteln umschaut, eine Vergleichung zwischen alten und jetzigen Institutionen zu ziehen. Was fragen wir nach Dingen, die mit unserm Gemüth und unsern Bestrebungen nichts zu schaffen haben? Und solche Dinge können keinen Platz finden in einer allgemeinen Geschichte, weil sie nie von Einem Geist können umfaßt werden; sie müssen gesondert, ausgewählt und geordnet werden von Vielen. Ehe wir eine solche Geschichte z. B. unsers Landes erwarten dürfen, welche den gebildeten, denkenden Leser befriedigt, muß sie von wenigstens zwanzig Federn bearbeitet werden, deren jede sich mit der durch vorhergegangene Studien gründlichst erforschten und vertrauten Periode beschäftigen muß. Das Aggregat solcher Productionen möchte freilich eine ungeheuere Masse werden; statt zwölf oder vierzehn könnten wir leicht hundert Bände bekommen; aber, was auch Buchhändler dagegen einzuwenden haben dürften, das wäre kein Unglück. Von keinem Leser würde man erwarten, daß er das Ganze kaufe, so wie gewiß auch kein verständiger Leser das Ganze zu bewältigen versuchen würde. Er möge aus der Menge von kurzen Handbüchern, deren Anzahl jeden Tag steigt, sich eine solche Kenntniß des Gegenstandes im Ganzen erwerben, wie bei seinem Beruf oder seiner Stellung in der Gesellschaft erfordert wird; und wenn er wünschte, eine tiefere Einsicht in die Institutionen, Gesetze und Sitten einer bestimmten Periode sich zu verschaffen, so würde er natürlich zu einer Specialge-

Digitized by Google

schichte dieser Periode sich wenden. In ihr würde — wenigstens sollte er — eben so interessante als belehrende Einzelnheiten, frisches Grün statt dürrer Oede, Beseelung statt Leblosigkeit, volle Formen statt halbsichtbarer Skelette finden.

Aber dieß ist noch nicht Alles. Selbst in den Gegenständen, welche ausdrücklich in die Sphäre der allgemeinen Geschichte fallen — Schlachten, Belagerungen, Unterhandlungen, Verträge, Hoffestlichkeiten u. dgl., muß ein, zwanzig Jahrhunderte umfassendes Werk nothwendig lückenhaft und selbst irrthümlich seyn. So wenig solche Dinge die Masse der Menschen interessiren, und so gering sie angeschlagen werden von den Verständigen, sollten sie doch entweder genau angegeben, oder gar nicht geschildert werden. Um das Gewicht dieses Einwurfs zu fühlen, schlage der Leser einmal eine neuere Geschichte Englands — von Turner oder Lingard — auf, und vergleiche die Summe der darin aus einem Jahrhundert angeführten Verträge mit den Urkunden von Rymer oder der großen französischen Sammlung. Was wird das Resultat seyn? daß vieler wichtiger Verträge gar nicht gedacht ist und daß selbst in den aufgeführten manche interessante Artikel und Clauseln übersehen sind. Wie ungenügend ferner und unfruchtbar in solchen großen Geschichten Religion und Literatur besprochen werden, wissen wir schon lange, und Hunderte unserer Leser haben gewiß diesen Uebelstand so sehr beklagt wie wir. Aber was war Anderes zu erwarten? So viel auch in den letzten dreißig Jahren geschehen ist, um die Manuscriptenschachte und Winkel unserer öffentlichen und Privatbibliotheken zu durchforschen, so ist doch kaum das Bergwerk geöffnet; ein Jahrhundert würde, bei allem Beistand der Regierung, nicht hinreichen, uns auch nur eine mäßige Bekanntschaft mit den einzelnen Umständen zu verschaffen, welche Licht verbreiten könnten über den Zustand der Gesellschaft in den sächsischen und mittelalterlichen Zeiten. Noch immer hat jeder, der einen ansehnlichen Beitrag zu den Kenntnissen gibt, die wir besitzen, Anspruch auf unsere Dankbarkeit.

Aus diesen aphoristischen Bemerkungen wird der Leser entnehmen, daß wir die Erscheinung solcher Werke wie das vorliegende, immer freudig begrüßen. Zudem ist die Periode Heinrichs V, die Regierung seines Vaters natürlich miteingeschlossen, von manchem Gesichtspunkt eine der allerinteressantesten. Was die staatliche Seite betrifft, so haben wir die Kriege der Wälschen und der Schotten, den feurigen Heißsporn, den übernatürlichen Owen Glendower und den unzähmbaren Douglas, und vor Allem den Sieg von Agincourt mit der darauf folgenden Demüthigung Frankreichs. Was die Privatseite betrifft, so haben wir die Bestrebungen einer neuen Familie, das Andenken einer alten zu entwurzeln, theils durch Zugeständnisse, theils durch Intriken; wir haben neue Gesetze, neue Institutionen, eine neue innere Politik. Aber was bei den meisten Lesern für das Anziehendste des ganzen Gegenstandes gelten wird, das ist der Prinz Heinrich, Falstaffs guter Geselle, den Shakspeare's Genius berühmter gemacht hat als vielleicht irgend einen Charakter im ganzen Feld der Geschichte.

Tyler hat somit einen sehr populären und dankbaren Gegenstand gewählt. Sein Buch wird von vielen Lesern nützlich und anziehend gefunden werden; aber indem wir dem Geist, in welchem er schreibt, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und gern zugeben, daß er manche neue Thatsachen beigebracht, manche alte in ein neues Licht gestellt und viele gäng und gäbe Irrthümer berichtigt hat, sehen wir uns doch zu der Bemerkung genöthigt, daß es zu reich ist an Details, die zu geringfügig sind für die ernste Geschichte, während das Buch auch noch der schwerere Vorwurf trifft, daß es Gegenstände von hoher Wichtigkeit übergeht. Wir vermuthen, daß für neun Leser unter zehn gerade die Gegenstände, „welche absichtlich vermieden, oder nur gelegentlich und flüchtig berührt wurden," gerade die anziehendsten seyn würden, wie es denn gewiß auch die lehrreichsten wären. Die Zeit ist schon gekommen, wo man von dem Historiker etwas mehr verlangt, als die Schilderung von Metzeleien und Höflingsintriken. Auch hat Tyler mehr geleistet, als nur dieß: aber doch hat er so viel ungethan gelassen, daß man sich leicht verleitet fühlen kann, seine wirklichen Verdienste zu übersehen.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Das 15te Jahrhundert ist das Jahrhundert unserer Befreiung. Hier wird die edle Thätigkeit der Geistlichkeit mit besonderm Ruhm erwähnt. Sie wirkt besonders durch die Rede und das Wort des Erzbischofs Wassian zur Befreiung von jenem Joche mit: sie verbreitet das Heiligthum der Religion nach allen Enden des mittäglichen Rußlands, sie fängt den Kampf mit den Ketzern an, die schon in jener Zeit zum Vorschein kommen. In dieses und in das folgende Jahrhundert gehört die Gründung vieler Klöster in Rußland, die in dem Dunkel als die ersten Leuchten des Glaubens und der Kultur erscheinen. In diesen Klöstern werden auch die ersten Bibliotheken für Rußland gegründet, die uns die Heiligthümer der alten Schriftsprache, die Ueberlieferungen der Kirche und des Staats erhalten haben. Noch im 14ten Jahrhundert gründet der h. Sergius das Troidische Kloster, das in der Folge so berühmt wurde, und Cyrill das Beloserische. Im 15ten Jahrhundert gründet Euphrosyn, mit seinem weltlichen Namen Eleazar, das Pskow'sche Kloster, das seinen Namen erhielt; Joseph Sanin gründet das Wolokolam'sche Kloster, besonders berühmt durch seine reiche Bibliothek; Nilus Sorski ist der Begründer des Einsiedlerlebens; Cornelius ist der erste Abt und Begründer des Klosters zu Wologda im Anfang des 16ten Jahrhunderts. — Der Erzbischof von Nowgorod Hennadius und Joseph Sanin erscheinen als eifrige Bekämpfer der jüdischen Ketzerei, die zu der Zeit unsrer griechischen Orthodoxie die erste Versuchung bereitete. Lebensbeschreibungen der Heiligen, besonders der russischen, ihre Klosterregeln, Sendschreiben geistlicher Personen an die Fürsten von Rußland, und Schriften wider die Ketzer sind die Gegenstände unsrer literarischen Thätigkeit in diesem Zeitalter der Erneuerung. —

Digitized by Google

Moskau wird mächtig und beherrscht das alte Rußland; Byzanz streckt, in dem es unter dem Schwert der Türken fällt, ihm seine Hände entgegen, vermacht ihm die Herrlichkeit seines erloschenen Hofes und schickt ihm griechische Bücherschätze.

Im 16ten Jahrhundert fangen die beiden schon im 14ten Jahrhundert entstandenen doppelten Mittelpunkte des religiösen Lebens an ihren Einfluß zu zeigen, und man muß schon der Literatur nach dem Norden und Süden von Rußland folgen. Moskau repräsentirt die nördliche Thätigkeit; Kiew und um dasselbe herum Tschernigow, Ostrog, Lwof, wirken im Süden. In Moskau fängt um dieselbe Zeit eine große Begebenheit an, die der Geschichte unsrer Religion und Literatur gleich angehört, die Berichtigung unserer kirchlichen Bücher. — Zugleich damit findet die griechische Sprache Eingang in der Hauptstadt von Rußland und wird ein sehr lebendiger Verkehr mit Byzanz wieder erneuert. — Der Großfürst Wasili Iwanowitsch findet unter den Schätzen seiner Vorfahren eine große Bibliothek griechischer Handschriften und läßt den Patriarchen von Konstantinopel um einen kundigen Mann, der seine griechische Bibliothek in Ordnung bringe, ersuchen. Auf diese Veranlassung erschien bei uns zu der Zeit ein namhafter Mann, der in Paris unter dem berühmten Laskaris studirt und viele europäische Städte besucht hatte, der Mönch vom Berge Athos, Maxim der Grieche. Fest wie er war in den Dogmen der griechischen Orthodoxie, bemerkte er in unsrer Uebersetzung der Bibel und der Kirchenbücher viele Stellen, die mit der Lehre unsrer Kirche nicht übereinstimmten. Bald machte er sich die slawonische Sprache eigen und ging an die Berichtigung der Uebersetzungen. Außerdem, daß er den innern Sinn berichtigte, wie es ohne Zweifel geschehen mußte, lehnte er sich auch wider die Formen der Sprache auf, und führte viele Hellenismen ein, die von der Zeit an in unsrer kirchlich-slawonischen Sprache blieben. Die Berichtigung der alten Bücher, an welchen das Volk wie an einem Heiligthum gewohnt war, brachte das ganze alte rohe Rußland in Bewegung, das sich an den richtigen Sinn anstatt an den Buchstaben halten wollte, und so entstanden Schismen. Maxim der Grieche rang lange mit ihnen; endlich aber unterlag er dem Zorn des Herrschers und des Metropoliten selbst und wurde bei uns nicht bloß durch seine Gelehrsamkeit, sondern auch durch seine Leiden berühmt.

In demselben Jahrhundert erscheint ein anderer berühmter Mann der Kirche, der eine hohe Stelle in unserer Literatur einnimmt, der Metropolit von Moskau Makar. Seine Verdienste um die Kirche sind groß: er hatte mit der neuen lutherischen Ketzerei, wie sie in den russischen Annalen genannt wird, zu kämpfen, welche unsre Rechtgläubigkeit erschütterte. Die Geschichte der Literatur muß mit Verehrung auf die Arbeit Makars hinweisen, auf die große Legendensammlung, die er veranstaltete. Sie war bis dahin nicht herausgegeben und war der Quell, woraus der h. Demetrius von Rostow seine kleine Legendensammlung schöpfte. Ihm wird zugleich mit dem Metropoliten Cyprian die Abfassung der Geschlechtsregister der russischen Herrscher zugeschrieben. In diesem Jahrhundert müssen wir auch unsre Aufmerksamkeit auf die Erzählungen des Fürsten Kurbski, die ersten Memoiren eines russischen Staatsmannes richten, so wie auch auf die historischen Arbeiten des Patriarchen Hiob, der das Leben des Zaren Feodor Joanowitsch beschrieben hat.

Zu der Zeit als der Norden mit Schismen rang, die inmitten unsrer Kirche entstanden waren, hielt der Süden die heftigen und gefährlichern Angriffe des westlichen Katholicismus und der Union, die nach der Kirchenversammlung zu Florenz entstanden waren, von der Orthodoxie ab. Mit besonderer Dankbarkeit müssen wir des Fürsten Konstantin Ostroshski, des Eiferers für die griechische Orthodoxie im Süden und des Nikiphorus Tur, des Archimandriten des Kiewopetscherschen Klosters, und des Leonti Kopyowitsch, beide Gegner der Uniaten, erwähnen.

In demselben Jahrhundert fand die Buchdruckerkunst zuerst Eingang in Rußland, wurde aber von dem Aberglauben und der Barbarei bald wieder aus Moskau vertrieben. Der Fürst Ostroshski nahm unsre Buchdrucker zu sich und ließ zum erstenmal die ganze slawonische Bibel nach einem Exemplar drucken, das er in dem Schatz des Zaren Johann Wasiliewitsch gefunden hatte, und zwar nach dem einzigen in der ganzen slawonischen Welt. Auf diese Weise bewahrte Rußland allein das Heiligthum der Religion auf in der slawonischen Sprache.

Das 17te Jahrhundert zeigt in einem größern Maaßstab die Entwicklung dessen, was wir beim 16ten Jahrhundert geschildert haben. Im Norden, in Moskau, sehen wir den Einfluß der griechischen Bildung, die Berichtigung der Kirchenbücher, einen heißen Kampf mit den Secten, die immer zahlreicher entstehen. Der Süden zeigt den Einfluß der lateinischen Scholastik auf die Formen der Bildung, und nicht minder einen heftigen Kampf mit dem westlichen Katholicismus und der Union. Allein, außer diesen beiden Hauptereignissen des Jahrhunderts, tritt noch im Norden ein neues hervor: Kiew fiel uns zu; es entstanden Privatverbindungen zwischen ihm und Moskau, wie auch religiöse und gelehrte Mittheilungen; es gelang dem lateinischen Einfluß sogar in unser griechisch gesinntes Moskau einzudringen, und im Mittelpunkt des morgenländischen Glaubensbekenntnißes entstand ein Kampf zwischen dem Papismus und unserer Kirche. Diese theologischen Reibungen waren besonders der hellenischen Philologie günstig, die im 17ten Jahrhundert in einem Grade bei uns blühte, wie sie seitdem, trotz aller Anstrengungen sie wieder einzuführen, nicht wieder geblüht hat.

Alle Schriftsteller dieses Jahrhunderts können in zwei Classen, in die des Nordens und die des Südens getheilt werden. Im Süden sehen wir Zachaeias Kopystenski, den Gegner der Uniaten, Lazar Baranowitsch, der Feind der Jesuiten, Adam Serukau, der mit den Lutheranern streitet; allein über Alle ragt Petre Mogila hervor, der berühmte Gründer der Kiewschen Akademie, die schon in demselben Jahrhundert große Redner und Mitarbeiter Peters bildete, als Stephan Jaworski, Theophan Prokopowitsch und Gabriel Bushinski. Inmitten der Eiferer für die Orthodoxie ist der slawonische Philolog, der Verfasser der Grammatik dieser

Digitized by Google

Sprache, Meleti Smotrizki besonders bemerkenswerth, der das Opfer südwestlicher Reibungen wird und bald auf diese, bald auf jene Seite tritt. Zu den Schriftstellern des Nordens gehören unsere berühmten Patriarchen Philaret, der Verfechter der Orthodoxie; Joseph, der zwar vielen Eifer zeigte, aber aus Mangel an Kenntnissen, nicht wenig zur Verbreitung der Schismen beitrug; Joasaph, Nikon und Joakim, die am eifrigsten mit den Ketzern stritten. Neben diesen Patriarchen müssen wir noch einen Hierarchen stellen, der ihnen zwar an Rang nachstand, allein an Eifer, Heiligkeit, Gelehrsamkeit und literarischer Bedeutung die erste Stelle im 17ten und sogar im Anfang des 18ten Jahrhunderts einnimmt. In diesem Hierarchen sehen wir den eifrigen Verfolger der Ketzerei, den beredten kirchlichen Schriftsteller und Kanzelredner vereinigt. Unter seiner Feder erlangte die slawonische Kirchensprache in Rußland ihren höchsten Grad von Blüthe und Entwicklung. Dieß war der heilige Demetrius, Metropolit von Rostow.

(Fortsetzung folgt.)

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortsetzung.)

Die philosophischen Facultäten auf den deutschen Universitäten sind es nun ganz besonders, die mit ihren Leistungen und ihrer Stellung in Betracht kommen, wenn es sich von der Bedeutung der Universitäten für die Literatur im engen Sinn, mit Ausschluß der eigentlichen Berufswissenschaften handelt. Und hier ist unverkennbar, wie viele Impulse in der Philosophie, Geschichte, Aesthetik, Kritik u. s. w., welche von Universitäten ausgingen, in einem weiten Kreise weckend und zündend wirkten und reichliche Feuchte trugen, die einem größern Publicum zu Gute kamen. Bald war es die günstige Lage des akademischen Lehrers mit ihrer Muße und ihrem Schatz von Hülfsmitteln, welche geniale oder talentvolle Männer in Stand setzte, ihre Wissenschaften mit Fortschritten und neuen Entdeckungen zu bereichern, bald auch bot eine akademische Professur als das erwünschteste Auskunftsmittel sich dar, dem dürftigen Talent, das schon Proben abgelegt hatte, aber dem eine Stellung im Leben fehlte, eine ehrenvolle Unterstützung zu sichern und ihm das Fortschreiten zu erleichtern. Von unsern philosophischen Dynasten ist es bekannt, daß sie auf Universitäten ihre Throne aufschlugen; man kann sie sich gar nicht anders denken, denn als Professoren. Die meisten ausgezeichneten, neuern deutschen Historiker und Literarhistoriker machten die akademische Laufbahn; unsere Symboliker und Antisymboliker docirten an Universitäten; ein Solger, ein A. W. Schlegel, so verdient um die ästhetische Kritik und um die Kenntniß der Literargeschichte, ein F. A. Wolff, der geistreiche Philologe, waren oder sind, Universitätslehrer; eine Professur in Jena beseligte den heimathlosen Schiller ein Asyl; eine Universität, Jena, war der Sitz der Romantiker; etwas später bildeten sich in Halle geistreiche Kreise, die von weitergreifender Bedeutung waren, und deren Erbschaft dann auf die Universität Berlin überging. An dieser wurde, wie früher in Halle, in Jena, in Leipzig, eine kritische Zeitschrift gegründet, der sich kürzlich eine neue, in Halle, an die Seite gestellt hat, mit einer Tendenz, welche mit dem streng Wissenschaftlichen das Literarische zu verbinden sucht. Ebenso haben auch viele andere Universitäten ihre Organe, und Göttingen lieh seinen Namen einem dort gebildeten Dichterbunde. Gleichwie nun in England die philosophischen Fakultäten fehlen, so hat es auch Mangel an Werken, wie sie in Deutschland häufig aus den Studien der ihnen angehörenden Männer hervorgehen, und hier haben wir nicht nur die eigentlichen philosophischen Systeme im Auge, sondern viele andere, nicht streng speculative, aber doch wissenschaftlich gehaltene Schriften, die über der gemeinen Popularität stehend, den gebildeten Mann ernst und angenehm beschäftigen und zum Nachdenken reizen.

Man darf indessen nicht vergessen, daß die deutschen Universitäten, so groß man ihren Einfluß anzunehmen geneigt seyn mag, bei weitem nicht alle, oder auch nur die bedeutendsten Beiträge zu den eigentlichen Schätzen der deutschen Literatur geliefert haben. Lessing war kein Universitätsprofessor, von dem sich doch eine neue Aera in der deutschen Literatur datirt; Herder, der Ausstreuer eines so reichen Samens von fruchtbaren und großen Ideen, auch nicht; Schiller nahm die Professur, und nur für kurze Zeit, als ein nothwendiges Uebel; Wieland und Goethe, in Verbindung mit den zuvor Genannten und Andern machten die kleine Residenz Weimar zu einer Art von Athen, wo keine Schul- und Universitätsformen geduldet wurden; Jakobi, der Gegner der systematischen Philosophie, war kein Professor; auch L. Tieck nicht, und eine große Schaar deutscher Poeten und Roman- und Novellen-Dichter und Schreiber dichteten und schrieben nicht im Schatten der Akademie, jedoch machen Uhland, Rückert und Steffens eine Ausnahme.

Hierin scheint uns Deutschland unstreitbar im Vortheil gegen England, daß es einer nicht unbedeutenden Anzahl tüchtiger wissenschaftlicher und literarischer Männer eine sichere und für ihre Studien und Fortschritte günstige und ermunternde Stellung bietet; und es erntet auch die Früchte dieser Institutionen in erfreulichem Maaß in vielen Schriften, auf die es stolz seyn darf. Das reiche England wird zurückstehen, so lang es nicht diesen Aufwand zu machen sich entschließt oder nicht einmal das Monopol seiner Universitäten so weit zu brechen vermag, als erforderlich ist, damit Professoren im deutschen Sinn kräftig wirken können; und der Reichthum der Privatleute wird diese Lücke nicht ausfüllen, denn wenn es in England auch Viele gibt, welche ein sie unabhängig stellendes Vermögen besitzen, so werden doch gerade die Reichen nur selten von einem so großen wissenschaftlichen Eifer beseelt seyn, zumal wenn auch die Gelegenheit fehlt, als Lehrer sich Beifall zu erwerben oder zu wirken. Wo es ernste und mühsame Studien gilt, haben sich die reich Geborenen selten hervorgethan. Und in einem Lande, wo auf so vielen andern Bahnen dem tüchtigen Kopf Ehre, Auszeichnung und Lohn winken, muß das Streben nach literarischer Auszeichnung, welche durch Daransetzung der besten Kräfte und Jahre zu erringen wäre, noch mehr zurückgedrängt werden, wenn die Aufmunterung durch Belehrung oder ehrende Stellung unzuverlässig ist oder fehlt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an **Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.**

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1839.

Die Kirche der Katakomben in Kiew.

(Aus Stephens': Incidents of Travels.)

Die Kirche der Katakomben oder die Himmelfahrtskirche steht außer der Stadt, am Ufer des Dniepr. Sie wurde 1073 gegründet und hat sieben goldene Kuppeln mit goldenen Spitzen, die durch Ketten verbunden sind. Die Kuppel des Glockenthurms, welche sich vom Hügel aus zur Höhe von ungefähr 300 Fuß und über den Dniepr auf 585 Fuß erhebt, wird von den Russen als ein Meisterstück der Baukunst betrachtet. Sie ist mit dorischen und römischen Säulen und korinthischen Pilastern geschmückt; das Innere hat noch die ehrwürdige Form des Alterthums vollständig erhalten, und ist mit Gold, Silber, Edelsteinen und Gemälden reich verziert; in der That ist sie im Ganzen jeder griechischen Kirche, die ich damals gesehen hatte, bei weitem vorzuziehen In den ungeheuren Katakomben unter dem Kloster liegen die Leichen der russischen Heiligen unbeerdigt, und Jahr aus Jahr ein kommen Tausende und Zehntausende aus den Wildnissen Sibiriens und von den Gränzen der Tartarei, um vor ihnen niederzufallen und zu beten. In einer der Hallen der Kirche kauften wir Wachskerzen und stiegen mit einer langen Procession von Pilgern, darhaupt und eine brennende Kerze in unserer Hand, eine lange hölzerne Treppe hinab, an den Eingang zu den Katakomben. Auf beiden Seiten längs der Treppe lag eine Reihe Frommer auf den Knieen in demselben elenden Zustande, den ich so oft in der Nähe der Kirchen Griechenlands und Italiens bemerkt hatte. Als wir in die ausgehöhlten Gänge der Katakomben traten, deren Decke schwarz vom Rauch der Kerzen war, sahen wir an jeder Seite in Nischen in den Mauern und in offenen Särgen, eingehüllt in große Mäntel von Tuch und Seide und mit Gold und Silber geschmückt, die Körper der russischen Heiligen. Diese Heiligen sind Personen welche ein besonders reines und heiliges Leben geführt haben, deßhalb in den Himmel gekommen sind und beim Vater und Sohn einen besondern Einfluß haben sollen; ihre Körper sind unbeerdigt geblieben, damit ihre Brüder ihre Vermittlung erbitten und indem sie die Ehre sehen, die man ihnen nach dem Tode erweist, suchen mögen, ihnen in der Reinheit ihres Lebens nachzufolgen. Die Körper sind in offene Särge gelegt, und ihre steifen Hände so gerichtet, daß sie die Küsse der Pilger empfangen können, auf ihrer Brust sind ihre Namen und zuweilen ein Verzeichniß ihrer frommen Thaten aufgeschrieben. Doch sahen wir dort andere und schlimmere Dinge. Denn neben den Körpern der Heiligen, welche gestorben waren zu der von Gott ihnen bestimmten Zeit, ist in dem einen Gange eine Reihe kleiner Fenster, wo Menschen mit ihrer eigenen Hand sich eingemauert, und nur ein kleines Loch offen gelassen hatten, durch welches sie ihre Speise empfingen, und mit dem gottlosen Gedanken starben, daß sie hiermit ihrem Schöpfer einen Dienst erwiesen. Diese kleinen Fenster schließen ihre Wohnung und ihr Grab ein; und der fromme Russe glaubt, während er vor ihnen kniet, daß ihr unnatürlicher Tod ihnen ewiges Leben, einen Platz unter den seligen Geistern und deren Macht erworben habe. Wir wanderten lange in diesem außerordentlichen Begräbnißplatz herum, der überall mit knieenden und betenden Pilgern bedeckt war. Bei jeder Wendung sahen wir Hunderte von den fernsten Theilen des ungeheuren russischen Reiches. Vielleicht wanderten in dieser Zeit mehr als dreitausend in diesen Begräbnißkammern umher.

Die Fahrt nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Wir befanden uns nun unter 42° 40′ n. Br., mithin nur ungefähr 60 Seemeilen von Konstantinopel, der Wind blies günstig von Nordost; es war also ein Leichtes, bis den andern Morgen das Ziel der Reise zu erreichen. Wir beiden Passagiere hatten uns nicht wenig darauf gefreut; allein der Alte schüttelte den grauen Kopf und wies mit dem Finger gegen Norden. „Seht ihr das Graue dort am Horizont, das jetzt noch wie ein Spinngewebe aussieht? das bringt uns Verderben, wenn wir die Mündung des Bosporus suchen wollen. Wir suchen jetzt die Bucht von Iniadah auf, dort sind wir einstweilen geborgen, bis der Nebel sich zertheilt haben wird, der jetzt am Horizont sich bildet.“ Bei dieser Rede fiel meinem Reisege-

Digitized by Google

führten eine Stelle aus einem alten lateinischen Dichter ein, die, so viel ich mich erinnere, so lautet:

„Bosporum navita timuit penitus“

auf Deutsch:

„Dem Seemann flößt der Bospor Schrecken ein.“

Vincenzo verstand nun zwar kein Latein, desto besser aber sein Handwerk, und was noch mehr ist, er war durch fünfzigjährige Erfahrung nicht nur klug und vorsichtig, sondern beinahe furchtsam geworden.

Wir segelten also auf Iniadah zu, erreichten es auch noch in derselben Nacht, aber zu gleicher Zeit wurden wir auch von dem vorausgesagten Nebel erreicht, und wie in einen Mantel eingehüllt, in dem wir aber in unserer sichern Bucht ganz ruhig schliefen, bis uns ein freundlicher, heller Sonntagsmorgen weckte, um uns in einem Halbkreise einen neuen Theil des türkischen Landes sehen zu lassen, und um uns herum gegen zwanzig größere und kleinere, meist türkische Fahrzeuge.

Von einem dieser letztern bekamen wir bald einen Besuch an Bord; es waren zwei türkische Seeleute. Ihre Kleidung war grob und schlicht, aber reinlich und geschmackvoll: braune tüchene Pumphosen, von dem Knie an bis an den Knöchel knapp anliegend, durch einen bunten Gürtel um die Lenden befestigt, eine blaue Tuchweste knapp anliegend mit vielen eichelförmigen Knöpfchen; eine braune Tuchjacke mit schwarzen Schnüren verziert, vornen ausgeschweift, beinahe wie die ungarischen Husarenjacken und auf dem glatt geschorenen Kopfe einen Turban, d. h. eine rothe Mütze umschlungen mit einem weißen Tuche; dazu rothe Schuhe (ungefähr wie in Europa die Weiberschuhe beim gemeinen Volke), ein sonnenverbranntes, unfreundliches Gesicht, mit einem Schnurrbart in der Mitte desselben — so sahen die ersten Türken aus, die ich in ihrem eigenen Lande sah, und diesen glichen auch mehr oder weniger die, welche mir in der Folge vorkamen.

Diese Leute litten Mangel an Brod, baten uns daher um Zwieback, wozu sie bereits härene Säcke mitgebracht hatten;*) es wurde ihnen ein Sack voll gegen Bezahlung zugewogen, aber einen zweiten, um den sie flehentlich baten, konnten sie nicht erhalten.

Das Geld, womit sie bezahlten, mußten sie vorher in eine mit Wasser gefüllte Schale werfen, aus Furcht vor der Pest, die sich auch durch Metall (ausgenommen Gold) mittheilen kann, wenn dasselbe unmittelbar und noch warm aus der Hand des damit Behafteten empfangen wird.

Dieses war neues Silbergeld, geprägt unter Mahmud II, meistens Fünf-Piasterstücke,**) auf Türkisch Beschlik genannt. Ich hatte bisher nur altes türkisches Gold und Silber gesehen, das gut war, fast wäre ich zurückgeprallt bei dem Anblick dieser neuen Münze, denn es waren weiter nichts als runde Blechstücke, die größten vom Umfange eines Laubthalers. Obschon das Gepräge ganz neu, und zwar von diesem Jahre war, so schimmerte schon das Kupfer durch und gab sich noch deutlicher durch den Klang zu erkennen. Obschon ich nicht nach Konstantinopel zog, um dort Schätze zu sammeln, so konnte ich doch diese Münzproben nicht ohne Mißbehagen ansehen: sie contrastirten so widerlich mit dem vielen Lobenswürdigen, was ich schon von dem Beherrscher der Gläubigen gehört hatte, daß ich meinen Augen kaum traute, als ich so traurige Zeichen von dem Zustande seiner Finanzen erblickte.

Der Nebel hatte sich zertheilt; die Mündung des Bospors wäre also jetzt leicht zu entdecken gewesen, und konnte höchstens 30 Seemeilen von uns entfernt seyn. Nichtsdestoweniger blieben wir ruhig in unserer Bucht liegen, denn es war Windstille eingetreten. Also Geduld!

Unterdessen holten die Matrosen die vorgestern gefangenen Seefalken herbei, und legten sie ehrerbietig vor die Füße des Capitäns, der einen der jüngsten davon für unsere Küche aussuchte, und ihnen sodann huldvoll erlaubte, die übrigen für ihre Tafel zu behalten. Freudig zogen sie mit dieser buona presa ab, um damit, als mit frischem Fleische, sich ein leckeres Mahl zu bereiten, das sie aber, obschon mit eigener Gefahr erhalten, ohne des Capitans Erlaubniß nie hätten antasten dürfen, weil auf den österreichischen Schiffen der Matrose auf seinen Sold beschränkt ist, und jede Prise dem Capitän anheimfällt. Ueberhaupt muß ich, nach dem was ich davon gesehen habe, die Ordnung und Mannszucht auf den österreichischen Schiffen loben, — bei keiner andern europäischen Nation traf ich sie in diesem Grade an.

Unser Falke, obschon man den zarteſten ausgesucht hatte, war, wie ich erwartet hatte, sehr zähe, gewiß so zähe, als der, den Lafontaine in seiner rührenden Erzählung der spröden Schönen auftischen läßt; dagegen hob ich einige Federn davon auf, theils zum Schreiben, wozu sie besser taugten als das Fleisch zum Essen, theils zum Andenken an das überstandene Abenteuer.

Ich kann die Geschichte dieses Ruhetages nicht schließen, ohne noch eines guten Werkes zu erwähnen, das an demselben vollbracht wurde: es war die Befreiung eines Gefangenen, nämlich eines jungen Schweines, das früher frei auf dem Verdeck herumgrunzte, sich recht ordentlich aufführte, aber wie die See anfing, hoch zu gehen, so unruhig wurde, daß es die Matrosen in ihrer ohnehin so schweren Arbeit hinderte, und diese provisorisch sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie es in eine leere Tonne steckten, die sie aufrecht stellten, so daß der Arrestant durch das offen gelassene Spundloch Athem schöpfen und aus den kleinen Augen einen Blick auf die Außenwelt werfen konnte — der einzige Genuß, den man zweimal vierundzwanzig Stunden lang einem Geschöpfe vergönnte, das doch nach seinem Tode dereinst seinen Kerkermeistern so viel Genuß verschaffen sollte! Man hatte es bis jetzt vergessen.

Der Morgen des 10ten wurde wiederum mit Warten zugebracht, als sich endlich gegen Mittag ein schwacher Wind erhob, der uns aus der Bucht herausbrachte; bald schwellten die Segel stärker an, immer munterer ging es voran, und gegen sechs Uhr entdeckten wir glücklich die Gegend, wo der „Pontus

*) Diese nehmen die Pest nicht an, so wenig als Stroh und Holz.

**) Der türkische Piaster war im J. 1831 bis auf den Werth von sechs Sous gefallen, während er im Anfang dieses Jahrhunderts das Zünffache galt.

Digitized by Google

Eurinus" einen Ausweg durch den Bosporus sucht. Immer schöner wurde der Abend, immer milder die Luft, immer reiner, durchsichtiger der Himmel, — ich sollte bis an die Pforte des Südens kommen, um seine Schönheit kennen zu lernen — jetzt war die Sonne untergegangen, und allmählich die Nacht eingebrochen; aber welche Nacht! Wir befanden uns dicht vor dem Bospor, senkrecht darüber blinkte der Halbmond, hellfunkelnd uns die Bahn beleuchtend nach der Hauptstadt, deren Wappen er ist. Rechts am Eingange des Canals leuchtete bereits der Fanal*) von Europa, links der von Asien. So konnten wir ja nicht irre fahren; glücklich kamen wir zwischen beiden Festungen hindurch in die Strömung, die uns ruhig weiter führte; die Segel, jetzt überflüssig geworden, wurden eingezogen, und allein das Steuerruder fortgeführt, um uns in der Mitte der Wasserbahn zu erhalten.

(Schluß folgt.)

*) So heißen in der Levante die Leuchtthürme zur Warnung für die Schiffahrer, und jede Laterne überhaupt. So heißt auch der von den Griechen bewohnte an dem Hafen stehende Theil von Konstantinopel.

Xeres.

(Aus Frank Standish's: the Shores of the Mediterranean.)

Die Sitten der niedern Classen im Innern Andalusiens sind rein maurisch: bei Jahrmärkten haben sie Bänkelsänger, welche Einen Ton über eine Minute lang anhalten und dabei mit den Handen auf den Tisch schlagen; je kläglicher und monotoner die Melodie ist, desto besser gefällt sie den Zuhörern, welche rund umhersitzen und ihre Gläser auf den Boden neben sich stellen. Wird ein einfacher Landmann zu einem Gastmahl gebeten, so setzt er sich auf einen kleinen Stuhl in einiger Entfernung vom Tisch, lehnt sich mit seinem Kinn vorwärts auf den Teller und ißt gleich dem Orientalen mit seinen fünf Fingern, die, wie er sagt, Gott ihm dazu gegeben hat. Bei ihren Käufen wirft der Kaufende so viele Säcke mit Geld auf einen zu diesem Ende auf den Boden ausgebreiteten Mantel, als das Gekaufte werth ist und verlangt keinen Empfangschein; kurz, jeder ist einfach und arglos in seinem Benehmen. Ihre Ideen sind sehr beschränkt, so daß sie z. B. nur Leute aus ihrer eigenen Stadt oder Provinz als Landsleute ansehen; Castilier, Biscayer oder Galicier aber fast ganz als Fremde betrachten. Ein viereckiger Platz voll übelaussehender, in Mäntel gehüllter Menschen in heruntergeschlagenen Hüten, die durch ihr Aussehen einem kecken Räubergesindel gleichen; Straßen oder vielmehr Gäßchen ohne Pflaster und voll Löcher und Haufen von Unrath, mit einigen guten, hie und da zerstreuten Häusern und einer unter dem Berge begrabenen Kathedrale, dieses sind die Hauptcharakterzüge dieser berühmten Stadt, deren Namen zur Essenszeit in den Ohren von halb Europa wiederklingt. Außerdem, daß Xeres keine guten, öffentlichen Belustigungen darbietet, ist es auch wegen der zahlreichen Mordthaten und Raubereien in der Stadt und nächsten Umgebung höchst unsicher: nach Einbruch der Nacht darf man sich nicht gut auf die Straße wagen, und eine Lustreise aufs Land ist ohne gehörige Bewaffnung nicht sehr räthlich.

Einige Leute in der Stadt führen den Titel Veinte-Quatro, welcher aus dem Umstand entsprungen ist, daß der Magistrat aus vierundzwanzig Mitgliedern besteht: ehemals wurden diese frei gewählt, später aber wurde das Recht der Magistratur zum großen Nachtheil des Volkes gegen Geld an einige Familien erblich verliehen, und die Veinte-Quatro sind jetzt Regidores perpetuos, ein Amt, welches gekauft oder geerbt wird. Die gegenwärtigen Besitzer wenden ihr Privilegium zu ihrem eigenen Vortheil an, und plündern das Volk auf mannichfache Weise aus. Xeres ist indeß eine der reichsten Städte von Niederandalusien und seine Bevölkerung beträgt etwa 60,000 Seelen.

Statistische Bruchstücke und Nachrichten über die portugiesischen auswärtigen Besitzungen.

Dem Infanten D. Henrique, drittem Sohn des Königs D. Joao I, welcher große Flotten ausrüstete, verdankt Portugal größtentheils die Entdeckungen und Eroberungen aller seiner auswärtigen Besitzungen, besonders aber die der capverdischen Inseln, der Azoren, Madeira und Porto Santo. Die Azoren wurden im Jahre 1432 von dem Admiral Cabral entdeckt. Diese Inseln, deren zusammen neun sind, bilden drei Gruppen. Erste Gruppe: S. Maria und S. Miguel; die zweite: Terceira, S. Jorge, Pico, Fayal und Graciosa; die dritte: Flores und Corvo.

Erst nachdem das constitutionelle System in Portugal eingeführt wurde, hat man etwas mehr über die Statistik dieser Besitzungen erfahren, jedoch noch immer Alles in der größten Unvollkommenheit, so daß man nicht für die ercten Angaben stehen kann. So gibt man z. B. die Bevölkerung der azorischen Inseln folgendermaßen an:

1) S. Maria	8.000	5) Graciosa	12.000
2) S. Miguel	100,000	6) Fayal	22,000
(die Hauptstadt Ponta Delgada)		7) Pico	36,000
3) Terceira	4,000	8) Flores	9,000
(die Hauptstadt Angra)		9) Corvo	1.000
4) S. Jorge	25.000	Summe aller Inseln	350.000

Die Exportation der Producte dieser Inseln gab man im Jahre 1834 folgendermaßen an:

150,000 Kisten Orangen von den Inseln S. Miguel, Terceira und Fayal.

20,000 Moios (Moio = 60 Metzen Castellisch), Getreide, Weizen, Mais, Bohnen, außerdem Kartoffeln und Gemüse von Terceira und S. Miguel.

20.000 Pipen Wein und Branntwein von Pico, Fayal, S. Jorge und Graciosa.

Man kann annehmen, daß im Durchschnitt jährlich 700 Schiffe in den Häfen der Insein einlaufen. Im Jahre 1822 beliefen sich die Einkünfte der Inseln nach einer mittlern Durchschnittsrechnung auf 494 Contos und ihre Ausgaben 192 Contos, folglich existirte ein großer Ueberschuß, der heutzutage sehr unbeträchtlich, ja fast ganz verschwunden ist, denn die Armuth auf den Inseln nimmt immer mehr zu, die Auf-

Digitized by Google

wanderungen nach Brasilien werden immer häufiger, und da auch der Regen auf den Inseln spärlicher zu fallen scheint, wie früher, so nimmt auch ihre Fruchtbarkeit ab.

Die Insel Madeira wurde schon im Jahre 1419 durch Joav Gonçalo Zargo entdeckt. Beide, Madeira und Porto Santa, sollen eine Bevölkerung von 110,000 Einwohnern haben. Wein ist der vorzüglichste Exportationsartikel, den man in dem obengenannten Jahre durchschnittlich jährlich zu 15,000 Pipen annahm. In den neuesten Zeiten klagt man aber sehr über den verminderten Absatz. Die verbesserten spanischen Weine fangen an den portugiesischen den Rang streitig zu machen und täglich diesem Handel mehr zu schaden.

Die Inseln des grünen Vorgebirgs formiren eine Gruppe von neun Inseln, deren Namen folgende sind: Sal, Boavista, Maio, S. Thiago (mit der Hauptstadt Porto da Praia), Togo (mit seinem hohen Kegelberg, dem die Portugiesen die übertriebene Höhe von 1548 Braças [Braça = 10 Palmas = 6 Fuß 8 Zoll], also über 8000 Fuß, geben), Brava, S. Nicolav, Raza, S. Luzia, S. Antonia, S. Vicente (mit einem guten Hafen für 500 Schiffe). Diese Inseln zusammen werden durch einen vizigen Gouverneur regiert, der seinen Sitz in S. Thiago hat, der ungesundesten aller Inseln, wo fast alle Europäer ihren Tod finden. Seit kurzem ist nun gesetzlich beschlossen, das Gouvernement nach der gesunden Insel S. Vicente zu verlegen. Da hiezu aber viel Geld erforderlich ist, um die Regierungsgebäude daselbst aufzuführen, so möchte dieser Plan wohl noch manchen Zögerung unterworfen seyn. Die vorzüglichste Ausfuhr von den Inseln des grünen Vorgebirgs besteht in der Orseille, welche Monopol des Gouvernements ist, und woraus dasselbe jährlich 90 Contos jetzt bezieht, wovon die Kosten des Einsammelns noch abgezogen werden müssen, welches von den ärmsten Classen mit halsbrechender Gefahr an den steilen Felsenklippen geschieht, und die dafür höchst kümmerlich bezahlt werden. Es ist also gar nicht zu bewundern, wenn diese Leute sich noch ein Nebenverdienstchen machen, manches Pfund in den Felsenklüften zu verstecken, was sie alsdann an die Contrebandiers verkaufen. Da die Beamten nun auch eben nicht wachsam sind, mancher vielleicht Antheil an diesem Händelchen hat, so gehen die englischen Schiffe, die hier anlegen, fast nie leer ab.

Unter dem Gouvernement von Cabo Verde stehen nun noch die Besitzungen am afrikanischen Festlande von Bissao und Cachev mit guten Häfen, von wo besonders gutes Schiffsbauholz geholt werden könnte. Dieser Distrikt der Küste von Guinea erstreckt sich unter portugiesischer Herrschaft mehr denn 100 Legoas in das Innere des Landes, und seine vorzüglichsten Ortschaften, die aber durchgängig von Negern bewohnt werden, sind Geba, Zinguichor, Farim und Cacheuda am Rio Geande. An dieser Küste wird noch der vorzüglichste Handel mit Sklaven durch die reichern Einwohner von Cabo Verde betrieben, eben so wie auch die guineischen Inseln eine gute Station für dieses Geschäft abgeben.

Diese Inseln sind vier und stehen unter dem Gouvernene von S. Thome. Die Inseln S. Thome und Peineipe sind die größten und haben sehr gute Häfen. Die Inseln Rolas und Anno-Bom sind unbedeutend. Die Insel S. Thome liegt gerade unter dem Aequator, und hat einen Berg, der sich gegen 9000 Fuß hoch erheben soll. Alle diese Inseln sind von Negern bewohnt, denen ein halb Dutzend Weiße die Gesetze vorschreiben. Das Gouvernement zieht von allen diesen Besitzungen der Küste von Guinea nicht den geringsten Vortheil. S. Thome und Principe bringen einigen Kaffee hervor, dessen Güte dem besten Kaffee von Mokka gleichkommen soll. Bis jetzt ist noch nichts zur Verbesserung dieser Besitzungen geschehen, der jetzige Marineminister legt aber die größten Beweise an den Tag, daß er Verbesserungen nicht nur in diesen, sondern in allen überseeischen Besitzungen einführen möchte.

Das Königreich Angola mit dem Untergouvernement von Benguela ist unstreitig die wichtigste Besitzung der Portugiesen in Westafrika, welche, wenn hier ordentlich gewirthschaftet würde, wenn man einsichtsvolle und rechtliche Gouverneure dahin setzte und die Colonisation einer weißen Bevölkerung beförderte, was gegenwärtig am wirksamsten durch Militärcolonien zu erlangen seyn würde, unstreitig mit der Zeit den Verlust Brasiliens ersetzen könnte, da dieses Land so sehr fruchtbar und an allen Erzeugnissen des Naturreichs gesegnet ist. Die Hauptstadt von Angola und der Sitz des Gouvernements ist S. Pauio de Assumpçao de Lvanda, gewöhnlich nur schlechtweg Lvanda genannt. Sie ist ebenfalls in einer ungesunden Gegend gelegen, wo Wasser und Luft die bösartigsten Fieber hervorbringen. Vom Monat Mai bis in den October ist hier die Sonne stets durch einen Nebel verdüstert, den man Cassimbo nennt, und der des Nachts besonders seine schädlichen Wirkungen auf die Gesundheit äußert.

Auf der Ostküste von Afrika ist das große Land von Mozombique, das sich bis zu den Kaffern erstreckt, die vorzüglichste und reichste Besitzung der Portugiesen, deren Reichthümer aber, besonders an Gold und Elfenbein, eben so wenig systematisch benutzt werden, wie in Angola. Sie benutzen nur, was der Zufall ihnen zuführt. Mozambique, die Gouvernementsstadt, liegt auf einer gut befestigten Insel; ist aber eben so ungesund, wie die andern Küstenstrecken, z. B. die Bahio de Lvenzo Marques, Inhambane, Sofala, Quilimane und Seno. Tete, Zumbo, Manica und Zimbaoe haben besseres Klima. Der Haupttrag der Einkünfte von Angola und Mozambique bestand hauptsächlich in Einnahme der Zollhäuser für eingeführte Waaren, womit der Sklavenhandel betrieben wird, und dann in einer Abgabe von den ausgeführten Sklaven; außerdem war der Ankauf von Goldstaub und Elephantenzähnen Monopol des Gouvernements. Beide Artikel sind aber jetzt freigegeben; wenn man nun den Plan durchsetzt, daß die Sklavenausfuhr ganz aufhört, so wird auch künftig die Einfuhr von Waaren stocken, die Zollhäuser werden nichts mehr einbringen, und bevor diese Länder sich durch Industrie aufschwingen, wird noch manches Decennium dahinfließen; woran man aber bis dahin die Gouvernene und die Beamten bezahlen soll, ist ein Räthsel. Wahrscheinlich möchten wohl darüber diese Besitzungen von Portugal abfallen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein Weinhändler in Moskau ließ 100 Stückfaß Wein ohne Fässer nach Petersburg transportiren, indem er den Wein zuerst in den Fässern gefrieren, dann die Fässer abnehmen und die festen Weinmassen auf Schlitten laden ließ.

•

In der Nacht vom 21 auf den 22 December fühlte man zu La Rochelle und an einigen andern Punkten des westlichen Frankreichs einen Erdstoß. (Echo du Monde Savant vom 2 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1839.

Sicilien im Herbst 1838.

Von Freiherrn von Gandy.

9. Abreise ins Innere. — Alcamo. — Segeste. — Castelvetrano.

Schon in Neapel wurde mein Vorhaben, Sicilien zu bereisen, von allen Seiten auf das lebhafteste bekämpft, ja für unausführbar erklärt. Die ganze Insel sollte sich im Zustande der Anarchie befinden, Raub und Mord straflos verübt werden; kein Städter, hieß es, wage die Ringmauern zu verlassen, kein Gutsbesitzer auf seine entfernten Ländereien zu gehen. Verwarfen die in Palermo eingezogenen Erkundigungen nun zwar jene Berichte als übertrieben und lügenhaft, so klang der Bescheid deßhalb doch nicht erbaulicher. Jedermann beklagte die Unsicherheit der Straßen und die Auflösung der Compagnia d'armi. Diese bestand vordem aus einigen Hunderten ehrlicher, von der Polizei geduldeter Räuber, welche gegen die Bönhasen in ihrem Handwerk strenge Justiz übten. Durch sie ward es allein möglich, das Geraubte gegen eine geringe Entschädigung zurückzuschaffen, und dem Reisenden mittelst eines Lösegeldes seine Reise ungehindert fortzusetzen. Der König hatte vor Jahresfrist diese Waffencompagnien annullirt, und die öffentliche Sicherheit durch neapolitanische Gendarmen, welche nach dem Urtheil der Palermitaner nur zum Verspeisen der Maccaroni fähig waren, aufrecht zu erhalten geglaubt. Ohne in jenes Verdammungsurtheil einzustimmen, bewährte es sich doch nur allzusehr, daß ihre Wirksamkeit unzureichend sey, um dem Unwesen zu steuern. Das Mißtrauen gegen öffentliche Autoritäten, welches namentlich dem Landmann eingewurzelt ist, der Haß gegen die Nationalität der Officianten, ihre geringe Anzahl gegen die der Verächter der Gesetze, paralysirten den lebendigsten Eifer. Die Räuber hatten besonders in der letzten Zeit mit früher nie gekannter Frechheit, ja sogar mit Grausamkeit ihre Frevel verübt. Sie wollten die Zurücknahme des königlichen Edicts ertrotzen. Die Zahl der von der Obrigkeit als notorisch anerkannten Verbrecher, der Vogelfreien, betrug nach der eigenen Aussage des Polizeiministers, Marchese Carreto, gegen sechstausend. Kleinere Städte im Innern waren von ihnen mit offener Gewalt geplündert worden. Der Italiener und besonders der Sicilianer beurtheilt höchst nachsichtig den Uebertreter der Gesetze, besonders wenn Befriedigung des Eigennutzes oder der Rache sie zu jenem Schritt vermocht hat. Mit Befremdung sah ich auf dem Corso einen Galerensklaven ohne Kette und militärische Begleitung gehen, anständig gekleidete Männer grüßen, und freundlich wieder gegrüßt werden. Auf meine Frage ward mir leichthin geantwortet: E un ammazzatino, ma un galant' uomo. Er ist ein kleiner Mörder (d. h. er hat seinen Gegner im Streit erstochen), aber ein durchaus anständiger Mensch. Seine Strafe lautete auf einige Jahre Galeeren; mit Ablauf derselben tritt er in die bürgerliche Gesellschaft zurück, ohne das Mindeste in der Achtung seiner Mitbürger einzubüßen. Diese Vertrautheit mit dem Verbrechen macht es erklärlich, daß die Söhne reicher, angesehener Palermitanerfamilien, die mir namhaft gemacht wurden, gleich dem Prinzen Harry, dem Räuberhandwerk die Ehre angethan hatten, und jetzt im Kerker saßen. Die Gegend um Palermo selber war vor allen übel berüchtigt. *)

Wo ich anfragte, ward mir derselbe Bescheid, und ich mit salbungsvollem Blick gen Himmel auf dessen Barmherzigkeit angewiesen. Alle diese Berichte vermochten nicht, den einmal gefaßten Entschluß wankend zu machen. Ein günstiger Zufall führte mir die Bekanntschaft dreier junger französischer Künstler, welche die gleiche Absicht hatten, zu. Der Plan der gemeinsamen Reise ward schnell besprochen, im Vertrauen auf unser günstiges Gestirn ins Werk gesetzt — und es ward uns nicht ungetreu.

Vor Allem schritten wir zu Wahl eines sichern Maulthiertreibers, und schlossen mit ihm den Accord. Bis auf die wenigen Straßen an der östlichen und nördlichen Küste sind die Verbindungswege, wenn überhaupt welche existiren, fast nur Maulthieren und Ziegen zugänglich. Die Reise kann daher nur auf Mauleseln oder in von diesen getragenen Sänften zurückgelegt werden. Der Führer sorgt für Alles, für Quartier und namentlich Beköstigung. Die Wirthshäuser in Sicilien

*) Vierzehn Tage später wurden acht größere und kleinere Banden auf einmal eingezogen.

stehen auf der niedrigsten Stufe der Gastlichkeit. In kleineren Ortschaften ist oft im vollen Wortverstande kein Ei, nicht einmal ein Stück Brod zu erlangen. Ohne die Fürsorge des Treibers, welcher die Vorräthe in größern Stadten ankauft, und nachher bereitet, muß der Reisende Mangel leiden. In der Regel sind jene Leute dienstfertig, gewandt und zuverlassig, ja selbst bis auf einen gewissen Punkt, und besonders wenn man die Controle nicht verabsäumt, ehrlich. Sogar ihre Kochkünste sind empfehlenswerth, und jedenfalls denen der Einwohner vorzuziehen. Gegen den unsrigen hatten wir in dieser Beziehung nur zu erinnern, was Frau v. Staël auch ihrem Koch vorwarf — Mangel an Phantasie.

Unsere Reisesäcke wurden in strohgeflochtene Körbe vertheilt und dem Maulthiere des Treibers aufgebürdet. Wir wählten unsere Vehikel, empfingen aus den Handen des Führers jene kleine Stacheln (puntarelli), welche an Ringen am Finger getragen zum Anspornen der Saumthiere dienen, und zogen dann, von einem mächtigen Schwarm Gaffer verfolgt, an dem herrlichen Cuba vorüber nach Monreale.

Der Weg führt hinter dem Städtchen bergaufwärts; zur Rechten Weinberge, in denen die Reben in kleinen Stöcken, so weit es die steinigen Gipfel gestatten, dem Boden entlang gezogen werden; zur Linken das schöne, fruchtbare Thal. Die häufige Biegung des Weges gewährt jedesmal einen neuen Anblick, bald rückwärts auf das entschwindende Palermo und das Meer, bald auf die Vignen und Casini, die aus dem Grün hervorragen, bald auf die blauen Berge. Sie sind es, welche den größten und eigenthümlichsten Reiz der sicilianischen Landschaften ausmachen. Mag auch die Vegetation aufhören, mag man auch stunden-, ja tagelang durch undebaute Steppen ziehen, so hält doch die Mannichfaltigkeit der Höhen, deren fast eine jede ihren individuellen Charakter trägt, und das labradorähnliche Schillern ihrer Farben das Auge fortwährend gespannt, und den Stift des Künstlers in Thätigkeit. Es war die Zeit der Weinlese, die Garten von Traubensammelnden belebt, und die Esel ächzten unter der Last der beerengefüllten Fässer. Sobald aber die Straße den Gipfel des Berges erreicht, verändert sich die Bühne. Der nackte Fels, dessen sägenartige Formen den Horizont begränzen, hemmt jede Vegetation, bis auf die der Binsen und des Haidekrautes. Ziegen mit langen gewundenen Hörnern, oder Heerden von Schafen mit langem, grobem Vließ, irren zwischen der Steinwüste, um die spärlichen Halme abzuweiden. Von Zeit zu Zeit begegnet man noch einem Reiter in seinen braunen Regenmantel gehüllt, die mönchsartige Capuze tief ins Gesicht gezogen, Schenkel und Füße mit Schaffellen, das Haar nach außen, bärenhaft umwickelt, und quer über den Sattel das Gewehr mit plumpem Feuerschloß, ohne welches kein Sicilianer sich hundert Schritte von seinem Hause entfernt. Fast stundenlang zieht sich der Weg durch eine enge, öde Felsschlucht, in deren Tiefe ein mattes Gewässer schleicht, — endlich senkt er sich, leitet an einem zerfallenen Wartthum vorüber, biegt um den Vorsprung, und da blitzt das Meer, der Golf von Castellamare uns entgegen, das Promontorio di Sant Ovidio steigt aus den Fluthen, eine reiche, mit Oelwäldern begrünte Ebene dreitet sich zu unsern Füßen aus, und hoch über dem Thale hängt der freundliche Flecken Borghetto, winkt aus der Ferne die Stadt Sala di Partenigo. Man gelangt zu ihr auf einem mit den schönsten Aloen, Pappeln und Karrubenbäumen bepflanzten Wege, nachdem man an einem mächtigen Felsen, auf dessen Spitze das Kreuz thront, vorüber gekommen ist, und aus der Ferne die malerischen Trümmer des alten Schlosses von Partenigo erblickt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fahrt nach Konstantinopel.

(Schluß.)

Um neun Uhr ungefähr kamen wir vor Büjückdereh*) an, die Schaluppe brauchte wohl eine Stunde Arbeit, um das Schiff nahe genug an das Gestade zu bringen, daß es daran befestigt werden konnte. — Der Mond war untergegangen, Alles still und finster, nur hier und da durchschimmerte ein Licht die dunkle Nacht. Bald nach zehn Uhr war das Schiff abgetackelt, und dann erst wurde zu Nacht gespeiset.

Am folgenden Morgen weckte mich die Stimme des Capitäns, der von der Cajüte aus hinauf rief, was es Neues gebe? „Noch nichts, Herr," hörte ich den Bootsmann antworten, „wir hören wohl da drüben am Lande den Hahn krähen, den Esel schreien, wir vernehmen deutlich das Lachen und Lärmen der spielenden Kinder, das Geplauder der Weiber, — aber sehen können wir nichts."

Das kam mir sonderbar vor, denn in der Cajüte war es heller Tag; ich machte mich schnell auf das Verdeck, und fand Alles so, wie es der Bootsmann berichtet hatte: ich hörte dieselben Laute, dieselben Stimmen, konnte aber keinen Gegenstand unterscheiden, obschon wir nur einen Steinwurf weit von dem Land entfernt waren, so dicht war der Nebel, der uns umgab: es war weder Nacht noch Tag, und doch schon die Regsamkeit des Tages.

Doch es dauerte nicht lange, so genoß ich ein Schauspiel, wie ich noch kein reizenderes sah: die Nebelwolke senkte sich allmählich, und wie aus einer sinkenden Wasserfläche erhoben sich langsam zuerst die Gipfel der Gebirge, dann die Spitzen der Castaniendaume, dann die tiefer untenstehenden dunkelgrünen Cypressen, die ich anfangs für Pappeln hielt, weil ich sie so hoch noch nie gesehen hatte, endlich die Häuser mit ihren Gärten. Zuletzt wich der Nebel gänzlich, und jetzt erblickte ich den — Kai, belebt von vielen Menschen, die ihren ersten Ausgang machten, um die erquickende Morgenluft zu genießen, oder ihren Geschäften nachzugehen; Leute, welche Pferde vor sich hertrieben, mit großen Wasserschläuchen bepackt; andere, die

*) Büjückdereh bedeutet auf türkisch „großes Thal," — die äußerste Vorstadt von Konstantinopel gegen Norden, auf der rechten Seite des Bosporo, vom schwarzen Meere her. Sommeraufenthalt der meisten ausländischen Minister, — seit dem großen Brande von Pera, 1851, auch ihr Winterquartier.

Digitized by Google

Obst feilboten, oder Brod, Fische, frisches Backwerk, oder Zuckersachen. Ich sah jetzt die muntern Kinder, die ich kurz vorher nur hören konnte, zugleich aber auch damit contrastirende Züge vermummter Wesen, ganz unförmlich gemacht durch einen weiten, geschmacklosen Mantel, der bis auf die mit gelben Pantoffeln bekleideten Füße reichte, und einige dicht um Haupt und Gesicht geschlungene weiße Tücher, die von der dunkeln Farbe des Gewandes grell abstechend, vereint mit dem schwerfälligen Gange dieser Gestalten, denselben das Aussehen wandelnder Leichen gab: es waren türkische Weiber, die ersten, die ich sah.

So sehr mich auch die Neuheit dieses Schauspiels ergötzte, so zog doch der Anblick der mich umgebenden Natur meine Aufmerksamkeit noch mehr auf sich. Ich hatte sie noch nie so schön gesehen, weil sie sich mir noch nie in diesem Gewande gezeigt hatte, und weil ich aus einem Lande kam, wo sie sich nur stiefmütterlich zeigte. Ueber mir das helle Azurgewölbe, der südliche Himmel, von dem ich wohl schon reden hören, aber den ich noch nie gesehen hatte; unter mir der reine Krystall des Wassers, bald blau vom Wiederscheine des Himmels, bald grün von den sich darin abspiegelnden Bergen der beiden Ufer, — dazu die eben aufgestandene Sonne, sanft wärmend, und gleichsam eingeladen zu dem Feste.

Auf einmal bemerke ich, daß Laval neben mir steht, gleich mir im Anschauen vertieft. „Nun, wie gefällt Ihnen dieses Land?" fragte ich ihn. — „Ach, diese Häuser!" — „Nun, was haben Sie mit diesen Baracken zu schaffen? sie sind wohl etwas klein, dafür ist die Schöpfung hier desto größer." — „Eben daß sie so klein, so miserabel sind, diese Häuser, eben das mißfallt mir. Sehen Sie doch nur diese Dächer an, *) wie grau, wie unansehnlich von Hohlziegeln gedeckt; sehen Sie diese Wohnungen an, sind das nicht Kartenhäuschen!" — So jammerte der fromme Laval, weil er ahnete, unter diesen grauen Dächern nicht die Ducaten zu finden, die man ihm in Moskwa verheißen hatte. — Laßt uns etwas landeinwärts gehen, damit Sie diese traurigen Dächer nicht mehr sehen, sagte ich zu meinem Mitpassagier, und ließ uns ans Land setzen, nachdem ich mich erkundigt, ob nichts von der Pest zu befürchten sey.

So gut wir konnten, wanden wir uns durch die schmale Gasse, und gelangten in die Livadhia, eine Wiese, die anfangs frei und breit, nach und nach sich in ein Thal verlor, dessen Hintergrund die kühnen Bogen einer alterthümlichen Wasserleitung bezeichneten. In der Mitte des Vordergrundes, auf üppigem Grasboden, erhob sich eine aus sechs Stämmen gebildete Platane, von gewaltigem Umfange, wie ich ihn nur in diesem Lande antraf. Unter ihrem Schatten hatten sich mehrere Gruppen Türken, Armenier und Griechen gelagert, gemächlich aus ihren langen Pfeifen rauchend. Wir gingen weiter und stießen auf eine lebendige freistehende Hecke von wilden Rosen; während wir die Blumen, die für uns wieder etwas Neues waren, mit Lust betrachteten, entdeckte Laval etwas, das sich zwischen den Zweigen hindurch rankte und in schwarzen Büscheln herunterhing. Wir pflückten davon, und siehe da, es waren wilde Trauben, die recht süß und angenehm schmeckten. Jetzt funkelten des Franzosen Augen, die vorher todt die todten Häuser angestarrt hatten, und als wir noch einige Schritte weiter thaten durch duftenden Thymian und Lorbeergesträuche, da rief er aus: „Sollt ich in diesem Lande auch nur so viel finden, um nicht Hungers zu sterben, so verlasse ich es gewiß nicht (Si je trouve de quoi vivoter dans ce pays, je ne le quitte pas.)

Auf dem Rückwege hörte ich Russisch sprechen: es waren zwei gut gekleidete junge Leute zu Pferde. Ich fragte sie, wie es ihnen in diesem Lande gefalle. „In dem elendesten russischen Städtchen besser," war ihre Antwort, und damit ritten sie weiter.

„Woda Navigazion!" rief ich zum letztenmal, um mich an Bord zu begeben, und von dort aus in die Hauptstadt selbst zu gehen.

*) Den guten Laval mochte wohl sein langer Aufenthalt in Rußland hinsichtlich der Dächer verwöhnt haben. Dort sehen sie immer — in den Städten wenigstens — schmuck aus; im Winter vom blendenden Schnee, im Sommer von der hellgrünen oder rothen Farbe des Eisenbleches, womit sie, statt mit Ziegeln, gedeckt sind.

Warme Quellen bei Maculla in Arabien.

Die Hügel in der Nähe von Maculla, welches etwa 12 Lieues von Muscat entfernt ist, sind schroff, und bringen nur eine sehr geringe Menge von Pflanzen hervor, wie Cassia, Cactus, Euphorbien und Lavendel. In den Thälern baut man etwas Baumwolle, auch finden sich Kokospalmen. Die oberste Felsschicht ist ein grünee, thonhaltiger Kalkstein, und aus diesem springt eine starke Stunde vom Ufer die Quelle hervor, in deren Nähe die Palmen in Menge wachsen. Die Einwohner trinken das Wasser, wenn es abgekühlt ist, und ziehen es trotz seinem etwas bitteen Geschmack jedem andern vor. Seine Temperatur, wenn es aus dem Felsen kommt, ist 60° Centigr. (48° R.), und gibt ein sehr angenehmes natürliches Bad, das die Araber als das letzte Hülfsmittel in eingewurzelten Krankheitn betrachten. Andere warme Quellen bestehen in der Nachbarschaft an verschiedenen Punkten, und selbst bis nach Muscat hin. Diese warmen Quellen hängen wahrscheinlich mit unterirdischem Feuer zusammen, denn an der Küste liegen die „Sieben Berge" (Tschebbal Sebah), welches sieben erloschene Vulcane sind, deren Krater man noch deutlich erkennt; auch alle Felsen der Küste sind vulkanisch, obwohl sie mit Madreporenkalk bedeckt sind. (Nouv. Ann. des Voyages. Novembre.)

Statistische Bruchstücke und Nachrichten über die portugiesischen auswärtigen Besitzungen.

(Schluß.)

Da die portugiesisch-afrikanischen Besitzungen noch gar zu wenig bekannt sind, so muß auch das Geringste, was man darüber in Erfahrung bringt, von Interesse für die Länderkunde seyn, wir theilen also hier auch eine Bekanntmachung des Marineministeriums für Handelsspeculationen mit, welche in der Villa Inhambane gemacht werden können. — Inhambane, eine Villa im östlichen Afrika, in der

Provinz Mozambique, ist noch der Hauptstadt die beste Colonie, welche Portugal in jener Provinz besitzt. Sie enthält über tausend Häuser, von denen mehrere von Stein aufgeführt und gut gebaut sind. Der naheliegende Hafen am Cap dos Correntes ist sehr sicher und geschützt; das Klima der Gegend ist das gesundeste auf der ganzen Küste von Mozambique, der Boden sehr fruchtbar und bringt die verschiedenartigsten Producte hervor. Unter Anderem findet man hier eine Schlingpflanze, deren Frucht Aehnlichkeit mit einer Castanie hat, und woraus man das vortrefflichste Oel gewinnt, welches wohlschmeckender wie das Olivenöl ist, und nichts Schädliches für die Gesundheit enthält. Wer hier in kleinen Schiffen Handel treiben will, entweder direct oder auf der Tour nach Quilimane und Mozambique, bei welcher Gelegenheit in Lourenço Marques, südlich von Inhambane oder auch nördlich davon in Sofala, angehalten werden kann, je nachdem diese auf dem Wege liegen, werden daher folgende Notizen von Nutzen seyn.

Artikel, welche mit Vortheil von Portugal aus in Inhambane jährlich abgesetzt werden können:

Wein	Pipen 4	Messer	Duzend 100
Essig	— 2	Flinten	Stücke 100
Branntwein (Cachoça)	— 8	Werkzeuge für Handwerker	500
Liqueure, Anis und Genebre	— ¼	Strümpfe . . .	Duzend 40
Stabeisen . . .	Arrobas 2000	Baumwollene Zeuge	Stücke 20
Kupferne Ringe als Schmuck für Arme und Beine .	1000	Papier	Ries 10
Falsche runde Korallen in Paketen	100	Englische Kattune .	Stücke 50
Korallen aller Farben .	12.000	Bunte Schnupftücher	Duzend 200
		Altes Kupfer von Schiffen	Arrobas 20.000

Als Tausch dieser Gegenstände kann man folgende Artikel erhalten: Elfenbein die Arroba (32 Pfund) zu 20 Pesos, Zähne von Wallrossen dto. à 5 Pesos (ein Peso zu 1 Thlr. 8 gr. gerechnet), Wachs in großer Quantität zu 3 Pesos die Arroba; ferner Ambra, Reis, Bauholz, Felle von Tischottern und Tigern.

Aus der geringen Quantität der einzuführenden Artikel ersieht man, wie wenige Bedürfnisse die Bewohner von Inhambane von ausländischen Producten haben, und wie ein einziges kleines Schiff hinreichend ist, die Bevölkerung mit diesen wenigen Artikeln zu versehen; anstatt nun daß diese Bekanntmachung des Ministeriums der Marine eine Aufmunterung für den Handel nach jenen Gegenden geben wird, ist wohl eher zu erwarten, daß eine Entmuthigung dadurch entsteht, denn werden sich mehrere Schiffe im Verlaufe des Jahres dazu verstehen, diese Handelsspeculation zu unternehmen, so würden sie nicht nur keinen Absatz für ihre Waaren finden, sondern auch wahrscheinlicherweise keine Rückfracht bekommen.

Die ostindischen Besitzungen, die alle unter dem Generalgouverneur von Goa stehen, der früher stets den Titel eines Vicekönigs von Indien führte, sind Din, Damao, Goa und Macao, die zusammen ein ungemein gespaltes von einander gerissenes Land ausmachen, in welchem die Portugiesen außer den Hauptstädten am wenigsten zu sagen haben. Alles Einkommen dieser Besitzungen, welches auch meistens in den Revenuen der Zollhäuser besteht, wird dort auch wieder durchgebracht, so daß Portugal nicht den geringsten Vortheil davon bezieht, im Gegentheil hat es alle Kosten zur Erhaltung von Kriegs- und Transportschiffen zu tragen, um eine Communication mit diesen Ländern zu unterhalten; diese Besitzungen sind eigentlich nur für Portugal in jeder Hinsicht eine schwere Last, die man nicht abzuschütteln wagt, weil daran der alte Ruhm der Portugiesen klebt, und diesen auszutasten, würde man dem Gouvernement zum größten Verbrechen anrechnen, wenn es sich beikommen ließ, diese Besitzungen auch unter den vortheilhaftesten Bedingungen an die Engländer abzutreten. Ein solcher Vertrag würde vielleicht das einzige und zweckmäßigste Mittel seyn, Portugal vom Untergange zu retten, die große Schuldenlast zu mindern, allein es darf nicht einmal Jemand wagen, so etwas in Vorschlag zu bringen, und wenn Portugal darunter zehnmal zu Grunde gehen sollte, so würde man sich dieser Besitzungen doch nicht freiwillig entäußern. — Din, die feste Stadt auf einer kleinen Insel zwischen dem Golf von Persien und dem rothen Meere, mit einem vortrefflichen Hafen, wobei der ersten Belagerung und Eroberung so viele Heldenthaten verrichtet wurden, wo man ohne Kanonen die größten Kanonen erobern mußte (wovon die größte Kanone im hiesigen Zeughause mit ihrer arabischen Inschrift noch ein Zeugniß gibt) — wer würde diesen Heldenboden, der so viel Blut gekostet, jetzt für Geld feilbieten wollen? — Damao am Festlande mit seinem Hafen und Etablissement für Schiffbau und seinen Wäldern mit den vorzüglichsten Holzarten für Schiffe, an denen in Portugal so großer Mangel ist, wer würde diese Vortheile, die man nicht benutzt, wohl aus den Händen lassen? Goa, diese Hauptstadt, auf einer befestigten Insel, die allen Angriffen trotzen kann, die der Sitz des Gouvernements ist, vielerlei öffentliche Anstalten hat und von Camoes, so wie auch Din besungen, als Spielraum portugiesischer Heldenthaten; wer würde so verwegen seyn, dieses verkaufen zu wollen um schnödes Geld? — Nun zuletzt Macao, diese Stadt der Halbinsel auf chinesischer Küste, wo die Portugiesen eigentlich weiter nichts besitzen, als die Erlaubniß vom chinesischen Kaiser, sich innerhalb eines gewissen Bezirks niederzulassen und Handel zu treiben, mit der Gemächtigung, über portugiesische Unterthanen auch das Regiment zu führen; nur Portugiesen und ihre Abkömmlinge, welche den Namen Canarins führen, auch Spanier von den Philippinen, die man gleichsam als Portugiesen betrachtet, dürfen sich hier niederlassen. Ein Untergouverneur regiert hier, und hat sich wohl vorzusehen, keine Eingriffe in die chinesische Gerichtsbarkeit zu thun. Auch von Macao bezieht Portugal nicht die geringsten Vortheile mehr, allein das Vorrecht, vor allen andern Nationen in China eine Niederlassung zu besitzen, würde man dieses wohl an andere abtreten, wenn auch die Chinesen ihre Einwilligung dazu geben sollten? Dieses gibt der portugiesische Stolz nicht zu.

Miscellen.

Warme Höhlen zu Montels. He. Marcel de Serres hat diese Höhlen neuerdings untersucht, und gefunden, daß die tiefsten Punkte 21°,50 und 21°,60 Centigr. Wärme haben. Der Grund dieser Wärme ist noch nicht ermittelt, doch da einige Brunnen in der Nähe Wasser von 15°,50 bis 18° Centigr. Wärme geben, so kann wohl kein Zweifel seyn, daß Nähe von vulcanischem Feuer die Ursache ist. (Nouv. Ann. des Voyages. November.)

Ueber Dampfbootunfälle. Die zahlreichen Dampfbootunfälle, die sich in letzterer Zeit ereigneten, haben die englische Regierung veranlaßt, jetzt eine Untersuchung über die Mittel anzustellen, dieselben zu verhindern. (Morning Chronicle. 5 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1839.

Chinesische Administration.

Unter dem geschmacklosen Titel: „das eröffnete China" (China opened), hat der bekannte deutsche Missionär und jetzige Secretär des englischen Commissarius in Canton, Gützlaff, kürzlich eine Beschreibung herausgegeben, welche nicht nur besser ist, als die von Davis, sondern wirklich ein Buch von Verdienst, das zur Beurtheilung des Zustandes von China eine ziemliche Masse neuer Materialien gibt, die aus guten einheimischen Quellen geschöpft scheinen, und so viel es auch den Leser vermissen läßt, doch unsere Kenntniß des unzugänglichen Reichs der Mitte nicht unbedeutend vermehrt. Der erste Band handelt von der Geographie des Reichs, der Statistik der einzelnen Provinzen, der Geschichtr von China, der Sprache und Schrift, der Literatur und den Sitten; der zweite von Industrie und Kunst, Religion und der Verwaltung. Die besten Theilr des Buchs sind die, welche von der Statistik und von der Verwaltung handeln, gerade Gegenstande, von denen der Verfasser wenig aus persönlicher Ansicht wissen konnte, wo er aber gute Quellen hatte und es gibt keinen hohen Begriff von seinem Beobachtungstalente, zu sehen, daß er so wenig Neues und Wissenswerthes über Sitten, Industrie, Religion und Literatur zu sagen wußte, während er bei seiner vieljährigen Berührung mit den Chinesen gerade darüber neue Beobachtungen geben sollte: aber er scheint kein geistreicher, obgleich ein sehr thätiger Mensch zu seyn. Da seine statistischen Data eines Auszugs nicht fähig sind, so beschränken wir uns, einige Theile seiner Bemerkungen über die administrative Organisation auszuheben, die von nicht geringem Interesse sind, wenn man bedenkt, daß durch diese ein Reich zusammengehalten wird, das ein Drittheil der Menschheit in sich enthält.

Kaiserliche Familie.

Die Polygamie, welche in den hohen Standen eingeführt ist, hat viel dazu beigetragen, die Zahl der Mitglieder der kaiserlichen Familie zu vermehren, und sie ist gegenwärtig so groß, daß sich eine Armee aus ihr bilden ließe. Ich habe die genaue Zahl nicht erfahren können; da sie aber schon vor 80 Jahren 6000 überstieg, so muß sie jetzt wenigstens doppelt so groß seyn. Der Kaiser könnte daher alle hohen Stellen des Reichs mit Prinzen besetzen, allein Nepotismus ist so fern von chinesischen Regierungsprincipien, daß kaiserlichen Prinzen selten wichtige Stellen anvertraut werden. Die schlimmen Folgen, welche frühere Dynastien durch das entgegengesetzte System erfahren haben, hat die gegenwärtig regierende Familie sehr sorgfältig gemacht, nicht in diesen Irrthum zu verfallen, so daß die Prinzen nicht nur von allen Verwaltungsgeschäften entfernt, sondern unter solcher Aufsicht gehalten werden, daß das Leben eines Privatmannes viel beneidenswerther ist, als das ihrige. Mehrere Kaiser haben den Gebrauch gehabt, die Fehler und Verbrechen der Mitglieder ihrer Familie der ganzen Nation in langen Edicten bekannt zu machen, und sie wie gemeine Verbrecher zu strafen. Sie besitzen weder Freiheit noch Einfluß, und was sie besitzen, kann auf den geringsten Verdacht hin confiscirt werden; dagegen werden sie durch prachtvolle Titel getröstet. Sie theilen sich in zwei Hauptclassen: die Tdungschi und die Gioro; jene sind die directen Abkömmlinge des kaiserlichen Hauses, und tragen einen gelben Gürtel, diese sind Seitenabkömmlinge, die von dem Vorfahren der kaiserlichen Familie, Aisin Giors, abstammen; sie zeichnen sich durch einen rothen Gürtel aus, der, wenn sie zum Verlust ihres Ranges verurtheilt werden, in einen rosenrothen verwandelt wird. Man wird in Europa Mühe haben, zu glauben, daß mehrere dieser hohen Personen wie Tagelöhner leben und ihre Geburt verbergen, um ihre Schande nicht bekannt zu machen. Die Prinzen sind beschränkt auf den Aufenthalt von Peking, dürfen aber, ohne Verdacht zu erregen, nicht frei mit den hohen Beamten umgehen, und überlassen sich daher einem lasterhaften Müßiggang, machen sich verhaßt, und werden oft für ihre Verweichlichung durch ein Exil in die Tartarei bestraft, damit sie sich wieder an einzhärteres Leben gewöhnen.

Die Prinzen stehen unter einem eigenen Tribunal, das aus sechs Mitgliedern der kaiserlichen Familie besteht, welche das gänzliche Zutrauen des Kaisers besitzen. Dieser hält ein genealogisches Register, worin die Geburten, Heurathen, Todesfälle und Verwandtschaftsgrade der Prinzen verzeichnet sind,

Digitized by Google

und das den Ministern und Präsidenten der Gerichtshöfe vorgelegt wird; wenn es von diesen gebilligt worden ist, so wird es alle zehn Jahre einmal dem Kaiser vorgelegt. Die Prinzen sind in zwölf Rangclassen getheilt, deren zwei erste den Titel von Königen führen; die Prinzessinnen haben acht Rangclassen, deren zwei erste aus den legitimen Töchtern der Kaiser und aus denen der Concubinen bestehen. Damit aber die Mitglieder der höhern Rangclassen sich nicht zu sehr vermehren, so steigt der Sohn immer um Eine Classe unter die des Vaters herab, bis endlich der zwölfte Nachkomme keinen Titel mehr führt, wenn nicht in der Zwischenzeit einer seiner Vorfahren wieder eine höhere Classe erreicht haben sollte. Der Rang wird gegeben erstens vom Kaiser aus freier Gnade, zweitens für große Dienste, drittens erblich, viertens rechtlich nach erstandenem Examen.

Die Söhne des Kaisers erhalten in ihrem fünfzehnten Jahre einen Rang; das Familientribunal macht dazu den Vorschlag, und der Kaiser entscheidet darüber. Die Bestätigung von erblichem Range setzt immer Talente oder Verdienste voraus, und in diesem Falle ist es gleichgültig, ob der Erbe Sohn einer rechtmäßigen Frau oder einer Concubine ist. Die Examen der Prinzen bestehen in vierteljährigen militärischen Uebungen, im Reiten, Bogenschießen u. s. w., nd es werden darüber genaue Bücher geführt, so daß der Kaiser selbst über die Geschicklichkeit eines Jeden urtheilen kann. Die regierende Familie thut Alles, um einen militärischen Geist in ihrer Mitte aufrecht zu halten, und die Prinzen sind im Allgemeinen sehr kühne Reiter und vortreffliche Bogenschützen. Daneben studiren sie unter den besten Lehrern Mantschu und chinesische Literatur, so wie alle Wissenschaften, die den Chinesen zugänglich sind; sie gehören den acht Bannern an, und erhalten alle wirklichen oder nominellen Rang in der Armee, daher bildet militärische Taktik einen Haupttheil ihrer Studien.

Der Königstitel, den der Kaiser verleiht, gibt keine politische Macht, sondern nur den ersten Rang im Reichsadel. Der Kaiser gibt dem neuernannten König eine Anzahl von Sklaven, die für ihn arbeiten, und bildet ihm einen Hof von Freien, unter denen oft Mandarine vom ersten Range sich befinden, dazu gibt er ihm eine Ehrengarde von etwa 20 Mann und einige Schreiber und Beamte seiner Güter. Alle diese Umgebungen werden vom Kaiser besoldet, und stehen unter der Jurisdiction des Königs, die aber nicht bis auf das Recht über Leben und Tod geht. Das Einkommen eines Königs vom ersten Range beläuft sich auf 10,000 Unzen Silber und 5000 Scheffel Reis, das eines Königs vom zweiten Range auf die Hälfte davon, und so herab bis auf die Prinzen vom zwölften und letzten Range, die nur 110 Unzen Silber und 55 Scheffel Reis erhalten. Diese geringen Civillisten machen daher die Prinzen jeden Ranges von der persönlichen Liberalität des Kaisers abhängig, und befreit diesen von jeder Besorgniß, daß sie sich durch Bestechungen einen Anhang machen möchten. (Die chinesische Unze Silber ist etwa 4 fl. rhein.)

Die Prinzessinnen sind noch schlimmer daran; sie werden im Palast erzogen, sind in nichts erfahren, als in den Intriguen der Verschnittenen, und warten darauf, daß die Politik des Hofes sie mit einem Gemahl versieht. So lange eine Prinzessin vom ersten Range unverheurathet ist, erhält sie jährlich 160 Unzen Silber und 80 Scheffel Reis, und eine vom letzten Range 30 Unzen und 15 Scheffel. Aber bei ihrer Verheurathung gibt ihnen der Kaiser eine Aussteuer und erhöht ihren Gehalt, was ihren Einfluß auf ihre Gemahle sehr erhöht, und wenn sie mongolische Prinzen heurathen, so ist gewöhnlich, daß sie sie vollkommen beherrschen und zu gänzlichen Sklaven der Mantschufamilie machen. Der chinesische Hof hat auf diese Art ein Netz von Spionerie durch die Wüste ausgebreitet, und wird durch die Prinzessinnen nicht nur von den politischen Verhältnissen ihrer neuen Familie, sondern von ihren Familiengeheimnissen in Kenntniß gesetzt. Diese bilden daher die beste Garantie gegen einen neuen mongolischen Einfall, und haben viel zu der ruhigen Unterwürfigkeit beigetragen, welche diese Stämme der Wüste seit mehr als einem Jahrhunderte gegen China gezeigt haben. Wenn die Prinzessinnen einmal in den Steppen verheurathet sind, so sieht der chinesische Hof ihre Besuche in Peking nicht gern, da sie dort nur Kosten verursachen, und ihren Beruf als Spione nicht erfüllen können. Daher hat man strenge Gesetze gemacht, um ihnen die Lust, oft nach Peking zu kommen, zu benehmen; aber die beständige Wiederholung dieser Verbote beweist, daß sie ihren Zweck doch nur sehr mittelmäßig erfüllen.

Die chinesischen Prinzen bilden bei feierlichen Gelegenheiten das Gefolge des Kaisers, sind bei großen Opferfesten gegenwärtig, und umgeben den Thron bei feierlichen Empfängen; sie functioniren bei Opfern in der Abwesenheit des Kaisers als seine Stellvertreter, und gewisse Wachtposten im Palaste sind ihnen anvertraut: kurz sie bilden den persönlichen Staat des Kaisers. Ihre Verbrechen werden durch das specielle Tribunal der kaiserlichen Familie gerichtet, und obgleich persönliche Strafen, wie Prügel, in Geldstrafen verwandelt werden können, so sind sie doch nicht immer vor persönlicher Mißhandlung sicher, und dazu kommt noch, daß in solchen Fällen ihre Vergehen durch öffentliche Proclamationen bekannt gemacht werden; bei größeren Verbrechen werden ihre Namen in Schimpfnamen verwandelt, ihr Vermögen confiscirt, und sie in die Tartarei exilirt.

Wenn ein Prinz von seinem Range degradirt worden ist, oder wenn eine Familie nach und nach (in Folge des oben angeführten Gesetzes, daß sich der Rang bei jeder Generation um eine Stufe vermindert) in die allgemeine Masse des Volks zurückgesunken ist, so erhält doch jederzuoch eine Besoldung von 3 Unzen Silber monatlich und eine Ration Reis. Zu diesem Behufe sind 30,000 Unzen jährlich ausgesetzt. Allein die große Sparsamkeit, welche der chinesische Hof in Bezahlung der Prinzen beobachtet, hat doch oft zu schlimmen Folgen geführt, und die kaiserliche Familie wird oft angeklagt, daß sie auf ihren Rang hin Geld direct oder indirect erpreßt hätte. Auch ist diese Anklage nicht ganz ungegründet.

Digitized by Google

Sicilien im Herbst 1838.

2. Abreise ins Innere. — Alcamo. — Segeste. — Castelvetrano. — Selinunt.

(Fortsetzung.)

In der Mittagsstunde, während welcher wir im Städtchen rasteten, und der König jeden Augenblick erwartet wurde, wurden dicht vor dem Thore zwei Reisende von Räubern angefallen und ausgeplündert; die Dazwischenkunft der Gensdaemen hatte diese in die Flucht gejagt. Diese Nachricht, eben so wie die zudringlichen Erkundigungen, welche ein übel berüchtigter Landstreicher über unsere Reiseroute einzuziehen suchte, bewogen den Führer, hinter dem verödeten Flecken Malaguardia die durch Weinberge führenden einförmigen Straßen zu verlassen, und mit Umgehung des verschrienen Bosco di Alcamo einen beschwerlichen Seitenweg durch eine mit Geröll bedeckte Schlucht einzuschlagen. Wie schnell aber vergaßen sich alle Hindernisse über das von Minute zu Minute wechselnde Schauspiel. Zur Linken ragte der schroffe, einzeln stehende Felsen Sant Arco mit dem Kirchlein der Madonna di Sant Arco aus den Wolken großartig hervor; rechter Hand das Vorgebirge Castellamare mit violettblauen Tinten; vor mir erhob sich Alcamo mit seinen Kuppeln und zinnengeschweiften Thürmen, schwarz gegen den lichten Abendhimmel abschneidend, und hinter mir glühten die fernen, klippenartigen Gipfel der Berge Borghetto's von purpurnen Schimmer der sinkenden Sonne vergoldet.

Alcamo erfüllt, in der Nähe betrachtet, bei weitem nicht die Erwartungen, welche man sich aus der Ferne bei seinen fantastischen Umrissen macht. Nur hie und da blickt aus den nüchternen Häusern ein schlanker Fensterbogen, ein zierliches Säulchen hervor. Das verlassene Castell mit seinen plumpen Thürmen, deren zwei runde und zwei viereckige sich horizontal gegenüber stehen, ist nur als Masse imposant; andere Merkwürdigkeiten aber entbehrt der Ort, denn von dem angeblichen Bilde Fiesoles, in der Kirche Zoccolanti, wollte niemand etwas wissen. Die Locanda war vollkommen geeignet, den Reisenden in jeder Beziehung mit den Schattenseiten einer sicilianischen Reise recht zu machen, die Nacht verging schlaflos.

Mit grauendem Morgen zogen wir weiter, verließen die gebahnte, nach Trapani führende Straße, und stiegen in die Thalsenkungen hernieder. Sie schwammen in dichtem Nebel, welcher von der Sonne bestrahlt, feine, duftige Regenbogen bildete. Die Ebene wird durch kleine Hügel unterbrochen, und ist, obwohl überall bebaut, ohne alles Interesse. Nur wo sie von den Gebirgswassern zerrissen wird, belebt sie sich und die Vegetation entfaltet sich wieder in ihrer ganzen südlichen Pracht. Vor Allem schön ist eine der Schluchten am Fuße des kahlhäuptigen Monte Iungo, wo auf der ersten Höhe das Erz der Oleander, zum Theil noch blühend sproßte, längs der Ufer des fast versiegten Fiume freddo; Myrten, Aloe, mit Caprifolium verhängte Feigenbäume, riesige Eriken und Johannisbrodbäume drängten sich in wilder Unordnung durcheinander. Eine Ochsenheerde zog mit ihren am hölzernen Kummet hängenden Glocken langsam durch das Wasser; ihre Treiber, ein wildes, trotziges Volk, den Fuß in Lederkamaschen gehüllt, und die Capota tief ins Gesicht gezogen, stachelten die säumigen Thiere mit dem Lanzenstabe, und bildeten die ächt eigenthümliche Staffage des romantischen Gemäldes. Unser Führer deutete auf den Monte Iungo, den er als die Festung der Briganten, welche dort durch eine tiefe Höhle gegen alle Verfolgungen gesichert wären, bezeichnete; er bezeichnete den Ort, wo vor einem halben Jahr ein englischer General bei der Vertheidigung seiner Töchter gegen die Brutalität der Räuber ermordet worden war. Dann rückte wohl unser locker ziehendes Häuflein näher zusammen, die Maulthiere wurden durch das Puntarello zu schärferem Trab bewogen, und Berangers Chansons verstummten für einen Augenblick, freilich auch eben nicht länger.

Jenes schöne Thal wird wiederum von einförmigen Bergen eingeschlossen. Der Weg zieht sich querfeldein durch mit Stoppeln bedeckte Aecker, deren lehmiger Boden überall von der Hitze gebrosten ist. Da erhebt sich in der Ferne der Tempel von Segeste in seiner einsamen Größe; er steht allein in der Einöde, eine wahrhaft geisterartige Erscheinung. Eine tiefe Schlucht trennt ihn von der ehemaligen, auf der Höhe gelegenen Stadt, eine zweite im Rücken von den kahlen dunkeln Felsen, welche dem gelben Travertin als Folie dienen.

Von allen Tempeln Siciliens macht der von Segeste den gewaltigsten Eindruck. Keiner hat sich besser erhalten, mit keinem ist die Restauration schonender vorgenommen worden. Nur eine Säule von den zweiunddreißigen ist neu, Frontispiz und Architrav fast durchgängig antik; ringsum sind die vier Stufen aufgegraben. Die Säulen sind rein dorisch, ohne Cannelirung und waren früher mit Stuck bekleidet; besonders nach der Südseite haben sie von der Witterung gelitten. Störend ist nur die Marmortafel über dem Eingang, welche uns verkündet, wie die Vorsorge des erhabenen Königs Ferdinand 1781 diesen Tempel wieder herstellte.

Am Fuße des Berges, auf welchem Segeste stand, liegt das Häuschen, welches der Custode des Tempels bewohnt, und den Reisenden auch auf längere Zeit ein Obdach gewährt. Es ist die einzige menschliche Wohnung, so weit das Auge reicht. Das Schweigen des Grabes beherrscht die ganze Gegend; keine Bäume unterbrechen die Eintönigkeit der Hügelreihen, die Stoppelfelder und die Bläue des fernen Meeres ist die einzige heitere Farbe, welche das schwermüthige Bild belebt. Da erhob sich plötzlich ein verworrenes Stimmengewirr, der Hufschlag der Pferde dröhnte auf dem Felsen, der Lärm kam näher und näher — es war der König und die Königin, welche auf ihrer Reise durch Sicilien auch Segeste's Ruinen in Augenschein nahmen. Eine lange Reihe von Reitern, den jugendlichen, wohlgebildeten Fürsten an der Spitze, sprengte über den Weg; Adjutanten, Gendaemen, Lanciers, die bewaffnete Guardia urbana, das Landvolk in seiner malerischen Tracht, die reichen Gutsbesitzer der Gegend, sogar Bettler, die aus der Ferne herbei geströmt waren, um einige Tropfen des vorüberziehenden Goldregens zu erhaschen, schlossen sich dem Zuge an. Durch die Ebene schwankten die Sänften, welche die Königin und ihr Gefolge trugen — ein so ächt altspanisches Bild, als wäre es aus dem Charakter ge-

Digitized by Google

schnitten. Die Sänften sind länglich und nur breit genug, um zwei sich gegenüber sitzende Personen fassen zu können. Alle stammen sie aus einer längst verklungenen Zeit, vielleicht noch aus der Epoche der Vicekönige, sind plump gebaut und mit einstmals vergoldeten Zierrathen staffirt. Die Sänfte wird an langen Stangen von zwei Maulthieren, deren Mähnen mit bunten Bändern durchflochten sind, getragen; auf dem Sattel eines jeden derselben schaukelt ein Kranz von Glocken, welche ein fortwährendes, betäubendes Geklingel verursachen. Vor dem ersten reitet zwischen den Packkörben der Maulthiertreiber mit weißer Zipfelmütze, den buntwollenen Gurt um die Hüfte geschlungen und den langen Lanzenstab in der einen Hand, während er mit der andern die tragenden Thiere am Seil leitet; ein zweiter Treiber zieht zu Fuß hinterdrein. Jede dieser Sänften wurde von zwei verzweifelt banditenmäßig aussehenden Landmiliz-Soldaten begleitet; sie waren an diesem Tage zum Schutz des Monarchen aufgeboten, leicht möglich, daß sie am nachsten wieder die Rollen wechselten. Das Fundamentalgesetz der Guarda civica, wornach keiner Officier werden darf, der bereits auf den Galeeren gesessen, spricht wenigstens nicht besonders für ihre strenge Gewissenhaftigkeit. Ein der Fata-Morgana gleiches Schauspiel war es, die Einöde durch den Glanz des Hofes belebt zu sehen; es währte eine halbe Stunde, dann erstarb die schimmernde Erscheinung, die alte Schweigsamkeit kehrte zurück und ward nur durch den heißern Schrei des nach dem Erice ziehenden Raubvogels unterbrochen.

(Schluß folgt.)

Das Neueste über die brittische Euphrat-Expedition.

(Mitgetheilt von F. M. Malcom)

Folgende wichtige Angaben sind zwei Schreiben des Capitän des brittischen Expeditions-Dampfschiffes Euphrat, J. Geast Hawkins, einer andern Version zufolge des bekannten Lieutenant Lynch entnommen. Sie sind vor Hille vom 24 und vor Hit vom 30 Mai a. J. datirt.

Die Limtun-Sümpfe, der schwierigste Theil der zwischen Basra (Bussora) und Beles befindlichen Flußstrecke, dessen Länge nach Hawkins Bestimmung (von ersterem Ort an bis Hille) 330 englische Meilen beträgt,*) sind in sechs Tagen stromaufwärts zurückgelegt worden. Die starken Windungen und Krümmungen des Flusses in jener berüchtigten Gegend, meldet er, und seine häufigen Schnellen und Wirbel machten uns außerordentlich viel zu schaffen. Die ganze Fahrt (bis nach Bir?) wird nun hoffentlich binnen zehn oder zwölf Tagen vollbracht seyn.

Im zweiten Schreiben berichtet er, daß der Fluß von Hille an, von wo am 25 abgefahren wurde, ununterbrochen einen breiten, heerlichen Spiegel dargeboten, und das seinen Namen führende Dampfschiff nur hie und da auf unbedeutende Hindernisse gestoßen habe. Es mußte oft angelegt werden, um Holz einzunehmen, das von mittelmäßiger Beschaffenheit war,**) und daher keine so ersprießlichen Dienste als Kohlen leistete. Des dadurch, so wie durch die Umschiffung einiger Untiefen bewirkten Aufenthalts ungeachtet ist die gegen 300 englische Meilen betragende Strecke (?) zu Berg gegen eine in manchen Gegenden sehr reißende Strömung zurückgelegt und dazu täglich nur 12 Stunden verwendet worden. *) Die Breite des Flusses beträgt an manchen seiner Krümmungen beinahe eine Meile. Die Uferlandschaften sind mannichfaltig abwechselnd, ja hie und da sogar idyllisch schön. Die äußerst fruchtbare von dem Delaim-Stamme bewohnte Landschaft, dessen unseres Wissens Chesney nicht erwähnt, wird besonders gepriesen. Es war eben Ernte, und das Getreide in großen, runden Schobern aufgestapelt. Wollen- und Harnaschheerden, so wie zahlreiche Trupps der herrlichsten Rosse waren überall zu sehen. Die Bevölkerung war zahlreich und dem Anschein nach äußerst glücklich. Viele von den Anwohnern der Ufergelände jedes Geschlechts und Alters rannten ans Gestade, um die Fremden und ihr seltsames Fahrzeug neugierig zu beschauen, wobei sie auf Schalmeien bliesen, tanzten, in die Hände klatschten und laut jubelten.

„Ein so reizendes Schauspiel (schreibt der Capitän) gewährten uns die Anwohner des vielgewundenen schnell dahinfließenden silbernen Euphrats, der uns bei jeglicher Laufänderung, jedweder Krümmung uralte und gewaltige Trümmer grauester Vorzeit, und die in ihrer unmittelbaren Umgebung waltenden Bilder der Oede und Verheerung gar Augen rückte, wozu die halb in Feigen- und Granatbaumhainen versteckten schlichten Araberhütten, auf die sich dort und da und hüben und drüben eine zierliche Dattelpalme herabneigte, den anziehendsten Gegensatz daboten. Diese Scenerie steht in innigem Einklange mit der hirtlichen, malerisch gekleideten Bevölkerung, deren Anzug beim männlichen Geschlechte aus fliegenden, der römischen Toga gleichenden Gewändern besteht. Das Häubchen **) ist buntgestreift. Hellgelb, hellgrün und scharlach sind die beliebtesten Farben dieser Streifen. Die Waffen bestehen aus Schwert, Speer und Kalben, wozu als Schutzwaffe ein Schild gesellt wird. Die Tracht der Frauen, worunter viele schön genannt werden dürfen, besteht aus blau und grün oder hellgelb gestreiften Umwürfen. Diese letztere Farbe wird ausschließlich von den Jungfrauen getragen."

(Schluß folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Kahlenlager in Assam. Man hat in Assam zwei neue Lager mit Kohlen von erster Qualität entdeckt, eines zu Birhath, das andere in der Nähe von Dschelpne (Jeppare). Beide sind von Steinölquellen begleitet. (Asiatic Journal. November.)

Ungeheures menschliches Skelett. Ein Skelett, das 9 Fuß 4 Zoll maß, wurde von Minengräbern nahe am Südende der Himalayabergе nicht weit unter dem nächsten Stratum vegetabilischer Erde aufgefunden. (ibid.)

*) Einer Distanzentafel des Euphrat zufolge, welche einer der wichtigen Denkschrift Col Chesney's vom Jahre 1831 angehängt ist, beträgt die Entfernung beider Orte 389 englische Meilen M.

**) Between Hit and Hillah some scattered trees along the river and but little brushwood occur berichtet auch Chesney in einer seiner erwähnten Denkschriften. M.

*) Von Basra nach Hille werden 389 und von Hille nach Hit 250 englische Meilen gerechnet. M.

**) Das „Kefie" ist die allgemeine Kopftracht aller arabischen Stämme zwischen Hamid, Bagdad und dem Dschidda, so wie der Beduinen um Damascus und Palmyra, mit dem Unterschiede, daß es die Schreiber mit kameelhaarenem Band oder turbanförmig mit einem Musselin umwickeln. M.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1839.

Volksthümliches aus der Umgegend von Mantes. *)

(Von J. B.)

Pontoise, Sept. 1838.

Das Arrondissement von Mantes liegt auf der Gränze der alten Normandie, und in Blaru, Bonnecourt, Cimetz, Gommecourt und Roche Guyon macht sich die Verwandtschaft zwischen den Normannen und den Bewohnern des Verin noch heute in der Mundart des Volkes geltend. In den Sitten und Gebräuchen findet man ebenfalls oft diese moralische Verwandtschaft wieder. Mitunter scheint es sogar, als wenn man in den einzelnen Dörfern die Verschiedenheit der Racen, die sich hier einst in das Land getheilt, noch heute zu beobachten im Stande wäre. Die jungen Leute in den Landkantonen von Mantes, Magny und Houdan sind groß, gut gewachsen und stark; volle und blühende Gesichter, feurige Augen und festes Auftreten zeichnen sie vor den Bewohnern anderer Dörfer aus. Die Weiber sind hie ebenfalls groß und schön, haben ovale, ausdrucksvolle Gesichter, eine weiße Haut, große Augenwimpern, schöne Zähne und üppigen Haarwuchs. In den Kantonen von Bonnières und Limay sind dagegen die Männer klein, untersetzt, ihre Züge sind ausdrucksvoll und beweglich; die Frauen sind ebenfalls klein, gut gebaut, lebendig, thätig und arbeitsam. — Man hat somit die Wahl.

Im Allgemeinen sind die Bauern dieser Gegend arbeitsam, haushälterisch, aufgeweckt, gute Ehemänner und Väter. Als Bürger erfüllen sie freudig ihre Pflichten, und sind jeden so freudig zu Opfern bereit, wo es gilt, ihre Rechte zu vertheidigen. Die Nachbarschaft von Paris hat sich hier weniger geltend gemacht, als man dieß in andern Gegenden, gleich weit von Paris, bemerkt.

In Bezug auf das materielle Wohl haben die Bauern in Frankreich seit 1789 unendliche Fortschritte gemacht. Man machte damals noch keinen Unterschied zwischen den moralischen und materiellen Interessen des Volkes, vertheidigte und begründete jene, und diese machten dann von selbst sich geltend. Die Wohnungen der ärmern Bauern bestehen meist aus einem Erdgeschoß, in dem ihre Kisten, ihr Tellerbrett, ihr Tisch, ihre Uhr, Kessel, Eimer und die Wiegen der Kinder sind; oft besteht dieß Erdgeschoß aus zwei Abschlüssen, wo dann in dem einen die Kinder sind. Außer diesen beiden Stuben hat er einen Keller, um seinen Wein oder Cider, Kartoffeln u. s. w. in demselben aufzubewahren, eine Scheune, Ställe für sein Pferd, seine Kühe, seine Schweine, seine Hühner und einen Taubenschlag. Ein Hühnerhof und Garten umgeben meist das Haus. Alles dieß ist gegenwärtig ziemlich gut gebaut, bequem und meist auch bedeutend reinlicher als sonst. Im Arrondissement von Mantes waren 1833 17,304 Häuser, und von diesen 272 mit Schiefer, 10,944 mit Ziegeln und 6088 mit Stroh gedeckt. Die Strohdächer bekunden ebenfalls die Nähe der Normandie; im Innern Frankreichs sind dieselben seltener, in der Normandie dagegen fast die Regel.

Die Ackersleute halten im Sommer vier bis fünf Mahlzeiten täglich. Zwei Frühstücke um 4 Uhr und um 8 Uhr, Brod und Käse, zum Mittagsmahl eine französische Gemüsesuppe, oft mit Fleisch, und abermals Brod und Käse, gegen 4 Uhr halten sie ein Gouter, und speisen gegen 9 oder 10 Uhr in derselben Art zu Nacht, wie sie zu Mittag gegessen haben, und fügen meist noch einen Salat hinzu. Eier, Milchspeisen, Häringe, Bohnen, Kohl, Rüben und Kartoffeln gehören zu den täglichen Gerichten. Rindfleisch ißt der Bauer nur, wenn er krank ist, oder an Festtagen; im November oft Hammelfleisch, da um diese Zeit die Pächter sich der alten Schafe um jeden Preis zu entledigen suchen. Gesalzenes Fleisch gehört dagegen zu seinen täglichen Mahlzeiten. An Festtagen vermehrt sich die Zahl der Gerichte durch ein Kaninchen, Würste, gesalzenes Fleisch, Kuchen u. s. w. Sein tägliches Brod besteht aus einer Mischung von Korn und Weizen, und ist gesund und schmackhaft. Vor 1789 bestand dasselbe meist aus einer Mischung von Gerste und Hafer. Wein, in den Weingegenden, und Cider anderswo, mit Wasser gemischt, ist sein tägliches Getränke.

*) Die Mehrzahl der folgenden Thatsachen habe ich in einer Statistique de l'Arrondissement de Mantes, par Mr. A. Cassan, sous-préfet, 1835, gefunden, und es ist zu bedauern, daß nicht über alle Arrondissements in Frankreich ähnliche Werke bestehen.

Digitized by Google

Es ist ein Jammer, nicht läugnen zu können, daß dieß Alles sich höchst zufällig seit der ersten französischen Revolution verbessert hat, und daß heute noch der Bauer kaum in irgend einem Lande lebt, wie das in Frankreich der Fall ist. Doch genug von dem materiellen Zustande der Bauern.

(Schluß folgt.)

Sicilien im Herbst 1838.

2. Abreise ins Innere. — Alcamo. — Segeste. — Castelvetrano. — Selinunt.

(Schluß.)

Das Theater von Segest liegt auf der höchsten Spitze des Berges: es ist kaum so groß als das Tagestheater zu Pompeji, aber fast eben so vollständig erhalten. Die Stufen und Sitze der Zuschauer, deren Gesicht nach Norden gewandt war, sind noch sämmtlich erkennbar; desto weniger die Scene, obwohl auch sie schöne Marmorornamente zeigt. Die Stadt selber ist bis auf wenige, formlose Trümmer verschwunden, desto erhebender ist die Aussicht von der Höhe, auf den Tempel zu den Füßen, auf den Kranz der Gebirge, aus dem der Monte Perello durch seine wunderliche Form, und Calatafini mit seinem Schloß und der alterthümlichen Kirche hervorragen.

Der letzte 4 Miglien entfernte Ort sollte uns zum Nachtquartier dienen. Der Führer war vorausgesandt worden, um die Küche zu bestellen, und an seiner Stelle hatte sich der Tempel-Custode zum Führer erboten. Er betrieb sein Amt mit größter Wichtigkeit. Eine alte Soldatenmütze und Art von Uniform, welche er besonders zu diesem Zwecke anlegte, sollten ihm einen officiellen Anstrich verleihen; vor unsern Augen lud er sein Gewehr, rollte die Kugel mit bedeutsamer Mundwinkelbewegung in den Lauf, schlich dann mit gespanntem Hahn gebückt vor uns her, bog jeden Strauch auseinander, und spähte vorsichtig um jede Felsader — natürlich bloße Grimasse, um ein höheres Geleitsgeld zu erringen, denn der Schuft wäre beim ersten verdachtigen Zeichen davon gelaufen.

Calatafini liegt, wie es der Name besagt, auf hohem Felsen.*) Die Aussicht von seinem Schloß, welches jetzt zum Gefangniß verwandt wird, ist namentlich bei Sonnenuntergang entzückend. Heerden schwarzer Schafe und Ziegen weiden in der von der weißen Straße durchschnittenen Ebene; die Thaler sind mit Weinreben bepflanzt, die Höhe mit Oelbaumen; die Erica wachst zu Baumeshöhe, die Berge hüllen sich in den herrlichsten blauen Duft.

Die Bewohner Calatafini's standen schon lange vor Tagesanbruch auf den Straßen in einzelnen Gruppen unthatig, fast regungslos und stumm, alle in ihre braunen Regenmantel fast vermummt. Die um den Brunnen versammelten, wasserschöpfenden Frauen riefen uns gellend nach: Ecco forestieri, ehi non hanno paura de' ladri! Ein dichter Nebel lastete auf den Bergkuppen, zog langsam aus den Schluchten, und löste sich in feinen, sprüdenden Regen auf. Wir stiegen von der Höhe hinab an einer zerfallenen Kirche vorüber, und verließen die große Landstraße, um den kürzern Weg über die Berge einzuschlagen. Es war ein unerfreulicher Ritt. Der Regen floß in Strömen und der aufgeweichte Lehmboden wich unter den Füßen der Maulthiere. Der einzige Trost bei diesem Unwetter war, daß der Verlust der Fernsicht zu verschmerzen sey. So weit das Auge reicht, stößt es nur auf jene, mit Acker oder Weideland bedeckten Hügel, welche sich durch das Innere von Sicilien fortspinnen. Die fantastischen Bergconturen finden sich allein an den Küsten der Insein. Hinter Salemi, einem kleinen, auf der Klippe hängenden Städtchen, hört die Kunststraße auf, und der Weg wird nur noch für Maulthiere gangbar. Ihre Gewohnheit, hintereinander zu gehen und genau in die Fußstapfen des Vorgängers zu treten, hat schmale Rinnen in den Felsen gegraben, und im Flachland einzelne, mitunter kaum sichtbare Furchen gezogen. Oft genug sah ich mich im Anfang durch die Versicherung des Führers getäuscht, wenn er mir via carossabile verhieß, und ich mit Lebensgefahr über die Felsblöcke klettern mußte. Mit diesem Ausdruck bezeichnet der Sicilianer jeden Pfad, der in der Sänfte oder mit Maulthieren beschritten werden kann. Eine fahrbare Straße nennt er rotabile.

Spät genug und vom hartnäckigsten Regen verfolgt, erreichten wir Castelvetrano, oder Civitas palmosa castelvetrensis, wie es die stolze Inschrift über dem Thor benannt, einen weitläuftigen, öden, traurigen Ort. Die Straßen sind breit, aber nicht gepflastert, die Gebäude groß, aber schon halb verfallen. An Denkwürdigkeiten bietet die Stadt nicht das Mindeste. Das einzige, was dem Auge schmeichelt, ist die Nationaltracht der Frauen, welche sich von Trapani an um die ganze südliche Küste bis Syracus und Malta hinzieht, und die ich hier zum Erstenmal sah. Sie besteht in einem großen, schwarzen Schleier, welcher den Kopf bedeckt und nur Stirn und Augen frei läßt, bis auf die Knöchel hinabreicht und die ganze Gestalt verhüllt. Bei den Wohlhabenden ist er von Seide, von Wolle bei den Aermern, alle aber haben eine gleich reizende Kunstfertigkeit, ihn mit der Rechten zusammenzufassen und an die Brust zu drücken; hiedurch schmiegt sich das Tuch dem Körper dicht an, hebt den Wuchs auf das vortheilhafteste hervor, und bildet einen Faltenwurf, wie er nicht reizender gedacht werden kann. Es ist der ächt antike Schleier, wie wir ihn so oft an den Statuen der römischen Matronen wieder finden. Das dunkelglühende Auge, der feingebildete Fuß leuchtet nur um so verführerischer aus der schwarzen Hülle. Man kann nicht ermüden, jene graziösen, leicht dahin schlüpfenden Gestalten zu betrachten.

Vor dem südlichen Thor von Castelvetrano lagern sich einzelne über die Ebene verstreute, und von Cypressen umgebene Klöster. Die Stadt hat von hier aus ein noch wüsteres, unheimlicheres Ansehen, und die beiden schönen Palmen, welche

*) Das Wort Calata, welches im reinsten Italienisch ein steiler Abhang, nicht aber, wie Hr. Reigebaur ausfindig gemacht, ein festes Schloß auf Arabisch heißt, und sehr häufig mit sicilianischen Städtenamen, wie Calatagirone, Calatafeibetta, Calatabellota, Calatanisetta verschwistert ist, deutet hinlänglich die hohe Lage der meisten sicilianischen Ortschaften an.

Digitized by Google

ihre Zweige trauernd über die Mauer strecken, vermögen den finstern Eindruck nicht zu verlöschen. Glücklicherweise verbergen dichte, von Mauern umfriedigte Olivengärten, zwischen welchen der Weg hindurch führt, die Ebene und die wüste Stadt, und nun beginnt wiederum eine von jenen isolirten Strecken, Oasen, wie ich sie fast nennen möchte, wo die Natur in ihrer poetischen Laune ist und ihre vegetabilischen Schätze mit rücksichtsloser Verschwendung verstreut. Es ist kaum eines der edleren Südgewächse, welches jene Ebene nicht erzeugte. Der Oelbaum ist in seiner reichsten Entfaltung, der Mandelbaum wächst zu riesiger Höhe auf, alle überragt die Pinie mit ihrer breiten Krone; der edelste Wein bedeckt unabsehbare Gärten; an den Häusern der Weinbauern reifen Granaten und Agrumi, Erikeu drangen sich mit der weißen und blauen, wohlriechenden Myrte zur Hecke, das Caprifolium mit seinen rothen, durchsichtigen Trauben umspinnt die Stechciche; die Pfefferstaude wächst neben dem Liebesapfel, während Cactus, Aloe und die kleine Fächerpalme, deren purpurne Beeren eben reifen, in unabsehbarer Menge die Ebene überdecken.

Je näher dem Meer, desto mehr nimmt die Gegend den Charakter der römischen Campagna an; hie und da schimmert ein weißes Casale hervor, die Bäume weichen allmählich kleinem Gestrüpp; da deutet der Führer in die Ferne und ruft: Selinunt! — Ich glaubte zu irren, wähnte eine Stadt mit Thürmen zu erblicken, die Massen waren zu gigantisch, um in ihnen einen formlosen Trümmerhaufen zu vermuthen. Die Täuschung erhielt sich bis auf drei Miglien von den Tempeln. Späterhin, als mein Auge sich mit den Formen vertraut gemacht hatte, konnte ich die Ruinen ohne Fernglas von meinem Fenster zu Castelvetrano aus deutlich unterscheiden: die Entfernung beträgt 9 Miglien, etwa 2 deutsche Meilen, da die sicilianische Miglie fast um das Doppelte so groß als die römische ist.

Drei Tempel, alle so wie die der Stadt nach dorischer Ordnung und von Travertin, stehen parallel neben einander. Der Erste, welcher uns entgegen tritt, ist der gewaltigste in seinen Dimensionen. Einer meiner Gefahrten ritt an einem der Säulentorsi vorüber, und wird, trotz dem dieser noch ein Drittheil in der Erde lag, von diesem überragt; ich maß ihn später und fand dessen Durchmesser 12 Fuß, die Cannelirungen zwei Spannen breit; seine Saulen sind bis auf die beiden, welche am Eingang standen, nicht cannellirt. Ihre Capitäle unterscheiden sich durch die rundere Biegung des Wulstes, während dieser bei den andern in fast gerader Linie aufsteigt, um in mehr spitzen Winkel einzulenken. Nur Eine Säule stedt noch ganz, wenn gleich ohne Capital und elend restaurirt, eine andere zur Hälfte noch. Schön gearbeitete Triglyphen, welche am Boden liegen, zeugen von der hohen Vollendung des Ganzen. Von der innern Cella ist nur noch wenig sichtbar. Die Trümmer sind chaotisch verwirrend durcheinander gerollt — der Anblick dieser Riesenleichen ist erschütternd. Der zweite Tempel ist der kleinste, aber drei seiner Säulen stehen meistens noch zur Hälfte und sind gleich denen der übrigen cannellirt. Die schönsten Verhaltnisse hatte der dritte, dem Meere zunachst liegende Tempel. Seine Cella stürzte nach Innen zusammen, die Säulen nach Außen, und liegen nun wie ein Kartenspiel, Block für Block neben einander. Der Eingang ist prachtvoll und führt über drei Abstufungen zum Altar. Wo das Gebalk über diesen einbrach, stemmten sich die Steine gegen einander, und bildeten eine Höhlung, in welche man steigen kann. Ein Capitál stürzte verkehrt und wurde zwischen den Massen eingeklemmt; es ist von der höchsten Schönheit und Vollendung und mit einer Sauberkeit und Sorgsamkeit gearbeitet, wie man sie nur von der Bildhauerkunst fordern darf. Die Nachgrabungen, welche hier veranstaltet wurden, haben nur wenige unbedeutende Resultate geliefert. Sie sind in Palermo aufgestellt, und bestehen aus fast unkenntlichen Basreliefs, Lampen und kleinem Hausgeräth.

Zwischen dieser Tempelreihe und dem östlichen Hügel dehnt sich ein räumiges Thal. Daß auch dieses vordem mit Wohnungen bedeckt gewesen sey, bezeugen die zahllosen Ziegelstücke, welche der Pflug aus dem Boden wühlt und die den Acker bedecken. Die Stadt selber lag auf der Anhöhe. Eine runde, bis oben versandete und mit Carrubensträuchern überwachsene Mauer mag wohl leicht einem Amphitheater angehört haben. Die Ruinen dreier Tempel sind noch am kenntlichsten; ihre Säulen gleichen denen der östlichen Tempel, wenn gleich in kleinerem Maaßstade, die des zweiten sind aus Einem Stücke, alle cannellirt. Die Stufen des dem Meere nächsten Tempels, eben so wie die des dritten, kleinsten und zerlichsten, so wie auch dessen Cella, sind noch ganz wohl zu erkennen. Ein kleines Säulenfragment gibt einen trefflichen Maaßstab für die Dimensionen ab.

Hart am Meere erhebt sich ein alter, normännischer Wachtthurm, und neben ihm die niedrige Hütte, in welcher drei Douaniers der Fieberluft trotzen und dasselbe Gemach mit ihren Pferden theilen müssen. Sie sind die einzigen Bewohner dieser Trümmerwüste. Ich stieg die Stufen der Akropolis hinab, kehrte den Strand des Meeres entlang nach den großen Ruinen zurück und erklomm einen der mächtigsten Blöcke des ersten Tempels. Ein schauerliches Schweigen lastete auf dieser Säulen-Certosa, nur die hohle Brandung rauschte vom Meer her. Einzelne Feigenbäume rankten sich aus dem Gestein, über welches zahllose Eidechsen, die häßlichen, giftigen Tarantellen und schwarze, vier Fuß lange Schlangen schlüpften. Auf der Ebene war weit und breit kein lebendes Wesen zu erblicken. Das einzige, den Trümmern nahe Casale war verschlossen, seine Bewohner abwesend, und die Maulthiere suchten vergeblich Schutz vor der glühenden Sonne unter dem spärlichen Schatten der Granatenstauden. Spät erst erlösten wir sie durch unsere Heimkehr nach Castelvetrano.

Das Neueste über die brittische Euphrat-Expedition.

(Schluß.)

Hawkins erwähnt hierauf einer für die jetzt so hochwichtige Wollindustrie bedeutsamen Thatsache, nämlich daß viele von den Schafvließen, die er untersucht, ungemein weiß, und von einer ihm noch nie zuvor so fein vorgekommenen Textur gewesen wären. Die Araber webten

Digitized by Google

daraus herrliche Stoffe, die vorzüglich zu reich verzierten Umwürfen verarbeitet würden. Eine Reihe von Erzeugnissen dieser Euphrat-Gegenden, die zur Begründung eines schwunghaften Handelsverkehrs geeignet sind, wird nun aufgezählt, darunter Naphtha und das jetzt so wichtige Erdharz in großer Menge, und Pferde des edelsten Schlages. Capitän Chesney hat sich jedoch über diesen Punkt in seinen bereits im Druck vorliegenden Denkschriften ausführlich verbreitet.

Hawkins schlägt vor, die ostindische Compagnie solle in den oberhalb Bagdad gelegenen Ortschaften die Landeserzeugnisse durch Agenten aufkaufen und dieselben auf ein Dampfschiff, das zu dem Ende zwischen Basra (Bussorah) und Bagdad hin und her fahren müßte, verladen lassen. Einmal im Jahre, und zwar zur Zeit des Euphrataustritts, *) könnte es mit Reisenden und kostbaren Handelsgütern, namentlich Edelsteinen, Perlen, Shawls, so wie mit Baarschaften, was Alles mit großen Unkosten und mit großer Unsicherheit alljährlich stromaufwärts versendet zu werden pflegt, bis Beles hinauffahren und dabei noch ein Fahrzeug ins Schlepptau nehmen, und als Rückfracht auch einen Theil der aufgekauften Landeserzeugnisse einnehmen, welche jedoch größtentheils auf kleinen Fahrzeugen, die das Dampfschiff bugsiren und beschützen würde, verladen und nach dem persischen Meerbusen gebracht werden könnten.

Als Anhang zu vorstehender Mittheilung wollen wir die unseres Wissens noch in keinem außerenglischen Blatt enthaltene Anrede des Präsidenten der königlich geographischen Gesellschaft zu London W. R. Hamilton an Obrist Chesney bei Ertheilung des Ehrenpreises, und die Antwort dieses ausgezeichneten Seemannes und Forschers im wesentlichen Auszuge folgen lassen. Die Anrede begann mit der Bemerkung, die durch den Empfänger bewirkte Wiedereröffnung eines Theiles jener Länder für die europäische Welt, die in grauer Vorzeit der Sitz ausgedehnter und mächtiger Reiche, so wie einer nun dort untergegangenen Civilisation gewesen waren, sey die ruhmvolle weltgeographische Thatsache, die der Verein durch einen Ehrenpreis zu feiern beschlossen habe.

Im Jahre 1830, fuhr der Präsident fort, wurden Sie von Ihrem glühenden Eifer für die Erweiterung des geographischen Wissens, wie für den Flor Großbritanniens vermocht, eine Forschungsreise nach dem Südosten des osmanischen Reiches, besonders zur Untersuchung des Euphrats, aus eigenem Antrieb und auf ihre eigene Hand anzutreten. Drei Jahre haben Sie auf die sorgfältigste Aufnahme der Uferlinie und des Gesammtlaufs dieses weltberühmten Flusses verwendet, der seit zwei Jahrtausenden seine majestätischen Fluthen ohne Nutzen für die europäische Menschheit dem Ocean zugeführt hatte. Der Zweck Ihres großartigen Forschens und Wirkens ging dahin, ihn so zu sagen seiner Wiedergeburt entgegenzuführen, und zum Näherungs- und Verbindungswege der beiden größten Emporien des Erdkreises, Großbritanniens und Indiens, zu gestalten. So wurden Sie der Bahnbrecher und Urheber der Euphrat-Expedition! Sie, Obrist Chesney, haben zuerst in der neuen Geschichte die beiden gefeiertsten Ströme des Alterthums, den Euphrat und den Tigris, ihrer ganzen Länge nach beschifft; Sie haben unsere Kunde von Syrien und Mesopotamien, von Assyrien und Susiana bedeutend erweitert; Sie haben eine Nivellirungslinie von Iskanderun nach Bir, und von da den ganzen Euphrat entlang bis zum persischen Meerbusen hinabgeführt; Sie haben den Lauf des Orontes von seiner Mündung an bis nach Dschisr-Hebid hin bestimmt, und sich solchergestalt zum Range eines der ausgezeichnetsten Erderforscher der Jetztzeit emporgeschwungen!

Obrist Chesney bemerkte in seiner anspruchslosen Antwort, die hauptsächlichen geographischen Entdeckungen der Expedition seyen während seiner Abwesenheit gemacht worden. So z. B. die Entdeckung eines neuen Flusses, und die Untersuchung Susiana's durch Major Ffeaurt, die Auffindung der Minen u. s. f. in Kurdistan durch Hrn. Ainsworth, die Befschiffung einer 3000 Meilen langen Strecke auf unbekannten Strömen sey von Lieutenant Cleaveland und seinen Unterlieutenants Charlewood und Bijames ausgeführt worden. Der so viel bezweifelten Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Araber, äußerte er unter Anderem, müsse er die entschiedenste Anerkennung zollen. Von einer Veruntreuung sey weder ihm, noch seinen Reisegefährten und Nachfolgern irgend ein Beispiel vorgekommen, und während der zwei Jahre ihres Aufenthalts unter den verschiedenen Araberstämmen nur Ein Zwist mit ihnen vorgefallen. Während eines Unternehmens, fuhr der Redner fort, welches gleich einem Ammenmährchen von Abenteuern und Begegnissen mit Klippen, Wasserfällen, Wüsten und Räuberstämmen strotzt, widerfuhr uns nur Ein Unglück, nämlich der Untergang des Tigris und seiner Mannschaft. Einer von letzterer, Lieutenant Murphy, hatte bereits eine Reihe von Beobachtungen, die vom Mittelmeere bis zum persischen Meerbusen reichen, vollendet, die seinen Namen auf die Nachwelt bringen werden, da er der erste gewesen, welcher sowohl nördlich als südlich vom Euphrat eine sichere Grundlage für künftige Untersuchungsreisen geschaffen hat. Die ganze volle Wichtigkeit der Euphratfrage, bemerkte der Redner Chesney, werde von dem brittischen Publicum wohl erst in mehreren Jahren begriffen werden. Bald aber, schloß er seine Antwortsrede, wird durch das Dampfschiff Euphrat, welches von Basra den Fluß aufwärts bis nach Bir zu fahren bestimmt ist, der Beweis für die Richtigkeit unserer Meinung, daß die Beschiffung des Euphrats leicht zu bewerkstelligen sey, geführt werden, denn die Thatsache wird für sich selbst sprechen.

*) Dieselbe findet für gewöhnlich zwischen dem 11 und 31 Mai statt, wo er vom 21 — 28 seinen Culminationspunkt zu erreichen pflegt, doch führt Chesney ein Beispiel an, daß er schon im März begonnen, und der Ort Limun, von welchem die berührte Sumpfgegend den Namen führt, hinweggeschwemmt worden war. M.

Meineide in Sidney. Die Sidney Gazette vom 19 Mai meldet, daß bei der letzten Criminalsession vier Meineide vorgekommen seyen, und Hr. Willis, der Richter, bemerkte, er habe nach keinen Criminalfall entschieden, wo er nicht moralisch überzeugt gewesen sey, daß ein Meineid begangen worden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 8 u. 9** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Heinrich von Monmouth, oder das Leben und der Charakter Heinrichs V als Prinz von Wales und König von England.** (Schluß.) — **Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** (Forts.) — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl. halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 8 u. 9.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

20 Januar 1839.

Heinrich von Monmouth,
oder das Leben und der Charakter Heinrichs V als Prinz von Wales und König von England.

(Schluß.)

Weder der Geburtsort, noch der Geburtstag von Heinrich lassen sich mit Bestimmtheit ermitteln. Sein Zuname jedoch scheint die Tradition zu bekräftigen, daß Monmouth auf jene Ehre Anspruch zu machen hat. Als Kind legte er sich auf die Minstrelkunst, welche einen Theil der ritterlichen Bildung ausmachte und die er bis zum Schluß seines Lebens betrieb. In einer unsrer alten Urkunden ist ein Eintrag vom Jahr 1397 — wo er etwa zehn Jahre zählte — „acht Pence bezahlt durch Adam Garston für Harfensaiten, gekauft für die Harfe des jungen Herrn Heinrich." Kriegerische Uebungen waren noch nothwendiger. Vom selben Jahre haben wir einen Ansatz: „zwölf Pence für eine neue Scheide zu einem Schwert für den jungen Herrn Heinrich;" und „einen Schilling und sechs Pence für dreiviertel Ellen schwarzen Seidengewebes, in London, Margaret Straße, gekauft, für ein Schwert des jungen Herrn Heinrich." Ernstere Studien wurden indeß nicht vernachlässigt. Um dieselbe Zeit findet sich ein Posten von „vier Schilling für sieben Bücher Grammatik in Einem Bande, in London gekauft für den jungen Herrn Heinrich." Aber die Verhältnisse seines frühern Lebens erlaubten ihm nicht die Friedenskünste zu cultiviren. In seinem eilften Jahr wurde sein Vater, der vom Grafen von Derby zum Herzog von Hereford ernannt worden war, durch die tyrannische Laune Richards II verbannt. Ein mächtiger Vassall wurde so der Feind des Fürsten; und dieser Act von Tyrannei eröffnete für den Herzog und für den „jungen Herrn Heinrich," den Weg zum englischen Thron. Doch dieß ist einer der bekanntesten Umstände unsrer Geschichte und bedarf keiner weitern Bemerkung. Weniger bekannt aber ist, daß Richard, welcher Heinrichs Vormund wurde, die Pflichten dieses Amts mit edler Großmuth erfüllte. Keine der für einen jungen Edelmann erforderlichen Fertigkeiten und Kenntnisse wurde versäumt; und es war in dem Benehmen des Monarchen ein Geist von Freundlichkeit und Güte, der das edle Herz des Mündels muß gewonnen haben. Der letztere begleitete Richard auf seinem unglücklichen Zug nach Irland und empfing von den Händen des Königs die Ehre des Ritterschlags. Wie mußte er bewegt und erschüttert werden bei der Nachricht, daß sein Vater, als Herzog von Lancaster von der Verbannung zurückgekehrt sey und mit der Absetzung Richards umgehe! Der Monarch war nicht weniger erschüttert: „Heinrich, mein Kind, sieh was dein Vater gegen mich beginnt! Eben jetzt ist er in mein Land als Feind eingefallen und hat wie in regelmäßigem Krieg meine getreuen Unterthanen gefangen genommen und ohne Mitleid und Erbarmen umbringen lassen. Wahrlich, Kind, um dich thut es mir leid, weil du vielleicht um dieses unseligen Schrittes deines Vaters willen mußt deines Erbes verlustig gehen!" — Obgleich noch ein Kind, antwortete doch Heinrich ohne langes Besinnen: „In Wahrheit, mein gnädiger König und Herr, ich bin betrübt über diese Zeitungen; aber ich denke, Ihr seyd doch gewiß überzeugt von meiner Unschuld bei diesen Ereignissen." Richard versicherte ihn, daß er dieß sey. Wirklich waltete zwischen Beiden offenbar eine persönliche Zuneigung; und wäre Heinrich von Monmouth an seines Vaters Stelle gewesen, Richard hatte wohl den Scepter bis ans Ende seines Lebens behalten dürfen.

Tyler will nicht glauben, daß Richards Ende ein tragisches gewesen. (Man vergleiche Shakspeare's König Richard II. Act V, Scene 4 und 5.) Er unterwirft jedoch diesen traurigen Umstand keiner so genauen Prüfung als er gefollt hätte; er geht in der That zu kurz und beinahe ohne Prüfung darüber hin, wenn er sagt: „Ob Richard durch eine schändliche That von der Hand eines Feindes starb, oder durch die unheilvollen Einflüsse eines verstörten Gemüths und gebrochenen Herzens, oder durch freiwillige Enthaltung von aller Nahrung — das ist eine Frage, deren glückliche Lösung wohl jetzt keiner Forschung mehr gelingen dürfte. Die ganze Sage ist von vielen tüchtigen und ohne Zweifel unbefangenen Personen untersucht worden, aber ihre

Digitized by Google

Entscheidungen stimmen keineswegs zusammen. Die allgemeine, obwohl, wie es jetzt scheint, irrige Ansicht scheint die, daß nachdem Richard von dem Tower nach Lords-Castle, von da an andere sichere Verwahrungsorte und endlich nach Pontefract gebracht worden, die Anhänger Heinrichs IV seinen Tod beschleunigten. Der Erzbischof von York beschuldigte geradezu den König des häßlichen Verbrechens dieses Mordes, welche Beschuldigung jedoch der König ebenso bestimmt als entrüstet zurückwies."

Aber dieß ableugnen beweist natürlich nichts. Daß Richard plötzlich starb, ist gewiß, und eben so gewiß, daß sein Leichnam dem Volk zur Schau ausgestellt wurde. Das Verdächtige an der Sache ist, daß diese Katastrophe unmittelbar nach einer großen Verschwörung eintrat, die von den Grafen von Kent, Salisbury und Huntingdon gestiftet worden war, in der Absicht, Richard wieder auf den Thron zu setzen. Das ist aber noch nicht Alles; obgleich dieser Fürst zu leben aufgehört hatte, war doch dieser Umstand weder dem Volke noch den Räthen Heinrichs IV bekannt. „Wenn Richard, der gewesene König, noch am Leben ist," entschied ein unmittelbar nach der Verschwörung zusammenberufener Rath, „wie Einige dieß wirklich behaupten, so möge man verordnen, daß er wohl und sicher verwahrt und bewacht werde, zur Sicherstellung des Königs und seines Reichs." Und ferner wurde gebeten, wenn er todt sey, möchte man ihn dem Volke zeigen. In Gemäßheit dieser wurde die Leiche des unglücklichen Monarchen etwa 20,000 Zuschauern gezeigt, und ein prächtiger Leichengottesdienst in der St. Paulskirche abgehalten. Geben nicht diese beiden Umstände — der Tod Richards in einem so entscheidenden Augenblicke, und die allgemeine Ungewißheit in Betreff dieses Todes — starken Grund zur Vermuthung, daß er nicht natürlich erfolgte? Dieß ist der innere Beweis. Der äußere ist nicht minder bündig. Alle unsre alten Chronisten, die gedruckten und die im Manuscript vorhandenen, geben einstimmig den Tod Richards als einen gewaltsamen an; und die einzelnen Umstände dieser in den Mauern von Pomfret-Castle verübten That sind zu ausführlich und genau angegeben, als daß sie das Werk der Erfindung seyn könnten.

Das beflissene Streben unsers Verfassers, das Andenken des Prinzen Heinrich von der Beschuldigung der Ausschweifung, der Vernachlässigung aller seiner Pflichten, der offengetriebenen und fortgesetzten Liederlichkeit zu reinigen, zieht sich durch den ganzen ersten Band durch. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er darin häufig glücklich ist. Es kann kein Zweifel darüber seyn, daß die „zauberische Feder Shakspeare's" dem frühern Leben Heinrichs einiges Unrecht gethan. So weit entfernt war er, seine wichtigsten Pflichten zu vernachlässigen, daß er vielmehr Jahre lang den Krieg gegen die wälschen Insurgenten unter Glendower in solcher Weise führte, daß er sich das unbedingte Lob, nicht nur des Königs und seines Raths, sondern auch Heißsporns erwarb, der zu seinem Nebenbuhler gemacht wurde. Ebenso ward, in einer spätern Periode, sein Benehmen im geheimen Rathe belobt. Er scheint wirklich nicht nur ein thätiger und tapferer Krieger, sondern auch ein kluger und menschlicher Rathgeber der Krone gewesen zu seyn.

Von der gänzlichen Unachtsamkeit auf Facta und Data, welche der Dichter vom Avon in seinem unvergleichlichen Drama sich gestattete, gibt Folgendes einen einleuchtenden Beweis:

Westmoreland.

Fürwahr es ist ein Sieg, daß wohl ein Prinz
Sich rühmen könnte.

K. Heinrich.

Ja, da betrübst du mich und machst mich sündigen
Durch Neid, daß Lord Northumberland der Vater
Solch eines wohlgerathnen Sohnes ist:
Ein Sohn, der Ehre stets im Munde führt,
Der Stämme grundfest im ganzen Wald,
Des holden Glückes Liebling und sein Stolz;
Indeß ich, durch Beschauung seines Ruhms,
Wüstheit und Schande meinem jungen Heinrich
Seh' auf die Stirn gedrückt. O ließe sich's
Erweisen, daß ein Elfe, nächtlich spukend,
In Windeln unsre Kinder umgetauscht,
Meins Percy, seins Plantagenet genannt,
Dann hätt' ich seinen Heinrich und er meinen!
Doch weg aus meinem Sinn!

Daß sie nicht zu gleicher Zeit in der Wiege konnten gelegen haben, ist, wie Tyler bemerkt, klar genug, wenn man bedenkt, daß Heißsporn mehr als zwanzig Jahre alt war, als Heinrich geboren wurde; er war in der That so alt als Bolingbroke, des Prinzen Vater. Ferner: so viel fehlte, daß der Prinz vor der Schlacht von Shrewsbury den strengen Tadel verdient hätte, welchen Shakspeare dem König in den Mund gelegt hat, daß er vielmehr Monate, Jahre sogar vor diesem Ereigniß nicht in London, unter den liederlichen Friedensbrechern, sondern in Wales war, mit Glück dem wilden Glendower gegenüberstehend. Als Heinrich, der Vater, unterwegs war nach dem Norden, wußte er gar nicht, daß der Graf Northumberland und Heißsporn Rebellen waren; im Gegentheil, er hielt sie für seine getreuen Blutsverwandten und dienstwillige Vasallen; und der Hauptzweck seines Zuges war, ihnen beizustehen in der Abwehr der Einfälle der Schotten. Bei seiner Ankunft in Higham Ferrars schrieb er an den Rath in London, er habe durch Briefe von dem Prinzen und durch zuverlässige Boten „höchst befriedigende Nachrichten erhalten von seinem theuern und geliebten Sohn, dem Prinzen, die ihm große Freude machen." Erst als der König nach Burton-on-Trent kam, sechs Tage nach dem Datum jenes Briefs, erfuhr er, daß die Percys seine Feinde seyen. Wahrscheinlich erhielt er die Kunde davon durch seinen Sohn, der von den wälschen Gränzen herbeieilte, sich mit ihm zu vereinigen. Das Benehmen des Prinzen an dem wichtigen 21 Julius beruht auf andern als poetischen Zeugnissen. Obgleich von einem Pfeil im Gesicht verwundet, wollte er doch das Schlachtfeld nicht verlassen. Er bestand im Gegentheil darauf, im Vordertreffen zu fechten, indem er bemerkte, es gezieme ihm nicht, seinen Freunden zuzurufen: „Freunde, voran!" sondern: „Freunde, mir nach!" Percy fiel jedoch nicht von seiner, sondern von unbekannter Hand. Einen größern Ruhm aber als den eines Siegers erwarb er sich: er war es, der bei seinem

Digitized by Google

Vater für das Leben der Gefangenen bat, und Gerechtigkeit in Gnade wandelte.

Daß das öffentliche Leben des Prinzen Heinrich Lob verdient — nicht nur in seinen spätern, sondern auch in seinen frühern Jahren — erhellt aus unbestreitbaren Erweisen. Nicht eben so überzeugt sind wir, daß er nicht im Privatleben sich wenigstens einiger Unregelmäßigkeiten schuldig gemacht. Daß hier nur für Vermuthungen Raum ist, bleibt unbestreitbar. Die Beschuldigung eines ausschweifenden Lebens beruht bloß auf der Tradition; keine gleichzeitige Urkunde zeugt dafür. Aber die Tradition mag in diesem Fall einige Beachtung verdienen, wenn man bedenkt, daß sie sehr nahe an die Regierung Heinrich des V hinanreicht, und wenn man erwägt, daß zu einer gewissen Zeit eine ernste, obwohl wie es scheint kurz dauernde Mißhelligkeit zwischen ihm und seinem Vater eintrat. Dieser Abschnitt seines Lebens liegt in geheimnißvollem Dunkel. Es ist möglich, daß das Mißverständniß seinen Grund hatte in einer Verschiedenheit der Ansicht über Staatsangelegenheiten; aber wenn wir das durchaus sich gleiche, pflichtmäßige und ehrerbietige Benehmen Heinrichs gegen seinen Vater erwägen, so sind wir eher geneigt zu der Vermuthung, daß es seinen Grund in einer Unregelmäßigkeit des Privatlebens hatte. Diese Vermuthung scheint uns durch die Worte mehr als Eines Chronisten bestärkt zu werden. So sagt uns Walsingham, er sey bei seiner Thronbesteigung plötzlich ein neuer Mensch geworden. (Repente mutatus est in virum alterum) und er habe sich vorzüglich dreier Tugenden befliſſen — der Redlichkeit, der Sittsamkeit und der Ernsthaftigkeit. Aber trotz unserer Ansicht, daß er vor seiner Thronbesteigung sich einiger Unregelmäßigkeiten mag schuldig gemacht haben — da wir nach der Angabe Hardings und der Tradition annehmen wollen, er habe eine Zeitlang seinen Sitz im geheimen Rathe verloren — geben wir doch gerne zu, daß sie sehr übertrieben worden sind, und würden demjenigen gar nicht zürnen, der dieselbe gänzlich in Abrede stellte. So viel gestehen wir Tyler zu, dessen Ehrenrettung seines Helden, wenn nicht immer glücklich, doch immer ritterlich ist, und daher Anspruch auf unsere Achtung hat.

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Die theologischen Beschäftigungen dieses Jahrhunderts waren die Ursache, daß die hellenisch-griechische*) Philologie zu der Zeit bewundernswürdig rasch aufblühte, und in die Bildung nicht allein der Geistlichkeit, sondern auch des Adels überging. Die Kenntniß der griechischen Sprache wurde zu einem Bedürfniß, das die religiösen Probleme des Jahrhunderts hervorriefen. Wir wollen wenigstens der Ereignisse erwähnen, die bei uns zur Verbreitung der griechischen Sprache beitrugen, und die unantastbar der Geschichte unsrer Literatur angehören. Zur Zeit des Zaren Michael Feodorowitsch und des Patriarchen Philaret gründete der Grieche Arseni, ein Mönch, am Hofe des Patriarchen eine griechisch-lateinische philologische Schule. Olearius, der die Schule und deren Lehrer sah, bezeugt, daß der Zar und der Patriarch zu der Zeit gesonnen waren, an vielen Orten von Rußland griechisch-latinische Schulen anzulegen. Unter dem Zaren Aleris Michailowitsch wurde ein anderer Mönch Arseni Suchanof nach dem Morgenlande zu dem Patriarchen von Alexandrien, wegen der Lösung mancher auf die Kirche bezüglichen Probleme geschickt. Dieser Arseni kaufte im Orient 500 griechische und slawonische Handschriften, die den besten Theil der Patriarchal-Bibliothek in Moskau ausmachen. Sie wurden zweimal durchgesehen, zuerst von dem gelehrten Griechen Skiada, dann von dem deutschen Professor Matthäi; seitdem liegen sie aber müßig, unbenutzt, und unzugänglich für uns beim kindischen Zustande unserer griechischen Philologie.

So war es nicht in der alten Zeit Rußlands, im 17ten Jahrhundert unter dem Zaren Alexei Michailowitsch. Damals erbaute ein angesehener Bojar Feodor Michailowitsch Rtistschew, berühmt durch seine Wohlthätigkeit und Liebe zur Bildung, in der Nähe von Moskau die Preobraschensche Einsiedelei für gelehrte Mönche aus Kiew, und bildete aus ihnen eine gelehrte Bruderschaft, deren Bestimmung es war, verschiedene für die Kirche nützliche Bücher zu übersetzen. Das Haupt dieser Bruderschaft war Epiphanias Slawinitzki, ein Mönch, den Rtistschew aus Kiew berufen hatte, „um den Kindern der slawo-russischen Nation Unterricht im Griechischen zu ertheilen," ein — wie seine Zeitgenossen ihn schildern — „weiser und sehr gelehrter Mann, ein vorzüglicher Didaskalos der Philosophie und der Theologie, und sehr bewandert in dem helleno-griechischen und slawonischen Dialekt." Damals wurden viele Werke der Kirchenväter, des Johannes Chrysostomus, Basils des Großen, Gregors von Nazianz, Johannes von Damaskus und Athanasius von Alexandrien übersetzt. Im Auftrag desselben F. M. Rtistschew verfaßte Epiphanias Slawinitzki ein vollständiges griechisch-slawonisch-lateinisches Wörterbuch. Nach dem Tode des berühmten Bojaren (1673) pflegte der weise Zar Aleris Michailowitsch die große Idee desselben, und trug Epiphanias Slawinitzki und der gelehrten Bruderschaft auf, alle heiligen Bücher aus dem Griechischen aufs neue zu übersetzen. Die Aufsicht über dieses Unternehmen übertrug er Paul dem Metropoliten von Sarund Podonsk, den seine Zeitgenossen mit Ptolomäus Philadelphos vergleichen, der, wie die Sage lautet, den siebenzig Dolmetschern, welche die Uebersetzung der heil. Schrift aus dem Hebräischen ins Griechische zu Stande brachten, besondere Häuser erbaute. Auf dieselbe Weise ließ auch der Metropolit Paul außerhalb Moskau's zu Krutitzi, einem stillen und ruhigen Ort, wie er sich für das heilige Unternehmen schickte, ein besonderes Gebäude aufführen, schmückte es mit einem Garten und kühlen Springbrunnen, und hier ließ sich die gelehrte Brüderschaft nieder, um ihr großes Werk zu vollenden.

Die griechische Partei stand in einem feindlichen Verhältniß zu einem andern bemerkenswerthen Mann dieser Zeit, dem

*) Das soll wohl heißen: helleniſtiſche, oder iſt der Ausdruck im Gegenſatz zu Slawoniſch-Griechiſch gebraucht. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Mönch Simeon Polotzki, welcher der Repräsentant des lateinischen Einflusses war, und in vielen Schriften seinen zum Papismus sich hinneigenden Sinn offenbarte. Dieser Gelehrte und Literator, der aber, wie die Hellenisten der Zeit ihn beschuldigten, der griechischen Sprache unkundig war, zog selbst den Zaren durch seinen scharfen Verstand und seine neuen, mehr europäischen Formen an. Er improvisirte selbst ohne die Erlaubniß des Patriarchen Predigten an das Volk, schrieb eine metrische Uebersetzung der Psalmen, dichtete heilige Dramen und Verse für den Hof. Alle diese Neuerungen gefielen unserer Geistlichkeit nicht, noch der griechischen Partei, die in diesen Formen den Einfluß des Katholicismus sah; es konnte aber damals noch zu keinen Reibungen kommen, weil Simeon Polotzki unter dem unmittelbaren Schutz des Zaren Aleris Michailowitsch und darauf unter dem des Zaren Feodor Alexejewitsch seines Zöglings, stand. Der Streit entbrannte später, wie wir bald sehen werden.

Der Zar Feodor Alexejewitsch wollte in Uebereinstimmung mit dem Patriarchen Joakim die griechisch-lateinisch-slawonische Schule vergrößern und übertrug dieses Geschäft dem russischen Mönch Timotheus, der lange in Griechenland gereist und der griechischen Sprache kundig war. Als Gehülfen wurden ihm zwei geborne Griechen Emanuel und Joakim beigegeben. Dieß war der Anfang der Akademie. Der Zar und der Patriarch besuchten selbst die Schule, freuten sich über die Fortschritte der Schüler und beschenkten die Fleißigen mit Kleidern, Ducaten und Privilegien.

Der Zar, der den Unterrichtsplan in der Akademie erweitern wollte, wandte sich an die ökumenischen Patriarchen, mit der Bitte, sie möchten ihm nach Moskau Männer schicken, die der griechischen und lateinischen Sprache kundig wären. Im J. 1684 erschienen bei uns zwei gelehrte Griechen, leibliche Brüder, Joannikij und Sophroni Lichuda, die an der Universität zu Padua studirt hatten. Sie kamen erst nach dem Tode des Zaren Feodor Alexejewitsch nach Moskau und übernahmen den Unterricht in der Akademie, die an einem neuen Orte, in dem spasischen Kloster hinter den Heiligenbilderbuden, eingerichtet wurde. Den Gebrüdern Lichuda wurden von Russen fünf der besten Schüler, die schon früher dazu vorbereitet waren, zu Gehülfen gegeben, und zwar: Aleris Kirilof, Nikolai Semenof, Fedor Polikarpof, Fedot Agejef, Joseph Afanasief und der Tschudow'sche Mönch Hiob. In diese Schule wurden über 40 Kinder, Söhne der Geistlichen und Bojaren, außerdem aus dem gemeinen Volk, aufgenommen. Außer in der griechischen und lateinischen Sprache unterrichteten die Brüder Lichuda auch in der italienischen. Die Grammatik und Poetik wurde allein griechisch, die Rhetorik, Dialektik, Logik und Physik aber griechisch und lateinisch vorgetragen. Im 17ten Jahrhundert sprachen die Söhne der Bojaren wie die der gemeinen Russen, die in der Akademie studirt hatten, fertig Griechisch und Latein und übersetzten viele Bücher aus beiden Sprachen. *)

*) S. Alte russische Bibliothek, herausgegeben von Nowikof, 1te Aufl. Th. XVI, Seite 295. Auch: Historische Nachricht von der Moskowischen Akademie, geschrieben im J. 1726 von Fedor Polikarpow.

*) S. historisches Lexikon der russischen Schriftsteller geistlichen Standes aus der griechisch-russischen Kirche, Artikel Joannikij und Sophroni Lichuda.

Die westliche Kiew'sche Partei beneidete die Fortschritte der neuen Schule, es war ihr unangenehm, daß ihr die Mittel entzogen wurden, ihren Einfluß auf die russische Bildung auszuüben, und papistische Ansichten zu verbreiten. Da trat der Schüler von Simeon Polozki, der Erbauer des spasischen Klosters Sylvester Medwedjef als Gegner der Gebrüder Lichuda auf. Es entstand ein heftiger theologischer Streit zwischen beiden Parteien, und der Hauptgegenstand des Streites war die Transsubstantiation im Abendmahle. Dieser Streit beschäftigte nicht allein die ganze Geistlichkeit, sondern auch Weltliche beiderlei Geschlechts; das gemeine Volk auf dem Markte sprach über diesen Gegenstand. Viele gingen zum Patriarchen selbst, um hierüber eine entscheidende Antwort zu erhalten. Eine Menge Schriften für und wider erschienen und wurden unter das Volk verbreitet. Die von dem Patriarchen Joakim selbst und von den Gebrüdern Lichuda verfaßte Geschichte dieses merkwürdigen Streites liegt, bis jetzt noch nicht herausgegeben, in der Moskowischen Patriarchal-Bibliothek. *) Die Gebrüder Lichuda trugen den Sieg über Sylvester Medwedjef; nach dem Tode des Patriarchen Joakim aber wurden sie bei dem Patriarchen Adrian verleumdet, aus Moskau verwiesen, und im Kostrom'schen hypatiewschen Kloster gefangen gehalten. Nach der Entfernung der Gebrüder Lichuda setzten anfangs die Schüler derselben Nikolai Semenof und Fedor Polikarpow, und darauf der Tschudowsche Mönch Hiob den Lehrvortrag in der Akademie, in der griechischen und lateinischen Sprache fort. Unterdeß wurden die Gebrüder Lichuda auf die Fürbitte des Metropoliten Hiob nach Nowgorod berufen, und errichteten dort griechische Schulen.

(Fortsetzung folgt.)

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Schluß.)

In andern Beziehungen aber bietet England der Literatur Aufmunterungen und Vortheile, und räumt ihr eine Stellung ein, welche ihr in Deutschland mangeln. Vor allem wirkt der Zusammenhang von Politik und Literatur, der vermöge der englischen Institutionen und der Bildung des öffentlichen Geistes dort besteht, sehr günstig, wenigstens auf die sociale Stellung der Literatur, und wenn auch nicht gerade alle Früchte dieser Verbindung vortrefflich sind, so weckt doch schon die Concurrenz und die Rivalität neben dem minder Gehaltvollen auch vieles Gediegenere. Bei der Oeffentlichkeit des englischen Staatslebens ist die politische Beredsamkeit, und die Beredsamkeit überhaupt eine für gewisse Laufbahnen unentbehrliche Eigenschaft, und schon in den Schulen wird die Jugend darin geübt. Zur Kunst des Redens ist aber die Kunst des Schreibens entweder eine Vorbereitung, oder fehlt doch demjenigen, der die erstere besitzt, die

Digitized by Google

letztere schwerlich. Das Studium der Beredsamkeit weckt nun aber nicht bloß die Geisteskräfte zur energischsten und concentrirtesten Anstrengung, schärft nicht nur die Denkkraft, bietet die Hülfsquellen der Einbildungskraft auf und beflügelt gleichsam den Verlauf des geistigen Lebens: es ist auch eine kräftige und dringende Aufforderung, sich Kenntnisse der verschiedensten Art zu sammeln, auf möglichst vielen Gebieten des Wissens und Lebens sich heimisch zu machen, damit der Redner sowohl hinsichtlich der Gegenstände, über die er sich auszusprechen vermag, nicht beschränkt, als auch damit ihm jederzeit ein weiter Kreis von Beispielen und Veranschaulichungen gegenwärtig sey. Natürlich kommt die Uebung in der Beredsamkeit nicht bloß den Rednern selbst, sondern auch den Zuhörern und dem lesenden Publicum zu gut; wer daran gewöhnt ist, die Stimme von Rednern im Parlament, oder vor Gericht, oder bei Meetings zu hören, der liest auch einen rednerisch gehaltenen, pathetischen Artikel in Journalen, der vielleicht auch der Feder eines Redners entflossen ist, wie eine Rede und nicht wie todte Worte. In Beziehung auf den Styl bei beiden Nationen in Behandlung von politischen Gegenständen z. B. oder von socialen, religiösen, auch literarischen Controversen und Problemen ist bei dem Engländer der oratorische, beim Deutschen der wissenschaftlich erörternde Ton vorherrschend, und der Letztere fürchtet beinahe keinen Vorwurf mehr, als den der Declamation. Es ist aber sehr begreiflich, daß die oratorische Darstellung des Engländers, der seinen Gegenstand von der populärsten und einleuchtendsten Seite zu fassen sucht, wobei vielleicht die Gründlichkeit öfters leidet, ein größeres Publicum gewinnt, als die abstruse und trockene Deduction des Deutschen; und so wird der englische Schriftsteller, der mit Politik oder mit den andern, den Gebildeten überhaupt anziehenden Interessen sich beschäftigt, abgesehen selbst davon, daß in England der Kreis solcher Gegenstände und die Art der Besprechung viel weiter und weniger gehemmt ist, ein weit einflußreicherer Mann als der deutsche. Diese Autoren werden, wie Bulwer gesteht, von dem Publicum selbst anerkannt und belohnt, und wenn auch dermalen die Sitte oder das Vorurtheil dem Gentleman verwehrt, sich als Verfasser von Journalartikeln zu bekennen, oder gar sie zu unterzeichnen, so kennt doch das Publicum die talentvollen Männer, und außer den Journalen eröffnet sich ihnen vielfache Gelegenheit, zum Publicum, unter ihrem Namen, zu sprechen. Von großer Wichtigkeit sind die Reviews. Diese kritisch-instructiven Zeitschriften, welche in größern, übersichtlichen Aufsätzen die laufenden und schwebenden Interessen zunächst Englands, aber dann auch die der Zeit überhaupt, behandeln, und Politik, Handel, Religion, Kunst, Wissenschaft, Geschichte, Literatur in ihren Kreis ziehen, und die, auch wenn die Aufsätze mit vieler Sachkenntniß, mit Umsicht und gründlichem Eingehen geschrieben sind, doch fast immer auch jenen rednerischen Anstrich haben, welcher den Ton belebt und stärkere Farben austragt, üben, da sie unter ihren Mitarbeitern viele der bedeutendsten Talente und Namen Englands zählen, und bei der Menge bemittelter und reicher Privatpersonen, welche an der Literatur Interesse haben oder vorgeben, sich eines unglaublichen Absatzes erfreuen — (es werden bis zu 10,000 Exemplaren Einer Review verkauft!) auf die öffentliche Meinung einen großen Einfluß, und die Mitarbeiterschaft an einer solchen Zeitschrift ersten Rangs ist eben so ehrenvoll als einträglich. Daß diese Reviews politische Parteifarben aufstecken, ist zwar der Unbefangenheit der Prüfung und des Urtheils häufig hinderlich und führt zu allerlei Verunglimpfungen, Verketzerungen und böswilligen Insinuationen — aber es steigert und schärft das Interesse durch Mitbetheiligung der Leidenschaften, der Sympathien und Antipathien, und leiht auch der Theilnahme des Publicums an den Erzeugnissen der schönen Literatur und an der Person der Autoren den Stachel und Reiz der politischen Ab- oder Zuneigung. Die durch ihre Bestrebungen dem Anschein nach über den Streit des Tages hinausgehobenen Dichter und Novellisten müssen in dem Drama der politischen Leidenschaften mit figuriren, und in der That thun dieß auch Manche mit gutem Bedacht und wenden sich entschieden dieser oder jener Partei zu. Nothwendig macht dieß ihre sociale Stellung bedeutender, wenn schon es sie auch Angriffen aussetzt, welche ein sehr bitterer Lohn für literarische Leistungen sind.

Welches ist nun aber die respective sociale Stellung der Dichter und Novellisten in beiden Ländern? Welche Unterschiede, welche Aehnlichkeiten ergeben sich? Schwerer erscheint es hier, eine Gesetzmäßigkeit, eine Regel nachzuweisen, wenn man doch nothwendig den Satz anerkennen muß: Poëta nascitur, non fit, was sich allgemeiner so aussprechen läßt; daß das Talent oder Genie des Dichters von äußern Verhältnissen unabhängig ist und nur auf der natürlichen Begabung der Individuen beruht. Wir wissen indessen nicht, wie mancher Dichter oder Novellist hinter dem Pflug oder hinter der Heerde ging, außer einem Robert Burns und James Hogg, ohne daß der Keim des Talents zum Treiben und Knospen kam, wenn wir auch zugeben, daß die größten Talente die hemmenden Schranken ihres Berufs und Standes durchbrachen; und wir wissen nicht, ob nicht mancher Staats- oder Hofmann oder Fürst auf dem Feld der Imagination sich den Lorber gewonnen hätte, wäre es ihm nicht als unschicklich und daher unmöglich erschienen, sich darum zu bewerben. Da vernünftige Eltern und Erzieher nie ihren Sohn oder Zögling zum Beruf des Lyrikers oder dramatischen Dichters, oder Romanschreibers bestimmen werden, wenn sie auch über alle Mittel gebieten können, welche ihn am ehesten dazu zu bilden vermöchten, und auch kein junger Mann von Verstand sich entschließen wird, diese Laufbahn zu betreten, ehe er durch wirklich abgelegte Probe Andern die Ueberzeugung gegeben, daß er ein Talent dafür besitze, so kann sich nur fragen: welche begünstigenden Umstände können das vorhandene und sich fühlende Talent zur Anstrengung seiner Kraft erwecken? in wie fern ist die Gesinnung, der Geschmack oder das Vorurtheil des Publicums diesem Zweige der Literatur günstig oder abhold? welche Vortheile, welche Stellung harren des Autors auf dieser Bahn?

Aemter und Würden bietet der Staat den diese Bahn Betretenden, selbst im besten Fall, in England und in Deutschland eigentlich keine. Weder das eine noch das andere Land hat

Digitized by Google

Protanceu für noch so verdiente Dichter oder Novelliſten, auf welche ſchon der Gymnaſiſt oder der Schüler von Eton, wenn er ſeinen erſten Vers gereimt, oder eine ſchauerliche Anekdote zu einer Novelle aufgebläht hat, ſeine Blicke mit ſtolzer Hoffnung richten könnte; es gab oder gibt nur in Wien die Stelle eines Hoftheater-Dichters und in England die eines Poet Laureate, wo der Dichter als ſolcher eine Stelle mit Gehalt bekommt; im Uebrigen ſind ſie auf den Beifall der Welt angewieſen. Angeführt mag werden, daß hin und wieder in England ausgezeichneten literariſchen Perſonen um ihrer literariſchen Verdienſte willen, Penſionen verwilligt werden, wie Th. Moore und Lady Morgan ſolche beziehen, wovon wir in Deutſchland kaum einen Fall wiſſen; die Erhebung in den Adelsſtand wurde, wie in England Walter Scott und E. L. Bulwer, ſo in Deutſchland Goethe und Schiller zu Theil; aber bei den letztern hatte dieſer Act zum großen Theil ſeinen Grund in dem eigenthümlichen, engen Verhältniß, in welchem ſie zu einem kleinen Hof und einer fürſtlichen Familie von ſeltener Geiſtesbildung ſtanden, und kann nicht als im Namen und Sinn der öffentlichen Meinung geſchehen betrachtet werden. Goethe's behagliche und glänzende äußere Stellung verdankte er der perſönlichen Neigung und Freundſchaft des Fürſten, der ihn in ſeinen Kreis zog, und ein junger Mann, der Goethe's Genie in ſich ſpürte und wirklich beſaße, dürfte ſich deßhalb wahrlich noch keine Hoffnung auf eine äußerlich eben ſo günſtige und glückliche Carrière in Deutſchland machen. Zum Beleg hievon, daß dem ausgezeichneten poetiſchen Genius das äußere Glück in Deutſchland nicht verbürgt werden kann, darf man nur an Schiller erinnern, der, obgleich früh anerkannt von dem Publicum und in der ſpätern Zeit ſeines Lebens von fürſtlicher Gunſt unterſtützt, doch beinahe immer mit ökonomiſchen Bedrängniſſen zu kämpfen hatte. Jean Paul war der kleinen Penſionen, die ihm neben dem Legationsrathstitel zu Theil wurden, ſehr benöthigt, und Tieck ſchlug eine Theaterintendanzſtelle nicht aus. Nur von Einem neuern deutſchen Romanſchreiber wiſſen wir, dem ſeine Feder wirklich zu einer Goldquelle ſoll geworden ſeyn, und den eine höchſt ergiebige Einbildungskraft und ein ſehr ſaftiger, die Farben dick und ſchimmernd auftragender Pinſel in Stand ſetzen, die Leſerluſt des Publicums ſchon eine längere Reihe von Jahren her mit bedeutendem Gewinn auszubeuten. Indeß kommen auch die für Deutſchland bedeutendſten Honorare nicht in Betracht gegen diejenigen, welche den berühmteſten und beliebteſten engliſchen Dichtern oder Novelliſten gewährt werden und wurden. W. Scott erhielt für jede ſeiner Novellen ein kleines Vermögen (in Deutſchland gälte es für ein großes), E. L. Bulwer mag nicht ſehr gegen ihn zurückſtehen, und Lord Byron erhielt für einzelne ſeiner am höchſten honorirten Gedichte eine Guinee und mehr für die Zeile! Dieſer Unterſchied erklärt ſich hauptſächlich aus dem viel größern Reichthum Englands und aus den unter der höhern und höchſten Ständen mehr als in Deutſchland verbreiteten Liebe und Geſchmack für ſchöne Literatur. Wie viele deutſche Staatsmänner erſten Rangs werden in fremden Städten ſich in den Buchläden umſehen, wie z. B. ein Sir Robert Peel ohne Bedenken thut? Zum wirklichen Geſchmack tritt noch die Mode, der gute Ton, die Faſhion; wer auf Bildung und Vornehmheit Anſpruch macht, muß mit der Literatur bekannt ſeyn, davon zu ſprechen wiſſen — muß wenigſtens die Furore machenden Novitäten, die prächtigen Almanache u. dgl., auf ſeinen Tiſchen aufliegen; die feine Geſellſchaft in der Hauptſtadt, in welche ſich, mit Ausnahme etwa von Edinburg, beinahe die ganze Belletriſtik zuſammendrängt, gibt den Ton an und fällt in Gemeinſchaft mit den Reviews ihr Urtheil, welches einem Buch einen glänzenden Erfolg und reißenden Abſatz zu ſichern vermag. Zudem ſind auch die Preiſe der Bücher in England viel höher als in Deutſchland, und die Unterhaltung einer faſhionablen Bibliothek mag eine ſtarke Summe in Anſpruch nehmen. Der engliſche Reichthum hat aber auch die Wirkung, daß nicht wenige Schriften, beſonders auch der ſchönen Literatur angehörige, auf Koſten der Verfaſſer gedruckt und manche nur unter Freunde vertheilt, nicht verkauft werden.

Dieſer Geſchmack an der ſchönen Literatur und die allgemeine Geltung, in welcher ſie ſteht, hat jedoch noch viel wichtigere Wirkungen, als nur die großen Honorare der beliebteſten Autoren: es wird dadurch der Beruf (wenn man ſo ſagen darf) der ſchöngeiſtigen Schriftſteller gehoben und geadelt. Eine Schande oder Unehre iſt es freilich auch in Deutſchland nicht, ein Dichter oder Novelliſt zu ſeyn, nein! eine gewiſſe Glorie umzieht auch bei uns das Haupt der Muſenjünger, welche mit einigem Erfolg das Gebiet der Poeſie und Fiction andauen; aber neben dem Reſpect, den man vor ihnen hat, niſtet ſich doch ein gewiſſes Mißtrauen ein, eine gewiſſe Scheue des praktiſchen ſoliden Verſtandes, in allzunahe Berührung zu kommen mit jenen ſonderbar organiſirten Individuen, deren Werke man lieſt, deren Namen man ehrt, aber deren Perſon man gern etwas fern bleibt, wenn man es auch nicht verſchmäht, ſie einmal in einer Abendgeſellſchaft in Augenſchein zu nehmen. Dieß mag man ſonderbar finden, aber es iſt nicht ſchwer zu erklären. Vielleicht in keinem Lande ſind bisher die Unterſchiede und Abſtufungen des Standes, Ranges und Berufs ſo ängſtlich beobachtet worden, wie in Deutſchland. Adel und Bürgerſtand ſind ſchon durch die Geburt getrennt; der Beamtenſtand bildet an den meiſten Orten wieder eine beſondere Ariſtokratie, und unſer Erziehungs- und Bildungsſyſtem iſt von der Art, daß der Knabe, vom zwölften Jahre an etwa, ſich ſchon gleichſam als der Kaſte angehörig betrachtet, deren Mitglied er durch ſeine Studien und Vorbereitungen werden ſoll. Solidität und Mangel an Vermögen und der Rath der Eltern und Erzieher vereinigen ſich, den Jüngling zu beſtimmen, ſo raſch und entſchieden als möglich auf das Ziel ſeines Berufs loszugehen. Wer keinen ſo zu ſagen garantirten Beruf oder genügendes Vermögen hat, wird von den ſolid etablirten Geſellſchaftsclaſſen mit einigem Mißtrauen und Zweifel angeſehen; nun aber iſt es gerade bei vielen, vielleicht den meiſten angehenden ſchöngeiſtigen Autoren der Fall, daß ſie die ihnen vorgezeichnete Linie eines beſtimmten Berufs überſpringen, aus der Ordnung und Regelmäßigkeit heraustreten, und einmal in Oppoſition mit dieſen reſpectabeln Mächten des deutſchen Lebens, ſich auch wohl gegen Sitte, Anſtand und Sittlichkeit auflehnen, entweder weil wirklich eine

Digitized by Google

gewaltige Gährung in ihnen kocht, oder aus hochmüthiger Genußsucht. Daher rührt es, daß so viele deutsche Schriftsteller des fraglichen Faches, und zwar selbst die ausgezeichnetsten, einen Anstrich von Abenteuerlichkeit in ihrem Wesen oder in ihrem Lebenslauf theils von Anfang an hatten, theils auch fortwährend behielten, was sie der feineren Gesellschaft einigermaßen entfremden mußte, zumal da die feine Welt nicht eben immer die für das Geistigschöne und Große wahrhaft empfängliche ist, und erst in neueren Zeiten eine höhere geistige Geselligkeit, ein lebendigerer Ideenaustausch der beiden Geschlechter, in Deutschland Platz zu greifen anfängt. Diesen Anstrich von Excentricität und Abenteuerlichkeit hatten, im Beginn ihrer Laufbahn, selbst unsere größten Geister — ein Lessing und ein Schiller, und auch Goethe war vielleicht in seinen kecken Jugendjahren nicht allzuweit davon entfernt, jedoch wurzelte er immer im Boden der bürgerlichen Behaglichkeit tiefer als jene hohen Geister, die sich ihren Boden erst erkämpfen mußten; minder energische Geister, wie Maler Müller, Lenz, und in neuester Zeit Grabbe, gingen in solcher Abenteuerlichkeit unter. Nun kann zwar nicht behauptet werden, in England haben die schöngeistigen Autoren diesen Anstrich von Abenteuerlichkeit nicht gehabt; das Leben des berühmten Oliver Goldsmith, Verfassers des Vicar of Wakefield, war ein fortdauerndes Abenteuer bis in seine spätern Jahre, und S. T. Coleridge, der berühmte Lakist und Uebersetzer von Schillers Wallenstein, mußte, nachdem er von der Universität davongelaufen, von seinen Freunden befreit werden vom Dienst in einem Dragonerregiment, bei dem er sich hatte anwerben lassen; aber solche Fälle sind dort weit weniger häufig und so zu sagen normal, als in Deutschland. In hohem Grad abenteuerlich kann man zwar das Leben Lord Byrons und seines Freundes Shelley nennen, aber in Beziehung auf diese beiden Dichter bekommt das Wort einen etwas andern Sinn; sie charakterisirt nicht jene Art von Abenteuerlichkeit, welche einen festen Boden, eine Heimath sucht und sich aus der Noth des gemeinen Lebens emporzuringen strebt, sondern bei ihnen ist es die Abenteuerlichkeit der übermüthigen Laune oder der überschwänglichen Schwärmerei; sie waren von Anfang an und blieben: Gentlemen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß es in England poetischen Talenten in vielen Fällen leichter wird, dem Drang, der sie zur Production hinzieht, sey es nun daß sie daraus das Hauptgeschäft ihres Lebens machen, oder nur eine Zeitlang den Musen opfern wollen, nachzugeben, ohne mit ihren sonstigen Verhältnissen und Pflichten in Collisionen zu gerathen. Der junge Engländer, wenn er einer vermöglichen, „respectabeln" Familie angehört, ist gewöhnlich im Stande, seiner allgemeinen Bildung, abgesehen von der Vorbereitung auf ein bestimmtes Fach, mehr Zeit zu widmen, als in Deutschland üblich ist; er braucht sich nicht so bald über die Wahl seines Berufs zu entscheiden, er kann leichter vom einen zum andern übertreten; große Reisen junger Männer sind etwas viel Gewöhnlicheres; sie treten auch wohl für einige Jahre, um sich in der Welt umzusehen und auszubilden, in die Armee, kurz sie erwerben sich praktisch und durch Anschauung noch viele Elemente der Bildung in einem Alter, wo die jungen Männer Deutschlands, in die Schranken ihres Berufs eingesperrt und isolirt, ihre Bildung meist so ziemlich abgeschlossen haben. Sie benützen nicht selten die Zeit der Muße, die ihnen vergönnt ist, bis es ihnen gelingt eine Carrière zu betreten, zu belletristischen Versuchen, zu Gedichten, Dramen, Novellen oder einer amusanten Reisebeschreibung; sie üben ihren Styl, ihre Geisteskräfte, machen sich dem Publicum bekannt und erwerben sich einen literarischen Namen, ehe sie sich um einen Ruf und Einfluß in der Politik oder eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft bewerben. In England, wo in den höchsten und bedeutendsten Sphären nicht die profunde und pedantische Gelehrsamkeit und das riesenhafte Wissen, sondern die Geistesschärfe und Geistesgegenwart, das blitzende Genie und Talent, unterstützt allerdings von gesunder Einsicht und vielseitiger Bildung, am meisten gelten und geschätzt werden, werden solche Productionen für eine nicht unwürdige Vorübung zu den ernsteren Geschäften des Lebens und zu den Kämpfen des Ehrgeizes angesehen, und flößen kein Vorurtheil gegen die Tüchtigkeit des Autors als Geschäftsmann und Politiker ein. Zwar Addison war seiner Zeit kein glänzender Minister geworden, trotz seinem Cato, aber G. Canning kann das Vorurtheil widerlegen, daß ein Poet nicht für die Geschäfte und Staatsangelegenheiten tauge, und vor kurzem hat eine englische Review (die London and Westminster Review, wenn wir nicht irren) die Jugendproductionen von mehreren der jetzigen Minister Englands, dramatische, satyrische Gedichte und Anderes, Musterung passiren lassen.*) Die Geschäftsmänner, die höhern Beamten sind nicht so an ihre Acten und Geschäftszimmer gefesselt wie in Deutschland; Mitglieder der Armee, der Marine, des Handelsstandes haben mehr Zeit und Lust, sich der literarischen Bildung theilhaftig zu machen, welche, repräsentirt durch alte classische Meisterwerke eines Shakspeare und Milton und die zwar jüngern, aber doch ebenso anerkannten Werke eines Sterne und Fielding, ein wesentliches Element des Nationallebens und Nationalbewußtseyns ausmacht. So zählt man auch wirklich unter den ausgezeichnetern neueren Dichtern und Novellisten viele Namen von höheren Staatsbeamten, Parlamentsmitgliedern, Rechtsgelehrten, Officieren und Seeofficieren, und wir wollen außer Sheridan, Lord Byron und Shelley, beispielsweise nur an W. S. Landor, Thomas Hope, J. Morier, Peacock, Talfourd, Campbell, Grattan, Marryat und Chamier erinnern, welchen sich leicht noch Viele beifügen, und denen sich schwerlich eine entsprechende Anzahl deutscher Autoren derselben Kategorie auf entsprechenden Stufen der socialen Scala stehend, gegenüberstellen ließe.

Noch haben wir ein charakteristisches Phänomen der schöngeistigen Literatur Englands nicht erwähnt: der Menge von Schriftstellerinnen und Dichterinnen, welche deren Schätze vermehren helfen. Auch dieser Umstand hängt mit der größern Achtung zusammen, deren sich dort die schöne Literatur erfreut, und zwar schon seit langer Zeit erfreut, während die classische Literatur Deutschlands kaum ein halbes Jahrhundert alt ist und die ästhetische Bildung in der Gesellschaft erst seit noch kürzerer

*) S. Allgemeine Zeitung 1839. Nr. 175 ff.

Digitized by Google

Zeit einigen Eingang gefunden hat. Was war der Zustand der Geselligkeit und der schönen Literatur in Deutschland, als schon Addison und Steele in England ihren tatler (Plauderer) für die Damen schrieben? In Deutschland waren die Männer noch ungeschlacht und pedantisch, die Frauen zurückgezogen und schüchtern, als in England schon ein geistreiches Salonsleben sich entfaltete, wo Damen die Zügel der pikanten Unterhaltung führten. Hat auch der Engländer für die gelehrten und schriftstellernden Frauen einen sehr ungalanten Namen (blue-stockings, Blaustrümpfe), so hat er doch, schon länger an dieß literarische sociale Phänomen gewöhnt, kein so starkes Vorurtheil mehr gegen Damenschriftstellerei, als wir Deutsche, welchen die erste Offenbarung des weiblichen poetischen Genius, wenn wir nicht irren in der Karschin wurde, deren Vorgang allgemach von mehreren Schwestern in Apollo mit mehr oder minder Glück nachgeahmt wurde — einer Louise Brachmann, Sophie Mereau, Therese Huber und Andere, bis endlich in den jüngsten Tagen das glanzvolle Gestirn Bettinens aufging — oder vielmehr sichtbar wurde — eine lyrische Dichterin erster Größe, obgleich ihre Briefe nicht in gebundner Sprache geschrieben sind. Immer noch sind wir, d. h. der größere Theil des Publicums, solche Barbaren, daß wir die Autorsfeder in der weiblichen Hand mit einer Art von Mißtrauen und Abneigung sehen, wobei wir nicht weiter untersuchen wollen, inwiefern sich in diese Empfindungen vielleicht männlicher Hochmuth, Eitelkeit und Neid über diese schöne Concurrenz mischt. Etwas mag zu jenen Gefühlen wohl auch der obenbesprochene Umstand beitragen, daß die schöngeistige Autorschaft so oft den Anstrich der Abenteuerlichkeit an sich hat, und daß unserem Geschmack eine auch nur entfernt abenteuernde Frau noch viel weniger behagt als ein abenteuernder Mann. Vielleicht daß wir uns bald von diesen Gesinnungen bekehren und die des Inselvolkes annehmen, bei welchem ein wahrer Blumengarten von Schriftstellerinnen blüht, deren Werke von dem Publicum aufrichtig geschätzt und die von den Kritikern im Durchschnitte mit Achtung und Milde behandelt werden, wenn schon manchmal eine Mrs. Trollope eine derbe Schlappe erhält, wo sie sich allzu vorlaut und leidenschaftlich in Sachen der Politik u. drgl. ausspricht. Wir wollen eine Anzahl jetzt lebender oder kürzlich verstorbener englischer Schriftstellerinnen und Dichterinnen nennen: Lady Blessington, Lady Morgan, Lady Ch. Bury, Lady Montague, Mrs. Shelley, Mrs. Norton, Mrs. Gore, die Misses Martineau, L. E. Landon, Edgeworth, Felicia Hemans, E. B. Barrett, Joanna Baillie, Mrs. Mary Howitt, Lady Caroline Lamb u. s. w. — eine Schaar, die in der englischen Literatur nicht etwa nur geduldet, sondern höchlich geehrt wird, und von welchen Manche in der Kühnheit der Conception oder in der Reinheit des Stils mit den männlichen Autoren wetteifern.

Die schöne Literatur ist aber in England nicht nur fashionabler als in Deutschland, sondern auch nationaler und populärer. Der größte drittische Dichter, Shakspeare, verherrlicht in einem Theile seiner Dramen nationale Erinnerungen, die Größe und Thaten Englands in früheren Zeiten, W. Scott ruft in vielen seiner Romane das Bild vergangener Jahrhunderte der englischen und schottischen Geschichte zurück; Sterne, Fielding und eine Menge der neuern Novellisten und Humoristen (der neueste Charles Dickens), beschäftigen sich mit der Darstellung englischer Sitten und Zustände, bald der höhern bald der niedern Gesellschaftsclassen, welche übrigens in England viel mehr Berührungspunkte unter sich halten, als in Deutschland der Fall ist, sie knüpfen an bekannte Namen oder Localitäten und Traditionen an, oder mischt sich ihren Werken ein Partei-Interesse bei, das sie pikanter macht; die englischen Dichter der neuern Zeit, die Dichter der Seeschule, Th. Moore, Th. Campbell, Leigh Hunt z. B. waren zugleich eifrige, wenn auch zum Theil nicht ganz consequente und glückliche Politiker. Diese Durchdringung der schönen Literatur und des Lebens der Nation fehlt in Deutschland großentheils; wie selten ist, verhältnißmäßig, der Stoff unserer Romane, Novellen, Dramen und Gedichte national im höhern Sinne! und doch hat man an Dichtungen wie Goethe's Götz von Berlichingen gesehen, was auch der Stoff wirken könnte.

Wenn in England die höhern Gesellschaftsclassen lebendigeren Antheil an der Literatur nehmen, so scheint sich andrerseits der Einfluß oder die Ader derselben tiefer in die untern Volksclassen hinein zu erstrecken; wir können hier die Ursachen davon nicht erörtern, aber das Phänomen ist unbestreitbar, daß sich dort bedeutendere, entschiedenere Talente aus den niedersten Ständen hervorgearbeitet haben, wie R. Burns, J. Hogg, E. Elliott, A. Cunningham, als bei uns — was ebenfalls die Behauptung zu bestätigen dient, daß die englische schöne Literatur nationalere Elemente in sich schließt, dem Genius des gesammten Volks homogener ist, als die deutsche.

In einem spätern Artikel werden wir die sociale Stellung und Bedeutung der französischen Literatur darzustellen suchen, und eine Parallele zwischen Frankreich und Deutschland in dieser Rücksicht ziehen.

Im September.

Nach William Wordsworth.

Noch ist kein Blatt verwelkt; noch glühend wallen
Am Sonnenlicht die Fluren weit umher
Im Erntefchmuck; doch währt's nicht lange mehr;
Denn schon eilt aus des Winters eisgen Hallen
Die scharfe Luft, und kündet laut uns Allen
Den Wechsel an, verscheucht der Blumen Heer
Und ruft den Vögeln: „rüstet euch nunmehr,
Um nicht, von diesem Feind besiegt, zu fallen!“ —
Doch mir, der unter freundlichern Gesetzen
Sich anreiht an die Sänger der Natur,
Mir bringt das dürre Laub, der kahle Flur
Die Zeit herum, mich mehr noch zu ergötzen,
Trotz Schnee und Frost, an meiner Lyra Tönen,
An Sorgen, die mein Leben mir verschönen.

Adolph Fürstenau.

Beiträge bittet man an **Dr. Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1839.

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Messina.

Die Straße nach Sciacca wendet sich von der nach Selinunt links ab, senkt sich in ein tiefes Thal und leitet über eine auf hohen Bergen ruhende Brücke, die letzte, welche man auf Wochen lang zu sehen bekommt. Noch einmal thut sich eine gar freundliche Aussicht auf die blauen Berge und das zu ihren Füßen liegende Memfrici auf, aber nur allzu früh wird sie wieder durch balmieere Felsen und Hügel abgesperrt. Die Reise längs der Küste ist noch in minderem Grade anziehend. Stunden lang reitet man entweder am Meeresstrande, oder landeinwärts auf ungebahnten Pfaden, über Höhen, auf denen nur Ginster, Binsen und Fächerpalmen gedeihen. Oelbaumpflanzungen werden kaum noch auf Stundenweite von einander gefunden; Tage lang stößt man auf kein Dorf, und höchstens auf einzelne Hütten, welche jedoch verschlossen und nur während der Ernte bewohnt sind. Noch seltener zeigt sich ein mit Ölgefüllten Schweinhautschläuchen querfeldein reitender Bauer, oder ein Ziegenhirt — desto häufiger dagegen jene ominösen Schilfkreuze.

Das von Castelvetrano 32 Miglien entfernte, auf steilen Felsen über dem Meere liegende Sciacca gewährt aus der Ferne mit seinen Mauern und dem alten Castell Perollo einen imposanten Anblick, und erregt Hoffnungen, welche sich in der Nähe nur allzu früh verflüchtigen. Wohl trägt es noch vielfache Spuren seiner einstigen Bedeutsamkeit, und scheint in den verigen Jahrhunderten von den spanischen Machthabern besonders begünstigt worden zu seyn. Die Sandsteinbekleidung des ausspringenden, westlichen Mauerwinkels ist auf eine wunderlich luxuriöse Art mit Schnörkeln verziert; das gleichfalls mit Steinranken umwundene Hauptthor trägt noch das Wappen Castiliens; große, weitläuftige Paläste verrathen das einstige Daseyn eines mächtigen Adels. Trotz des verzerrten Geschmacks der Vorzeit, welcher hier noch übermüthiger als in Palermo ausartet, entdeckt das Auge noch hie und da ganz hübsche Einzelnheiten, wie z. B. die Fensterbögen des ehemaligen Palastes Buonfidi, welche von den zierlichsten, schlanksten Marmorsäulchen, deren Capitäl das Wappen bildet, getragen werden; ebenso ist auch die Pforte des Hospitals am westlichen Thor mit gar modernen Engeln und Madonnenbildchen verziert. Das Innere dieser und andrer Kirchen ist dagegen um so entsetzlicher verbildet, und in den ehemaligen Schlössern haust das armseligste Gesindel.

Die wenigen Wirthshäuser waren von Fremden, welche die hiesigen Schwefelbäder gebrauchten, in Beschlag genommen. Ein Bürger räumte uns sein Gemach, oder Haus, wenn man will, da dieses nur aus dem einen Zimmer bestand, ein. Es war, wie alle sicilianischen, zwar mit einem Eisenbalcone, aber auch nur mit Fensterläden statt der Fenster versehen. Ein Nachtessen war nicht zu erlangen, in aus der Stadt zusammen geborgten Betten keine Nachtruhe. Wir priesen uns glücklich, als wir wiederum die Maulthiere besteigen und jenem trostlosen Ort entrinnen durften.

Ungewisse Morgendämmerung erhellte den Horizont, als wir den Felsen und zu den in der Schlucht liegenden Schwefelbädern hinabstiegen. Die Umrisse der in Trümmer zerfallenden Stadtmauern, das alte Castell, und das auf der schroffsten Felsspitze gelegene Kloster San Calogero, in welchem die heißesten Bader entspringen, wurden eben kenntlich, und der Morgenstern flammte in einer lichten Wolke. Da schwang sich die Sonne höher, leuchtete durch die Stämme der Olivenwaldung, begrüßte die Kronen der schönen Dattelgebirge purpurroth. Es wird vielleicht befremdend, ja sogar kleinlich erscheinen, daß ich während des erhabenen Schauspiels kaltblütig genug jene Palmenstämme zu überzählen vermochte; ich bemerke daher zu meiner Rechtfertigung, daß schon einzelne, namentlich schöne Palmen in ganz Sicilien für eine Seltenheit gelten, daß sie nirgends in der Wildniß wachsen und jederzeit nur in Gärten gehegt werden, und daß ich ihrer nur an zwei Orten mehr als ein halbes Duzend auf Einem Punkte fand. Möge dieß zur Berichtigung der mit Palmenwäldern so freigebigen Maler und Reisebeschreiber dienen.

Stundenlang verfolgten wir den Meeresstrand. Von einer Spur früherer Reisender kann bei den von den Wellen ange-

Digitized by Google

spülten Kieſeln natürlich nicht die Rede seyn; der jedesmalige Augenblick bestimmt über den einzuschlagenden Weg, ob in der Ebene, oder über die Höhen. Nur die zur linken Hand sich hinziehenden Berge gewähren mit ihren charakteristischen Gestalten und dem Sicilien eigenthümlichen Colorit dem Auge wahren Genuß. Besonders schön liegen die Ortschaften Sambucco, hinter welchen sich ein scheoffer, wunderlicher Felskamm erhebt, und nachdem man den Fluß Platani durchschritten hat, das nicht minder kühn auf die Zacken gebaute Cattolica.

Einen der überraschendsten Anblicke gewährt eine modeene Ruine: es ist das auf der Spitze eines Felsens thronende, durch ein Erdbeben zerstörte Dorf Montalegro vecchio. Die genauen, verwitterenden Mauern stehen fast noch alle, wenn gleich ohne Dächer. Riesige Cactuspflanzen, welche den ganzen Kegel bedecken, überwachsen fast die epheuumflochtenen Wände. Die Einwohner haben nicht wieder versucht, die zerstörte Stätte aufzurichten, und siedelten sich im dahinter liegenden Thale an. Es war Mittagszeit und an einem Festtage, als ich das Dorf erreichte. Die Bewohner der umliegenden Gegend hatten sich theils der Procession, theils des damit verbundenen Jahrmarktes halber versammelt. Die Festtracht der Bäuerinnen war noch einigermaßen national und gefällig: wenn gleich die kurzen, weißen und schwarzen Schleier oder Kopftücher von derdem Tuch der schönen Gewandung der Frauen von Castelvetrano nicht gleich kamen, so machten sich doch die kurzen, grünen Jäckchen mit Goldtressen und die Rosaschleifen an den Schuhen nicht übel. Desto abscheulicher waren die Männer costumirt: kurze, Tuchjacken und Beinkleider, Stiefelstiefeln, und vor Allem die verzweifelte, weiße, gezipfelte Nachtmütze, lieh ihnen die unverkennbarste Aehnlichkeit mit norddeutschen Bauern im Sonntagsstaat, und nur die sonnenverbrannten, oft völlig afrikanischen Gesichter, die aufgeworfenen Lippen, zwischen denen die blendend weißen Zähne hervorblitzten, erinnerten an den Süden. Jeder hatte natürlich sein Gewehr mitgenommen und feuerte es möglichst oft in die Luft. Die Procession begann: sie wurde von fünf trommelnden, ebenfalls mit Schlafmützen decorirten Bauernknaben aufgeführt. Hierauf folgten die Hautboisten der Guardia urbana, welche ihr gewöhnliches Costume durch einen Tschako mit lang hinwehenden bunten Federn veredelt hatten. An diese, einen Mazurek abspielenden Künstler reihte sich die Geistlichkeit, und ihr wieder die Einwohnerschaft, so oft die Procession ihrer Station berührte, an, um bei der nächstfolgenden wieder zurückzutreten und die Zuschauer abzugeben. Die kleinen Eisenböller, welche durch gestreutes Pulver verbunden, ihre Heckenfeuer abgaben, spielten auch hier wie im ganzen Reich die wichtigste Rolle bei Verherrlichung des Tages.

(Fortsetzung folgt.)

Volksthümliches aus der Umgegend von Nantes.

(Schluß.)

Wenn die Bauern in der Umgegend von Nantes vielfach dem demoralisirenden Einflusse der Hauptstadt unzugänglich geblieben sind, so hat leider die dort herrschende Aufklärung ebenfalls bei den Bauern des Arrondissements von Nantes keinen Eingang gefunden. Die Hexen und Hexenmeister spielen unter ihnen noch immer eine große Rolle, sie beherren Menschen und Thiere, sie zeigen den Urheber eines Diebstahls in einem Spiegel oder in einem Eimer Wasser, versichern den Conscrits eine hohe Nummer, und heilen Bein- und Armbrüche durch ein kabalistisches Sprüchlein. Die Schäfer sind von Gott und Rechtswegen in großer Mehrzahl Hexenmeister; keine Macht ist im Stande, sie zu zwingen, ein Kreuz zu machen, und der Teufel fährt oft Nachts mit ihnen durch die Luft und schleppt sie über Feld und Wiesen, Berg und Thal, und escamotirt sie endlich, nachdem sie gestorben sind, aus ihren Särgen, so daß die frères de charité, die dieselben zu Grabe tragen, zittern und beben, weil der Sarg leicht, wie die fünf Brettee ist. Die Gespenster geben den Lebenden mitunter noch Abends Ohrfeigen, oder springen auf ihre Schultern, und lassen sich von ihnen durch die Welt tragen. Jedem Esel seine Last. — Auch die Irrlichter haben noch ihr altes Recht, die Wanderer in einen Sumpf zu locken, oder sie von einem Abhange unter Hohngelächter in die Tiefe herabzustürzen u. s. w. Von Nantes bis Paris ist nur 15 Stunden.

Ich habe diese Details, wie schon angedeutet, in einem Werke gefunden, das 1833 veröffentlicht wurde. Wahrscheinlich hat seit der Zeit die Aufklärung einige Fortschritte gemacht. Es ist dieß nicht zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß 1830 die Zahl der Schüler in den Ecoles primaires des Arrondissements von Nantes sich höchstens auf 700 bis 800 belief, während 1833 bereits 5977 Knaben und Mädchen die Schulen besuchten, und in diesen drei Jahren nicht weniger als 65 neue Dorfschulen errichtet worden waren. Seit 1835 ist zwar ein Stillstand in diesem allgemeinen Fortschritt eingetreten, aber es wird schwer halten, das Geschehene ungeschehen zu machen.

Endlich noch ein paar Worte über Gebräuche, Volkssitten und Feste. Fastnacht, die Feuer des St. Jean und St. Pierre geben, wie sonst, vielfach zu allgemeinen Festen Veranlassung. Der Tag des h. Fiacre ist das Fest der Gärtner, der des h. Vincent (vin saint) das Fest der Winzer, St. Nicolas das der Schiffer. — Das Fest der drei nige wird hier in derselben Weise wie in der Normandie gefeiert, und wie dort wird der Kuchen in mehrere Theile zerschnitten, von welchen dann der Thril de bon Dieu und der de la bonne vierge den Armen zukommen. Wie in der Normandie kündigt das Stück, was den Abwesenden zufällt, deren Gesundheit, Krankheit oder Tod durch seine Frische oder sein Verderben an. Ein Knabe macht die Theilung, und man frägt denselben für jedes Stück zu: Faebac, domine, pour qui! wodurch denn die Bohne, die in den Kuchen eingebacken ist, und die denjenigen, dem sie zufällt, zum König des Festes ernennt, bezeichnet würde. Andere aber behaupten, daß das Sprüchlein Phoebe, domine, pour qui! heiße, wodurch das Fest selbst in die Zeit des Heidenthums übergreife. Ich fühle übrigens keinen Beruf, der Bohne ihr Recht streitig zu machen, und denke, daß irgend ein gelehrter Schulmeister dem Feste ein

Digitized by Google

gelehrtes Ansehen hat geben wollen, und so die Bohne Fabá zu Phoebe gemacht hat. Die Geburt und Taufe eines Kindes geben nur selten zu größern Festen Veranlassung. Dagegen sind die Sitten und Gebräuche bei der Verlobung und Verehelichung sprechend genug, und erinnern abermals an die Normandie. Den Sonntag, nach dem ein Bauernbursche um ein Mädchen angehalten hat, führt dieser seine zukünftige Ehehälfte aux accords, wobei er ihr eine goldene Kette oder ein goldenes Kreuz kauft. In einzelnen Dörfern (Tollainville) wirft sich die Braut am Tage der Einsegnung der Ehe, bevor sie in die Kirche geht, vor ihren Eltern auf die Kniee, und bittet sie um Verzeihung für allen Kummer, den sie ihnen gemacht haben könnte. Die Eltern verzeihen ihr und geben ihr ihren Segen. Sollte man nicht glauben, Tausend Meilen weit von Paris oder Tausend Jahre hinter dem 19ten Jahrhundert zurück zu seyn? — In der Mehrzahl der Dörfer des Arrondissements trägt die Braut am Tage ihrer Verehelichung ein Trauerkleid, und es ist dieß sinnig genug, wenn man bedenkt, daß die Ehe die Gränze zwischen der Freiheit und Jugend und den ernsten Pflichten der Hausfrau und Mutter ist.

In einzelnen Dörfern haben dagegen die Ceremonien dieses Tages einen weniger ernsten, oft neckischen Charakter. In Lefolliſe z. B. reichen die jungen Leute der Braut, nachdem sie aus der Kirche hervorgetreten, eine Suppe und einen durchlöcherten Löffel. In Rochebourg legen sie einen Besenstiel quer über vor der Thüre auf die Erde, und wenn die Braut vergißt, ihn aufzuheben, so kann man sicher seyn, daß sie nie eine gute Haushalterin seyn wird. In Dennemont, St. Martin und Saudraucourt wurde sonst die Braut, am Tage nach der Hochzeit von den jungen Leuten auf den Schultern bis zum nächsten Kreuze getragen, wo sich dann beide Eheleute von neuem feierlich ewige Treue schwören mußten. Dann sagte man mit eben so großer Feierlichkeit zur jungen Frau: „Hebet die Hand, Madame, und schwöret in Gegenwart Gottes, daß ihr nie Euern Mann aus dem Wirthshause heraus holen wollt.“ Noch abre 1821 fand diese Feierlichkeit bei der Ehe eines Hrn. Martin Jourdain mit Auguſtine Barbé in Dennemont statt.

Ueberall beschließt ein Ball den festlichen Tag. In vielen Communen kommen die Gäste, nachdem sich das junge Ehepaar in die Brautkammer zurückgezogen hat, an die Thüre derselben, klopfen und singen ein neckisches Lied, das man in der ganzen Normandie, so wie in einem großen Theile der Bretagne wieder findet. Die Thüre öffnet sich endlich, und die jungen Leute bieten den Neuverheuratheten Glühwein und Zwieback an. Man nennt dieß le chaud'eau.

In vielen Dörfern überreicht man der jungen Frau in einer Soupière einen oder mehrere Vögel, durch seidene Bänder gefesselt. Die Braut löst diese Fesseln, und läßt die Vögel ausfliegen.

Im Ganzen haben alle diese Feierlichkeiten den Charakter eines Gränzvolkes. Der Ernst der Normänner, der leichte Sinn der Franzosen bewähren sich in denselben, wie die Normannen und Franzosen hier nebeneinander wohnten, wo wir in der Körperbildung selbst noch heute die Verschiedenheit der Racen zu finden glauben. Es wäre interessant, das Land, das Volk, Gebräuche und Sitten aus diesem Gesichtspunkte zu studiren; aber dazu gehörte mehr Zeitaufwand, als mir bei meinem Ausfluge gegeben war.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungarischen Gränze bis Sebenico.

Wenn man von Ungarn aus auf der Landstraße nach Dalmatien reist, so ist, hat man außerhalb Gzerin die croatische Gränze überschritten, Kein der erste bewohnte Ort, den man auf dalmatischem Boden begrüßt. Inmitten eines mit Kalksteingeröll gleichwie besäeten und mit ähnlichen meist kahlen Felsbergen umrungenen Thales, das die reißende Kerka durchströmt, belegen, macht dieses Städtchen auf den, der zum erstenmal den dalmatischen Boden betritt, einen nicht eben erhebenden Eindruck. Abgesehen vom Orte selbst, der aus etwa 70 meist unansehnlichen, regellos gebauten Häuschen oder vielmehr Steinhütten besteht, fehlt auch der Landschaft jene idyllische Frische, jener idyllische Reiz, welcher unsere germanischen Gauen charakterisirt. Indessen ist die Gegend um Kein immerhin noch eine der besten und fruchtbarsten des Landes, indem Getreide verschiedener Art, namentlich Gerste und Mais, beinahe in Ueberfluß gedeiht. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird jedoch fast ausschließend durch den Austritt des Keekaflusses bedingt, der, eine Stunde ostwärts von Kein seinen Ursprung bei Topophie, am Fuße des Berges Hersovaz, nehmend, das Thal von Osten nach Norden durchströmt. Alljährlich zur Winterzeit verläßt er dann sein nur stellenweise von Felsen umlagertes Bette und setzt den Grund des Thales unter Wasser, so daß auch die an seinem linken Ufer hinführende Straße um diese Zeit nicht passirbar ist, und Pfützen und Sümpfe fast den ganzen Sommer über zurückbleiben und die Luft verpesten. Kein war, wie noch wohl zu erkennen ist, ehedem wohlbefestigt, mit Mauern und einem Wall umgeben; jetzt aber ist es ein unansehnlicher meist von Morlacken bewohnter Ort, der nur noch einige Bedeutung erhält durch das Schloß, welches über ihm auf einem steilen Felsen thront, und das Städtchen wie den Fluß und die über letztern befindliche Brücke beherrscht. Dasselbe besteht aus einigen in ältern und neuern Zeiten aufgeführten Festungswerken, an welchen Türken, Venetianer, Franzosen und Oesterreicher ihre Baukunst versuchten. Die Franzosen setzten das Schloß im Jahre 1809 in Vertheidigungsstand, übergaben es aber im Kriege 1813 am 30 October ohne Blutvergießen an die Oesterreicher. Man hält Kein für die Festung Arduba, welche der römische Feldherr Germanicus eroberte, und von Dio Cassius berichtet, daß die Einwohner damals einen verzweifelten Widerstand geleistet und ein großer Theil derselben den Flammen- und Wassertod römischer Sklaverei vorgezogen hätten. In der mittelalterlichen Periode hatte Kein eigene Grafen und Herren, die ihren Sitz in jenem Schlosse hatten, von dem aus sie den ganzen Distrikt beherrschten, den man heutzutage unter dem Namen Kein begreift. Vermöge seiner Lage bildet Kein gleichsam den Mittelpunkt des obern oder östlichen Dalmatiens, von dem aus drei Hauptstraßen in verschiedenen Richtungen das Land durchkreuzen. Auf der ersten oder westlichen gelangt man über Kistagen, Ostrovizza, Benkovaz, Zemanica und Babindul nach

Digitized by Google

der 50 Miglien entfernten Stadt Zara; auf der zweiten, nordwärts hinziehenden nach Verlicca, und auf der dritten, in ostwestlicher Richtung über Dernis, Verlicca und Much, nach der 65¾ Miglien von Krin entlegenen Bergveste Clissa. Letztere Straße bildet die Fortsetzung der großen Hauptstraße, welche das Land in seiner ganzen Länge durchschneidet, und von Krin bis zum Torre de Norin, zur Sommerszeit selbst bis zu dem beinahe 100 Miglien entfernten Metcovich, des Landes äußerstem Punkte, befahrbar ist. Sie wird von den Dalmatinern die Strada maestra interna, im Gegensatze zu der parallel mit ihr hinlaufenden Strada externa oder maestima, genannt, und verdankt ihr Daseyn dem Marschall Marmont, der sie in dem Jahre 1807 bis zum wegen der Menge feindlicher Kriegs- und Gayerschiffe, die das Meer und die Küstenstraße beunruhigten, anlegen ließ.

Gleichwie beim Eintritt, so gestalten sich auch im Innern die Ansichten des Landes nur selten erhaben und abwechselnd, rückt man auf der Straße gen Zara hin weiter. Doch ergötzen jetzt häufiger das Auge grünende Hirse- und Maisfelder, und in romantisch lieblichen Thalfurchen gewahrt man schon des Südens köstliche Früchte, die Olive, die Mandel und Feige, und in zahlreichen waldigen Gruppen die von den Dalmatinern hochgeschätzte Steineichsel. Was jedoch den Reisenden auf dieser Straße am meisten anspricht, sind die zahlreichen Bauüberreste, Denkmale längst entschwundener Zeiten. Ein solches erblickt man schon eine Stunde außerhalb Kistagne, einem höchst armseligen Orte, der eine Gruppe von etwa 16 Häusern umfaßt. Das Denkmal besteht in drei aus Quadersteinen aufgeführten, kühn sich wölbenden Bogen, welche, von den Anwohnern Supplicacqua genannt, den in Oesterreich bei Petronell befindlichen Triumphbogen gleichkommen, nur daß diese hier großartiger und noch in besserem Zustande sind. Aber wie jener, so bildet auch dieser einen Haupt- oder Mittelbogen mit zwei kleinern Seitenbögen. Sie sollen Ueberreste des Triumphbogens seyn, den die römischen Legionen ihrem Kaiser Trajan zu Ehren bei seiner Rückkehr aus Dacien errichtet hätten. Ein weiteres Ueberbleibsel aus jener denkwürdigen Zeit bilden die unfern von jenem, hart an der Straße und dem Flusse befindlichen Mauerreste, die, obschon dem Boden beinahe gleich, aus ihren weithin durch das Feld ziehenden Conturen auf ihren einstmaligen Umfang und ihre Größe schließen lassen. Nach Strabo soll nämlich hier die alte Stadt Liburnum oder das Burnum Procop's gestanden haben. Die stete Begleiterin der Straße, die Kerka, bildet etwa eine Viertelstunde seitwärts von diesem Baudenkmal einen überraschenden Katarakt, indem ihre rasch dahineilenden Fluthen mit furchtbarem Getöse sich über eine ungeheure Felswand hinabstürzen. Die nachfolgenden Orte Ostrovizza und Benkovaz sind, wie die vorhergehenden, ohne alle Bedeutung, obschon letzterer ein Districtshauptort ist. Beide werden, so wie überhaupt der ganze District, durch welchen die Straße sich windet, von Morlacken bewohnt, die mit den Nachbarstädten Sebenico, Scardona wie mit Zara in einigem Handelsverkehre stehen. Es sind jedoch diese Morlacken von denen in Vergorac und Duare sehr verschieden. Sie haben fast alle blonde Haare und blaue Augen, wie ihre Stammgenossen in den Ebenen von Srige und wie jene in Krin. Ihre Gastfreundschaft kennt keine Gränzen, daher ein Fremder, der bei ihnen eintritt und für für sich durch humanes Betragen einzunehmen weiß, Alles von ihnen erlangen kann, was in den Bereich ihres Eigenthums gehört. Allein ihre häusliche Oekonomie ist nicht selten in einem Zustande, wo das Geben beim besten Willen eine Kunst ist. Das einzige, was sie in Vorrath besitzen, ist eine Art Knallerbsen und Molken, wovon letztere sehr angenehm und erquickend ist. Doch findet man zuweilen auch gebratenes Fleisch, das aber seines außerordentlichen Knoblauchgeruchs wegen nicht jeden Fremden zum Genuß einladet, und nur bei längerem Aufenthalt unter diesem Völkchen wird man sich auch an ihre Küche gewöhnen. Bei dem unweit Bencovaz befindlichen Dorfe Podgraja soll einst die alte Stadt Asseria und nächst Zamonico, der letzten Post vor Zara, die alte Stadt Nedinum gestanden haben. Von hier aus genießt man auf den höher gelegenen Punkten der Straße bereits den Anblick des Meeres, aus dessen endlosem Wasserspiegel eine Menge mehr oder minder sichtbarer Eilande emporsteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Kulisausfuhr aus Indien. Am 16 Julius a. J. wurde in Calcutta eine Versammlung gehalten, um den Generalgouverneur zu bitten, dem jetzigen System von Ausfuhr der Kulis nach den englischen Sklavencolonien und Australien Einhalt zu thun, indem dasselbe nicht besser als Sklavenhandel sey, und vielfach zu Menschendiebstahl (kidnapping) in Indien Anlaß gebe. Indem liegt in Indien Land genug brach, und einige Districte könnten aus Mangel an Armen gar nicht mehr gehörig bebaut werden. (Asiatic Journal. November.)

•

Regenloser Tornado in Indien. Einer dieser seltsamen Stürme, wie Burnes sie in seiner Reise den Indus aufwärts beschreibt, fand am 2 Julius zu Allahabad statt: der ganze Himmel war blutroth, nicht von Wolken, denn keine Wolke war zu sehen. In der Höhe wälzten sich ungeheure Staubmassen, unten aber war gänzliche Windstille. Die ältesten Leute erinnerten sich keines solchen Anblicks. Endlich brach der Sturm mit Heftigkeit los, und richtete ziemlichen Schaden an. Zwei Tage vorher hatte man einen Erdstoß verspürt. (ibid.)

•

Mäßigkeitsgesellschaften in den englischen Regimentern in Indien. Diese Anstalten zeigen sich als sehr vortheilhaft. Von April 1827 bis Januar 1828 kamen von den zu den Mäßigkeitsgesellschaften gehörigen Soldaten nur 10% monatlich, von den andern 24 ins Spital. Von den 100 Mitgliedern der Mäßigkeitsgesellschaft, welche in den zehn Monaten ins Spital kamen, starben 2, von den 210 andern 15. Beweis genug, daß das Branntweintrinken in Indien höchst schädlich ist. (ibid.)

•

Englische Gesandtschaft in Bhutan. Der Plan, über Bhutan nach Tibet vorzudringen, ist abermals mißglückt. Briefe, die von der Gesandtschaft in Bhutan (Capitän Pemberton) nach Calcutta gelangten, zeigen an, daß der Plan einer Reise nach Tibet aufgegeben sey. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Eifersucht der Chinesen die Weiterreise verhinderte. Nach dem Friend of India vom 21 Junius war die ganze Expedition schon wieder in Calcutta angekommen. (ibid.)

•

Artesischer Brunnen im Fort von Calcutta. Man hat nun bis in eine Tiefe von 450 Fuß gebohrt, und abermals Fragmente einer fossilen Schildkröte heraufgebracht. (ibid.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1839.

Chinesische Administration.

Ministerium und Geheimerath.

Das Ministerium besteht aus vier ordentlichen Mitgliedern und zwei Assessoren. Jene sind immer zur Hälfte Chinesen, zur Hälfte Tartaren, und diese letztern können eben sowohl aus Mantschus als aus Mongolen bestehen, obgleich die letztern selten diesen Rang erreichen. Ihre Sitzungen werden in einem Saale gehalten, der links an den Audienzsaal des Kaisers stoßt, und die Anweisung dieses Locals ist die größte Ehre, die der Kaiser seinem Ministerium erweisen konnte. Die meisten Minister sind Greise, ehe sie ins Ministerium treten, und haben Stellen aller Art bekleidet und Erfahrungen mancher Art gesammelt. Sie haben alle längst gelernt, daß Alles in der Welt Eitelkeit ist, und wenn sie es nicht wissen sollten, so könnte sie das Schicksal mancher ihrer Collegen darüber belehren, die von ihrer hohen Stellung zu der gemeiner Soldaten degradirt worden sind, und an der Thüre des Saales, wo sie früher über das Schicksal des Reichs entschieden, Wache stehen mußten. Unter sich unterscheiden sie sich nicht durch einen besondern Rang, sondern sie werden durch den Namen des Bureau's unterschieden, in dem jeder arbeitet, und die Engländer haben die Erfahrung gemacht, daß ein Brief an den Premierminister adressirt, seine Bestimmung nicht erreicht, sondern daß er an den oder jenen Saal adressirt werden muß. Man sollte glauben, diese großen Herren werden von ihren Staatsgeschäften völlig beschäftigt, aber dem ist nicht so, denn sie sind nicht nur weltliche, sondern auch geistliche Herren, und diese letzte Qualität ist bei weitem die vorherrschende bei ihnen. Wenn der Kaiser sich in einen Tempel begibt, so sind sie seine Gehülfen in seinen Priesterfunctionen; er versieht nie einen heiligen Dienst, ohne daß er sie zuvor um die Gebetsformel oder die Ceremonien befragt, und es ist ihre Pflicht, die Idole, die Mutter Erde und die zahllosen Götter des Landes zu besänftigen. Jede Vernachlässigung dieser Pflichten zieht ihnen nicht nur den Zorn des Kaisers, sondern die Verabscheuung des Volks zu, da der allgemeine Glaube ist, daß die Repräsentanten der Nation, wenn sie den Himmel beleidigen, Unglück auf das Volk bringen. Sie erscheinen bei jeder feierlichen Gelegenheit, alle Adressen von Glückwunsch oder Beileid gehen durch sie, und sie schreiben die Antworten, sie revidiren alle Edicte und machen sie bekannt, sie schlagen alle Namen vor, die einem Mitgliede der kaiserlichen Familie gegeben werden sollen.

In ihrer Eigenschaft als Staatsmänner haben sie die großen Siegel zu verwahren; es sind deren 25, theils aus Edelsteinen verschiedener Art, theils aus Gold mit phantastischen Handhaben geziert. Man bringt sie mit großer Ceremonie herbei, so oft sie gebraucht werden, und hebt sie unter ähnlicher Feierlichkeit wieder auf. Vor etwa 40 Jahren ging einmal das große Siegel des Kriegsministeriums verloren, und der Minister Sang, einer der bedeutendsten und unbescholtensten Männer in China, wurde darüber degradirt, und als Commandant in eine kleine Gränzfestung geschickt.

Die Minister werden bei der Ernennung zu allen beträchtlichen Stellen gefragt, und schlagen Candidaten dazu vor, sie verfassen alle kaiserlichen Mandate und Decrete, und jedes wichtige Papier, das nicht direct an den Kaiser geschickt wird, geht durch ihre Hände, wird von ihnen vor der täglichen Audienz untersucht, ihr Votum auf den Rand geschrieben, und so von ihnen darüber berichtet. Bei ungewöhnlich wichtigen Vorfällen wird ein großer Ministerrath gehalten, zu dem die Präsidenten der sechs großen Collegien von Peking berufen werden. Die Bureau des Ministeriums bestehen aus einer Menge von Räthen, Examinatoren der übersetzten Actenstücke, Schatzmeistern, Registratoren und Secretären, im Ganzen aus mehr als 500 Mandarinen verschiedener Grade, und das Geschäft ist so vertheilt, daß jede Angelegenheit ihren Gang ohne Schwierigkeit findet, was um so nöthiger ist, da schnelle Expedition die erste Pflicht des Cabinets ist, und kein Actenstück nur Einen Tag liegen bleiben soll, ohne untersucht und dem Kaiser darüber berichtet zu werden. In den herbstlichen Gerichtssitzungen, wo die Todesurtheile aus allen Provinzen nach Peking geschickt werden, sind die Minister ganz besonders für die Untersuchung dieser Papiere verantwortlich. Was nur zur Entschuldigung eines Verurtheilten führen kann, soll von ihnen

Digitized by Google

angeführt werden, eben so, wenn ein Beamter degradirt werden soll, müssen sie sich alle Mühe geben, seine frühe en Verdienste anzuführen, und ihn zu entschuldigen; wenn sie dagegen einen wirklich strafbaren Beamten in seinem Amte lassen, und er begeht neue Verbrechen, so ist der Minister, der ihn geschützt hat, für ihn verantwortlich.

Die Minister sind meistens alte Leute, und wechseln sehr oft, so daß der größte Theil des Geschäftes auf den Secretären ruht. Wenn ein Mitglied des Cabinets vom Kaiser abgeschafft wird, so tritt deßwegen keiner seiner Collegen aus, denn es ist von politischen Parteien keine Rede; das Cabinet versammelt sich, und schlagt dem Kaiser einen Candidaten für das unbesetzte Ministerium vor. Gesetzlich sind die sechs Minister unter sich gleich, aber de facto ist immer Einer unter ihnen, der die übrigen regiert, und im Allgemeinen herrscht die Mantschupartei über die chinesische vor. In Abwesenheit politischer Parteisucht ist aber das chinesische Cabinet eine Hölle von Privatintriguen, und der Ministerwechsel überaus häufig. Der jetzige einflußreichste Minister ist Hiengan, der vor zwei Jahren schon Kriegsminister war, damals cassirt und degradirt wurde, und jetzt wieder Minister, Schwiegervater des Kaisers und der erste Mann im Reiche ist.

Uebrigens müssen die Kaiser gefunden haben, daß das Cabinet ein zu formelles und nicht hinlänglich energisches Regierungsinstrument ist, denn sie haben in neuerer Zeit noch daneben einen Geheimenrath organisirt, der den Namen Kiung-ki-tschu führt. Die Mitglieder davon werden vom Kaiser aus den besten Staatsmannern der Provinzen, aus den Präsidenten der sechs Collegien, aus Generalen der acht Standarten, und aus Günstlingen aller Art gewahlt. Man kann ihn als die executive Macht im Reich ansehen, und er ist das machtigste Regierungscollegium in China, das besonders unter der letzten und der gegenwartigen Regierung sehr an Einfluß zugenommen hat. Die Mitglieder halten alle Tage um drei Uhr eine Sitzung, und ihre Berathschlagungen sind in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt; sie begleiten den Kaiser auf allen seinen Reisen, und ihre Beschlüsse, die unter den Augen des Kaisers gefaßt werden, sind unabanderlich. Wenn eine Rebellion ausbricht, so wird ihnen die Armee und ihre Verproviantirung anvertraut, und alle ihre Depeschen werden durch Couriere geschickt, so daß sie z. B. in zehn Tagen Canton erreichen, was bei dem Zustande der Wege eine unbegreifliche Schnelligkeit ist. Ihre besondere Pflicht ist, den betreffenden Behörden die kaiserlichen Decrete mitzutheilen, und die Ausführung der kaiserlichen Befehle zu registriren. Dieses Collegium ist nicht constitutionell, aber es hat der Mantschupartei große Dienste geleistet, und ist so organisirt, daß nur wenige Facta von Wichtigkeit in der ganzen Ausdehnung des Reichs seiner Kenntniß lange entgehen können. Der Staatsschatz steht nicht unter dem Geheimenrath, was ohne Zweifel geschehen ist, damit er nicht allzumachtig werde. Dafur sorgen aber die Kaiser noch durch die plötzliche Versetzung der Mitglieder auf irgend ein Amt, oder durch ihre plötzliche Entfernung; so lange der Kaiser Vertrauen in sie setzt, sind sie sehr mächtig, aber dieß hängt gänzlich von seinem Willen ab. Die plötzlichen Versetzungen von einem Ende des Reichs ans andere zerstören bei diesen hohen Beamten alle Mittel, sich einen Anhang zu erwerben; daher hört man auch nichts von insolenten Paschas und Vezieren, und noch weniger von ihrer Strangulation, wie in der Türkei, aber destomehr von plötzlicher Degradation und von eben so plötzlichen Erhebungen.

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Messina.

(Fortsetzung.)

Sind schon die 24 Miglien zwischen Sciacca und Montalegro von geringem Interesse, so sind die bis Girgenti zu durchmessenden vollends insipide; stets dieselben niedrigen, kahlen Berge, immer nur das Gestrüpp der fußhohen Fächerpalmen, hie und da ein grasender Esel oder eine Heerde dunter Stiere mit ungeheuren Hörnern, welche sich um einen jener in der Wüste verstreuten Steintröge drängen, um dessen schlammiges Wasser einzusaugen — mehr bekommt man nirgends zu sehen. Das Dorf Sienltana mit seinem auf einzelnen Felsen, fast wie ein deutsches Raubschloß, thronenden Castell ist die einzige Ortschaft, welche man berührt, ehe man den Porto nuovo von Girgenti erreicht. Der Handel der südlichen Küste, dessen Hauptartikel Korn und Schwefel ausmachen, ist hier auf diesen Punkt zusammen gedrängt. Die Consuln der Nationen halten sich hier auf, sonst aber sind die wenigen Häuser nur von Douaniers und Marinari bewohnt. Anziehender als diese Handelscolonie war die herrliche Beleuchtung der mit Marmorfelsen abwechselnden Kalksteindrüche längs des Strandes, welche die in das Meer sinkende Sonne mit Purpur färdte, während der Himmel stufenweise alle Farden des Regenbogens nachschillerte. Eine wohl unterhaltene Straße führt durch Olivenwaldungen nach dem vier Miglien vom Hafen entfernten Girgenti. Der Berg, dessen Spitze die Stadt einnimmt, gehört zu den bedeutendsten der Südküste, und schon war die Nacht eingebrochen, als wir die unzahligen Wendungeu, welche der Weg machte, zurückgelegt hatten, und die ersehnte Stadt erreichten.

Girgenti ist trotz seiner Größe weder von außen noch von innen schön zu nennen. Vermöge seines Umfangs verliert es das originelle castellähnliche Ansehen, welches die meisten der auf Berggipfel gebauten Städte haben; die natürliche Sandsteinfarbe der Hauser sondert sich nicht von der des unterliegenden Felsens; außer den Cactushecken, welche die Mauern umdrängen, trägt der Berg fast nur Oelbäume, deren mattes Grün auf der hellgelben Folie des Bodens vollends verblaßt. Gleich allen Bergstädten hat Girgenti nur enge, winklichte, düstere Gassen. Die größern Gebäude gleichen den palermitanischen sowohl in Schwerfälligkeit als in ausschweifendem Geschmack ihrer Verzierungen. Die auf der höchsten Spitze liegende Kathedrale hat unter spatern Restaurationen ihre Eigenthüm-

Digitized by Google

lichkeit eingebüßt, und nur der bemalte Dachstuhl ist von einigem Interesse. Der ohne Grund als Grab des Phalaris bezeichnete Sarkophag, welcher jetzt als Battisterio dient, und dessen Basreliefs die Fabel des Hippolyt darstellen, ist von späterer römischer Arbeit. Das Chor ist geschmacklos überladen; eine schöne Osterkerze in demselben konnte ich der Herrn halber nicht sehen. Die im schönsten normännischen Styl gehaltene Façade des Hospitals am östlichen Stadtthor ist der Beachtung wohl werth, und so mögen sich wohl auch noch andere nicht üble Sachen in dem Häuserchaos versteckt halten — was wollen aber alle jene gothischen Initialbuchstaben im Vergleich mit jenen einfachen, wunderbar schönen Lettern bedeuten, mit welchen das Alterthum seine Größe unauslöschlich verewigt?

Ich eilte den Berg hinab, nach den an seinem Fuße traumenden Ruinen des alten Agrigent, und schaute von einer im Kreis gemauerten Bank vor dem mit Cypressen umpflanzten Capucinerkloster unweit des Thors auf die Götterglieder des Felsens, dessen Mauerkrone von der neuen Stadt, der von der Sonne bestrahlte Goldgürtel von den die Oelbäume überragenden Säulen und das blaue schimmernde Gewand vom Meer gebildet wird. In langsamer Senkung wendet sich die Straße ins Thal. Ein Brunnen hart am Wege gab das schönste Motiv zu einem Bilde: die tränkenden Maulesel, deren Haupt mit bunten Bändern und von Tuch geschnitzten Herzchen verziert war, das ruhende Landvolk, Mädchen, welche quer über den Kopf liegende große Steinkrüge mit ächt antiker Grazie trugen, ein Bettelmönch mit seinem Esel, eine den Berg hinabklingelnde Sänfte, deren Lastthiere durch das monotone Geschrei der Führer angetrieben wurden, waren die Staffagen. Die Felsen in der Umgebung Girgenti's sind überreich an in den Stein gehauenen Höhlen, welche theils zu Gräbern, theils zu Kellern benutzt wurden, und in der letzten Eigenschaft noch jetzt dienen; links vom Wege sind deren acht der räumigsten neben einander. Von ihnen stieg ich thalwärts nach den Tempeln.

Der Eingang ist auch hier nach Morgen gerichtet, und so liegen die Tempel in einer Reihe hinter einander. Alle sind sie in dem nämlichen Styl erbaut, dorisch und mit cannelirten Säulen. Von Osten die Wanderung beginnend, betrat ich zuerst den Tempel der Ceres und Proserpina. Dreizehn Säulen tragen das Gebälk in der Länge, vier in der Breite; die Mehrzahl derselben ist noch schön erhalten, und namentlich nach der Stadt zu, wo noch Triglyph und Architrav auf ihnen ruht. Von dem Unterbau führen vier Stufen nach der Säulenreihe. Vor dem Eingang ist das Atrium noch vollkommen kenntlich, im Innern die Lage der Cella. Der Fußboden vor derselben senkt sich der Mitte zu, wahrscheinlich um das Regenwasser abzuführen. Die Steine greifen mittelst länglicher, abgerundeter Falze in einander, ohne daß ein sonstiger Kitt bemerkbar wäre. Ueber dem Cerestempel liegt ein antiker, trichterförmiger Brunnen, auch jetzt noch, trotz der vielfach hineingeworfenen Steine, von ziemlicher Tiefe. Von hier beginnt die Gräberstraße, anfänglich zwischen zwei Mauern eingeengt, von denen jedoch die zweite nach einigen hundert Schritten wieder verschwindet. Nur die in den natürlichen Fels gehauene Stadtmauer zieht sich über das Thor hinaus. Oft ist der Stein kaum einen halben Fuß breit, dann wiederum gespalten, und die Spuren der künstlichen Ergänzungen sind noch zu sehen. Je breiter aber der Felsen wird, um so viel mehr der Gräbernischen enthält er auch, theils in Columbarienform, theils horizontal länglicher, nur wenige sind senkrecht. Ein großer, des Alterthums würdiger Gedanke ist es, die Asche der Vorfahren in der Mauer der Stadt niederzulegen, ihren Manen den Schutz der Penaten anzuvertrauen, und ihre Nachkommen im Kampfe für das Heiligste ihr Blut auf den Gräbern der Väter vergießen zu lassen. — Der nachfolgende Tempel der Concordia trägt allzu deutlich die Kennzeichen der Restauration, und eben nicht allzu geschickter, als daß seine Schönheit nicht darunter leiden sollte, und so macht sich denn auch hier dieselbe ruhmredige Inschrift, welche schon den Tempel von Segest verunziert, über dem Eingang breit. Die Zahl der Stufen, wie die der Säulen, ist der des Cerestempel gleich. Dagegen sind beide Giebel und der Sims vollkommen erhalten, eben so die auf zwei Säulen ruhende Vorhalle, aus der man in die Cella tritt, die wiederum im Widerstreit mit der sonst gebräuchlichen Construction nicht von Mauern, sondern von viereckigen, sechs abgerundete Bogen bildenden Pfeilern getragen wird. Zinnenförmige Einschnitte auf dem Simse bezeichnen die Stellen, in welche das Gebälk eingefügt war. Die Eingangspfeiler enthalten Treppen, auf denen man den Giebel ersteigen kann. Der ganze Tempel war mit Stuck bekleidet. — Von dem dritten, dem Hercules gewidmeten Tempel, steht nur noch die Grundlage der Cella und eine Säule zur Hälfte. Der des Jupiter, oder des Gigante, wie er nach einer kolossalen, am Boden liegenden Karyatide, welche über 30 Fuß mißt, gewöhnlich genannt wird, ist von ungeheurer Dimensionen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Mission unter den Ureinwohnern von Neusüdwales.

Kürzlich fand zu Sydney eine öffentliche Versammlung statt, um die deutsche Mission unter den Ureinwohnern zu unterstützen. Der Vorsitzende erklärte, die deutsche Mission sey bei weitem der vielversprechendste Plan, der bis jetzt entworfen wurde, um die Ureinwohner der Colonie zu bekehren und zu civilisiren, welche zur Schande des brittischen Namens jetzt noch, 50 Jahre nach der englischen Usurpation ihres Gebietes, sich in demselben Zustande geistiger und körperlicher Erniedrigung befänden, wie an dem Tage, wo der erste Weiße den Fuß an das Land setzte. Mehrere Missionäre sprachen zur Versammlung, und Dr. Lang gab einen Bericht über seinen Besuch in England und den schlechten Erfolg seiner Bemühung, dort Theilnahme für seinen Plan zur Belehrung und Civilisirung der Eingebornen zu erwecken. Die Regierung hatte indeß die Ueberfahrt der Missionäre nach der Colonie erleichtert, und auch für die Zukunft Unterstützung versprochen, wenn die Mission sich behaupte. (Asiatic Journal. November 1829.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungarischen Gränze bis Sebenico.

(Fortsetzung.)

Hart an der Küste aber gewahrt man auf einer schmalen Erdzunge in Form eines Oblongums die Stadt Zara gebettet, welche nächst dem nun längst verschwundenen Salona die wichtigste Rolle in der Geschichte Oberdalmatiens spielte, und heutzutage die Tonangeberin für alle übrigen ist. Ringsum vom Meere umfluthet, und mit hohen, durch zahlreiche Batterien gedeckten Mauern, Thürmen und steilen Wällen umgeben, bildet diese Stadt eine der wichtigsten Festungen des Landes, zumal auf mehr als Kanonenschußweite kein höherer Punkt vorhanden ist. Ihre Befestigung besteht in neun Bastionen und zwei Plattformen. Auf der Ostseite, wo die Stadt durch einen sehr tiefen und breiten Wassergraben vom Festlande getrennt ist, befindet sich ein gut defilirtes Hornwerk, welches von den Venetianern im Jahre 1643 erbaut und später noch mit einem Wassergraben umzogen worden ist. Diesem gegenüber befindet sich ein neugebautes Außenwerk, das gegenwärtig als Pulverkammer dient. Inmitten dieser ungeheuren Bastionen und Wehren liegt nun die Stadt, gleichwie im Schooße des Friedens, durch zwei Hauptthore nur mit der Außenwelt communicirend. Das eine auf der Ostseite befindliche Thor, Porta ferma genannt, führt über mehrere Zugbrücken in das Innere der Stadt vom Festland aus; das andere auf der Nordseite führt zum Hafen und trägt den Namen la marina. Außer diesen gibt es zwar noch zwei kleinere Thörchen, Ausfallsthore genannt, allein diese sind nur für Fußgänger passirbar. Von diesen heißt das eine Porta catena, indem man durch dasselbe zum Hafen gelangt; das andere auf der Südseite, Porta beccaria, führt zum Meere, wo man mittelst Kähnen sich immer auf das feste Land übersetzen lassen kann. Außerhalb der Porta catena bildet das Meer einen Busen, welcher der Stadt als geräumiger und sicherer Hafen dient; nur ist er, wenn der furchtbare Scirocco bläst, den einlaufenden Schiffen und bei heftigem Nordostwind auch für jene Seefahrer ungünstig situirt, welche auslaufen wollen. Gewöhnlich ziehen daher die Seefahrer, welche in Zara nicht practica nehmen, es vor, in der eine kleine halbe Stunde nordwärts von der Stadt entlegenen Bucht Valle di Maestro zu ankern, wie denn auch alle jene Fahrzeuge, die in der Nacht absegeln, sich dahin begeben, theils um der Unsicherheit des Auslaufens zu entgehen, mehr noch aber, weil nach geschehenem Sperrschusse kein Schiff aus dem Hafen mehr absegeln darf. Ebenso werden zur Abendzeit, sobald der Zapfenstreich vorüber ist, auch sämmtliche Thore der Stadt geschlossen, eine Maaßregel, die für die Fremden, welche zur Nachtzeit ankommen oder abfahren wollen, nicht selten lästig ist. Was das Innere von Zara anbelangt, so bietet dieses wenig Erhebliches dar, indem die Straßen, mit Ausnahme der Calle della Carriera, meist enge, schlecht gepflastert und düster, auch die Häuser durchgängig nur aus zwei Stockwerken bestehend, unfreundlichen Ansehens sind und jeder architektonischen Zierde ermangeln. Die Häuser sind zwar nicht aus elendem Fachwerk, sondern sämmtlich massiv aus festem, beinahe unzerstörbarem Kalkstein erbaut und mit Ziegeln, welche, da es keine Ziegelbrennereien in der Umgegend gibt, aus Venedig bezogen werden müssen, gedeckt; allein die schmutzig bräunliche Farbe dieses Materials gibt dem Ganzen ein ungemein düsteres Ansehen, was jedoch mit geringem Kostenaufwande zu ändern wäre, sobald man ihm einen leichten, das Auge nicht beleidigenden Farbanstrich geben wollte. Gleichwie das Aeußere, so bietet auch das Innere der Häuser wenig Einladendes dar. Treppen und Fußböden sind meist von Stein, und nur bei Wohlhabendern mit Brettern oder Teppichen belegt, während das gemeine Volk auf der nackten Erde lebt. Unter den etwa 1100 Wohngebäuden sind allein bemerkenswerth der Palazzo del Governo, welcher der Kirche St. Simeone gegenübersteht und vollkommen modernen Baustyls ist; die bischöfliche Residenz; das neuaufgeführte Tribunal d'Appello; das kaiserliche Convict und wenige andere, höhern Beamten angehörige, worunter das nächst der Porta terra ferma befindliche Häuschen des Generallieutenants Danese das niedlichste ist. Was aber die Stadt auszeichnet und die Düsterheit ihrer Straßen und Gebäude vergessen macht, das sind ihre zahlreichen öffentlichen Plätze, unter denen der Piazza de' Signori und Piazza dell' Erbe die schönsten und geräumigsten sind. Letztere schmückt die neue bischöfliche Residenz, ein Gebäude edeln und einfachen Styls, von den schönsten Werksteinen aufgeführt, im Innern geschmackvoll meublirt und reich an Kunstwerken seltener Art. Der Platz, ein ziemlich regelrechtes Viereck von ungefähr 100 Quadratschuh bildend, ist ganz mit Steinplatten belegt, und den Zaratinern dasselbe, was der Maecensplatz dem Venetianer ist. An diese beiden Plätze reihen sich noch die Piazza del Governo und Piazza del Castello della Madonna, deren jede am äußersten Ende der Stadt liegt, aber durch die 1200 Schritte lange Calle della Carriera, welche mitten durch die Stadt hinzieht, miteinander verbunden sind. Unter den Kirchen, deren die Stadt viere aufzuweisen hat, ist die Domkirche die schönste und größte. Sie ist im gothischen Geschmack aus Marmor aufgeführt, doch ohne architektonische Zierde. Als ihren Erbauer nennt man Heinrich Dandolo, einen Dogen von Venedig, der sie zur Zeit der Kreuzzüge, nachdem er mit den verbündeten französischen Kreuzfahrern Zara erobert hatte, aus religiösem Eifer aufführen ließ. Sie bewahrt in ihrem Innern manches sehenswürdige Gemälde von der Hand des Künstlers Palma. Auch in der Kirche Santa Maria und bei den Franciscanern findet man Gemälde von diesem Künstler. Die Kirche St. Simeon birgt in einem silbernen Sarge, welchen die durch ihr tragisches Lebensende bekannte Königin Elisabeth von Ungern, Gemahlin Ludwigs, im Jahre 1380 gespendet haben soll, die Gebeine ihres Patrons, der zugleich auch Schirmherr der Stadt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Thea und Camellia. Im fünften Bande der Transactions of the Agricultural and Horticultural Society of Calcutta findet sich ein Bericht des vielfach erwähnten Hrn. Griffith über die Theepflanze in Assam, worin derselbe nach sorgfältiger Untersuchung, aber im Widerspruche mit Dr. Wallich, die Behauptung aufstellt, daß thea und camellia vollkommen identisch seyen.

Cholera in Yarkend. Das Asiatic Journal December 1838 theilt ohne Quellenangabe die Nachricht mit, daß die Cholera in Yarkend in ihrer schlimmsten Gestalt gehaust und 40,000 Menschen hingerafft habe. Demnach hätte die Cholera hier die höchsten Gebirge der Erde überstiegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1839.

Diamanten in Brasilien.

Werfen wir einen Blick auf die Diamanten, welche in Brasilien seit dem Jahr ihrer Entdeckung, welches ins Jahr 1730 fällt, bis zum Jahr 1822 gewonnen worden sind, so finden wir nach den Angaben in dem Pluto Brasiliensis, daß folgende Qualitäten gewonnen wurden, ungerechnet die, welche durch Schleichhandel ausgeführt wurden, und welche bis zum Jahre 1807, wo die königliche Familie sich nach Brasilien übersiedelte, und der freie Handel dahin allen Völkern geöffnet wurde, wohl eben so viel betrugen, als an die königlichen Administrationen abgeliefert wurden; von dieser Zeit an aber hat der Schleichhandel sich bestimmt verdoppelt.

Rechnungen und Calcul zu Folge wurden gewonnen:

	Carat.
In den Jahren 1730 — 1740 nach Schätzung .	200,000
— 1740 — 1772 — Rechnungen .	1,666,569
— 1772 — 1806 — — .	910,511½
1811, 1814, 1815 — 1818 — — .	74,147¼
In den folg. Jahren bis 1822 nach Ueberschlag .	132,000
In den Flüssen Abaiti und Indaca nach Rechnungen	464
Summa des Gewichts der gewonnenen Diamanten	2,983,691¾
Durch Schleichhandel bis zum Jahre 1807 ausgeführte Diamanten	2,777,080
Durch Schleichhandel vom Jahre 1807 bis 1814 ausgeführte Diamanten	669,833
Summa aller in Brasilien gefundenen Diamanten	6,430,605¾

Mit ziemlicher Genauigkeit kann man annehmen, daß ein Carat als regelmäßiges Octaeder krystallisirt (welches dem Würfel am nächsten kommt), eine Würfelseite von 1½ Linien hat. Obige Summe aller in Brasilien gefundenen Diamanten würde folglich, wenn man sie zu einer Masse zusammenfügen könnte, einen Raum von 14,468,859 Kubiklinien einnehmen, oder man würde daraus einen Diamantwürfel bilden können, dessen Seitenflächen einen Durchmesser von 20⅝ Zoll haben würden. Der gesetzliche Werth de Diamanten, so wie sie die Krone verkauft, betrug das Carat 8000 Reis. Jene Summe von Caraten würde also, zum geringsten Preis angeschlagen, den Werth von beinahe 51,445 Contos haben, oder beinahe von 86 Mill. Thaler, wovon die Krone kaum die Hälfte erhalten; allein diese Rechnung würde ein höchst unrichtiges Resultat seyn, da der Werth der Diamanten, sobald einer nur die Einheit des Gewichts eines Carats übersteigt, sich im Verhältniß des Quadrats seines Gewichts vermehrt; da nun wenigstens der dritte Theil des Gewichts aller gefundenen Diamanten aus Steinchen besteht, deren Gewicht quadrirt werden kann, so steigt der Werth bei einer einfachen Verdoppelung des Gewichts, z. B. bei einem Diamanten von 2 Carat schon ums Vierfache. Der dritte Theil jener 86 Millionen Thaler würde also bei einer Verdoppelung 116 Millionen Werth haben, und die Summe des ganzen Werthes der Diamanten 173 Millionen Thaler betragen. Allein dieses ist noch immer kein richtiger Calcul, denn man kann nach einer mittleren Durchschnittsrechnung annehmen, daß der zwanzigste Theil des Gewichts der Diamanten Steinchen enthält, die über 6 Carat wiegen, und daß man z. B. im Jahre 1811, wo wir die Diamantenwäschereien besuchten, 47 Steine fand, die zusammen 414 Carat wogen, wovon die kleinsten 7 Carat, deren 34 waren, und 13 andere, wovon der kleinste 9 Carat und der größte 36 Carat wog, so wird jedweder selbst einsehen, wie schwierig jeder Werthanschlag der Diamanten ist, sobald man nicht die genauen Angaben der Gewichte aller Exemplare hat, die sich quadriren lassen. Noch unsicherer aber werden diese Berechnungen in Hinsicht der durch den Schleichhandel ausgeführten Diamanten, für welche wir schlechterdings gar keinen Maaßstab haben. Der Werth eines Diamantenwürfels aber von 6,430,604 Carat Gewicht und von 20⅝ Zoll Durchmesser zu einer Brustnadel eines Gigantengeschlechts, würde folgendes Sümmchen in preußischen Thalern geben = 551 : 368,904,064213 Thalern.

Vergleichen wir nun mit diesem concentrirtesten edelsten Kohlenstoffe eine Masse des gröbsten Kohlenstoffs oder Steinkohle, wie groß davon der Würfel seyn müßte, um dem Werthe jenes kleinen Würfels gleichzukommen, und man wird finden, daß derselbe nach englischem Gewicht und Maaßen so wie auch nach den Mittelpreisen daselbst, nicht weniger als 333,3 deutsche Kubikmeilen groß seyn müßte.

Digitized by Google

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Messina.

(Fortsetzung.)

Es ist jedoch des Schönen zu viel auf so engem Raume vereinigt, als daß man es unternehmen möchte, jenes sellinuntische Trümmergewirr mühsam zu sondern und den Riesen in der Phantasie wiederum aufzurichten; zu dem Schönsten aber rechne ich die durch Architrav und Giebel verbundenen drei Säulen des Castor und Pollurtempel, denen an Zierlichkeit und Eleganz eben so wie an Reichthum der Ornamente wohl wenige auf italienischem Boden gleichkommen dürften. Sie gleichen den die Arme verschlingenden Grazien. Ganz vollkommen conservirt und im edelsten Styl erbaut ist das sogenannte Grabmal des Theron vor dem Thore. Der Unterbau trägt einen mit dem geschmackvollsten Sims gezierten Würfel, auf welchen abermals ein kleinerer, um ein weniges zugespitzter ruht, dessen Außenwände abgeflachte Fensternischen, und die vier ausspringenden Ecken jonische, canellirte Säulchen zeigen; es sind fast die einzigen antiken jonischen, welche ich auf der ganzen Insel fand. Ich übergehe die unzähligen Trümmer von Säulen und Gemäuern, die zwischen den Trümmern verstreut sind, und mache meine Nachfolger nur noch auf die schöne Schlucht, welche sich unterhalb des Castor- und Pollurtempels hinzieht, aufmerksam. Der Cactus entfaltet sich hier in den bizarrsten Formen und zu einer selbst in Sicilien seltenen Höhe. Vor den Seewinden geschützt, erheben die mit Goldfrüchten belasteten Orangen- und Zitronenbäume ihre stolzen Kronen, und in ihrer Mitte steht ein gar liebliches, mit Weinreben umflochtenes Häuschen, auf einem mit Epheu umgürteten Felsensprung. Eben so ist auch die schöne und würdig gehaltene Façade des Klosters San Nicola, zu welcher ein mit Cypressen umpflanzter Weg führt, der Betrachtung würdig, der Garten aber mit seinen widersinnig ausgestatteten Säulenfragmentchen desto abgeschmackter.

Ehe ich Girgenti verließ, machte ich einen Ausflug nach dem 6 Miglien nordwarts gelegenen Schlammvulcan Maccaludda. Nach einer Stunde Weges verließ ich die nach Palermo führende Straße, um links auf Fußsteigen, und als auch diese aufhörten, querfeldein zu reiten. Hier beginnt die dem Kornbau gewidmete Strecke, welche Sicilien von jeher den Beinamen der Kornkammer Italiens sicherte. Bis auf die höchste Spitze tragen die Berge die Spuren des Pfluges, sind aber sonst von jeder Vegetation entblößt, und das Auge wünscht sich statt jenes ermüdenden Anblicks die felsige Einöde der Küste zurück. Die Maccaludda bildet einen abgestumpften Kegel, welcher mitten aus einer Hochebene ragt, und zerfällt in 5 oder 6 kleinere Hügel, von denen jeder einige 20 stärkere oder schwächere Quellchen enthält, aus denen ein graues, fortwährende Blasen aufstoßendes schlammiges Wasser hervordringt. In mehreren Kratern konnte ich den Grund nicht erreichen. Die Decke war dünn, und zitterte unter meinen Tritten. Das Schlammwasser, welches die Hügel mit seinen Ausflüssen überdeckte, war kalt, und hatte einen etwas salzigen Geschmack. Seit mehreren Jahren hatte kein stärkerer Ausbruch, welcher die Schlammsäulen auf 5 und mehr Fuß Höhe zu treiben vermochte, statt gefunden. Die ganze Reise kann nur für Geognosten von Interesse seyn, und somit widerrathe ich jedem Andern, der nicht die Gelegenheit ergreifen will, die innere Ansicht des Landes kennen zu lernen, einen halben Tag auf diese einförmige Fahrt zu verwenden.

Der Weg nach dem 12 Miglien fernen Palma ist gleichfalls, bis auf einige wunderlich gestaltete, Castellen gleichende Felsen am Meeresstrande, uninteressant. Die Stadt selber gewinnt bei Mondbeleuchtung durch die sie umgebende Felsenschlucht und die Trümmer einer verwitternden Burg, nur um sich bei Tage, mit Ausnahme einer schönen Palme, desto nüchterner zu erweisen. Hinter Girgenti beginnt überhaupt der traurigste, unwirthlichste Theil von Sicilien. Er wiegt die unzähligen Beschwerden und Entbehrungen bei weitem nicht auf. Jedem, der die Insel bereisen will, ertheile ich den Rath, wenn er bis Girgenti gelangt ist, auf der leidlich gebahnten Straße in zwei Tagemärschen nach Palermo zurückzueilen, und von dort mit dem Corriere in 36 Stunden nach Catania zu fahren. Von dort aus möge er einen Abstecher nach Syrakus machen, — er erreicht es in einem Tage — um, nach Catania zurückgekehrt, die unvergleichlich schöne Ostküste Siciliens mit Muße zu bereisen.

Freundlich gestaltet sich noch das große Thal, welches auf dem Abhange von Palma beginnt, und zu den sorgfältigst bedanten der Insel gehört. Mandelbäume bedecken ganze Berglehnen, und gedeihen zu außergewöhnlicher Stärke. Die Felsenkette, welche sich auf der rechten Seite hinzieht, ist reich an alten Warten und Casini, die Garten an Oelbäumen, Aloë und Agrumi; einer derselben umfaßt 16 junge Palmen. Linker Hand wird das Thal durch ferne blaue Berge begränzt. Das ältere und zum Theil verfallene Castell von Alicata liegt auf der Höhe in einer Cactuswaldung, — ich kenne keinen andern Ausdruck für diese den Felsen überwuchernde Vegetation, — das neuere auf einer in das Meer sich hineinstreckenden Landzunge. Die Thore der Stadt führen die Inschrift: Hic Gela — mit welchem Rechte überlasse ich den Alterthumsforschern, da meines Wissens außer Alicata auch Sciacca und Terra nuova um die Ehre streiten, aus den Trümmern des alten Gela entstanden zu seyn. Die Mauern wenigstens sind unbezweifelt antik. Im übrigen ist der Stadt, gleich den andern sicilianischen, die Devise „Elend und Schmutz" aufgeprägt. Die Bevölkerung umdrängt den Fremden in dichten Haufen, starrt ihn mit unverschämter Neugier wie ein fremdes Wunder an, verfolgt ihn auf jedem Tritt, sowohl in das Kaffeehaus, als in die Kirche, wiederholt lachend und höhnend jedes seiner Werte, und erlaubt ihm erst jenseits der Thore wieder frei Athem zu schöpfen.

Unweit der Mauern von Alicata ergießt sich der Fiume salso ins Meer; im Winter wird er mittelst Barken überschritten, während des Sommers durchwatet. Das Maulthier unsers Führers benutzte diese Gelegenheit, um ein Bad einzunehmen, und wälzte sich zu nicht geringem Schrecken der Künstler,

Digitized by Google

welche für ihre Mappen zitterten, im Waſſer. Die übrigen Mäuler folgten dem Beiſpiele der Capitana, und warfen ſich mit ihren Reitern in den warmen Uferſand, wie man denn darauf rechnen kann, daß der Maulesel, und zwar wohlverſtanden, bei den Untugenden des Anführers, das wahre Horazische imitatorum servum pecus iſt. Der Schade erwies ſich zum Glück als unbeträchtlich. Jenſeit des Fluſſes liegt ein halbzerfallenes Haus. Einige Palmen, welche ſich kühn in die Luft ſchwangen, die gelbe Farbe des Steins, des in voller Sonnenbeleuchtung glühenden Sandes, gehoben von der blauen des ruhigen, durch keine Welle getrübten Meeres, bildeten ein ſchönes, ächt afrikaniſches Bild, welchem zu ſeiner Vervollſtändigung nur einige überſeeiſche Staffagen mangelten. Deſto freudloſer iſt der übrige Theil des Wegs. Stets wiederholt ſich dieſelbe wüſte Gegend längs des Meeres; die einzelnen Warten am Ufer tragen ſtets denſelben Charakter, die Berge eine immer wiederkehrende Form, und die einzige Lichtfarbe, welche das matte Grau der Felſen, das Geſtrüppe der Stechpalmen von Zeit zu Zeit unterbricht, iſt die der goldenen Früchte des Pomi d'amore-Strauchs, welcher außer dieſem Schmuck noch mit dem der zweiten Blüthe prangt. Ein für den ermüdeten Reiſenden jederzeit erfreuliches Zeichen ſind die dichten, undurchdringlichen Cactushecken — die jedesmaligen Vorboten einer Stadt. Sie umſchließen die Gärten, oder machen ſelber den Garten aus, da ihre ſüßlich faden, von Stacheln umdornten Früchte, eine Lieblingsſpeiſe des Sicilianers ſind. Sie umgeben auch Terra nuova, das Ziel der Tagesreiſe. Der Hafen iſt unbedeutend, und umfaßt höchſtens ein Dutzend Fiſcherbarken, die Stadt noch unbedeutender, der Pöbel frecher und zudringlicher als irgendwo. Dieſe, und die Seefahrt in einer mit Maulethier beſpannten Carroſſe, welche der Sottintendente, aber auch er nur allein, auf der einzigen Straße Terra nuova's, und zugleich der einzigen fahrbaren auf 10 Meilen in der Runde, drei volle Stunden hindurch machte, waren die einzigen Bemerkungen, welche die Stadt für mein Notizbuch abwarf.

(Fortſetzung folgt.)

Lage von Java.

Die engliſche Preſſe iſt gewöhnlich auf die holländiſchen Beſitzungen nicht gut zu ſprechen, und ſucht ungünſtige Nachrichten darüber zu verbreiten. Wir entnehmen deßhalb aus der Singapore Free Press einige Bemerkungen, die um ſo beachtungswerther ſind, als Singapur gerade eine aus Rivalität gegen die holländiſchen Beſitzungen errichtete Niederlaſſung iſt. „Seit das Syſtem des Baron van der Capellen, der (von 1816 bis 1825) die großen Güter und die Arbeit der darauf wohnenden Eingebornen nicht an Europäer verpachten wollte, in der Anſicht, daß dieſelben weit ſtrenger ſeyn würden, als die einheimiſchen Häuptlinge, abgeſchafft wurde, ſtrömten freiwillige Arbeiter in die Zucker- und Kaffeepflanzungen. Der Generalcommiſſär Vicomte Dubus (1825 bis 1829) ſchaffte alle Verordnungen ſeiner Vorgänger, welche den Landbau hinderten, ab, und ermunterte die Verpachtung an Europäer. Aber es war dem General van den Buſch (1829 bis 1833) vorbehalten, durch ſein wohlbekanntes Syſtem von Regierungscontracten den verſchiedenen Zweigen des Landbaues einen ſo außerordentlichen Aufſchwung zu geben, daß der Ertrag der Inſel ſich in den letzten Jahren verdoppelte. Dieſes Syſtem hat gute Wirkungen gethan, weit beſſere, als ſeine lebhafteſten Vertheidiger erwarteten. Die Hauptreinwürfe dagegen ſind, daß die Eingebornen gegen ihren Willen zur Arbeit gezwungen werden und nicht gehörig bezahlt ſind. Was den erſten Punkt betrifft, ſo iſt, da die Gewohnheit des Fleißes nicht ſo gar ſchnell erworben wird, kaum zu erwarten, daß die Arbeit eines Javanen, wenn auch gut bezahlt und für ihn ſelbſt wohlthätig, nicht bis zu einem gewiſſen Grad erzwungen ſey. Den zweiten Einwurf hält der Verfaſſer jenes Artikels für unbegründet, da ſeit dem Jahre 1836 nahe an 16 Millionen Gulden von der Regierung zur Beförderung für Agriculturunternehmungen verwendet worden ſeyen. Der Verfaſſer behauptet, die Ausfuhr habe ſich in den letzten 10 Jahren um faſt 175 Procent, nämlich von 15 auf 41 Millionen Gulden, gehoben: die Ausfuhr von Kaffee von 340,000 auf 498,000 Pikuls; des Zuckers von 19,000 auf 500,000 Pikuls; des Reiſes von 5 auf 56,000 Coyans; des Indigo von 9500 auf 18,000 Pfund; Thee, der vor 10 Jahren noch gar nicht ausgeführt wurde, iſt durch die Bemühungen des Hrn. Diard und die Unterſtützung der holländiſchen Regierung ſo weit angebaut und fabricirt worden, daß im Jahre 1836 bereits 9016 Pfd. ausgeführt wurden."

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungariſchen Gränze bis Sebenico.

(Fortſetzung.)

An wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten gebricht es Zara keineswegs, wie denn auch das Streben des Zaratiners nach höherer wiſſenſchaftlicher Bildung nicht zu verkennen iſt. Unter den die Wiſſenſchaft fördernden Inſtituten ſteht das neben der Porta Marina und der ehemaligen Kirche St. Criſogno befindliche kaiſerliche Convict oben an. Daſſelbe enthält Parterre die Hörſäle, und im erſten und zweiten Stockwerk die Wohnungen der Profeſſoren und Zöglinge, deren man immerhin gegen 40 zählt. In einem der Hörſäle ſteht ein phyſikaliſcher Apparat von einem Wiener Mechaniker gefertigt, wie man ihn nur ſelten in Inſtituten dieſer Art treffen wird. Das früher beſtandene medicinische Lyceum hat leider aufgehört zu ſeyn; dagegen beſteht noch die Hebammenſchule, wie das von dem Erzbiſchof Vincenz Zamajovich gegründete Prieſterſeminar, in dem laut Willensbeſtimmung des frommen Stifters alljährlich ſieben Illyrier unentgeltlich unterhalten und unterrichtet werden ſollen. Zu den Kunſtanſtalten zählt man das Muſeum Pellegrini, welches eine bedeutende Anzahl, mitunter höchſt werthvoller Kunſtſchätze, namentlich Statuen, Vaſen, Münzen u. dgl. m. aus den Zeiten der Römer, wie auch eine kleine Gemäldeſammlung enthält, die alljährlich an Bedeutung zunimmt. Auch gehören hieher zwei Buchdruckereien und Buchhandlungen, unter denen die von Battara beſonders thätig iſt. Die Humanitätsanſtalten beſtehen in zwei Krankenhäuſern und einem Irrenhaus. Als Vergnügungsanſtalten dienen ein Theater und Caſino. In erſterem werden zur Früh- und Spätjahrszeit Schauſpiele, im Winter aber Opern von einer italieniſchen Geſellſchaft aufgeführt. In dem ſogenannten Caſino werden während der Faſchingszeit Bälle gegeben; auch ſind in demſelben verſchiedene ita-

Digitized by Google

lieniſche, zwei deutſche und illyriſche Zeitſchriften, der Trieſtiner Lloyd und eine kleine Bibliothek vorhanden, wo ſich die Mitglieder zu jeder Stunde des Tages einfinden und mit Leſen unterhalten können. Anſtändigen Fremden wird der Zutritt gern geſtattet, nur müſſen ſolche durch eines der Mitglieder eingeführt werden. Was den Handel, die Induſtrie und das Leben in Zara im Allgemeinen betrifft, ſo iſt erſterer zwar bedeutend, vorzüglich der Speditionshandel, da faſt alle türkiſchen und ſüdillyriſchen Waaren über Zara nach Fiume gehen, wie auch umgekehrt jene Provinzen ihren Waarenbedarf aus Deutſchland und Frankreich auf dieſem Wege beziehen; allein einen großartigen Verkehr darf man hier nicht ſuchen, dazu iſt die Lage der Stadt viel zu unbequem, und die Schifffahrt zwiſchen den Canälen und zahlloſen, klippenreichen Eilanden nicht nur beſchwerlich, ſondern für den fremden Schiffer zuweilen auch gefährlich. Die meiſten Schiffe, welche aus dem Mittelmeere kommen, ſegeln daher auf dem hohen adriatiſchen Meere geradezu nach Trieſt, von wo aus die Waaren auf kleinern Fahrzeugen hieher gebracht werden. Seit Anlegung der neuen Landſtraßen zwiſchen Zara und Fiume werden, zumal wenn die See nicht vollkommen frei iſt, auch auf dieſem Wege Verſendungen mittelſt Saumroſſen gemacht. Es iſt dieſe Art für den Landtransport die gewöhnlichſte, da man nicht nur in Zara, ſondern in ganz Dalmatien überhaupt nur ſelten Fuhrwerke trifft, obſchon die Straßen größtentheils gut beſchaffen ſind. Das Induſtriweſen in Zara iſt, mit Ausnahme der Roſogliobrennereien, bis jetzt noch von keinem Belang, wie denn auch die Ausfuhr ſich nur auf etwas Wein, Käſe, Oel, Mandeln und Feigen beſchränkt.

Dem Fremden bietet ein längerer Aufenthalt in Zara nicht eben viel Abwechslung dar; es herrſcht zwar in den Straßen und Plätzen viel Regſamkeit, hauptſächlich an Markttagen, wo die benachbarten Morlaken in großer Menge herbeiſtrömen, um die wenigen von ihnen erübrigten Victualien zum Verkaufe zu bringen, und ihre eigenen Bedürfniſſe für den Erlös einzutauſchen; allein dieß und eine Menge Militär- und Civilbeamten aller Grade, die geſchäftigen Schrittes die Straßen entlang eilen, iſt auch alles, was die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, und daher nur kurze Zeit Intereſſe erregen kann. Dabei iſt auch die Lage der Stadt ſelbſt, ſo wie ihre Umgebungen keineswegs ſo beſchaffen, daß ſie für das monotone Leben und für die vielfachen Entbehrungen, worunter namentlich die Unbequemlichkeit in den Gaſthäuſern und der Mangel an gutem Trinkwaſſer gehört, dem Fremden Erſatz gewähren könnten. Man denke ſich eine menſchenleere, wüſte mit Steinblöcken und dürftigem Geſtrüpp bedeckte, einerſeits vom Meer, andrerſeits in weiter Entfernung von dem nackten Velebich-Gebirg umſäumte, faſt durchaus ebene Gegend, welcher nur ſtellenweiſe die pflegende Hand des Menſchen einen Weingarten oder einen kleinen Fleck für einen Oel- oder Mandelbaum abzutrotzen im Stande war, und am Saume dieſer Ebene eine von hohen Mauern und Wällen umthürmte Häuſermaſſe, und man hat ein Bild von Zara und ſeinen Umgebungen. An Promenaden und ſonſtige Erholungsorte, wo der Menſch für die Mühen des Tages durch den Anblick der Natur ſich ergötzen, iſt daher nicht zu denken, begreift man nicht hierunter die ſogenannte Spianata, einen freien, weder gegen die Sonnenſtrahlen noch gegen Regen ſchützenden Platz, oder das ſogenannte Albaneſerdörfchen, einem öſtlich eine Meile von der Stadt befindlichen und von türkiſchen Fleiſchern und Bauern bewohnten Ort. Das einzige wirkliche Erholungsplätzchen iſt der auf einer öſtlichen Baſtion befindliche kleine Volksgarten, welcher ſein Daſeyn dem frühern Herrn Gouverneur Baron v. Welden verdankt. Dieſer auch um die botaniſche Erforſchung, ſo wie um manche andere wohlthätige Inſtitute Dalmatiens hochverdiente Mann hat ſich durch Anlage (1829 bis 1830) dieſes Gartens ein um ſo bleibenderes Verdienſt bei den Einwohnern Zara's, wie bei jedem die Stadt beſuchenden Fremden erworben, als dieß der einzige Ort iſt, wo man im ſchattigen Grün einer Laubr der hier ſo herrlichen Sommerabende und der kühlenden Seeluft genießen kann.

Die Converſationsſprache in Zara iſt faſt allgemein der venetianiſche Dialekt, doch vernimmt man unter der niedern Volksclaſſe hier wie in den umliegenden Orten auch den wohlklingenden illyriſchen oder ſerbiſchen Dialekt, welchen Wuk Stephanovich den herzegovinischen nennt. Als Unterthanen der ehemaligen venetianiſchen Signoria haben die Zaratiner auch die innere Einrichtung ihrer Wohnungen, ihre Sitten und Gebräuche größtentheils nach Venedig gemodelt, und ſelbſt das dolce far niente iſt ſo ziemlich allgemein unter ihnen üblich.

Unter den Zara's Nachbarſchaft bildenden Orten ſind außer weſtwärts gegenüberliegenden Inſeln bemerkenswerth die Orte Nona, Novigrad, Groß- und Klein-Obrovaz, Zara Vecchia, Borgonazzo.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Auſtraliſche Geſellſchaft in Bengalen. Die genannte Geſellſchaft, welche den directen Handel zwiſchen Indien und Auſtralien beleben will, hielt am 2 Julius v. J. eine Verſammlung, worin unter Anderm die Abreiſe und Rückkehr des erſten von der Geſellſchaft befrachteten Schiffes angezeigt wurde. (Asiatic Journal. Nov. 1838.)

Anwendung von Jodin gegen den Ausſatz. In dem Ausſatzaſyl iſt man in einigen faſt deſperaten Fällen mit der Anwendung von Jodin bis zu einem gewiſſen Grade glücklich geweſen; man hat dem Uebel weſentlich Einhalt gethan, aber eine vollkommene Heilung wurde bis jetzt noch nicht erreicht. (ibid.)

Arzneipflanzen in Indien. Im Anfange Julius vorigen Jahres wurde der Bericht einer über Materia medica niedergeſetzten Committee bekannt gemacht. Einem Dr. O'Shaugneſſy ſoll es gelungen ſeyn, in Indien ganz vortreffliche und höchſt wirkſame Erſatzmittel für Chlain, Coloquinthen, Jalappa und Brechweinſtein zu entdecken. Für Jalappa z. B. den Samen der ipomea caerulea.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 10** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Gedichte von Moore. — Franzöſiſche Geſchichtſchreiber der Gegenwart. Von Dr. Mager. — Ueberſicht der Entwicklung der ruſſiſchen Literatur. (Fortſetzung.) — Miscellen.

In das Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 1–2 Bogen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für das Ausland halbjährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 2 fl. für Oeſterreich, wofür das Ausland nicht haftet, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 10.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 Januar. 1839.

Gedichte von Moore.

Dear harp of my country.

Theure, heimische Harfe! im Dunkel ich fand dich,
Kalt hatte dich Schweigen gefesselt so lang,
Als ich stolz, Saitenspiel meines Eilands, entband dich
Und weihte dre Freiheit, dem Licht und Gesang.
Den Gluthhauch der Lieb' und den Westhauch der Freude,
Wohl hast du ihn zart und lebendig gefühlt;
Doch so oft klangst du wieder dem Seufzer im Leide,
Daß er stets von dir auch in der Freude sich stiehlt.

Theure, heimische Harfe! Lebwohl deinen Tönen,
Dieß Lied sey der letzte Kranz, den ich dir wand;
Deinen Schlaf soll die Sonne des Ruhmes verschönen,
Bis dich rühret eine minder unwürdige Hand.
Wenn des Liebenden Puls unsern Klängen erbebte,
Des Biegers, des Kriegers, dein Ruhm ist's allein;
Nur der Wind war ich, der an dir lässig hinschwebte,
All der wilde Reiz, welchen ich weckte, war dein!

Die Barke.

Ich sah von dem Strand, als der Morgen sich zeigte,
Eine Barke durchs Wassee stolz hinwallen doch;
Ich kam, als die Sonn' ob dem Strande sich neigte,
Die Barke war noch da, die Woge war fort.

Ach! dieß ist das Loos der Verheißung des Lebens,
So flüchtig der Freudenlenz, den wir gekannt;
Ob wir Morgens gelangt auf den Fluthen, vergebens!
Die Ebbe läßt Abends allein uns am Strand.

O sprecht von dem Glanz, der den Tagesschimmer schmücke,
Von der heiteren Ruhe des Abends mir nicht;
Gebt zurück mir den wildfrischen Morgen, zurücke
Seine Wolken und Thränen für abendlich Licht!
O wem wäre die Rückkehr der Stunden nicht theuer,
Wo zuerst ihm die Leidenschaft weckte den Sinn,
Seine Seele, wie Holz, das wird köstlich im Feuer,
Jeden Reiz gab der Flamme der Liebe dahin!

An den fliegenden Fisch.

Als ich dich sah mit schneeigen Schwingen
Aus blauer Fluth am Abend springen,
Wie du die Schuppen, silberweiß,
So freudig gabst dem Lichte Preis,
Als ob zum Flug dein Bau gemacht,
Zum Leben in des Himmels Pracht,
Da fühlt' ich es, von Stolz durchdrungen,
Wie gleich dein Fittig, rasch geschwungen,
Dem reinen Geist, der nie mit Lust
Ruht an der Welt unedler Brust,
Nein, mit dem Schwung, von Gott gegeben,
Auf will zu Licht und Himmel schweben.

Doch sah der hellen Schwinge Kraft
Im Nu ich von dem Flug erschlafft,
Da sie den Luftpfad ohne Glück
Versucht' und sank ins Meer zurück:
Die stolze Täuschung, ach! zerreißt;
Ein Veilchen steigt, wie du, der Geist;
Doch schamroth denk' ich: bald mag wieder,
Gleich dir, er senken das Gefieder.

Tugend, such' ich dein Heimathland,
Gib meinem Geistesflug Bestand,
Laß mich nicht, gleich dem schwachen Dinge,
Meerfluth noch tränselnd von der Schwinge,
Nur funkeln in dem Sonnenblick
Und stürzen zum Abgrund zurück:
Nein, wenn dem Haufen ich enteilte,
Bei dem zu lang mein Sinn verweilte,

Digitized by Google

Laß mich aufstrebend jenen Tag
Wegwerfen, was noch hemmen mag,
Sehnend nach deiner Luft, so rein,
Aufsliegen rasch und bleiben dein!

Julius Krais.

Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.

Von Dr. Mager.

Wer über die näheren und entfernteren Ursachen nachdenken will, welche nach einer, aller Geschichte unbedingt feindlichen Revolution im heutigen Frankreich einen so großen Drang nach historischer Forschung und Belehrung hervorgebracht haben, der macht tröstliche Entdeckungen über die Gegenwart und sieht dieselbe mit Beruhigung auf einem Wege, der wenigstens später nicht zur Umkehr nöthigen wird. Es soll aber hier nicht diesen Ursachen nachgeforscht, sondern nur die Thatsache festgestellt werden, daß das heutige Frankreich historisch gestimmt, das Publicum, welches bei der Geschichte in die Schule geht, zu keiner Zeit und in keinem Lande so groß gewesen ist. Wenn früher nur die Höchstgebildeten das Bedürfniß historischer Belehrung fühlten, so lesen jetzt sogar die Massen Geschichtsbücher, besonders in Frankreich, wo Bacante und Aug. Thierry populär geworden und Millionen von den historischen Adrissen verkauft worden sind, welche vor zehn Jahren von Carrel, Am. Thierry, Trognon, Raffenet, F. Bodin, A. Scheffer u. A. geschrieben wurden. Mit der allmählichen Bildung des politischen Sinnes hat der Sinn für Geschichte erwachen müssen; auch der einfachste gesunde Menschenverstand macht leicht die Reflexion, daß der Zustand der Gegenwart von dem Zustand der Vergangenheit abhängig, für jeden Bau ein Fundament nöthig und überhaupt nur diejenige politische Maaßregel möglich und ausführbar ist, welche in dem frühern Staats- und Volksleben schon ein Analogon, wenigstens eine Andeutung hat. Dann aber hat man den Glauben an die subjectiven Einfälle der Staats- und Weltverbesserer des vorigen Jahrhunderts verloren; sogar die Massen haben den Instinct, die Annahme, daß 1789 die Vernunft erfunden, möchte doch wohl Thorheit seyn, und es könnte in keinem Falle schaden, wenn man wisse, wie ehedem die Welt geordnet und regiert worden, wo es auch wohl Menschen und kluge Menschen gegeben. Wenn die Verständigen und Praktischen in diesen und ähnlichen Rücksichten eine Aufforderung zu historischen Studien finden, so treibt dagegen der neuerwachte Geist wahrhafter und menschlicher, nicht conventioneller, Poesie dichterische Gemüther der Geschichte zu, in welcher man eine unversiegliche Quelle der bedeutendsten und wahrsten Poesie entdeckt hat; — tiefere Köpfe endlich suchen in der Geschichte eine Philosophie der Geschichte. Wenn wir aber den heutigen französischen Historikern, von denen die bessern bekanntlich ein europäisches Publicum haben, eine ganz besondere Bedeutsamkeit und Vortrefflichkeit, wenigstens in sofern, als sie politische Geschichte schreiben, zuerkennen müssen, so kann man sich hierüber wohl kaum wundern. Im vorigen Jahrhundert behaupteten die englischen Geschichtschreiber einen unbestrittenen Vorrang; sie allein hatten die Vergünstigung einem politischen Leben anzugehören. Dieser Vorzug ist nun, und zwar in bedeutend höherem Grade, auch an die Franzosen übergegangen. Die Revolution hat einen solchen Reichthum von politischen Theorien und Formen entwickelt, man hat so viel experimentirt, daß daraus ein unendlich feiner Tact für alle Verhältnisse des Staates hervorgegangen ist; wenn Bildung dieß ist, sich mit Leichtigkeit auf einen fremden Standpunkt versetzen zu können, während der Ungebildete nur auf dem seinigen sich zurechte finden kann, so hat die Geschichte selbst dafür gesorgt, daß politische Bildung in Frankreich, wo man in wenigen Jahren zehnmal die Constitution gewechselt, ein sehr allgemein verbreitetes Besitzthum ist. In der That findet der gebildete Franzose sich auf den ersten Blick in politischen Complicationen zurecht, wo wir uns erst bedenken und die Paragraphen eines staatsrechtlichen Compendiums recapituliren müssen.

Man kann die Historiker, von denen Einige *) in diesen Blättern charakterisirt werden sollen, füglich in drei Classen ordnen, die wie Geschichtschreiber ihrer Zeit, als Geschichtsschreiber der Vergangenheit, und als solche Historiker bezeichnen können, die auf eine mehr oder weniger ausgebildete Philosophie der Geschichte fußen. Von bloßen Forschern, die nicht schreiben, und gewandten Leuten, die recht angenehm darstellen, aber nicht forschen können, soll keine Rede seyn. Die Geschichtsschreiber ihrer Zeit zerfallen natürlich in zwei Gruppen, in solche nämlich, welche ihre Person zum Mittelpunkt ihrer Darstellung machen — das Memoire — und in diejenigen, welche wie Bignon, Thibaudeau, Segur, Pouqueville u. A. ein Allgemeines zur Hauptsache ihres Gemäldes, sich selbst aber höchstens zu einer Nebenfigur machen, von der die Aufmerksamkeit des Zuschauers nicht in Anspruch genommen werden soll. Die Historiker, welche uns die Vergangenheit schildern, theilen sich mit Ausnahme der Wenigen, welchen wir das Prädicat philosophischer Geschichtschreiber geben können, in zwei Schulen oder Methoden, die wir als die pragmatische und als die descriptive bezeichnen können. Hier ist aber gleich zu sagen, daß diese Eintheilung nicht scharf durchgeführt und nur durch die bekannte Regel: a potiori fit denominatio gerechtfertigt werden kann. Denn pragmatische und descriptive Historiographie sind Abstractionen wie Geist und Materie, und man findet zum Glück nicht leicht einen Historiker, der rein pragmatisch oder rein descriptiv wäre. Dem Pragmatiker sind die Reflexionen, welche er über das Geschehene machen kann, die Hauptsache; er schildert die Facta nur wider Willen, weil er eben nichts anderes kann, darum farblos, epitomirend; sie sind für ihn die Schale, das, was er

*) Andere Journale haben bereits Artikel von mir über Guizot, Thiers, Mignet, Chateaubriand (der auch als Historiker bedeutend) u. A. mitgetheilt; auf diese Männer werde ich hier nicht zurückkommen. Da mir in meiner Geschichte der neueren französischen Literatur die Fülle des Stoffes den vergönnten Raum beengt, so werde ich in diesen Blättern hauptsächlich die so reiche und interessante Memoirenliteratur berücksichtigen, welche in meinem Buche gegen die Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne etwas zurücktreten muß.

Digitized by Google

sich dabei denken kann, der Kern; es ist so zu sagen nur um das quid fabula docet zu thun, um die Moral, um die politische, moralische oder psychologische Lehre, die man aus jeder Geschichte ziehen kann. Die abstracte Spitze der Pragmatik ist die historische Betrachtung, wie wie sie z. B. in Montesquieu's schönem Buche über Roms Größe und Verfall haben, etwa auch in den Betrachtungen über die französische Revolution der Frau von Staël. Ob nun der pragmatische Geschichtschreiber Werth und Bedeutung habe, das kommt, gewissenhafte Erforschung der Thatsachen vorausgesetzt, auf seinen Geist an: wenn uns Say, Sismondi, Ch. Lacretelle, F. de Conny u. A., denen übrigens großes Verdienst nicht abgesprochen werden soll, mit ihren moralischen und sonstigen wohlgemeinten Gedanken oft langweilen, so wird man dagegen mit Vergnügen und auch meist mit Nutzen die Reflexionen vernehmen, womit Guizot, Thiers, Mignet, Chateaubriand, Carrel, Capefigue u. A. ihre historischen Darstellungen durchwirken. Der descriptive Historiker nun, die Erfahrung machend, daß jeder über historische Thatsachen seine eigenen Einfälle und Gedanken haben kann, die in der That nicht immer der Gedanke der Sache, die Sache, im Gedanken erfaßt, sind, denkt mit Quinctilian, wenn dieser von der Geschichte sagt: scribitur ad narrandum, non ad probandum, daß es hauptsächlich, oder vielmehr einzig und allein darauf ankomme, dem Leser ein vollständiges Bild der Vergangenheit zu geben, ein wirkliches Gemälde, so lebendig und treu als möglich; denken möge sich jeder dabei, was er wolle und könne, der Historiker habe dem Leser nicht vorzugreifen und habe überhaupt nur unbefangener Erzähler, nicht Politiker, Moralist oder Psycholog zu seyn. Wie verdienstlich und angenehm unterhaltend nun aber auch die Geschichten von Barante und Aug. Thierry sind, wer sieht nicht ein, daß hier eine arge Selbsttäuschung begangen und dem Urtheil des Lesers eine weit größere Gewalt angethan wird, als dieß seitens des Pragmatikers möglich ist. Denn bevor der descriptive Geschichtschreiber seine Darstellung beginnt, hat er, da er sich, wenn auch als Schriftsteller, doch nicht als Mensch aller Reflexion entschlagen kann, jedenfalls eine ihm persönlich eigene Ansicht von den darzustellenden Ereignissen; daß diese Ansicht sich aber nicht in der Anordnung und ganzen Behandlung seines Stoffes geltend mache, ist absolut unmöglich. Verläugnet der descriptive Historiker sich ganz, so gibt er uns die Ansicht seiner Quellenschriftsteller mit den Auszügen aus diesen, welche den Hauptinhalt seines Buches bilden. Man sieht, wie nahe die Methode daran ist, das Gegentheil des von ihr Angestrebten zu erreichen, nämlich die analytische Trockenheit. Aber es droht auf einer andern Seite eine nicht geringere Gefahr. In dem löblichen Eifer, die zu schildernde Zeit ganz kennen zu lernen, wird von den descriptiven Geschichtschreibern meist übersehen, daß bei weitem nicht Alles wesentlich ist, was einmal geschehen und gewesen. So verfällt denn diese Manier leicht in das dem Extreme des pragmatischen Epitomirens und Generalisirens entgegengesetzte Aeußere, wo auch der gleichgültigste Nebenumstand lang und breit erzählt und die Masse der Einzelheiten im unhistorischen Privatleben gleich Haupt- und Staatsactionen geschildert wird, wodurch solche Geschichten in das Gebiet des historischen Romans hinübergreifen, wohin ein gutes Geschmack die Schilderung des Particulären in einer gegebenen Epoche verwiesen hat. Da aber, wie schon gesagt, beide Methoden einseitig und unvollständig sind, so hat es in der Natur der Sache gelegen, daß eine mittlere Schicht zwischen beiden Schulen, obgleich wesentlich auf demselben Niveau der Gedankenbildung stehend, sich hat bilden müssen, wie denn auch Thierry nicht ohne Reflexionen und Guizot nicht ohne lebendige Schilderungen ist: man kann Villemain, Michaud, Frantin, Salvandy, Thiers und Capefigue hierher rechnen.

Wenn ich eine dritte Classe von philosophischen Geschichtschreibern statuire, in welcher ich fürs Erste nur Michelet zu nennen weiß, so wünsche ich von denjenigen, welche diesen Ausdruck mit dem von Hegel in der Geschichtsphilosophie (S. 11) gebrauchten gleichlautenden für gleichbedeutend halten möchten, nicht mißverstanden zu werden. Ich glaube nämlich, daß zwischen dem philosophischen Geschichtsschreiber und dem Geschichtsphilosophen noch ein Unterschied zu machen ist: Michelet hat einen Anlauf zu beiden genommen. Dann will ich schon jetzt sagen, daß ich Michelet nur in einer ganz bestimmten und eingeschränkten Beziehung an die Spitze der heutigen französischen Historik stelle. Guizot und Barante sind sehr vollkommene Historiker in ihrer Gattung; Michelet ist sehr unvollkommen in der seinigen. Doch davon später.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Wir sehen, daß unser altes Rußland von einem religiösen Leben und von heftigen theologischen Streitigkeiten kräftig bewegt wurde, an denen nicht allein die Geistlichkeit sondern auch das ganze Volk Antheil nahm.

Darum trägt auch die Literatur, die immer ein Abdruck des Volkslebens ist, ein rein religiöses Gepräge. Bemerkenswerth ist auch neben dieser theologischen Literatur, ein solches rasches Aufblühen der helleno-lateinischen Philologie in unserm alten Vaterlande. Wenn wir zur Vergleichung die Blicke auf die Entwicklung der Bildung und der Literatur in den Ländern des Westens richten, so sehen wir da ganz dasselbe. Ueberall nimmt die Cultur zuerst einen religiösen Charakter an; der Streit über religiöse Probleme wird zur ersten Angelegenheit des Lebens; die Geistlichkeit spielt die Hauptrolle in der gelehrten Welt und in der der Literatur. Indessen haben wir in allem diesen einen großen Vorzug vor dem Westen: hier wurde jeder gelehrte Streit in einer fremden Sprache, in der lateinischen ausgefochten, die auf die Entwicklung der Volkssprachen nie einen nützlichen Einfluß ausüben konnte; bei uns aber bediente sich die ganze Literatur der slawonischen Kirchensprache, die von der russischen nicht so weit abstand, und aus welcher viele Wörter, sogar ganze Redensarten späterhin ein Eigen-

Digitized by Google

thum und eine Zierde der Sprache werden konnten, die wir zu unserer Culturſprache erwählten.

Wenn wir die Entwicklung unſers alten Rußlands mit der in dem uns benachbarten Deutſchland vergleichen, ſo muß eine außerordentliche Aehnlichkeit in einigen Zügen auffallen. Das Studium der griechiſchen Sprache, das bei uns von Alters her getrieben, aber durch den Ueberfall fremder Völker und durch die Abbrechung alles Verkehrs mit Byzanz auf lange Zeit unterbrochen wurde, wird beinahe zu derſelben Zeit erneuert, wo es in Deutſchland eben anfing feſten Fuß zu faſſen. Marim, der Grieche († 1556) iſt beinahe ein Zeitgenoſſe Reuchlins (1455 — 1522), der auch in Paris ſtudirte, der bei der Heidelberger Univerſität den erſten Katheder der griechiſchen Sprache in Deutſchland errichtete und welcher der erſte Deutſche war, der eine griechiſche Grammatik *Rudimenta* *) ſchrieb. Eine und dieſelbe Urſache erzeugte bei uns und in Deutſchland dieſes Studium. Es war hier wie dort ein religiöſes Bedürfniß, in Rußland das, die gottesdienſtlichen Bücher zu berichtigen, in Deutſchland dasſelbe Bedürfniß, die Ueberſetzung der verdorbenen Vulgata zu berichtigen, und das Leſen des Neuen Teſtaments im Urtext **) Jedem zugänglich zu machen. In den Umſtänden aber, welche die Einführung der griechiſchen Sprache begleiteten, waren wir glücklicher: bei uns förderte ſowohl die Kirche als die Herrſchergewalt dieſe Sprache als eine heilige und uns durch die Religion verwandte; in Deutſchland aber widerſetzten ſich die Mönche den Bemühungen Reuchlins, einen Katheder der griechiſchen Sprache in Heidelberg zu errichten, und ermahnten, ſich von ihr als einer Verſuchung zur Ketzerei fern zu halten. ***)

Warum trug aber der gute Same, den das alte Rußland ausſtreute, keine Frucht? Warum übte das religiöſe Leben und die Literatur unſerer Vorfahren und das Studium der claſſiſchen Sprachen in der Folge keinen Einfluß auf das Leben in unſerm Vaterlande aus? Warum liegen dieſe Schätze unſers alten Rußland bis jetzt müßig in unſern Bibliotheken, ohne in uns irgend eine patriotiſche Theilnahme zu erregen? Es ſtand Rußland eine andere Beſtimmung bevor. Der Genius auf dem Throne verſetzte Rußland in die Sphäre des europäiſchen Lebens — und das alte Rußland wurde von dem neuen durch eine ſo große Kluft getrennt, daß es uns jetzt noch ſchwer fällt ſie auszufüllen.

(Dritter Artikel ſpäter.)

*) S. Johann Reuchlin und ſeine Zeit von Dr. Ernſt Theodor Mayerhoff. Berlin, 1830, S. 80.

**) a. a. O. S. 74.

***) Bekannt iſt das Sprüchwort der niederländiſchen Mönche: Si est bonus Grammaticus, est hæreticus. Wenn in den Handſchriften dieſer Zeit irgendwo griechiſche Wörter vorkamen, ſo ſchrieben die Mönche: græca sunt, non leguntur. A. a. O. S. 74. 75.

Miscellen.

Es iſt bekannt, daß ſchon ſeit einiger Zeit eine Geſellſchaft, the Camden Society, die Herausgabe altre engliſcher Manuſcripte eifrig betrieb. Unter denen, die in der letzten Zeit erſchienen, ſcheinen für die Geſchichte der engliſchen Dichtkunſt zwei Gedichte von beſonderem Intereſſe: ein Schauſpiel, betitelt König Johann (King Johan) von John Bele, und ein Gedicht über die Abſetzung Königs Richard II. Jenes iſt unter König Heinrich VIII geſchrieben und ward, wie der jetzige Herausgeber, Collier, bemerkt, vorzugsweiſe beſtimmt, die Reformation zu befördern und zu befeſtigen. Er nahm in dieſer Abſicht die hervorragendſten und populäreſten Ereigniſſe aus der Regierungszeit Königs Johann, ſeine Streitigkeiten mit dem Papſte, die Leiden des Landes während des Interdicts, ſeine ſpätere Unterwerfung und ſeinen Tod, der gewöhnlich dem Gift aus der Hand eines Mönchs von Swinſtead zugeſchrieben wird, und wandte ſie auf die Lage des Landes in den letzten Jahren der Regierung Heinrich VIII an. Neben den hiſtoriſchen Perſonen des Königs Johann, Papſt Innocenz, Cardinal Pandulfus ꝛc. erſcheint auch England als Wittwe, die kaiſerliche Majeſtät, Adel, Kleriſei, bürgerliche Ordnung, Verrath, Wahrheit, Aufſtand. Das Gedicht über Richard II (alliterative poem on the death of R.) ſcheint nach der Zeit geſchrieben zu ſeyn, als der König in die Hände ſeiner Feinde gefallen, doch ehe die Abſicht ihn abzuſetzen, öffentlich bekannt war. Nach dem Herausgeber, Hrn. Wright, ſcheint es eine Nachahmung und Fortſetzung der Satyre „Piers-Plowmen" zu ſeyn, mit dem es in Geiſt und Kraft viel gemein hat. Viel Anſpielungen auf Volksſitten und geſellſchaftliche Beziehungen jener Zeit und beſonders die Erzählungen der Wahlen und des Betragens des Parlaments, das die Rechte und Freiheiten des Landes in die Hände des Königs und ſeiner Günſtlinge brachte, machen einen vorzüglichen Reiz dieſes Gedichts.

Engliſche Blätter erwähnen den neueſten Roman von James, dem Verfaſſer der Zigeunerin, des Räubers ꝛc. mit großem Lobe. Er trägt den Titel: „der Hugenot," und ſpielt in den Zeiten Ludwig XIV unter dem Miniſter Louvois. Beſonders rühmen ſie die hiſtoriſche Treue und die Unparteilichkeit, mit welcher der Verfaſſer die unglückliche Verfolgung der Proteſtanten nicht aus einzelnen böſen Neigungen, ſondern aus dem Cauſtet der Umſtände zu erklären geſucht hat.

Unter dem Titel: „Pictures of the World at home and abroad (Lebensbilder zu Hauſe und in der Fremde)," hat Hr. Ward in drei Bänden drei Erzählungen gegeben, die von engliſchen Kritikern ſehr geprieſen werden, beſonders, wie es ſcheint, ihrer praktiſchen Tendenz wegen. Der erſte Band enthält die Geſchichte eines jungen Engländers, der über ſeinen Stand hinausſtrebt, und dadurch lächerlich wird; der zweite Band enthält die Erzählung: „Penenddack oder der Hochgeſinnte" worin die jetzige Politik Englands ſehr beſprochen, aber mit einer ſpaniſchen Novelle geſchloſſen wird; der dritte Band endlich beſchäftigt ſich mit dem Enthuſiasmus und der franzöſiſchen Revolution und namentlich ſoll die Abhandlung über den Enthuſiasmus, die dieſen Band eröffnet, trefflich gearbeitet ſeyn. (Die Erzählung iſt betitelt: „Rheindorf, oder die Enthuſiaſten."

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer** in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Bei allem Reichthum an Nachrichten über Indien stößt man doch im Verlaufe seiner Geschichte jeden Augenblick auf neue Punkte, die gar nicht oder nur sehr wenig aufgehellt sind. Im gewöhnlichen friedlichen Gang der Dinge geben gewöhnliche Beobachter dem fernen Forscher über manche der wichtigsten Dinge keinen Aufschluß, schon darum, weil sie meist den Umfang und die Bedeutung der ethnographischen und geographischen Fragen nicht kennen, und gute Beobachter, solche, die mit Fragen ähnlicher Art bekannt sind, gibt es wie überall, so auch unter den Engländern nicht sehr viele. Treten jedoch unruhige Bewegungen ein, bricht Krieg aus, so bringen sich auch dem Minderunterrichteten eine Menge Bemerkungen auf, und dieß ist namentlich in Indien der Fall, wo eine so bunt gemischte Bevölkerung sich findet, daß sie durch Herkunft, Glauben und Bildungsgrad an die verschiedensten Zeitalter mahnen. Man kann ganz Indien als ein Reich betrachten, dessen Souveräne im mittelalterlichen Sinn die Engländer sind, die aber noch gar manchen neidischen und turbulenten Vasallen haben: das sehr mannichfache Verhältniß zu diesen Vasallen tritt erst im Kriege recht hervor, indem sich da die Bevölkerungen auf die merkwürdigste Weise scheiden und ihre Neigungen und Abneigungen hervortreten. Zudem bieten solche kriegerische Bewegungen noch ein anderes, bei der jetzigen Lage Indiens höchst wichtiges Interesse dar, nämlich die die höhern Classen Indiens, ohne Unterschied der Herkunft und der Religion, durchdringende Abneigung gegen die fremden Herrscher, die Engländer. Diese Behauptung kann gewagt scheinen, wir sind jedoch im Stande, Zeugnisse von Engländern selbst beizubringen. Als im Jahre 1814 der Kampf gegen Nepal begann, und anfangs gar keine günstigen Fortschritte machte, rührte sich der ganze alte, schon besiegte Mahrattenbund, und die weitläufigen militärischen Maaßregeln, die gegen diesen, so wie gegen die damit in Verbindung stehenden Räuberhorden der Pindarris ergriffen wurden, waren die entfernte Veranlassung zu dem übermüthigen Benehmen der Birmanen und somit zu dem Krieg gegen dieselbe im J. 1824. Während dieses Kriegs fiel eine äußerst merkwürdige Episode vor, die

Belagerung von Bhurtpur.

Wer sollte es glauben, daß die Belagerung einer einzigen Veste im nördlichen Indien die Fürsten in ganz Dekkan in Spannung erhalten haben sollte, und doch ist es so: der bekannte Bischof Heber bemerkt in seinem Werke: „es ist wirklich seltsam, wie viele Wichtigkeit der Veste Bhurtpur beigelegt wurde; selbst im Carnatic *) wollten die eingebornen Fürsten nicht glauben, daß es je genommen werden könne, und daß nicht die Dschats zum Kern werben sollten, um den ganz Indien sich sammle.“ Die Hoffnung eines glücklichen Widerstandes gegen die englische Herrschaft ist hiemit klar ausgesprochen. Die Dschats gehören zu einer niedern Hindukaste, und wurden wahrscheinlich während der Religionskämpfe zwischen Buddhisten und Braminen, als Anhänger der ersten in die nordwestlichen Gebirge gedrängt, von wo sie der Strom der mohammedanischen Eroberungen allmählich wieder nach Indien trieb. Sie sind keine Mohammedaner, aber auch die Hindus vermischen sich nicht mit ihnen, und da sie oft unter den mongolischen Kaisern, gleich und neben den afghanischen Rohillas als Soldtruppen dienten, so treten sie häufig in Verbindung auf, und sie waren es auch hauptsächlich, welche durch ihren Uebertritt auf die Seite der Afghanen die Schlacht auf den Feldern von Panniput im J. 1761 zum Vortheil dieser letztern gegen die bis dahin immer im Steigen begriffenen Mahrattenmacht entschieden. Während des Verfalls der mongolischen Macht in Indien setzten sich diese Dschats mehr und mehr in der Nähe des Dschumna fest, und ihre Radschas, die sich selbst der tapfern Radschputen erwehrten, dauten als ihren Sammelpunkt die Veste Bhurtpur, die mehr und mehr der Anhaltspunkt für den ganzen Stamm wurde. Als die Mahrattenmacht in den Jahren 1804 und 1805 von den Engländern besiegt wurde, rettete sich der bekannte Holkar zu den Dschats, die ihn aufnahmen. General Lake rückte vor Bhurtpur und verlangte seine Auslieferung, aber erst nach fünf Stürmen, die den Engländern über 3000 Mann kosteten, fand der Radscha für nöthig, Holkar seinem Schicksal zu überlassen. Den Ein-

*) Welches um fast 15 Breitegrade von Bhurtpur entfernt liegt.

Digitized by Google

gang in die Veste selbst zu fordern, fanden die Engländer nicht für rathsam.

Dieß hob natürlich den Ruf der Veste, und als im J. 1825 ein Erbschaftsstreit ausbrach, wobei die Engländer sich für einen minorennen Radschah gegen einen wirklichen oder angeblichen Usurpator entschieden, bot dieser, mit Namen Durdschan Sal, den Engländern in seiner für unbezwinglich gehaltenen Veste Trotz; 25,000 Mann mußten gegen dieselbe zusammengezogen werden, keine Kleinigkeit in einem Augenblick, wo man den birmanischen Krieg zugleich führen mußte, und am Ende des Jahres 1825 zog Lord Combermere vor die Veste, deren Befehlshaber vornherein zwei große Fehler begingen, die allein die baldige Bezwingung der Veste herbeiführten; sie öffneten nicht frühzeitig genug die Teiche, um die Gräben der Festung zu füllen, so daß die Engländer noch zeitig genug heran kamen und die durchstochenen Dämme wieder verstopften, ehe die Gräben auch nur zur Hälfte gefüllt waren, und zweitens ließ man die dichten Dschungeln vor der Veste stehen ohne sie abzubrennen, wodurch dem Feinde die Gelegenheit gegeben wurde, die Festungswerke ungestraft in der Nähe zu reeognosciren und die Laufgräben zu eröffnen. Dieß waren Fehler der höhern Anführer, die Truppen der Rohillas und Dschats wehrten sich mit bewundernswerther Tapferkeit. Vor der Belagerung hatten sich 12,000 Reiter in dem Platze befunden, wie es scheint großentheils Rohillas, die Durdschan Sal bei Annäherung der Engländer entließ; doch hatten sich etwa 1000 Mann zu lange aufgehalten, und diese hieben sich, trotz dem, daß die Engländer von dem Versuche zum voraus unterrichtet waren, mit geringem Verlust durch die englische Reiterei durch. Das Fußvolk, theils Dschats, theils Rohillas, blieb in der Stadt, und hatte, voll Haß gegen die Engländer, geschworen, zu siegen oder zu sterben. Am 10 December erschienen die Engländer vor der Veste und schmeichelten sich schon am 2 Januar den Sturm eröffnen zu können, aber unvorhergesehene Hindernisse, namentlich der Umstand, daß die Lehmmauern der Veste besser als alles Mauerwerk den Schüssen trotzte und man zu Minen seine Zuflucht nehmen mußte, verzögerten die Operationen; bei mehrern Gefechten scheinen auch die Engländer schwere Verluste erlitten zu haben, wie sich aus der Erbitterung ergibt, mit der am Entscheidungstage, dem 18 Januar, kein Pardon gegeben wurde, nicht einmal den wenigen, die nach Erstürmung des Platzes sich durch die Flucht zu retten suchten.

Am Morgen des 18 Januars wurden zwei Minen gesprengt, worauf alsbald der Sturm begann, und nach zwei Stunden waren 4000 Feinde erschlagen; sie hatten nach Erstürmung der Bresche bei jeder der zahlreichen Bastionen, bei jedem Thore aufs neue sich gestellt, und nach dem einstimmigen Zeugniß der Engländer, die „anfopferndste Tapferkeit in der Sache des Usurpators gezeigt." Ein englischer, bei dem Sturme anwesender Officier erzahlt: „die Todten lagen ziemlich dicht zwischen den verschiedenen Bastionen. Auf der rechten Seite zählte ich über 500, meist Leute von edler Gesichtsbildung, deren musculöse Gestalten und trotzigen Blick man selbst im Tode nicht ohne ein Gefühl von Achtung betrachten konnte." Ein Glück für die Engländer, daß sie es nicht mit mehrern ähnlichen Vesten zu gleicher Zeit zu thun bekamen.

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Messina.

(Fortsetzung.)

Nördlich von Terra nuova öffnet sich ein weitläuftiges Thal. Die Berge ziehen sich mehr ins Innere zurück, und öffnen eine breite Schlucht, welche man durchreist, um Calatagirona zu erreichen. Zur Linken winkt aus weiter Entfernung Butera, zur Rechten S. Maria di Niremi, beides Dörfer, welche ihrer hohen Lage wegen schon am vorigen Tage sichtbar wurden, und in deren Gesichtskreis wir den Tag über, trotz aller Anstrengung um vorwärts zu kommen, wie gebannt waren. Ein mit freundlicherem Auge begrüßter Gesichtspunkt war der Aetna, welcher hier zum erstenmale sein ehrwürdiges Haupt der die Kette seiner jüngern Brüder erhob. Noch waren wir 92 Miglien entfernt, und schon waren die Rauchwolken, welche seinem Krater entstiegen, vollkommen sichtbar. Das Thal selber zeugte von sorgfältiger Cultur. Ein räumiger Behälter sammelte das Wasser eines Seitenarms des Terra nuova Flusses, um im Sommer seine Schleusen zu öffnen, und die umliegenden Felder zu tränken — eine um so erfreulichere Erscheinung, seltener sie bei dem noch nicht zum zehnten Theil bebauten Boden sichtbar wird. Kaum aber beginnt jene Ebene sich wieder zu verengen, als auch die Cultur schwindet, und die danale Fächerpalme aufs neue die Felsen überwuchert. — Calatagirone macht seinem hohen Namen alle Ehre: mehr als einer Stunde bedarf es, um den hohen Berg, auf dem es liegt, zu erklimmen. Der heftigste Gewitterregen, der uns von Terra nuova aus verfolgt hatte, verkümmerte uns nicht nur die Bergaussicht, er zwang uns auch im Wirthshause die, nach sicilianischer Weise die Fenster vertretenden, Läden zu schließen, und den Nachmittag über durchnaßt und fröstelnd, trotz des glimmenden Scaldino, im Dunkeln zu sitzen. Erst der folgende Tag gestattete mir Calatagirone in Augenschein zu nehmen: es ist eine der größten Stadte der Insel, ihre Straßen sind breit, und die öffentlichen Gebäude erheben sich über das Alltagliche. Die Kuppeln der Kirchen sind dann auch hier, dem abscheulichen sicilianisch-neapolitanischen Geschmacke zufolge, mit bunten Thonkacheln bedeckt, die ihnen ein Harlekinartiges Ansehen leihen, wie denn überhaupt gemalter Thon sehr häufig zu Ornamenten auf der Insel verwandt wird. So tapeziren kolossale, Grauen erregende Gemälde, zusammengefügt aus einzelnen Kacheln, nicht selten die Außenwände der Kirchen, und vor dem Thore von Calatagirone erhebt sich eine mächtige abgeschmackte Halle — ihren Zweck zu entrathseln, dürfte schwer seyn — mit Bogen, Säulen, Balustraden, Bänken, deren Verzierungen sämmtlich aus jenem Stoffe gebildet sind. Die Gewitter des vorigen Tages hatten die Kalte in den oberen Regionen bedeutend gesteigert, und der Aetna zeigte sich im völlig winterlichen Gewande. Die Thäler unterhalb Calatagirone

Digitized by Google

sind, wenn auch nicht den romantischen, doch gewiß den freundlichen beizuzählen. Die Weinrebe bekleidet die Anhöhen, und die Aloë entfaltet ihre schönen, schlanken Blätter mit einer seltenen Grazie und Eigenthümlichkeit. Der wunderbare Reiz dieser Pflanze entwickelt sich nur, so lange sie wild wächst. In Töpfen bewahrt sie jederzeit einen starren, steifen Charakter; in der Freiheit aber erheben sich die meerblauen Blätter in den anmuthigsten Linien, mit dem kühnsten Schwunge, fallen nachlässig zurück, beugen sich wie wollüstig dehnend, und aus ihrer Mitte schwingt sich der herrliche Blüthenstamm mit seiner Glockenkrone königlich in die Luft. Aus dieser Betrachtung weckten mich die über den Weg verstreuten Pferdegerippe, welche einer Schaar heißhungriger Hunde zum Mahle dienten. Sie sind die Vorläufer eines sicilianischen Dorfes. Jederzeit sind diese, wie Adlerhorste, an den Felsen geklebt, der Weg zu ihnen ist grundlos; die Grausamkeit des Sicilianers gegen Thiere übersteigt alle Begriffe — und so verhauchen denn häufig die Gequälten unter den Mißhandlungen ihrer Peiniger das Leben, und bleiben liegen, bis die Raubthiere sich ihrer Bestattung unterziehen.

Das dießmal verkündete Dorf heißt Geanmichele; es ist eins der weitläuftigsten und verhältnißmäßig bestgebauten, und dennoch habe ich niemals in Polen, mit dem Unterschiede, daß die hiesigen Häuser sämmtlich massiv sind (ein Vorzug, den der Ueberschwang an Steinen und die Armuth an Holz leicht erklärlich machen), einen größeren Schmutz, ein tieferes Elend gefunden. Die Wohnungen haben nur ein aus den vier Mauern bestehendes Gemach, kein Fenster, keinen Schornstein, und statt der Thür eine nie zu schließende Oeffnung. In dieser rauchschwarzen Höhle hausen Menschen, Hunde, Hühner, Schweine in brüderlicher Eintracht, nur daß das Lager durch eine Strohmatte abgesperrt wird, und der Säugling in einer an Schnüren schaukelnden Futterschwinge ruht. Das Schild des Wirthshauses benannte dieses, für Lebende abschreckend genug, Albergo delle anime del purgatorio. Wird nun gleich die diesseitige Buße meiner Vergehungen nicht in diesem Fegefeuer von mir gefordert, so darf ich dennoch hoffen, daß dieser Reisetag bei derselben in Anschlag gebracht werde. Mir wenigstens wird er unvergeßlich bleiben.

Hinter Granmichele beginnt eine wüste, einförmige Hügelkette, auf welcher endlose Strecken von Ackerland und Wiesen wechseln; sie dehnt sich bis Vizzini, ein kleines, auf Felsen liegendes Städtchen. Die mit Pappeln bepflanzten Felsschluchten welche es rings umgeben, tragen ein dichtes Gewand von indianischen Feigen; ein Mühlbach, welcher sie durcheauscht, bildet anmuthige Cascadellen, und sprüht bald aus baldverfallenen Mühlen, bald von den dicht mit Venushaar umwachsenen Bogen einer Wasserleitung gar malerisch hernieder. Hinter Vizzini dagegen beginnt das Sibirien Siciliens.

(Fortsetzung folgt.)

Räubereien in Indien.

Die Menge der Raubanfälle und die Frechheit der Räuber sind allmählich ein Gegenstand lauter Klage geworden. Der Hurkaru vom 26 Junius enthält die Einzelnheiten eines Raubanfalls, der zu Sulkiah, welches wenig über eine Stunde von Calcutta entfernt liegt, von fast 100 Bewaffneten verübt wurde, welche zwei Leute ermordeten und drei andere schwer verwundeten. Der Zweck des Raubanfalls war, sich in den Besitz von 2000 Rupien zu setzen, welche der Hauseigenthümer den Tag zuvor eingenommen hatte; sie wurden jedoch in ihrer Erwartung getäuscht, indem das Geld schon nach Calcutta geschickt worden war. Seltsamer Weise entkam der ganze Räuberhaufe und blieb unentdeckt, obgleich der Anfall in so geringer Entfernung von der Hauptstadt unter Fackelschein und dem Klange der Flöten und Trommeln bewerkstelligt worden war. Auch werden noch mehrere ähnliche Fälle erzählt, welche sich in neuester Zeit bedeutend gemehrt zu haben scheinen. (Asiatic Journal. November 1828.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

I. Von der ungarischen Gränze bis Sebenico.

(Fortsetzung.)

Wir beginnen unsere Wanderung mit der seewärts Zara gegenüberliegenden Insel Uglian. Sie bildet mit dem Festlande den Canal von Zara, den man mittelst einer Barke in einer Stunde bequem durchschiffen kann. Unter allen dalmatischen Inseln ist sie zwar die kleinste, aber auch eine der anmuthigsten. Die Zaratiner haben sie daher zu ihrem Sommeraufenthalt gewählt, und man sieht auf derselben mehrere zum Theil sehr niedliche, in italienischem Geschmack aufgeführte Landhäuser, schöne Gärten mit Obst- und Mandelbaumen geschmückt und lieblich duftende Wiesengründe. Inmitten derselben erhebt sich ein kegelförmiger Berg, dessen Gipfel die Ruinen des Castello St. Michele malerisch schmücken. Leicht auf jeder Seite besteigbar, genießt man auf demselben eines der herrlichsten Naturgemälde, in welchem die ostwärts gegenüberliegende Stadt, das Meer mit seinen vielarmigen Canälen, Buchten, Klippen und zahlreichen Eilanden ein seltenes Ensemble bilden. Unter die bemerkenswerthen Eilande, welche nordwärts gegen die istrische Küste hin sich lagern, gehören: Melada, Paga und Arbe, wovon letztere mit dem Küstenlande den morlakischen Canal bilden; gegen Westen sind Grossa, Parvich, Zlaein und Coronata; ostwärts in gerader Richtung von Uglian tauchen Esso, Grossa, Pasman, Morter, und zwischen diesen und Coronata die Insel Zuri, welche nebst vielen kleineren unter dem Namen der euganäischen Inseln begriffen und von Plinius Sacrum genannt werden, empor. Da zwischen diesen Inseln und den Küstenorten kein regelmäßiger Verkehr stattfindet, so ist, um sie zu besuchen, nothwendig, daß man hiezu eine eigene Barke miethe, deren es im Canal von Zara mehrere gibt. Diese sind ihrer Bestimmung nach dasselbe, was in Wien, Triest u. s. w. die Landkutschen, und bestehen aus kleinen, einmastigen Fahrzeugen, welche der Dalmatiner Bragozzen und Stelle, ihre Pateane oder Eigenthümer aber Tragbetti nennt. Obschon klein und leicht gebaut, ist diese Art Fahrzeug doch eben passend, um damit durch die engen, klippenreichen Canäle sichre und schnell hindurch zu können. Die erste in nördlicher Richtung von Uglian sich erhebende Insel ist

Melada. Sie ist etwa 20 Quadratmeilen groß und zählt 120 Häuser mit 780 Einwohnern, die sich größtentheils mit Oelbau und etwas Seidenzucht nähren. Getreide bauen sie kaum so viel, als ihr

eigener Bedarf erfordert, und dieſes müſſen ſie, da die Inſel Mangel an fließendem Waſſer leidet, auf Handmühlen mahlen, deren faſt jedes Haus eine beſitzt. Die Oberfläche der Inſel iſt ſehr gebirgig, und außer dem in den ſchmalen Thalfurchen gepflanzten Oelbaum mit einigem Laubholz, namentlich Buchen, bewachſen. Die nächſtfolgende Inſel in dieſer Reihe,

Pago, iſt eine der größten im quarnaciſchen Golfe, zu dem alle diejenigen Inſeln gezählt werden, die zwiſchen Croatien und Iſtrien liegen. Man beſchifft ſie daher am leichteſten von der Liccaner Küſte aus, der gegenüber ſie liegen, und mit welcher ſie den Canal della Morlacca oder Sinus Caeruenſis bilden. Bei den Alten wurde dieſe Inſel Giſſa oder Liſſa genannt, die jetzigen Einwohner nennen ſie in ihrer Mundart gewöhnlich nur Pag. Ihre Oberfläche beträgt 20 Geviertmigtien mit 4500 Einwohnern, die ſich am Weinbau, Schafzucht, Fiſchfang und Salinenbau nähren. Aus der Schafmilch wird hier ein ſehr wohlſchmeckender Käſe bereitet, der für die Bewohner eine ziemlich bedeutende Erwerbsquelle abgibt. Ueberhaupt gehören die Paganer zu den wohlhabendſten und betriebſamſten Inſelbewohnern Dalmatiens. Pag beſteht aus etwa 500 Häuſern und iſt im Jahre 1442 von den Venetianern erbaut worden. Der Hauptort Pag liegt an einer gegen tief in das Land eingreifenden Meeresbucht, Valle di Zaglo genannt. Um denſelben lagern ſich in einem weiten Halbkreiſe gegen 2000 Gavedini oder Salzbette, in denen bei günſtiger Jahreszeit über eine Million Metzen Salz erzeugt wird. Um dasſelbe zu gewinnen, wird zur Sommerszeit das Meerwaſſer mittelſt Abzugscanälen in die Bette geleitet und hier der Verdunſtung überlaſſen, welche bei der hier herrſchenden außerordentlichen Hitze ſehr ſchnell von Statten geht. Das in Kryſtallen ſich ausſcheidende Salz wird dann mittelſt hölzerner Schaufeln von dem Boden gelöst und in Säcke für den Transport verpackt. Außer der Stadt Pago trifft man übrigens keinen andern geſchloſſenen Ort, wohl aber viele abgeſonderet umherſtehende Häuſer, deren jedes ſeine eigene Ciſterne hat. Die dritte benachbarte Inſel in dieſer Reihe iſt

Arbe, von den Slaven Rab genannt. Sie iſt, obſchon nicht die größte, doch eine der ſchönſten und fruchtbarſten unter den dalmatiſchen Inſeln. Ihre Oberfläche beträgt 30 Quadratmigtien bei einem Längendurchmeſſer von 20 Miglien. Die Breite wechſelt von 3 bis 4 Miglien. Auf ihrer öſtlichen Seite erhebt ſich eine ziemlich hohe und ſteile mit der Mittagslinie faſt gleichlaufende Gebirgskette, von der aus drei bewaldete Aeſte über die ganze Länge der Inſel ſich hinbreiten. Inmitten derſelben lagern ſich die anmuthigſten mit dem friſchſten Grün prangenden Thäler, in denen das Meer mannichfache Buchten bildet, aus welchen wieder mehrere kleine Inſelchen emportauchen. Die ganze Inſel iſt bebaut, und nur der Hochrücken des Gebirgs nackter, kahler Felſen. Die niedern Vorgebirge prangen mit den ſchönſten Eichen-, Loorbeer- und Olivenwäldern, während die Abhänge mit Reben bepflanzt ſind. In den Thälern wächſt Getreide mannichfache Art, namentlich türkiſcher Weizen und Hirſe, die gewöhnlich im Monat Junius ſchon vollkommen reif ſind. Der hier gebaute Wein iſt vorzüglich und ſehr geſchätzt, beſonders der bei Barbaros wachſende, welcher an Güte den beſten italieniſchen Weinen an die Seite geſtellt werden kann. Es iſt dieſe Inſel zugleich der einzige Ort in Dalmatien, wo auch weißer Wein gepflanzt wird. Dieſer verbindet mit einer ungewöhnlichen Süßigkeit ſehr viel Aroma, das beim erſten Genuß im Mund ein brennendes Gefühl gleichwie Weingeiſt veranlaßt. Die Stärke des rothen Weins beſtimmt meiſt ſchon die Farbe; denn je dunkler die Röthe, deſto vorzüglicher iſt gewöhnlich auch die Stärke und Qualität deſſelben. Eine gewiſſe hier häufig vorkommende Käfergattung (eine Art Rieſelkäfer), die man auf den Blättern der Rebe und des Brombeerſtrauches nicht ſelten und in großer Menge antrifft, wird von den Arbenſern für einen ſehr gefährlichen Feind dieſer beiden Pflanzen gehalten, um deſſentwillen ſie zuweilen beſondere Umgänge oder Proceſſionen veranſtalten. Neben dem Oel- und Weinbau treiben die Bewohner auch Fiſchfang, etwas Schaf- und Bienenzucht, welch letztere die ſchönen und blumenreichen Wieſengründe ungemein befördern. Ehedem wurde auch der Seidenbau ſtark betrieben, und wie aus einer bei Lucius Cap. 8 angeführten, für die Geſchichte Dalmatiens ſehr merkwürdigen, im Jahre 1018 datirten Vertragsurkunde hervorgeht, ſo dürfte die Cultur der Seidenraupe durch die griechiſchen Kaiſer früher nach Dalmatien, als nach Italien verpflanzt worden ſeyn, denn laut jener Urkunde verpflichteten ſich damals die Bewohner dieſer Inſel, dem Dogen Otto Urſeolus von Venedig einen jährlichen Tribut von 30 Pfund Seide, oder in deren Ermanglung 5 Mark fein Gold zu entrichten. Heutzutage wird aber der Seidenbau nur als Nebenſache betrieben, obſchon der Maulbeerbaum hier ſehr üppig wächſt und eine wohlſchmeckende Frucht liefert. Arbe zählt im Ganzen etwa 5500 Einwohner, wovon 1000 auf die Hauptſtadt Arbe und 700 auf Barbados, die übrigen auf Lozaro und die zerſtreut in den Thälern oder auf den kleinern Inſelchen umherliegenden Villen kommen. Arbe iſt ein freundliches Städtchen mit 225 Häuſern, die erhaben auf der Spitze einer kleinen Erdzunge am ſüdweſtlichen Vorgebirge liegen und mit einer Mauer umfangen ſind, durch welche zwei Thore in das Innere leiten. Dieſes iſt ziemlich regelmäßig, die Straßen gerade, aber eng, und die Häuſer aus rohem Kalkſtein erbaut. Die Stadt iſt der Sitz eines Biſchofs, und gehört nebſt der Inſel Pago zur Diöceſe von Veglia, welche einen Beſtandtheil des Zimmerkreiſes ausmacht. Der bei der Stadt befindliche Hafen iſt mittelſt eines künſtlichen Dammes ſo eingeengt, daß die Schiffe nur einzeln in denſelben einlaufen können, und wird Abends durch Ketten geſchloſſen. Auffallend iſt die Menge von Prieſtern, die auf dieſer Inſel hauſen. Man zählt ihrer über fünfzig. Die Bewohner von Arbe ſind durchgängig Grecken, ſowohl der Tracht als Mundart nach. Hoch und kräftig gewachſen, wie der Morlake, haben ſie auch in ihren Sitten Vieles mit dieſen gemein. Sie tragen auf dem halb glatt geſchornen Kopf eine ſcharlachrothe Mütze, an welcher rückwärts die wenigen in einen langen Zopf gewundenen Haupthaare, mit verſchiedenen Zierrathen behängt, hervorſtehen. Ihre Lippen ſchmückt ein ſehr langer in Form eines S gewundener Schnurrbart, den ſie mit vorzüglicher Sorgfalt pflegen. Um die Bruſt tragen ſie ein weſtenähnliches Gewand aus grobem, dunkelbraunem Tuch, an dem zu beiden Seiten zwei Oeffnungen für die Arme ſind. Die untern Gliedmaßen ſind in eng anliegende weiße Linnen gehüllt, welche durch eine um die Lenden geſchlungene rothe Binde feſtgehalten werden. Den übrigen Anzug vollenden blaue Strümpfe, welche bis an das Knie reichen, und ſpitz zulaufende, durch Darmſaiten feſtgehaltene Opanken oder Schuhe. So einfach, ja man darf ſagen ärmlich die Kleidung der Männer iſt, um ſo vielfältiger und wunſtiger iſt die der Weiber, deren Körper, mit Kleidungsſtücken beinahe überladen, ihnen jede Form und alles Anſehen benimmt. (Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1839.

Bevölkerung von Venezuela.

(Aus Hawkshaw's: Reminiscenses of South America.)

Die Bevölkerung der Republik beläuft sich ungefähr auf 800,000 Seelen. Sie besteht aus Weißen, die wieder eingetheilt werden können in solche, die in Europa geboren wurden, und solche, die in dem Lande selbst das Licht der Welt erblickten; Indianern oder Eingebornen, die als ein unvermischtes Volk nur einen kleinen Theil der Gesellschaft bilden; Negern, von denen einige von den Spaniern eingebracht wurden, andere von St. Domingo herübergekommen und von den andern benachbarten Inseln entlaufen sind. Der größere Theil der Bevölkerung besteht aus einer von Spaniern, Negern und Indianern gemischten Race, in welcher man jede Schattirung vom dunkeln Bronze des Zambo bis zur lichtern Färbung des Mulatten und Mestizen sieht. Diese vermischen sich nur nach und nach, und bilden eine Race farbiger Menschen von hellerer Schattirung als die Eingebornen, stärkerem Körperbau und größerer Thätigkeit des Geistes. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung, kann man behaupten, trägt bereits diesen Charakter der physischen Entwicklung und unterscheidet sich wesentlich von denen, die ihnen das Leben gaben; vielleicht wird diese helle, gelblich gefärbte Race der Stamm werden der künftigen Nationen Südamerika's. Viel hängt dabei von der Zahl und der Herkunft derer ab, die auf diese Küsten auswandern. Sollte ein großer Theil derselben aus Weißen bestehen, so würden die farbigen Racen hellere Farben tragen; gegenwärtig scheint es aber, als wenn diese Gegenden nicht den Weißen unterworfen werden sollten. Er hat seit Jahrhunderten diese Erde bewohnt, doch ist er jetzt als Fremdling ausgeworfen worden. Die Kaste des weißen Mannes sollte hier nicht herrschen.

In Venezuela stehen dem Farbigen die höchsten Staatsämter offen; Paez, der letzte Präsident, war aus dieser Classe. Daher besteht in diesem Lande kein Vorurtheil gegen den Neger, und wenn er frei ist, kann er sich in der Gesellschaft so hoch stellen, als Fähigkeit und Einsicht es ihm gestatten mögen.

Die Sitten der Venezuelaner haben im Allgemeinen Manches mit denen der Spanier gemein, indem mehr oder weniger jene Art Stolz, den man den castilischen nennen könnte, vorherrscht, sogar die Gedichte sind davon angesteckt. Vielleicht wird ihr Stolz noch durch die Betrachtung erhöht, daß sie „Republicanos" sind. Wenn sie einander anreden, sind sie höflich, selbst bis zum Landmann herab, und in ihrem Gang und äußern Betragen sind sie anmuthiger und gewandter als andere Nationen. Sie sind nicht gesellig, selten sehen sie Gesellschaften in ihren Wohnungen, das Theater, der Ballsaal, das Billard oder das Stiergefecht sind die Orte, wo sie sich treffen. Die höhern Stände lieben weder Pracht noch Aufwand in ihren Häusern oder in ihrer Lebensart, im Gegentheil, sie sind mäßig und sehr genügsam. Auch wird Wissenschaft und Literatur nicht sehr gepflegt, denn sie sind zu träg im Allgemeinen, um Studien oder um Beschäftigungen zu lieben, welche geistige Anstrengung erfordern. In vorzüglichem Grade herrscht Eifersucht gegen Fremde, vielleicht weil sie mit ihnen in Handelsunternehmungen nicht concurriren können oder von ihnen durch Reichthum und äußern Glanz sich verdunkelt sehen. Daher sind die englischen, deutschen und amerikanischen Kaufleute hauptsächlich auf ihren eigenen Umgang beschränkt, ausgenommen auf den öffentlichen Plätzen. Zuweilen verheurathen sie sich mit Ausländern, doch selbst hiedurch kann die Schranke im geselligen Verkehr nicht entfernt werden. Indeß auch abgesehen von ihrer Kälte gegen andere Nationen, haben die Venezuelaner noch nicht gelernt, sich der Geselligkeit zu erfreuen.

Die Frauen sieht man, ausgenommen auf öffentlichen Plätzen, selten außer dem Hause; sie bringen die meiste Zeit in ihren Zimmern zu, und sind in Bezug auf geistige Bildung sehr vernachlässigt. Sie spielen die Guitarre, einige das Pianoforte, und wenn sie wohl genährt und gleich Dampfkissen zum Singen abgerichtet sind, glaubt man sie gebildet genug für die Art Käfige, die sie einnehmen. Doch noch ein Talent habe ich vergessen — sie tanzen und tanzen sehr graziös (alle Venezuelaner tanzen); doch das ist auch alle äußere Politur, in allen wesentlichern Geschicklichkeiten sind sie von der traurigsten Unwissenheit. Ihr Gang ist anmuthig, selbst bei den untern Ständen; nach meiner Meinung gehen die Frauen weit besser hier

Digitized by Google

als in England. Doch das kommt zum großen Theil daher, weil sie weniger Ursach dazu haben, sie sind niemals in Eile, und in mancher Gegend ist gar kein Geräusch. Die Menschen sieht man niemals gehen, als gelte es ihr Leben, und in der That, sie haben auch keine Gelegenheit dazu. Ihre Haltung ist daher so, wie sie Personen haben, die gehen um zu gehen, nicht um zu einer bestimmten Zeit an einen Ort hinzukommen.

Ihre Kleidung ist nicht sehr mannichfaltig; die Hauptputzartikel unter den höhern Ständen sind große Schildkrotkämme von der kostbarsten Form, mit Schnitzwerk und durchbrochener Arbeit in den mannichfachsten Mustern; lange, schwarze Schleier, die den Kopf und fast die ganze Person verhüllen, und kleine seidene Schuhe und Strümpfe, von sehr feiner Arbeit. Auf diese Gegenstände ist augenscheinlich die größte Aufmerksamkeit der Frauen gerichtet, während die Männer die übrige ganz auf den Schmuck ihres Pferdes richten, indem sie den Stirnriemen des Zügels und den Sattel mit so viel Silber verzieren, als sich darauf anbringen läßt. Oft haben sie auch silberne Steigbügel und stets silberne Sporen.

Dieser Hang für silberne Sporen und reich verzierte Zügel geht bis in die untersten Classen herab; und ich habe Manner gekannt, die dafür alles hingaben, was sie besaßen; auch ist es nicht ungewöhnlich, einen silbernen Sporn an einem nackten Fuß angeschnallt zu sehen.

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Messina.

(Fortsetzung.)

Hier breitet sich ein unabsehbares Steinfeld in schauerlicher Kahlheit aus. Die Fernsicht zeigt Lentini mit seinen Seen, Catania und das Meer, und zur Rechten den Hybla. Nach einem drei Miglien währenden Ritt wird die Wüste durch eine tiefe, vom Waldstrom zerrissene Schlucht, in die man nur mit Lebensgefahr hinabklimmt, unterbrochen. Auf jenseitiger Höhe liegt das elende Dörfchen Buchiere. Ich wähnte, die 3 Miglien der Cattivissima strada, mit der mich der Führer bedroht hatte, seyen überstanden — ich war im Irrthum. Noch hatten wir uns, trotz dem daß keine Spur eines Weges sichtbar ward, auf der Strada carossabile befunden, und sollten die Schrecknisse sicilianischer Nebenwege erst kennen lernen. Mir fehlen die Worte, um die Abscheulichkeit der Straße zu charakterisiren. Die Erde verschwindet im eigentlichsten Wortsinn unter dem Geröll der mehrere Fuß hohen Steine; das Wasser wühlt immer neue Blöcke aus dem Felsgerippe, und vereitelt jeden etwanigen Versuch, eine Straße zu bahnen. Zu halben Stunden reitet man im Flußbett, und dieses sind, trotz dem daß die Bergströme nichts weniger als Kiessand mit sich führen, noch die erträglichsten Augenblicke. Die Maulthiere rutschen streckenweise vom steilen Felsen hinab. Daß sich weder Roß noch Reiter auf jener entsetzlichen Straße den Hals gebrochen, und besonders als hinter S. Maria di Busemi die finstere Nacht einbrach, bleibt mir noch jetzt ein Räthsel. Pallazzuola ist von dem letzten Ort abermals durch eine tiefe Felsschlucht getrennt. Die schönsten Steineichen, welche die Bergwand schmücken, konnte ich nur mehr ahnen, als mich ihrer freuen. Erst um Mitternacht erreichten wir den Gipfel, auf welchem Pallazzuola liegt. Es besitzt kein Wirthshaus. Die Gastfreundschaft, welche uns ein Schuhmacher angedeihen ließ, verursachte ihm weniger Unbequemlichkeit als uns. Trockenes Brod war das einzige Genießbare, was er uns vorsetzen wollte oder konnte; das Ungeziefer bezeugte dagegen wenig Lust, den uns gebotenen Fasttag zu theilen. — Mögen diese Andeutungen mir zur Entschuldigung dienen, wenn ich es am folgenden Tage verschmahte, die Alterthümer des nahe gelegenen Acrä, die Reste eines Theaters, Odeums und der Katakomben zu besichtigen, und so früh als möglich Syrakus zu erreichen wünschte.

Das Herabsteigen von der verwünschten pallazzuoliner Felsklippe ist nicht minder gefahrlich als deren Erklimmen, und erst wenn man sie aus dem Gesichtskreis verliert, scheint die Natur sich wieder versöhnlicher bezeigen zu wollen. Der Weg führt durch einen herrlichen, nur allzu kurzen Eichenwald, eine Seltenheit überhaupt auf der Insel, noch mehr aber in solcher Schöne. Die prachtvollsten, jahrhundertalten Bäume standen auf engem Raume zusammengedrangt, und waren unter einander durch Caprifolium und Epheu auf das Anmuthigste verflochten. — Der nachfolgende Berg gewährt eine schöne Aussicht auf das Meer, und das in ihm schwimmende Syrakus; dann steigt man zu der Cava di Spampinada, einer stundenlangen, von hohen, senkrechten Felsen begränzten Schlucht hernieder. Der Pflanzenwuchs, befruchtet von den Gebirgswässern, welche den Engpaß im Winter durchströmen, und von den Felsmauern vor Stürmen geschützt, ist hier über alle Beschreibung üppig und schön. Oeldäume und Sambuc wurzeln in den Steinspalten bis oben, und krönen den Rand der Klippen; Aloë und die verschiedensten Cactusarten verweben sich in seltsamer Gestalt, Granatbäume beugen sich unter der Last ihrer überreifen Früchte, der Epheu verhängt mit glänzend grünem Gewebe die Grotten, Weinlaub schwingt sich ihm an Kühnheit gleich an den Steinen empor, die Capernstaude läßt ihre feinen Ranken herniederhangen, während der durstige Oleander sich nur um wenige Schritte von der durch Kiesel bezeichneten Spur des Bachs trennen mag. — Das Dorf Floridia, welches am Ende der Schlucht liegt, reizt nur wenig zu längerem Verweilen, desto mehr die Olivenwaldung, welche sich bis zum Thore von Syrakus hinzieht, und in der die ältesten, merkwürdigsten Oeldäume stehen, die ich jemals sah; sie übertreffen sogar die Salernitaner an Anmuth und Fülle.

Syrakus ist Festung, seine Werke sind höchst unbedeutend; man muß ihm jedoch den Ruhm lassen, daß es sich von jeher männlich vertheidigte, wenn auch nur gegen Reisende. Mit Sonnenuntergang werden zwei von den vier Zugbrücken, welche den einzigen Zugang bilden, aufgezogen, und sämmtliche Pforten verriegelt und verrammelt. Wer draußen ist, bleibt draußen. Von dem zweifachen Gürtel der Festungswerke und des rings

Digitized by Google

umgebenden Meeres eingeengt, verkrüppelte der Wachsthum der Stadt in der Blüthe. Wohl keine andere wird von der Einbildungskraft mit so strahlender Glorie umgeben, als gerade Syrakus, und keine düft in der Nähe ihre Aureole schneller ein als sie. Die Kluft zwischen alter Herrlichkeit und modernem Elend ist zu weit, als daß bloße Erinnerungen an klassische hochtönende Namen sie ausfüllen könnten. So hege ich die feste Ueberzeugung, daß der ehrliche Semme, als er sich am endlichen Ziel seines Spazierganges sah, sich nicht wenig mystificirt gefühlt haben mag, und daß nur der für deutsche Ohren so einschmeichelnd tönende Namen Syrakus ihn bewogen habe, diesen seinem Buche vorzuheften. Die Straßen sind schmal, finster, armselig; nicht ein einziges, neueres Gebäude verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Die der Santa Lucia, der Schutzpatronin der Stadt, gewidmete Kathedrale enthält 24 der schönsten antiken, dorischen Säulen von vollendeter Arbeit, und dem Selinuntiner dritten Tempel an Styl, Größe und Ausführung vollkommen gleich. Ihre Schönheit kann aber nur mehr geahnt als erkannt werden, schmachten sie doch alle zwischen den Mauern einer Kirche, welche den Ruhm hat, die geschmacklosesste Façade in ganz Sicilien zu haben. Schöne Säulen eines Dianentempels nebst antiken Bädern befinden sich in der Dienstwohnung des Commandanten, aber unsichtbar für den Fremden. Das Nationalmuseum ist klein, aber wohl geordnet, und enthält außer einem überaus schönen Torso einer Venus mehrere ganz artige Kleinigkeiten, silberne Vasen, zierliche Bronzelampen und Thonstatuetten, welche sämmtlich in der Gegend gefunden worden sind. Die Hauptcuriosität der Stadt aber ist die Quelle Arethusa. Eine vom Meer umspülte, fünfzig Schritte lange Mauer umspannt den aus dem rohen Fels spendelnden und den innern Raum füllenden Born, in welchem jederzeit einige fünfzig mit Spülen der Wäsche beschäftigte Frauen hantieren. Keine Einfassung, Verzierung, nicht einmal das ärmlichste Ländchen Venushaar und Schlingkraut schmückt den kahlen Stein — es ist die nüchternste, trivialste Nymphe, welche mir jemals vorgekommen ist, und nirgends bin ich ärger vom Namensklange genarrt worden, als hier.

(Fortsetzung folgt.)

Fortdauernde Auswanderung der Boers auf dem Cap.

Die Nachrichten vom Cap (s. Times vom 12 Jan.) reichen bis zum 5 Nov., und diesen zufolge dauert die Auswanderung der holländischen Grenzcolonisten immer noch fort, indem ein tiefgewurzeltes Mißvergnügen sich immer mehr verbreitet. Der Mangel an einer wirksamen Unterdrückung der Einfalle und Räubereien der einheimischen Stämme scheint die Hauptveranlassung zu seyn. Die Nachrichten über die Ausgewanderten in Port Natal gehen bis Ende September, und lauten sehr günstig: sie hatten eine bedeutende Menge Lebensmittel, Werkzeuge und andere Bedürfnisse erhalten, welche durch öffentliche Subscription zusammengebracht, und durch ein besonderes Schiff hingesendet worden waren. Die Ausgewanderten waren emsig mit dem Landbau beschäftigt, obwohl man wegen der späten Jahreszeit und der fortdauernden Dürre befurchtet, die Ernte möchte nicht sehr reichlich ausfallen. Am Cap herrschte eine merkwürdige Vorneigung, ihnen jeden möglichen Beistand leisten, ob von Seiten der holländischen oder englischen Bevölkerung, wird nicht gesagt.

Verheerungen der Hungersnoth in Indien.

Nachstehende Schilderung mag einen Begriff von den Verheerungen geben, welche jetzt die glücklicherweise großentheils gehobene Hungersnoth in den obern Provinzen Indiens veranlaßt hat: „Die Stadt und Vorstädte von Agra enthalten ungefähr eine Bevölkerung von 50,000 Seelen, und gegenwärtig (Mai 1838) mag ungefähr eine gleiche Zahl Armer aus den benachbarten Districten dahingeströmt seyn. Nach den letzten Tagsberichten begrub die Polizei täglich 400 Leichen, und einige Zeit früher 5 bis 600 täglich, also ungefähr 1000 monatlich, bei welchem Sterblichkeitsverhältnisse die gesammte Bevölkerung, die gewöhnliche und die zufällige, in 16 Monaten völlig weggerafft wäre. Von denen, welche man in das eröffnete Asyl aufnahm, starben täglich 100 bis 150 innerhalb 24 Stunden, da es unmöglich war, die erschöpften Körperkräfte, welche meist durch Krankheiten noch mehr angegriffen waren, wieder herzustellen. Man hat in Erfahrung gebracht, daß von den auf Dörfern dienenden Knechten niederer Kaste, mit Ausnahme derer, die nach Agra und andern Städten flüchteten, nur wenige am Leben blieben. Selbst von den kleinern Pächtern ist eine große Anzahl umgekommen, andere haben ihre Ländereien verlassen, um den Forderungen des Pachtschillings und der Schuldenzahlung, zu deren Befriedigung sie keine Mittel hatten, zu entgehen. Ein noch außerordentlicherer Umstand ist aber, daß selbst einige reiche Grundeigenthümer nach andern Theilen des Landes entflohen sind und ihre Rechte verzweiflungsvoll aufgegeben haben. Ueberall sieht man verfallene Dörfer und selbst große Städte, welche die Hälfte ihrer Einwohner verloren haben. So vollständig war die Zerstörung des Ackerbaucapitals, daß, wenn nicht die Regierung den noch übrigen Zemindars (Grundherren) die Mittel liefert, das nöthige Vieh und Saatkorn zu kaufen und die Arbeiter zu unterhalten, das Land nicht bebaut werden kann, wie günstig auch die Witterungsaussichten für das nächste Jahr seyn mögen." Die Dürre hat bekanntlich bald darnach aufgehört, dagegen aber haben sintfluthähnliche Regen alle Flüsse geschwellt und ungeheure Verwüstungen angerichtet. (Asiatic Journal. Nov. 1838.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungarischen Gränze bis Sebenico.

(Fortsetzung.)

Ungleich geringeres Interesse als die so eben genannten haben jene westwärts von Uglian gelegenen Inseln Grossa, Zlarin und Coronata. Diese sind nur hinsichtlich ihrer Größe und Lage einigermaßen verschieden, kommen aber in ihrem Charakter ziemlich überein, wie sich denn auch ihre Bewohner fast ausschließend nur mit Fischfang und Schafzucht ernähren. Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit den ostwärts von Uglian gelegenen Inseln Esse, Paxman, Morter

Digitized by Google

und der zwiſchen dieſen und Caronata gelegenen Inſel Zuri, welche man nebſt mehrern andern unter dem gemeinſamen Namen enleduſſiſche Inſeln begreift. Auch dieſe haben, da unter ihnen ſehr viele unbewohnte ſogenannte Scoglien (Klippen) ſich befinden, keine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit aufzuweiſen, und nur bei der größern Inſel Mortèr iſt zu bemerken, daß ſie mittelſt einer beweglichen Brücke mit dem Feſtland in Verbindung ſteht. Alle Schiffe, welche daher in den Hafen von Zara einlaufen wollen, müſſen dieſen Engpaß paſſiren. Da auch unter den auf dem Feſtlande die Stadt umgebenden Ortſchaften, wie z. B. Nona, Babindak, Zemanico, Boccanazza, keiner ſich befindet, der eine beſondere Aufmerkſamkeit verdiente, ſo ſetzen wir unſere Wanderung von Zara aus auf der längs der Meeresküſte hinführenden Straße (Strada marittima) fort. Dieſe iſt in jeder Hinſicht eine der ſchönſten und intereſſanteſten Straßen, da ſie nicht nur durch die merkwürdigſten Orte und Städte, ſondern auch durch die ſchönſten und cultivirteſten Gegenden führet. Indeſſen dürfte es hier zuvörderſt nothwendig ſeyn, einige Bemerkungen für den Reiſenden vorauszuſchicken, da das Reiſen in Dalmatien ganz verſchieden iſt von jenem in den übrigen ungariſchen Provinzen. Man hat ſich hier auf Beſchwerden gefaßt zu machen, die man in andern Gegenden Europa's gar nicht oder meiſt nur dem Namen nach kennt. Hierunter iſt hauptſächlich zu zählen der außerordentliche Mangel an Unterkunftsſtätten und Wirthshäuſern. Nur einem im Dienſte Reiſenden oder mit beſondern Empfehlungen an irgend in einem der Orte, die man zu berühren hat, machen es möglich, Unterkunft und Koſt zu finden, ungeachtet die Gaſtfreundſchaft im Allgemeinen hier überall ausgeübt wird. Von dem Fahren mit eigenem Wagen oder mit einer Landkutſche kann, obſchon die Straßen durchaus gut beſchaffen ſind, hier keine Rede ſeyn, theils wegen Mangel an Zugpferden und Wagen, denn nur in Spalato ſind einige ſogenannte Fiakre zu finden, theils und mehr noch wegen der engen und naheuen Gaſſen, die nicht nur Zara, ſondern auch allen übrigen Städten des Landes eigen ſind. Die gewöhnlichſte Art zu reiſen geſchieht daher mittelſt Saum- oder Packpferden, in den Kreiſen Ragusa und Cattaro aber mittelſt Maulthieren. Für die Fütterung der Pferde hat man nie zu ſorgen, da dieſe faſt im ganzen Lande, ſelbſt den Winter hindurch, überall friſches Gras finden; wohl aber hat man eine Begleitung nothwendig, theils der Fortbringung des Reiſegepäcks und der Nahrungsmittel wegen, theils wegen der Sicherheit vor Straßenräubern, die jedoch im Litorale ſeltener ſind, als in den Gebirgen. Man wählt hiezu einige Paduren, deren in jedem Orte mehrere aufgeſtellt ſind, und die ungefähr dieſelbe Beſtimmung haben, wie in andern Ländern die Gensdarmerie, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht auf militäriſchem Fuße, ſondern civiliſtiſch organiſirt ſind. Sie verrichten den Dienſt der Landpolizei unentgeltlich, und bloß gegen Befreiung von der gewöhnlichen Robat. Ihre Kleidung und Waffen ſind die landesüblichen, nur die Harumbaſchas (Unteroffiziere), Serdaren (Oberoffiziere) und Oberſten ſind nach dem öſterreichiſchen Militärſchnitt gekleidet. Die Paduren werden aus den wahlhabendern Morlaken in jedem Diſtrikte gewählt, und ſind daher auch meiſt Leute, auf die man in jeder Gefahr mit Sicherheit zählen kann. Mit einer bewundernswürdigen Herzhaftigkeit verbinden ſie auch eine ſeltene Treue und Gefälligkeit gegen den Reiſenden, in deſſen Dienſt ſie ſtehen.

Der erſte Ort, den man außerhalb Zara berührt, iſt Gorlizza, ein größtentheils von Fiſchern bewohntes unanſehnliches Dorf, das, ſo wie das nächſtfolgende Wenna, eine Poſtſtation hat, wo die Pferde gewechſelt werden können. Bemerkenswerth iſt der bei letzterem Orte befindliche See, welcher einer der größten des Landes iſt. Er nimmt einen Flächenraum von beinahr 9 Quadratmiglien ein, und erhält ſein Waſſer durch mehrere unterirdiſche Quellen und durch die Bäche Biba und Schacobich; der ſalzige Geſchmack ſeines Waſſers und die in ihm bemerkbare Ebbe und Fluth laſſen vermuthen, daß er auch mit dem 3 Miglien entfernten Meere in Verbindung ſtehen müſſe. Er iſt überaus reich an Fiſchen, beſonders an Aalen, wovon alljährlich mehrere Tonnen nach Triest ausgeführet werden. Wenna war in frühern Zeiten ein wohlbefeſtigtes Kloſter und Sitz eines Großpriors der Tempelherren, denen es König Andreas II von Ungarn ſchenkte. Die Venediger zerſtörten es aber, ſo daß jetzt nur noch einige Trümmer von demſelben ſichtbar ſind. Außerhalb Zattan, einem Dorfe mit einem Poſtwechſel, fängt die Gegend an ſich anmuthiger zu geſtalten, und Reize zu entfalten, wie man ſie im hohen Süden nicht ſchöner findet. Während einerſeits die jetzt immer zahlreichere werdenden Olivenwälder und mit dem lieblichſten Grün prangenden Mais- und Getreidefelder das Auge wohlthuend ergötzen, gewahrt man andrerſeits auf der allmählich ſich erhebenden Straße des Meeres endloſen Spiegel. Bei Scardona wird der Straßenzug durch den Kerkafluß unterbrochen, welcher hier durch das ſich mit ihm verbindende Meerwaſſer ſo ſehr an Breite gewinnt, daß man ihn für einen See zu halten verſucht wird. Man überſchifft ihn daher mit einer Plette, was bei der Tiefe ſeines Bettes und ſeinen häufigen Wogen nicht ſelten gefahrvoll iſt. Drei Miglien oberhalb Scardona bildet dieſer Fluß, nachdem er bei dem Mönchskloſter Viſſovaz das von Dernis kommende Flüßchen Cicola an ſich geriſſen hat, zwei ſehenswerthe Kataracte, den ſogenannten Roncislap und Skardinskislap, zu letzterem kann man mit einer Barke in einer halben Stunde hinſchiffen. Ueber einen anſcheinend aus Waſſer und Bäumen beſtehenden, etwa 150 Fuß hohen Berg ſtürzt der Strom in zahlloſen Cascaden und Staubwolken mit furchtbar donnerndem Getöſe über klippenreiche Vorſprünge herab in die wogende Tiefe, wo er ſich dann zwiſchen gradeck gefaßten Kalkfelſen raſchen Laufes hinwälzt, um in dem breitern Bette bei Scardona ſeine Vermählung mit dem Meere zu begehen. Oberhalb und unterhalb des Falles, ſo wie auf den unbeſpülten Plätzchen der Terraſſen ſelbſt wächſt Strauchwerk mannichfacher Art, deſſen immerwährendes Schwanken und Neigen den gewaltigen Druck des Waſſers zu erkennen gibt. Das einzige lebendige Thier in der Gegend iſt, außer den Bewohnern des Waſſers, der Purpurreiher, der hier in großer Geſellſchaft haust, aber beim Annähern eines Menſchen ſchen aufſteigt, und ſo lange in den Lüften kreiſt, bis derſelbe die Gegend wieder verläßt. Es iſt dieß der fünfte Waſſerfall, welchen die Kerka auf ihrem 40 Miglien langen Laufe zeigt, und unter allen der merkwürdigſte.

(Schluß folgt.)

Nach der Revue du Havre ſoll ein Uhrmachergeſelle dieſer Stadt ein neues Gangwerk erfunden haben, vermittelſt deſſen eine Damenuhr, Einmal aufgezogen, ein Jahr lang, eine Herrenuhr drei Jahre, eine gewöhnliche Standuhr 24 Jahre und eine Kirchenuhr 250 Jahre gehe!! Eine ſolche Uhr ſoll nur 50 Franken koſten. Er hat um ein Patent nachgeſucht.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widnmann.

Digitized by Google

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Krieg gegen die Radscha von Curg.

Das Land Curg liegt auf der Westküste der Halbinsel, ungefähr vom 12 bis 14° n. Breite und umfaßt das innere Bergland; die Küstenstädte, namentlich Mangalur (Mangalore) befanden sich seit dem Untergang des bekannten Tippu Sahed in der Hand der Engländer. Von einer Gefahr für die letztern konnte bei diesem Kriege keine Rede seyn, wenn gleich der Radscha in seiner Proclamation sämmtliche Indier, Mohammedaner und Hindus, zum Kampf gegen die Feringis aufrief. Der Radscha, gegen den die Engländer die Waffen ergriffen, scheint allerdings ein grausamer Mann gewesen zu seyn, und wir wollen den Engländern alle seine Abscheulichkeiten aufs Wort glauben; daß sie aber nach dem Kriege, der nur wenige Tage dauerte, das Land ganz unter eigene Herrschaft nahmen, hatte wohl keinen andern Grund, als daß das Sandelholz, dessen Gebrauch als Parfum im ganzen südlichen Asien vom rothen Meere bis Japan es zu einem Gegenstande des Großhandels macht, fast ausschließend auf dem Alpengau von Curg wächst.

Die neuere Geschichte der Radschas von Curg ist ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte orientalischer und namentlich indischer Dynastien. — Als unmündiges Kind fiel Wir Radschander Wadir, rechtmäßiger Radscha von Curg, in Heider Ali's Hände, der ihm versprach, bei seiner Volljährigkeit ihn auf den Thron zu setzen; dieß geschah aber nicht, und als Heider Ali gestorben, sperrte ihn Tippu in eine Veste ein, setzte 300 Pagoden jährlich zu seinem Unterhalt aus, und der junge Fürst dankte die Rettung seines Lebens wohl nur dem Umstande, daß seine Schwester in Tippu's Harem aufgenommen wurde. Inzwischen hauste letzterer im Lande, befestigte die Hauptstadt Mercara, führte einen Theil der Landeseinwohner, die der adeligen Kriegerkaste der Nairs angehörten, nach Meisur, wo er sie mit Gewalt zu Moslems machte, und hob unter Anderem in einem seiner Kriege mit Einemmale 60,000 Mann aus, denn das Volk, ungemein kriegerisch, lebt als Hirten und Jäger, und baut nur in einigen Thalsenkungen Reis. Die Bedrückungen Tippu's reizten das Volk zur Rache; Wir Radschander Wadir entfloh aus der ihm angewiesenen Veste mit Hülfe von zwölf Häuptlingen seines Landes, und begann den Krieg gegen Tippu, dem er auch nach einiger Zeit die Hauptstadt Mercara entriß.

Tippu's Feindschaft gegen die Engländer machte den jungen Radscha zu deren Freund, und das Bündniß mit denselben, das freilich ein eingestandenes Abhängigkeitsverhältniß war, dauerte bis an seinen Tod. Darum wurde ihm nicht nur der in einem Vertrag vom Jahre 1797 bedungene Tribut von 8000 Pagoden in Folge seiner gegen Tippu geleisteten Dienste im J. 1799 erlassen, sondern ihm auch noch im J. 1804 ein reiches Gebiet in den Niederungen übergeben. Wir Radschander hinterließ keine Söhne, aber mehrere Töchter, deren Söhnen er gern die Erbfolge durch ein Testament gesichert hätte, aber Linga Radscha, sein jüngerer Bruder, bemächtigte sich (vielleicht auf das Erbrecht der Kriegerkaste der Nairen *) fußend) des Throns, und entledigte sich der Kinder seines Bruders großentheils auf eine gewaltsame Weise. Er soll im J. 1822 an Gift gestorben seyn, und sein Sohn folgte ihm nicht nur auf den Thron, sondern auch in seinen Thaten, denn er war grausam und feig zugleich. Da er von seinen fünf Frauen keine Söhne hatte, wollte er die verwittwete Schwester einer derselben heurathen; diese wies ihn aber ab, worauf er sich ihres Kindes bemächtigte und es umbringen ließ. Die Frau floh auf brittisches Gebiet, und bat um Rache, der Radscha forderte tobend von den Engländern die Auslieferung derselben, und deging gegen einzelne Engländer Gewaltthätigkeiten, als diese verweigert wurde. Auch soll er alle seine Seitenverwandten aus dem Wege geräumt haben, damit kein Kronprätendent gegen ihn aufstehen könne. Doch wie dem auch seyn mag, genug, die Engländer begannen gegen ihn den Krieg, indem sie schnell 7500 Mann aufboten,

*) Die Familie der Radscha gehört indeß nicht zu dieser Kaste, sondern zu den ältesten Einwohnern des Landes, welche den Namen Hindu Lingaayet führen, und das Bild des von ihnen verehrten Lingam in einer kleinen Capsel bei sich führen; mehrere Radschas in Dekkan gehören zu derselben Kaste, und einer derselben, der Radscha von Meisur, trägt auch die Braminenschnur, wohl nur aus Anmaßung, denn die Braminenfamilien in Curg wollten dem letzten Radscha ihre Töchter nicht zu Weibern geben.

Digitized by Google

die von allen Seiten her gegen Curg anrückten. Am 1 April war der festgesetzte Tag, wo sie in das Land einbrachen: schon am 7 wehte die englische Fahne auf den Thürmen von Mercara; der Radscha, zu feig zum Widerstand, hatte sich ergeben, so wie er Ernst sah, und die Engländer bemächtigten sich einer Summe von 13 Laks Rupien, die als Prisengeld vertheilt wurde, wovon der Commandirende, Oberst Lindsay 10,000 Pf., und ein Lieutenant noch 270 Pf. erhielt, was selbst die englischen Officiere für einen sechstägigen Feldzug etwas viel fanden.

So gar leicht war indeß die Sache doch nicht abgegangen, und die Befürchtungen vieler, die englischen Truppen würden viel zu leiden haben, und wohl gar geschlagen werden, waren nicht ganz ohne Grund. Die Meisurer hatten ohnehin den Engländern nichts Gutes geweissagt, denn sie selbst waren in den früheren Kriegen unter Tippu schlimm mitgenommen worden. Ein Officier, der dem kurzen Feldzug beiwohnte, beschreibt die Art, wie die Bewohner dieses allenthalben von Dschungeln bedeckten und sehr bergigen Landes ihre Kriege führten, auf folgende Weise:*) „Ihr Benehmen während der vielen früheren Kriege mit den Häuptlingen des Niederlandes im Westen, wie mit den Meisurern im Osten, bestand darin, sie mit wenig Widerstand ins Land eindringen zu lassen, durch den Anschein von Eroberung weiter zu führen, einige alte Waffen Preis zu geben, und sich auf ihre stärksten Positionen im Innern ihrer Berge zurückzuziehen, die, fast uneinnehmbar, die Vorräthe und die Geduld ihrer Gegner erschöpften; wenn nun diese, mit dem Ruhme so weit vorgedrungen zu seyn, sich zurückziehen wollten, fanden sie die beim Vorrücken eingenommenen oder umgangenen Verpallisadirungen beim Rückzuge mit entschlossenen Feinden besetzt. So in der Fronte aufgehalten, auf den Flanken und im Rücken von einem thätigen Feinde harcelirt, der, mit den Pfaden durch die dichten Dschungeln wohl bekannt, an seiner Verwirrung sich ergötzte, und weder Kranke noch Verwundete, die in seine Hände fielen, schonte, wurde jede in Curg eindringende Truppenmacht, wenn sie nicht allzu stark war, aufgerieben." Dieß ist buchstäblich, wie es der einen englischen Colonne erging, die, 580 Mann stark, von Mangalur her eindrang, unter stetem Geplänkel vorrückte, bis sie endlich auf eine stärker besetzte, zum Theil auch von Rohillas vertheidigte Befestigung stieß, wo sie zum Rückzug gezwungen und, bis sie einen haltbaren Punkt erreichte, halb aufgerieben wurde. Der Anführer der Rohillas, die man in Indien allenthalben findet, wo es Krieg, namentlich gegen die Engländer, gibt, war bei einem der Gefechte auf dem Platze geblieben, sonst möchte es leicht den Engländern noch schlimmer ergangen seyn. Ein merkwürdiger Zug bei diesem Vorfall ist nicht zu vergessen, weil er ein Licht auf den kriegerischen und räuberischen Charakter des Volks wirft. Der Radscha, durch das von allen Seiten her erfolgende Eindringen der Engländer erschreckt, hatte keine Art von ernsthaftem Widerstand versucht, und auf den andern Seiten, wo die Engländer in stärkerer Zahl waren, hatten alle Feindseligkeiten schon am 3 April aufgehört; dieß wurde aber von Seite der Curgs der im Nachtheil befindlichen englischen Colonne nicht mitgetheilt, vielmehr der Krieg in Aussicht auf Beute auf eigene Faust fortgeführt, und zwar mit Glück; ohne die große Entschlossenheit des englischen Commandanten, Oberst Jackson, würde das kleine Corps durch Beschwerden und den andringenden Feind aufgerieben worden seyn, denn beim ersten Anschein von Unfall hatten die Kulis (Lastträger) und die Ochsentreiber, welche den wichtigsten Theil des Verpflegeamts ausmachten, die Flucht ergriffen, die Ochsen verliefen sich zum Theil in die Wälder, und dem kleinen, auf die Hälfte herabgeschmolzenen Corps fehlte es an dem Unentbehrlichsten. Es ergibt sich aus diesem kleinen Beispiel, wie viel die Engländer wagen, wenn sie bis ins Innere der Gebirge, überhaupt des Dekkan eindringen. Beim geringsten Unfalle stehen sie mit all ihrer Tapferkeit allein da, die ganze Masse von Menschen, die sie zur Fortschaffung des Gepäcks und zum Theil der Kanonen brauchen, nimmt Reißaus, und wenn die englische Mannschaft außer dem Kampfe und Marsch auch noch Gepäcke schleppen soll, wird die Anstrengung zu groß, und nach wenigen Tagen brechen, wie es auch dießmal geschah, Dschungelfieber aus. Der rasche Erfolg auf der andern Seite hatte dießmal den schlimmen Folgen Einhalt gethan, denn schon waren unter Oberst Jacksons Corps Fieber ausgebrochen.

(Schluß folgt.)

*) Siehe Expedition to Coorg in 1854. United Service Journal. 1838. Februar, April, Mai und Junius.

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus.

(Schluß.)

Bedeutender ist das alte, auf der Anhöhe und eine Miglie von der Festung liegende Syrakus. Erdbeben haben freilich auch hier alles über der Erde Stehende, bis auf die einzige Säule des Prytaneums auf dem Glacis, zerstört, und nur die in den lebendigen Fels gehauenen Denkmäler verschont — sie sind aber desto zahlreicher. Das Amphitheater — es gehört zu den wohlerhaltensten, und seine Haupteingänge sind mit lobenswerther Pietät aufgegraben und geschützt — die 14 Pilaster der Piscina unter dem Kirchlein S. Niccola, das famose Ohr des Dionys, wo der Steinsitz des Tyrannen, wahrscheinlich in Folge der häufigen Explosionen, mit welchen die Schlüsselbüchse des Custode den Kanonendonner nachäfft, heradgestürzt ist, und der Wachtthurm auf dem einsam in der Mitte stehenden Felsen, eben so wie die Latomien der Seiler, deren Steinwände in so schönem Purpurroth schimmern, sind aber schon allzu häufig beschrieben worden, um noch fernerer Erläuterung zu bedürfen. Ein Gleiches gilt von den berühmten Gärten der Capuciner in den alten Steinbrüchen; ich sah sie in ihrer reichsten Pracht; alle Arten von Südpflanzen sproßten in üppigster Fülle, Myrte und Lorbeer, Granaten und Mandeln, die zu riesigen Bäumen aufgeschossen waren, Citronen- und Orangenbäume, welche unter der Last ihrer Goldfrüchte erlagen. Die in den Fels gemeißelten Katakomben waren von den ehrwürdigen Vätern zu Eselställen und Begräbnißstätten der Ketzer verwandt worden: in einer dieser Klüfte ruhte der vor zwei

Digitized by Google

Monaten gestorbene englische Consul. Jene steinernen länglichen Gradnischen ziehen sich durch das ganze südliche Sicilien. Sehr häufig, unter andern in der Gegend von Busciemi, Pallazzuola, Lentini sieht man sie in dem auf freiem Felde liegenden Felsen. Die Gräberstraße bei Syrakus, welche aus ihnen besteht, ist eine der weitläuftigsten, und dehnt sich um die ganze Stadt, von dem sogenannten Grab des Archimedes bis zum Theater. Die Todten nehmen fast mehr Raum ein, als die Lebenden. Deßwegen können auch die Katakomben in San Giovanni nur ein flüchtiges Interesse erregen; ihre Räume sind sogar noch kleiner, als die der neapolitanischen, und so entbehren sie auch der alten Malereien, welche den letztern noch einigen kunstgeschichtlichen Werth verleihen. Desto bedeutender ist die daneben gelegene unterirdische Kirche San Marciano, auf welcher zwei neuere stehen. Sie ist, wie eine in die Wand gefugte Inschrift besagt, die älteste Kirche Siciliens, und in Gestalt eines Kreuzes gebaut. Die vier Pfeiler, welche das Gewölbe tragen, sind antike, fast gänzlich von der Mauer verdeckte Säulen. Nur die Capitäle sind sichtbar; sie tragen Kragsteine, auf denen die Emdleme der vier Evangelisten in Basrelief mit bidlischen Inschriften ausgehauen sind. Das Grab des Heiligen ist in einer besondern Nische rechts vom Altar, dicht bei letzterm sein Bischofsitz, ein umgestürztes, vollendet schönes jonisches Capitäl. Die Porphyrsäule, wo er sich geißeln ließ, steht in einer Nebencapelle. Die Wandmalereien stammen aus der ältesten Zeit, und sind im edelsten Style, leider zum großen Theil überweißt oder barbarisch übermalt. Wo aber die Tünche wieder abblättert, treten die herrlichsten Gestalten hervor, unter andern ein ganz vorzüglicher Johannes Evangelista und eine Madonna mit dem Kinde in einer Seitencapelle rechter Hand. Als Schlußpunkt des alten Syrakus empfehle ich jedem das alte, ganz in den Felsen gehauene Theater; mit seinen malerischen Umgebungen rundet es sich zum herrlichsten Bilde. In der Mitte der Sitze ist eine kleine Mühle hineingebaut, aus der das Wasser, von der Sonne beschienen, in goldenen Bogen hervorsprühte; ein alter Wartthurm, dis an die Zinnen mit Weinreben umflochten, steht auf der andern Seite. Tauben umflattern die Zacken; das Landvolk ruhte auf den vollkommen erhaltenen Sitzen. Nur die Scene fehlte, und statt ihrer öffnete sich der Blick auf Syrakus, auf seinen Hafen, landeinwärts auf den Hybla, die fernen, einsam trauernden Säulen des Jupitertempels, und den Anapusfluß mit seinen Papyrusstauden.

Man muß wochenlang auf dem Folterbett sicilianischer Binnen- und Küstenstraßen geseufzt haben, um das Gefühl der Behaglichkeit, welches mich beschlich, als ich mich zum erstenmale wieder auf der Kunststraße nach Lentini befand, empfinden zu können. Das Geleise der antiken Straße läuft parallel mit der neuen, mahnt auf das Lebhafteste an die überstandenen Leiden und erweckt eben so hohe Begriffe von der Dauerhaftigkeit des Fuhrwerks der Alten, als geringe in Bezug auf ihren Comfort auf Reisen. Die ganze Gegend ist eine fortlaufende Felsklippe. Wo sich in der Vertiefung etwas Erde gesammelt hat, wird sie augenblicklich zum Anbau benutzt, in kleineren Räumen behackt, in etwas größeren durch den alten, räderlosen Pflug, wie wir ihn schon aus antiken Basreliefs kennen, aufgeworfen. Hier erweist er sich als zweckmäßig, desto unpraktischer aber in dem fetten, lehmigen Boden der Westküste, wo der Druck der Hand kaum die Oberfläche zertheilt. Doch die Erde lohnt ja verschwenderisch auch die leiseste Pflege, und so wird denn auch dieser rohe Pflug bei dem jeder Veränderung abholden Volke wohl noch das folgende Jahrtausend überdauern. Die Gegend ist, ohne auf romantische Schönheiten Ansprüche zu machen, doch den schönern zuzuzählen. Links begränzt ein langes, bewaldetes Felsengebirge, auf dessen äußerster Spitze das Dorf Millili ruht, die Fläche, zur Rechten der Meerbusen von Agosta mit seiner Halbinsel Magnisi, dem auf einzelnen Klippen ruhenden Faro und Castellen von Agosta, und der jenseits liegenden Stadt. Der Weg nach Leutini verläßt bei Millili die große Straße, und leitet hinter einem schönen Olivenwalde durch das heitere, neuerbaute Dorf Priolo, das erste, welches wieder den Begriff, den wir von Dörfern haben, vergegenwärtigt, während die bisher erschauten, jederzeit Castellen und Raubschlössern vergleichbar, auf den Zacken hängen.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungarischen Gränze bis Sebenico.

(Schluß.)

Scardona ist eine kleine, aber wohlgebaute Stadt von ungefähr 500 Häusern, die, in einer einzigen Gasse am nördlichen Ufer der Kerka sich hinziehend, von Handel und Ackerbau treibenden Slaven und Italienern bewohnt wird. Die Slaven nennen sie Skardin; indessen ist das heutige Scardona ganz verschieden von demjenigen, welches der berühmte Versammlungsort der alten Illyrier zu einer Zeit war, in der sich die römische Gewalt noch nicht bis hieher erstreckte, und in der selbst illyrische Könige ihre Residenz gehabt haben sollen. Von diesem ist auch nicht die geringste Spur mehr vorhanden, obschon mit Sicherheit anzunehmen ist, daß es auf derselben Stelle gestanden, welche das Städtchen jetzt einnimmt. Die Ruinen, welche im Rücken des Städtchens die Kuppen eines Felsen schmücken, gehören zufolge ihrer Structur und Bauart der mittelalterlichen Periode an. Scardona's Handel würde bedeutender seyn, wäre die Kerka auch für Seeschiffe zugänglich, allein die größten Lasten, die ihr Rücken trägt, sind 50 Tonnen; es hat daher nur einigen Transithandel nach den angränzenden türkischen Provinzen Bosnien und Serbien. Indessen dürfte in der Folgezeit der Handel bedeutender werden, wenn erst der Gebrauch des Zugviehes und der Fuhrwerke allgemeiner wird. Von den Einwohnern ist die Mehrzahl der griechischen Kirche zugethan. Jenseits der Kerka fängt die Straße allmählich zu steigen an, senkt sich aber bei Sebenico wieder abwärts.

Schon von des Berges Höhe gewahrt man diese Stadt hart am Meer und dem Abhang eines in zwei Spitzen auslaufenden Gebirgszuges, amphitheatralisch gelagert mit ihren beiden die Bergspitzen krönenden Castellen und ihrem hoch emporragenden stattlichen Dome. Nicht so freundlich wie von außen gestaltet sich das Innere

Digitized by Google

derselben. Die in ihrer ganzen Länge nach die Stadt durchziehende Hauptstraße ist zwar beiderseits mit zum Theil niedlich und solid gebauten Häusern geschmückt, allein desto auffallender contrastiren mit ihr die regellos gebauten und holprichten Quer- und Nebengäßchen mit ihren armseligen Häuschen, die man wohl am besten mit den Strohhütten der Moslaken um Kein vergleichen kann. Mit dem tiefern oder untern Theile der Stadt ist der höhergelegene durch mehrere steinerne Stiegen verbunden. Die beiden Anhöhen über der Stadt trugen einst zwei Forts, die noch im siebzehnten Jahrhundert mehrmals Gegenstände blutiger Kämpfe waren. Das hintere aber höhergelegene wird S. Giovanni, das andere, niedrigergelegene, il Baconr genannt, zum Andenken an seinen Erbauer und heldenmüthigen Vertheidiger gegen die Türken (1648), den (1655 †) Feldherrn Christoph Martin von Degenfeld, welcher damals in Dalmatien und Albanien als Gouverneur befehligte. Beide Festen sind aber bereits vom Zahne der Zeit so angegriffen, daß sie binnen kurzem nur Steinhaufen gleichen werden. Sebenico's schönster Schmuck sind seine Kirchen, unter denen der Dom allen voransteht an Größe und Pracht. Sie ist durchaus von Marmor im erhabenen gothischen Styl (seit 1555) erbaut; ihr Schiff bildet eine Rotunde, deren stattliche Kuppel im Innern von sieben schlank gesormten Säulen getragen wird. Zu den übrigen bemerkenswerthen Bauten gehören die beiden bischöflichen Residenzen und die der Domkirche gegenüber befindliche ehemalige Loggia (Stadthaus), jetzt einem Kaffesieder überlassen, der es zu einer Kaffewirthschaft und den großen Rathssaal zu einem Tanzsaal eingerichtet hat. Die Haupterwerbsquelle der Bewohner von Sebenico bilden die landwirthschaftlichen Erzeugnisse, besonders Getreide, Wein, Oel, Hülsen- und Obstfrüchte, unter denen die Maraschen ein Hauptartikel sind und zur Liqueurbereitung benutzt werden. Die Weinproduction ist hier so bedeutend, daß man durchschnittlich 50,000 Barillen annimmt, welche alljährlich ausgeführet werden. Auch Bienen- und Schafzucht wird ziemlich betrieben, und die von letztern gewonnene Wolle findet, obschon es eine geringe Sorte, dennoch gern Absatz. Außerdem bietet das Meer Fische mannichfachere Art in Ueberfluß, und selbst Korallen werden ehedem an den benachbarten Scoglien gefischt, da aber nicht selten die Kosten bei dieser Fischerei größer waren, als der Gewinn, so wurde dieselbe ganz aufgegeben. Der Meerbusen, an dem die Stadt liegt, wird der Canal von Sebenico genannt. Er ist von Norden nach Süden vier Miglien lang, von Osten nach Westen zwei Miglien breit und hängt mit dem Meere durch den etwa 1000 Schritte langen und 100 Schritte breiten, durch hohe Felsmassen gebildeten Canal S. Antonio zusammen, dessen Ausmündungswinkel durch das Fort S. Nicolo gegen das Einlaufen feindlicher Schiffe geschützt wird. Der Hafen von Sebenico befindet sich am südöstlichen Ende der Stadt. Er ist ziemlich geräumig und günstig gelegen, wird aber höchst selten von fremden Schiffen besucht, da er außer dem Fahrwasser liegt.

Von Sebenico an wird die Steigung der Straße allmählich größer und beschwerlicher, hat man aber einmal das Bergrs höchsten Punkt erreicht, so wird man auch für die gehabten Mühen auf die überraschendste Weise durch eine der herrlichsten Aussichten belohnt. In demselben Maaße, wie die Straße anstieg, senkt sie sich auch wieder in einem langen Zickzack abwärts bis zu den Wällen des Städtchens Trau, dessen man schon aus der Ferne ansichtig wird. Trau an sich ist ein düsteres, aus etwa 600 meist alten Häusern bestehendes, von engen und winkligen Gassen durchschnittenes Städtchen, das, gleichwie Zara, ringsum vom Meer umfluthet und von hohen Mauern und Thürmen umschlossen ist. Freundlicher aber gestalten sich seine Umgebungen, besonders zur Früh- und Spätjahrszeit, wenn die zahlreichen Mandel-, Feigen- und Olivenhaine in ihrem grünen Schmucke, die lieblichsten Düfte verbreitend, dastehen. Ihr gegenüber liegt die Insel Bua, mit der die Stadt auf der östlichen Seite durch einen 300 Fuß langen Damm und eine Brücke verbunden ist, die, wie jene die Insel Morter mit dem Festlande verbindende, geöffnet werden kann, um die Schiffe durchpassiren zu lassen. Ursprünglich bildete das Terrain, auf dem die Stadt Trau liegt, eine Halbinsel, welche aber aus fortificatorischen Rücksichten durchstochen und zu einer vollkommenen Insel gemacht worden ist. Trau wird aber dessen ungeachtet niemals eine haltbare Festung abgeben, theils der nahegriegenen Berge, mehr noch aber wegen der Nachbarschaft der Insel Bua, von der es kaum auf Flintenschußweite entfernt liegt. Ob das heutige Trau dasselbe ist, welches, wie Strabo meldet, von den Syracusanern unter dem Namen Tragurium gegründet wurde, ist bis jetzt unentschieden. Außer seiner Domkirche hat das Städtchen nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen. Diese ist gothischen Baustyls, und hat zur Seite einen edel gebauten Glockenthurm mit einer pyramidenförmigen Kuppel. Gleich interessant für den wissenschaftlich gebildeten Fremden ist die schöne Bibliothek im Hause Garagnini, in dem jedem der Zutritt gern gestattet wird. Dieselbe enthält außer einer bedeutenden Anzahl naturhistorischer Werke auch alte jene Werke, Monographien, Karten, Zeichnungen u. s. w., welche auf dalmatische Geschichts- und Landeskunde Bezug haben. Die Trau gegenüberliegende Insel Bua gehöret unter die schönsten und fruchtbarsten im dalmatischen Archipel. Sie producirt Südfrüchte aller Art, namentlich Feigen, Granatäpfel und Mandeln, Oel und Wein, gedeihen um den Hafen Castagna in Abundanz. Aber die in mehreren geographischen Handbüchern angezeigte Asphaltquelle, welche hier sich vorfinden soll, existirt auf der ganzen Insel nicht; wohl aber findet sich eine solche in dem etwa 30 Miglien ostwärts entlegenen Gebiete von Macarsca, nächst Vergorac am Fuße des Berges Radonich. Die Breite der Insel wechselt zwischen 3 bis 5 Miglien, während die Länge über 13 Miglien beträgt, und ihr äußerstes Ende bis gen Spoleto sich hinzieht.

Merkwürdiges ägyptisches Steingrab. Ein kürzlich in Liverpool angekommenes Schiff hatte ein sehr altes ägyptisches Steingrab an Bord, das für das brittischr Museum bestimmt ist. Der Sarg hat 8' 6" Länge und 3' 6" Tiefe; er ist mit merkwürdigen menschlichen Figuren, Hieroglyphen und emblematischen Devisen bedeckt. Man hatte ihn sehr weit im Innern Aegyptens aufgefunden. (Liverpool Paper.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 11** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Walter Scotts Leben.** Von Lockart. **Zweiter Artikel. — Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–2 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und einzelnjährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 11.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Januar. 1839.

Walter Scotts Leben.

Von Lockhart.

Zweiter Artikel.

Wir haben in einem frühern Artikel bemerkt, daß die Memoiren Sir Walter Scotts, in sieben Bänden herausgegeben von seinem Schwiegersohn Lockhart, den verschiedenen Organen der Kritik und der Literatur Anlaß gegeben haben, einen umfassenden Rückblick auf die Leistungen, die Verdienste und Mängel, den gesammten persönlichen und literarischen Charakter eines Mannes zu werfen, der bei dem raschen Verlauf der einander drängenden und verdrängenden Erzeugnisse der Unterhaltungsliteratur seit seinem Tode schon in einige Ferne gerückt ist, der aber gewiß, wenn auch der Ton enthusiastischer Bewunderung, womit seine ersten Novellen begrüßt wurden, etwas heruntergestimmt werden mußte, die Probe des Todtengerichts nicht unrühmlich bestehen und einer der glänzenden, mit Anerkennung und Dank genannten Namen in den Annalen der englischen Literatur bleiben wird. Einen, wie uns bedünkt, mit wohlwollender Unbefangenheit geschriebenen Artikel über W. Scott gibt unter andern die, ihrer politischen Farbe nach, Walter Scott sehr fern stehende London and Westminster Review, woraus wir das Interessanteste mittheilen.

„Ob Sir Walter Scott ein großer Mann war, gilt noch Manchen für problematisch; aber darüber kann Niemand im Zweifel seyn, daß er ein höchst ausgezeichneter und der Auszeichnung werther Mann war. In unserer Generation gab es keinen literarischen Mann von solcher Popularität in irgend einem Land, und nur Wenige zu irgend einer Zeit unter irgend einem Volke. Es ist ferner einzuräumen, daß Scotts Popularität auch ziemlich gewählter Art war; es war keine Popularität beim Pöbel. Seine Bewunderer waren zu einer gewissen Zeit beinahe alle Intelligenteren aller civilisirten Länder; und noch am Ende und jetzt noch sind darunter sehr Viele dieser Kategorie begriffen. Ein solches Glück lachte ihm fortdauernd während zwanzig bis dreißig Jahren! So lange das „Augenmerk aller Beobachter, ein großer oder auch nur ein angesehener Mann — gehört er ganz gewiß unter die Zahl der Ausgezeichneten," auf welche sich, nach des Amerikaners Cooper Bemerkung, die Aufmerksamkeit der Menschen instinctmäßig richtet. Jetzt wo die neue, sehnlich erwartete Lebensbeschreibung von seinem Schwiegersohn und literarischen Testamentsvollstrecker noch einmal die Aufmerksamkeit aller Welt auf ihn zieht — wahrscheinlich zum letztenmal, daß sie in solcher Weise sich auf ihn wendet; jetzt wo die Menschen gewissermaßen Abschied nehmen von einer Notabilität und sich anschicken, ihrer Wege zu gehen und ihn seinem Schicksal zu überlassen und der Fluth der Dinge — warum sollte nicht auch diese Zeitschrift ihre Gedanken über ihn veröffentlichen?

Zuerst ein Wort über die Lebensbeschreibung. Lockharts bekannte Talente rechtfertigen strengere Anforderungen an ihn. Unser Urtheil im Ganzen würde seyn: er hat das Werk, dessen Ausführung er sich vorsetzte, in der löblichen Weise eines geschickten und tüchtigen Arbeiters vollendet. Allerdings scheint seine Idee von dem, was das Werk seyn und werden sollte, eine nicht eben sehr erhabene und großartige gewesen zu seyn. Das Leben Scotts nach Regeln der künstlerischen Composition darzustellen, so daß der Leser, bei aufmerksamer Beschauung, zu sich selbst sagen müßte: „Ja, das ist Scott, das ist die Physiognomie und Bedeutung von Scotts Erscheinung und Wesen auf Erden; so war er von Natur, so wirkte die Welt auf ihn, so er auf die Welt, mit solchen Folgen und Endergebnissen für ihn und für uns," — das lag ganz nicht in Lockharts Plan. Und doch sollte ein solcher Plan bei jeder Biographie walten! Jedes Heldengedicht der Welt ist im Grund eine Biographie; und man darf behaupten, es gibt auch kein Leben eines Mannes, das nicht, getreu erzählt, in seiner Art ein, gereimtes oder ungereimtes, Heldengedicht wäre. Aber ein solcher Plan paßt sich nicht für unsere Zeit. Sieben Bände verkaufen sich theurer als einer, und sind dazu noch viel leichter schreiben als einer. Es ist noch eine große Entdeckung in der Literatur zu machen,

Digitized by Google

die: daß man die literarischen Männer bezahlt nach der Quantität dessen, was sie nicht schreiben.

Lockharts Absicht, das begreifen wir, war nicht, ein solches hochstehendes Kunstwerk zu schaffen, wie wir es im Sinne haben, und überhaupt nicht viel mehr, als nur all die Briefe, Documente und Notizen von Scott, welche vorlagen und die etwa die Welt zur Lecture einladen konnten, abdrucken zu lassen, nach einer verständlichen Zeitordnung aneinander gereiht und mit den erforderlichen, eingeschalteten Erläuterungen versehen. Sein Werk ist somit nicht sowohl eine Composition, als eine geschickte Compilation. Auch dieß schon war eine nicht ganz leichte Aufgabe, welche in sehr ungleichen Graden der Vollkommenheit gelöst werden kann. Nehmen wir daher die sieben Bände und seyen dankbar dafür. Das Publicum selbst hat es so verlangt, und es wäre sehr unpolitisch vom Verfasser gewesen, wenn er es anders gemacht hätte. In der That ist es auch ein Glück, daß man das Werk, wenn auch in dieser Gestalt, besitzt. Scotts Biographie, wenn auch noch nicht als Kunstwerk, liegt hier einmal gedruckt und unzerstörbar vor in ihrem elementaren Zustand, und nöthigenfalls kann Jeder, der dazu Beruf in sich spürt, ein Kunstwerk daraus gestalten. In dieser Beziehung erfüllt das Werk alle billigen Forderungen. Scharfsinn, Bestimmtheit, Aufrichtigkeit, Sorgfalt, Wohlanständigkeit und gesunder Sinn — diese Eigenschaften sind überall sichtbar. Diese Compilation ist das Werk eines kräftigen, klarsehenden, einsichtsvollen Mannes und entspricht dem Talent und Namen des Verfassers.

Einen Umstand hören wir an Lockhart streng tadeln: daß er zu mittheilsam, zu indiscret verfahren sey und viel berichtet habe, was mit Stillschweigen hätte übergangen werden sollen. Personen sind genannt und Verhältnisse, nicht immer in einer sehr ruhmbringenden Weise. Wie es scheint, herrscht in dem Buch weit weniger Zurückhaltung als man erwartete. Verschiedene Personen sind unangenehm berührt, ja der Held der Biographie selbst ist unheroisch dargestellt worden; daher die Klage über „Persönlichkeiten," „Indiscretionen," die „aufgetischten Kleinlichkeiten des Privatlebens" u. s. w. Wie delicat, wie decent ist doch die englische Biographie! Ein Damokles-Schwert der Respectabilität schwebt immer über dem Haupt des armen englischen Biographen und lähmt ihn bei jeder freiern Bewegung. Daher haben wir auch so gut als keine des Namens werthe Biographie, sondern höchstens nur das weiße, fleckenlose Gespenst einer Biographie, ohne bestimmte Züge und Wesenheit — nur Wind und Schatten. Aber des Menschen Weg durchs Leben ist, wie jedes Gehen nach den Mechanikern, eine Reihe von Fällen, und eines Menschen Leben beschreiben heißt auch dieß veranschaulichen. Unter all den diesem Werk reichlich gespendeten Lobsprüchen, ist vielleicht keiner für den Verfasser in Wahrheit so rühmlich, als dieser, ebenfalls häufig vernommene Tadel. Wir hoffen, es werden künftig alle Biographien in England so geschrieben werden. Um zu erklären, daß Scott selbst unheroisch sich darstelle, hat man zu der Hypothese seine Zuflucht genommen, die wahrscheinlich einen Mann von Namen zum Vater hat, denn sonst hätte sie sich schwerlich irgend behaupten können: Lockhart sey im Grund seines Herzens Walter Scott abgeneigt, und habe unter der Hand und versteckt Alles gethan, um auf eine verrätherische Weise ihn zu verkleinern! diese Hypothese ist dermalen im Schwang, und wer Ohren hat zu hören, der höre! Es ist in der That zum Erstaunen, denn wenn man Lockhart wirklich eines radicalen Fehlers beschuldigen darf, wenn in irgend einer Beziehung seine Einsicht ihn im Stich läßt, so scheint es gerade in dem Umstand, daß Scott ihm durch und durch als löblich und liebenswerth gilt; daß Scotts Größe ihm über alles Maaß hinauswächst, daß selbst Scotts Fehler in seinen Augen schön werden, seine unedleren, weltlichen Eigenschaften zu solider Klugheit und Tugend, und daß sein Werth ihm unschätzbar ist. Verweilt nicht der geduldige Biograph lange bei seinen Aebten und Piraten und nachlässig hingeworfenen Conliissenmalereien, und analysirt sie mit größter Wärme und Zärtlichkeit, als wären es Gemälde von Raphael und der Zeit trotzende Othellos und Hamlets? Die Novellenfabrication, mit den 15,000 Pf. jährlichen Einkünften, ist ihm heilig als eine Schöpfung des Genius, welche den edeln Sieger zum Himmel empor trägt. Scott ist für Lockhart der Unvergleichliche seiner Zeit.

Auf die Frage, ob Scott ein großer Mann gewesen oder nicht, wollen wir nicht tief uns einlassen. Es ist ein Streit um Worte. Gewiß sind Viele als groß gepriesen worden, welche viel kleiner waren als er, und sehr Viele als gut, die in Vergleichung mit ihm nicht viel Werth hatten. Der, dem Scott groß erscheint, möge ihn immer so nennen, aufrichtig seine großen Eigenschaften bewundern und ihm nachstreben. Dabei aber halten wir es doch für angemessen, bei unsern Prädicaten eine gewisse Genauigkeit und ein Maaß zu beobachten. Fürs erste darf angemerkt werden, daß keine Popularität, keine Bewunderung der mit offnem Mund gaffenden Welt, dauerte sie selbst eine lange Reihe von Jahren, einen zum großen Mann machen kann. Eine solche Popularität ist ein auffallendes Glück; sie zeugt von einer großen Gefügigkeit des Menschen und klugem Benützen der Umstände; aber ein sicheres Merkmal der Größe ist sie nicht. Für unsre Einbildungskraft liegt eine gewisse Apotheose darin, in der Wirklichkeit aber ist es gar keine Apotheose. Popularität ist wie der Glanz einer Illumination, oder leider oft auch wie eine verzehrende Flamme um einen Menschen her; sie zeigt was an ihm ist, aber setzt seinem innern Werth nichts zu; ja oft entzieht sie ihm viel und verbrennt den Armen selbst zu Asche und zu einem caput mortuum. Eine solche Popularität ist ihrem Wesen nach vorübergehend; jene Reihe von Jahren nimmt unerwartet, oft ganz plötzlich ein Ende. Man hat in der Literatur noch größere Popularitäten als selbst Scotts untergehen sehen, z. B. Lope de Vega. Entkleidet dieses täuschenden Nimbus und auf sein natürliches Maaß zurückgeführt, bleibt uns der wirkliche, leidhafte Scott und was wir an ihm finden, groß oder nicht groß genannt, je nach den verschiednen Dialekten der Menschen. Diejenigen, welche die Genauigkeit in den Prädicaten lieben, werden seine Ansprüche auf den Namen des Großen bestreiten. Uns scheint, es gehört ein andrer Stoff zu

Digitized by Google

großen Männern, als wir an ihm zu entdecken vermögen. Man weiß nicht, welche das Prädicat groß verdienende Idee, welcher große Zweck, Trieb oder Tendenz Scott je erfüllt und begeistert haben soll. Sein Leben war weltlich, sein Dichten und Trachten war weltlich. Es ist nichts Geistiges an ihm; Alles ist ökonomisch, materiell, irdisch. Eine Liebe zum Malerischen, zum Schönen, Gesunden und Anmuthigen; eine ächte Liebe, aber nicht inniger und ächter, als sie in hunderten geringeren Dichtern gewohnt hat — das ist die höchste Eigenschaft, die man an ihm findet. Auch sein Vermögen, diese Dinge darzustellen, sein poetisches Talent, wie seine geistige Kraft, war, möchten wir sagen, ein Genius in extenso, und nicht in intenso. In der Handlung, in der Betrachtung, erhob er sich, so breit er war, nie hoch; productiv über alles Maaß hinsichtlich der Masse, überschritt er hinsichtlich der Qualität die Region des Gewöhnlichen meist nur um ein Weniges. Man hat schon gesagt: „Kein Mann hat so viele Bände geschrieben, mit so wenigen Sätzen oder Gedanken, die sich einzeln anführen und citiren ließen!" Gefügelte Worte waren nicht seine Sache; nichts drängte ihn auf diesen Weg; das große Geheimniß des Daseyns war ihm nicht groß; es trieb ihn nicht hinaus in die felsenstarrende Einsamkeit, mit ihm zu kämpfen und zu ringen um Antwort, oder unterzugehen. Er hatte nichts an sich vom Märtyrer; in keine dunkeln Regionen wagte er sich, um „für uns Ungeheuer zu erlegen;" seine Siege und Eroberungen waren hauptsächlich zu seinem eigenen Vortheil, Siege über gewöhnliche Marktarbeit, zahlbar in gutem Metallgeld des Königreichs. An was er geglaubt hätte, außer an die Macht, die Macht jeder Art, auch der plumpsten, wäre schwer zu sagen. Man sieht nicht, daß er an irgend etwas glaubte; ja auch nicht, daß er nicht glaubte; sondern er ließ Alles auf sich beruhen und richtete sich heimisch ein in einer conventionellen Welt; das Falsche, das Halbfalsche und das Wahre waren gleich wahr darin, daß sie einmal da waren, und Macht in Händen hatten. Dafür schrieb er aber viele Bände und ergötzte viele Tausende. Sollen wir dieß groß nennen? Uns scheint, im Innern von großen Männern wohnt und kämpft ein andeer Geist!

Ein Hindu, berühmt wegen seiner Tugend, antwortete, von einem Missionär befragt: was er denn mit den Sünden der Menschen anfangen wolle? — er habe Feuer genug in seinem Bauch, um alle Sünden in der Welt zu verbrennen. — Das ist gewiß das Merkmal jedes göttlichen, jedes wahrhaft großen Mannes, daß er Feuer in sich habe, um etwas von den Sünden, von den Irrthümern und dem Elend der Welt zu verbrennen. Und zwar freilich dieß nicht bewußt, sondern unbewußt. Ein großer Mann ist immer, um in transscendentaler Sprache zu reden, von einer Idee erfüllt. Napoleon selbst, nicht eben der Edelste unter den großen Männern, und genügend belastet mit den Eigenschaften der Klugheit und des Egoismus, hatte doch, wie klar genug ist, zu seinem Ausgangspunkt eine Idee, die Idee: daß die Demokratie die Sache der Menschheit, ihre gerechte und ewige Sache sey. Demgemäß machte er sich selbst zum „bewaffneten Krieger der Demokratie," und verfocht sie in großartiger Weise. Ja bis ans Ende hatte er eine Art von Idee; nämlich: „La carrière ouverte aux talents! Die Werkzeuge für den, der sie zu behandeln weiß!" in der That eine der besten Ideen, die über diese Sache verbreitet worden sind, oder vielmehr die Eine, wahre Centralidee, zu welcher alle andern hinstreben müssen. So war Napoleon, so sind alle großen Männer Kinder der Idee, oder begabt mit dem Feuer, das Elend der Menschen zu verbrennen. Aber von einem solchen Feuer zeigen sich im Innern Scotts wenig Spuren.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

I.

Amédée Thierry.

Dieser Historiker ist der jüngere Bruder des berühmten Augustin Thierry. Während der Restauration eignete er sich die doctrinaire Bildung an, war sehr begeistert für den Romanticismus, so daß er sogar die Melodramen der Vorstadttheater über die classische Tragödie Racine's zu stellen geneigt war, schrieb für Journale, hielt, als unter Matismenil im Unterrichtswesen die bisherige Tyranney aufhörte, in einer Provincialstadt historische Vorträge, und wurde nach der Juliusrevolution Präfect des Ober-Saone-Departements, welches er noch jetzt verwaltet. Als ausgezeichneter Administrator geschätzt, dabei ohne theoretischen Eigensinn, der ihm seine Stelle kosten könnte, steht zu erwarten, daß er bald in den Staatsrath berufen werden wird. Freunde, die ihn kürzlich in Vesoul besucht, erzahlen, daß er sich schon seit Jahren mit einer Geschichte der französischen Administration beschäftigt und aus sämmtlichen Präfecturen sich ein ungeheueres Material habe herbeischaffen lassen.

Von dem Résumé de l'histoire de Guienne. P. 1825. 8., soll hier keine Rede seyn. Die Histoire des Gaulois, depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'entière soumission de la Gaule à la domination romaine. P. 1828. 3. 8. IIe éd. 1834 ist ein bedeutendes Werk, daß große Fehler hat. Thierry stellt eine Menge unhaltbarer Hypothesen auf, und macht sich zum Sachwalter der Celten, offen sichtlich nur deßhalb, weil er die heutige französische Nation der Hauptsache nach für celtisch hält. Ganz wie Michelet, dessen Geschichte von Frankreich uns Anlaß geben wird, auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Und doch setzt Thierry die Celten viel tiefer herab, als billig und historisch erlaubt ist: wie Guizot, da wo dieser die alten Deutschen mit den heutigen Huronen und Irokesen vergleicht, redet er von gallischen Horden.

Am. Thierry's historiographische Methode ist die descriptive, von Barante eingeführte; genauer gesprochen ahmt er seinem Bruder nach, indem er, wie dieser, nicht in Barante's Manier einfach den Chroniken folgt, die hier fehlten, sondern von allen Seiten Material herbeischaft, das denn so malerisch und anschaulich als möglich verarbeitet wird. Erst wo die Quellen fehlen, fängt

Digitized by Google

das eigene Thun des Historikers an, der alsdann auf Vermuthungen und Analogien hin hypothetische Geschichte schreibt. Reflexionen erlaubt sich Am. Thierry nur selten, die objective Wahrheit gewinnt aber nichts dadurch, daß hier schweigend gethan wird, was der Pragmatiker redend thut, nämlich die Geschichte nach den Voraussetzungen des Geschichtsschreibers zu behandeln. Als eine solche Voraussetzung ist bei den beiden Thierry der Gedanke an einen dauernden feindlichen Gegensatz der Völker zu bezeichnen, auf welche wahrscheinlich Dr. Edwards's Buch sur la persistance des races geleitet hat. Wer möchte diesem Gedanken seine Wahrheit absprechen? wer aber auch nicht einsehen, daß die beiden Thierry aus dem einen Momente zu viel ableiten? Qui prouve tout, ne prouve rien. Wie schlechte Aerzte, die für alle Krankheiten nur Ein Recept haben, so haben wir in der Geschichte der Gallier wie in der Geschichte der Normannen für die meisten historischen Erscheinungen auch nur die Eine Erklärung zu hören: die Feindschaft der Stämme. Diese Voraussetzung verführet nun zu einem zweiten, die Geschichte einer Race für eigentliche und wahre Geschichte zu halten, da doch die Geschichte erst mit dem Staate beginnt. Barbaren haben keine Geschichte. Die beiden Thierry leiten zunächst, um ein Beispiel zu nehmen, fast alle Ereignisse in der englischen und französischen Geschichte von der fortwirkenden Feindschaft der gewaltsam zusammengedrachten Völkerelemente ab, als wenn diese ursprünglichen Gegensätze nicht einmal abgestumpft und verwischt würden; — diese Voraussetzung, deren theilweise Wahrheit nicht geläugnet werden soll, führt nun dazu, die Geschichte nicht eines Volkes und seines Landes, etwa der Franzosen und Engländer, sondern einer Race schreiben zu wollen, was nur bis auf einen gewissen Punkt möglich ist. Was die Geschichte zusammengefügt hat, das sollen wir nicht scheiden wollen. Für die Thierry sind die Iberer, die Celten, die Angelsachsen u. s. w., oder richtiger gesagt, der Celte, indem sie den Volksstamm als Ein Individuum betrachten, das eigentliche Object der Geschichtschreibung; und da sie sich nicht immer auf Quellen stützen können, so gilt es jetzt, hypothetisch aus späteren Concretionen das celtische Element herauszuerkennen. Welch eine unsichere Bahn hier betreten wird, darf nicht erst gesagt werden, obgleich wie auch nicht verhehlen wollen, daß durch glückliche Anwendung dieses Princips besonders Augustin Thierry über manches früher unerklärt gebliebene historeische Ereigniß ein überraschendes Licht verbreitet hat. Es gibt in der That zwischen und in den Völkern Anti- und Sympathien, die nur durch gemeinsamen oder entgegengesetzten Ursprung zu erklären sind. Mit Maaß angewandt, kann das von Aug. Thierry zuerst geltend gemachte Princip noch zu bedeutenden Entdeckungen führen; so wie es aber die Thierry selbst anwenden, würden wir bald keine Geschichte von England, Frankreich, Italien und Spanien mehr haben, sondern nur Geschichten der Völkerstämme in diesen Ländern, und Amerika käme nie zu einer Geschichte. Am. Thierry erklärt formell, daß er keine Geschichte des destinées successives d'un même territoire, immobile théâtre de milles scènes mobiles et variées, sondern die Biographie eines Volksstammes, à travers dix-sept siècles, et parmi dix autres familles d'hommes schreiben will. In der That führt uns die Geschichte der Gallier durch die halbe Welt, und ich fürchte fast, zuweilen an Oerter, wo nie Gallier gewesen. Es fehlt hier der Raum, um den Inhalt der sechzehnhundert Jahre Existenz der Gallier vor Cäsar zu reproduciren. Auf Cäsar ist Thierry nicht gut zu sprechen, er sagt bitter: Malheur aux Gaulois de n'avoir pas trouvé un autre historien que leur vainqueur! An einer andern Stelle meint er, Cäsar habe nur darauf gedacht, die Gallier zu unterjochen, nicht aber sie zu studiren. Wenn Michelet, obgleich auch er ein Celtoman ist, die Römer segnet, so verflucht sie Thierry als Unterdrücker. Er nimmt es ihnen gewaltig übel, daß sie die Celten civilisirt haben, welche er, als seine Ahnen, bedeutend über die Germanen stellt. Er findet, daß die Gallier ganz andere Feinde für Rom gewesen sind, als die Germanen, indem jene das jugendlich kräftige Rom fast vernichtet, diese hingegen eine Leiche gefunden, die keines Widerstandes mehr fähig gewesen. Wir wollen darüber nicht streiten; die Hauptsache ist, daß die Germanen ein geschichtliches, staatenbildendes Princip in sich trugen, und nur das Christenthum anzunehmen hatten, um sich von Innen heraus zu cultiviren, die Celten dagegen, nation intelligente, spirituelle, brave, ardente, mais mobile, peu capable de constance et d'ordre, mais vaine et desunie par l'orgueil, wie Thierry sie charakterisirt, erst in der harten Zucht der Römer und Germanen ein menschliches Volk, überhaupt aus einer natio, gens, ein Volk, populus, werden konnten.

Was Thierry über die Sprachen des alten Galliens beibringt, kann großentheils nur als Hypothese gelten, gegen deren Annahme viele wichtige Umstände sprechen.

Die Composition dieser Geschichte läßt wie der Styl nur wenig zu wünschen übrig: hier und da stößt man auf einen Ausdruck, für den man einen besseren wünscht; zuweilen auch entdeckt man eine syntaktische Nachlässigkeit. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Mein Tableau anthologique de la littérature française contemporaine, Berlin 1837—38. 2. B. gibt im zweiten Bande (S. 202 — 208) eine Probe aus der Geschichte der Gallier.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1839.

Sicilien im Herbst 1838.

4. Die Ostküste. — Catania. — Taormina. — Messina.

Die östliche Küste beginnt alsbald ihren Pflanzenreichthum und die unversiegbare schöpferische Kraft ihres Bodens zu offenbaren. Wilder Saldei und Myrten bedecken die Felder; letztere trägt die zweite Blüthe neben der Beere; eben so vereinigt der Liebesapfel mit der goldgelben Frucht die violettblaue Blüthe an einem und demselben stacheligen Zweige, und sogar der Cactus treibt, während seine Früchte sich noch röthen, die gelben Kelche aufs neue hervor. Die Schlucht zwischen der ehemaligen Bergveste Carlentini und Lentini zeichnet sich durch die Schönheit und Fülle ihrer Baumgruppen aus. Ruinen von Schlössern und Klöstern mischen sich mit den Trümmern des alten Brieinnia; die Aussicht auf die Ebene ist entzückend, auf die am Abhange liegende Stadt, auf den entfernteren, ruhigen See von Lentini, in dessen Nebeln sich jene phantastischen Luftspiegelungen zu zeigen pflegen, auf die Kette der Gebirge, die sich jenseits erheben, und steigend und wachsend in den rauchumhüllten Gipfel des Aetna endigen.

Weniger ansprechend ist die jenseitige Gegend. Die Brücke über den Lentinifluß wurde auf jeder Seite mit vier neuen Bogen vermehrt, da der ältere sich bei dem starken Anschwellen des Sees als unzureichend erwiesen hatte. Die Hochebene jenseits des Flusses bis zu dem 12 Miglien fernen Catania ist von einer ermüdenden Einförmigkeit. Nur der Hindlick auf den Aetna, der mit seinem greisen Schneehaupt unter den Bergen und Hügeln wie ein Patriarch im Kreise seiner Enkel und Enkelkinder steht, vermag für die Langeweile der zu durchreisenden Einöde und der catanesischen Ebene zu entschädigen.

Schon aus weitee Ferne erkennt man die Lavaströme, welche vor 150 Jahren Catania verwüsteten, ein unabsehbares, schwarzes Meer mit erstarrten Wellen. Jahehunderte vergehen, ehe die Lava verwittert; nur schwache Pflänzchen sprießen erst in den Höhlungen jener riesigen Zacken, und unbedeutende Häuser erheben sich wiederum auf der Gränze der verheerten Region; sie sind sämmtlich aus Lavastücken erbaut. Ich will hoffen, daß der Glaube, wie diese Masse besser als der Stein den Erderschütterungen widerstehe, sich bewähren möge; so viel ist gewiß, daß das schwarze Gestein jenen Gebäuden der Vorstadt ein finsteres, unwohnliches Aussehen verleiht. Die Stadt ist um so schöner. Sie übertrifft Palermo an Regelmäßigkeit, in der Breite der Straße, und wetteifert mit der Capitale an Großartigkeit ihrer Gebäude. Freilich kann sie weniger noch als jene den Sieg einer kleinlichen Gegenwart über eine mächtige Vergangenheit verhehlen. Es ergeht Catania wie den Johanniterritteen, jener überall vertriebenen antediluvianischen Species, welche einen Zufluchtsort in dieser Stadt suchten, und nunmehr nach dem Ausspruch der Catanesen non per la fede ma per la fame kämpfen. In kolossale Paläste haben armselige Handwerker ihre Werkstätte eingenistet; von schwerfälligen Eisenbalconen hängt zerfetzte Wäsche, um das Wappen des Illustrissimo gelbe Gurken und Pomidori-Festons; die Fenster sind mit Lumpen verstopft oder mit rohen Brettern ersetzt. Beim ersten Hindlick schon verliert man alle Lust, in jene Höhlen des Bettelstolzes einzudringen. Eben so schrecken die entsetzlichen Verzerrungen der Kirchenfaçaden von jedem Besuch des Innern zurück. Die Geschmacklosigkeit, der wahrhaft pallagoneske Wahnsinn, welcher jene Baumeister befangen hielt, gränzt ans Unglaubliche. Und dennoch halte ich es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß in der jetzigen Zeit, wo das Rococo in jeder Beziehung an der Tagesordnung ist, unsere Architekten statt nach Pästum und Agrigent, nach Catania wandern werden, um ihre Skizzenbücher mit Blüthen aus jenen Treibhäusern der Unvernunft zu füllen und sie wieder bei uns zu pflanzen.

Ich wüßte keine schnellere Heilung für das durch jene Zerrbilder so schwer gekränkte Auge, als einen Gang längs der Marina, wo die Lavaströme in den Meeresfluthen erstarrten, und ihre Klippen sich in den wildesten, rauhesten Formen längs des Gestades thürmen. Der Contrast der mächtigen, dunklen Schlackenfelsen mit der Bläue der ruhigen See, mit ihren leise dahin ziehenden Fischerbarken, der des üppigen Grüns, welches die Berge schmückt, und der weißen, aus ihm hervorragenden Landhäuser, ist reizend. Hinter Catania beginnt das Eden Siciliens. Wenn bisher der Reisende sich mit einzelnen Aus-

Digitized by Google

schnitten und historischen Erinnerungen begnügen mußte, so tritt ihm von jetzt an die verkörperte Dichtung entgegen, und reicher noch, als sie seine Phantasie nach den entworfenen Schilderungen zu bilden vermochte. Erst hier wird Sicilien wahrhaft liebenswürdig, und verdient alle ihm seit Jahrtausenden verschwenderisch ertheilten Kronen.

Die neue treffliche Kunststraße führt steil bergan durch die reichste, aus der alten Lava überall hervorsprießende Pflanzenwelt. Von schwarzen Schlacken lose aufgethürmte Mauern umschließen Garten, in denen der Oelbaum, der Weinstock, der Orangenbaum ihre fruchtschweren Zweige verflechten. Dorf reiht sich an Dorf, alle haben sie ein wohlhäbiges Ansehen. Jedes Häuschen gibt mit seinen unter der Veranda spinnenden Frauen, den über die Mauer ragenden Palmen oder Limonenbäumen ein südliches Stillleben ab. Zur Linken schaut Trecastagni mit seinen Glockenthürmen von der Höhe hernieder; am Abhang lauscht aus den Orangenhainen das freundliche, vom Meer bespülte Städtchen Acireale. In den Bergen rollte ein dumpfer Donner und die Erde bebte unter meinen Füßen; der Führer deutete schweigend auf den Aetna, dessen Gipfel zum erstenmal seit Tagen den Wolkenschleier fallen ließ. Die Sonne glühte versengend in der Ebene — es war der 7 Nov. — den Feuerberg aber zu ersteigen erklarten selbst die Guiden bei der oben herrschenden Kälte und dem tiefen, neuerdings gefallenen Schnee mit Achselzucken für unmöglich, ein Verlust, über welchen ich mich ohnehin zu trösten gewußt hätte, da mir die Anglomanie jeden nahmhaften Punkt beschrieben zu haben, fremd ist, um wie viel leichter aber in einer Gegend, welche ihre Zauber über die mittlere und untere Regionen so verschwenderisch wie die dortige, gegossen hat. An den Aetna reiht sich die schönste, genialste Bergkette Siciliens; jeder Gipfel trägt einen individuellen Charakter, alle hüllen sich in meerblauen Duft. Auf einem der niedrigern Felsen ruht die schöne Ruine des arabischen Castells Calatapiana; seine Mauern und Berge steigen bis auf die Hälfte des Berges hernieder, und zu Füßen desselben liegt das gleichnamige Dorf am reißenden Strom, über welchen ein kuhner, mit Eisengeländern versehener Brückenbogen führt. Auf schwindelnder Höhe erhebt sich das alte Mula mit seiner Burg in die Luft; nur um weniges tiefer die Zinnen der Schloßruine von Taormina, unter dieser die Stadt mit ihrem fürstlichen Benedictinerkloster und das im Abendroth schimmernde alte Theater.

Es war Nacht, als ich den Strand entlang an den ärmlichen Fischerhutten Giardinos den auf das Ufer gezogenen Kähnen und ausgespannten Netzen vorüber wandelte. Das Meer brach sich schäumend gegen die Klippen, und rollte, Millionen phosphorischer Funken versprühend, zurück. Die Gestirne spiegelten sich in den Wellen — da leuchtete eine hohe Flamme am Himmel und verlosch, brach nach Secunden wieder hervor um abermals in Dunkelheit zu versinken. Es war der Aetna, dessen Feuer seit dem vor vier Monaten erfolgten Ausbruche noch nicht erloschen war. In secundenwierigen Intervallen wiederholten sich regelmäßig die Eruptionen — der Berg schien gleichsam Athem zu holen. Auf einer Entfernung von 18 Miglien konnte ich die glühenden Steine, welche er in Garben auswarf, mir freilich nur als Funken sichtbar, erkennen, und zur Rechten wälzte sich schwerfällig die glühende Lavaschlange thalwärts. Es ist etwas Schönes, von dem Rauschen der Meereswellen in Schlaf gewiegt zu werden, noch schöner, sich von dem Donner des Aetna wiederum wecken zu lassen. Es war, als mahne er mich, den Sonnenaufgang aus dem Meere, ein Schauspiel, welches nur die östliche Küste bietet, nicht zu verträumen.

Der erste falbe Streifen glühte am Horizont. Der Morgenstern wiegte sich in einer goldumsäumten Wolke. Calabriens Berge waren in das tiefste Dunkelblau gehüllt. Da schossen die Vorboten des Tages, die einzelnen Strahlen aus dem Meere auf, die Feuersäule des Aetna erlosch, und nur seine Rauchwolke zog noch träg über den Gipfel hin — und höher schwang sich die Sonne, die beleuchteten Berge der jenseitigen Küste wandelten ihr Blau in Smaragdgrün, der Gürtel des Aetna farbte sich in Purpur, und sein Schneehaupt in zitterndes Gold. Kein Wölkchen schwamm am Himmel, und das Tagesgestirn erhob sich in all seiner Herrlichkeit aus den Tiefen.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Krieg gegen den Radscha von Curg.

(Schluß.)

Wir hängen an den Feldzug gegen den Radscha von Curg einige Bemerkungen über einen im Frühjahre 1837 (Ende März bis gegen Ende Mai) in Canara ausgebrochenen Aufstand an, weil derselbe beinahe in der nämlichen Gegend spielt. Am Ende März 1837 zeigten sich in Canara in der Gegend von Mangalur einige aufrührerische Bewegungen unter den Moplays. Dieß ist eine von Arabern, Persern und Hindus abstammende mohammedanische Bevölkerung in einem großen Theile Canara's. Von Natur leicht beweglich und turbulent, scheinen sie durch die englische Rechts- und Steuerverwaltung sehr zur Unzufriedenheit gereizt worden zu seyn, wenigstens war dieß die Hauptangabe eines der später gefangenen Anführer. Wie dem nun auch seyn möge, der Aufstand hatte sich zuerst dadurch kund gegeben, daß Couriere erschlagen und endlich Regierungsbeamte gefangen genommen wurden. Major Dowker, der mit nur drei Compagnien Sipahis zu Mangalur in Besatzung stand, brach mit 150 Mann nach einem Ort auf, wo erstere Ruhestörungen vorgefallen waren, stieß aber auf eine so bedeutende Anzahl Rebellen, daß er ungesäumt den Rückzug antreten mußte, und nur mit Verlust von mehr als einem Drittheil seiner Mannschaft Mangalur wieder erreichte, das alsbald von einer Rebellenschaar, deren Zahl verschieden von 5000 bis 10,000 Mann angegeben wird, umzingelt und belagert wurde. Da auch die Moplaos in der Stadt unruhig wurden und Häuser anzündeten, so wäre das kleine Häuflein angloindischer Truppen unfehlbar unterlegen, und das nicht unwichtige Mangalur in die Hände der Rebellen gefallen, wenn

Digitized by Google

nicht ganz zufällig ein englisches Handelsschiff gerade in die Nähe des Hafens gekommen, und ein auf einem Thurme aufgestecktes Nothzeichen entdeckt hätte. Der Capitän des Schiffs setzte ein Paar kleine Kanonen ans Land, so wie Munition, und fuhr dann unverzüglich nach dem nicht weit entfernten Canaur ab, worauf Verstärkungen von da in Mangalur eintrafen, die wenigstens hinreichten, die Stadt zu behaupten. Auch von Bombay kamen Truppen, aus der Präsidentschaft Madras beachen andere auf, und so kamen nach und nach über 5000 Mann zusammen.

Außer den Moplays hatte sich auch ein Theil der Cuegs, doch nicht die aus dem eigentlichen Alpengau Curg, welche größtentheils treu blieben, empört, und als der englische Commandant zu Mercara mit einer Schaar Curgs und seinem Sipahiregimente gegen die Rebellen aufbrach, mußte er an einem stark besetzten Passe umkehren, und die Rebellen drangen nun gegen Mercara selbst vor, wo sie indeß bald durch gütliche Mittel bewogen wurden, sich zu zerstreuen und die Rädelsführer auszuliefern. Weßhalb die Mehrzahl der Curgs den Engländern treu blieb, ist nicht sehr klar, indeß abgesehen von dem Umstand, daß die Kriegerkaste der Nairs gern in den gut bezahlten indischen Dienst trat, herrschte auch sichtlich unter ihnen eine Abneigung gegen die Rebellen, die sich vielleicht nur durch den Umstand erklären läßt, daß der ganze Aufstand, an dem hauptsächlich die Moplays Theil nahmen, ein zu mohammedanisches Ansehen hatte. Die Behandlung, welche die Curgs früher von den mohammedanischen Herrschern von Meisur, Heider Ali und Tippu, erfuhren, machte sie allem Mohammedanischen abgeneigt, und sie mochten um so eher stutzen, als eine Schaar Araber, die sich seit Heider Ali und Tippu in Meisur niedergelassen hatten, über die Ghats herabstieg, um sich mit den Rebellen zu vereinigen.

Der Mangel an Transportmitteln verzögerte, wie oft, so auch hier, die Operationen, doch wurde, als dieß Hinderniß gehoben war, der Aufstand bald gedämpft, und der Mann, der sich als Prätendent auf den Thron des Radscha von Curg benommen hatte, von den Curgs selbst gefangen genommen. Nun kam eine wunderliche Geschichte an den Tag, die wir auf Treu und Glauben einiger anglo-indischen Blätter annehmen müssen, die aber, wenn sie wahr ist, einen tiefern Blick in die innern Verhältnisse jener Länder thun läßt. Der Kronprätendent war keineswegs, wie man geglaubt hatte, ein Bruder des mehrere Jahre zuvor gefangen genommenen Radscha, noch weniger, wie man in Cueg ausstreuen wollte, dieser Radscha selbst, sondern ein unbekannter, ganz namenloser Landmann aus den nördlichen Districten von Cueg, aber wohl zu merken, nicht aus dem eigentlichen Curg, sondern aus einem der dreißig Jahre früher von Meisur an Curg abgetretenen Districte. Der Mensch erzählte, man habe ihn aus seinem Dorfe ins Niederland geführt, auf ein weißes Pferd gesetzt, einen prächtigen Sonnenschirm über seinem Haupte gehalten und ihn als König ausgerufen. Ob dieser Mensch wirklich so gutmüthig einfältig war, als er sich stellte, kann uns hier gleichgültig seyn, die gespielte Intrigue ist deutlich genug. Aber das Auffallendste an der Sache ist der Umstand, daß das Ganze von Braminen angezettelt gewesen seyn soll. Wir entnehmen in dieser Beziehung aus dem Bombay Courier vom Mai 1837 folgende Stelle: „Wir erfahren, daß schon Ende vorigen Novembers von Meisur officielle Nachricht einlief, daß ein Geist der Unzufriedenheit sich durch Meisur verbreite, der in einer dirmanischen Verschwörung seinen Grund habe. Meisur, Curg und das südliche Mahrattenland wurden als höchst unzufrieden geschildert, und als der Aufstand in Canara ausbrach, hegte man noch keinen Verdacht, daß der Geist der Unzufriedenheit sich bis dahin verbreitet habe. Meisur war so gut bewacht, daß kein Aufstand unvorhergesehener Weise hätte ausbrechen können, und die bedeutendsten Häuptlinge der Curgs ließen sich nicht so leicht verführen. Durch die Aussprengung des Gerüchts, daß der ehemalige Radscha von Curg aus der Gefangenschaft der Engländer entflohen sey, und bei den Braminen eine Zuflucht gesucht habe, ließ sich ein Theil der Curgs im Niederlande verführen. Außer andern Umständen ist es auch eine erhobene Thatsache, daß die Braminen die Pagode zu Soedrumuniah, ein Wallfahrtsort für Meisur, Curg, Canara und das südliche Mahrattenland, zu einem regelmäßigen Magazin und Vorrathshaus umgeschaffen hatten, aus welchem Munition und Waffen freigebig an alle verabreicht wurden, welche deren sich gegen unsere Herrschaft bedienen wollten." Eine spätere Nachricht besagt noch, daß die zur Untersuchung der Unruhen in Canara angeordnete Commission auf Entdeckungen gestoßen sey, welche mehrere bisher ganz unverdächtige Häuptlinge (wahrscheinlich in Meisur) sehr compromittirten. Die nähern Umstände sind nicht angegeben, doch geht immer so viel aus dem Ganzen hervor, daß, wo immer Unruhen ausbrechen, die Engländer auf ein weitverbreitetes Intriguennetz stoßen.

Der Zobel.

In Rußland ist gegenwärtig ein großes Werk in der Arbeit, welches den Namen „Bibliothek der Handelskenntnisse" führt, und das Journal des Ministeriums des Innern theilt als eine Probe der Behandlungsweise den Artikel über den Zobel mit, den wir hier einigermaßen abgekürzt wiedergeben, weil die Zobelfelle einen der wichtigsten Theile des russischen Pelzhandels ausmachen.

Der Zobel gehört zu den seltenern Pelzthieren. In Betreff der Menge und Vorzüglichkeit dieser Thiere kann sich kein Land mit Sibirien messen, in dessen dichten Wäldern er hauptsächlich gejagt wird. Der Zobel ist ein listiges, gewandtes Thier mit scharfem Gehör, wird wegen seiner besondern Wildheit nur in den von menschlichen Wohnungen entlegenen Wäldern angetroffen, meist am Ufer der Flüsse, und liebt die dichtesten Gehölze, in die kein Sonnenstrahl dringt. Er lebt in Löchern oder hohlen Bäumen, frißt gern Waldfrüchte, namentlich Vogelbeeren, doch nährt er sich auch von Fischen, und im Winter von Aas, und fängt Eichhörnchen, Hasen und ähnliches kleines Wild. Der Zobel fängt im ersten Jahre, im Anfange des Frühjahres, schon an sich zu paaren, am Ende Mais oder Anfangs Junius werfen die Weibchen drei bis fünf Junge, welche fünf bis sechs Wochen an der Mutter saugen.

Digitized by Google

Der Zobel ist gewöhnlich einen bis anderthalb Faß hoch, und seine Dicke beträgt den vierten oder fünften Theil seiner Länge. Sein Körper ist rund, sein Kopf breit, der Hals kurz, die Pfoten niedrig mit fünf scharfen Klauen, der Schwanz buschig und ungefähr halb so lang als der Zobel selbst. Die im Handel so hoch geschätzten Zobelfelle zeichnen sich durch feine, zarte und glänzende Haare aus. Am ganzen Felle sind zweierlei Haare: das eine, anderthalb bis zwei Zoll lang, ist glänzend und heißt Ossi, das zweite, um ein Drittheil tiefer innen, ist viel feiner und zarter und heißt Podsad (das tiefer sitzende, der Nachwuchs). Die Farbe wechselt vom Röthlichen bis zum völlig Dunkeln; oder am Körper selbst ist ein noch ohne Vergleich kürzeres und zarteres Haar als der Nachwuchs und heißt der Flaum (Puscha), welcher gelblich, dunkelbraun, graulich, bläulich, blau und dunkelblau ist. Der Flaum gibt dem Haare den Schmelz, den die Jäger gewöhnlich das Wasser nennen. Der Hauptvorzug der Zobelpelze besteht darin, daß sie bei seinen Haaren flaumartig, weich und warm sind; wie die Haare, so zeichnet sich auch das Fell durch Festigkeit aus; die Oberhaare werden nicht hart und reiben sich nicht ab; der Nachwuchs und Flaum werfen sich nicht in Büscheln auf, und darum kann der Zobelpelz sehr lange dienen, und behält immer seine Reinheit, seine Glätte und seinen Glanz.

Die Zobel werden sortirt nach Farbe, Länge, Feinheit, Dichtheit und Größe der Haare, nach der Farbe des Flaums und nach der Güte des Fells. Für die besten gelten die dunkelsten und die im Felle stark sind, feines und zartes Haar und ein dunkelblaues Wasser haben. Manchmal trifft man Zobel, deren längste Haare weiß sind, und die man deßhalb Silberzobel nennt; sie gelten für schön und dauerhaft, namentlich darum, weil diese silberglänzenden Haare als Beweis dienen, daß der Pelz nicht gefärbt ist.

Die nördlichen Gegenden Asiens und Amerika's sind reich an Zobeln, und die Güte derselben steigt, je östlicher sie gefangen werden: so sind sie im östlichen Sibirien besser als im westlichen; diesseits des Ural trifft man gar keine. Um die Zobel je nach ihrer Güte besser zu unterscheiden, benennt man sie nach den Orten, wo sie gefangen werden: so zählt man im westlichen Sibirien nur zwei Sorten, die vom Jetysch und Ob; im östlichen Sibirien diesseits des Baikal eilf Sorten, jenseits desselben drei. Die besten Zobel findet man an den Flüssen, welche von der linken Seite her in die Lena fallen, und im Lande jenseits des Baikal; unter diesen nehmen die am Fluß Olekma und seinen Nebenflüssen gefangenen den ersten Rang ein, ebenso die aus dem Gebiete von Nertschinsk, welche an den Flüssen und Flüßchen, die von der linken Seite her in die Schilko und den Amur fallen, gefangen werden. Sie zeichnen sich vor allen andern durch ihre dunkle, glänzende Farbe, welche einem Rabenflügel gleicht, durch Zartheit, Länge und Dichtigkeit der Haare von dunkelblauem Wasser, so wie auch durch Größe und Festigkeit des Balgs aus.

Die Zobeljagd beginnt, wenn der erste Schnee fällt. Die Jäger gehen dann mit Hunden auf die Jagd, die, sobald sie eine Zobelspur auf dem Schnee finden, auch den Zobel auffinden. Gewöhnlich entflieht der Zobel in den Wald und rettet sich auf Bäume, von wo sie von den Jägern mit der Kugelbüchse heruntergeschossen werden. Wenn tiefer Schnee oder Glatteis liegt und die Hunde den Zobel nicht verfolgen können, wird die Jagd mit einer Falle getrieben. Der Jäger, der auf Schneeschuhen daher kommt, stellt Bogen an den Zobelfährten auf; wenn nun der Zobel seines Weges daher kommt und sich an dem Faden des in dem Schnee verborgenen Bogens anhakt, so schnellt der Bogen den Pfeil ab und tödtet den Zobel. Außerdem fängt man ihn auch in andern Fallen und Schlingen. Ein eifriger Jäger kann, wenn er nicht durch tiefen Schnee und andere Nachtheile gehindert wird, mit guten Hunden 30 bis 40 Zobel in einem Monat erlegen; mit Hülfe von gelegten Bogen aber wird er im Laufe von fünf Wintermonaten kaum zehn Zobel fangen. Die Jäger ziehen dem getödteten Zobel sogleich das Fell ab, kehren die Fleischseite nach außen, tragen sie nach vollendeter Jagd nach Hause und verkaufen sie an Aufkäufer, theils gegen baares Geld, größtentheils aber im Tausche gegen Blättertabak, Butlee, Tuch, einen dicken chinesischen Stoff, Daba genannt, grobe Leinwand und andere unentbehrliche Bedürfnisse. Die Aufkäufer bereiten die gesammelten Zobelfelle zu, kehren sie um, mit den Haaren nach außen, und fassen sie, je zu zehn Stücken, an Riemen auf. Die Zobel aus dem Jakutenlande, so wie die aus Kamtschatka werden hauptsächlich nach Jakutsk zum Verkauf an die dortigen Kaufleute gebracht, meistens zur Zeit des Julius-Jahrmarktes. Eben dahin kommen auch größtentheils die Zobel von der Olekma und Kolyma. In Jakutsk werden sie auf dem genannten Jahrmarkt von Großhändlern aus Irkutsk und Großrußland gegen baares Geld aufgekauft, je nach dem Orte des Fanges ausgesucht, nach Farbe und Größe sortirt, dann an Riemen, je 20 Zobelfelle, zu einem Bündel aufgereiht, nachher zu vierzigen von beiden Seiten fest zusammengeschnürt und zum Verkaufe nach Moskau, Nishegorod und Jrbit geschickt. Jakutische Kaufleute schicken auch Zobel nach Irkutsk und andern Orten mit dem *ganzen Thiere*, ohne die Felle abzustreifen.

Die Zobel von Jenisseisk, welche von Kaufleuten aus Krasnojarsk in dem Kreise gleichen Namens, so wie in den von Kansk und Minussinsk bei den nomadischen Völkern vom November bis Mitte December aufgekauft werden, gehen auf den Jahrmarkt zu Irbit. Der zweite Anlauf geschieht im März und April, und die zu dieser Zeit aufgekauften Zobel gehen nach dem Jahrmarkt von Nishegorod. Die Kaufleute des Kreises von Jenisseisk erhalten die Zobel von den nomadischen Völkern im Kreise von Turuchansk, wo sie ihre Agenten haben, welche den Verkauf ihrer Waaren den ganzen Lauf des Winters fortsetzen. Außerdem kaufen die Kaufleute von Jenisseisk die Zobel in Boguschansk auf, und verkaufen sie auf den Jahrmärkten von Irbit und Nishegorod, oder schicken sie auch nach Moskau und Irkutsk.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Bereicherung des französischen Medaillencabinets. Raoul Rochette hat dem Medaillencabinet der königlichen Bibliothek mehrere kostbare Stücke übergeben, unter Anderem vom Kanzler des französischen Consulats zu Konstantinopel eine noch unbekannte und einzige Münze von Selymbria in Thracien, ferner in seinem eigenen Namen eine ungewisse Silbermünze aus Cilicien. (Echo du Monde Savant vom 12 Januar.)

Medaille von Vercingetorix. Nach dem Echo du Monde Savant vom 18 Januar soll die zu Clermont im Besitz eines Hrn. Bouillet befindliche Münze, welche unter dem obigen Namen bekannt ist, 154 Gr. wiegen, und eine wahre zu seiner Ehre geschlagene Medaille seyn.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Biarritz. — Die Straße von Spanien.

Die Bevölkerung extra muros, welche wir oben bei Bayonne geschildert, verdient wirklich eine besondere Aufmerksamkeit. Wir haben sie überall auf unserm Spaziergange rundum Bayonne gefunden, und werden sie vielleicht noch dichter und fröhlicher als irgendwo zu beiden Seiten der Straße von Spanien, einerseits bis an den Adour, andererseits bis Mareac antreffen. Unter den vielen Vereinigungspunkten dieses Striches gibt es auch hier, wie in Pau und so vielen andern französischen und spanischen Orten eine deutsche Bierbrauerei; denn unsere Landsleute, besonders die Bayern und Würtemberger, haben in diesem Industriezweige einen Ruf, über welchen nur, in den großen Städten, der Luxus der englischen Bierbrauereien, und die eigene, von der deutschen verschiedene, Art ihres Productes, je nach dem Geschmacke der Verzehrer, den Sieg davon tragen kann. Der Mangel an Flaschen und Krügen, welche letztere man bis von Hamburg kommen läßt, vertheuern indessen den Verkauf; ehemals hatte Bayonne eine Glasfabrik, deren Ruinen noch nahe bei den Pignades existiren. Bei dieser Gelegenheit muß ich eine Gewohnheit bemerken, welche in Bayonne, und wie man mich versichert, auch in Bordeaux stattfindet. Man sieht unter den Häusern, welche auf dem Lande zerstreut sind, zuweilen die Aufschrift: Société particulière, d. h. es ist ein Wirthshaus, welches aber nur durch die Subscription von 40 oder 50 Individuen unterhalten wird, und keinem der Gesellschaft Fremden den Zugang verstattet, — dieß scheint mir ein sehr nachahmenswerthes Beispiel. Die Umgegend von Bayonne, besonders in dem letzterwähnten Bezirk, erhält täglich neuen Zuwachs von Wohnstätten, denn hier ist es vorzugsweise, wo die spanischen Emigranten neue Bauten unternehmen. Da jeder dazu die Stelle, die ihm am vortheilhaftesten scheint, aussucht, so wird sich mit der Zeit hier eine große, obgleich unregelmäßige und pittoreske Ortschaft bilden, für deren Versorgung und Bequemlichkeit neue Anlagen und Einrichtungen nothwendig seyn werden; zum Glück ist Bayonne, obgleich eine Festung, an einer Gränze gelegen, von welcher ihm schwerlich sobald die Gefahr einer Belagerung drohen wird. Es ist vielmehr zu hoffen, daß neue oder schon vorhandene, aber noch wenig belebte Interessen, eine bis jetzt so zu sagen schwankende Bevölkerung festhalten, und ihren zur Nothwendigkeit gewordenen Wohnstätten außer den engen Stadtmauern Sicherheit und Dauer selbst gegen die Verheerungen des Krieges verschaffen werden.

Unter den Beweggründen, welche Fremde aus dem In- und Auslande herbeiziehen, und Bayonne, wenn es einmal größeren Raum darbietet, zu einer Art von Hauptquartier, wie Pau, machen können, ist einer, daß Bayonne, wie Pau, außer seinen schönen und merkwürdigen Gegenden auch Gesundheitsbäder, und, was ihm eigen ist, Seebäder in seiner Nähe besitzt. Die Seebäder von Biarritz erhalten in der That jährlich größern Zulauf, und die Menge neuer Bauten in diesem, während des Winters verlassenen, Orte läßt daran nicht zweifeln. Auch hat sich die Zahl der Cacolets,*) Stuhlwagen, Omnibus u. s. w, welche um 1 Fr. für die Person nach Biarritz fuhren, beträchtlich vermehrt. Die Straße von Spanien bildet anfangs eine Anhöhr, von welcher man die zerstreuten Häuser von Anglet, obgleich nicht die Küste, bis zu welcher sie hinreichen, entdeckt. Erst auf einer zweiten Anhöhe, nachdem sich der Weg nach Biarritz von der spanischen Straße rechts hin abgesondert, entdeckt man ein Stück Meer und die ersten Häuser von Biarritz. Der ganze Spaziergang vom spanischen Thore bis zu diesem Orte kann wohl fünf Viertelstunden betragen. Die Landseite von Biarritz ist traurig und unfruchtbar, und der ganze Ort hat trotz der neuen Häuser etwas Mangelhaftes an sich. Ein kleiner, unregelmäßiger Platz mit mehreren Wirthshäusern und der Aussicht auf das Meer ist der

*) Cacolet, ein Transportmittel, welches die Aufmerksamkeit jedes Fremden erregt. Es ist ein Lastthier, Pferd, Maulthier oder Esel, über dessen Rücken man eine aus zwei Körben zusammengesetzte Vorrichtung geworfen hat; in jedem Korb ist ein Sitz, und die zwei Personen, eine an jeder Seite des Maulthiers, halten sich das Gleichgewicht. Die Cacolets sollen auch im nördlichen Spanien hie und da gebraucht werden.

Digitized by Google

Absteigeplatz der Ankommenden und der Vereinigungspunkt der Gesellschaft von Biarritz, wenn man sie so nennen kann, denn bis jetzt zerfällt sie, nach Provinzialgewohnheit, in Bruchstücke, in welchen sich bloß diejenigen zusammenstellen, die sich schon außer dem Orte kennen.*) Kaum ist man über den Platz hinaus, so verliert man sich zwischen den unordentlich hingeworfenen Häusern in beinahe ungangbaren Wegen; ja das obere Biarritz, wo die Kirche und einige gute Häuser stehen, und wo man am besten wohnen würde, weil dort wieder die Gärten und ein fruchtbarer Boden beginnen, ist von den Seebädern gleichsam abgeschnitten, denn man braucht 15 bis 20 Minuten eines mühsamen und unnützen Umweges, um dahin zu kommen. Das merkwürdigste ist hier die Küste. Eine 80 oder 100 Fuß über das Meer erhabene, von den Wellen angefressene Felsenmasse neigt sich mit einem Winkel von 20 Graden über den Boden, und zeigt, in eine Menge kleiner Baien und Grotten zerspaltet, und mit einer Außenlinie ihrer eigenen Ruinen umgeben, bei der ablaufenden Fluth die sonderbarsten Gestalten: sie ist der Haupt- oder vielmehr der einzige Spaziergang der Badegäste, welche auf ihre Beinmuskeln und die stärkende Meeresbrise vertrauend, jede Klippe untersuchen, jede Aussicht genießen, oder auf jede der botanischen und zoologischen Eigenthümlichkeit dieser Gegend Jagd machen wollen. Der Pont vieux ist der eigenthümliche Badeplatz: eine kleine Sandfläche zwischen zwei Vorgebirgen, welche jedes mit Resten eines alten Thurmes besetzt sind; auf dem Sande steht eine Reihe von 10 oder 12 hölzernen Hütten, wo man sich auskleidet, die Männer mit einem im Reglement vorgeschriebenem Beinkleide, die Frauenzimmer in Blousen oder Bademäntel gehüllt, mit einem Tuch um den Kopf, oder mit einem Strohhute bedeckt, die einen und die andere mit einem Stock versehen, oder von eigens dieser Industrie gewidmeten Einwohnern unterstützt, wagen sich vorwärts in das Meer, oder vielmehr in einen Streifen desselben, der auswärts von Klippen beschützt ist; wer schwimmen kann, der schwimmt. Auf der Anhöhe, zu welcher ein steiler Pfad führt, steht ein schönes Gebäude, das das ganze kleine Bassin beherrscht und zum Gesellschaftssaale dienen könnte; aber der Pasetenbäcker, der es zu diesem Zwecke bestimmte, hatte mit einer zu wenig verfeinerten Versammlung zu thun, als daß er sein Gewerbe hätte fortsetzen können; bessere Rechnung finden diejenigen, welche neue Häuser rundum den Pont vieux herum bauen. Ein deutscher Arzt hatte den Gedanken, hier eine bequemere Badanstalt nach dem Beispiele der nordischen Seebäder von Dobberan, Kiel u. s. w. einzurichten, aber außerdem, daß dazu ein Capital von 300,000 bis 400,000 Fr. erfordert wird, scheint es nicht, daß die Badegesellschaft von Biarritz bis jetzt ein solches Bedürfniß fühlt. Ist man doch auch nicht bequemer in den Seebädern von Valencia: bei dieser letztern Stadt ist die Küste flach und offen, und die äußeren Klippen sind nicht sichtbar, aber eben wegen der großen Ausdehnung haben dort die Wellen, welche wie in einer unabsehbaren Schlachtlinie schäumend und brausend anrücken, etwas unfreundliches an sich, und ihre Bewegung kann leicht gefährlich werden. Die Fremden kommen schon im Julius nach Biarritz, die aus Bayonne und der Umgegend in der letzten Hälfte des Augusts. Eine besondere Abtheilung machen die Basken aus dem Labourde, Soule und selbst Niedernavarra; sie haben ihren eigenen Badeplatz, la Côte de Barque, eine ziemlich lange Sandfläche unter einer fast glatten Felsenwand, was hier eine Seltenheit ist; ein enger Pfad führt von dem oberen Biarritz, das alsdann von ihnen in Beschlag genommen wird, hieher; ihre Badezeit dauert nur 20 Täge, aber sie ist nichts als eine ununterbrochene Abwechselung von Bädern (drei oder vier täglich) und Tänzen, denen selbst der Schlaf wenig abgewinnt; diese robuste und unermüdliche Race geht dabei nicht so heillich zu Werke, wie die Badegäste von Pont vieux; Manner und Weiber bilden Hand in Hand eine Angriffslinie, und stürzen sich mit Geschrei oder mit einer Art von Klagegesang vorwärts — das Hin- und Herziehen vom Meer an das Ufer, vom Ufer an das Meer wird unaufhörlich wiederholt, und wenn dieß Geschäft abgethan ist, so kehren sie wieder zu ihrem Tandor und ihrer Pfeife, und trotz der alten iderischen Sitte auch zu den Weinglasern zurück. Zwischen der baskischen Küste und dem Pont vieux ist der Fischerhafen, ein kleines Becken, wie alle übrigen dieser Küste auswärts von Klippen, einwärts von einer steilen Anhöhe mit einigen Häusern oder Hütten und einem Kreuze am Fuß einer steilen und engen Stiege umgeben; zehn oder zwölf Barken, die eine schnarrende Schiffswinde auf den Sand zieht, sind die Reste der alten Galeerenflotten. Die Ankunft einer schönen Goldbrasse, Roche oder eines Thunfisches ist die große Neuigkeit des Tages, und das Auslaufen von fünf oder sechs Barken, die von der matten Farbe des Meeres und der Gegenwart der Delphinen geleitet, mit ihren Netzen auf die Sardinen Jagd machen, ist die Expedition, deren Ausgang man mit Ungeduld erwartet.*)

(Schluß folgt.)

*) Im September vereinigen sich hier wohl über 2000 Personen, die von nah und fern herkommen, und ihre Eleganz zur Schau stellen.

*) Bayonne ist je nach der Jahreszeit mit Fischen, sowohl von der Küste als von den Flüssen, gut versehen; außer den genannten erhält man häufig frischen Stockfisch, Seemöven, auch Steinbutten, Barsche u. s. w. Ich finde die Seefische von Cadix und Gibraltar von besserem Geschmack.

Sicilien im Herbst 1838.

4. Die Ostküste. — Catania. — Taormina. — Messina.

(Schluß.)

Taormina ist das Herrlichste, welches nicht Sicilien allein, sondern ganz Italien aufzuweisen hat. Die erhabensten Schönheiten der Natur, die ehrwürdigsten Reste des Alterthums sind hier dicht verschmolzen. Die schönsten saracenischen Mauern umgeben die Stadt; Bogen und Fenster verkünden bald den moresken, bald den altnormannischen Styl; altgriechische Inschrif-

Digitized by Google

ten und Basreliefs sind in den Häusern eingemauert; noch stehen die Bogen der alten Naumachia — in der Nähe des Theaters können jene Reste aber nur auf einen flüchtigen Blick Anspruch machen. Obwohl zum größten Theil in den Fels gehauen, sind dennoch die Stufen und Sitze der Zuschauer fast unkenntlich geworden, und nur noch ihre Rundform sichtbar. Wahrscheinlich ist es, daß sie ausgemauert, und mit den 36 Marmorarten, welche das Theater geschmückt haben sollen, bekleidet waren. Am schönsten erhalten ist die Scene mit zwei Eingängen zur Seite, die Hallen, in welchen man Ankleidezimmer vermuthet, und die Nischen der Statuen. Sie sind eben so wie die das Rund umgebende Mauer, in der sich kleinere Nischen befinden, römisches späteres Werk, und von Flachziegeln aufgeführet. Die Ueberreste der Marmorsäulen und Capitäle sind ungeschickt genug an der äußern Façade zusammengemauert worden.

Eine Aussicht, wie die vom Theater von Taormina aus, will gesehen, nicht geschildert werden, und so möge denn eine schlichte Aufführung der hervorragendsten Punkte genügen. Den Rücken gegen den Hintergrund erblickt man zur Rechten zuerst den Monte Venere, auf welchem sich noch die Reste eines Venustempels befinden; an diesen reiht sich Mula mit seinem auf der äußersten Spitze schwebenden, arabischen Schlosse, das gezackte Castell von Taormina, und etwas tiefer das Kirchlein der Madonna del Rocco. Das Benedictinerkloster leuchtet durch die in die Scene gesprengte Oeffnung; hinter demselben erhebt sich der Monte di Maestro, und über diesen ragt wiederum der Aetna, zum dritten Theil mit Schnee beladen und ein leises Rauchwölkchen aushauchend, mit seinem Gürtel von Kastanienwäldern und Dörfern hervor. In anmuthigen Linien dringt das Meer landeinwärts, und weicht wieder zurück. Hinter Giardino strecken sich die Landzungen Schisso, mit dem alten Arabeeschlosse Schisso und Nessino ins Meer, diesen folgt Torre d'Aci, Torre di Lazafarane, das Capo der Cyklopen hinter Aci reale, bis das Capo Passaro, Siciliens südlichste Spitze, in duftiger Ferne den Horizont begränzt. Meerwärts gewandt liegt zu Füßen des Theaters Capo Sant Andrea und das Franciscanerkloster mit seinen Trümmern arabischer Graber. Sie begranzen die alte Gräberstraße, welche sich am Fuße des Berges entlang zieht, und aus welcher noch ein antiker Würfel hervorragt. Und nordwärts erhebt sich eine Reihe der herrlichsten Vorgebirge, Sant Alassio, Capo di Forzagro, beide mit alterthümlichen Castellen, Capo grosso, auch Ali genannt; sie scheinen endlich beim Capo di Scaletta mit den calabresischen Bergen zusammenzufließen. Alle sind sie mit Olivenhainen, mit indianischer Feige bedeckt, während die Küste die reichsten Orangengärten trägt, aus denen von Zeit zu Zeit eine Palme ihre Krone erhebt. Vedi Taormina e poi mori! — Vor anderthalb Jahrhunderten erbat sich ein catanesischer Cavalier, Namens Cordajo, als Belohnung für seine dem spanischen Gouvernement geleisteten Dienste, die Erlaubniß, auf den Ruinen des Theaters eine Wohnung errichten zu dürfen, und beschloß dort in der Zurückgezogenheit sein Leben. Vor 50 Jahren ließ der Magistrat jene die Ruine verunzierende Wohnung abbrechen und verdient alles Lob. Wer möchte aber nicht an der Stelle jenes glücklichen Einsiedlers gewesen seyn!

Hinter den Zacken des Castells Forzagro, zwischen denen ein Telegraph errichtet ist, senkt sich die treffliche Kunststraße, und von hier an nimmt die Gegend, wenn auch noch immer durch ausgezeichnete Punkte, durch normännische Wachtthürme, Burgen und Gärten verschönt, einen ruhigern, flachern Charakter an. Die Berge weichen allmählich zur Linken, immer klarer tritt Calabrien mit seinen kahlen Gebirgsmassen, am deutlichsten das wunderliche Klippenpaar von Belvedere, und die Städte Reggio und Bagnare hervor. Eine Kette wohlgebauter Dörfer, geschmackvoller Villen und Gaeten, verkündet schon von weitem die Nähe eines bedeutenden Orts, und verschmilzt mit einer endlosen Vorstadt, welche zu größern Erwartungen berechtigt, als die Stadt selber späterhin erfüllt.

Messina ist reich an großen, öffentlichen Gebäuden, aber es trägt keinen eigentlichen Charakter, oder vielmehr nur den allgemeinen, abgeflachten einer Handelsstadt. Die Marina läßt ahnen, was die Stadt vor dem verwüstenden Erdbeben war. Die meisten und größten Häuser sind eingestürzt und erstehen theils erst jetzt wieder aus dem Schutt, theils sind sie im verkürzten Maaßstabe wieder wohnbar gemacht worden. Paläste, welche 2 bis 3 Stockwerke hatten, haben deren nur eins, die Halbsäulen der Außenseite sind stehen geblieben, aber werden in ihrem ersten Drittheil schon am Dach durchschnitten. Das Gouvernementsgebäude allein ist wahrhaft großartig und im edelsten Style erbaut. Von den zahlreichen, auf öffentlichen Plätzen errichteten Statuen kann nur die des Juan d'Austria einigermaßen auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen. Die Kirchen sind so herz- und geistlos, wie die der andern Inselstädte. Die antiken Säulen des Doms sind mit einem glänzenden Firniß überzogen, und durch vergoldete Capitäle entstellt. Nur die Steinkanzel ist schön. An alten Gemälden ist Messina arm — alle sind es Kunstwerke zweiten Ranges, und auch die vielgerühmten Bilder Antonellos da Messina, welche im Sprachzimmer des Nonnenklosters S. Geegorio hängen, haben nur einen relativen Werth. Für den geschäftslosen Reisenden ist Messina der traurigste Aufenthalt. Den schönsten Anblick gewadet die Stadt vom Hafen aus, amphitheatralisch um den Golf gelagert, und von den alten Castellen Gonzaga, Griffona und Salvadore überragt, so wie diese es wiederum von den umwaldeten Berggipfeln werden.

Es war der schönste Abend, als ich die Meerenge durchschiffte. Der Scirocco wehte nur eben stark genug, um die Segel anzuschwellen, und die Strudel der Charybdis, die allein beim Südwind sichtbar werden, eben anzudeuten. Die Sonne sank hinter den Bergen des Faro, und vergoldete das auf verspringendem Felsen gegenüberliegende Schloß von Scylla. Delphine umkreisten in Schaaren das Schiff, wälzten sich im Rad und schnellten sich mit mächtigem Sprung in die Luft. Der Aetna winkte seinen Abschiedsgruß aus der Ferne und verschwand in dem Schatten, und statt seiner leuchtete die ewig sprühende Flammengarde des Stromboli dem Reisenden durch die Nacht.

Digitized by Google

Unterseeischer Vulcan.

Capitän Bionet, der das Schiff Claudine von Havre commandirt, schrieb von Goree an die Akademie der Wissenschaften, daß er unter 51° 40' N. B. und 44° 30' W. L. (von Paris) den ersten Stoß eines unterseeischen Erdbebens fühlte, welches Dreiviertelstunden dauerte. Der erste Stoß war der stärkste und längste, denn er dauerte eine halbe Minute; das Schiff wurde heftig erschüttert, die ganze Mannschaft eilte, aufgeschreckt, auf das Verdeck, da sie glaubte, das Schiff sey auf einen Felsenriff aufgerannt. Später folgten noch einige minder starke Stöße, untermischt mit schwachen, die nur 5 bis 6 Secunden dauerten, und sich sehr oft in Zwischenräumen von fünf Minuten wiederholten. Das jeden Stoß begleitende Geräusch glich völlig einem fernen Donner. Die Witterung war klar und schön, das Meer hell und fast ruhig. Das Erdbeben scheint dem Meere keine besondere Bewegung mitgetheilt zu haben. Indeß waren die Andeutungen des Ausbruchs eines unterseeischen Vulcans nicht zu verkennen. (Echo du Monde Savant vom 9 Januar.)

Der Zobel.

(Schluß.)

Die Zobel jeder Art werden gewöhnlich zu 40 Stücken in zwei Bündeln, jedes zu 20 Stück, verkauft. Das erste Vierzig enthält die besten Zobel, das zweite schon Stücke von geringerer Güte und so fort; wenn nun eine Partie z. B. aus zehnmal 40 Stücken besteht und um 15,000 Rubel verkauft wird, so sind nach einer Erfahrungsberechnung die ersten 40 Stücke ungefähr 4000 Rubel werth, die übrigen immer weniger, so daß die letzten 40 Stücke nicht über 1000 Rubel werth sind. Wenn aber die Zahl der besseren Zobel der Zahl der übrigen Sorten aus einem und demselben Landstriche nicht entspricht, oder man die Zahl 40 mit Stücken von der ersten Sorte nicht vollmachen kann, so werden die besten unter die übrigen Sorten vertheilt, je 4 auf 40 Stücke, wodurch begreiflicherweise der Werth der 40 Stücke, von welcher Sorte sie auch seyn mögen, steigt.

Der jährliche Fang an der Olekma beträgt 20 bis 70mal 40 Stücke; unter diesem Namen werden in Rußland aber bei weitem mehr verkauft, weil man auch andere Zobelsorten, die denselben an Güte gleichkommen, darunter mischt. Aus dem Gebiete von Aldansk kommen jährlich gegen 6mal 40 Stücke, aus Witimsk gegen 30, aus Baegusinsk 25 bis 40, aus Uischneik und Udsk gegen 150, von Kolymsk nicht über 30, von Wiljuisk und Shiganek 70 bis 100, aus Kamtschatka 100 bis 150 und aus Jenisseisk 500 bis 525. (Dieß wären zwischen 30 bis 40,000 Stücke). Von diesen verschiedenen Sorten werden die von der Olekma mit 1200 bis 2400 Rubel der Ballen von 40 Stücken verkauft, während die vom Ob und Irtysch nur 160 bis 250 R. kosten.

Auf dem Jahrmarkt von Nishegorod kamen im Jahre 1836 50 Ballen zu 40 Stücken, welche für 70,000 R. verkauft wurden; davon wurden 30 Ballen zum Preise von 1500 R. für Leipzig aufgekauft, das Uebrige wurde in die innern Gouvernements abgesetzt. Die Zobelfelle werden in das übrige Europa entweder über den Peterhofer Hafen oder über Rodziwilow nach Brody verführt, von wo sie nach Leipzig gehen. Eine bedeutende Menge wird auch nach China abgesetzt, wohin nach einem zehnjährigen Durchschnitt jährlich über Kiachta 126 Ballen zu 40 Stück zu einem Preise von nur 400 R. der Ballen gehen. Die Chinesen, welche im Färben der Pelze sehr geschickt sind, verlangen nicht die dunkeln Zobel und die andern bessern Sorten, weil sie keinen hohen Preis dafür zahlen wollen.

Die nordamerikanischen Zobelfelle, welche nach Europa gelangen, sind in Rußland unter dem Namen der Ilkowischen bekannt. Sie zeichnen sich vor den sibirischen dadurch aus, daß sie etwas dicker, stärker im Fell und viel fettes sind; ihre Haare sind im Allgemeinen röther, die äußern Haare und der Nachwuchs längere, dicker und rauher; auch findet sich bei ihnen kein so dichter Flaum, wie bei den sibirischen. Die amerikanischen Zobel braucht man vorzugsweise zu warmen Männerkleidungen. Bei der Verarbeitung der Zobelpelze zu Pelzröcken, Pelzkragen u. dgl. werden die Felle auf verschiedene Art verwendet. Man näht die Zobelfelle zu Pelzen zusammen, welche aus zwei Hälften bestehen, die 1¾ bis 2 Arschinen lang, oben 1¼ bis 1½ Arschinen, unten 1¾ bis 2 Arschinen breit sind. Diese Pelze sind von fünferlei Art. Zu einem Pelz aus ganzen Fellen näht man der Länge nach fünf Reihen aneinander, jede Hälfte hat oben sechs und unten zehn Zobelfelle in der Breite; auf alle fünf Reihen rechnet man 40 Stücke, und also auf einen ganzen Pelz 80. Die Zahl der Stücke ist größer oder geringer, je nach der Größe der Felle; im Durchschnitt aber rechnet man auf ein Fell 12 Zoll Länge und 9 Zoll Breite. Solche Pelze werden indeß wegen des hohen Preises selten gemacht. Pelze aus Bauchfellen sind diejenigen, wo der Bauchtheil nach dem Herausschneiden des Rückens übrig bleibt; es werden nämlich diese Rücken zu einigen sehr kostbaren Verbrämungen oder Damen-Boa's genommen. Ein Pelz aus Bauchfellen wird wie ein Pelz aus ganzen Fellen in fünf Reihen der Länge nach gemacht; die Breite aber hängt von der Größe der ausgeschnittenen Rücken ab. Die Halspelze werden aus Zobelhälsen gemacht, von denen man 4 bis 500 auf zwei Pelze braucht, der eine davon heißt Lobowy (der aus Stirnstücken bestehende), der andere Duschistschaty (der aus Hälsen bestehende); der letztere ist drei-, zu sogar manchmal viermal wohlfeiler als der erstere. Fußpelze werden gewöhnlich aus 140 Paar Füßen zusammengenäht; man nimmt jedoch dazu nur die Hinterfüße und gebraucht die Vorderfüße zu Ansätzen. Solche Fußpelze werden aus den mit Stirnstücken bestehenden gerich. nämlich zu 5 bis 800 R., geschätzt. Die Schweife oder sogenannten Damenhalstücher (Boas) werden gewöhnlich aus 90 Stücken zusammengesetzt, und zu 2 bis 800, zu bis zu 1200 R. verkauft. Die theuern Zobel braucht man vorzugsweise zu Krägen, Palatinen, Mützen, Muffs, Verbrämungen u. dgl. Zu einem Pelzkragen braucht man z. B. 4 selten 5 Zobel, auf einen Palatin aber gehen 15 bis 17 Zobel.

Abrichtung der schwarzen Truppen auf Barbados. Die Engländer vermehren ihre schwarzen Truppen in Westindien fortwährend, wie es scheint hauptsächlich vermittelst der aus den Sklavenschiffen weggenommenen Schwarzen. Es mag keine kleine Aufgabe seyn, einen so ganz rohen Wilden, was die Neger meistens sind, zum Soldaten zu dressiren, um so mehr, da fürs erste durchaus kein sprachliches Verkehr stattfinden kann. Man richtet sie jetzt ab wie die Affen, spricht durch Zeichen (manchmal wohl auch durch den Stock) mit ihnen, und der Neger, wirft ein vortreffliches Mimikee, lernt bald, was er den europäischen Truppen absieht. Man läßt zu ihrer Uebung Schwarze und Europäer untereinander die Wache beziehen, und so gewöhnen sie sich in Zeit von 10 bis 12 Monaten ganz ordentlich an den Dienst. Im Laufe dieser Zeit lernen sie auch nach und nach die englischen Commandowoete kennen. (Naval and Military Gazette. 28 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Der Krieg gegen die Kands oder Gonds. *)

Die Engländer sind im Laufe eines Jahrhunderts auf derselben Stufe der Eroberung Indiens angekommen, welche die persischen Herrscher im 15ten, und die mongolischen im 17ten erreicht hatten: alle Staaten, alle Fürsten Indiens beugen sich vor ihnen, und sie scheinen jetzt durch die Nothwendigkeit, ihr Gebiet zu schützen, und Ruhe und Ordnung darin zu handhaben, eben dahin gekommen zu seyn, wohin die persischen und mongolischen Herrscher ein wilder Eroberungsgeist führte, nämlich mit den Urstämmen des Dekkans selbst in Kämpfe verwickelt zu werden. Von diesen Stämmen sind die Kands oder Koands, die sich von den Küstengebirgen in den nördlichen Circars westlich bis zu den Bhils **) erstrecken, bei weitem die merkwürdigsten. Sie sind von den Hindus des Gangeslandes, die sich doch auf so mannichfaltige Weise bis tief nach Dekkan hinein ausbreiteten, nicht nur völlig in Stamm und Sprache verschieden, sondern auch von ihnen nie unterjocht worden, und der Bramanismus ist ihnen so fremd wie der Islam. Ritter hat die bisherigen Nachrichten darüber so gedrängt und so vollständig wie möglich zusammengestellt, und erst der neuere Krieg gegen einen Theil dieses Volkes hat zu neuen Entdeckungen geführt.

In den sogenannten nördlichen Circars lebt eine eigenthümlich gemischte Bevölkerung, deren Herkommen und Zustände noch keineswegs hinreichend bekannt sind. Südlich von der Krischna-Mündung, so wie zwischen Krischna und Godavery leben viele Pariahs, doch finden sich auch Leute von der Braminen- und Sudrakaste, alle aber in einer Art, daß man sie für absichtlich hier angesiedelt halten muß. Die übrigen Bewohner sind Telingas; weiter hinauf aber, wo das Gebirg näher an die Küste tritt, finden sich zwar auch noch hie und da Braminen und sonstige Nordindier aus andern Kasten, aber das Volk, das man weder als Telingas, noch als Kands erkennen will, d. h. weder als mit den südlichen Küstenbewohnern, noch mit den benachbarten zu den Kands gehörigen Bergstämmen verwandt, ist vermuthlich ein Mischlingsvolk, sein gewöhnlicher Name ist Ratschawar. Je weiter gegen Norden, desto näher reichen die Kands oder Gonds ans Meer, und die Ausbreitung der Braminenherrschaft ging hier augenscheinlich nicht von Norden her, sondern vom Küstenlande des Carnatic gegen Norden, und je weiter hinauf, desto schwächer scheint auch der Zusammenhang der immer minder zahlreich werdenden Braminen mit dem Volke, ja es scheint dort ein entschiedener Antagonismus zwischen den alten, noch mit den Bergstämmen zusammenhängenden Häuptlingen, die jetzt, wie im Norden den Namen Zemindars führen, und den später eingedrungenen Braminen obzuwalten. Die Braminen boten sich scheinbar den Engländern als nützliche Bundesgenossen dar, und wurden im Lande allenthalben als Beamte angestellt, was sie, allen Nachrichten und Umständen zufolge, sehr zu ihrem Vortheil benützt zu haben scheinen. Da sie manche Bedrückungen ausübten, und die englische Regierung, welche in dem ungesunden Lande keine Truppen unterhalten wollte, den Zemindars selbst Waffen und Munition lieferte, um sich der häufigen Raubzüge der Bergstämme zu erwehren, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie sich endlich dieser Mittel gegen die räuberischen Beamten der Regierung bedienten. In diesen Umständen scheint der Grund und die Veranlassung zu den im J. 1832 in den zwei nördlichsten Circars, dem von Vizagapatam und Gandscham, ausgebrochenen Unruhen zu liegen.

Hiezu kam noch, daß die Bergstämme seit Jahren aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrachen, das Land verwüsteten, die Döfer am Fuße der Gebirge plünderten, und, wie früher die Pindarris, die Bauern mordeten, um Geld von ihnen zu erpressen. Mehrern Umständen zufolge scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß einige Zemindars mit diesen Räubern in Verbindung standen, und so wurden diese Raubzüge, die man

*) Ueber die Kands oder Gonds, welche Völkerschaften man, aber wie es scheint sehr mit Unrecht, trennen will, müssen wir vor Allem auf Ritters Asien IV. 2. p. 466, 478 und 515 bis 550 verweisen.

**) Auch gegen diese fand im vorigen Jahre ein kleiner Feldzug statt, es fehlt aber noch die nähere Kunde darüber.

Digitized by Google

Fitturi, und die Räuber Fitturidars nannte, immer systematischer und kecker, so daß einmal ein Dorf, das nur zwei Stunden von Vizianagram, wo zwei angloindische Regimenter in Besatzung lagen, entfernt war, geplündert und in Brand gesteckt wurde. Nun konnten die Engländer nicht mehr ruhig zusehen, man schickte Truppen nach den Gebirgspässen — Vizianagram liegt nämlich höchstens 5 bis 6 Stunden vom Meere — und ließ die Räuber verfolgen. Zwei namentlich hatten sich furchtbar gemacht, die beide aus der Ebene zu Hause waren, namentlich der eine, welcher ein Verwandter des Radscha von Vizianagram selbst war. Dieser letztere, Wiradadra Razi mit Namen, wurde nach langer Verfolgung endlich erreicht und gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, aber wegen einzelner mildernder Umstände nicht erschossen, sondern auf Zeitlebens gefangen gesetzt. Der andere Payakrow, entkam für dießmal noch.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Biarritz. — Die Straße von Spanien.

(Schluß.)

Vom Pontvieux bis zum Leuchtthurm sind mehrere kleinere oder größere Sandbanken, die man zuweilen im Laufe durchzieht, um nicht von der Fluth erreicht zu werden, sonderbar gestaltete Klippen und Höhlen, an denen sich die Wellen aufthürmen; die schönste Grotte ist eine nicht weit vom Leuchtthurme, von welcher man die Aussicht auf einen Theil der Pyrenäen und der spanischen Küste hat; im Innern tropft trinkbares Wasser, unter ihr liegt eine kleine Terrasse, wo oft ein paar Fischer ihre Stangen hinaus stecken; vor ihr im Meere ein Felsen, den man die Fregatte nennt, weil er einem Schiffswrack gleich sieht; endlich die Wirkungen von Licht und Farben auf den ausgezackten Felsen, auf dem Meere, auf den fernen Gebirgen und auf der Küste, auf welche so Mancher, der sie nicht fremd nennt, mit Schmerz und Sehnsucht hinüber schaut. Der Leuchtthurm ist ein schönes, modernes, 140 Fuß hohes Gebäude, mit einem zierlichen Sockel — die Aussicht von der Galerie ist ein wahres Panorama. Vom Cap St. Martin, auf welchem der Leuchtthurm steht, läuft noch immer eine steile Felsenküste, mit einer reichen Vegetation von wilden Pflanzen bekrönt, bis zur chambre d'amour; aber hier ändert sich die Scene, das Meer, das die harten Felsen bekämpft, weicht vor der von ihm selbst angelegten Sandfläche zurück; die Ebbe reicht nicht mehr bis zur Grotte, und deren Eingang ist versandet. Diese Grotte war einst berühmt im Lande, und besonders in Anglet: es war dort kein Mütterchen, das nicht eine Legende von der chambre d'amour zu erzählen und ein Gebet dabei herzusagen gewußt hätte, es war immer die Geschichte zweier Liebenden, welchen, von der Fluth überrascht, ihr letzter Seufzer in enger Umarmung aus den aneinander gepreßten Lippen entflohen war. Keine Capelle, kein Denkmal, keine Ruine ruft heute mehr die Erinnerungen zurück, nur Seemöven feiern noch in hundertmal wiederholten Liebesspielen diese Stätte, und der Sperber schwebt über ihr. Man tritt nun in die Region der Dünen ein, auf welcher eine sonderbare und merkwürdige Weincultur unterhalten wird, welche sich bis an die Mündung der Garonne fortsetzt; endlich wendet man sich von der Küste ab in die Fichtenwälder, und eröffnet sich einen mühsamen Ausgang an das Ufer des Adour, um über die Marina-Alleen nach Bayonne zurückzukehren.

Wir haben von den Straßen von Spanien abgelenkt, um Biarritz zu besuchen, aber die Neugierde, zu wissen was man bis zur Gränze hin antrifft, ist nur aufgeschoben, und wir wollen sie nun befriedigen. Bis Bidart ist die Gegend traurig und öde, Farrenkräuter gegen die Küste zu, welche selbst aus einem der Zersetzung unterworfenen Nummulitensandstein *) besteht, Brachfelder, magere Anpflanzungen, Häiden auf der Seite des Gebirgs, von Zeit zu Zeit auf den Höhen eine Ansicht des Meeres. In Bidart ist die Douane, von hier aus wird das Meer und das Land gefälliger und abwechselnder; man hat vor sich Saint Jean de Luz und die Rune. Das spanische Gepräge fängt an hervorzustechen, man spricht nur baskisch; die Bauart wird schwerfälliger, finsterer, stolzer, die Vorurtheile und die Macht des Herkommens hartnäckiger, die Kirchen häufiger und andächtiger besucht; unglücklicherweise fangen die französischen Sessel an, sich unter die dunkeln Strohteppiche zu nischen, mit welchen nach spanischer Art der Boden des Kirchenschiffes bedeckt ist, und auf welchen die in die Mantelotte gehüllten, und von den Männern abgesonderten Frauenzimmer eine gemeinschaftliche, weder durch Geldspeculation noch eitle Grimassen entheiligte Stätte fanden. **) Die Männer sind wie in allen baskischen Kirchen in den Galerien, welche oft einen dreifachen Rang bilden, manchmal haben diese Kirchen bloß einen hölzernen, bemalten Plafond; die von Saint Jean de Luz hat eine Wölbung, deren Ogiven auf die letzte Zeit des Mittelalters hindeuten. In der Stadt ist nur eine Hauptstraße, mit Kieseln gepflastert, die Fenster mit einem steinernen Kreuz, die Häuser mit ihrem Kauf- oder vielmehr Kreißlerladen, den ein Papierfenster und ein ungeheures Schirm-

---

*) Calcaire alpin arénacé à nummulites; dieß ist der Boden von Bayonne, Monguere, Villefranche, Anglet, Biarritz und an der Küste von Biarritz bis Bidaar, an welchem er sich im Zustande der Zersetzung befindet; er ist in den meisten Fällen eine Aggregation von Myriaden Nummuliten, oft mit andern Muschelarten gemischt, und durch einen sehr feinen, gelblicht grauen Sand gebunden, der von ein wenig Thonerde festgehalten wird; wenn dieser Sand in sehr großer Menge da ist, so zerfällt der Stein leicht. Mit dieser Steinart ist ein großer Theil der Kathedralkirche von Bayonne und die meisten Häuser, deren Alterthum über 200 Jahre hinaus reicht, gebaut worden. Von Bidart an bis an die Gränze besteht die Küste aus dem homogenen und compakten Alpen-Kalkstein, zuweilen mit Quarz-Agat (quarz agat pyromaque) gestreift: diesen Stein findet man auch bei Bidache, von welchem Ort er seinen populären Namen (pierre de Bidoche) erhält, er dient zu Bauten und Pflasterung.

**) Die Vermiethung der Sessel und die theatralische Stellung einiger Personen, welche sich derselben bedienen, hat mich immer in den französischen Kirchen widrig angestoßen.

Digitized by Google

dach ziert. Am Ende ist ein Platz mit einigen schönen Gebäuden, unter Anderm das Haus Ludwigs XIV, mit einer Façade gegen die Nivelle zu; die Quais sind schon ganz oder halb zerstört, wo aber die Verheerungen des Meeres in ihrem vollen Grauen erscheinen, das ist im nordwestlichen Theile der Stadt: dort ist alles Ruine, Chaos, Verwilderung, mehrere Straßen sind schon verschlungen, nicht umsonst erinnert die Nähe des Kirchhofs an die Gebrechlichkeit unsees Daseyns. Kein Vorwerk widersteht diesen Wellen, welche, wenn man St. Jean de Luz aus einiger Entfernung betrachtet, mitten aus und über den rothen Dachern zu stüemen scheinen. Der Meerbusen hat 1600 Metres Breite und 1000 Metres Tiefe; im Norden ist die Anhöhe Sancta Barbara, im Süden die sandige Landzunge, auf welcher das Fort Soloa steht. Die Ansicht dieses Forts mit seiner schwerfalligen Bauart, seinem breiten Quai, und der Häusergruppe nicht weit von dem kleinen Hafen, ist merkwürdig; es ist für sieben Kanonen eingerichtet und hat auch sieben Luftlöcher für Granaten. St. Jean ist die alte Hauptstadt des baskischen Landes und war ehemals wegen seines Wallfischfanges reich und berühmt; heute sendet es Fischermädchen nach Bayonne, die sich durch das besondere Echo ihres ohrenzerreißenden Geschreies unterscheiden. So auch Ciboure, ein halb zerstöeter Flecken, welcher von St. Jean de Luz nur durch die Douane auf einer von der Nivelle und einem Meeresarm gebildeten Insel und duech die zwei hölzernen Brücken, welche über diese Wasserarme führen, getrennt ist. Die Bevölkerung von St. Jean de Luz ist noch neuerlich von 4800 auf 2400 und die von Ciboure von 3000 auf 1700 heradgekommen. In Ciboure wohnen auch einige Zigeuner. Wenn es wahr ist, was Chaho behauptet, daß die alten Iberier, von denen die Basken sich herleiten, ein südliches, ein Sonnenvolk, mit einem Wort äthiopischen Ursprungs sind, so würde der Gegensatz zwischen dem reinlichen Basken und dem lumpenbedeckten Zigeuner, wie sich einige Schriftsteller ausdrücken, nicht sowohl eine Ungleichheit der Abstammung, als den Kastenunterschied bedeuten, der vielleicht dem Zigeunervolke das Entstehen gegeben, und sich auf eine curiose Art in unserm Himmelsstriche fortgesetzt hat. Man sagt, daß die Zigeuner so wenig wie die Juden, ihr Gepeäge, und desonders ihre auf eine ganz eigene Art glanzenden Augen verlieren; dieß ist im Ganzen genommen wahr, indessen kann man kaum zweifeln, daß diese Parias bei ihrer Wanderung einen Theil der Parias, die leider bei allen Nationen anzutreffen sind, und insbesondere auf dem Gebiete, von dem hier die Rede ist, einen Theil der Cagots an sich gezogen haben; — ich habe nicht nur Zigeuner mit blonden Haaren, sondern auch die Wirkung bemerkt, welche die Ansiedelung und die freilich meistens heimliche oder ungesetzliche Mischung mit den bereits ansassigen Stämmen hervoebringt; in der blendend weißen Gesichtsfarde und den schönen, aber schon in den allgemeinen Typus übergegangenen Augen gewisser Mädchen, die in Cadir, San Lucae, Xerez u. s. w. den Preis davon getragen, hatte Niemand mehr den zigeunerischen Ursprung erkannt, wenn er sich nicht duech andere Eindrücke und Gewohnheiten, die in den Jahren der Kindheit sich anklieben, verrathen hätte. Man berechnet die Zahl der an der spanischen Geänze der Niederpyrenaen herumziehenden Zigeuner auf 2000, und alle Oetschaften verlangen, daß man sie austreiben oder einem Ansiedelungsreglement unterwerfen solle, und noch lieber das erstere als das ietztere.

Nachdem man aus dem beschwerlichen Schlangenwege durch Ciboure herausgekommen, trifft man auf den Flecken Urrugue mit einer schönen Kirche, und auf das modernisirte Schloß Urtudie. Man erinnert sich an die Parteien der Sabel chouri (Weißbäuche) und Sabel gorri (Rothdauche), welche sich in den heutigen Chapel-churri und Chapel-gorri erneuern. Im Jahre 1511 wurde Ludwig von Urtudie zum Bailli von Labourd ernannt; im Jahre 1643 wollten die Ritter von Saint Fé der Familie Urtudie diese Charge streitig machen; die Anhänger der Herren von Urtudie nannten sich Sabel chouris (vielleicht von ihren Wämsern), die der Hereen von St. Fé hießen Sabel gorris; ich weiß nicht, welche von beiden den Sieg davon trug.

Die schönste Aussicht ist von der pflanzenreichen Anhöhe, ehe man nach Behobie kommt. Die weißen Häusee dieses Ortes reichen längs der Straße bis an die Brücke, welche den Eingang in Spanien eröffnet. Die Bidassoa umfaßt, aus einem deduschten Ravin herausströmend, die Fasaneninsel, welche sie täglich benagt, durchzieht die Maisfelder, theilt sich in der Sandfläche von Hendaye, und ergießt sich beim Cap Figuier ins Meer. Irun zeigt von weitem seine rothen Dächer und großen Ladenschirme, die Eremitei auf dem waldigen Kegel von San Maetial erhebt sich im Westen, und die Berge Jaizquibel und Olarzu deeiten sich im Norden wie ein Vorhang aus. Hendaye und Fontarabia „sehen einander traurig an," aber am meisten litt Hendaye, das mitten unter Ruinen einige weiße mit Lauben gezierte Häuser zeigt, und noch einem vorzüglich in Spanien beliebten Liqueur den Namen gibt.

René Caillé

(Aus dem Echo du Monde Savant vom 29 Decembee 1838.)

Hr. Jomard hat in der legtea Generalversammlung der geogeaphischen Gesellschaft folgende Notizen über diesea berühmten Reisenden vorgelesen.

Caillé war im Jahee 1799 zu Manzé in Poiton geboren; ee war der Sohn eines Bäckers, und erinnerte geen mit bescheidenem Stolz an die Niedrigkeit seinee Geburt. Ee zeigte von Kindheit an überraschende Anlagen zu einee Laufbahn geogeaphischer Entdeckungen. Sehe jung zur Waise gewoeden, gab iha vergeblich ein Onkel, dee sein Vormund wae, in die Lehee. Ohne alle andern Voekenntniße, als was er in den Anfangsschulen gelernt — Lesen und Schreiben — fand ee in einigen Reisebeschreibungen die Losung zu seinem glänzenden Lauf, und bald wuede ihm seine Richtung bestimmt durch das Studium einer schlechten Kaete von Afrika, wo er beständig nachsann über die unbekannten Länder, die in diesen großen weißen Räumen verborgen seyn müßten. In einem Alter von 15 Jahren beginnt die Ausführung seines unerschütterlichen Plaues. Mit 60 Franken — seinem ganzen

Vermögen — in der Tasche, schiffte er sich in Rochefort auf der Gabarre „la Loire“ ein, welche mit der Fregatte „la Méduse“ nach dem Senegal segelte. Von St. Louis, wo diese erste Schifffahrt ihn hingeführt, war er genöthigt sich wieder nach Guadeloupe einzuschiffen, und kam im Jahre 1819 mit einem kleinen Waarenvorrathe nach St. Louis zurück.

Hier zwang ihn, nach den ersten Versuchen, ins Innere des Landes einzudringen, das Fieber, nach Frankreich zurückzukehren, und er ging erst im Jahre 1824 wieder nach dem Senegal. Die Aufmunterungen des Baron Roger, des französischen Agenten in diesen Gegenden, entzündeten vollends Caillé's Leidenschaft, die noch genähret war durch seine eigenen Erfahrungen und durch die Emsigkeit, mit der er den Mungo Park las; mit einer so kräftigen Beharrlichkeit, daß es schwer seyn möchte, ein zweites Beispiel in der Geschichte aufzufinden, entwarf er den Plan, dessen Ausführung ihn nach Tambuctu führte, und glücklicher als Mujar Linke, ihm, dem Einzigen unter den ihm Vorangegangenen, auch die Rückkehr gewährte.

Die wiederholten fruchtlosen Versuche der Engländer lenkten in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die Ausforschung dieser Stadt des innern Afrika's. Welche wichtige Fragen knüpften sich an die Kenntniß von Tambuctu? Die geographische Gesellschaft konnte Versuchen nicht fremd bleiben, in denen Frankreich einem uneigennützigern Rufe folgte als England. Nicht an die Speculationen des Handels, sondern an das reine Interesse der Wissenschaft wendete sich die Gesellschaft, und eröffnete eine Subscription in Paris, die 10,000 Franken abwarf, und von der Gesellschaft demjenigen Reisenden bestimmt wurden, der, gleichviel auf welche Art, das Ziel erreiche, welches die englische Macht mit all ihren hartnäckigen Bemühungen und ihrer Verschwendung von Schätzen nicht hatte erreichen können. Die öffentliche Anzeige dieser Subscription kam zufällig Caillé zu Gesicht. „Ich erringe den Preis,“ sagte er, „und sollte ich nach meiner Entdeckung Frankreich nicht wieder sehen, so wird das Geld meiner Schwester ausbezahlt.“ Man weiß, auf welche Weise der beherzte und verständige Reisende die Sprache der Mauren erlernte: er nahm ihre Kleidung an, gab vor, er sey ein Aegyptier, den die Franzosen als Kind während den Feldzügen entführt, und jetzt, wo es ihm gelungen, ihren Händen zu entfliehen, sey er in sein Vaterland zurückgekehrt, um der Religion seiner Väter zu folgen, er bezeigte den Wunsch, die mohammedanische Religion anzunehmen, und galt bald für einen Muselmann, da er stets von seiner heißen Sehnsucht sprach, die Wallfahrt nach Mekka anzutreten, und genau alle Gebräuche der Mahammedaner beobachtete. Die Kraft, mit der sein reicher Geist stets neue Hülfsquellen entdeckte, die Stärke, mit der er Entbehrungen, Krankheit und Elend ertrug, die nur eine so gute Gesundheit wie die seinige zu ertragen im Stande waren, konnte in diesem Grade wohl nur durch die innere Stimme seines Berufes erweckt werden. Mit dem kleinen Vermögen von 2000 Franken, die er mühsam sich erworben, ging er am 19 April 1827 von Kakundy ab und zog zu Fuß durch gänzlich unbekannte Länder. Nach allen nur erdenklichen Prüfungen erreichte er am 8 August den Flecken Timé, wo er sich einer Karawane anschloß. Aber eine Wunde am Fuße nöthigte ihn sie ziehen zu lassen, und bald wurde er eine Beute des Scorbuts; er war fünf Monate zwischen Leben und Tod, sein Gaumen wurde heftig angegriffen, alle seine Zähne fielen aus ihren Höhlen, und selbst die Kinnbackenknochen lösten sich los. Die Pflege einer guten alten Frau und seine gute Natur siegten endlich. Er verließ Timé am 9 Januar 1828, erreichte am 11 März Dschenne, schiffte sich auf dem Niger ein und kam endlich am 20 April nach Tambuctu. Sein Buch enthält die Beschreibung dieser merkwürdigen Stadt, in so weit es ihm möglich war, sie in der kurzen Zeit seines Aufenthalts kennen zu lernen, denn schon am 4 Mai war er genöthigt sie zu verlassen, um sich einer Karawane anzuschließen, die nach Marocco ging. Die Plagen, welche er auf dieser Rückreise auszustehen hatte, waren fast das Seitenstück der Leiden, die er auf der Hinreise erlebt. Hr. Jomard beschrieb mit großer Beredsamkeit die traurige Lage der Karawane in den Sandmeerstürmen der Sahara. Ihr Elend erreichte einen so hohen Grad, daß sie genöthigt waren ihre Kamele zu tödten, um das Wasser, das sich in ihren Magen fand, unter sich zu theilen. Dennoch erreichten sie Fez. Hier gelang es dem Reisenden, durch sein geschicktes und vorsichtiges Benehmen, mitten unter dem argwöhnischen Despotismus der Kaiser von Marocco, sich gegen Westen zu wenden, wo er am 7 August Tanger erreichte — entblößt von Allem, mit Lumpen bedeckt, nach 52n Tagen unerhörter Leiden. Endlich kehrte er nach Paris zurück, wo ihm der gewiß reichlich verdiente, ehrenvollste Empfang wurde. Die geographische Gesellschaft erkannte ihm den Preis der 10,000 Fr. zu, und gab ihm eine jährliche Belohnung von 1000 Fr. Nach der Herausgabe seines Werkes zog sich Caillé in seine Provinz zurück, kaufte sich dort ein kleines Gut, verheurathete sich, und widmete sich mit demselben Eifer dem Landbau, mit welchem er alles erfaßte, was er unternahm. Seine Mitbürger zeigten ihm dadurch ihre Achtung, daß sie ihn zum Maire von der Gemeinde Lobadere ernannten. Aber seine Gesundheit war zu tief erschüttert worden, um ihm ein langen Leben zu gewähren; er trug bereits den Keim des Uebels in sich, dem er am verflossenen 17 Mai als ein Märtyrer der Wissenschaft erlag.

Benehmen der Pflanzer auf Jamaica. Die Pflanzer auf Jamaica scheinen entschlossen, die Gesetze über die innere Polizei der Insel so zu regeln, daß die Emancipation der Sklaven ein todter Buchstabe werde. Sie haben sich im Repräsentantenhause geweigert, mit der Regierung zur Beruhigung der Insel mitzuwirken, und der Gouverneur hat sich genöthigt gesehen, die Assembly aufzulösen. Die neuvorgenommenen Wahlen sind indeß in einem der Regierung noch widerstrebendern Sinn ausgefallen. Die Neger hatten, so lange sie Sklaven waren, kleine Häuschen, und man wies ihnen zu ihrem Unterkommen einiges Land an, das sie in freien Stunden bebauen konnten. Nach sklavischem Rechte gehörte beides den Pflanzern, da der Sklave nicht nur kein Eigenthum besitzen kann, sondern auch das Land entschieden von dem Eigenthümer, als ein Theil des Unterhalts, seinen Sklaven verliehen war. Da indeß es für den Neger sehr hart war, so gänzlich hinausgestoßen zu werden, so wurde die rechtliche Frage aufgeworfen, ob man sie aus ihren Hütten vertreiben und ihnen ihr Stück Feld nehmen könne, oder ob sie sich nicht eine Art Verjährungsrecht darauf erworben haben. Viele Pflanzer haben indeß ohne weiteres den Negern ihre Hütte und ihr Stück Feld genommen, um sie zu nöthigen, auf die von ihnen gestellten Bedingungen hin zu arbeiten. Bricht nun in Folge dieses gewaltsamen Verfahrens ein Aufstand aus, so muß die Regierung mit Waffengewalt einschreiten, um das Eigenthum zu schützen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1839.

Die Menge des in Brasilien gewonnenen Goldes, vom Jahre 1600 bis Ende des Jahres 1821.

(Nach einem Schreiben aus Lissabon.)

Vor kurzem fanden wir in der Allgemeinen Zeitung einen Aufsatz des Hrn. v. Humboldt über den schwankenden Werth des Goldes und Silbers, und besonders, wie viel davon die Bergwerke Südamerika's geliefert. Ein anderer Aufsatz von Hocheder gibt einigen Aufschluß über die Goldgewinnung der englischen Gewerkschaften in Brasilien während der letzten Jahre. Es wird also nicht uninteressant seyn, wenn wir etwas detaillirter diesen Gegenstand behandeln und einen Auszug aus unsern vielseitig gesammelten Notizen in Brasilien liefern, die zwar großentheils in der Schrift Pluto Brasiliensis aufgenommen, allein da dieses Werk nur in weniger Menschen Händen ist, so sind diese Notizen auch nur wenig bekannt. Ungeachtet wir uns während eines eilfjährigen Aufenthalts in Brasilien, und besonders in den Bergwerksprovinzen, die größte Mühe gegeben, die zuverlässigsten Nachrichten über die Menge des seit der Entdeckung der Goldminen gewonnenen Goldes zu erlangen, so kamen wir doch bald darüber zu der Einsicht, daß eine mathematische Gewißheit darüber nie zu erlangen sey:

1) Weil die Goldgewinnung jedem frei stand und keine Fiscalisation darüber existirte, folglich keine Rechnungsbücher darüber nachgeschlagen werden können. Der Mineiro hatte nur die Verbindlichkeit, der Krone den fünften Theil des gewonnenen Goldes abzuliefern, und es war ganz seinem Gewissen überlassen, ob er dieses so streng nehmen wollte oder nicht. Der einzige sichere Anhaltspunkt für das Minimum der Goldgewinnung ist und bleibt also die Verzeichnung des eingegangenen fünften Theils des Goldes, welchen man in den Registerbüchern der Procinciatarchive, besonders der Bergwerksprovinzen Minas, S. Pauio und Govaz findet.

2) Weil nicht immer der Fünfte in Gold abgegeben wurde, sondern viele Jahre hindurch nur ein Aequivalent, wovon man nicht sagen kann, ob es dem wirklichen Goldgewinn entsprach. Allein man kann immer annehmen, daß dieses Aequivalent eher zu niedrig als zu hoch angenommen wurde, und daß dabei die Regierung zu kurz kam.

3) Weil die Rechnungsbücher vom Jahre 1725 bis 1735 verloren gingen.

4) Weil auch eine lange Periode stattfand, von 1735 bis 1751, in welcher statt der Abgabe des Fünften eine Kopfsteuer bezahlt wurde.

5) Weil in dem Zeitraume vom Jahre 1751 bis 1820, wo der Fünfte in den Schmelzhäusern am rohen Golde abgezogen wurde, abermals die Rechnungen von beinahe 30 Jahren fehlen.

Dieses sind die Hauptgründe, weßhalb über diesen Punkt keine mathematische Gewißheit zu erlangen ist, eben so wenig wie über das durch Schleichhandel bei Seite geschaffte Gold. Das in den Jahren 1700 bis 1713 confiscirte Gold, wovon die Rechnungen sich vorfinden, könnte allenfalls nur einen ungefähren Fingerzeig angeben, so daß man darnach wohl ohne großen Irrthum den Satz annehmen kann, daß das jährlich durch Schleichhandel ausgeführte Gold im Verhältnisse mit der Ausbeute steht, und nicht weniger als der jährlich abgelieferte Fünfte oder Quinto beträgt.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Der Krieg gegen die Kands oder Gonds.

(Fortsetzung.)

In wie fern Vornehme aus dem Niederland überhaupt bei den Raubzügen betheiligt waren, ist schwer anzugeben, denn es wurden dabei einige infame Intriguen entdeckt. Bei einem Zuge der Engländer gegen einen gewissen Kistnamah Dorah, dessen Name ihn als Gond bezeichnet, bot sich ein Bramine an, die Engländer mit einer Schaar seiner eigenen Leute zu begleiten. Dieß wurde angenommen, und als eine kleine Veste des genannten Räuberchefs erstürmt wurde, fanden sich in dem Schlafzimmer desselben — alles Andere hatte der Bramine und seine Leute geplündert — eine Anzahl Briefe,

Digitized by Google

weiche viele Personen aus dem Niederland, namentlich die Familie des Zemindars von Palcondah, sehr compromittirten, viele Personen wurden eingezogen, einige erschossen oder gehängt, und erst später scheint man diesen ganzen Briefwechsel als geschmiedet erkannt zu haben. Aber der schurkische Braminr hatte seinen Zweck bereits erreicht, denn die Familie des Zemindars von Palcondah und mehrere anderr waren völlig ruinirt. Solche Dinge waren freilich nicht geeignet, dem Lande Ruhe zu geben, der Aufstand zog sich weiter gegen Norden in immer schwerer zugängliches Land, und statt einiger Hundert Mann mußten bald einige Tausend aufgeboten werden.

Als am Ende des Jahres 1833 das in Kimedy (nordwärts von Palcondah, aber wir dieses auch nur etwa 10 bis 12 Stunden vom Meere unter 18° 40′ n. B.) stehende Regiment nicht mehr genügte, den Räubereien Einhalt zu thun, wurden mehr Truppen hingeschickt, bis ihre Zahl sich auf mehr als 3000 belief. Von den militärischen Ereignissen der ersten Monate des Jahres 1834 wissen wir nichts, denn die Regierung machte durchaus nichts darüber bekannt, und sie mochte wohl auch keine Ursache haben, sich deren zu rühmen, denn allen Umständen zufolge wurde der angeblicher Aufstand, oder, um richtiger zu sprechen, der Krieg dieser unabhängigen Häuptlinge gegen die Engländer im Blute erstickt, die dabei thätigen Officiere und Truppen mit Lob überhäuft, und die Gräuel sollte Vergessenheit decken. Das Asiatic Journal, das sich über das Schweigen der Regierung und die widersprechenden Angaben in den Madraszeitungen beklagt, gibt indirect zu, in welchem Geiste verfahren worden sey, indem es (Asiatic Jour., Januar 1835 p. 28) sagt: „Das Schweigen der Regierung überliefert den Ruf tapferer und verdienter Männer den Anschwärzungen der Parteisüchtler.“ Uebrigens gibt es noch directere Andeutungen, denn nicht nur wurde auf gut Orientalisch auf die Köpfe der feindlichen Häuptlinge ohne Weiteres ein Preis gesetzt, und der oben erwähnte Papakrow nach seiner Gefangennahme ohne Weiteres aufgeknüpft, sondern ein Privatschreiben aus dem benachbarten Vizianagram (s. Asiatic Jour. Dec. 1834 p. 210) besagt auch ausdrücklich, daß die meisten Rebellenanführer hingerichtet worden seyen. Solcher Thaten konnte man sich nicht sonderlich rühmen und schwieg deßhalb ganz.

Das Verfahren der Engländer ist um so grausamer und ungerechter, als Kimedy eigentlich ein ganz unabhängiger Staat war, wie sich aus nachfolgender Schilderung (Asiatic Journal, September 1834 p. 20) wohl mit ziemlicher Sicherheit ergibt. „Kimedy ist von einem Radscha regiert, der bis zu einem gewissen Grade unabhängig ist, und sich von unsern Behörden, außerordentliche Fälle ausgenommen, nichts vorschreiben zu lassen braucht. Der gegenwärtige Radscha ist simplehaft, höchst ausschweifend, und hat gerade nur so viel Verstand, ein „guter Freund der Compagnie“ zu seyn. Unter ihm stehen die Bussaies, Häuptlinge über kleine Districte Bergland und Steuereinnehmer daselbst, zu welchem Zwecke sie Schaaren bewaffneter Leute unter sich haben. Diese Leute sind die Anstifter der gegenwärtigen Rebellion: anfangs wagten sie sich nicht über ihre Berge hinaus, und plünderten nur die Dörfer in den benachbarten Thälern, welche zum Lande ihres eigenen Radscha's gehörten. In neuester Zeit aber waren sie kecker geworden, und plünderten Dörfer, die unter der unmittelbaren Herrschaft der Britten standen. Diesem Zustand der Dinge ein Ende zu machen, ist eine Truppenmacht in Kimedy zusammengezogen worden.“ Man kann den Stand der Dinge nicht klarer schildern, um zu beweisen, daß hier nur von einem Kriege, nicht aber von einer Empörung die Rede seyn konnte. Die Folge des beschriebenen Verfahrens war, daß der Krieg sich weiter gegen Norden, in die Wildnisse von Gondwana, ausbreitete.

Es fehlt bis jetzt noch an Nachrichten, welche die Ereignisse in den beiden nördlichen Circars mit dem eigentlichen Kampfe gegen die Gonds (die Engländer schreiben jetzt Khonds) zusammenknüpfen; an dem engen Zusammenhange selbst ist aber, wie sich aus den Namen einiger Rebellenanführer kund gibt, nicht zu zweifeln; auch verflossen zwischen der officiell angekündigten Unterdrückung des Aufstandes in Kimedy bis zum offenkundigen Wiederausbruche der Feindseligkeiten gegen den benachbarten Radscha von Gumsur nur etwa 15 Monate, denn das erstere fand im Junius oder Julius 1834, das letztere Ereigniß Ende Septembers 1835 statt, und hier werden nun die Gonds alsbald als Völkerschaft genannt, mit welcher der Radscha im engsten Verbande steht. Eben so wenig, wie über den innern Zusammenhang dieser kriegerischen Ereignisse, erhält man einen Aufschluß über die wahren Gründe des Ganzen, wenn man sie nicht kurzweg in der von Engländern selbst ausgesprochenen Beschuldigung finden will, daß der Regierungscommissär in den Circars, ein Hr. Russell, der wohl in dieser Beziehung nicht eigenmächtig handelte, diese Districte, die man fruchtbarer und reicher fand, als man es sich gedacht hatte, unter die unmittelbare Herrschaft der Engländer zu bringen bemüht war.

Der Krieg begann, und die nächst erreichbaren Orte, die Hauptstadt Gumsur, die Veste Coladahghur, Nirmall (Neermull), endlich die Hauptveste des Radscha in den Bergen Durgaparsad wurden in der ersten Hälfte Novembers 1835 schnell eingenommen, und ein Preis von 5000 Rupien auf den Kopf des Radscha gesetzt, den aber Niemand gewinnen wollte. Oberst Hodgson verfolgte den Radscha unaufhörlich, wurde aber auf einem Zuge von mehreren Tagen so entsetzlich harcelirt, daß er unverrichteter Dinge wieder abzog. Nun wurde das ganze Corps, das aus etwa 3000 Mann bestehen mochte, in kleine mobile Colonnen aufgelöst, welche das Land nach allen Richtungen durchzogen, die einzelnen schwachen Vesten einnahmen, und, wie die englischen Berichte selbst angeben, auf jeden Waffentragenden schossen, so daß sich ein allgemeiner Schrecken des Landes bemächtigte. Jetzt glaubten die Engländer gesiegt zu haben, um so mehr, als der alte Radscha von Gumsur um diese Zeit (Ende 1835 oder Anfang 1836) starb, und sein Sohn, der vermuthlich mit der übrigen Familie des Radscha in die Hände der Engländer gefallen war, auf alle seine Rechte verzichtete und diese an sie abtrat, worüber indeß ein Engländer nicht mit Unrecht bemerkte, dieß sey eine leere Formalität gewesen, indem die Aufgabe, das Land einzunehmen und zu be-

Digitized by Google

haupten, doch immer noch übrig blieb. Nicht unbemerkenswerth ist der Umstand, daß, als der junge Radscha Gumsur verließ, um die ihm ausgesetzte Pension anderswo zu verzehren, zwar die ganze Bevölkerung der Stadt zusammenlief, aber nur ein einziger Mensch ihn zum Abschied grüßte. Die Engländer scheinen dieß so ausgelegt zu haben, als ob die Einwohnerschaft den letzten Sprößling ihres Königsgeschlechts aus Vorliebe für sie selbst so kalt scheiden sehe, und eine Proclamation verkündete, daß die Dynastie der Bundschis — dieß war Name — aufgehört habe, und das Land von den Engländern nicht mehr zurückgegeben werden würde.

Man glaubte nun mit dem Kriege so ziemlich fertig zu seyn, allein diese Hoffnung war eitel, denn wenn auch gleich die Vesten alle genommen waren, so hatte man sich doch noch keines einzigen bedeutenden Häuptlings bemächtigt, und als eine englische Abtheilung sich etwas unvorsichtig ans Durgaparsad heranswagte, wurde sie von den Gonds fast ganz niedergemacht, wobei auch zwei englische Officiere umkamen. Bei dieser Gelegenheit wurden einige Sipahiofficiere der Feigheit und des Ungehorsams beschuldigt, vor ein Gericht gestellt, und dann theils entlassen, theils zum Tode verurtheilt; einer derselben sollte aus einer Kanone geschossen werden (blown from a gun). Diese barbarische Hinrichtungsart wurde jedoch nicht in Vollzug gesetzt, sondern die Strafe in lebenslängliche Deportation verändert. Mehr als Alles hatte aber zu dem Unfalle wohl der Umstand beigetragen, daß der das Detaschement befehligende Officier erst seit kurzer Zeit im Dienste war, und gar kein Hindustani sprach, sich also seinen Untergebenen durchaus nicht verständlich machen konnte.

Jetzt kam auch noch die ungesunde Jahreszeit heran, und bald lagen über 1000, nach andern sogar über 1500 Mann am Bergfieber (hill fever) krank darnieder; ein ganzes Regiment hatte nur noch 75 dienstfahige Mann, trotz dem, daß dieß lauter Sipahitruppen waren. Die europäischen Officiere litten natürlich verhältnißmäßig am meisten. Wie viel Truppen eigentlich im Felde standen, läßt sich nicht angeben, doch muß ihre Zahl nicht unbedeutend gewesen seyn, indem Ende Mai's 1836 wegen der überhand nehmenden Krankheiten von Madras der Befehl einlief, daß alle Truppen, bis auf drei Regimenter, vorläufig abziehen sollten. Im Junius soll die Zahl der Kranken in einer einzigen Stadt 1800 betragen haben. Nach einem Ueberschlage müssen etwa 5000 Mann zu diesem Kriege verwendet worden seyn, den die Engländer mit derselben Grausamkeit fortführten, wie sie ihn begonnen hatten. Das Bezeichnendste über den Gang desselben enthält ein Privatschreiben in der Madraszeitung vom 4 Mai 1836. „Niemand kann noch vorher sagen, wann der letzte Act dieses mühseligen Drama's geschlossen werden wird. Mir scheint, sobald ein Mißvergnügter aus dem Wege geräumt ist, so erhebt sich an seiner Stelle ein Dutzend anderer, und diese eingewurzelte Feindseligkeit schreibe ich hauptsächlich der unter den Häuptlingen herrschenden Meinung zu, es sey Hrn. Russells Politik, das Land unter directe Herrschaft der Compagnie zu bringen, ein Stand der Dinge, wobei die Macht und der Einfluß der Gebirgshäuptlinge völlig gebrochen werden muß, während die, welche von Raubzügen lebten, ihr Gewerbe nur unter weit ungünstigeren Umständen werden fortsetzen können; daher die Abneigung gegen die Veränderung. Mehrere der berüchtigsten Führer beiderlei Art haben indeß ihr Verbrechen bereits gebüßt: Bundeann Bunge, der Hauptfeuerbrand, hängt in Ketten in der Nähe von Nugam, Car Chan Sing gleichfalls in der Nähe von Gumsur, und Soudury Bissoye irgendwo in Baghoda; es ist zu hoffen, daß diese Beispiele, und andere, welche die Gerechtigkeit erfordert, eine heilsame Wirkung zur Beilegung dieser Sache haben werden." Auch der Bruder des Radscha wurde gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt, aber der Spruch nicht bekannt gemacht; einige andere Häuptlinge fielen gleichfalls in die Hände der Engländer, aber des eigentlichen Helden dieses Krieges, Dora Bissoye's, konnten sie immer noch nicht habhaft werden.

(Schluß folgt.)

Serro de Pasco.

(Aus einer noch ungedruckten Reise des Grafen von Saetignes, mitgetheilt von der Revue de Paris vom 30 December 1838.)

Dieses von Schutt rings umhäufte Dorf, dieser ungeheure unterirdische Bau mit seinen zweitausend Oeffnungen, die jährlich 25 Millionen Franken ausspeien, ist der Serro de Pasco, die große Mine Peru's, die die beherzten Bergmänner entdeckt, als der nach allen Seiten hin durchlöcherte, seiner Millionen beraubte 1700 Fuß hohe Pic von Potosi nichts mehr darbot, als eine zitternde, ringsum geboestene Kruste, die im Begriff schien, den letzten und darum ungeschicktesten Sucher, der sich ihr naht, zu zerschmettern.

Der Serro de Pasco ist eine große Schicht von anderthalb Lieues im Durchmesser, in der man überall, wo man gräbt, fast auf der Oberfläche selbst, Silbererz findet. Kleine Hügel, getrennt durch zugefrorene Seen, und kleine mit geiblichem Rasen bedeckte Ebenen bieten dort dem Auge den traurigsten, kältesten Anblick, den man sich denken kann. Auf dem höchsten und größten dieser Hügel, 4897 Metres über der Meeresfläche, steht ein Haufen von Holz und Stein erbauter Häuser unregelmäßig um die Minen her, deren Haupteingang sich häufig mitten in einer Straße trifft. Rings um den Schacht werden Pfähle eingestoßen und Bretter befestigt, um den Einsturz zu verhüten, und das heraufgeschaffte Erz wird dann in die Höfe der zunächst liegenden Häuser gebracht, mitten unter dem Gewühle der Vorübergehenden, und der Mädchen mit ihren Manieseln und ihren Lamas, auf welchen alles, was man auf dem Serro braucht, herbeigeschafft wird, von den Kohlen und dem Holz an, was man jährlich verbrennt, bis zu dem Brod und selbst dem Stroh für das Vieh. Die Nothwendigkeit, Alles von der Küste oder dem Innern des Landes herbeizuschaffen, gibt dem Serro de Pasco das belebteste und seltsamste Aussehen. Jedes Haus ist ein Kaufladen, wo man englische und französische Tücher, spanisches und schwedisches Eisen, Seidenstoffe von Indien, China und Lyon, Madera- und Bordeaux-Weine, Liqueure und Branntwein, englisches und französisches Faïence, Porcellan von Limoges, die Quincaillerie-Waaren Nordamerika's, Accordéons, Musikschachteln — kurz alles aufgehäuft trifft, was für gesittete Menschen nöthig ist, um in diesem

eifigen Klima zu leben, und was die Luft launenhafter, roher Glückskinder reizen kann. Denn in dieser Spielerstadt kommt die Reihe, reich zu werden, an jeden, selbst der arme Mestize, der sechs Monate des Jahres bei seinem Wirthe Alles borgen muß, gewinnt häufig in den andern sechs Monaten täglich von 50 bis zu 200 Franken. Hier folgt die Beschreibung der Art, wie dieß möglich ist. — Die Minenarbeiter haben keinen bestimmten Lohn, sondern sie dürfen, wenn sie 12 Stunden gearbeitet, einen Capacho (Binsenkorb) voll von dem, welches vor der Thüre der Mine aufgehäuft ist, mitnehmen (ungefähr 80 Pfund herausgeschaffter Erde). Ist die Mine in ihrem gewöhnlichen Ertrage, das heißt, gibt der Caron (50 Centner Erz) acht bis zehn Mark Silber, so kann der Arbeiter auf eine Einnahme von 5 bis 6 Realen (2 Fr. 50 Cent. bis 3 Fr.) rechnen. Werden aber die Adern, die man ausbeutet, reicher, so wiest ihm sein Capacho einen Silberertrag von 20 bis 40 Piaster ab. Dieser Gebrauch hat die Stärke eines Gesetzes erhalten. Kein Eigenthümer einer Mine wäre kräftig genug, einen festen Tagiohn den Arbeitern zu geben, und sollte er diesen auch bis auf 50 Franken täglich festsetzen, sie halten fest daran, täglich ihren Capacho voll Erz wegtragen zu dürfen, sey er dann mit Kalksteinen oder mit reinem Silbererz gefüllt. Diese Art von Bezahlung erzeugt einen Tauschhandel, wie ich ihn niegends sonst traf. Jeder Krämer ist zugleich Fabricant von Silberstangen. Der Indianer wie der Mestize, jeder bringt, wenn seine zwölf Stunden Arbeit vorüber sind, seine Schürze voll Erz ins Wirthshaus. Hier leiht er Branntwein und Chica, ißt ein Chupé, kaut Coca, raucht seine Cigarre und bezahlt mit seinen Steinen. Ebenso bezahlt er all seine sonstigen Bedürfnisse, seine Kleider, Holz u. s. w. Jeder Kaufmann und jede Höckerin ist daher genöthigt, das Gestein genau zu kennen — ein langes Studium, das einen sehr geübten Blick erfordert, denn sehr oft unterscheidet sich für den ersten Anblick das mehr oder minder reiche Silbererz in gar nichts von dem silberlosen Grstein. Häufig sieht man ein Fischerweib, das an der Thüre ihrer Hütte sitzt, ihre Waare verkauft und verkauft, nebenbei Silbererz zu Pulver stoßen, dann mit Quecksilber kneten, waschen, brennen und endlich es in Silberstangen formen.

Die Bevölkerung von Cerro de Pasco wechselt zwischen 10 bis 25,000 Seelen, nach der schwächern oder stärkern Boia, ein Ausdruck, dessen sie sich bedienen, um anzuzeigen, die Adern seyen reich an Silbererz. So wie es im Lande bekannt wird, daß die Minen des Cerro in Boia sind, wächst die Bevölkerung derselben um ein Drittheil. Mestizen, Chinitas, entlaufene Matrosen, Bankerottirer, betrügerische Haussirer, Mörder, Alles drängt sich hinzu seinen Theil von dem Silberstrome zu haben, die Einen, ihn durch Arbeit zu erringen, die Andern, die Arbeitenden auszubeuten. Jeder, der Lust hat, kann den schweren Hammer und den Keil des Bergmannes ergreifen, am Eingange des Schachtes hört jeder Unterschied der Race auf, der Weiße, der den Mestizen verachtet, der Mestize, der den Indianer schlägt und beraubt, der Indianer selbst, diese arme Llama der weißen Race, alle sind hier gleiche Cameraden. Während zwölf Stunden sind sie auf dem Grunde des drei bis vier Fuß hohen Schachtes niedergekauert, und ihre Füße schwimmen in dem Schlamm des durch die Wände des Gesteins durchsickernden Wassers. Ist es ihnen mit Mühe gelungen, ein Loch von ungefähr sechs Zoll Tiefe in das Gestein hinein zu arbeiten, so füllen sie es mit Pulver und lassen die Mine springen. Der dicke schwefliche Rauch hat keinen andren Ausgang, als die sehr enge Mündung des Schachtes, die einige hundert Schritte von den Arbeitern entfernt ist, und bleibt daher oft stundenlang fast unbeweglich stehen, ehe er sich langsam und schwer der Oeffnung zuwälzt. Die Träger bringen, ihren Capacho auf dem Rücken, den Abraum hinaus, wobei sie häufig auf den Knien und Händen sich fortheisen müssen. Alle zwölf Stunden werden die Arbeiter abgewechselt, da gibt es keinen Unterschied von Tag und Nacht, wenn das Fett der Lampe, die jeder Arbeiter an seiner Kappe hat, zu Ende geht, so schließt er daraus, daß seine Ruhestunde kommt, und es gilt ihm gleich, ob die Menschen, die einige hundert Schritte über ihm sind, diese Zeit Tag oder Nacht nennen.

Dieselbe Volksmasse, welche die ganze Woche nebeneinander arbeitet ohne sich je zu begegnen, trifft sich Sonntags in den Kirchen und den Wirthshäusern. Keiner fehlt bei der Messe, aber ist dieser Zoll der Gewohnheit und der Furcht bezahlt, so strömen sie in die Kaffee- und Wirthshäuser, und mit der ganzen Gewalt heftiger, grober und reicher Leute ergeben sie sich dort dem Spiel und den Ausschweifungen. Sie sind alle reich, denn wer würde dem Mann Wein und Karten versagen, der, wenn auch heute arm, gewiß einen Sack voll Piaster hat, wenn die Mine in Boia ist; sie kann es jeden Augenblick werden, und dann zahlt er seine Schulden gewissenhaft.

Diese Orgien sind untermischt und gesalzt von Messerstichen, und jeder faßt seinen Mann sicher, denn er fürchtet die Wiedervergeltung; der Getödtete wird in ein Grubenloch geworfen, dessen Schlund stets bereit ist, die Lebenden wie die Todten zu empfangen. Nur die ausgebeuteten Gruben bleiben offen, die, in welchen man arbeitet, werden Sonntag Morgens geschlossen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Mehlvorsorgung von Paris. Am 15 Januar befanden sich in den Reservemagazinen von Paris 50,000 Säcke Mehl, in der Halle 10,594, in den Entrepots und Privatmagazinen 80,000, im Ganzen also 140,594 Säcke Mehl, welche auf 70 Tage hinreichen, da die Stadt täglich 2000 Säcke braucht.

Wölfe in der Vendée. Einem französischen Blatte (Voleur vom 20 Januar) zufolge sind einige Gemeinden in der Nähe von Quimper gegenwärtig so furchtbar von Wölfen heimgesucht, daß man sich ihrer kaum erwehren kann; sie morden nicht nur die Heerden, sondern zerreißen selbst die Hunde, die sie bewachen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 12 u. 13** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Walter Scotts Leben. (Fortsetzung.) — Französische Geschichtschreiber der Gegenwart. (Fortsetzung.) — Cromwell. Von J. Forster.

Das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 12 u. 13.

Blätter
zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 Januar 1839.

Walter Scotts Leben.

(Fortsetzung.)

Andrerseits aber muß auch der herbste Kritiker zugeben, daß Scott ein redlicher Mann war, und das ist auch schon viel! Keine Affectation, Phantasterei oder Verzerrung war in ihm; kein Schatten von Heuchelei. War er nicht durchaus in seiner Art ein recht braver und tüchtiger Mann? Welch eine Bürde von Arbeit, welch ein Maaß äußern Glücks trug er ruhig durchs Leben! mit welcher gefaßten ruhigen Kraft arbeitete und genoß er in dieser Welt, unüberwindlich dem Glück und dem Unglück! Ein ganz gefaßter, unbesiegbarer Mann, der in Noth und Bedrängniß nichts von Muthlosigkeit wußte, der, wie ein Simson, auf seinen starken Schultern die Thore wegtrug, die ihn einkerkern sollten; in den drohendsten Gefahren lachend über das Geflüster der Furcht. Und dann neben einer so glänzenden sprudelnden Aber ächten Humors und Humanität, eine freie, fröhliche Sympathie für so Vieles; was er von Feuer hatte, Alles so schön und erquicklich gebunden und latent, wie innere befruchtende Lebenswärme; ein höchst kernhafter, gesunder Mann! In Wahrheit unsere beste Bezeichnung Scotts wäre vielleicht die, daß er, wenn kein großer Mann, etwas viel Angenehmeres, daß er ein kraftvoller, durchaus gesunder und im Ganzen höchst glückreicher und sieghafter Mann war. Ein ganz trefflich organisirter und begabter Mann, gesund am Körper, gesund am Geist; wir möchten ihn einen der *gesundesten* Menschen nennen. Auch das ist nichts Geringes; Gesundheit ist ein großer Segen für den Besitzer selbst und für Andere. In der That, dieß läßt sich Walter Scott nachrühmen, und keinem andern literarischen Mann Englands in gleichem Grade — wenn nicht etwa Einem, dem vollständigsten Antipoden Scotts in den meisten andern Beziehungen, aber ihm verwandt, in dieser Eigenschaft und was damit zusammenhängt: William Cobbett! Ja es finden auch noch andere Aehnlichkeiten zwischen den beiden Männern statt, so weit sie auch von einander abzustehen scheinen; und diese Vergleichung soll für Scott gar nicht beeinträchtigend seyn; denn auch Cobbett, der personificirte John Bull seines Jahrhunderts, stark, wie das Rhinoceros und mit eigenthümlichen Menschlichkeiten und Genialitäten, die durch seine dicke Haut durchschienen, ist eine höchst tüchtige Erscheinung. So gütig war die Natur gegen uns, in der kränklichsten Periode, von der man weiß, wo die brittische Literatur da lag, sich erbrechend und zuckend in Wertherismus, Byronismus und andern thränenreichen oder krampfhaften Sentimentalitäten, war die Natur gütig genug, uns zwei gesunde Männer zu senden, von welchen sie, nicht ohne Stolz, sagen konnte: „Auch diese sind in England geboren; solche Leiber schaffe ich dort noch!“ Es ist eines der erquicklichsten Schauspiele, die Frage nach der Größe ganz bei Seite gelassen. — Könnte man nicht überhaupt sagen, W. Scott, in der modernen Tracht des neunzehnten Jahrhunderts, sey innerlich sehr verwandt gewesen mit dem kampflustigen Gränzer (borderer) früherer Zeitalter — die Art von Menschen, wie die Natur vor Alters in seinem Geburtslande sie hervorbrachte? Im Sattel mit dem Speer würde er sich so gut gehalten haben, wie mit der Feder an seinem Pult. Man kann sich denken, wie er zur Zeit des handfesten Beardie von Harden die Rolle dieses Mannes hätte spielen können, und der eisenfeste Landesheld mit dem büffelledernen Schwertgehäng *gewesen* wäre, den er in diesen unsern Zeiten nur noch, aber mit weichem Vergnügen! schilderte.

Aber ihm war Anderes beschieden, als die Heldenthaten eines alten Gränzhäuptlings. Der Liedersänger und der unterhaltende Erzähler Britanniens und Europa's im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu werden — das war seine Bestimmung. Beardie von Harden würde sehr darüber gestaunt haben, wie er sich in dieß neue Element schickt, wie er sich darin zurecht findet, wie er es sich auch gerecht macht, gesund und sieghaft darin lebt, und über die Marschlander solche Beute wegführt, daß all die Viehheerden, welche die Hardens je wegtrieben, ganz armselig dagegen waren. Das ist die Geschichte des Lebens und der Thaten *unsers* Sir Walter Scotts, Baronet.

Digitized by Google

Bis gegen das Alter von dreißig Jahren enthält Scotts Leben nichts, was entschieden auf die Literatur hindeutete, oder auf etwas Ausgezeichnetes irgend einer Art; er hat sich verheirathet, seinen Haushalt gegründet, und seine ersten Schritte durchs Leben gemacht, ohne irgend ein Symptom, das die künftige Berühmtheit angedeutet hätte. Es ist das Leben jedes andern jungen Edinburgers seines Standes und seiner Zeit. Es war in vielen Beziehungen eine glückliche Bildungslaufbahn; eine sorgfältige, doch nicht raffinirte Erziehung von Eltern in behaglichen Vermögensumständen, doch fern den üppigen Verkehrtheiten der Aristokratie. Günstig wirkte auch auf Scott sein Geburtsland, das presbyterianische Schottland. Der Presbyterianismus war ein bedeutendes Element seiner Bildung, seines Charakters. Das ganze Land ist von einem religiösen, erhebenden Gefühl durchdrungen. In einem solchen Land kann der Gedanke seine Form ändern; aber nie ausgehen; es ist zu seiner Mündigkeit gelangt; das Nachdenken und eine gewisse geistige Männlichkeit, tüchtig und fertig zu Allem, was Menschen leisten können, behauptet sich daselbst fort und fort. Diese Eigenthümlichkeit mag das einemal sich offenbaren in dem kolossalen Skepticismus eines Hume; das anderemal, in bessern Zeiten, in den seelenvollen Gesängen eines Burns. Dieser schottische Nationalcharakter hat seinen Grund in Verschiedenem; vor allem in dem sächsischen Element und Stoff, zunächst dann aber in dem presbyterianischen Evangelium des John Knox. Dieser Nationalcharakter erscheint gut, von manchen Seiten betrachtet aber auch nicht ganz gut. Kein Schottländer seiner Zeit war mehr Schotte als W. Scott; das Gute und das Mindergute, welches das Erdtheil aller Schotten ist, lebte bei ihm in jeder Fiber.

Seine Kindheit, Jugend und frühern Mannesjahre haben nichts sehr Ausgezeichnetes; er war ein tüchtiger, aufgeweckter junger Mann, ein Freund von lustigen Ausflügen und von Humor. Aber wir kommen, nachdem der junge Advocat seinen ersten Rechtshandel geführt, unter der Yeomanry gedient, geheirathet hat und Sheriff geworden ist, nachdem er, unter Anleitung von Monk Lewis mit Uebersetzungen aus dem Deutschen sich ein wenig bekannt gemacht und sich an einer Uebersetzung von Goethe's Götz von Berlichingen versucht hat, zu dem Zeitpunkt, wo die „Minstrelsy der schottischen Gränzlande" erschien, mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts.

Bis hieher haben wir nun einen kräftigen, werkthätigen Mann von dreißig Jahren, voll Scharfsinn und guter Laune, mit Kräften und Anlagen, die ihn tüchtig machten für jede Bürde von Geschäften, Pflichten, Gastlichkeit; was sonst für Fähigkeiten in ihm schlummerten, konnte Niemand sagen. Walter Scott, als ein verborgen bleibender, latenter Walter, hätte nie ein zwanzig Jahre lang alle Welt unterhalten, er hätte nicht mittelst literarischer Beschäftigung hunderttausend Pfund Sterling gewonnen und sie wieder verloren; aber er hätte ein ganz glücklicher und gar nicht unnützer, ja, wer weiß ob nicht im Grunde ein nützlicherer Walter seyn können! Doch dieß war einmal nicht sein Loos. Der Genius eines ziemlich sonderbaren Zeitalters — eines Zeitalters, das zugleich vom Glauben entblößt und in Angst vor dem Skepticismus war, das nicht recht wußte, wie es mit sich selbst und seiner Zukunft daran war und doch vielen Kummer zu ertragen hatte und im Ganzen sich in völlig neue Verhältnisse finden sollte — hatte bei sich gesprochen: Wer soll der zeitweilige Tröster oder auch nur der geistige Zuckerbäcker dieses meines armen, sonderbaren Zeitalters seyn, um es in seiner tödtlichen Verdrossenheit und vielem Kummer ein wenig aufzurichten? So hatte der Genius bei sich selbst gesprochen, und sich in aller Welt nach einem solchen Mann umgesehen, und er fand ihn in dem staubigen äußern Parlamentshause zu Edinburg, in einem Advocatenrock, und er rief aus: das ist er!

Die „Minstrelsy" erwies sich als eine Quelle, woraus einer der breitesten Ströme sich ergoß. Metrische Romane, die ihrer Zeit in prosaische Romane übergehen; das Leben der Vorzeit wieder erweckt vor unsern Augen: das ist ein mächtiges Wort! Nicht als todte Traditionen, sondern als handgreifliche Gegenwart stand die Vergangenheit vor uns. Da standen sie die rauhen alten Kämpen, in ihrer derben Einfalt und Kraft, mit ihrer Herzhaftigkeit, Gesundheit, Selbstvertrauen, in ihren eisernen Sturmhauben, ihren Lederwämsern und Stulpenstiefeln, mit ihren ausgesuchten Manieren und Trachten, wie sie leibten und lebten. Es war wie ein neuentdeckter Continent in der Literatur. Für das beginnende neunzehnte Jahrhundert, in seiner Schlaffheit und Lähmung, hätte nichts Erwünschteres kommen können. Es war ganz die Zeit für eine solche neue Literatur. Dieser W. Scott war der Mann dafür. Die Lieder, die Marmions, die Jungfrauen und Herren von See und Inseln folgten in gedrängter Reihe einander, mit stets wachsendem Gewinn und Beifall. Wie viele tausend Guineen bezahlt wurden für jedes neue Gedicht, wie viele Abzüge sogleich und später gemacht wurden; was für ein Complimentiren, Kritisiren, Loben und Vergöttern es war — das Alles ist in diesen sieben Bänden berichtet, welche für die literarische Statistik sehr werthvoll sind. Der Leser möge es selbst nachlesen.

In dieser mittlern Periode seines Lebens stellt Scott, bereichert durch Honorare, durch neues Amtseinkommen und Beförderung, reich an Geld und an Ruf, sich als ein Mann dar in der vollsten Blüthe des äußern Glücks. Das Feld steht ihm offen und der Sieg winkt; viele Freunde, enthusiastische Bewunderer, eine Fülle häuslicher Freuden, — ein Glanz des Ruhms, wie er Wenigen zu Theil wird — und was das Beste ist: er selbst hatte eine tüchtige, gesunde Seele, die ihn vom Aeußern unabhängiger machte.

Scotts Gesundheit zeigte sich entschieden in Allem, und am deutlichsten in der Art, wie er seinen Ruhm aufnahm, in seiner Schätzung des Rufs gleich von Anfang an. Um Geld kauft man Geldeswerth; aber das Ding, das die Menschen Ruhm nennen — was ist das? Ein schimmernder, prunkender Zierrath, zu wenig nütze; außer, ja! sofern man auch Geld daraus ziehen kann. Für Scott war er eine vortheilhafte, angenehme Lebensbehaglichkeit, aber kein eigentliches Bedürfniß. Es ist unbe-

Digitized by Google

rechenbar, wie vielen Unannehmlichkeiten er durch diese Denkweise entging, wie vielen Verdrießlichkeiten, Gereiztheiten und Qualen, von denen er gar nichts wußte. Ehe er zum Ruhm gelangte, hatte er schon ein reiferes Alter erreicht, wo ihm dieß leicht wurde.

Um diese Zeit knüpfte Scott seine Connexionen mit den Ballantynes an, und nahm unter der Hand bedeutenden Antheil an ihren Handelsspeculationen. Denjenigen, welche ihn im Licht des Helden betrachten, ist dieser Theil seiner Biographie zuwider und erscheint ihnen unerklärlich. Aber der praktische Scott, der in Allem auf ein praktisches Resultat sah, mußte nothwendig baares, blankes Geld sehr praktisch finden. Und wenn auf ehrliche Weise einmal Geld verdient werden sollte, so war es am Ende kein so großer Unterschied, ob durch Bücherdrucken oder durch Büchermachen. Kein literarischer Mann vielleicht zu irgend einer Zeit hat weniger als Scott den immateriellen Theil seiner Sendung, in jedem Sinn, zu schätzen gewußt: nicht nur was das Phantasiegebild, Ruhm genannt, betrifft, sondern auch was den geistigen Gehalt seiner Productionen selbst und ihre Tendenz, wenn sie eine hatten, anbelangt. In Wahrheit, dieser unser Vates war etwas zu wenig Phantast. Aber so war es; in diesem unserm neunzehnten Jahrhundert hatte unser höchststehender Literat, der in unendlich höherem Grad als jeder Andere über das Ohr der Welt gebot, gleichsam keine höhere Botschaft an die Welt zu bestellen; er trachtete nicht darnach, die Welt zu erheben, sie zu bessern, oder überhaupt irgend etwas zu bewirken, als daß sie ihn für die Bücher bezahlte, die er fortwährend schrieb. Sehr bemerkenswerth! und vielleicht ganz passend für ein so schlaffes Zeitalter, entblößt von Glauben und in Angst vor dem Skepticismus! Der unbefangene Beurtheiler wird im Allgemeinen verlangen, daß in einer so sehr ernsten Welt wie die unsrige, derjenige, der da spricht oder schreibt, auch etwas habe, worüber er spricht oder schreibt. In seinem Herzen sollte eine Art von Evangelium seyn, das ihn brennte, bis er es verkündigt hatte; sonst wäre es besser, er schwiege ganz. Ein Evangelium, das etwas entschiedener und sinnvoller wäre, als das Scotts! das wird ein unbefangener Beurtheiler von literarischen Männern verlangen; dabei aber wird er doch den großen Werth von Scotts Ehrlichkeit anerkennen, daß er wenigstens das, was er war, mit solch gutem Glauben war.

Kritiken über die metrischen Romane kämen zu spät. Die große Popularität, welche sie ihrer Zeit gewonnen, scheint ganz natürlich. Erstlich machten sie den unbestreitbaren Eindruck voll ächt menschlicher Kraft und Würdigkeit. Was gewissermassen aller Popularität zu Grunde liegt, das offenbarte sich in ungewöhnlichem Grad in den Romanzen W. Scotts. Gemälde wurden lebendig entworfen und veranschaulicht; menschliche Gefühle wurden glücklich aufgefaßt und Mitgefühl dafür erweckt. Zur Zeit wo ein Hayley der Hauptdichter war, durfte ein Scott wohl mit Wärme begrüßt werden. Sodann aber kann man auch sagen, daß die Art von Werth und Tüchtigkeit, welche Scott kund gab, ganz besonders für die damalige Stimmung der Menschen paßte. Es war eine Zeit der geistigen Erschlaffung, entblößt von Glauben und in Angst vor dem Skepticismus, auf eine Art von halbem Leben zurückgeführt. Nun aber zeigten gerade diese Schilderungen und Gedichte ein kräftiges, ganzes Leben. Der Leser ward zurückversetzt in rauhe, derbe Zeiten, wo man noch von unsern jetzigen Krankheiten nichts wußte.

Wir nannten die „Minstrelsy" die Quelle, aus welcher der große Strom der metrischen Romanzen entsprang; nach der Ansicht von Manchen aber wäre er von einem noch ferner liegenden Born abzuleiten, nämlich von Goethe's Götz von Berlichingen, den W. Scott übersetzt hatte. In wie weit dieß deutsche Drama auf Scotts literarische Bestimmung einwirkte, ob ohne dasselbe die gereimten und dann die prosaischen Romane des Vers. von Waverley nicht ans Licht getreten wären, wollen wir dahingestellt seyn lassen; aber darüber kann kein Zweifel seyn, daß die beiden Tendenzen, die man als Götzismus und Wertherismus bezeichnen kann, und von denen ersterer W. Scott bei uns der Repräsentant ist, die Reise durch ganz Europa gemacht haben und zum Theil noch machen. Auch in Deutschland war das halbsehnsüchtige Zurückschauen in die Vergangenheit, nur war es gerade vorüber, als Scott auftrat. Und was den Wertherismus betrifft — hatten wir Engländer nicht unsern Byron und sein Genius? Keine Gestalt des Wertherismus in irgend einem Lande ist auch nur halb so mächtig geworden; wie unser Scott die Ritterliteratur bis an die Enden der Welt verbreitete, so unser Byron den Wertherismus. Frankreich, mit seiner Revolution beschäftigt, hatte im Augenblick für beides keine Zeit; aber seither hat es beide in einer eigenthümlichen Gestaltung gehabt; davon zeugt die ganze „Literatur der Verzweiflung" in unsern Tagen, die bettelhafteste Gestalt des Wertherismus, die man gesehen, und wahrscheinlich auch dessen Schlußphase; davon zeugt, auf der andern Seite, der hoch- und edelbegabte Chateaubriand, Werther und Götz in Einer Person.

Um was es uns hier hauptsächlich nur zu thun ist, ist: darauf hinzuweisen, daß der drittische Wertherismus, in der Gestalt der Byron'schen Gedichte so gewaltig und ergreifend, auf den erschlafften Appetit des Publicums eine ungeheure Wirkung hervorbrachte. Das schlaffe Zeitalter, ohne Glauben und Unglauben, wandte sich dem Byronismus mit einem ganz außerordentlichen Interesse zu; hier war, wo nicht Heilung für seine klägliche Lähmung und Erschlaffung, wenigstens eine empörte Offenbarung des ganzen Jammers. Das sehnsüchtige Schauen in die Vergangenheit machte vielfach den Ennulphus-Flüchen auf die Gegenwart Platz. Scott war einer der Ersten, die da merkten, daß die Tage der Rittergedichte in Versen sich zum Ende neigten. Er hatte die Souveränetät ein zehn Jahre lang behauptet — eine ziemlich ansehnliche Frist! — und jetzt schien die Zeit gekommen zur Entthronung oder Abdankung; eine unangenehme Nothwendigkeit! aber er war, wie es einem braven Mann geziemt, ganz bereit, sich mit würdiger Fassung und stillschweigend darein zu ergeben. Am Ende war ja die Poesie nicht der Stab

Digitized by Google

seines Lebens; die Poesie hatte ihm schon viel Geld eingetragen; dieß wenigstens konnte sie ihm nicht wieder nehmen. Schon beschäftigt mit Herausgeben, mit Compiliren, mit vielfachen amtlichen und commerciellen Angelegenheiten und soliden Interessen, sah er dem kommenden Wechsel mit ruhigem Blick entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

II.

Augustin Thierry.

Neben Guizot ist Augustin Thierry wohl der einflußreichste von den Männern, welche in den letzten zwanzig Jahren die historischen Studien in Frankreich restaurirt haben, wie er denn auch unbedenklich einer der gelehrtesten Männer des heutigen Frankreichs und eine der größten Zierden der Akademie der Inschriften ist.

Wenn man von Aug. Thierry dem Historiker zu sprechen hat, so muß man zuerst den Menschen betrachten, denn hier ist der ganze Mensch Historiker. In einem Lande, wo die profund realistische und utilitarische öffentliche Meinung nach eigenem Geständniß in der Wissenschaft nur einen der vielen Zweige der Industrie sieht und gar keine Ahnung davon hat, daß ein Geschichts- oder Naturforscher, ein Dichter oder ein Philosoph vielleicht aus andern Antrieben sein „Geschäft" treiben kann, als ein Mützen- oder Strumpffabrikant das seinige; in einem Lande, wo mithin auch der größere Theil der Gelehrten diese Ansicht (wie verachtend und verächtlich sie ist, weiß man auf beiden Seiten nicht) rechtfertigt, indem die Majorität der Universitäts- und Gymnasial-Professoren die Wissenschaft entweder zu einem Mittel für politisches Avancement macht, oder einfach als milchgebende Kuh, als eine Versorgung betrachtet; in einem solchen Lande ist es fast rührend, wenn man einem Mann begegnet, der in deutscher Weise fou de la science ist, sein Leben und sogar sein Gesicht um ihretwillen aufs Spiel setzt. Das hat Thierry gethan; er hat sich blind gearbeitet: die Geschichte hat nun auch ihren Homer. Und es ist merkwürdig: Thierry hat seine historischen Studien gar nicht in reinwissenschaftlicher Absicht begonnen; er kommt mir vor, wie ein Mann, der sich um ein edles Mädchen aus äußerlichen und eigennützigen Gründen bewirbt, bald aber, wie er erst ihren innern Werth erkennt, sich seines unedlen Beginnens schämt, und nun gebessert, gereinigt und von wahrer Liebe erfüllt wird. Als Thierry seine historischen Studien (1819) anfing, da wollte er in den bestaubten Chroniken und Documenten des Mittelalters nur Waffen finden, welche dem Liberalismus gegen die Regierung dienen konnten; er wollte den Liberalismus, wo möglich, historisch rechtfertigen, die Grundsätze des hypothetischen Contrat social historisch begründen. Seine ersten Arbeiten sind Früchte dieses Strebens. In seinen schönen Lettres sur l'histoire de France (P. 1827, IV. éd. P. 1834), besonders in deren erster Redaction für den Courrier français (1820), gibt er sich eine unglaubliche Mühe um zu beweisen, daß das Königthum dem bizarren (!) Lehnssystem seine Begründung verdanke — zwei historische Sünden auf einmal — und der Titel König rex, roi, bei den Franken nur eine Art Vorsteher bedeutet habe, wie aus den Benennungen roi des merciers, roi des violons, roi des ribauds u. s. w. hervorgehe.*) Es ist ganz richtig, daß das Königthum bei den Barbaren, dann in der Feudalität, dann in der Zeit des Absolutismus, dann endlich in der constitutionellen Zeit jedesmal etwas anders bedeutet, diese Institution, wie jede andere, eine Entwicklung in der Zeit durchgemacht hat. Wenn aber Thierry als antiroyalistischer Journalist und Carbonaro den Begriff des Königthums nicht fassen konnte und wollte, so hätte er, der sich schon damals so sehr auf Etymologien stützte, doch auch wissen sollen, daß die Wurzel von König das althochdeutsche chunni, das angelsächsische cyn, d. h. Geschlecht, gens, und der König, chuning, cyning, king dem Wortverstande nach der Geschlechtsherr, Stammherr ist. Thierry entsagte zum Glück diesem Mißbrauche der Geschichte bald, über den schon Thucydides, als seine Zeitgenossen aus alten Sagen neue Prophezeyungen machten, kurz und gut und für alle Zeitalter anwendbar bemerkte: οἱ γὰρ ἄνθρωποι πρὸς ἃ ἐπιτηδεύουσιν τὴν μνήμην ἐποιοῦντο, er erklärte dem Courrier français, er werde sich in Zukunft ganz den historischen Studien widmen und müsse der Politik entsagen. So suchte der Sohn des Kis verlaufene Eselinnen und fand ein Königreich. Von nun an hatte ihn die Geschichte ganz; Thierry suchte einfach was geschehen, unbekümmert, ob es der Gazette de France oder dem Constitutionnel Vorschub leisten könnte. Da man indeß Jugendeindrücke nie völlig abwirft, so hat auch Thierry eine Abneigung gegen alle Aristokratie beibehalten, ja ich möchte fast sagen, daß eine seiner historischen Voraussetzungen nichts andres als eine Umgestaltung seines alten Sinnes in größeren Dimensionen und wissenschaftlicherer Form ist. Vielleicht bedarf es einer solchen Leidenschaft, einer partei-

*) Wenn mir eine Vermuthung erlaubt ist, so erklären sich solche Ausdrücke aus der mittelalterlichen Lust, Großes und Ehewürdiges nicht hämisch zu verspotten, sondern harmlos scherzend in das Gebiet des gemeinen Lebens herabzuziehen. Wer nur ein halbes Dutzend Dome genau betrachtet, dem ist der Scherz nicht entgangen, womit das Verehrteste behandelt wird. Ich habe Reineke Voß im Bischofsornate, ich weiß nicht mehr an welchem Dome, gesehen. Und wer denkt nicht an das Narren- und Eselsfest! Eben weil im Mittelalter König, Bischof u. s. w. geheiligte, gesalbte Personen waren, weil sie so zu sagen über der Menschheit standen, konnten sie sorglos wie sich spaßen lassen. Daher im Mittelalter so viele Könige, Schützen- und Bohnen-Könige. In den Schulen erhielt aus leicht begreiflichen Gründen der Erste einen geistlichen Titel: Abbas puerorum, Schülerbischof. Uebrigens ist es ein alter Zug in den Sprachen, auch auf andern Gebieten Namen, welche ein Größtes bezeichnen, dem Kleinsten (einem umgekehrt Größten) beizulegen, und das altdeutsche cunicli, unsre Zaunkönig, le roitelet, hat im Alterthum Analogien. Vergl. Plin. h. n. 10, 74.

schen Liebe für Etwas *), wenn Großes entstehen soll; ohne seinen demokratischen Sinn würde Thierry wahrscheinlich nicht mit solchem Eifer die Ursprünge der städtischen Verfassungen in dem alten Frankreich (d. h. in dem Lande diesseits der Loire) erforscht haben; er würde gewiß jetzt, ein armer Erblindeter, durch Krankheit Geschwächter, ein Greis vor der Zeit, seine unermeßliche Arbeit, eine Geschichte des dritten Standes in Frankreich, die er uns versprochen, unvollendet lassen und ausruhen. Wenn man die Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites, jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecosse, en Irlande, et sur le continent. (P. 1825, 3, 8.) geschrieben hat, so kann man es mit Ehren thun.

Thierry's Jugend war die gewöhnliche. Er ist in Paris 1788 geboren, wo seine Mutter viele Jahre ein Modejournal Le petit courrier des dames redigirte. Der Graf Saint-Simon adoptirte ihn und gewann an dem auf der Normalschule gebildeten Jüngling einen tüchtigen Helfer, als seine Doctrin noch eine rein national-ökonomische und politische war. Dann arbeitete Thierry für andere liberale Journale; er war, wie die meisten jungen Leute damaliger Zeit, die seit 1830, mit Ausnahme einiger Eisenköpfe, wie Carrel, Marrast, Cavaignac, de Ludre, ans Ruder gekommen sind, Carbonaro und Mitglied von allerlei liberalen Committees. Da seine historischen Werke ihm bald einen außerordentlichen Ruhm verschafften und sein großes Verdienst als Gelehrter und als Nationalschriftsteller unverkennbar war, so setzte ihm die Regierung Karls X eine Pension aus, die nach der Julusrevolution erhöht wurde. 1835 ernannte ihn auch der Herzog von Orleans zu seinem Bibliothekar. Ein Glück für Thierry ist es, daß seine Gattin eine so treffliche Frau ist. Ihrem Gatten zu Liebe ist sie fast eine Gelehrte geworden, die mittelalterliche Documente ziemlich fertig lesen soll. Auch hat sie einige anmuthige Erzählungen, Bilder aus dem Provincialleben, Salonsscenen u. s. w. für die Revue des deux mondes geschrieben.

Betrachten wir nun die Geschichte der Eroberung von England durch die Normannen. Da Thierry von einer Philosophie der Geschichte weit entfernt ist und sich damit begnügt, in seiner Reflexion einige feste Punkte zu haben, woran er seine Betrachtungen und sein Urtheil über die von ihm erzählten Facta befestigt, so haben wir nur von zweierlei zu reden, von der eigentlichen Geschichte, wie sie sich im Netze der Thierry'schen Gedanken ausnimmt, und von der Darstellung.

Man begreift es heutzutage kaum, wie unsere Geschväter so manche schiefe historische Vorstellung haben, der Vergangenheit, welche sie erzählten, so oft ganz unbefangen die Livree ihrer Gegenwart anziehen konnten. Allerdings ist kaum ein Irrthum menschlicher, als dieser, und wer nicht eine sehr tüchtige Phantasie hat und dabei eine kräftige Abstraction und Macht seine ganze Umgebung periodisch aus seinem Bewußtseyn zu vertilgen, der wird nie das wahre Bild irgend einer Vergangenheit auch nur auf Augenblicke schauen, es sey denn in den Dramen großer Dichter. Auch heutzutage sehen wir Historiker, welche die Vergangenheit in ihrer wahren Gestalt aufzufassen unvermögend sind; aber sie finden kein ganzes Publicum mehr, das ihre Vorstellungen aufnimmt und sich mit ihnen täuscht. Unsere Zeit hat ein Organ für das Verständniß der Vergangenheit. Wenn wir jetzt in den mittelalterlichen Romanen lesen, daß Karl M. zwölf Pairs gehabt, so lassen wir uns nicht täuschen: die Dichter und Chronisten der Feudalzeit stellten, wenn sie Vergangenes schildern wollten, einfach ihre Gegenwart dar, von der sie nicht abstrahiren konnten. Sehen wir nun gar, wie die Historiker des siebzehnten Jahrhunderts nicht nur die Könige der Feudalzeit, sondern auch sogar die Frankenkönige ohne Weg als Könige ansahen, nämlich als Könige nach dem Schnitt Ludwigs XIV, sehen wir, wie sie die großen Vasallen des Mittelalters ungefähr so betrachteten, als handle es sich um einen heutigen mediatisirten Standesherrn, einen reichen und vornehmen Duc oder Comte, so werden wir fast unwillig. Und doch ist kein Grund zum Aerger da; wenn auch eine qualitative Verschiedenheit zwischen dem Vormals und dem Heute besteht, so wird unsere Zeit der vergangenen gewiß auch wieder oft ähnlich seyn; wir verfälschen die Geschichte auf unsere Art, was unsere Nachkommen zur Zeit zu entdecken nicht ermangeln werden. Hoffen wir, daß sie nicht gar zu viel werden zu berichtigen haben.

Da das Wort Eroberung wie so viele Wörter mannichfache Bedeutung hat, so kann man ihm zunächst vorwerfen, daß es die früheren Historiker irre geleitet. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts fiel es wenigen Leuten in Frankreich ein, daß, wenn von Eroberungen der Barbaren die Rede, nicht an Eroberungen, wie sie Ludwig XIV oder Friedrich II gemacht, zu denken ist. Man hatte gar nicht daran gedacht, daß es etwas ganz anders ist, einem Reiche eine Gränzprovinz einzuverleiben, die bis jetzt einem Nachbaen gehört, ein Fall, wobei bloß der Souverän wechselt, oder aber in ein benachbartes Land einzufallen, alle liegenden Gründe in Privatbesitz zu nehmen, und die bisherigen Eigenthümer entweder zu tödten, oder zu vertreiben, oder leibeigen zu machen, oder ihnen auch im günstigsten Falle eine Hälfte oder ein Drittel ihres Eigenthums zu lassen. Einige Historiker fühlten den Unterschied, Boulainvilliers besser als Mably, Dubos, Velly und Daniel; aber ihre Forschungen waren weder tief noch umfassend genug, wozu bei dem Einen diese, bei

*) In der Vorrede zur Eroberung von England sagt Thierry, daß er mit Vorliebe die Geschichte unterdrückter Volksstämme „construirt" habe, surtout (celle) de la nombreuse population qui habitoit et qui habite encore la Gaule méridionale entre la Loire, le Rhône, et les deux mers..... Je me suis intéressé, je l'avoue, d'une affection toute particulière, aux événements locaux relatifs à ces populations négligées, comme si je m'étois cru moi même dans l'obligation de réparer une injustice non méritée. Quoique forcé de raconter sommairement les révolutions qui leur sont propres, je l'ai fait avec chaleur, avec sympathie, avec une sorte de partialité. Peut être qu'une tendance involontaire à trouver que la force et le hazard (!) ont toujours tort, m'a entraîné vers les différentes masses d'hommes à qui la formation des grands états a enlevé leur indépendance, leur nationalité, jusqu'à leur nom de peuple aujourd'hui remplacé par un nom étranger.

Digitized by Google

dem Andern jene unhiſtoriſche Vorausſetzung kam. Nun ſtanden denjenigen, welche überſetzte Quellen laſen, vor hundert Jahren nur ſolche Quellen zu Gebote, welche von romaniſirten Galliern aus der Zeit der Barbareneinfälle herrührten; dieſe Hiſtoriker aber kannten einerſeits weder Sprache noch Sitte der Franken, Burgunder, Gothen u. ſ. w., andrerſeits mußten ſie Halbverſtandenes in einer gebildeten Sprache ausdrücken, wodurch Vieles in ein ganz andres Licht geſtellt wurde, ein falſches Colorit bekam. So iſt es erklärlich, wie bis auf die neueſte Zeit herab in Frankreich, Italien und Spanien über die Urgeſchichte die verworrenſten Vorſtellungen herrſchten.

Die glückliche Revolution iſt von Deutſchland und Scandinavien ausgegangen und zwar von dem Studium der altdeutſchen, angelſächſiſchen, isländiſchen Sprachen und Literaturen. Auguſtin Thierry, der irgendwo ſpöttiſch bemerkt, ſeine Vorgänger würden mit dem Verſtändniß eines halben Hunderts altdeutſcher Wörter weiter gekommen ſeyn, als mit all ihren claſſiſchen Erinnerungen, hat gleich im Anfange ſeiner hiſtoriſchen Studien eingeſehen, daß er ohne die Kenntniß des Altdeutſchen in ſeinen verſchiedenen Zungen keinen einzigen Schritt ſicher thun könnte. Das gibt ihm und ſeinem Freunde Fauriel ein ſo großes gelehrtes Uebergewicht über die meiſten andern Hiſtoriker, ſelbſt über Guizot, der freilich einer von denen geweſen iſt, denen es verdankt wird, daß Thierry's Werk das Publicum vorbereitet fand. Wäre es zehn Jahre früher erſchienen, ſo hatte man es als alten opinions reçues widerſprechend, verächtlich aus der Hand gelegt.

Ich bin nicht gelehrt genug um zu ſagen, ob Thierry den Thatbeſtand überall richtig aus den Quellen herausgeſchält hat. Daß er nur die Quellen benutzt und die gelehrten Arbeiten der Engländer, Deutſchen und Danen zu Rathe zu ziehen verſäumt hat, mag ſeiner Darſtellung zu einigem Nachtheile gereichen. Wiſſenſchaft iſt kein Gedicht, ſondern das Werk vereinter Kräfte.

Schon da, wo ich von Amédée Thierry ſprach, habe ich zwei Fundamental-Anſichten Auguſtin Thierry's zu beſprechen Gelegenheit gehabt, Anſichten, die ich in der von beiden Hiſtorikern ihnen gegebenen Ausdehnung nicht für wahr halten kann. Auch hier geht man zu weit, wie meiſt bei Reactionen. Weil frühere Hiſtoriker das Moment des entgegengeſetzten Urſprungs in den Miſchvölkern zu wenig berückſichtigt haben, legt Thierry dieſem Momente eine zu große Wichtigkeit bei: er will zu viel daraus erklären. *) Eben ſo ſcheint es mir, als ob ſein ethnographiſcher Geſichtspunkt, ſeine Freude an Erforſchung der Racen-Unterſchiede, ihn auch darin zu weit gehen laſſe, daß er den Zeitpunkt, wo die Verſchmelzung und Neutraliſation wirklich vollbracht war, die relations hostiles de deux peuples violemment réunis sur le même sol, leurs longues guerres et leur séparation obstinée aufgehört hatten und für die Ereigniſſe neue Urſachen gefunden werden müſſen, zu weit hinausſchiebt. Guizot hat in der franzöſiſchen Revolution nur einen Kampf der Eroberer und der Eroberten geſehen und nicht daran gedacht, daß hier metaphyſiſche Kategorien ſich bekämpften, ſeyende Abſtractionen; Thierry iſt derſelben unphiloſophiſchen Anſicht, wie es mir ſcheint, verhaftet. Er citirt ein altes engliſches Lied, worin es heißt, daß die vornehmen Leute in dieſem Lande von den Normannen abſtammen, die gemeinen Leute Sachſen ſind; das war einmal ſo: wer aber den Streit der Rundköpfe und der Cavaliere, oder auch nur die Kriege der rothen und weißen Roſe auf den alten Haß zwiſchen zwei Nationalitäten zurückführen wollte, der irrte ſich ſehr. Ueberhaupt haben Einwandrer nicht ſolche Zähigkeit, wie man noch jetzt in Amerika ſehen kann. In der Zeit der großen engliſch-franzöſiſchen Kriege waren die Normannen längſt Engländer und die Franken Franzoſen; die Jungfrau von Orleans ſagte: das Herz blutet mir, wenn ich das Blut eines Franzoſen ſehe, und ſie machte zwiſchen fränkiſchem und galliſchem Blute keinen Unterſchied. Das Wort, un bon François, kam zur Zeit der Jacquerie auf. Ja man kann ſagen, daß mit Hugo Capet, achtzig Jahre vor der Eroberung Englands, ſchon die Franzoſen anfangen, Franken und Gallier verſchwunden ſind.

Jetzt komme ich zu einer dritten Anſicht Thierry's, die auch nur partielle Wahrheit haben dürfte. Thierry hat nämlich in der Eroberung Englands durch die Normannen allerdings zunächſt die Geſchichte dieſes Factums, dann aber auch eine Formel für alle früheren Ereigniſſe ähnlicher Art geben wollen. Er meint, die normanniſche Beſitznahme Englands unterſcheide ſich von den Niederlaſſungen der Gothen, Lombarden, Franken u. ſ. w. nur dadurch, daß die Normannen die letzte Expedition dieſer Art gemacht hätten, ſonſt ſey Alles daſſelbe. Und da nun über dieſes letzte Ereigniß mehr Quellen vorhanden ſind, als über die früheren Eroberungen, ſo hat Thierry dieſes gewählt, meinend, in ſeinem Buche eine ideale Geſchichte aller Barbareneinfälle gegeben zu haben. Der Gedanke iſt kühn, aber ich fürchte, daß auch hier das Gleichniß hinkt. Damit es auch ganz paſſen könnte, müßte die Welt vom fünften oder ſechsten Jahrhundert an bis an das Ende des eilften ſtille geſtanden haben, und den Gefallen thut die Geſchichte den formuliſirenden Hiſtorikern nicht. Jedenfalls aber iſt der Geſichtspunkt ein fruchtbarer, wenn man das tenere ex sapientia modum nicht vergißt!

Die Compoſition dieſer Geſchichte verdient das größte Lob, durch den Styl ſchließt ſie ſich der ſogenannten deſcriptiven Methode an. „Ich habe mich," ſagt Thierry in der Vorrede, „ſo nahe als möglich an die Sprache der zeitgenöſſiſchen Berichterſtatter gehalten, und wo ich allgemeinere Geſichtspunkte aufſtellen mußte, da habe ich durch Reproduction derjenigen charakteriſtiſchen Einzelnheiten, welche mich durch Induction auf ſolche geführt, ſie zu rechtfertigen geſucht. Dann habe ich die erzählende Form überall beibehalten, damit der Leſer nicht jählings von einem Fragmente aus einer alten Chronik zu einer moder-

*) L'obscurité dans laquelle sont tombées ces populations (opprimées) dont l'histoire est presque complétement ignorée, ne vient point de ce qu'elles ne méritent pas de trouver, comme les autres, des historiens; la plupart même sont remarquables par une originalité de caractère qui les distingue profondément des grandes nations où elles se sont fondues. (Aber die Gallier waren ja numeriſch ſtärker als die Franken.) Pour résister à cette fusion opérée malgré elles, elles ont déployé *une activité politique à laquelle se rattachent de grands* événements, faussement attribués, *jusqu'ici, soit à l'ambition de certains hommes, soit à d'autres causes accidentelles.*

Digitized by Google

nen Dissertation überzugehen habe." Es ist nicht zu läugnen, daß Thierry's Werk auf diese Weise ein episch-dramatisches Leben und einen Duft von Gegenwärtigkeit gewonnen hat, der den Arbeiten der eigentlichen Pragmatiker fehlt. Thierry hat mit großer Kunst selbst seinen Gedanken die erzählende Form gegeben (Barante hält dagegen jeden eigenen Gedanken ab); da aber seine Inductionen nicht selten unberechtigt sind, so hat das andrerseits wieder einen großen Nachtheil für unkritische Leser.

Die Briefe über die französische Geschichte sind zur Hälfte kritisch, zur Hälfte dogmatisch. In dem kritischen Theile hätte neben Sismondi, Barante und Guizot auch Pertz und Raynouard nicht vergessen werden sollen. Die Franzosen werden noch lange über ihre eigene Geschichte und Sprache bis ins eilfte Jahrhundert hinab von deutschen Forschern zu lernen haben.

In dem positiven Theile sind werthvolle Beiträge zur Geschichte der Franken und der Entstehung der französischen Städte enthalten; die Franzosen haben zuerst von Thierry gelernt, was eine mittelalterliche Stadt im Norden von Frankreich war; denn auf den Süden ist Thierry nicht eingegangen, und hat sich über die Art des Fortbestehens der römischen Municipalverfassung nicht weiter ausgesprochen. Aus den nach Urkunden und zeitgenössischen Berichten ausgearbeiteten Geschichten der Communen von Cambray, Laon, Noyon u. s. w. geht unwidersprechlich hervor, daß sich diese Städteverfassungen gerade so bildeten, wie die deutschen; die Aehnlichkeit ist gar zu groß. Nur darin zeigt sich der Unterschied, daß die Franzosen mit ihrem beweglichen Ungestüm sich das schwer Errungene sehr bald wieder entreissen ließen, während die deutschen Bürger mit deutscher Zähigkeit das von geist- oder weltlichen Landesherren entweder freiwillig gewährte oder mit Gewalt ertrotzte Recht besser zu erhalten wußten.

Jetzt (September 1838) kündigt man ein neues Werk von Thierry an: Considérations s. l'hist. d. Fr., suivies de récits des temps Mérovingiens, nach den ersten Briefen und den Dix ans d'études historiques. P. 1835. die dritte Sammlung von Aufsätzen über einzelne Punkte der Nationalgeschichte. Es ist zu wünschen, daß dem blinden und kränklichen Manne die Fortsetzung seiner geliebten Studien und die Ausarbeitung seines großen Werkes über den dritten Stand in Frankreich noch lange ein Trost in seiner Nacht seyn möge. *)

(Fortsetzung folgt.)

Cromwell von J. Forster.

Obgleich dieses Buch nur einen Theil der Cabinet-Encyklopädie von Lardner ausmacht, so dürfen wir es doch nicht mit Stillschweigen übergehen, da der Verfasser in diesem engen Rahmen ein so treffliches Bild aufzustellen gewußt hat. Denn bedeutende Vorstudien und Forschungen sind hier mit einer Anmuth und Persönlichkeit ins Leben getreten, die der Geschichte, wenn sie stets so behandelt würde, einen andern und nicht weniger würdigen Wirkungskreis erschließen würde neben dem, den sie jetzt einnimmt. Einige Proben, wo er den Protector in seinem frühern Leben wie in spätern Jahren zeichnet, mögen dieses Urtheil rechtfertigen:

„Denkt Euch, er und Hampden treten zusammen in das Haus bei der denkwürdigen Eröffnung jenes berüchtigten Parlaments, — zwei Männer, noch mehr miteinander verbunden durch die Bande der Freundschaft und der Klugheit als durch Familienbande, die aber in allem Andern, als der Größe ihres Geistes, den seltsamsten Contrast bildeten. Der Eine von ausgezeichnet sanftem Charakter, im Umgang stets freundlich und gütig, mit einem Gesicht, das zugleich die Schärfe seines Geistes und die Sanftmuth seines Charakters ausdrückte, selbst in seinem Anzug, der stets mit ängstlicher Sorgfalt und Zierlichkeit geordnet war, die Feinheit seines Geistes ankündigend — der Andere, wie verschieden von diesem! Er hatte keinen niedrigen Zug in seiner Bildung; aber sein bäurischer Gang, sein nachlässiger, schlechtgefertigter Anzug, sein rauhes, heftiges Wesen und sein Gesicht, das man nur mit einem Gemisch von Bewunderung und Widerwillen sehen konnte! Die Züge schienen aus einem Stück knorrigen, knotigen Eichenholz geschnitten; die Nase dick und roth; die Backen rauh, warzig, gerunzelt und bleich, ungeheuer zottige Augenbrauen, unter denen aber flinke, bedeutende Augen hervorglänzten, die, wenn sie Jemand anblickten, ihn ganz zu durchschauen schienen; über ihnen eine edle Stirn, von welcher auf jeder Seite ein reiches Haar, „das männlich ihm um seinen Scheitel floß," sich dicht anschloß; und über dem Allem, und das Alles durchdringend, jener geheime Zauber der Größe, auf den der Dichter anspielt, wenn er von Cromwells Gesicht sprechend sagt, es sey eines gewesen, das

„Ehrfurcht gebat.
Und alle Seelen beugten sich vor ihm,
Als sich die Mitternachtstunde abwärts neigt,
Und uns des königlichen Gottes Lager zeigt."

Denkt Euch nun diese beiden außerordentlichen Männer zum ersten Mal jetzt beisammen, wie sie durch die dichtgedrängten Parteien jener berühmten Versammlung scheiten, — Hampden grüßt im Vorbeigehen seine Freunde, bleibt dann und wann stehen; vielleicht um seinen Vetter bei den Wenigen vorzustellen, deren Neugier den ersten Eindruck, den der sonderbare Fremde machte, überwältigt hatte, doch eilt er vorwärts zu einer Gruppe eifrig sprechender Männer, die auf einem kleinen Fleck, dicht gedrängt stehen, nahe an der Schranke des Hauses, rechts vom Sitz des Sprechers, in deren Mitte Sir John Eliot, Sir Robert Philips und Pym sich befinden. Die Menge macht Hampden Platz — die bedeutendsten Männer der Gruppe empfangen ihn mit Achtung und Freude — er stellt seinen Vetter Cromwell vor — und keiner der ausgezeichneten Geister, die dieser Fleck enthält, bemerkt die bäurische Gestalt, die linkische Haltung, den nachlässigen Anzug, denn in seinen ersten Worten haben sie den Geist erkannt, vielleicht die Größe geahnet dieses neuen Mitglieds ihrer Partei. Bald sieht man Pym das neue Mitglied für Huntingdon bei Seite ziehen und ihn mit der Sache gegen Mainwaering bekannt machen. Unterdeß mag eine Stelle aus einer der Predigten des Dr. South dasjenige uns andeuten, was in diesem Augenblick der größere Theil der royalistischen

*) Reiche Proben aus Thierry's Schriften theilt mein Tableau anthologique d. l. litt. française contemporaine. T. II. (Berlin 1838. p. 209—239) mit.

Digitized by Google

Partei in der Versammlung gedacht haben mag. „Wer, sagte dieser eifrige Candidat für ein Bisthum, wer, der einen so zerlumpten, dankerotten Burschen, wie Cromwell, zuerst das Parlament betreten sah mit einem abgetragenen, zerrissenen Rock und schmierigen Hut (wovon vielleicht keines bezahlt war), hätte denken können, daß er noch einigen Jahren, durch den Mord eines König und die Verbannung eines andern, den Thron besteigen, in königlichen Kleidern einhergehen und ihm zu einem König nichts fehlen würde als die Veränderung seines Hutes in eine Krone?“ „Pot Veiten, Lory! rief lachend Karl, als er das von dem Theologen hörte, der früher den Protector hochgepriesen hatte, pat Veiten, Mann! Euer Kapion muß Bischof werden. Erinnert mich daran bei der nächsten Vacanz! Glorwürdige Zeit für die Kirche! Goldenes Zeitalter für Sklaven und Niederträchtige!“

In einer spätern Periode schildert Herr Forster eben so trefflich den in St. Ives zurückgezogen lebenden Cromwell, der in seinen Bauern, seinen Dienern die unüberwindlichen, treuen Anhänger sich zu bilden suchte, die später ihm zu seinem Plane mächtig dienten. Noch jetzt finden sich in St. Ives Erinnerungen an Cromwell, eine große Menge von Schwertern tragen die Anfangs-Buchstaben O. C. auf den Degengefäßen, welche Cromwell den Pächtern und Arbeitern in der Umgebung von St. Ives hatte vertheilen lassen. Wir geben nur noch die lebendige Schilderung einer der bedeutendsten Begebenheiten:

„Am Morgen des 11 Novembers 1640 sah man eine zahlreiche Menschenmasse ängstlich in der Nachbarschaft von Westminster versammelt. Ein großes Ereigniß bereitete sich. Die Parlamentsglieder strömten von allen Seiten in Masse ins Haus. Einige, wie Hyde bemerkt, sahen trüb und düster, Andere, als wenn sie, von grimmiger „unnatürlicher“ Freude erfaßt, in Gang und Miene „wunderbar erhoben“ würden. Das war in der That der natürliche Unterschied zwischen denen, die eine Krisis nahen sehen, die für ihre Kraft zu groß, und den begabten Männern, welche in dem Entsetzen vor einer Zukunft, welche aus dem Innern der Vergangenheit geboren werden mußte, nur die stürmische, doch nicht unzugängliche See erkannten und willkommen hießen, die zwischen Knechtschaft und Freiheit wogte. Andere Gedanken mögen in dem Innersten seines Herzens, ihm selbst vielleicht unbekannt, Cromwell bewegt haben. Seine Freunde sagten in spätern Jahren, daß er noch jetzt sie zuweilen in Schrecken versetze durch plötzliches, unwillkürliches Greifen nach dem Schwert und durch dasselbe kurze, ungemäßigte Gelächter, das sie an den Vorabenden von Worcester und Dunbar bemerkt hatten. Die Mitglieder sind jetzt Alle im Hause, und auf die außen stehende Menge hat sich ängstliches Schweigen gesenkt, das großen Ereignissen gewöhnlich vorangeht. Stunde auf Stunde vergeht, doch noch immer ist die Thür der Gemeinen verschlossen, und drinnen hören diejenigen, welche im anstoßenden Vorsaal stehen, nicht das verwirrete streitende Getös einer Debatte, sondern fortdauernd den Ton einer bedeutungsvollen Stimme, von Zeit zu Zeit nicht von freudigem Zuruf unterbrochen, sondern von dem entsetzlichen Scheel allgemeiner Zustimmung. Plötzlich hört man außen Lärm, die Menge gibt Raum und entblößt die Köpfe und der Wagen des Lordlieutenants von Irland eilfeit hinauf vor das Haus der Lords. Zehn Minuten mehr gehen vorüber — die Thür des Hauses der Gemeinen wird plötzlich weit aufgerissen — und heraus tritt Pym mit mehr als 500 Repräsentanten des englischen Volkes; an diesem Tage die ersten Männer der Welt an Geburt, Reichthum und Talenten. Ihr großer Führer schreitet hinüber zu dem Hause der Lords und die Schranke füllt sich in einem Augenblick mit dieser unsterblichen Menge. Was war das Schweigen, das vorher die Volkshaufen außerhalb sich unterlegten, gegen die Bewegung, die sie jetzt auf und ab trieb, gleich den düstern Wellen bei einem herannahenden Sturm? Doch der Zwischenraum ist glücklicherweise kürzer. Er schließt mit der Erscheinung des Thürstehers vom Hause der Lords, Maxwell, an dessen Seite Strafford selbst, als Gefangener, hinwankt! Der Sturm, der gedroht hatte, fiel in die fürchterliche Stille. Sie schreiten, „durch eine Welt gaffenden Volks,“ wie der alte Covenanter Baillie seinen Freunden in Schottland schrieb, nach dem Wagen des Grafen, „alle hinstarrend, keiner seine Mütze ziehend vor dem, vor dem noch am Morgen der größte Mann Englands unbedeckt gestanden hätte.“ Die Staatsklugheit hatte ihr Meisterstück vollbracht. Die Gewalt des größten und stolzesten Ministers, der je eine Nation regirt hatte — des einzigen Ministers von Geist, den Karl I besaß — lag zu den Füßen des Niedrigsten dieser versammelten Volksmenge.

„Der Begriff, den viele ausgezeichneten Schriftsteller zu haben scheinen, als sey Cromwell am Ende vielleicht nur das Werkzeug des Schicksals gewesen, das in der wilden, wechselnden Laune des Heeres seinen eigenen Willen ausgesprochen, ist ein Gedanke, zu welchem man, wie richtig er auch im Ganzen seyn mag, nur im Verlauf der bisher von ihm bekannten Sagen der Menge kommen kann; wenn man jeden besondern Umstand seiner außerordentlichen Laufbahn an sich in seiner besondern Form erwägt, wie er entstand. Dieß scheint viel Irrthümliches hervorgerufen zu haben. Er war geistig ein zu großer Mann, um planlos gehandelt zu haben, und doch war das Element moralischer Größe zu mangelhaft in ihm, sonst würde er von dem Plane, den er annahm, zurückgetreten seyn. In seinen einzelnen Fähigkeiten betrachtet, hat vielleicht nie ein größerer Mann gelebt — mit hervorragendern Fähigkeiten für die Politik, — ein größerer Soldat, wenn man das Zeitalter ermißt, in dem er lebte, und die Dinge, die er ausführte — eine begabtere Person in Schlauheit und durchdringender, tiefer Verstandeskraft. Auch sein Muth muß ihm von Allen zugestanden werden, da in den Tagen der dringendsten Gefahr als von Mördern sein Lager und sein Tisch umringt wurde, er nie sich zu seiner persönlicher Furcht erniedrigte. Sein ausgezeichneter Scharfsinn ist nie bestritten worden, noch das Umfassende seines Geistes, die bewundernswürdige Kühnheit seiner Plane, der unerschöpfliche Reichthum seines Gedankens. Darf man daher annehmen, daß alle diese bewundernswürdigen Fähigkeiten in ihrer Anwendung auf Erden fehl gingen — und sie gingen fehl — ohne einen Fluch tiefer wurzelnd in seiner Natur als sie alle, und wenn sie sich mit dauernden, stätigen Planen verbinden wollten, diese sie mit Einemmale den Winden Preis gab? Dieser Fluch war Mangel an Wahrheit und konnte in solch einer Natur nur durch frühere Plane des unglückseligen Ehrgeizes Wurzel fassen, die er später verwirklichte.

M..e.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Der Krieg gegen die Kands oder Gonds.

(Schluß.)

Für den kommenden Feldzug wurden umfassendere Anstalten getroffen, und 5 ganze Regimenter nebst Abtheilungen von drei andern aufgeboten, was man zum mindesten auf 4000 bis 5000 Mann anschlagen kann, abgesehen von Artillerie, Reiterei, Mineuren und Sappeuren. Die wichtigste Hülfe aber war ein Reitercorps im Dienste des Nizam von Helderabad, das von Westen her in das Land eindrang. Jetzt kam man erst in das eigentliche Land der Gonds. Das Fürstenthum Gumsur liegt in der Ebene oder in den niedern Bergketten, wo Sümpfe und Dschungeln in der nassen Jahreszeit pestilentialische Dünste aushauchen, aber Gumsur oberhalb der Pässe (ghats) zeigte sich als ein ungemein reiches, fruchtbares Land, das den Engländern noch gänzlich unbekannt war, und worüber ihnen auch die schlauen Häuptlinge alle Nachrichten vorenthalten haben sollen. Hier lebten die Gonds von Ackerbau und Viehzucht unter der Herrschaft ihrer Häuptlinge, denen sie mit aller Anhänglichkeit von Clangenossen zugethan waren. In dieß glückliche Land, dessen Schönheit, vereint mit manchen rohen Tugenden der Bewohner, auf viele Engländer den lebhaftesten Eindruck machte, brachen sie ein wie die rohesten Barbaren, und hausten, um das wahre Wort zu gebrauchen, wie Cannibalen.

Der Regierungscommissär forderte das Volk auf, den Häuptling, der unter dem Namen Dora Bissoye bekannt ist, auszuliefern, und drohte im Weigerungsfall mit Feuer und Schwert. Das Volk weigerte sich, und nun ward die Drohung ausgeführt, obgleich das Volk, der allgemeinen Aussage der Engländer zufolge, sich kaum mehr widersetzte: die Männer wurden niedergemacht, die Dörfer angezündet und die Ernten verheert; dennoch ward Dora Bissoye nicht ausgeliefert, und wurde erst ein Jahr später außerhalb des Landes jenseits des Mahanadhi gefangen; die übrigen Anführer, welche nach einiger Verfolgung in die Hände der Engländer geriethen und wie die früheren aufgeknüpft wurden, waren gleichfalls von dem leidenden, mißhandelten Volke nicht verrathen, sondern höchstens nicht mehr unterstützt worden. Das Land ward zur Wüste gemacht, denn was nicht fiel, floh aus dem verheerten Lande, das ihnen keine Unterkunft mehr gewährte. Der Befehl lautete, nur Weiber und Kinder zu schonen, und jede Art von Eigenthum zu zerstören; die Vollziehung geschah auf eine um so unmenschlichere Weise, als außer den regulären Truppen auch mehrere Localcorps, d. h. Milizen, verwendet wurden. Das Wort des strengen Römers, das er dem alten Caractatus gegen seine eigenen Landsleute in den Mund legt: ubi solitudinem faciunt, pacem appellant, paßt vollkommen: das Land war ruhig, weil es zur Einöde geworden war. Doch gab es auch unter den Engländern noch edlere Gemüther, welche die Gräuel fühlten, und ein Artikel im Bengal Hurkaru vom 27 December malt sie mit schwarzen Farben. Zur Ehre der Engländer ist dieß nicht die einzige Stimme, die sich so aussprach.

Ueber die Art der Verbindung der Gonds mit dem Niederlande wissen wir wenig, doch lassen sich aus der Specialgeschichte des Kampfes einige Folgerungen ziehen. Einer Nachricht zufolge sollte der öfters erwähnte Dora Bissoye, — Bissoye ist aber kein Name, sondern ein Titel, — der von dem Radscha aufgestellte Chef des Berglandes seyn; dieß widerspricht aber allen Umständen. Man erkennt aus dem ganzen Gange des Krieges, daß die verschiedenen Häuptlinge, von Wirabadra, Nazi und Payakrow an, ein eigenes, von den Radschas verschiedenes Interesse hatten, gegen welches die letzteren nichts vermochten. Schon in Kimedy tritt der Titel Bissoye*) auf, und wir haben oben (s. das gestrige Blatt) gesehen, daß man diese Bissoyes dort für die Anstifter des sogenannten Aufstandes hielt. In Gumsur hatte die Entsagung des Radscha auf seine Rechte gar keine Folgen, die Häuptlinge setzten den Kampf ohne den Radscha wie mit dem Radscha fort, und wenn wirklich eine Art Belehnung von Seite des letztern stattfand, so war sie eine Formsache, und jedenfalls der Adel des Landes überwiegend. Es scheint beinahe, als ob die Häuptlinge der Gonds, wir wollen diesen Namen einmal als Volks-

*) Dort, wie oben erwähnt, Buffale geschrieben, was aber bei der mangelhaften Schreibart fremder Wörter bei den Engländern wohl gar keine Verschiedenheit begründet.

Digitized by Google

dezeichnung festhalten, sich von ihren Bergen herab seit dem Sinken der Brahmenherrschaft in Indien, also seit dem 10ten Jahrhundert, ausgebreitet haben; die Vordersten sind wenig mehr, wie Freidenker, je weiter zurück, je näher dem eigenen Lande, desto entschiedener und begründeter ist ihre Herrschaft, und im Stammlande vermag selbst die wildeste Grausamkeit der Eroberer das Volk nicht von der Anhänglichkeit an seine Häuptlinge loszureißen. Die Gefahr von Seite der Engländer hat indeß keineswegs einen gemeinsamen Widerstand des gesammten Volkes zur Folge. Das vom Kriege betroffene Gumsur hat nur 2400 englische, also etwa 100 deutsche Quadratmeilen, und davon fällt noch ein großer Theil, vielleicht mehr als die Hälfte, auf das Niederland. Der Gondhäuptling zu Boad liefert einige der entflohenen Hauptlinge aus Gumsur verrätherisch den Engländern aus, und aus Allem geht hervor, daß keineswegs noch das ganze Gondwana bei dem Kampfe betheiligt war.

Daß die Gonds eine von den umliegenden ganz verschiedene Sprache sprechen, die weder der Orissasprache, noch dem Telinga, noch dem Hindustani gleicht, ist ganz richtig; die Behauptung aber, daß gar keine Kasten unter ihnen bestehen, ist falsch. Ein Artikel in dem Christian Observer vom April 1837 gibt einige kastenartige Abtheilungen an, die zum Theil die verschiedenen Namen, die man dem Volk beilegt, erklären. Die Sundi sollen die vornehmsten seyn, denn diese essen von keiner Speise, die von Leuten anderer Kasten berührt wurde, aber mehrere essen von ihrer Hand. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Bereitung eines berauschenden Getränks. Die Gaundi oder Gaona sind die Kaufleute des Landes, die Kandos sind der eigentliche Kriegerstamm, sie führen die Kriegsart und den Bogen, die Duna sind Weber, und die Panna sollen eine entartete Hindukaste seyn. Sie haben eine Art Naturdienst, der mit dem Polytheismus durchaus keine Aehnlichkeit hat, und glauben durch Menschenopfer, die in ein merkwürdiges System gebracht sind, die Muttererde fruchtbar zu machen. Dieß sind die Hauptergebnisse dessen, was man in Folge dieses Krieges über sie erfahren hat. Unsere Kenntniß von diesem merkwürdigen Volke ist aber immer noch höchst beschränkt.

Die Menge des in Brasilien gewonnenen Goldes, vom Jahre 1600 bis Ende des Jahres 1821.

(Schluß.)

Von dem Goldertrage der Provinz Minas findet man noch die authentischsten Nachrichten in seinen Archiven, und besonders schätzenswerth sind die Nachrichten, welche darin ein gewisser Desembargador, Jozé Joao Teixeira Coelho, hinterlassen, unter dem Titel: Instrucçao para o Governo da Capitania de Minas Geraes, die wir besonders benutzt haben, und in der Junta da Provincia aufbewahrt sind. Sie enthalten die genauesten Angaben über die entrichteten Abgaben vom Goldgewinne seit dem Jahre 1700 bis 1777.

Aus den andern Provinzen sind uns nur abgerissene, höchst unvollständige Nachrichten zu Theil geworden; nichts Zusammenhängendes ist in den Archiven jener Provinzen aufbewahrt, und wir haben deßhalb, um einigermaßen zur Kenntniß der Menge des ausgebrachten Goldes zu gelangen, die Bevölkerung jener Provinzen als Basis angenommen, im Vergleich mit der von Minas Geraes. Dieser Anhaltungspunkt, da die ganze Bevölkerung und besonders in frühern Zeiten sich nur mit Goldgewinnung beschäftigte, schien uns der geeignetste, und somit würden folgende Resultate sich daraus ergeben: die Provinz Minas Geraes hatte im Jahre 1820 eine Bevölkerung von 514,000 Seelen; zur Zeit des höchsten Flors des Goldgewinns, welche in die 1750er Jahre fällt, beschäftigten sich mit der Goldgewinnung 80,000 Menschen, wie man aus den Tabellen der Kopf- und Gewerbsteuer schließen kann, und diese Anzahl machte in jener Zeit den dritten Theil der Bevölkerung. Im J. 1820 beschäftigten sich nach unsern Berechnungen kaum 6000 Menschen mit der Goldgewinnung, also höchstens der 85ste Theil der Bevölkerung. In jenem goldenen Zeitalter betrug der Fünfte vom Golde (der Quinto), der entrichtet wurde, 118 Arroben, im J. 1819 aber nur 7 Arroben; der Fünfte verminderte sich also in demselben Verhältniß, als sich die Menschen den bergmännischen Arbeiten entzogen. Dasselbe Verhältniß nun auf die andern Provinzen angewendet, so kommt man zu dem Resultate, daß die Provinz Goyaz seit dem J. 1730, in welchem die erste Goldabgabe daselbst entrichtet wurde, bis zum J. 1820 eine Abgabe von 1842½ Arroben Gold als Quinto entrichtete.

Mit dem Goldertrage der Provinz Matto Grosso verhält es sich wohl etwas anders, denn in den ersten Jahren der Entdeckung, welche mit dem J. 1719 anfing, fand man gleich ungeheure Reichthümer auf der Oberfläche, so daß der Quinto bei ungefähr einer Bevölkerung, die nicht 6000 Köpfe überstieg, die sich oder beinahe alle mit der Goldgewinnung beschäftigten, schon zwei Jahre später 80 Arroben betrug, der sich indeß im J. 1723 schon wieder bis auf 20 Arroben verminderte, und im Jahre 1820 so gering war, daß die Ausgaben des Schmelzhauses nicht mehr davon bestritten werden konnten und nicht mehr eine volle Arrode betrug. Demnach kann der Quinto bei einer im J. 1820 bestehenden Bevölkerung von 30,000 Seelen, von denen sich aber nur 380 den bergmännischen Arbeiten für Goldgewinnung widmeten, nicht über 621½ Arroben betragen haben.

Bei der Provinz S. Paulo kann nur der an die Provinz Minas gränzende und beschränkte Golddistrict in Anschlag gebracht werden, in welchem schon seit dem J. 1600 gearbeitet wurde, wo man daselbst das allererste Gold entdeckte und bis zum Jahre 1700 mit der Gewinnung desselben sich vorzüglich beschäftigte.

Auch das goldreichste Jahr warf in diesem Zeitraume von 100 Jahren kaum 10 Arroben als Quinto ab. Von dieser Zeit an schwand derselbe immer mehr, und vom Jahre 1813 an kam schon nichts mehr ein, zuweilen nur noch einige Kleinigkeiten, die man wegen Aufhebung der Schmelzhäuser nicht einmal mehr in der Provinz einschmelzen konnte. Der ganze Betrag des in dieser Provinz gewonnenen Quinto vom Jahre

Digitized by Google

1600 an bis zum Jahre 1820 kann also höchstens nur zu 930 Arroben angenommen werden. (Eine Arroba = 32 Pfd. kölnisch Gewicht.)

Stellen wir nun eine allgemeine Uebersicht der einzelnen Datas über das seit dem Jahre 1600 bis zum Ende des Jahres 1820 gewonnene Gold in den drei Bergwerksprovinzen auf, so ergibt sich folgendes Resultat:

Provinzen.	Entrichteter Quinto					Gewonnenes Gold vom Quinto deduciet				
	Arroben	Mark.	Unzen.	Oktaven.	Gran.	Arroben.	Mark.	Unzen.	Oe	Gran.
Provinz Minas Geraes. Nach 7 verschiedenen Tab. vom J. 1760 bis 1820	7137	3	1	5	26	36,687	48	—	—	58
Provinz Goyaz. Nach calculirtem Ueberschlag v. J. 1720 bis 1820	1842	32	—	—	—	9212	32	—	—	—
Prov. Matto Grosso. Nach calculirtem Ueberschlag a. J. 1721 bis 1820	621	32	—	—	—	3107	32	—	—	—
Prov. S. Paulo. Nach calculirtem Ueberschlag a. J. 1600 bis 1820	930	—	—	—	—	4650	—	—	—	—
Summa aller Provinzen	10,531	35	1	5	26	52,657	48	—	—	58
Confiscirtes Gold von 1700 bis 1715	—	—	—	—	—	11	29	7	7	29
Confiscirtes Gold von 1715 bis 1820 nach eingeführtem Ueberschlag	—	—	—	—	—	0	—	—	—	—
Durch Schleichhandel ausgeführtes Gold nach ungefährer Berechnung v. 1600 bis 1820	—	—	—	—	—	10,531	—	—	—	—
Eingewechseltes Gold in den königl. Wechselhäusern vom J. 1808 bis 1820	—	—	—	—	—	20	—	—	—	—
Gewonnenes Gold bei den Diamantenwäschereien vom J. 1772 bis 1820 .	—	—	—	—	—	27	—	—	—	—
Summa alles in Brasilien gewonnenen Goldes						63,417	14	—	—	15

Die Arrobe Goldes nach dem jetzigen Werthe zu 15,360 Cruzados angeschlagen, oder 10,406⅔ preußischen Thalern, so gibt dieses einen Gesammtwerth von 649,486,026⅔ Thalern, die sammt und sonders größtentheils nach Portugal strömten, da Brasilien von allem andern Welthandel bis zum Jahre 1808 ausgeschlossen war, und wovon heutzutage weder in Portugal noch in Brasilien eine Spur mehr zu finden, und als schlagender Beweis angeführet werden kann, wie die Gewinnung edler Metalle kein Land beglückt, wenn darüber alle andere Industrie vernachsäumt wird. Dieses Goldquantum von 1,165,344 Pfd. oder den genannten Thalern besser zu versinnlichen, würde dasselbe, sein specifisches Gewicht zu 19 angenommen, und den Kubikfuß Wasser zu 50 Pfd., eine solide Masse von 1,226,644 Kubikfuß geben, oder einen großen Würfel von 10,704 Fuß Durchmesser.

Das Hudah-Schießen in Spanien.

Während eines meiner letzten Besuche zu San Roque, erzählt Capitän Scott in seinen Excursions in the mountains of Ronda and Granada, ward ich an einem schönen Aprilmorgen durch ein heftiges Pelotonfeuer aufgeweckt, das bei dem ungewissen Stande der Dinge in Spanien mich auf die Vermuthung eines Volksauflaufes brachte. Der Anblick meines Dieners, der auf mein ungestümes Anziehen der Glocke sogleich erschien, beruhigte zwar meine Besorgniß, denn das grinsende Lachen in seinem breiten Kentischen Gesichte zeugte von der Abwesenheit jeder Gefahr; aber was seine ungewohnte Heiterkeit erregt hatte, konnte ich nicht errathen. Auf meine Frage, woher das Feuern käme, erhielt ich nur zur Antwort: „Sie schießen den Hudah." Was aber Hudah sey, konnte er mir nicht erklären. So warf ich mich in möglichster Eile in die Kleider, während das Prasseln der Musiren und, wie es mir schien, sogar der Donner des groben Geschützes fortdauerte und sich über alle Theile der Stadt verbreitete. Bis an die Zähne bewaffnet, stürzte ich fort, und sah beim Umdrehen um eine Straßenecke zu meinem Entsetzen eine menschliche Figur in der Luft schweben, die durch das fortdauernde Feuern von einer Abtheilung Soldaten nach meiner Meinung, welche in einer Nebenstraße sich aufgestellt hatte, fast in einen Bündel Lumpen verwandelt war.

Das heißt das Ziel sicher treffen wollen, dachte ich. Der arme Teufel kann kein Loth Fleisch ganz an seinem Leibe behalten. Das Feuern dauerte jedoch ununterbrochen fort, begleitet von lautschallendem Gelächter, bis endlich der unglückliche Hudah in Feuer aufging. Eine Masse Männer und Knaben, mit Flinten, Pistolen und Musketen bewaffnet, stürzte jetzt aus der Straße hervor, wo sie bisher meinem Blicke verborgen gewesen, und füllte die Luft mit Vivas! Zu gleicher Zeit hörte ich eine feierliche Musik in einer benachbarten Kirche ertönen, während aus ihrem Portal ein langer Zug Priester trat, voran die Monstranz. Damit kam mir die Erinnerung, daß es Ostersonntag sey, und das spanische J einen scharfen Guttural hat. Ganz beschämt über meine kriegerischen Gedanken, eilte ich noch schneller nach Hause, als ich es verlassen hatte.

Das entfernte Schießen dauerte noch lange fort, und später erfuhr ich, daß die Bildnisse von nicht weniger als siebzig Judas in verschiedenen Theilen der Stadt diesen Morgen gehangen, erschossen und verbrannt worden seyen, um die heilige Wuth der frommen Bewohner von San Roque zufrieden zu stellen.

Cerro de Pasco.

(Schluß.)

Die Nacht des Sonntags, welche die Bergleute alle, junge wie alte, in den Wirthshäusern durchspielen und trinken, benutzen die

Huaylluripas, um in die Minen zu kommen. Dieß sind die Metalldiebe, eine eigene Gattung in Peru. Gewöhnlich sind es die Mestizen und Chiollos, die sich diesem, wenn die Mine in Byia ist, sehr einträglichen Gewerbe ergeben. Da sie selbst Bergleute sind, so kennen sie die reichsten Adern. Samstag Abends, in den letzten Arbeitsstunden, wählen sie sich die Metallbröcke aus, die sie in der Nacht holen, und lösen sie mit ihren Keilen hinlänglich, um sie dann leicht zum Fall zu bringen. Häufig versteckt sich einer von ihnen unter einen Haufen Schutt und öffnet dann in der Nacht seinen Cameraden. Die Emsigkeit dieser Huaylluripas ist so groß, daß der Raub einer Nacht oft jedem von ihnen 50 Centner Erz einträgt. Die Indianer ergeben sich selten dem gefährlichen Gewerbe der Huaylluripas, es gehört ein Muth dazu, den man hier nur bei der weißen Race und bei den Mestizen trifft. Denn schließt sich die Thüre über ihnen, kommt der gewaente Eigenthümer mit seinen Leuten, so werden die Diebe von Gang zu Gang verfolgt und umstellt. Sehen diese, daß jeder Weg zur Flucht ihnen abgeschnitten ist, dann beginnt ein furchtbarer Kampf, der um so gräßlicher ist, da in den engen, schmalen Gängen nur Mann für Mann auf die Kniee gestützt kämpfen kann. Hier kennt man kein Mitleid, denn es ist zu Silber, um das man mit gewaffneter Hand kämpft. Der geschickteste oder glücklichste stößt sein Messer in die Brust des Gegners, aber der Kampf mit diesem ist nur geendet, um sogleich mit einem andern zu beginnen.

M. K., der Präfect von Serro de Pasco, sagte mir, daß jeden Montag aus den Schachten und den kleinen Seen, die die Stadt umgeben, zehn bis fünfzehn Leichen gezogen werden, und Niemand tritt als Zeuge gegen die Mörder auf, denn die meisten der Grubenarbeiter haben selbst schon einen Mord begangen, oder können ihn morgen begehen, je nachdem Umstände und Gelegenheit sich treffen. Wenn auch ein Mörder auf der That ergriffen zum Tode verurtheilt wird, und es gelingt ihm noch in eine Mine zu entfliehen, so ist er frei, denn kein Gericht darf ihn dort verfolgen. Dieses Recht von Freistätte ist eines der vielen Fueros, die zur Zeit, wo der König von Spanien den fünften Theil des Reinertrags von Gold und Silber empfing, den Bergleuten gegeben wurden, um sie zur Arbeit zu ermuntern. Auch versicherte mir Hr. K., indem er den traurigen Polizeizustand beklagte, der in seinem Bezirke herrscht, daß es ihm ein unmöglich sey, denselben abzuhelfen. Daß bei einem solchen Gemisch von Menschen kein Gedanke an geselliges Leben seyn kann, versteht sich von selbst. Der Geist Aller ist zu sehr auf Eine Sache gewendet, um andern Gedanken Eingang zu gewähren. Nur die Aufregung des Weines oder des Spieles vermag dieses Geldfieber zu übertäuben, das sie Tag und Nacht quält, und diese Atmosphäre ist so ansteckend, daß ich englische und französische Handelsleute traf, ehrliche, friedliebende Menschen, wie ich mich überzeugte, als ich sie an andern Orten sah, die so von der Idee des Geldes beherrscht waren, daß sie keinen Gedanken, kein Wort, selbst kein Lächeln hatten, was nicht immer Geld, Geld und wieder Geld war.

Die verschiedenen Minen, 958 an der Zahl, die bearbeitet wurden, oder es gegenwärtig werden, gehören Compagnien, oder vielmehr Vereinen von drei, fünf bis zehn Personen, die ihr Geld und ihren Fleiß vereinen, die oder jene Stelle des Paico auszubeuten. Meistens sind es spanische Amerikaner, Peruaner, Chilenen und Buenos-Ayrier. Die wenigen Franzosen, Engländer und Nordamerikaner, die bei diesen Ausbeutungen beschäftigt sind, treten als Mechaniker, Zimmerleute oder Geldvorleiher auf; im Ganzen haben sie nie die Leitung. Da die Betheiligten selbst an Ort und Stelle sind, die Arbeiten leiten, das Quecksilber und die Eisenwerkzeuge für die Arbeiter kaufen, die Canäle graben lassen, wenn sich eine Quelle in dem Grunde der Mine zeigt, kurz mit Einem Worte, da sie selbst alle Geschäfte mit der Thätigkeit und dem Eifer der Hauptbetheiligten beaufsichtigen, so bringt ihnen dieß Geschäft zehn bis fünfzig vom Hundert, und sie lachen jetzt über den Mißcredit, mit dem man in Europa Peru betrachtet, wie sie damals über die übertriebenen Hoffnungen lachten, die man vor zehn Jahren in Europa von denselben Minen hegte. Als im Jahre 1824 der freie Handel proclamirt und die Fremden ins Land gerufen wurden, wiegten sich die Europäer, besonders die Engländer, mit den abenteuerlichsten Träumen; sie hatten gesehen, daß diese Minen unter den Spaniern, bei ihrer alten Art sie auszubeuten, jährlich fünf bis sechs Millionen Piaster abwarfen, und schlossen daraus, daß durch Hülfe der Chemie und der Mechanik dieselben Minen ihnen den drei- und vierfachen Ertrag liefern würden. Es bildeten sich bedeutende Compagnien, die berühmtesten waren: die paseo-peruanische, die peruanische Handels- und Industrie-Compagnie, Compagnie von Potosi, von Lapaz und die peruanische, die von Tarma Huancavelica und Gualgayoc, die chilenoperuanische und noch andere, welche auf der Londoner Börse Cours hatten. Sie stellten praktisch gebildete Ingenieure aus den Bergwerken Europa's an die Spitze, diese wußten, daß eine überschwemmte Mine, um ausgetrocknet zu werden, Pumpen von so und so viel Pferdekraft erfordere, daß man, um das Metall zu schmelzen, Hochöfen brauche, um es zu zermalmen, Stampfmühlen u. s. w. Sie beluden mehrere Schiffe mit den schweren Maschinen, die höchstens auf den großen Straßen von Manchester oder Birmingham führbar wären. Die Schiffe kamen nach Valparaiso, nach Coquimbo, Islay, Callao, und die Maschinen blieben auf den Wehrdämmen der Häfen liegen, da es unmöglich war, dieselben auf den Maulesein in das Innere des Landes zu bringen. Die Compagnien hatten um theures Geld arme oder erschöpfte Minen gekauft, und blieben hartnäckig darauf, sie nach ihrer Art zu bearbeiten; die Ingenieure wurden der Sache überdrüssig, die Compagnien wurden es müde, immer Geld zu schicken und keines zu bekommen, man schrie über Betrug, und von da an fielen die Minen Peru's in gänzlichen Mißcredit in Europa. Diese Meinung ist jedoch ungerecht, eine gewöhnliche gut gearbeitete Mine trägt jährlich 50%. Die reichen Minen geben 2 bis 500. Der Serro de Pasco schickt jährlich für 3 Millionen Piaster in die Münze nach Lima, ohne das Silber zu rechnen, was in Stangen verkauft und im Schleichhandel weggeschafft wird. Das Capital in Umlauf ist 2 Millionen im Waaren und eine Million Credit, so daß es ein Vermögen von 3 Millionen ist, welches eine jährliche Einnahme von 4 Millionen erzeugt.

Der Missionär Rosen. Dem Vernehmen nach soll der Missionär David Rosen, der nach einem fast zwanzigjährigen Aufenthalt in Indien in sein Vaterland zurückgekehrt ist, eine auf eigene Beobachtungen begründete Beschreibung über die nicobarischen Inseln, verbunden mit Nachrichten über die neuesten, leider gänzlich mißlungenen Versuche, die Insel zu evangelisiren, herauszugeben beabsichtigen. Rosen gehört zu den Wenigen, die bei jener unglücklichen Expedition das Leben bargen, die Meisten wurden ein Opfer des mörderischen Klima's, welches jener Inselgruppe eine so traurige Berühmtheit gegeben hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag und Inhaltsverzeichniß zum Monat Januar.)

Digitized by Google

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar. 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

(Aus den Memoiren des russischen Reisenden Glagoliew.)

Als ich auf dem Wege nach Serpuchow den Berg erstiegen hatte, von dem aus man Moskau noch sehen kann, blieb ich stehen, um meinen letzten Abschiedsblick auf diese Stadt zu werfen. Es war am 7 März 1823. Der Tag war trübe: die Häusermassen, welche sich in schwarzer Linie von Osten nach Westen fortzogen, verschwammen mit dem Nebelhorizont; nur die gothischen Thürme und die vergoldeten Häupter der Kathedralen glänzten wie Feuersterne. Als ich das prachtvolle Gemälde eine Zeit lang betrachtet hatte, nahm ich unwillkürlich den Hut ab, und verbeugte mich, nach der Sitte unsrer Vorfahren, welche ein heiliges Gefühl der Liebe zu dieser Mutter der russischen Städte auf uns vererbt haben, zum Letztenmal gegen den heiligen Kreml.

Da ertönten die Glöckchen des Schlittengeschirrs, der Schnee wirbelte zur Säule empor, und dahin flog der Schlitten auf dem Wege nach Serpuchow.

Serpuchow.

Von der alten Veste, welche aus rohen Steinen erbaut ist, 370 Klafter im Umkreis und vier Thürme hat, sind nur noch Trümmer übrig. Diese liegen auf einem hohen Landvorsprunge, der auf drei Seiten von dem Flüßchen Nara, von Wiesen und Schluchten umgeben ist, auf der vierten und nördlichen aber mit einem flachen Hochlande zusammenhängt, das sich um die Stadt herzieht. Etwas niederer am rechten Ufer der Nara steht auf einem abschüssigen Hügel das von Wäldchen umgebene Frauenkloster Wladytschew, und auf dem gegenüberliegenden steilen Ufer das Mannskloster Wysozky. Das erstere, welches bis zum Jahre 1806 ein Mannskloster war, wurde im Jahre 1362 von dem moskaulschen Metropoliten Alexei gegründet, und hat vier Kirchen; das zweite, welches von einer steinernen Mauer umgeben ist, wurde noch im Jahre 1374 von Sergi Radoneshski und seinem Schüler Asanasi gegründet, und hat in seinem innern Umkreis acht Kirchen. Alle diese zerstreuten Theile bilden in ihrer Verbindung zur Sommerszeit, vom rechten Ufer der Oka aus gesehen, einen schönen Anblick.

Serpuchow wurde ursprünglich von Russen bevölkert und, von der Südseite durch die Oka geschützt, wurde es nie, selbst nicht in den unruhigsten Zeiten des Reichs eingenommen, weder durch unerwartete Einfälle der Barbaren, noch durch den Einfluß der benachbarten Völker, wie die südlichen Gouvernements von Großrußland. Darum hat sich auch bis auf die heutige Zeit das russische Gepräge in den Gesichtszügen der Einwohner, so wie in den Sitten, Gewohnheiten und Ansichten erhalten. Die an der großen Straße in der Nähe von Serpuchow liegenden Dörfer sind nach dem Vorbild derer in der Nähe von Moskau gebaut. Man findet Herbergen, die aus zwei Stockwerken bestehen, von denen das Untere für das gemeine Volk bestimmt ist, das Obere aber aus Stuben besteht, die mit Heiligenschreinen und ziemlich saubern Meubles verziert sind. Die Bilder im Heiligenschrein sind mit silbernen Kleidern geschmückt, vor denselben brennen Lampen und an Festtagen werden Lichter angezündet. An den Mauern hängen die Bilder von Kutusow, Bagration, Wittgenstein, Platow, und anderer Helden aus dem Jahre 1812, Abbildungen des Brandes von Moskau und der Schlachten mit den Franzosen, Caricaturen auf die Letztern, und endlich moralische und satyrische Bilder im Volksgeschmack, als: das letzte Gericht, die aufsteigende und absteigende Stufenleiter der vier Alter: Anika, der Soldat, der den Tod anfleht um Aufschub der letzten Stunde, die Geschichte des verlorenen Sohns, die Procession der Mäuse bei dem Begräbnisse der Katze u. s. w.

Auf dem Wege zwischen Moskau und Serpuchow sind die Kreisstadt Podolsk und das Dorf Molodi. Bei dem ersten wurde im Jahre 1812 ein französisches Truppencorps geschlagen, das nach Tula vordringen wollte. Bei dem zweiten schlug am 1 August 1572 der russische Heerführer Fürst Michael Worotynski das zweimalhunderttausend Mann starke Heer des Khan Dewlet-Ghirei, welcher den Streit über Astrachan und Kasan mit dem Czaar von Moskau mündlich, Angesicht gegen Angesicht, entscheiden wollte. „Dieser Tag," sagt der Historiograph, „gehört zu der Zahl der großen Tage unsers Kriegsruhms, die

Digitized by Google

Russen retteten Moskau und die Ehre, befestigten die Unterwerfung von Astrachan und Kasan, rächten den Brand der Hauptstadt und trieben die Tataren der Krim, wenn auch nicht für immer, doch für lange Zeit zurück, indem sie mit ihren Leichen die Niederungen zwischen der Lopasna und dem Roschai füllten, wo noch jetzt hohe Grabmäler stehen, als Denkzeichen jenes merkwürdigen Siegs und des Ruhms, welchen Fürst Worotynski errang."

Serpuchow war im vierzehnten Jahrhundert ein Appanage-Fürstenthum des Helden Wladimir Andrejewitsch, der in der Schlacht auf dem kulikowschen Felde durch einen unvermutheten Uebefall hauptsächlich zu dem großen Siege über die Mongolen beitrug. Nach Alexander Donskoi sollte ihm das Vaterland zuerst die Schuld der Dankbarkeit durch Errichtung eines Denkmals bezahlen.

Der Fluß Oka bildet die äußerste Gränze des Großfürstenthums Moskau gegen die Feinde Rußlands, und die Umgebungen von Serpuchow waren nicht selten der Sammelplatz der Krieger und endlich auch der Schauplatz eines vierzigtägigen lärmenden Festes des russischen Heeres, welches hier von dem Czaar Boris-Godunow glänzend bewirthet wurde, unter dem Vorwande, daß die nogaischen Tataren unerwartet von der Oka entflohen seyen. Dieser Fluß bietet auch ein merkwürdiges Phänomen in geologischer Hinsicht dar. Auf dem linken Ufer erstrecken sich große Fichtenwälder; auf dem rechten aber im Gouvernement Tula ist auch nicht eine einzige Fichte. Nach unsern Geographien reichen die Nadelhölzer, welche nur dem kalten Gürtel angehören, vom 64° bis 57°, während man sie an den Ufeen der Oka noch unter dem 54° nördl. Breite teifft. Der Grund davon ist ohne Zweifel die große flache Höhe, welche das Klima des ganzen Moskau'schen Gouvernements rauher macht, als man außerdem erwarten könnte. Jedenfalls wäre es gut, die Abtheilung des kalten, gemäßigten und warmen Landstrichs, welche in unsern Geographien nur nach barometrischen Messungen bestimmt ist, auch an der Vegetation zu erpeoben, welche die unterscheidenden Kennzeichen dieser Striche zeigt, und mit mathematische Genauigkeit die Linien bestimmt, welche als physische Geänzen dienen können.

Tula.

Die uefprüngliche Lage der alten Städte des südlichen und mittleeen Rußlands verdienen eine besondere Aufmeekfamkeit: fast alle sind auf dem westlichen oder nördlichen Ufer der an ihnen vorüdeeströmenden Flüsse gebaut, und es ist augenscheinlich, daß sie anfänglich nichts Anderes waren, als Befestigungen gegen die Barbaren, welche zuerst von Osten und später von Süden her in Rußland eindrangen. Tula bildet von diesem allgemeinen System eine Ausnahme, indem es auf dem linken oder südlichen Ufer der Upa liegt. Aus einem Vertrage zwischen dem Geoßfürsten Dimitri Joannowitsch Donskoi mit Oleg von Rjäsan geht hervor, daß Tula unter der Fürstin Taidula der Aufenthaltsort der Baskaken*) wae, welche in Rußland den Tribut einsammelten, und wahrscheinlich wurde es auch von diesen und nicht von den Russen gegründet. Unser berühmter Geschichtschreiber glaubt, daß auch die Benennung der Stadt von der kaptschakischen Fürstin Taidula herkomme, und später von den Russen in Tula verwandelt worden sey, eben so wie aus Hadschi-Terchan Astrachan wurde. Es wäre nicht schwer, den Stamm des Flusses Upa von dem litthauischen Wort Up und dem kriwo-livonischen Upa abzuleiten, welche beide einen Fluß bedeuten, wenn man nur zugleich auch beweisen könnte, daß die Kriwitschen sich im Alterthume bis in das Innere des Gouvernements Tula erstreckten, oder daß sie dieses Woet von einem andern doet wohnenden slavischen oder finnischen Stamm entlehnten.

Aus Papieren, welche im Gouvernementsarchiv aufbewahrt sind, ersieht man, daß Tula früher aus drei Städten, der steinernen, der hölzernen und dem Sawitai oder der Erdstadt bestand. Die steinerne Altstadt auf dem linken Ufer der Upa, mit vier offenen und fünf völlig geschlossenen Thürmen, hatte einen Umfang von 490 Klaftern, die Höhe der Mauer betrug 5 bis 6 Klafter, die Dicke ein Klafter und 2 bis 3 Fuß. An den Thüemen und Thoren befanden sich metallene und eiserne Wallkanonen von moskau'schem und deutschem Gusse. In dem großen Eelöseethurme hing die Lärmglocke, und unterhalb derselben unter steinernen Gewölben wurden in diesem, wie im Nikita-Thurme, der Pulvervorrath, die Kugeln, die Streithämmer, die Karabiner, die Panzer, die Fahnen und anderes Festungszugehör und Geräthe aufbewahrt.

Die hölzerne Stadt, auf Befehl des Geoßfürsten Wassili Joannowitsch im Jahre 1509 erbaut, umgab die steinerne Stadt von allen Seiten, die an der Upa ausgenommen, auf einer Strecke von 1071 Klaftern, hatte 5 offene und 14 geschlossene Thürme, und war mit einer doppelten Maner umgeben. Die steinerne Veste wurde im J. 1784 erneueet; von der hölzernen Stadt aber blieb keine Spur übrig, außer einigen Gebäuden, worunter das Mannskloster des h. Johannes des Täufers mit einer steinernen Mauer das älteste ist; dieses wurde von den Bojaren nnd Einwohnern von Tula erbaut, zum Danke für die Rettung der Stadt von dem Einfall des Khans der Krim, Dewlet Ghirei. Das Feauenkloster von Mariä Himmelfahrt und die Kathedrale wurden von Czaar Alexei Michaelowitsch erbaut. Der Sawitai oder die Erdstadt gründeten Bojarensöhne und Dienstleute im J. 1649 unter demselben Czaar. Auf dem Wall befanden sich drei hölzerne Thürme mit offenen Thoren und fünf geschlossene, die aus Eede aufgeführt waren. Jenseits der Erdstadt begannen die Vorstädte, deren auf der Stadtseite sieben, auf der moskauischen Seite jenseits des Flusses deei waren.

Untee Anderm sind hier auch zwei Erdwälle merkwürdig: der eine davon, welcher die Upa durchschneidet, befindet sich zwei Werste unterhalb Tula, und man glaubt gewöhnlich, es sey dieß der Ueberrest eines Dammes, den das Heer des Czaaren Wassili Schuiskoi im J. 1607 aufwarf, um eine Ueberschwemmung in der Stadt zu veranlassen, und die Rotte von Unzufriedenen, die darin sich veebarg, beauszutreiben. Der andere

*) Baskak ist ein tatarisches Wort für „Zöllner."

Digitized by Google

Wall beginnt in der Stadt selbst, läuft in der Richtung der kiewischen Straße und verliert sich 7 Werste von der Stadt in einem Verhau; man versichert jedoch, er erstrecke sich noch auf eine sehr bedeutende Entfernung. Von wem und wann derselbe aufgeführt wurde, ist unbekannt, und es hat sich nur die Sage erhalten, er habe Rußland als Gränze und als Mittel zur Abwehr tatarischer Einfalle gedient. Aehnliche Walle finden sich in den Kreisen Rjäsan, Koslow und Tambow. Der Anfang des Walls bei Tula kann ins 16te Jahrhundert verlegt werden, als von den Czaaren Johann und Fedor im Kreise von Tula Verhaue zum Schutze gegen die Einfälle der Tataren angelegt und diese noch besonders befestigt wurden.

Unter den Bauten in Tula nehmen durch ihre Größe und Schönheit der Thurm der Himmelfahrtskirche mit seiner vergoldeten Spitze, und die Allerheiligenkirche am Gottesacker, welche auf dem höchsten Punkte außerhalb der Stadt erbaut ist, die Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch. Das Exercierhaus, die Regierungsgebäude, der Quai und die Schleußen aus massiven Steinen, der Damm an der Vorstadt Tschulkowa und einige Gebäude bei der Gewehrfabrik können gleichfalls als Zierden von Tula gelten. Unter den Fabrikgebäuden nehmen durch die innere Einrichtung der vom Wasser getriebenen Maschinen, so wie durch ihre ungeheure Größe die Hammerwerke, die Oefen zum Strecken des Stahls in Stangen und dgl. die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man kann nicht ohne Erstaunen diese ungeheuren Kräfte der Natur und Menschenhände betrachten. Das Rauschen des Wassers, das durch seinen Fall die ungeheuren Räder in Bewegung setzt, das Donnern der Hämmer, die mit ihren Schlägen den Grund der Erde erschüttern, das Stöhnen der Schleifsteine, welche feurige Knäuel ausstoßen, die flammenden Oefen und die schwarzen Gesichter der Arbeiter, alles dieses erweckt unwillkürlich den Gedanken, daß hier Vulcan selbst dem russischen Donnerer seine Blitze schmiede.

(Fortsetzung folgt.)

Die gespenstischen Reiter.

(Eine Legende aus der großen amerikanischen Wüste.)

Die Jäger aus dem fernen Westen, welche in den Schluchten der Oregongebirge auf den Biberfang ausgehen, betrachten keinen Theil ihrer langen Reise von der Gränze bis in diese wilden Jagdgegenden, wo die pelztragenden Thiere stets in größter Menge angetroffen werden, mit mehr Widerwillen, als den durch die große Wüste, wo die Seitenarme des Padouka, Kanzas und Arkansow-Flusses in dem lockern Sande zur Hälfte verschluckt werden. Lewis und Clarke, Major Long und andere wissenschaftliche Besucher dieser öden Gegend litten, als sie auf ihrer Reise zu den Felsengebirgen dieselbe durchzogen, sehr viel vom Wassermangel; auch erwähnen sie häufig des abschreckenden Eindrucks, welchen es auf ihre Begleiter machte, wenn nach wochenlanger Wanderung in dieser brennend heißen Ebene dieselbe stets wieder in ununterbrochener und einförmiger Weite vor ihnen ausgedehnt lag. Dieser Landstrich, welcher sich am Fuße der Felsengebirge, so weit wir die Ausdehnung derselben kennen, hinzieht, hat im Durchschnitt eine Breite von 600 Meilen haben. In der nördlichen Gegend ist der Boden durch vom Wasser abgerundetes Gerölle und harte Kiesel bezeichnet, allein der Hauptbestandtheil ist Sand, der häufig jeden vegetabilischen Boden verdrängt. Im Süden sind die dürren Flächen in Masse von abgelösten Stücken vulkanischer Felsen bedeckt, auf deren trockner Fläche keine lebende Pflanze fortkommt; man findet in der That in jener ganzen Gegend oft weite Strecken, die kaum eine Spur von Vegetation zeigen. An einigen wenigen Stellen sieht man Sandhügel und Spitzen, die mit kalten Federn von winziger Größe dicht bewachsen sind; im Allgemeinen aber findet man auf den Hochebenen in Beziehung auf Vegetation nichts als starres Gras von spärlichem und gedrücktem Wachsthum, stachelige Stechdornen, die in großer Menge auf weiten Strecken hin wachsen, und Unkraut von geringer Mannichfaltigkeit, das gleich jenen wilden Birnbäumen in dem dürrsten und unfruchtbarsten Boden am besten zu gedeihen scheint.

Die Indianer, welche diesen ausgedehnten Landstrich bewohnen, bestehen aus mehrern umherziehenden Stämmen, welche, nicht wie die Stämme im Osten und Westen, bestimmte Dörfer und Jagdgegenden haben, auf die sie als ihr besonderes Eigenthum Anspruch machen. Sie machen Jagd auf den Büffel und die Antilope, wohnen bloß in Zelten von Häuten, und wandern so von Ort zu Ort, indem sie die Heerden jener Thiere verfolgen; diese Stämme sind so ausgebreitet, daß während sie ihre Felle an die brittischen Kaufleute am Cheyenne-Fluß im Norden gegen wollene Decken und Tücher austauschen, sie auch ihre Mauleſel und Pferde an die Spanier von Mexico und am südlichen Colorado gegen Scharlach und silberne Schmuckstücke verkaufen. Die Arapahoes, Kaskaias, Kiaways und Tetaus, die bedeutendsten unter den Völkerstämmen der Wüste, sind wild und raubsüchtig, und befinden sich meistens im Kriege mit verschiedenen Stämmen der Missouri-Indianer, welche die fruchtbaren Gegenden zwischen ihnen und der westlichen Gränze der Vereinigten Staaten bewohnen. Der graue Bär, der König der wilden Thiere Amerika's, theilt diese öden Gebiete mit Wilden, die kaum minder roh sind als er selbst, und durchstreift den Westen, um sich seinen Lebensunterhalt durch Raub zu verschaffen. Auch hier betrügt die täuschende Luftspiegelung der Wüste den von Durst gequälten Reisenden, und oft erzählen die Wanderer in jenen Oden von den ungeheuren Gestalten und unnatürlichen Formen, die, wie ein Brockengespenst, von dem heißen und zitternden Dunst zurückgeworfen, im Auge des erschrocknen und mit Furcht erfüllten Reisenden vergrößert und verdreht erscheinen.*) Auch sollen wunderbare Feuer sich auf der ausgedörrten und aufgesprungenen Erde hin und her bewegen, wobei die Heerden wilder Pferde, die man in der Ferne weiden sieht, manchmal von eisenartigen und überirdischen Reitern, deren Pfade in Flammenkreisen gehüllt sind, gespenst zu werden scheinen.**)

*) Wenn der Tag etwas vorrückte und man die Sonnenhitze zu fühlen anfing, so sah man allenthalben aus der Ferne ganze Massen solcher Dünste aufsteigen, wodurch alle Gegenstände in geringer Entfernung vergrößert und mannichfach verdreht erschienen. Drei Elenthiere, die wir zuerst erblickten, liefen in einiger Entfernung von uns über den Weg. Die Wirkung der Luftspiegelung und unsere unbestimmte Idee von der Entfernung machte, daß uns diese Thiere in wunderbarer Größe erschienen. Einen Augenblick glaubten wir den Mastodon von Amerika in diesen unermeßlichen Ebenen, die zu seinem Aufenthalt geschaffen scheinen, umherwandern zu sehen. (Major Longs Reise in die Felsengebirge.)

**) Leuchtende Erscheinungen, wie die obenerwähnten, sollen auch in den Bergwerksgegenden westlich vom Mississippi gewöhnlich seyn. Der Armeearzt Dr. Erwin James, der ausgezeichnete Naturforscher und Reisende,

Der wiſſenſchaftliche Forſcher hat bei Unterſuchung dieſer ſeltſamen Erſcheinungen bereits die Philoſophie zu Hülfe gezogen; während die Erfahrung die Phänomene erklärt, von denen er ſelbſt Zeuge war, und die Vernunft die widernatürlichen Bilder verwirft, die er bloß aus den Darſtellungen Anderer kennt. Die Nomadenſtämme aber, welche ihren Wohnſitz in der Wüſte aufſchlagen, oder die ungebildeten Abenteurer, welche aus einer freundlicheren Gegend hieher ziehen, werden auf verſchiedene Weiſe berührt. Die ungeheuren Geſtalten und überirdiſchen Erſcheinungen, die ſich bei dieſer aufgeregten Erſcheinung zeigen, werden mit abergläubiſcher Furcht betrachtet. Der wilden Einbildungskraft der Indianer und der leichtgläubigen Phantaſie der Creolen und canadiſchen Jäger zufolge ſind dieſe geheimnißvollen Einöden mit wirklichen Weſen bevölkert, wobei die grellſten Geſtalten, nachdem ſie ſich dem Auge häufig gezeigt haben, endlich Individualität und Namen erhalten; auch ſagt man, die indianiſchen und creoliſchen Wanderer würden mit den ihnen erſchienenen Bildern ſo vertraut, daß ſie die Geſichtszüge zu erkennen behaupten, und die Identität von Geſtalten beſchwören, die ſtets anders erſcheinen, und die ſich wahrſcheinlich einer und derſelben Perſon nie öfter als Einmal zeigen. Unter den am häufigſten erwähnten Erſcheinungen ſind die der geſpenſtiſchen Reiter (Ghost Riders) diejenigen, deren Daſeyn mit mehr Zuverſicht behauptet und deren Namen mit mehr als gewöhnlicher Scheu ausgeſprochen wird. Der canadiſche Reiſende bekreuzt ſich jedesmal, wenn er den Namen derſelben ausſpricht, und der Otta- oder Omawwhaw-Krieger, welcher die Nächte in einem Parteikrieg gegen die Cheyennen oder die Paui-Luny, oder im Kampfe mit den Krähen- (Crow) oder Kiawa-Indianern durchwacht hat, legt unwillkürlich die Hand auf ſein Metawwuann oder den Behälter ſeines Amulets, wenn von dieſen furchtbaren Erſcheinungen die Rede wird.

Diejenigen, welche dieſe ſeltſamen Bewohner der Wüſte geſehen zu haben behaupten, beſchreiben ſie als zwei rieſenhafte Geſtalten, die einen Mann und ein Weib darſtellen, die ſich mit ihren Armen umfaßt halten und beide auf einem Pferde ſitzen, das ein eben ſo überirdiſches Anſehen, wie dieſe ſelbſt hat. Einige geben an, ſie ſeyen ſo nahe an denſelben geweſen, daß ſie die Geſichtszüge erkennen konnten, und verſichern, daß das Geſicht des Mannes, obgleich mager und todtenblaß, und durch den Ausdruck von Schrecken und Schauder fuchtbar verzerrt, dennoch deutlich als das eines weißen Mannes zu erkennen ſey, während die abwohl zuſammengehaltenen und leichenartigen Züge des Weibes offenbar die einer Indianerin ſeyen. Andere dagegen behaupten beſtimmt, daß noch Niemand nahe genug zu den Erſcheinungen habe gelangen können, um dieſe Einzelnheiten zu bemerken, indem ihrer Behauptung nach die geſpenſtiſchen Reiter fortwährend in Bewegung ſind, und mit ſolch unnatürlicher Schnelligkeit durch die Wüſte ſtreifen, daß ſie der Unterſuchung der menſchlichen Blicke gleichſam ſpotten. Sie ſcheinen ſtets von einer unſichtbaren Hand angetrieben zu werden, während das Geiſterroß, das ſie trägt, jedes Hinderniß überſpringt, wenn es auf ſeiner geheimnißvollen und ſcheinbar zweckloſen Bahn hineilt.

Es geht unter den Indianern eine Sage über den Urſprung dieſer furchtbaren Erſcheinung, welcher allgemeiner Glauben geſchenkt wird. Es iſt eine Geſchichte von Liebe und Rache, von edlen Gefühlen, erzeugt durch ſchöne Handlungen und Paradieſesglück, zerſtört durch unheilige Leidenſchaft, von ſchwarzer Verrätherei und unbarmherziger Gewaltthätigkeit, deren Strafe aber größer iſt, als ſie ſelbſt.

Folgendes iſt die Geſchichte:

(Fortſetzung folgt.)

---

erhielt von den in jener Gegend Anſäſſigen mehrere Berichte darüber, obwohl weder er ſelbſt, nach irgend einer von ſeiner Reiſegeſellſchaft eine einzige ſolche Erſcheinung zu Geſicht bekam. Ein Bewohner jener Gegend erzählte ihm „von zwei wandernden Predigern, die etwa neun Meilen öſtlich von Loutre Lick einer unbeſchreiblichen Erſcheinung begegneten. Während ſie zur ſpäten Abendzeit nebeneinander ritten, machte der eine von ihnen den andern auf eine Feuerkugel aufmerkſam, die an ſeiner Peitſchenſpitze hänge. Kaum hatte er ſeine Aufmerkſamkeit darauf gewendet, ſo fing ſchon eine ähnliche ſich am andern Ende der Peitſche zu zeigen an, und in einem Augenblick darauf waren ihre Pferde und alle Gegenſtände um ſie her in einen Flammenkreis gehüllt. Die Sinne der wandernden Prieſter waren inzwiſchen ſo verwirrt geworden, daß ſie keiner weitern Beobachtung mehr fähig waren, und deßhalb auch nichts weiter von dem Vorgefallenen berichten konnten. Ferner erzählte er eine Thatſache, die durch die glaubwürdigſten Zeugniſſe beurkundet wurde, daß man nämlich aus einer bedeutenden Strecke Landes große Rauchſäulen habe aufſteigen ſehen, welche ſich aus dem lockern und poröſen Boden wie aus der Decke der Kohlenmeiler erheben.“

Miscellen.

Statiſtiſches aus Paris. In Frankreich, wo Thüren und Fenſter verſteuert werden müſſen, weiß man deren Anzahl ſehr genau. So zählt man in Paris 22,051 Wagenthore, 1,685,566 Fenſter, 29,000 Beſitzthümer, 1603 öffentliche Straßen; der Miethwerth der Häuſer beträgt über 110 Millionen Franken; die directen Steuern 27 Millionen. (Journ. Bl.)

•

Ein trauriger Triumph. Ein franzöſiſches Blatt erzählt, daß ein engliſcher Baronet auf einem radicalen Meeting mit ſo ungeheurem Beifall aufgenommen wurde, daß man ihm die Pferde ausſpannte und ihn nach Hauſe zog. Der edle Baronet habe indeß ſeitdem ſein prächtiges Paar Pferde nicht mehr geſehen, und der Triumphzug ſey die Veranſtaltung von einer Anzahl ſchlauer Diebe geweſen.

•

Negerunruhen auf Guadeloupe. Der Voleur vom 20 Januar berichtet nach einem Brief aus Pointe-à-Pitre vom 30 November, daß die Angelegenheiten der Colonie ſehr ſchlecht ſtünden, und daß ſchon an mehreren Orten die Neger die Plantagen verlaſſen hätten.

•

Eine Nachkömmlingin Amerigo Veſpucci's, der bekanntlich Amerika den Namen gab, hat an die braſilianiſche Deputirtenkammer die Bitte gerichtet, ein Eigenthum in dieſem Lande zu erhalten und braſilianiſche Bürgerin zu werden. (Voleur vom 10 Januar.)

•

Stadtmagiſtrat in London. Nach dem Globe koſtet der Lord-Mayor der Stadt London nicht weniger als 25,000 Pfd. St. (300,000 fl.) jährlich, und der Stadtſchreiber (town clerk) hat eine Beſoldung von 3536 Pfd. (etwas über 45,000 fl.).

•

Artefiſcher Brunnen bei Grenelle. Man hat jetzt bis auf 1400 Fuß Tiefe gebohrt, und das Waſſer ſpringt immer noch nicht. Man will fortbohren bis auf 1500 Fuß.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1839.

Briefe aus Griechenland. I.

(Von Dr. Gottfried Herold.)

Nauplia, am 5 Julius.

Nach einer Abwesenheit von 25 Tagen bin ich gestern wieder hier eingetroffen. Schon längst hatte ich mich mit einem umfassenderen Reiseplan beschäftigt, und sobald mir die Möglichkeit zu seiner Ausführung gegeben war, machte ich mich auf, zuerst das Innere von Moreäs zu durchwandern.

Am 10 Junius Morgens, kurze Zeit nach dem Tage, an welchem das Urtheil über Kolokotronis gesprochen ward, befand ich mich, in Gesellschaft meines wackern Collegen und Freundes H . . . . . , auf dem Wege nach Tripolitza. Langsam ritten wir am Gestade des aegolischen Busens hin; ich auf einem Maulthiere, an dessen rechter Seite eine Matratze, an der linken ein Ränzchen mit der nöthigsten Leibwäsche und einigen Büchern befestigt war, indeß über dem Packsattel Mantel und Decke ausgebreitet lagen; mein Gefährte auf einem Schimmel, den Mantelsack an der einen, den Proviantkorb an der andern Seite; Decken, die mehrfach auf dem Rücken des Pferdes zusammengelegt waren, erhöhten seinen Sitz. Einem Leser des Horaz müßte bei diesem Aufzuge des Dichters Maulthiere eingefallen seyn:

mantica cui lumbos onere ulcerat atque eques armos,

„denn die Lenden zerreibt das Gepäck und der Reiter die Schultern." Wir setzten leicht über mehrere Bächlein, weiterhin mit mehr Mühe über einen mit Heftigkeit sich ins Meer ergießenden wasserreichen Fluß, welcher der Erasinos war, von dessen Quelle ich schon in einem frühern Briefe gesprochen habe. Hie und da waren in der Ebene Hirtenzelte aufgeschlagen; an den seichten Uferstellen lauerten große Fischreiher auf ihre Morgenspeise. Bei den Mühlen angekommen, die Nauplia im Westen liegen, fragten wir einen Landmann nach dem lernäischen Sumpfe; er zeigte auf eine mit hohen Pflanzen überwachsene Stelle, die ich kaum dafür gehalten hätte; so klein ist der Sumpf. Der Mann versicherte, daß er sehr tief sey, und sagte uns die einheimische Benennung τ' ομμάτι, wiewohl er auch den Namen Lerne kannte, ohne Zweifel aus dem Munde der Fremden, die häufig dahin kommen. Wir wendeten uns jetzt bei der kleinen Kirche des h. Johann, die einige Schritte von einer reichlichen Quelle steht, welche wohl mit andern jenen Sumpf unterhält, landwärts, und stiegen allmählich bergan, anfangs noch durch bewachsene Thalgründe unter uns angezogen, späterhin nur ödes Gebirg vor uns sehend, bis wir bei einem verlassenen Khan eine Quelle und etwas Schatten fanden. Hier hielt uns die weite Aussicht auf den Busen von Nauplia und die Ebene von Aegos mit der schimmernden Larisa um so länger gefesselt, da sie unsern Augen bald hinter den Bergen entschwinden sollte. Wir waren schon ein gutes Stück den Bergrücken wieder herabgeritten, als wir links vom Wege die ansehnlichen Ruinen der einst durch die Argiver zerstörten Burg von Hysiä wahrnahmen, die gegen ein steiniges Thal sehr steil abstürzt. Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß dieser alte Name bei den Eingebornen noch lebe. Keine alte Burgruine wird, so viel mir bekannt ist, anders bezeichnet als mit Paläókastron, gleichwie jede in Trümmern liegende Stadt, sie mag aus alter oder neuerer Zeit stammen, schlechtweg Paläópolis heißt. Die Eigennamen derselben sind insgesammt erloschen. Jenseits der Thalebene beginnt der höchst beschwerliche Weg über das partheniſche Gebirge, wie es noch jetzt heißt, worüber auch in alten Zeiten eine Heerstraße führte. Der Schweiß fiel uns in großen Tropfen von der Stirne, während wir zur Erleichterung der matten Thiere zu Fuß auf dem theilweise gepflasterten Wege den Gipfel zu erklimmen suchten; aber alle Anstrengung war vergessen, als wir oben unvermuthet die große Ebene von Tripolitza sich vor uns öffnen sahen. Ungeachtet der Abend schon niedersank, verschmähten wir die Herberge, die uns der Khan unten am Berge darbot, ritten lieber noch eine Strecke in der Ebene fort, und wandten uns dann nach einem rechts auf der Höhe liegenden Dorfe, wo wir unweit der Kirche auf einem freien Platze Halt machten, um unter dem Sternenhimmel zu übernachten, ein Entschluß, der mir wenig kostete, da ich schon im verflossenen Sommer die meisten Nächte auf einer Terrasse zugebracht hatte. Indessen konnten wir kaum ein Auge schließen, theils wegen der Zudringlichkeit eines großen Hundes, theils weil unsere Thiere um uns weideten und herum-

Digitized by Google

trampelten. Die Nacht war sonst angenehm, und nur gegen Morgen wurde es kühl. Wir setzten uns deßhalb bald in Bewegung, und begaben uns an den Ort, wo ehemals das bedeutende Tegea stand, merkwürdig durch langen, tapfern Widerstand seiner Einwohner gegen die vordringenden Spartaner, und insbesondere durch den Heldenmuth seiner Frauen. Seinen Platz hat jetzt zum Theil das ganz unter Bäumen versteckte Dorf Piali eingenommen, woselbst man noch viele antike Bruchstücke in den Lehmmauern erblickt. In einiger Entfernung davon liegt, von weitläuftigen Mauern eingeschlossen, eine verfallene Kirche, die vermuthlich über einem alten Tempel erbaut ist; es wäre wohl möglich, daß in den Resten alter Kunst, die sich hier finden, Einiges von dem Heiligthume der Athene Alea gerettet ist, das an Großartigkeit alle übrigen der Haidinsel weit überragte.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Tula.

(Schluß.)

Die kaiserlichen Schmiedarbeiter bauten sich schon auf Verordnung der Czaare Fedor Joannowitsch und Boris Godunow eine besondere Vorstadt auf dem rechten Ufer der Upa; die Gewehrfabrik aber wurde erst nach einem Ukas Peters des Großen vom 15 Februar 1712 vom Fürsten Grigori Iwanowitsch Wolkonski eingerichtet. Die ersten vom Wasser getriebenen Maschinen wurden von einem einfachen Schmied, Namens Sidorow, und einem Soldaten des oranienburgischen Bataillons, Namens Batischtschew, eingerichtet, welcher letztere unter Anderem mehrere Maschinen zur Bearbeitung der Flintenläufe erfunden hatte. Unter der Regierung der großen Katharina wurden verschiedene Verbesserungen der Anstalt vorgenommen; aber die wichtigste Periode derselben datirt sich erst vom Jahre 1817, wo der Engländer John Johns als oberster Mechaniker angestellt wurde. Dr. Hamel bezeugt, daß, was Kunstfertigkeit anbelangt, die Fabrik von Tula jetzt zu einem Grade von Vollkommenheit gediehen ist, wie sie selbst in den besten Gewehrfabriken Englands nicht existirt. In gewöhnlichen Jahren werden hier jährlich 70,000 Gewehre und 25,000 Stück blanker Waffen gefertigt; im Nothfall aber kann eine ohne Vergleich größere Zahl geliefert werden. Zünftige Meister zählt man bei dieser Anstalt gegen 3000. Diese fabriciren jedoch auch unter Anderm physikalische und mathematische Instrumente, Messer, Theekessel, verschiedene Galanteriewaaren, und graviren mit ausgezeichneter Kunst Petschafte auf Stahl und auf Steine. Nach der Zählung vom Jahre 1685 befanden sich in Tula 533 Häuser, 8 steinerne und 11 hölzerne Kirchen, mit 1141 Einwohnern;*) an Einkünften für den kaiserlichen Schatz wurden 325 Rubel, an Odrok (Erbzins) 185 Rubel erhoben. Jetzt ist die Bevölkerung der Stadt mit den Arbeitern in der Gewehrfabrik auf 35,000 Seelen beiderlei Geschlechts gestiegen, und man zählt 28 steinerne Kirchen, 250 steinerne und 2900 hölzerne Häuser, nebst etwa 80 Fabrikgebäuden.

Tula zerfällt in drei Theile, die eigentliche Stadt, die Tschulkowische und die Moskau'sche oder Gewehrfabrikoorstadt. Die beiden letztern sind von den Arbeitern der Gewehrfabriken bewohnt, in der ersten hausen die Kleinbürger und die Kaufmannschaft. Die verschiedenen Gewerbe und Beschäftigungen bilden verschiedene Charaktere. Die Arbeiter in der Gewehrfabrik sind arbeitsam, gewandt und schlau; auch zeichnen sie sich besonders durch Keckheit in gymnastischen Zeitvertreiben, wie im Schwimmen, im Schlittschuhlaufen und im Faustkampfe aus. Ihre meiste Zeit bringen sie in den Fabriken, theils in den Werkstätten, theils in den Schmieden vor den Feueröffen zu, und in den heißen Sommertagen benützen sie die Ruhestunden zum Baden, wobei man nicht umhin kann, sich über die Keckheit zu wundern, womit sie sich kopfüber von der Brücke und von der 4 bis 5 Klafter hohen Schleuße in den Fluß stürzen. Sobald die Upa sich mit Eis bedeckt, beginnt das Schlittschuhlaufen, und einige der Läufer sind so gewandt, daß sie auf dem Eise Buchstaben, Worte und verschiedene Zierrathen ausführen. Gelegentlich wollen wir bemerken, daß die Schlittschuhe und die Stelzen in vielen Gegenden Rußlands von Alters her bekannt sind, und, wie es scheint, zu den russischen Volksbelustigungen gerechnet werden müssen; vielleicht geschieht es darum, daß sie bis auf den heutigen Tag von unsern höhern Ständen vernachlässigt werden.

Was die Faustkämpfe betrifft, so werden sie den ganzen Winter hindurch an den Sonntagen fortgesetzt, und endigen am Montag der ersten Woche der großen Fasten. Während dieser ganzen Zeit theilt sich Tula in zwei Parteien, in die Moskau'sche und in die Stadtpartei; jede hat ihre Vorkämpfer und ihren Ataman. Ich kann einen derselben nicht mit Stillschweigen übergehen, der wegen seiner ungewöhnlichen Stärke den Namen Rodimis (der Vaterländische) führt. Man darf von ihm nicht die Gewandtheit römischer Fechter, noch die Kunst englischer Borer erwarten; es ist nur eine ungeheure, sich bewegende Maschine, aber, um in einer russischen Hyperbel zu sprechen, sein Kopf gleicht einem Bierkessel, zwischen den Augenbrauen ist er eine Spanne, zwischen den Schultern eine gute Klafter breit. Das Hauptquartier des Vaterländischen am Tage des Kampfes ist eine Branntweinkneipe, und er verläßt diese nicht anders, als auf die dringendsten Bitten einer an ihn geschickten Deputation. Oft flößt schon sein bloßes Erscheinen seiner Partei Muth ein, und bringt die Gegenpartei zum Wanken; wenn er aber wirklich zur Arbeit kommt, so stürzen auch die gewandtesten Kämpfer um ihn her, wie Garben unter der Hand des Schnitters. Manchmal schließt sich sein Sieg mit einem Triumphzug: in einem solchen Falle erheben ihn die Sieger auf eine Tragbahre, und tragen ihn zu dem Wirthshause, während die Protectoren des Faustkampfs ihm kupferne und silberne Kränze, d. h. Geld mit darauf abgebildeten Kränzen, in die Mütze werfen.

Die Wildhetze und die Gänsehetze gehören zu den hiesigen

*) Wahrscheinlich nach russischer Rechnungsart bloß männliche.

Digitized by Google

Lieblingsschauspielen, und die Taubenjagd kann man die herrschende Leidenschaft sämmtlicher Bürger von Tula nennen; es gibt fast kein Haus, in welchem sich nicht Taubenschläge und zahlreiche Tauben befinden. Oft an einem hellen Sommertag ist der ganze Horizont mit Schaaren dieser Vögel wie bedeckt, und auf allen Dächern kann man Jäger sehen, welche mit langen Stangen bewaffnet sind, und in der Luft damit hin und her schlagen. Für die besten Tauben gelten diejenigen, welche im Fluge einige Pirouetten machen.

Bemerkenswerth sind auch die hiesigen Serenaden, wie sie im Sommer von den Arbeitern in der Gewehrfabrik gebracht werden. Die Leute sammeln sich dazu gewöhnlich Abends am Ufer der Upa oder auf den Straßen, und singen im Chore geistliche Oden von Lomonossow, alte Psalmen und Cantaten, und schließen die Zusammenkunft mit dem bekannte polnischen Lied: Alexander und Elisabeth. Die Harmonie der Chöre, welche fast immer aus erlesenen Stimmen bestehen, macht in der Stille der Nacht einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Diese Arbeiter haben überhaupt eine ganz besondere Neigung zum Gesang und zur Dichtkunst, so daß manche von ihnen, ohne lesen zu können, sehr regelrechte Verse machen, und auch eine Melodie dazu finden. Die beliebteste Art von Liedern ist die satyrische, wovon man den Grund in ihrer Neigung zu Scherz und Spott suchen muß.

In Tula findet sich kaum ein einziger öffentlicher Spaziergang, aber an Fest- und Sonntagen verwandelt sich jede Straße in einen Ort, wo das Volk lustwandelt. Um diese Zeit bewegen sich auf allen Straßen Männergruppen, und vor jedem Hause sitzen auf den Ladentischen geputzte Weiber. Der Anstand erfordert, daß Mädchen sich nicht öffentlich zeigen, aber die Neugierde, die gewöhnliche Schwäche des weiblichen Geschlechts, veranlaßt sie, in den Planken alte Risse aufzusuchen oder neue zu bohren, um die Vorübergehenden zu betrachten. Ein erwachsenes Mädchen kann man hier nur zur Zeit der großen Fasten sehen, wo sie unter Namen der Erneuten (obnowlachæ), begleitet von kleinen Knaben und Mädchen, die vor und hinter ihr laufen, zur Beichte in die Kirche geht. Ein mit weißer Schminke bemaltes Gesicht und schwarze Zähne werden hier als eine Schönheit betrachtet; besondere Aufmerksamkeit erweckt ein üppiger, voller Körperbau, und um die allenfallsigen Mängel in dieser Beziehung zu verbergen, ziehen die Frauen von Tula ein halbes bis ein ganzes Duzend Unterröcke an. Ein kurzer Mantel von karmoisinrothem Sammet oder Seide, ganz mit Falten und ohne Aermel ist ihr allgemeines Oberkleid. Der Anzug der Männer besteht aus einem Ueberrock ohne Knöpfe von Gros de Tours, einem Hemde von Ziz, weiten blauen Nankinghosen und einer Mütze von Pelz oder Seide, die stets schief getragen wird. Der Bart ist geschoren, und die Haare bei allen auf eine eigenthümliche Weise zugeschnitten, einige Dandies legen weiße und rothe Schminke auf, wie die Weiber. Nichts ist unangenehmer, als die hiesigen Weiber untereinander sprechen zu hören. Einige Worte sprechen sie sehr hoch und gedehnt, andere tief und abgestoßen aus, und dabei bringen sie die Zähne nicht auseinander, und bedecken fast bei jedem Worte die Oberlippe mit der untern. Bei einer Einladung sitzen sie da, wie Marionetten, und ihre ganze Bewegung besteht darin, daß sie ihre auseinander stehenden, gesteiften Hemden hin und her zupfen. Wenn ein Mädchen verlobt wird, so gehen ihre Freunde bei Nacht im Reigen durch die Straßen, schlagen auf eine kupferne Tasse, und singen in dem unangenehmsten Gewinsel das Hochzeitlied: „Du bist morgen mein Liebchen."

Die Sitten in Tula sind im Allgemeinen mehr fremd als russisch: Gastfreundschaft, die in Moskau und in ganz Rußland so heilig gehalten wird, genießt augenscheinlich in Tula nicht gleicher Achtung. Die Thüren sind vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis zum Morgen fast allenthalben geschlossen. Um ins Haus hineinzugehen, muß man an einer Glocke ziehen, hierauf erscheint eine alte Magd, die den Kopf zum Pförtchen herausstekt und mit rauher Stimme vor sich hin murmelt, daß ihr Herr schlafe oder nicht zu Hause sey. Wenn man immer und allenthalben eine und dieselbe Antwort hört, so glaubt man unwillkürlich, Tula schlafe einen Schlaf zum Nichtmehraufwachen oder sey gar nicht zu Hause. Indeß muß man dieß Benehmen nicht der Ungeselligkeit und Unhöflichkeit beimessen, sondern nur einer wirthschaftlichen Berechnung, denn die Bürger von Tula halten es für höchst unanständig, einen aufgenommenen Gast zu entlassen, ohne ihn zur Genüge mit Getränken, namentlich mit Thee bewirthet zu haben, den man hier zu jeder Zeit des Tages und der Nacht dem Gaste anbietet.

Die gebildetste Gesellschaft ist die Geistlichkeit, welche gut lateinisch spricht und schreibt, und sich namentlich mit Philosophie, Theologie und schönen Wissenschaften abgibt. Zu den ausgezeichnetsten unter den geistlichen Würdeträgern, nicht nur dieser Stadt, sondern Rußlands überhaupt, muß man den verstorbenen Professor der Gottesgelahrtheit und den Protoierei der Kathedrale, Ilar Nenaprokomow, nennen, der ein ungewöhnliches Talent hatte, in reinem Latein fließend zu sprechen. Man behauptet auch, der Conspect über die geistlichen Wissenschaften, wie er ihn der Commission für die geistlichen Unterrichtsanstalten vorlegte, gelte noch immer für einen der besten.

Die Bildung ihres Geschmacks in der geistlichen Beredsamkeit dankt die Geistlichkeit von Tula großentheils ihrem ehemaligen Bischof (nachherigen Erzbischof) Ambrosius, einem der ersten geistlichen Redner unsrer Zeit. Dieser geachtete Erzpriester, der Beschützer der Wissenschaften und Künste, beförderte auch die Vervollkommnung des hiesigen Kirchengesanges, der Alle entzückt und rührt.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitbestimmung in der ptischen Geschichte.

In der königlichen Literatengesellschaft zu London am 10 Januar las Hr. Tomlinson ein Memoire vor über eine sehr wichtige Zeitbestimmung im ägyptischen Alterthum. Eine Inschrift neben einem astronomischen Hieroglyphen auf dem Dache des Memnoniums, die durch einen gleichen Hieroglyphen und eine Inschrift auf einem Mumienkasten bestätigt wird, setzt die Aufführung dieses berühmten Baues

Digitized by Google

in die Zeit von Ramses dem Großen, über 1400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Sie hat aber einen noch höhern Werth, indem sie den Aufgang des Sternes Sophis oder des Syrius in den Anfang des Monats Thoth im ägyptischen Kalender setzt, und ein Jahr von 365 (nicht 360) Tagen zu einer so bestimmten Zeit beginnt, daß man bis auf 4 Jahre hin einen sichern Punkt in der Chronologie bestimmen kann, wonach sich viele andere historische Ereignisse mit Sicherheit berechnen lassen. Aus den von Biot, Burton und Andern abgebildeten und commentirten Thierkreisen weist Hr. Tamlinson nach, daß die Griechen die ältern Bilder desselben, welche aus Schildkröten, Alligatoren u. dgl. bestanden, in die jetzigen umgewandelt haben.

Die gespenstischen Reiter.

(Fortsetzung.)

An dem westlichen Rande der bereits beschriebenen großen Wüste und etwa an den Quellen des Paduka und Arkansaw, wo sie sich unter jenen zerbrochenen Sandsteinschichten, welche sich wie graue Brustwehren und isolirte schneeweiße Säulenmassen aus Haselgebüschen und Eichenstauden erheben, einander nähern, stand vor vielen Jahren die Wohnung des Ta-ni-ga-ro (der erste Donner, der fällt). Dieser Jäger, von welchem zwar Niemand wußte, woher er kam, schien mit allen verbündeten Stämmen der Wüste auf freundschaftlichem Fuße zu stehen, auch sagte man, derselbe habe sich bei seinem Erscheinen in dieser Wildniß dadurch selbst empfohlen, daß er, als er sich zum erstenmal in den Zelten der umherschweifenden Kaskajas zeigte, an seinem Sattelbogen ein Dutzend skalpirter Häupter von Missouri-Indianern mitbrachte. Ein so reiches Angebinde würde ihn sicher als Häuptling einer unabhängigen Bande unter ihnen haben annehmen lassen, wenn er gewünscht hätte, ein „Parteigänger“ oder Anführer von Kriegern zu werden, allein Ta-ni-ga-ro war in seinem Benehmen ungesellig und verschlossen, und der einzige Gegenstand, welcher die Sorgfalt des kühnen Fremden in Anspruch nahm oder dessen Gefühle theilte, war ein schönes Weib — die einzige Gefährtin seiner Zurückgezogenheit.

Der Name des Jägers schien omawhaw'schen Ursprunges zu seyn, allein an seiner Person war nichts zu finden, was ihn als einen Angehörigen dieser entfernten Nation bezeichnet hätte, auch blieb es eben so schwierig, mit Bestimmtheit die Abkunft seiner Gefährtin von irgend einem benachbarten Stamm anzugeben. Einige behaupteten, wegen der Schönheit ihrer Gesichtsfarbe, sie müsse den Reisesseen (Menamanes) oder den weißen Indianern des Nordens, die in der Nähe des Landes der Langmesser wohnen, angehören; Andere meinten, sie müsse eine Balsbenlé oder die Tochter einer Stamm-Mutter von einem Sakiadasha- (brittischen) Kaufmann seyn: nach einiger Zeit aber bekümmerte sich Niemand mehr um die Abkunft der Zekana oder des Vagrls, wie sie genannt wurde. Das einsame Paar lebte auch in der That so für sich, und überdieß an einer so selten besuchten Stelle, daß sie bald bei einem so zerstreuten Volke, wie die Bewohner der Wüste, vergessen waren. Es schien die einzige Absicht Ta-ni-ga-ro's gewesen zu seyn, einen Wohnort zu finden, wohin er sein Weib in Sicherheit bringen konnte; auch machten die Hügel und Höhen und eckichten Sandsteintafeln, die bald auf dem Boden wie durch Ströme an den Flußufern hin zusammengedrängte Eismassen, bald als einzelne Pyramiden und Obelisken in den grasichten Thälern emporragten, diese Gegend vor allen andern geeignet, dem Verbannten eine sichere Zufluchtsstätte zu bieten, besonders da die ganze breite Wüste zwischen ihm und seinem Volke lag. In diesem wilden, malerischen Aufenthalt bestand die einzige Sorge des Verbannten darin, einige wilde Pferde neben seiner Wohnung zu ziehen, und auf Wild Jagd zu machen, das zum Unterhalt seiner kleinen Haushaltung nothwendig war. Die Seele Ta-ni-ga-ro's schien ganz in das Wesen verwebt zu seyn, das ihr Schicksal mit dem seinen vereint hatte. Er gestattete ihr selten, sich aus seinem Gesichtskreise zu entfernen, und wenn einmal das Verschwinden eines Büffels oder einer Antilope aus seiner Nähe seine Jagd etwas weiter ausdehnte, so begleitete ihn Zekana stets auf seinen entferntern Streifzügen. Die Liebe, welche er zu seinem Weibe hegte, glich in der That nicht der gewöhnlichen Neigung eines Indianers zu seiner Squaw, sondern mehr der Hingebung derjenigen, die bei einigen Stämmen sich als Freunde miteinander verbunden haben, um nähre als Kinder desselben Vaters in allen Vorkommenheiten ihres Lebenspfades miteinander verknüpft zu bleiben. Sie glich dem geheimnißvollen Bande, das die verhängnißvollen Brüder „des Bundes der Tapfern“ vereint.*)

Die freundlichen Sommermonate waren verflossen und der erste Herbstmonat fand den Verbannten und seine junge Frau noch immer in ihrem entlegenen Thale wohnend. Ta-ni-ga-ro war auf der Jagd so glücklich gewesen, daß es ihm möglich ward, einen Haufen Häute bei einem spanischen Kaufmann an der mexicanischen Gränze gegen einige einfache Gegenstände der Bequemlichkeit vertauschen zu können; auch war er durch Verlegung seiner Wohnung in die nahe gelegenen Gebirgsschlupfwinkel zur Zeit, wo der Winter einen gesichertern Aufenthalt erforderte, leicht in den Stand gesetzt, die wilden Ziegen in den Oregan-Hochlanden zu erlegen; ferner konnte er durch den Biberfang in den nahe gelegenen Thälern allem Mangel für sich und Zekana vorbeugen. Beim Verkaufe der letztern ward es nothwendig, daß er häufig mit den Spaniern in Berührung kam, wodurch Ta-ni-ga-ro bei seinem Widerwillen, sein Weib ohne Schutz zurücklassen, veranlaßt wurde, sie bei seinen Besuchen auf dem Handelsplatz mitzunehmen. Die Folgen waren so, wie sie an unserer eigenen Gränze bei dem Verkehr zwischen den zügellosen Weißen, die keine andere Bande kennen, als die des Interesses und der Leidenschaft, und den unbefangenen und offenherzigen Indianern gewöhnlich sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mawaathene — der Unerschrockene — oder „der niemals flieht.“ Die entschiedensten Mitglieder dieser sonderbaren und romantischen Verbrüderung geben gewöhnlich paarweise miteinander; man erzählt unglaubliche Fälle von gegenseitiger ausschließlicher Anhänglichkeit die so vereinigten Freunde — eine Anhänglichkeit, die bis in den Tod geht, wenn derselbe auch durch alle Schrecknisse indianischer Qualen furchtbar gemacht wird.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 14** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur. Dritter Artikel. — Französische Geschichtschreiber der Gegenwart. (Fortsetzung.)

Der Abonnementspreis dieses dem Auslande vorzugsweise gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. 30 kr. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 14.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 Februar. 1839.

Ueberſicht der Entwicklung der ruſſiſchen Literatur.

Dritter Artikel.

Im Verlauf ſeiner ganzen alten Periode entwickelte ſich Rußland ſelbſtſtändig und abgeſchloſſen, ohne an dem Fortſchritt Europa's den mindeſten Antheil zu nehmen und darum blieben alle Formen des gebildeten Weſtens ihm fremd. Der geniale Fürſt nahm ſich vor, das in die wenigen Jahre eines Menſchenlebens zuſammenzudrängen, was in Europa die Frucht von vielen und vielen Jahrhunderten war, was ſich aus deſſen ſeitherigen Ueberlieferungen entwickelte, was mit deſſen Anſichten, Glauben und Sitten von jeher übereinſtimmte. Rußland trat in das europäiſche Leben ein und wurde alles, was die unbegränzte Gewalt des Herrſchers und der ebenſo unbegränzte Gehorſam des Volkes aus ihm machen konnte.

Hier iſt weder die Zeit noch der Ort, uns auf die Frage von der europäiſchen Umbildung Rußlands tiefer einzulaſſen; wir berühren nur das, was ſich direct auf unſern Gegenſtand, auf die Literatur bezieht. Bis auf Peter fehlte es Rußland an denjenigen Elementen, die der Literatur einen allgemeinen Charakter verleihen. Darum gehörte unſere alte Literatur beinahe ausſchließlich der Geiſtlichkeit an, und darum drückte ſie ſich in einer gelehrten Sprache, der ſlawoniſchen, nicht in der Volksſprache, einer ſolchen, wie die Geſellſchaft ſie ſprach, aus. Hieher können die ruſſiſchen Lieder des gemeinen Volks nicht gerechnet werden; obgleich ſie der Schacht unſerer uranfänglichen, von ächt ruſſiſchem Geiſt überfließenden Poeſie ſind. Allein dieſe Lieder, die bis jetzt noch auf den Lippen unſers gemeinen Volks frei umherfliegen, waren nicht, wie die Geſänge der Troubadours im Weſten der literariſche Ausdruck des geſelligen Lebens. Die Formen der europäiſchen Geſellſchaft wurden uns von der Herrſchergewalt Peters des Großen gegeben: ſie enthielten auch die nothwendige Bedingung, daß die Literatur einen geſellſchaftlichen Charakter annehme und die Formen entwickele, in welchen ſie von jeher beiden gebildeten Völkern des Weſtens auftrat.

Dieſe Bedingungen wurden der neuen Umwandlung gegeben, allein damit war's nicht genug. Die Literatur iſt die Frucht des Volkslebens, ſie kann ſich ohne ein volksthümliches Element nicht entwickeln. Die Formen der europäiſchen Geſellſchaft waren nicht aus unſern Ueberlieferungen und Sitten entſtanden; ſie blieben uns daher völlig fremd und konnten nur dann, wenn ſie mit dem ruſſiſchen Leben verſchmolzen worden wären, zu Bedingungen werden, unſere Literatur auszubilden. Die Reformation Peters mußte nothwendig eine Gegenwirkung gegen das nationale Element enthalten; das iſt die Urſache, warum ſie, ob ſie gleich von der einen Seite die Bedingungen für eine kräftige Entwicklung der Literatur vorbereitete, der dermaligen Entwicklung derſelben nicht günſtig ſeyn konnte. Indem wir die Literatur der Zeiten Peters betrachten, bemerken wir eine lehrreiche Erſcheinung: nie und zu keiner Zeit unſerer Literatur bot unſere Sprache ſolche gewaltſame Formen der Verſtümmelung dar, als im erſten Viertel des 18ten Jahrhunderts. Die Urſache iſt klar: worin, wenn nicht in der Sprache, ſollte ſich dieſe raſche Umwandlung abſpiegeln? Zieht uns unſere alten Kleider aus; zieht uns ein neues Coſtume an: im Anfang werden wir uns darin etwas ſonderbar ausnehmen, ſpäter werden wir uns daran gewöhnen. Die Sprache aber, dieſe unſere Ureigenthümlichkeit, iſt unzertrennlich mit uns verbunden; ſie iſt das weſentliche Kennzeichen, warum wir den Namen Ruſſen tragen; ſie iſt der Ausdruck unſeres ganzen Lebens; ſie iſt das unantaſtbare Bild des ganzen Ruſſen. Darum fühlte die Sprache empfindlicher als alle anderen Formen unſers Lebens die Umwandlung; darum ſpiegelte ſich in ihr mehr als in irgend etwas Anderm die Verzerrung unſerer volksthümlichen Phyſiognomie ab.

Daher konnte Peter ſich keiner Frucht ſeines Schaffens aus der Literatur erfreuen; die Zeit Anna's war auch der Entwicklung derſelben nicht günſtig, denn ſie zeigte das Extrem des ausländiſchen Strebens. Der geiſtreiche Kantemir konnte keine Sprachform für ſeine Satyren finden; Tretjäkowski iſt ein Abbild der Verzerrung der ruſſiſchen Sprache. Aber

Digitized by Google

unter der wohlthätigen Regierung der Tochter Peters, nachdem eine gewisse Rückkehr zur Volksthümlichkeit geschehen war, nachdem die rauhen Spuren der raschen Umwälzung sich auszugleichen anfingen, nachdem die Formen der europäischen Gesellschaft in den neuen Generationen schon angefangen hatten mit dem volksthümlichen Leben zu verschmelzen — da entstand im wohlthätigen Schatten des Thrones eine russische Literatur und diese gab dem Volk eine neue Stimme und fing an in der Sprache desselben, aber in einer gebildeten, herrlichen, majestätischen Sprache zu reden. — Wo kam aber der erste russische Literator und Begründer der Sprache, die wir schreiben, her? — Er konnte nicht aus der von Peter dem Großen gegründeten Akademie, der das volksthümliche Element fremd war, hervorgehen; da bildete sich an ihm nur der Chemiker und Naturforscher aus, sondern der in Cholmogori, am Nordpol, in einer Fischerhütte geborene Literator, wurde in dem einzigen Institut gebildet, das damals noch das Element der Nationalität enthielt, in der griechisch-lateinisch-slawonischen Akademie, und er ging aus unserm Moskau, dem Mittelpunkte der russischen Sprache und Herrschaft, hervor.

Von der Zeit an, wo unsere Literatur in europäischen Formen erschien, fingen unaufhörliche Verbindungen mit dem Westen an. Der Geschichtschreiber der französischen Literatur des 18ten Jahrhunderts, Villemain, hat Recht, wenn er mit Stolz von dem Einfluß spricht, den Frankreich auf die ganze gebildete Welt ausübte; der Geschichtschreiber der russischen Literatur muß bescheidener seyn, und von allen möglichen Einflüssen reden, denen unsere Literatur unterworfen war. Allein darauf beschränkt sich nicht die Pflicht des Letztern; auch er erfüllt nur die mindere Hälfte seiner Aufgabe, wenn er nur die Beziehungen nachweist, in denen die russische Literatur zu den ausländischen stand. Weit wichtiger ist es für ihn zu zeigen, auf welche Weise sie, ungeachtet aller Nachahmung fremder Muster, die Bedürfnisse unsers Lebens ausdrückte und den Gefühlen des Volks entsprach; denn in jedem Schriftsteller, der die Absicht hat auf sein Volk zu wirken, bricht mitten unter allen geliehenen Formen und allen Nachahmungen, nothwendig eine Ader des volksthümlichen Lebens durch, und sagt er etwas eigenes, was in seinem Vaterlande Anklang findet. Die Literatur kann nicht ohne ein Gefühl des Lebens seyn. Daeum hat der Geschichtschreiber der russischen Literatur die wichtige Aufgabe, auf diese Ader hinzuweisen, die mit dem Ganze der vaterländischen Bildung parallel läuft, und das Entsprechende zwischen den individuellen Erzeugnissen der Literatur und den gleichzeitigen Problemen der Gesellschaft, den Volksgefühlen und dem Volkscharakter zu zeigen.

In dieser Hinsicht können wir alle Schriftsteller Rußlands in solche eintheilen, die sich dem fremden Einfluß ausschließlich hingaben, ohne das volksthümliche Element in sich aufzunehmen, und in solche, die, bei einer mäßigen Nachahmung fremder Muster, ihrem Volk und ihrer Zeit entsprachen. Die sklavischen Nachahmer sind auf immer gestorben und vergessen: solche sind Tretjäkowski, Sumarokof, Cheraskof, Knäshnin; Lomonossow aber, Derschawin, von Wissin, Chemnitzer, Dmitriew, Karamsin, Krylof, Shukowski, Puschkin und Andere werden immer unser Nationaleigenthum bleiben.

Die Ode Lomonossows hat ihre Formen von der Ode Günthers und J. B. Rousseau's geliehen; woher aber nahmen die drei Gefühle, welche die Poesie Lomonossows begeistern: der heilige Glaube, die Ergebenheit gegen den Thron und das Gefühl russischer Macht, ihren Ursprung, wenn nicht aus dem Leben des russischen Volkes? Sehen Sie, wie hoch Lomonossow durch diese drei Gefühle über seinem Vorbild Günther steht! Wie groß und edel ist er nicht in Vergleich mit ihm und wie unabhängig von ihm dem Geiste nach! Und wie klar wird uns die Feierlichkeit und Erhabenheit seiner Ode, wenn wir einen historischen Blick auf die erhabene Regierung Elisabeths werfen, wenn wir uns die Pracht, die Ueppigkeit, die Feierlichkeit der Formen an dem Hofe der russischen Kaiserin zurückdenken!

Derschawin, der Erbe Lomonossows, wird uns auf gleiche Weise zu einem Wiederhall der Zeit Katharina's und er stellt uns das Leben von ganz Rußland zu dieser Epoche noch lebendiger dar als Lomonossow, der Hofpoet und Akademiker. In der Lyra Derschawins tönen dieselben drei mächtigen Saiten, welche den Grundton zu der Leier Lomonossows angeben, aber in ihren Tönen vernimmt man etwas mehr Volksthümliches, so wie in dem Zeitalter Katharina's selbst, welche die Reformation Peters, so zu sagen, in russische Sprache und russische Formen übertrug. In der Ode Derschawins ist mehr Einfachheit, so wie in den Formen der Gesellschaft in der Epoche Katharina's in Vergleich mit denen in der Epoche Elisabeths. Derschawin schrieb nichts Ganzes, Großes, er stellte nicht, wie Dante, sein Zeitalter in Einem künstlerischen vollen Gemälde dar; er lebt wie ein ächter Lyriker ganz in Bruchstücken; sammeln Sie aber sie alle, bringen Sie sie in Ein Gemälde und das Zeitalter Katharina's steht vor Ihnen. Die Poesie Derschawins ist Rußland selbst im Zeitalter Katharina's mit dem Gefühl seiner Riesenmacht, mit seinen großen Absichten auf den Orient, europäischen Neuerungen und Ueberbleibseln alter Vorurtheile und Ansichten, sie ist dieses reiche, üppige und majestätische Rußland, mit asiatischen Perlen und Edelsteinen geschmückt, und noch halbwild, halbbarbarisch und halbgebildet: dieß ist die Poesie Derschawins in allen ihren Schönheiten und Mängeln.

(Schluß folgt.)

Walter Scotts Leben.

(Fortsetzung.)

Er war darauf gefaßt, in dieser Sache Resignation zu üben; aber siehe da! es bedurfte keiner Resignation. Der metrische Roman durfte ja nun ein prosaischer werden, seine Reimfesseln abschütteln und sich in weiteren Kreisen versuchen! Im Frühjahr 1814 erschien Waverley; ein denkwürdiges Ereigniß in den Annalen der brittischen Literatur. Byron sang, aber Scott erzählte; und als der Gesang sich durch alle Variationen bis zum Don Juan hindurchgesungen hatte, erzählte Scott noch immer und riß die ganze Welt mit sich fort. Alle entschwundene Popularität der Rittergedichte war von einer weit größeren

Digitized by Google

verschlungen. Welche Reihe von Novellen auf Waverley folgte und mit welchen Resultaten, ist Jedermann bekannt. Nie war eine literarische Reputation auf unserer Insel so hoch gestiegen. Walter Scott ward Sir Walter Scott, Baronet von Abbotsford, auf welchen das Glück sein ganzes Füllhorn von Reichthum, Ehre und weltlichen Gütern auszuschütten schien; der Liedling von Fürsten und Bauern und aller dazwischen stehenden Classen. Die Waverley-Novellen wurden die Lectnre von ganz Europa und man sah ihnen wie einer jährlichen Ernte entgegen. Dazu kam noch der seltsame Umstand, daß der Autor, obwohl bekannt, doch auch wieder unbekannt war. Ein gewisses Geheimniß erhielt sich immer und Walter Scott war wie ein incognito reisender König.

Es wäre der Mühe werth, zu sehen, wie ein Mann in so unerwartet veränderten Verhältnissen lebte und sich benahm. Gern würden wir Einiges von Scotts Correspondenz aus dieser Zeit mittheilen, aber das würde wenig Licht geben. Seine Briefe sind nie ohne Interesse, aber selten oder nie sehr interessant. Sie sind voll Munterkeit, Witz und Verstand, aber sie gehen auf Nichts gründlich und innig ein; ohne ihnen Mangel an Aufrichtigkeit schuld zu geben, kann man doch sagen, sie kommen nie aus dem Innersten der Seele. Conventionelle Formen, gebührende Rücksichten auf die eignen und des Correspondenten Prätensionen und Eitelkeiten sind keinen Augenblick außer Acht gelassen. Man fühlt, daß es hohl ist unter den Füßen. Es sind Briefe von dem humansten Mann der Welt, und in diesem Betracht musterhaft; aber den Mann der Welt fühlt man überall hindurch; und es lag vielleicht in Scotts Wesen, nicht einmal mit sich selbst anders zu reden.

In Abbotsford nahm jetzt Alles eine glänzende Gestalt an. Scott dante an den freundlichen Ufern des Tweed; er kaufte und kaufte immer mehr Ländereien; so schnell als das neue Gold für die Waverley-Novellen einläuft, oder sogar noch schneller, verwandelt es sich in Hufen Landes, in Steingebäude und Waldungen. Bald ward nun auch Abbotsford überschwemmt von Touristen, von Wunderjägern und der ganzen fatalen Classe dahin einschlagender Leute. Ein endloser Pilgerzug wälzte sich dorthin. Bis auf sechzehn Partien kamen an Einem Tag in Abbotsford an, Männer und Frauen, Peers und socinianische Prediger. Scotts körperliche und geistige Gesundheit, die gediegene Solidität seines Charakters zeigte sich vielleicht nie entschiedener, als in der Art und Weise, wir er diesen Theil seines Schicksals ertrug und seinen Mann stellte. Bei einem solchen Zudrang von Verehrern wäre ein gewöhnlicher Mann leicht hochmüthig über alle Maßen geworden; ein etwas reizbarer Mann, mit Scotts gesundem Verstand, hätte sein Haus von den ungebetenen Besuchen gesäubert; der gute Sir Walter als ein ruhiger und braver Mann, that keines von beiden. Er ließ der Sache ihren Lauf; er genoß davon, was zu genießen war; er duldete was sich nicht abwenden ließ; schrieb mittlerweile beharrlich sein tägliches Quantum Romanmanuscript, und behauptete seine gleichmüthige Fassung; mit Einem Wort, er schickte sich in diese lärmende Umgebung und machte sie sich zu Nutze so gut er konnte. Ohne Zweifel afficirte ihn dieß Alles auch, und brachte eine klägliche Fiedernnruhe in sein Leben — obgleich er sich davon wenig anmerken ließ; aber es afficirte ihn weniger als irgend Einen. Denn freilich waren unter seinen Gästen auch viele angenehme und interessante Personen und in Lockharts Werk finden sich die heitersten Schilderungen genußreicher Stunden und Scenen; man trifft dort ein wahres Ideal von Landleben in unserer Zeit. Warum konnte es nicht so fortdauern? An Einkünften, amtlichen nnd literarischen, fehlte es nicht. Warum fabricirte er, statt zu schaffen, um mehr Geld zu gewinnen, und thürmte Massen auf Massen zu einer Behausung für sich, bis der Giebel wankte, stürzte und ihn unter seinen Trümmern begrub, da er doch schon einen sichern und freundlichen Sitz besaß? Ach! Scott mit all seiner Gesundheit, war angesteckt, war krank an der fürchterlichsten Krankheit, am Ehrgeiz! So weit hatten ihn zuletzt die Baronetswürde, die Gunst der Welt und die sechzehn Partien an Einem Tage gebracht. Walter Scott, Einer der Begabten der Welt, den seine Bewunderer den Begabtesten nannten, mußte sich selbst tödten, um ein Landedelmann, der Gründer eines Geschlechts schottischer Lairds zu werden. Es ist eine der seltsamsten, der tragischsten Geschichten, die unter der Sonne sich zutrugen. Eine so armselige Leidenschaft konnte einen so kräftigen Mann zu so tollen Extremen verleiten. Wahrlich, wäre nicht der Mensch immer ein närrisches Wesen, man könnte sagen, es liege etwas ganz außerordentlich Komisches und Wahnsinniges darin, daß ein Walter Scott täglich mit der Eile einer Dampfmaschine schrieb, um 15,000 Pf. St. jährlich zu verdienen und Meubles dafür zu kaufen!

Was nun den literarischen Charakter dieser Waverley-Novellen betrifft, die in commerzieller Hinsicht so merkwürdig waren, so bleibt, nach so vielen guten und schlechten Kritiken darüber heutzutage wenig Ersprießliches mehr zu sagen. Das Wichtige und Große daran ist, daß sie schneller geschrieben und höher bezahlt wurden, als irgend andere Bücher in der Welt. Ferner muß man zugeben, daß sie einen das gewöhnliche Maaß in solchen Fällen weit übersteigenden Werth besitzen, ja, daß, wenn die Literatur keine andere Aufgabe hätte als die, müßige und schlaffe Leute harmlos zu ergötzen, sie die höchste Vollendung der Literatur bezeichneten; daß Einer mit größerem Recht von ihnen als von irgend einem andern Buch ausrufen könnte, behaglich sich auf seinem Sopha dehnend: „Ich wünsche mir nichts Besseres, als hier zu liegen und ewige Novellen von Walter Scott zu lesen!“ Die Composition, so flüchtig sie oft ist, hängt doch gewöhnlich einigermaßen zusammen und ist eine Composition. Es ist ein freier Fluß von Erzählung, von Verwicklung und Empfindung; es ist die Meisterschaft in der ex tempore Schriftstellerei. Ferner müßte das ein blinder Kritiker seyn, der nicht darin eine gewisse sonnige, anmuthige Frische und ein Talent zum Pittoresken erkennte; Schilderungen von Scenen und Gestalten, recht hübsch, glänzend, gelegentlich voll Anmuth strahlendem Schimmer; in Wahrheit, eine innige, aufrichtige Liebe zum Schönen in der Natur und am Menschen, neben dem gewandtesten Talent, durch Einbildungskraft und Wort es auszudrücken. Keine frischeren Schilderungen der Natur

Digitized by Google

lassen sich finden, als bei Scott, und kaum irgendwo ein größeres, allgemein menschliches Wohlwollen. Von Davie Deans bis zu Richard Löwenherz; von Meg Merrilies bis zu Diana Vernon und Königin Elisabeth. Ueberall tritt uns ein Mann von offener Seele entgegen; ein tüchtiger, umfassender, hellsehender Mann, der sich mit allen Menschen verwandt fühlt. In allgemeiner geistiger Gesundheit bewährt sich Scott in seinen Novellen als einer der ersten Schriftsteller.

Auch an der höhern und höchsten Eigenschaft, in der Charakterzeichnung, fehlt es bei ihm nie ganz; obgleich wir ihn darin nirgends im höchsten Sinne glücklich nennen können. Seine Jarvies, Dinmonts, Dalgettys (denn ihr Name ist Legion!) sehen aus und reden wie die Leute, wofür sie sich geben; sie sind, wo nicht geschaffen und poetisch belebt, doch täuschend dargestellt, wie ein guter Schauspieler sie geben würde. Und was fehlt noch weiter? Für den auf dem Sopha ausgestreckten Leser nichts; aber für eine andere Gattung von Lesern viel. Es gäbe ein weitläuftiges Capitel, wollte man den Unterschied in der Zeichnung eines Charakters zwischen einem Scott, und einem Shakspeare oder Goethe erörtern. Doch der Unterschied ist ein unermeßlicher im buchstäblichen Sinn; sie sind specifisch verschieden und incommensurabel. Man könnte kurz sagen: Shakspeare schafft seine Charaktere vom Herzen nach außen; Scott die seinigen von der Haut nach innen, ohne daß er je bis zum Herzen kommt. Man vergleiche einmal Fenella mit Goethe's Mignon, die, wie man einmal zu sagen beliebt hat, Scott „Goethe'n die Ehre angethan hat" von ihm zu entlehnen. Er hat was er konnte von Mignon entlehnt. Den kleinen Wuchs, das Klettertalent, die sonderbaren Grillen, den äußern Apparat hat er entlehnt, aber die Seele der Mignon ist dahinten geblieben. Fenella ist ein ungünstiges Beispiel für Scott, aber es verdeutlicht, nur in erhöhtem Maaß, was sich an allen seinen Charakteren nachweisen und aussetzen läßt. Wir müssen behaupten, daß diese berühmten Bücher ganz nur für den alltäglichen Geist berechnet sind, daß ein anderer Geist so gut wie keine Nahrung in ihnen findet. Ansichten, Empfindungen, Grundsätze, Zweifel, Gesinnungen, die über das hinausgingen, was etwa ein intelligenter Landedelmann zu seinem Hausbranch nöthig hat, findet man darin nicht. Es ist Alles ordentlich, hübsch, es ist klug und anständig, aber mehr nicht. Man könnte sagen, es lag nicht in Scott, viel Mehr zu geben; wenn er die gewöhnliche Bahn verläßt und sich im Heroischen versucht, was jedoch nur selten der Fall ist, so verfällt er meist sogleich in schwache Sentimentalität.

Unter den lautesten Trompeten- und Posaunenstößen der Popularität muß man doch immer die unumstößliche Wahrheit sich gegenwärtig erhalten, daß die Literatur eine andere Aufgabe hat, als nur die: müßige, schlaffe Leute auf harmlose Weise zu unterhalten; oder wenn die Literatur nichts von solchen Aufgaben weiß, so ist sie etwas sehr Armseliges. Unter diesem Gesichtspunkt ist an den Waverley-Novellen wenig zu finden. Nichts Ersprießliches zur Belehrung, zur Warnung, zur Erbauung, zur Erhebung in irgend einer Art. Das kranke Herz wird darin keine Heilung finden, das in der Dunkelheit ringende keine Leitung; das Heroische, was in allen Menschen liegt, keine erweckende, göttliche Stimme. Deßhalb behaupten wir, daß sie sich nicht auf tiefe Interessen gründen, sondern auf verhältnißmäßig triviale; nicht auf ewige und vielleicht nicht einmal nur auf länger dauernde. In der That, viel vom Interesse dieser Novellen entspringt aus dem, was wir Contraste des Costums nennen möchten.

Was ist das Resultat dieser Waverley-Novellen? Sollten sie nur Eine Generation ergötzen? Eine oder mehrere. So viele Generationen als sie können, aber nicht alle Generationen! ach nein! wenn unsere Schwalbenschwanzfräcke so phantastisch geworden sind, wie Pluderhosen, werden sie keine Unterhaltung mehr gewähren. Indeß haben sie doch, so viel wir zu bemerken im Stande sind, mancherlei Resultate gehabt. Fürs Erste — und dieß ist gewiß nicht das Unwichtigste — haben sie nicht vielleicht dieß Resultat gehabt, daß ein ansehnlicher Theil der Menschheit durch sie übersättigt worden ist mit bloßer Unterhaltung und etwas Besseres gesucht hat? Die Unterhaltung mittelst der Lecture kann nicht Mehr, kann nichts Besseres leisten, so viel in menschlicher Macht steht; und da kommen nun die Menschen darauf, sich selbst zu fragen: ist dieß das Beste was ich thun kann? Scott, das glauben wir, brachte manche Dinge zu einer Krisis und zu einem Aeußersten, so daß eine Aenderung unvermeidlich ward; ein großes, obwohl ein mittelbares Verdienst. Fürs Zweite darf man wohl sagen, diese historischen Novellen haben alle Menschen von einer Wahrheit überzeugt, die freilich wie eine Binsenwahrheit aussieht, aber doch Geschichtschreibern und Andern so gut als unbekannt geblieben war, bis sie in solcher Weise gelehrt wurde: daß nämlich die vergangenen Zeiten und Jahrhunderte wirklich erfüllt waren von lebendigen Menschen, nicht von Protokollen, Staatspapieren, Controversen und Abstractionen von Menschen. Keine Abstractionen waren sie, keine Diagramme und Theoreme, sondern Menschen in Büffel- oder andern Röcken und Hosen, mit Farbe auf den Wangen, Leidenschaften in ihrem Innern und mit allen Zügen und Eigenthümlichkeiten leibhaftiger Menschen. Es ist ein kleines Wort dieß, schließt aber einen großen Sinn in sich. Die Geschichte wird es forthin nicht vergessen dürfen. Ihre schönen Sprüche von Philosophie, die durch Erfahrung belehren, werden überall unmittelbarer Anschauung und Veranschaulichung zu weichen haben; dieß, und dieß allein wird für Erfahrung gelten; und bis einmal die Erfahrung hindurchgedrungen, wird die Philosophie sich bescheiden müssen, an der Thüre zu warten. Es ist ein großer, folgenreicher Dienst, den uns Scott damit geleistet, eine große Wahrheit, die er offen gelegt hat — und ganz entsprechend dem kernhaften Wesen des Mannes, der Solidität und Wahrhaftigkeit selbst seiner Einbildungskraft, welche bei all seiner lebhaften Weitschweifigkeit charakteristisch an ihm war.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar. 1839.

Die Zauberbrücke.

(Aus Cap. Scotts: Excursion on the Mountains of Ronda etc.)

Nicht weit von Ronda, in einem romantischen Thale, das der Guadiaro bildet, liegt, dicht verhüllt von der üppigen Vegetation, eine Mühle, fast im Felsen eingegraben, der sich hier beinahe senkrecht in das schäumende, wilde Wasser hinabsenkt. Zu ihr führt eine kleine Brücke, die, eben so sehr versteckt, wie die Mühle, jetzt nur noch von den Knechten des Müllers und Schmugglern betreten wird, die in den untern Gewölben der Mühle, die zum Theil die Stelle einer frühern, maurischen Quinta einnimmt, ihre eingeschwärzten Waaren den Zollaufsehern zu verbergen suchen. Alle andern Leute vermeiden die Brücke zu betreten, die frommen Hirten machen lieber einen bedeutenden Umweg, um den heiligen Fleck zu vermeiden, und die Maulthiertreiber werfen sich zuvor vor einem roh in Holz ausgeschnittenen Crucifix nieder, ehe sie den Uebergang über die geheimnißvolle Brücke wagen. Die Sage erzählt Folgendes hievon.

Zur Zeit, als Ferdinand und Isabelle der Herrschaft der Mauren in Spanien ein Ende zu machen suchten, war der Besitzer der oben genannten Quinta einer der ausgezeichnetsten Alfaquis von Ronda, der reiche Maure Abenhabuz. Durch sein verrätherisches Einverständniß mit den spanischen Königen wurde Ronda den Mauren entrissen; doch er erhielt die Begünstigung, im Genuß seines großen Vermögens und mit Beibehaltung seines alten Glaubens in Ronda bleiben zu dürfen. Später trat er äußerlich, wie so viele seiner Landsleute, zum katholischen Glauben über, und zog sich auf jene Villa im Thale des Guadiaro zurück, zugleich mit seiner Tochter, Hinzára, die allein von seinen übrigen Kindern seinem Beispiel folgte, und den christlichen Glauben annahm, der ihr schon durch ihre Mutter, eine christliche Sklavin des Abenhabuz, bekannt war. Hinzára war schön, und bald strömten eine Menge Freier herbei, theils durch ihre Schönheit, noch mehr durch den im Munde der Sage vielleicht übertriebenen Reichthum ihres Vaters angezogen. Sie entschied sich für keinen, denn ihr Herz hatte schon vorher für Don Romiro Segastibelza y Bigorre, einen jungen Biscayer, entschieden. Aber auch ihr Vater hatte gewählt, und leider stimmten ihre beiderseitigen Wünsche nicht zusammen, indem er den Bewerbungen des Gouverneurs von Ronda, Don Guiterre, ein geneigtes Ohr lieh.

Vielleicht war seine anfängliche Absicht keineswegs, sein gegebenes Wort zu erfüllen, vielleicht wollte er nur durch diese Unterhandlungen die Augen der Regierung und der heiligen Inquisition von tiefer liegenden Planen ableiten, denn wohl war er den Bewegungen der Moriscos in Granada nicht fremd. Aber als er Hinzára mit den Bewerbungen Don Guiterre's bekannt machte und von ihr eine entschieden verneinende Antwort erhielt, als sie ihm, dem Wüthenden, eröffnete, daß sie nicht, wie er, nur zum Schein das Kreuz verehre, und wenn er mehr in sie dringe, eine Zuflucht im Kloster suchen und finden würde, da sah er in seinem Kinde nur die Feindin seines Glaubens — *seine Feindin*, und nur in ihrer Vernichtung seine eigene Rettung. Der Plan war bald entworfen, und gern ließ sich Don Guiterre als Werkzeug zu einer That gebrauchen, die seiner beleidigten Ehre für den erhaltenen Korb Genugthuung versprach. Hinzára ward als heimliche Anhängerin des Islam der Inquisition übergeben.

Ramiro's Staunen und Angst über das plötzliche Verschwinden der Geliebten kannten keine Gränzen, und unermüdlich war er in Aufsuchung und Verfolgung jeder Spur, die ihm hierüber Licht zu geben versprach. Lange war Alles vergeblich, endlich erhielt er auf geheimnißvolle Weise ein kleines Blatt, worin er über Hinzára's Zustand in dunklen Worten Aufschluß zu finden glaubte. Wenige Tage darauf geschah die Hinrichtung der Ketzer, und Ramiro erblickte an der Spitze des Zugs dieser jammervollen Opfer Hinzára. Wer beschreibt seinen Schmerz! Schon sollten die Holzstöße entzündet werden, da eilte er zum Groß-Inquisitor, schilderte Hinzára's Unschuld, Tugend, Frömmigkeit — vergebens. Nur wenn das Mädchen selbst den Zusammenhang der Begebenheiten enthüllt, den er dunkel andeutet, kann Aufschub, vielleicht Befreiung erfolgen. Doch Hinzára ist taub gegen seine Bitten, ihr gilt der Vater mehr als das Leben, als der Freund ihrer Jugend, und ihm bleibt nichts übrig, als ihr die Mittel zu geben, dem qualvollen Feuertode durch einen Dolchstoß zu entgehen.

Digitized by Google

Ueber diese Vereitelung seines Racheplans wüthete vorzüglich Don Guiterre; zwar hineinwerfen in die Flammen konnte er den Leichnam, doch nicht mehr ihn mit Empfindung beseelen. Don Ramiro aber entkam mit dem Dolche und einem goldenen Kreuze, das Hinzára an ihrem Halse zu tragen pflegte, und ihm als Gedächtniß an ihre letzte Stunde übergab, in dem Gedränge des Volks. Doch die beiden Verbrecher genossen die Frucht der Sünde nicht. Abenhabuz verschwand auf räthselhafte Weise schon vor dem Todestage seiner Tochter, Don Guiterre aber erreichte der Arm der Vergeltung bald nachher.

Seltsamerweise nämlich bemerkten die Vorübergehenden bei der Villa des Mauren bald nach diesem blutigen Ereigniß eine Brücke über den reißenden Bergstrom von sonderbarer Bauart. Ein wilder Oelbaum war von unsichtbarer Hand über den Strom gelegt worden, indem seine Wurzeln noch im mütterlichen Boden ruhten, sein Haupt aber den gegenseitigen Felsen berührte, und wie zur Stütze des Wanderers fort und fort ein wilder Weinstock sich über seinen Stamm wölbte. Aber wehe dem Wanderer, der diesen Steg betrat! er erreichte niemals das ersehnte Ufer, zu dem ihn vielleicht das hellstrahlende, blendende Licht gelockt hatte, das jetzt oft bei der Dämmerung in den unteren Gewölben der verödeten Quinta gesehen wurde. Er stürzte unfehlbar in die grausenvolle Tiefe.

Don Guiterre war der Erste, den dieses Schicksal traf; einige Zeit nachher fand auch der Groß-Inquisitor hier seinen Tod und endlich Lopez, der alte vertraute Diener des Gouverneurs. Jeder von ihnen hatte eine breite Wunde am Kopfe, die aber eben so gut durch den Fall auf die scharfen Felsenriffe als durch eine Waffe hervorgebracht seyn konnte. Nur Lopez hatte noch einiges Leben in sich, das man sorglich pflegte, um etwas Näheres über dieses Ereigniß zu erfahren. Doch was er offenbarte, ist nicht bekannt worden.

Später erbot sich ein Mönch mit silberweißem Haar und Bart, doch kraftiger Haltung, die fast unterirdischen Gemacher zu bewohnen und den bösen Geist durch seine frommen Bußübungen zu bannen. Er führte ein heiliges Leben und that Gutes, wo er konnte. Doch sichtbar welkte sein Körper hin, und als er mehrere Tage lang nicht mehr gesehen ward, drangen seine Freunde in seine heilige Zelle und fanden ihn todt, kniend vor einem Altar, auf welchem ein kleines, goldenes Kreuz von ausgezeichneter Arbeit stand, sein Haupt war auf seine gefalteten Hände gefallen. Neben ihm lag ein Dolch, dessen Spitze Jahre langer Rost zerfressen hatte; von seinem Halse hing ein kleines Paket, worin eine Locke von braunem Haar, und auf der Hülle befanden sich die Worte von des Eremiten Hand: „Für dich habe ich ein einsames, freudenloses Leben geführt! weil ich deinen heiligen Geboten nicht gehorchte, bin ich schwer gestraft worden! — Heilige Jungfrau, bitte für mich, daß meine Sünden mir in jener Welt vergeben werden!“

Nach diesen Worten mußten die Haare von der heiligen Maria seyn, und sie wurden feierlich nach Toledo gebracht und in der Kirche San Juan de los Reyes niedergelegt.

Die Brücke zerfiel später, und wurde durch eine sichrere ersetzt.

Briefe aus Griechenland. I.

(Fortsetzung.)

Die Ebene von Tripolitza durchziehen niedrige Hügel, hohe, nackte, selten noch einen Waldrest tragende Gebirge begränzen sie; die hohe Lage macht die Gegend gesund, im Winter jedoch auch ziemlich rauh. Wasserbäche erinnere ich mich nirgends gesehen zu haben, dagegen auf den Fluren häufig Brunnen. An mehreren Stellen war der Grasboden mit einer Unzahl kleiner, schwarzer Heuschrecken wie übersäet, und eben im Begriff, dieselbe Verheerung zu erleiden, wie sie augenscheinlich über andere Strecken bereits ergangen war.

Tripolitza oder Tripolis (Dreistadt), ohne Zweifel von der Vereinigung dreier vormals auf dieser Hochebene gestandenen Stadte, Tegea, Pallantion und Mantineia so genannt, ist zwar von bedeutender Ausdehnung, aber größtentheils noch ein klaglicher Haufe Ruinen, aus dem hie und da neue Häuser hervorragen. Wir wurden in einem dieser, an das wir empfohlen waren, gut aufgenommen, und ritten nach ganz kurzer Rast, um den Nachmittag aufs beste anzuwenden, über das Schlachtfeld, wo der edle Epaminondas mit der Gewißheit von dem Siege der Seinigen freudig starb, zu den ein paar Stunden entfernten Ruinen von Mantineia. Die Mauern der Stadt, welche, wie man noch sieht, mit Thürmen wohl versehen waren, erheben sich gegenwärtig nur etliche Fuß über den Erdboden, lassen aber den schönen Baustyl nicht verkennen, wodurch sich die Werke der thebanischen Epoche auszeichnen. Es ist auffallend, daß nur eine ganz geringe Zahl Steinblöcke herumliegen. Den betrachtlichen Strom, von welchem Xenophon spricht, habe ich nicht bemerken können, wohl aber schlich an den Mauern ein Wässerchen hin, das zur Regenzeit durch Zuflüsse von den Bergen bedeutend anschwellen mag, wie dann überhaupt diese geschlossenen Bergthaler leicht unter Wasser gesetzt werden. Die ganze Ebene von Mantineia wird, wenn man von einigen Weinpflanzungen gleich beim Eintritt in dieselbe von Tripolitza absieht, als Trift benutzt. Wir richteten an zwei Hirten, deren Aussehen übrigens nicht sehr geeignet war Vertrauen einzuflößen, einige Fragen in gemeiner griechischer Mundart, worüber sie wie verwundert bald uns, bald einander anschauten, ohne einen Laut von sich zu geben, und jede Bemühung, uns verständlich zu machen, war so vergebens, daß wir fast selbst an der Bedeutung unserer Worte zweifelten.

Am andern Tage kamen wir nicht so früh von Tripolitza weg, als wir gewünscht hatten, um an demselben Mistra zu erreichen, weil wir mit den Agojaten lange nicht einig werden konnten. So heißen die Leute, welche Pferde oder Maulthiere an Reisende verleihen und zu gleicher Zeit ihre Begleiter sind. Wunderbar abgehärtet und im höchsten Grade genügsam, machen diese mit der gewöhnlichen Kopfbedeckung, die nicht den geringsten Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewährt und bei der schmalsten Kost die beschwerlichsten Wege zu Fuß, bald sich durch die eintönige Weise eines Liedchens ermunternd, bald die derbsten Flüche ausstoßend, um ihre Thiere in Lauf zu bringen.

Digitized by Google

Da eine lange Strecke kein Wasser anzutreffen seyn sollte, mußten wir wohl oder übel schon nach kurzem Ritte wegen unsrer Thiere in einem etwas seitwärts gelegenen Dorfe Halt machen, verschmerzten aber leicht die dadurch herbeigeführte Zögerung, als wir daselbst eine wirklich recht gemüthliche Unterhaltung mit Landleuten fanden, die, aus Alten und Jungen, Männern und Weibern bestehend, mit einer Schafheerde gleichsam zu einer Familie vereinigt, unter einem schattigen Baume gelagert waren. Solche ländliche Einfalt kann man oft bemerken; ich erinnere mich, zu einer andern Zeit gesehen zu haben, wie ein Mann ganz ruhig neben seinem gleichfalls auf dem Boden ausgestreckten Schweine wie neben einem guten Freund am Wege schlief. Die guten Leute zeigten sich besonders begierig, etwas über unser Vaterland zu erfahren, von dem sie sich seltsame Vorstellungen zu machen schienen, und als die Rede auf ihren eigenen gegenwärtigen Zustand kam, erinnerten sie sich an die vergangenen, schweren Zeiten, wo der Türke Herr ihres Eigenthums gewesen, und dankten Gott, daß endlich ein anderes Gestirn über ihnen aufgegangen wäre. Auf sehr schlechtem, steinichtem Wege gelangten wir von da in ein Flußthal; hie und da erblickte man unter dem Schatten einsam stehender Bäume ruhende Schaf- oder Ziegenheerden und mit der Käsebereitung beschäftigte Hirten (τζοπάνηδες), die uns besser verstanden als jene von Mautineia. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, wie sie ihre meisten Gefäße noch mit alten Namen benennen; so heißt z. B. das Butterfaß κάδι, ein kleines hölzernes Geschirr κουτούλη, was das verlängerte κοτύλη ist. Das Thal ward allmählich enger, und der Weg lief in dem trockenen Bette des Sarantapotami fort; die Berge links und rechts waren mit Grün überzogen, manchmal schimmerte zur Seite ein rinnendes Bächlein, das sich sogleich wieder verlor. Wir waren froh, als wir an dem Khan bei der sogenannten kalten Quelle ruhen, und unsern matten Wein, mit dem vortrefflichen Wasser mischend, kühlen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

(Fortsetzung.)

Dedilow.

Unter dem gemeinen Volke um Tula herrscht ein alter Glaube, daß die Freistadt *) Dedilow früher oder später versinken müsse. Die Veranlassung zu dieser abgeschmackten Meinung war ein wirklicher Erdfall, der an einem der höhern Punkte am Ausgang von Dedilow nach Bogoroblzk sich ereignet hatte. Hier soll einst ein Haus gestanden haben, das aber wegen der Gottlosigkeit seiner Bewohner auf einmal von der Erde verschlungen wurde und keine Spuren hinter sich ließ, als einen kleinen, an dem Orte des Sturzes entstandenen See, der etwa 50 Klafter im Umfang hat und sich bis jetzt so ziemlich immer auf derselben Höhe erhielt. Solcher Erdfälle mit Seen sind in Dedilow sieben; ähnliche kommen auch in andern Gegenden der südlichen Gouvernements vor, und in einigen dieser Seen soll man, nach den Aussagen alter Leute, einst Schiffsplanken gefunden haben. Wenn dieß durch unzweifelhafte Zeugnisse nachgewiesen werden könnte, so dürfte man daraus auf eine Verbindung mit irgend einem Meere durch einen unterirdischen Canal schließen, *) namentlich mit dem schwarzen Meere, in welcher Richtung im Jahre 1803 ein Erdbeben von Odessa bis Tula und noch weiter nach Norden gefühlt wurde.

Nicht weit von Dedilow ist der Iwanowische See, aus dem zwei Flüsse, der Don und der Schat, entspringen. Ueber diesen See hat das gemeine Volk nachstehendes Märchen: hier lebte ein Mann, Namens Iwan, mit zwei Söhnen; der ältere ehrte den Vater, der jüngere aber hatte keine Achtung vor ihm. Als der Vater zum Sterben kam, rief er seinen ältern Sohn zu sich und sagte zu ihm: „mein Segen sey über dir!“ Dann rief er den jüngsten und sagte: „du sollst von mir verflucht seyn und herumwandern von jetzt an bis in Ewigkeit.“ Seit dieser Zeit nannte das Volk den ältern Sohn Don Iwanowitsch, den jüngern Schat (der Unstäte), welcher letztere Name noch jetzt ein Schimpfwort in allen benachbarten Gouvernements ist. Ich erwähne dieser Fabel als eine Probe russischer Volksmoral, die nach der Sitte des Orients in Gleichnissen und Allegorien von Geschlecht zu Geschlecht sich überliefert.

*) Sastatny gorod; die Uebersetzung ist eigentlich nicht ganz richtig, denn das Wort bedeutet nur, daß die Stadt von keinem andern Distrikt abhänge und ihre eigene Verwaltung habe.

*) Die Erklärung ist vielleicht nicht so weit zu suchen. A. d. R.

Forschungen über den Erdmagnetismus.

Bekanntlich hat Hr. Prof. Gauß in Verbindung mit mehrern andern Physikern Beobachtungen über den Erdmagnetismus veranlaßt, die von Norwegen bis Neapel gehen. Baron A. v. Humboldt brachte die Sache zur Kenntniß Sr. k. H. des Herzogs von Sussex, der damals noch Präsident der königlichen Gesellschaft von London war, um ähnliche Beobachtungen theils in den weiten Besitzungen Englands, theils in den Südpolarmeeren zu veranlassen. Die königliche Gesellschaft ernannte eine Committee von Physikern und Meteorologen, welche die Frage berathen sollten, ob es angemessen sey, die Regierung um die Errichtung bestimmter magnetischer Observatorien und die Ausrüstung einer See-Expedition nach den Südpolarmeeren zum Behufe magnetischer Beobachtungen anzugehen. Der Vorstand und Berichterstatter dieser Committee war Hr. J. F. W. Herschel. Der Bericht fiel natürlicherweise günstig für solche Untersuchungen aus (er steht im Athenäum vom 10 Januar d. J.), und eine Deputation verfügte sich zu Lord Melbourne, um ihm die Sache zu empfehlen; sie erhielt die Versicherung, daß er Alles thun werde, daß die Vorschläge der Committee möglichst bald in Ausführung gebracht würden.

Die gespenstischen Reiter.

(Fortsetzung.)

Der Spanier, der seine Hütte bereits mit zwei Weibern theilte, die er von den benachbarten Stämmen, mit denen er handelte, mit-

Digitized by Google

genommen hatte, faßte bald eine Leidenschaft für die höhere Schönheit des nordischen Mädchens, und bei der Rücksichtslosigkeit auf moralische Pflichten, welche von diesen Menschen nur zu sehr außer Acht gesetzt werden, wenn es sich um das Glück eines der Ureinwohner des Landes handelt, beschloß er, sie zum Opfer seiner ungezähmten Leidenschaften zu machen. Zekana erwiederte seine Anträge mit Unwillen und Verachtung; trotz des Abscheus aber, den sein Benehmen in ihr erregte, scheute sie sich dennoch, ihrem Gatten den erlittenen Schimpf zu erzählen, aus Furcht, seine heftige Stimmung möchte ihn mit allen den weißen Abenteurern, den ruchlosen Halbblütigen und entarteten Indianern in Feindschaft bringen, die sich gewöhnlich auf einem Handelsplatz aufhalten, und die geschmeidigen Geschöpfe ihres Gebietes werden. Ueberdieß nahte der Frühling heran, und Zekana hoffte, daß dessen erste Blüthen sie wieder mehr mit ihrem Geliebten allein im Genusse der traulichen Einsamkeit ihres Sommeraufenthaltes finden würden; auch begnügte sie sich im Vertrauen auf ihre Reinheit und eigene Kraft, das Benehmen des Kaufmannes mit Stillschweigen zu übergehen. Allein der listige und schamlose Spanier war nicht so leicht um sein Opfer zu betrügen, und nachdem er eine Menge von Planen entworfen hatte, benutzte er am Ende zur Erreichung seines Zweckes List und Gewalt. Es gelang ihm, den unbefangenen Indianer zu einem Vertrage zu verlocken, vermöge dessen derselbe ihm in einer gewissen Frist einen Haufen Häute zu liefern hatte; damit aber Ta-ni-ga-ro, um sich dieselben zu verschaffen, ganz ungehindert seyn und bei seinem gefährlichen Geschäfte weit genug umherstreifen könne, überredete der Kaufmann ihn, er solle sein Weib unter seinen Schutz stellen, während er in den innersten Schlupfwinkeln der Felsengebirge umherziehe. Nach der Gewohnheit der Indianer begab sich der Jäger auf seinen Streifzug, ohne die geringste Mittheilung an Zekana in Betreff seiner weiten, entfernten Streiferei, oder der Verfügungen, die er in Beziehung auf sie während seiner Abwesenheit getroffen hatte.

In einem der höchst romantischen Thäler an der Ostseite der Gebirge, am Fuße des schneebedeckten Gipfels, der seinen Namen von dem ersten weißen Mann hat, der seinen Fuß auf dessen Spitze setzte, befindet sich eine große und schöne Quelle, deren durchsichtiges Wasser, mit kohlensaurem Gas geschwängert, ihr von Seite der weißen Jäger, welche auf den Bibersang in diese entfernte Gegend kommen, den Namen „siedende Quelle“ (Boiling Spring) verschafft hat. Sie ist die erste Quelle, welche man nach der Reise durch die große Wüste antrifft, und ihr lieblicher Geschmack sowohl, als ihre eigenthümliche Lage machen, daß sie von den umherziehenden Eingebornen des Gebirges und der Ebene mit tiefer Verehrung betrachtet wird. So oft der indianische Jäger aus diesem Felsenbassin trinkt, legt er jedesmal ein Opfer in das erfrischende Becken, woher es kommt, daß der reine Grund desselben mit Perlen und andern Schmuckstücken besäet ist, welche die Eingebornen als Opfer oder Geschenke für die Quelle zurückgelassen haben.

An dieser Quelle ruhte im April an einem schwülen Mittag die Gestalt eines indianischen Jägers. Sein Mantel von blauem und scharlachrothem Zeug, mit weißen Perlen besetzt, war augenscheinlich spanisches Fabricat, und ließ mit Wahrscheinlichkeit auf den kühnen und räuberischen Umherschwärmer aus Südwest schließen, hätte man nicht die lang geflochtenen und mit Bändern durchwundenen Locken des Tetan oder Kaskaja an ihm vermißt; auch sprach der am Scheitel zusammengeknüpfte Haarbüschel mit der Feder des Kriegsadlers als einzigem Schmuck mehr für den furchtbaren und minder flüchtigen Eingebornen des Nordens: die hohe Gestalt und die hervorragende Adlernase war außerdem vereint mit andern Zügen, welche noch bestimmter die Pania und andere Stämme der Missouri-Indianer charakterisiren. Es war eigentlich unmöglich zu sagen, welcher Nation der Jäger angehöre. Das beste Blut des edelsten Geschlechtes konnte unvermischt in diesen Adern strömen, denn von welchem Stamm er auch seyn mochte, so war augenscheinlich, daß er sich jetzt selbst zu keinem besondern Stamme zählte, und vielleicht wirklich ein Verbannter seines Volkes war. Der Ausdruck muthiger Entschlossenheit, der um seinen kühn gesormten Mund herrschte, und der gebieterische Blick, der in seinem durchdringenden Auge lag, erklärte, daß der Jäger kein gewöhnlicher Mann, sondern, was auch jetzt sein Geschäft seyn mochte, einst ein Krieger und Häuptling gewesen war.

Ermüdet von der Jagd und erschöpft durch die Mittagshitze, ruhte Ta-ni-ga-ro auf dem üppigen Rasen, welcher diese Stelle bedeckte. Er hatte seinen schönen mexicanischen Mantel ausgezogen, und war beschäftigt, die Perlen aus den gewobenen Strumpfbändern herauszulösen, um sie der Gottheit des Platzes zum Opfer darzubringen. Er ließ ein Stück nach dem andern in die trügerische Welle versinken; allein jedes derselben wurde, sobald es auf den Boden fiel, von einem wallenden Wirbel wieder nach der Oberfläche gezogen, wo es einen Augenblick schwebte, gegen den Rand der Quelle niedersank und in dem Strome verschwand, der in das Thal hinabfloß. Das Herz eines Indianers ist voll von Aberglauben, und obgleich Ta-ni-ga-ro aufgeklärter war, als die meisten seines Stammes, so war er doch in Betreff der Phantasie ein ächtes Kind der Wildniß. Dem plötzlichen Angriff von zwanzig Schwarzfüßen wäre er ohne Schrecken entgegengetreten, und ihr Angriffsgeschrei würde mit dem trotzigen Kriegsrufe erwiedert worden seyn, aber die Seele des unerschrockenen Wilden erbebte, als er die seltsame Aufnahme seines frommen Opfers gewahrte

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Entdeckung von Papieren der HH. Moorcroft und Trebeck. Dr. Lord, welcher den Capitän Sir A. Burnes auf seiner letzten Mission nach Cabul begleitete, wurde von Mahammed Murad Beg von Khundus (in dessen Lande Moorcroft und Trebeck gestorben) eingeladen, seinen Bruder, der seit langer Zeit an den Augen litt, zu besuchen. Es gelang ihm daselbst 57 zerstückte Bände zu erhalten, die den Reisenden gehört hatten, so wie mehrere Manuscripte und Karten. Diese letztern enthalten auch die Route der Reisenden. Die Bücher, deren er beim Eintritt in Murad Begs Land 90 besaß, sind jetzt bis auf drei alle gefunden oder ihr Schicksal nachgewiesen; sie enthalten Randbemerkungen Hrn. Moorcrafts, die zum Theil sehr interessant sind. (Asiatic Journal. Januar 1839.)

Die Waragong-Gebirge oder australischen Alpen. In der Londoner geographischen Gesellschaft wurde am 14 Januar ein Bericht von Dr. Lhatsky über eine Besteigung des höchsten dieser Berge des Mount William vorgelesen. Die botanischen Erzeugnisse dieser sehr wenig bekannten Gegend sollen vorzüglich bemerkenswerth seyn. Das Wasser kam bei 196° F. (75° R.) zum Sieden, wonach die Höhe 8200 englische Fuß über dem Meere betrüge.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1839.

Ueber den gefrornen Boden in hohen nördlichen Breiten.

(Eine Mittheilung des bekannten Dr. Richardson an die geographische Gesellschaft in London.)

Reisende, welche in die arktischen Gegenden von Asien und Amerika vordrangen, bemerkten, daß der untere Boden gewisser Landstriche fortdauernd gefroren, und Gmelin hat schon lange erklärt, daß in Sibirien die Erde weit über 100 Fuß tief gefroren sey; aber diese Angaben wurden entweder übersehen oder nicht geglaubt, bis neuerlich Professor Bär von Petersburg und Hr. Erman von Berlin der geographischen Gesellschaft von London Nachricht von einem Brunnen mittheilten, der zu Jakutsk 382 Fuß tief in den gefrornen Boden gegraben wurde. Die Nachforschungen sollen in Sibirien noch weiter fortgesetzt werden, und Professor Bär bemerkte, wie wünschenswerth es sey, daß von den Beamten der Hudsonsbay-Compagnie Nachforschungen angestellt würden über die Ausdehnung des gefrornen Bodens in Nordamerika, die Dicke desselben in den verschiedenen Breiten, und wie viel davon gegen Ende des Sommers verschwinde. Der Rath der Londoner geographischen Gesellschaft, stets bereit eine so wichtige Untersuchung im Zweige der physischen Geographie zu befördern, ließ nachstehende Instructionen aufsetzen und an die Beamten der Hudsonsbay-Compagnie vertheilen.

„Da es nicht wahrscheinlich ist, daß sich sobald eine Gelegenheit ergeben wird, im Ländergebiete der Hudsonsbay tiefe Brunnen zu graben, so kann die Dicke der gefrornen Schichte nicht auf dieselbe directe Weise erforscht werden, wie zu Jakutsk, aber wie tief der Boden im Sommer aufthaut, kann man ohne viele Mühe erfahren. Sir John Franklin erwähnt, daß zu York Factory unter 57° B. der Boden nicht über 3 Fuß aufthaue, am Ufer des großen Bärensees nur 22 Zoll. Die beste Zeit, um zu beobachten, bis in welche Tiefe der Boden durch die Sommerhitze aufthaute, ist im Anfange des Winters, wenn die Oberfläche wieder zu gefrieren beginnt und der Schnee liegt, d. h. unter 56° B. im Anfang Octobers, weiter gegen Norden im September. Jede Stelle, wo beim Graben im Sommer gefrorner Unterboden entdeckt wird, sollte aufgezeichnet werden, so daß, wenn die Beobachtungen hinreichend vervielfältigt sind, die Südgränze der gefrornen Schichte auf der Karte bemerkt werden könnte; wenn sich in höheren Breiten Stellen ohne gefrornen Boden finden, so sollten die Eigenthümlichkeiten derselben aufgezeichnet werden, namentlich diejenigen, welche zu einem vollständigen Ablauf des Wassers oder zur Erhöhung der Sommertemperatur beitragen, als Lager von bituminösem Schiefer, die Nähe von warmen Quellen, oder der Reflex von Sonnenstrahlen von hohen Felsenmauern her. Mehrere Gründe lassen vermuthen, daß im Innern des Gebiets der Hudsonsbay-Compagnie das Klima so ziemlich dasselbe ist, wie in Sibirien, und wir wissen, daß auf den nördlichen Ufern des großen Sklavensees unter 62° nördl. B. die mittlere jährliche Temperatur ziemlich dieselbe ist, wie in dem unter gleicher Breite liegenden Jakutsk. Hier wird also wohl der gefrorne Boden eben so dick seyn; zu Fort-Chipewyan, wo man die mittlere Temperatur auf 29° bis 30° F. (— 1° R.) schätzt, wird die Tiefe des gefrornen Bodens nach Verhältniß nicht über 60 Fuß betragen, und gegen Cumberlandhouse, wo die durchschnittliche Wärme des Jahres eher über als unter dem Gefrierpunkt ist, wird der gefrorne Unterboden wohl wahrscheinlich ganz verschwinden. Thatsachen, welche diese Voraussetzungen beweisen oder widerlegen, sind erforderlich; und zwischen Athabasca und dem Saskatchewan wird der gefrorne Unterboden, da er sehr dünn ist, leicht ganz zu durchgraben seyn. Selbst in den höhern Breiten, wie am Mackenzie, läßt sich manches Wissenswerthe erfahren, namentlich wenn man einige der neuern Landschlipfe untersucht, welche an den Ufern großer Ströme jährlich vorkommen. Uferhöhen von mehreren hundert Fußen, die aus zertrümmerten Felsen bestehen, und von dem Mackenzie und dem Fluß des Bärensees unterwaschen werden, sind in Sir John Franklins Journal bemerkt. Sollte eine von diesen in der Dicke von 400 Fuß, vertical und horizontal gerechnet, weichen und herunterrutschen, so könnte durch Untersuchung der stehen gebliebenen Wandung die Tiefe des gefrornen Bodens so gut wie bei dem Brunnen zu Jakutsk ermittelt werden. Auch Landschlipfe von geringerer Größe,

Digitized by Google

welche häufiger eintreten, sind nicht zu vernachlässigen. Fließende Gewässer, die nur durch oberflächliche Quellen genährt sind, müssen den Herren von der Hudsonsbay-Compagnie bekannt seyn; auch kennen sie gewiß viele große und reißende Ströme, die den ganzen Winter hindurch bedeutende Wassermassen in den arktischen Ocean ergießen. Der Mackenzie selbst hat seine meisten Zuflüsse aus Gegenden, deren mittlere Temperatur unter dem Gefrierpunkt ist; seine südlichen Zuflüsse sind vergleichungsweise klein. Nun müssen aber die Gewässer, welche z. B. den ununterbrochenen Lauf des Mackenzie und des großen Bärenflusses unterhalten, unter der gefrornen Schicht entspringen. Tease's-Fluß und alle andern Zuflüsse des großen Bären-Sees zusammen genommen, geben selbst im Sommer eine weit geringere Wassermenge als der Bärenseefluß abführt, und da keine demerkenswerthe Senkung der Oberfläche des Sees stattfindet, obgleich der daraus hervorkommende Strom zum Gefrieren zu reißend, 900 Fuß breit und mehrere Klafter tief ist, so muß der große Zufluß aus dem Grunde des Sees selbst kommen; die Tiefe eines der Arme des Sees wurde zu etwa 240 Fuß befunden; da aber die durchschnittliche Warme des Jahres nicht über 14 oder 17° F. (— 8° bis — 6⅔ R.) beträgt, so können die fortdauernd fließenden Quellen nicht weniger als 400 Fuß Tiefe haben. Es wäre höchst nützlich, die größte Tiefe dieses Sees zu erforschen, da dieses zu einem richtigen Schlusse leiten könnte, und dasselbe dürfte noch leichter bewerkstelligt werden, wenn man kleinere Seen, deren Ausflüsse den ganzen Winter hindurch strömen, untersuchte."

Briefe aus Griechenland. I.

(Fortsetzung.)

Gestärkt zogen wir gegen Abend weiter, von dem Flußthale abgewendet, durch waldige Gegenden bald aufwarts, bald abwärts, bis wir die hohen Gipfel des Taygeton glanzen sahen, und uns in einem kleinen geschlossenen Thale auf freiem Felde niederließen, wo erst eine Menge Disteln wegzuräumen waren, um für unsere Matratzen Platz zu gewinnen. Auf öfteres Zurufen unsers Azojaten ließ sich ein Hirte, der seine Mandra, d. h. seinen Pferch auf einer der Höhen hatte, bewegen, heradzukommen, und versah uns am Abend, wie auch in der Frühe, mit Ziegenmilch. Es war starker Thau gefallen, und die Morgenkühle so durchdringend, daß wir uns selbst auf dem Wege lange nicht erwärmen konnten. Bald hatten wir die prächtigste Aussicht auf das gewaltige Taygetongebirge, das zerfallene fränkische Schloß von Mistrá auf einem Vorsprunge desselben, das lebhaft an unsere Ritterburgen erinnerte, und auf einen Theil der schönen Ebene, die mit der Lorbeerrose bedeckt war. In das Flußthal herabgestiegen, setzten wir auf einer Brücke mit einem großen Schwiedbogen über den Eurotas (Iri), dessen klares Wasser, zwischen Felsen eingeengt, rasch dahinfloß, und gelangten in kurzer Zeit über Hügel und Bäche zu dem am Fuße des steilen Schloßberges gelegenen Orte Mistrá. Hier stiegen wir bei einem Priester ab, der zu seinem Vortheile wie zur Bequemlichkeit der Reisenden Fremde beherbergt. Der Flecken hat ein sehr trauriges Ansehen; die Wuth des zerstörenden Krieges hat furchtbare Spuren zurückgelassen, und man glaubt an einer Stätte des Todes zu seyn, wenn die kleine Bevölkerung sich vor der Tageshitze in ihren Mauern schützt, und allenthalben tiefe Stille herrscht. Auch klagen die Einwohner über böse Fieber. Welches Vergnügen empfanden wir dagegen, als wir in der wohlthuenden Frische des Abends an den wilden, gigantischen Felsenmassen des Taygeton vorüber einen Spaziergang nach dem südlich gelegenen Dorfe St. Johann machten, und daselbst in herrlich bewässerte Gärten mit dichten Reihen von Pomeranzen-, Citronen-, Mandel- und Feigenbäumen eintraten!

Am andern Morgen machten wir uns auf, um die Ruinen von Sparta zu besuchen. Wir ritten gen Osten; das Land war angebaut und mit zahlreichen Bäumen besetzt. Nachdem wir über das Flüßchen Magula und zu dem gleichnamigen Dorfe gekommen waren, erreichten wir bald die berühmte Stätte. Wir mochten etwa drei Viertelstunden von Mistra aus gebraucht haben. Aber wie sahen wir uns in unsern Erwartungen getäuscht! Zeit und feindliche Hände haben hier Alles verwüstet, und es ist keine Möglichkeit, aus der Verwirrung der Mauertrümmer und Steinhaufen klar zu werden. Es ist auffallend, daß gerade die ehemals blühendsten und mächtigsten Städte der griechischen Halbinsel heutiges Tages die wenigsten Spuren ihrer alten Größe zeigen. Sparta ist selbst mit dem Namen verschwunden; über die Hügel, die in seinem Umfang eingeschlossen waren, zieht jetzt der Landmann gleichgültig den Pflug; an die Stelle der Werke des Ares sind die Gaben der Demeter getreten. Als uns die unerträglichste Hitze forttrieb, um Schatten zu suchen, sahen wir in der Richtung nach Westen in der Ebene ein geöffnetes Grab, das aus großen Steinblöcken errichtet war, und dem ein Grieche, der sich zu uns gesellte, die Ehre anthat, es, wenn ich nicht irre, für das des Leonidas auszugeben. Nach einiger Ruhe bei einer Quelle ritten wir noch 1½ Stunden weiter südlich, um den Ort zu sehen, wo einst der amyklaische Apollo auf seinem wunderbaren Throne so großer Verehrung genoß. Jetzt heißt er Sklawochorio (Slavenort) und ist durch die Menge seiner alten und neuen Ruinen — denn unter Ibrahim wurden die Kirchen, die in merkwürdig großer Zahl vorhanden waren, verwüstet — das vollkommenste Bild der Zerstörung. Die Gegend ist sehr fruchtbar und reich an Bäumen jeder Art. Etwa eine Viertelstunde davon nach dem Eurotas zu liegt auf einem Hügel, von dem man eine sehr schöne Aussicht auf das Eurotasthal hat, eine zerfallene Kirche, die ohne Zweifel auf einem alten Tempel erbaut war; nicht weit von der Thüre befindet sich in der Mauer ein Stein, auf dem einige Worte stehen, die aber höchst unleserlich sind, und mehrere Schritte von der Kirche weg liegt ein großer Steinblock mit hie und da eingeschlagenen Kupfernägeln. Man hatte uns etwas von einem Thore am Fuße des Hügels gesagt, doch ward unser Suchen nicht belohnt, und wir eilten nach Sparta zu, als ein sich plötzlich erhebender Gewittersturm uns nach Mistra nöthigte. Da

Digitized by Google

man uns abgerathen hatte, über das Gebirge nach Messenien zu gehen, so schlugen wir den Weg nach Leondari längs der östlichen Abdachung des Taygeton ein. Wir kamen nochmals über Sparta und ergötzten uns abermals an dem großartigen Anblick der Landschaft, deren farbenreiche, von sanften Hügeln durchschnittene Fläche östlich vom Eurotas und von den jenseits dieses Flusses gelegenen, vielfach zerrissenen Höhen begränzt wird, während im Westen die höchsten Berggipfel von Moreas ehrfurchtgebietend emporragen. Man könnte keine reizendere Natur denken, wenn durch die wellenförmige Hüggellinie im Süden nicht die Aussicht auf das Meer benommen würde. Gegen das Flußthal fallen die Hügel von Sparta ziemlich steil ab, zeigen aber auch von dieser Seite die ganze Liedlichkeit ihrer Formen. Eine Zeit lang ritten wir im Thale hin, dann stiegen wir aufwarts und behielten den Fluß weit zur Rechten. Von dem Gebirge strömen viele Flüsse dem Eurotas zu, und mancherlei Bäume gedeihen in der Gegend. In dem hoch und schön gelegenen Dorfe Kastania ging es lebhafter zu, als wir bisher irgendwo gesehen, denn es wurde Markt gehalten, auf dem der Ausschuß europäischer Waaren ausgelegt schien, und uns ergötzte das rothe Wams und die blauen Röcke der hie und da sichtbar werdenden Weiber. Als wir wieder in die Ebene und zu einer schönen Quelle gelangt waren, wo sich Landleute aus einem nahen Dorfe eingefunden hatten, machten wir Halt. Man wird nicht leicht an einen solchen Platz kommen, ohne Gesellschaft dabei anzutreffen; eine Quelle und ein schattiger Baum daneben ist das Stelldichein des Landmannes, und dem Reisenden das ersehnte Schenkzeichen, das zur Einkehr ladet; seltene Gäste sind hier eben so willkommen als tägliche, und diese erheben sich von dem Boden, um jenen ihre Achtung zu bezeugen. In der Nähe der Quelle befand sich eine zerstörte Burg, die aus der mittleren Zeit stammen mag. Unser Weg führte gegen Abend durch liedliche baumreiche Thäler, aber nirgends zu einer Ortschaft, und da wir nicht in der Vertiefung bleiben wollten, erstiegen wir in der Dunkelheit einen steilen Berg, auf welchem zwischen Gehölz ein halbes Duzend armselige Hütten stehen, die den Namen Petrina führen, und übernachteten vor einer derselben sammt den Bewohnern, einem jungen Ehepaare mit einem kleinen Sprößling, das eben so glücklich als arm schien. Am andern Morgen, der empfindlich kalt war, ritten wir auf anmuthigem Wege nach Leondari, das auf einer Höhe am nördlichen Ende der Taygetonkette liegt und nicht wenliger zerstört ist als andere Flecken. Zu unsern Füßen hatten wir die schöne, große Ebene von Megalopolis, die vom Alpheios der Länge nach durchströmt und von vielen andern kleinen Flüssen bewässert, ringsum aber von Bergen, wie von einem Kranze umgeben wird, unter denen die ipkäische Reihe im Westen besonders unsere Aufmerksamkeit durch die Erinnerung an die altpelasgischen Sagen festhält. Dort wurde Zeus von drei Nymphen erzogen, und ihm auf dem höchsten Gipfel ein Altar errichtet; dort wurden von einem rohen Geschlechte dem blutgierigen Götzen Menschenopfer gebracht; aber eben dort zeigten sich auch die ersten Anfänge der Bildung in der Erbauung der ältesten Stadt Lykosura. Indeß hielt sich die Bevölkerung immer an die Höhen, und liebte nicht, sich in einer Stadt in der doch dazu so einladenden Ebene zu vereinigen, und selbst, als politische Rücksichten eine solche Vereinigung verlangten, legte sie nur ungern, ja selbst gezwungen, Hand an die Gründung der Großstadt. Derselbe thebanische Held, dessen Sieg und Tod das Schlachtfeld von Mantineia berühmt gemacht hat, drang mit seinem Ansehen durch, daß nach der Schlacht bei Leuktra in Böotien hier eine Schutzwehr gegen die Angriffe des feindlichen Sparta errichtet wurde. Während ein Theil seiner Macht hier aufgestellt war, um jede Störung des Unternehmens von Seite der Spartaner zu verhindern, schickten sich gegen vierzig arkadische Städtchen an, sich in einer Hauptstadt zu verschmelzen, die Sparta in nichts nachstehen sollte. Aber vieles Unglück, innere und äußere Kämpfe hatte die neue Stadt zu bestehen, und nachdem es ihrem Erzfeinde gelungen war, sie zu erobern und zu verbrennen, schien ihr Ende gekommen zu seyn. Doch führte ihr tapferer Bürger, der sich Epaminondas zum Vorbild genommen hatte, Philopömen, erst dann ihren eigentlichen Glanzzeitpunkt herbei, und verschaffte ihr den Ruhm, den letzten Vertheidiger der griechischen Freiheit durch Wort und That hervorgebracht zu haben. Nach seinem Tode scheint sie in schnellen Verfall gerathen zu seyn, und in den Stürmen der spätern Jahrhunderte hat sie ihren gänzlichen Untergang gefunden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in Kurdistan.

James Brant, englischer Consul zu Erzerum, schrieb unter dem 14 November v. J. an die geographische Gesellschaft in London, daß er kurz zuvor von einer Reise durch Armenien und Kurdistan zurückgekehrt sey, und auf derselben das bis jetzt noch unerforschte Gebirge Supan Dagh erstiegen habe, das sich an der nordwestlichen Ecke des Sees Wan auf 10,000 Fuß über das Meer erhebe; er sey längs dem westlichen Ufer des Sees fortgereist, habe Bitlis und Seert besucht, sey dann an dem südwestlichen Fuße des Ararat zurückgekehrt, und habe das Thal des Muradtschai oder östlichen Euphrat von seiner Quelle in der Nähe bei Diadin in westlicher Richtung fast 300 (englische) Meilen weit bis Kharput verfolgt und genaue Angaben über den Lauf des Flusses bis nach Samosat erhalten. Hr. Brant bemerkte, daß durch die Bezwingung der rebellischen Häuptlinge die Ruhe in Kurdistan jetzt hergestellt sey, und Reisende jeden Theil des Landes besuchen könnten. Der Bey von Hakkiyah gehorcht jetzt dem Pascha von Wan, und man kann leicht nach Dschulamerik, welches im innersten Theile des Gebirges liegt, gelangen.

Die gespenstischen Reiter.

(Fortsetzung.)

Ihm selbst war Gefahr und Tod nicht fürchterlich, allein es gab ein anderes Wesen, dessen Daseyn in seinem eigenen verwundet wurde, und ahnungsvolle Gedanken über dessen Lage drängten sich in diesem

Digitized by Google

Augenblicke wild in seinem Gehirne durcheinander. Ein seltsamer Nebel schwamm vor seinen schwindelnden Blicken, und er sah oder träumte die vorwurfsvolle Miene Zekana's in der geheimnißvollen Quelle wiederzukehren. Der erschrockene Liebhaber sprang wie ein Blitz auf und starrte mit seinem durchdringenden Blick aufmerksam hinein. Allein die Erscheinung war verschwunden. Er erblickte in der heiligen Quelle nichts mehr, als den mit Wampum besäeten Boden, und wußte nicht, ob die täuschende Aehnlichkeit, die sich so eben auf deren Oberfläche gezeigt, durch seinen innern Schmerz erzeugt, oder ob die Bewegung des unstäten Spiegels diese Züge in ihrem gewohnten Reize verändert hatte. Seltsame Gedanken drängten sich in seinem Kopf, und ein schneller Entschluß und dessen augenblickliche Ausführung war das Resultat hievon. Der Ruf des Herrn führte in einem Augenblick sein Roß an seine Seite; ein anderes diente zum Aufladen seines kleinen Gepäcks, und nachdem er sich in seinen Sattel geschwungen, sagte er dem Schauplatze Lebewohl, wo er sein neues Geschäft kaum begonnen hatte, hinterließ seine Bibersallen und Alles, was sie enthalten mochten, dem ersten glücklichen Jäger, den sein Schicksal zu ihnen führen möchte.

Ta-ni-ga-ra hatte eine ziemlich Strecke Wegs am Fuße der Gebirge hin vor sich, endlich aber traten die spanischen Berggipfel näher, und der ungeduldige Wanderer erschien bald darauf an dem Handelsplatze des Spaniers. Er fand diesen von einer kleinen Anzahl von Provincialtruppen besetzt, welche wegen einiger feindseligen Bewegungen in der Nachbarschaft sich hier eingefunden hatten. Einer aus den Sicherheitswachen sagte ihm, daß Zekana nicht mehr hier sey, auch warnte er ihn zum voraus, daß Gefangenschaft und Tod seiner harre, wenn er sich vor dem Commandanten zeigen würde. Der erschrockene Gatte wartete nicht, bis er erfuhr, ob der Kaufmann noch hier sey, sondern in der Meinung, Zekana werde während der an der Gränze stattfindenden Unruhen in ihrer Heimath eine Zuflucht gesucht haben, stieß er seinem ermatteten Pferde die Sporen in die Seite, wandte sich ab von der ungastlichen Pforte und verschwand in kurzem in der Ferne.

Noch nie war ihm der Weg zu dem Aufenthalt, wo er so viele glückliche Stunden verlebt hatte, und wo er trotz einiger Ahnungen im Herzen deren noch mehrere verwirklicht zu sehen hoffte, so lang vorgekommen. Nachdem er seinen Weg einige Zeit zwischen den seltsamen tafelförmigen Erhebungen, die das Land bedecken, verfolgt hatte, erreichte er endlich das kleine Thal, in welchem seine Wohnung lag. Alles sah so still und friedlich aus, wie er es vor kurzem verlassen hatte, und sein Busen fing an höher zu schlagen, als er sich unter die kleinen Weiden, welche nahe an seiner Thüre den Strom beschatteten, beugte und die geliebte Gestalt seiner Zekana erblickte. Jedoch machte die sonderbare Gleichgültigkeit, die er an ihr bemerkte, einen unangenehmen Eindruck auf ihn. Der Tritt seines Pferdes schien sie nicht aufzuschrecken, und als sie ihn endlich gewahr wurde, blickte sie ihn so farblos an, als wüßte sie nichts von seiner Anwesenheit. Sie schien damit beschäftigt, die scherzhaften Spiele eines Haufens Prairie-Hunde zu beobachten, die um eine kleine Anhöhe nahe an der Stelle, wo sie saß, um sie versammelt waren, und wenn die kleinen Thiere aus ihren Schlupfwinkeln herausgehen wollten, um sich am Sonnenschein zu wärmen, so sang sie ihnen Verse aus fremdartigen Liedern, wie sie ursprünglich unter ihrem Volke gesungen wurden, und wie sie sie später von einigen wandernden canadischen oder mexicanischen Händlern gelernt hatte. Der Häuptling warf sich vom Pferd und stand in stummem Schrecken vor dem wahnsinnigen Weibe; die wilden Worte, welche sie vor sich hin murmelte, schienen keine Beziehung auf ihn zu haben, und obgleich er an ihren zusammengefallenen und abgemagerten Zügen immer noch das Antlitz derer erkennen konnte, die er geliebt hatte, so konnte er dennoch das Wesen vor ihm kaum als Eine Person mit seiner Zekana erkennen. Allein der seltsame Aberglaube seines Stammes in Betreff derer, die ihres Verstandes beraubt sind, übte bald Einfluß auf seinen Geist aus, und indem er sich vor der Wahnsinnigen auf ein Knie niederließ, horchte er so feierlich auf ihre wahnsinnigen Reden, als besäße er, wie ein Zauberer, die Kunst, dieselben auszulegen. Sie waren unzusammenhängend und flüchtig, jedoch schienen sie stets den Schleier über einem Gegenstand lüften zu wollen, der zu schauderhaft war, um selbst dem Munde des Wahnsinns zu entschlüpfen. Der Indianer sprang vom Boden auf, als hätte eine Kugel sein Herz durchbohrt, als er sich von dem Sinn ihrer Worte überzeugt hatte, während der herzzerreißende Schrei, den er ausstieß, für einen Augenblick den Verstand des trostlosen Weibes zurückrief. Allein der Strahl von Vernunft war plötzlich wieder in einer tiefern Finsterniß verschwunden, als die, woraus die Stimme des Geliebten ihn hervorgerufen hatte. Sie sah ihn mit einem Blick voll Angst, kläglicher noch als die in ihrem Wahnsinn ausgesprochenen Worte, an, und rief, während ihre Lippen krampfhaft sich zusammenzogen, den Namen des Spaniers, zu gleicher Zeit riß sie ein Messer aus ihres Gatten Gürtel und — lag als hintender Leichnam zu seinen Füßen.

Die Gefühle Ta-ni-ga-ra's bei dem Anblick dessen, was sich so eben wie eine furchtbare Erscheinung vor seinen Augen begeben, zu beschreiben, ist unmöglich. Seine ganze Seele schien bei dem fruchtbaren Schlage, die seine glückliche Heimath betroffen hatte, von Schauder und Schrecken erfüllt. Das kleine Häuschen, in welchem er seine Hoffnungen aufbewahrt, das Wesen, auf das er sein Daseyn gegründet hatte, lag vor ihm, unwiederbringlich verloren, ein entweihter Leichnam! — Und er, der dieses fruchtbare Unheil angerichtet — er, der Urheber dieser teuflischen Zerstörung, war sein vertrautester Busenfreund, der bestellte Wächter und Beschützer derer, die ihm auf Erden und im Himmel das Liebste war.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in Chili. Eine Menge Beobachtungen über die Erdbeben in Chili wurden von Hrn. Dumoulin, einem Ingenieur, gesammelt und an Hrn. Arago übermacht. Daraus geht hervor, daß, der allgemeinen Meinung zuwider, diese Erdbeben in der einen Jahreszeit nicht häufiger, als in der andern vorkommen; auch ist es nicht mehr zu bezweifeln, daß sie die Oberfläche des Bodens emporheben. Der kleine Fluß Tabul, der 22 oder 23 Leguas von Talcahuano noch im Jahre 1851 für Brigs schiffbar war, wurde nach dem Erdbeben von 1835 durchwathbar, und man bemerkte, daß in der ganzen Nachbarschaft die Betten der fließenden Gewässer sich gehoben hatten. Hr. Costa, Capitän eines Wallfischfängers, fand den Boden der See an der Insel Sta. Maria in Einem Jahr um 9 Fuß gehoben, und Felsen, die sogar bei der Ebbe nicht entblößt waren, standen ganz aus dem Wasser hervor, und waren selbst bei der Fluth nicht bedeckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar. 1839.

Blas El Guerrillero.

(Aus Cap. Scotts: Excursion on the Mountains of Ronda etc.)

Als wir Castro el Rio erreichten, fanden wir das Städtchen mit Soldaten angefüllt, alle Gasthäuser besetzt, und schon sahen wir fast keine andere Aussicht vor uns, als vor der Stadt auf freiem Felde zu bivouakiren, als ein Caballero, dicht verhüllt in seinen Mantel, den Wirth vermochte, einen kleinen mit Maulthieren und Borricos erfüllten Raum, unsern Pferden zu überlassen. Auch unsere eigene Bequemlichkeit verdankten wir seiner freundlichen Fürsorge, indem er sein eigenes Zimmer abtrat, und so war es nur eine schwache Anerkennung seiner Gefälligkeit, als wir ihm eine Einladung schickten, in unserer Gesellschaft eine Cigarre zu rauchen. Wir brauchten sie nicht zu wiederholen.

Unser Gast war ein langer, kräftiger Mann mit scharfen, doch angenehmen Zügen, wenn auch der Totaleindruck des Gesichts entschieden unangenehm war. Seine finstern, zottigen Augenbrauen, sein stolzes, unruhiges Auge verriethen, daß er kein Mittel verschmähen würde, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er wurde bald vertraut mit uns, und enthüllte sich als ein eifriger Anhänger der Exaltados. Eine tiefe Narbe auf seiner Stirn, eine verstümmelte Hand, die er im Laufe des Gesprächs uns zeigte, als einige Flaschen guter Xeres Seco ihn aufgeregt hatten, ließen vermuthen, daß er den Kämpfen, an denen Spanien noch blutet, nicht fremd gewesen, und es bedurfte nur weniger Aufmunterung von unsrer Seite, um uns mit manchen interessanten Zügen seines mannichfach bewegten Lebens bekannt zu machen, die wir hier wieder zu geben versuchen.

„Mein Name," begann er, „ist Blas Maldonado, mein Amt Corregidor der benachbarten Stadt .... Meine Eltern besaßen in der Nähe von Utrera ein kleines Gut, das seit undenklichen Zeiten der Familie meiner Mutter gehört hatte, und das ich einmal als ihr einziges Kind erben sollte. Doch meine schwache, körperliche Constitution und mit heranreifenden Jahren meine Abneigung gegen die friedliche Beschäftigung des Ackerbaus, änderten besonders durch die Einwirkung meiner Mutter den Entschluß meines Vaters. Er schickte mich nach Sevilla, um Theologie zu studiren. Aber das Klosterleben langweilte mich bald eben so sehr, und auf Anrathen meiner bisherigen Lehrer wurde ich für die juristische Laufbahn bestimmt. Doch als ich nun mich in die Subtilitäten und Irrgänge der Gesetzbücher und ihrer Commentare hineinarbeiten sollte, da hätte ich fast die Legenden der Heiligen den Siete Partidas des Alfonzo el Sabio vorgezogen, wenn überhaupt mein Sinn dem ruhigen Studium geneigter gewesen wäre, als einem Hang zu Abenteuern und Satyre. So geschah wenig für meinen eigentlichen Zweck in Sevilla, und nur auf einer Seite, die freilich mein Vater gar nicht berücksichtigt hatte, war ich fleißig, im Erlernen der französischen Sprache und Philosophie, wie sie Voltaire, Diderot, Condoreet und Andere lehrten. Doch gewann ich diese Kenntniß fast spielend, im Umgang mit einem jungen Franzosen, der zur Erlernung des Spanischen nach Sevilla geschickt worden war, und für die Mühe, die ich mir gab, ihm diese beizubringen, sich wieder eifrig bemühte, à me décrasser, wie er es nannte, und mich fähig zu machen à jouer un rôle distingué, in der Welt. Dieß gelang ihm auch ziemlich, und ich wurde ein Liberaler, ehe noch Jemand in Spanien an die Bedeutung dieses Wortes dachte.

„Der Ruf meines Vaters setzte diesem Streben eine Gränze. Er hatte mir bei einem Advocaten meines Geburtsorts die Stelle eines Gehülfen erkauft, und meine flehenden, wiederholten Bitten, zu erlauben, mir in Madrid selbst eine Stellung zu erwerben, konnten ihn von seinem Plane nicht abwendig machen. Ich mußte Sevilla und meinen jungen Freund verlassen.

„Der Aufenthalt in meinem Dörfchen war nicht angenehm. Der Advocat, Don Benito Quisquilla, ein reicher, und auf seinen Reichthum stolzer, habsüchtiger Mann, vernachlässigte seine Versprechungen bald, als er sah, wie wenig Neigung ich zum Geschäft hatte, und von meinen frühern Jugendgenossen geflohen wegen meines Selbstgefühls höherer Bildung, fand ich nur Vergnügen an der hübschen Tochter Don Benito's. Alitea war auch nicht blind gegen meine Vorzüge, und schon wiegte ich mich mit rosigen Hoffnungen einer bessern Zukunft, als der

Digitized by Google

plötzliche Tod meiner Eltern sie sämmtlich vernichtete. Ich weiß wohl, daß man meiner Verschwendung diesen ersten, ernsten Unfall meines Lebens zuschrieb, indem namentlich meine Mutter nur durch den Kummer erkrankt sey über den Verkauf des nothwendigsten Arbeitsgeräthes, das ich vornahm, um die dringendsten Bedürfnisse meines Lebens zu decken. Aber, Caballeros, das war nur die Stimme des Hasses und des Neides, der Alle gegen mich beseelte. War ich nicht zuvor bei Don Benito gewesen und hatte ihn gebeten, mir mit einer Summe, die er leicht entbehren konnte, zu helfen? und hatte mir dieser schändliche Wucherer nicht gesagt, ich solle sie haben und selbst das Einstandsgeld, das mein Vater für mich bezahlt hatte, wenn ich mein kleines Gut selbst bebauen wollte? Diese Schmachbedingung konnte ich nicht eingehen, und als meine Mutter dem Vater gefolgt war, wohl zu sehr von der Besorgniß gedeugt, was aus ihr und mir werden sollte, da ich nur Schulden zu machen, doch keinen Gewinn zu finden wußte — mußte ich zum Verkauf meiner Hacienda schreiten, da Niemand mir darauf einen Maravedi borgen wollte. Tief unter ihrem Werth erstand sie Don Benito Quisquilla.

„Verlassen von Allen, ohne Geld, ohne Hülfe, lebte nur Ein Gefühl in mir — mich an der Menschheit zu rächen! Bei Don Benito, der mich zum Bettler gemacht hatte, fing ich an, indem ich seine Tochter verführte und sie zu meiner Maitresse machte. Sie nach meinem Willen zu lenken, fiel mir nicht schwer, denn ihr Herz sprach für mich, und sie traute meiner Ehre. Wir flohen in die Gebirge, fanden eine Zuflucht unter den Räubern von Olbera und als das wenige Geld und die geringen Kostbarkeiten Alitea's verzehrt waren, beschloß ich, sie zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Doch der Ausführung dieses Entschlusses trat ein Umstand entgegen,— Alitea's Liebe und unerschütterliches Vertrauen zu mir."

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland. I.

(Schluß.)

Während wir auf dem Wege zum Grabe der Geoßstadt waren, erhoben sich vor uns die schlanken Cypressen von Sinäno, das nicht weit von den alten Trümmern liegt. Nichts Lebendiges regte sich um uns, kein Vogel sang in den Lüften, nur zuweilen wurde diese Stille durch ein Geräusch im Gebüsch unterbrochen, wenn eine Schlange aus dem Wege in ihr Versteck flüchtete. Unsere Maulthiere stutzten dann, und unser Führer unterließ niemals, einen Ausruf über die Größe des gefürchteten Thieres zu thun. Es gibt auf der Halbinsel Schlangen in großer Zahl, von verschiedener Farbe und Größe, ich habe dergleichen häufig getödtet gefunden, und die Landleute wissen genug von ihren giftigen Bissen zu erzählen. Mein Hausherr dahier versicherte mich, daß er eine in seinem Wohnzimmer habe, der er nichts zu Leid thue, weil sie das Glück des Hauses bedeute — ein Glaube, von dem sich auch bei den Alten etwas Aehnliches findet. Zum Erstenmal auf unsrer Reise wurden wir in Sinäno von unfreundlichen Gesichtern empfangen, weßhalb wir denn sogleich hinaus ritten, um das Theater zu besuchen. Von diesem, welches alle übrigen in Griechenland an Größe übertraf, stehen noch bedeutende Reste, und die Sitze sind mit Buschwerk überdeckt; sie schauen gegen das Flüßchen, welches durch die Stadt floß, ehemals Heliffon, jetzt Barwuzäna genannt. Der Platz der alten Stadt heißt bei den Bauern Guristra. Jenseits des Flüßchens, wo der Markt mit seinen Hallen war, hat man kürzlich eine Säulenreihe ausgegraben, und der erhöhte Erdboden dürfte noch Manches verbergen. Während wir dem Andenken an das Alterthum und der Betrachtung dahingegeben waren, zog plötzlich ein starkes Gewitter heran und überschüttete uns mit einem so gewaltigen Regen, daß wir ganz durchnäßt alle Lust verloren, weiter in der Gegend zu verweilen. Wir setzten über das breite, aber untiefe Bett des Alpheios, den uns ein Landmann Megalopotami nannte, kamen in die Nähe mehrerer türkische Namen tragender Dörfer und blieben die Nacht bei einem derselben. In der Kühle des Morgens setzten wir unsern Weg nach Messenien über die Höhen fort, welche die lykäische Gebirgskette mit dem Taygeton verbinden und mit schönen Eichenwäldern bekränzt sind, gelangten durch eine Schlucht zu dem Khan von Makriplagi und von da bald zu dem von Sakona am Fuße des Gebirges. Unser Ziel, den Berg Ithome, im Auge durchschnitten wir hierauf die Ebene, auf der hie und da schöne Saaten standen und rings herum viele, aber unansehnliche Ortschaften sichtbar waren. Etwas Neues waren für uns die von Stachelfeigen, welche χραγχόσυκα (Frankenfeigen) heißen, gebildeten Zäune. Wir kamen auf drei Brücken über trockene Gießbäche, dann vor dem aus Ruinen bestehenden Dorfe Meligala vorbei, gelangten zu einer sonderbaren, dreieckigen Brücke bei dem Zusammenfluß des Quaranza und Mawrazumena, die beide wasserreich waren, und begannen allmählich aufwärts zu steigen an den schön bewachsenen Abhängen des Ithome, während uns zur Rechten tiefe Thäler grünten. Plötzlich sahen wir uns von den herrlichen Resten der alten Befestigung von Messene aus den Zeiten des Epaminondas angenehm überrascht. Von einem Thore, zu dessen beiden Seiten je ein viereckiger, sehr zerstörter Thurm steht, ziehen sich links nach dem Berggipfel gut erhaltene, schön gebaute Mauern hinauf, in denen ebenfalls mehrere, noch hohe Thürme sich befinden; bei einem zählte ich gegen zwanzig Lagen von Quadern, in den obern Stockwerken sind Oeffnungen. Durch das Thor tritt man in einen runden Hof von 62 Fuß im Duechmesser; in der Mauer, die aus sehr regelmäßigen Blöcken besteht, ist links eine viereckige Nische, die für eine Statue bestimmt gewesen seyn mag. Aus diesem kommt man ins Freie durch ein zweites Thor, dessen herabgefallener Architrav in seltsamer Stellung beharrt, indem er schräg auf einem Steine liegt und mit dem untern Ende sich auf den Boden stützt. Darüber hinaus ist eine Strecke gepflasterten Weges, der etwas abwärts führt. Nicht lange, so kommt man an einer schönen Felsquelle vorüber zu dem Dorfe Mawromati, das gerade unter dem Gipfel des Ithome, der jetzt Wulkano oder Wurkano heißt, gelegen, und dem mes-

Digitized by Google

senischen Meerbusen zugewendet ist. Gegen Abend erstiegen wir den flachen Gipfel. Unterwegs trafen wir mehrere Mauerreste, und oben am Rand an einigen Stellen noch bedeutende Spuren der ehemaligen Befestigung an. Am nördlichen Ende, hart an einem grausenhaften Abhange, steht ein verlassenes Kloster. Von dieser Seite begränzten die arkadischen Gebirge unsere Blicke. Die östliche Wand der Landschaft bildete die lange Kette des Taygeton, gen Süden übersah das Auge die fruchtbare Ebene mit dem Pirnazafluß bis an die Pomeranzengärten von Kalamata, und ergänzten die ruhigen Fluthen des Meerbusens; im Westen endlich war eine große Reihe von Bergspitzen durch die Strahlen der untergehenden Sonne geröthet.

Dieses schöne Land war einst von einem unglücklichen, aber heldenmüthigen Volk bewohnt. Keine Geschichte irgend einer andern Völkerschaft der alten Halbinsel ist so rührend als die der Messenier; keine hat so lange Anstrengung für die Erhaltung der Freiheit und der Heimath und so verzweifelte Tapferkeit aufzuweisen als sie. Ihr hätte der Geist eines Homer nicht fehlen sollen. Indessen mag sie genug verherrlicht worden seyn, und Dichter werden nicht wenig zu dem Glanze beigetragen haben, der zwei Personen insbesondere als die Hauptheiden umgibt. Der spartanischen Eroberungslust hatten die Messenier das platte Land überlassen müssen; die Festung Ithome gehörte noch ihnen, und an dem Opfer einer unbefleckten Jungfrau aus dem fürstlichen Geschlechte hing ihr Heil. Aristodemos ist bereit, seine Tochter den Göttern darzubringen; aber er wird ihr Mörder, weil die Verzweiflung ihres Geliebten das äußerste Rettungsmittel in der fälschlichen Beschuldigung ihrer Ehre wagt, und erfüllt auf diese Weise das Orakel nicht. Wiederholte Angriffe List und Ränke der Spartaner werden glücklich zurückgewiesen und vereitelt; aber das Schicksal will einmal das Verderben. Aristodemos entleibt sich auf dem Grabe seiner unglücklichen Tochter; das Volk zerstreut sich in die alten Wohnsitze und erkennt Leibeigenschaft, ein großer Theil wandert aus; Ithome wird zerstört. Aber 31 Jahre darnach steht ein neues Geschlecht auf, die Schmach der Knechtschaft zu brechen; Aristomenes ist die Seele der Unternehmung und bald der Schrecken der Feinde. Aus einer Gefangenschaft befreit ihn Liebe; aber er ist endlich genöthigt, mit den Verfechtern der Freiheit sich in die Bergfestung Eira an den Gränzen Arkadiens zu werfen. Von hier aus läßt er auf kühnen Zügen — wie in unsern Tagen Bozzaris, dem er am besten verglichen werden kann, so oft einen nicht weniger gehaßten Feind, da er es am wenigsten vermuthete, überfiel — die überraschten Spartaner die Schärfe seines Schwertes fühlen, und scheint in dem Schutze einer wohlwollenden Gottheit zu stehen, da er aus einer zweiten und dritten Gefangenschaft wunderbar gerettet wird. Endlich begünstigt die Untreue eines messenischen Weibes wider ihren Willen die Eroberung des letzten Bollwerkes. Ein Theil der Besiegten findet ein neues Vaterland auf Sicilien, Aristomenes sein Ende auf Rhodos. Nach zweihundert Jahren verläßt auch der letzte Rest in Folge eines unglücklichen Aufstandes die Heimath und erhält Naupaktos zum kurzen Wohnsitz, denn der Haß der Sieger im peloponnesischen Kriege vertreibt die Unglücklichen nach Afrika. Doch die Liebe zum Vaterland ist unvertilgbar. Auf den Ruf des Epaminondas strömen Alle vom messenischen Geblüt aus verschiedenen Gegenden in der glücklichen Landschaft zusammen und erbauen hier eine Stadt, von der uns die oben erwähnten merkwürdigen Trümmer noch übrig sind. Aristomenes, dessen Gebeine sie aus der Fremde holen, bleibt in ihrem Andenken und der Haß gegen die Spartaner in ihrem Herzen, bis Liebe und Haß mit ihrem letzten Hauche sterben.

Die Wilden in der Adelaide-Colonie in Australien.

In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 14 Januar wurde ein Schreiben von dem bekannten Hrn. Earl über die raschen Fortschritte der genannten Colonie vorgelesen, und er bemerkt darin über die benachbarten Wilden Nachstehendes: „Ich war ungemein erstaunt über die Gelehrigkeit der Eingebornen. In Folge der guten Behandlung von Seite der Ansiedler hatten dieselben ihre vorherige Gewohnheit des Umherwanderns aufgegeben, und angefangen für die weiße Bevölkerung Holz zu hauen und Wasser zu tragen, wogegen sie Brod und andere Lebensmittel als Bezahlung erhielten; dieses scheint zu beweisen, daß durch eine verständige und freundliche Behandlung die Eingebornen Australiens oder wenigstens ein Theil davon sehr nützliche Verbündete der Colonisten werden können. Ihre Gesichtszüge sind bemerkenswerth durch ein ganz außerordentliches Vorstehen des Untertheils der Stirne unmittelbar über den Augen, und sie gleichen weder den Bewohnern der Ost- noch der Westküste." Hr. Earl schickte auch ein kurzes Wörterbuch ihrer Sprache ein, welche von den in andern Theilen des Landes völlig abweicht; sie ist sehr reich an Vocalen und klingt sehr sanft.

Die gespenstischen Reiter.

(Fortsetzung.)

Stundenlang stand der unglückliche Gatte unbeweglich in stummem Schrecken an der Stelle, wo das Bewußtseyn seines Unglücks ihn zuerst betroffen hatte. Bald aber schienen neue Gefühle in ihm wach zu werden; eine plötzliche wilde Aufregung strahlte furchtbar aus seinen starren und geisterhaften Zügen. Er wurde in einem Augenblick ein anderes Wesen, verändert im Herzen, im Gemüth, im Charakter, gleich als hätte der Spruch eines Zauberers sein Gehirn berührt. Ruhig, als wäre nichts vorgefallen, was seine gewohnte Gemüthsruhe hätte stören können, beschäftigte sich Ta-ni-gu-ro den Rest des Tages mit dem Wenigen, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der noch warme Körper Zekana's ward sorgfältig in ein Büffelfell eingehüllt, und an der Stelle niedergelegt, wohin er gewöhnlich seine wenigen Gegenstände von Werth brachte; hierauf berichtigte er noch alles, was zur Sicherung ihrer Verborgenheit geschehen konnte, und beschäftigte sich alsdann mit Besorgung seines Lieblingspferdes, welches nach der anstrengenden Reise alle Pflege bedurfte. Nachdem diese nothwendigen Geschäfte besorgt waren, zündete der Einsame bei Einbruch des Abends ruhig seine Pfeife an und brachte mehrere Stunden sich am Geschmacke derselben labend zu, mit einem Gleichmuth, als wäre nichts geschehen,

Digitized by Google

was den gewohnten Genuß derselben hätte unterbrechen können; endlich hüllte er sich selbst in seine Decke von Wolfspelz, und schlief in kurzem so fest, als wenn nie ein böser Traum einen Schatten auf seinen Schlummer geworfen hätte.

Zwei Nächte später lag der spanische Kaufmann ruhig schlummernd innerhalb der bewachten Wälle seiner Station. Sein Schlaf war dem Anschein nach so ungestört, wie der ebenerwähnte Ta-ni-ga-ro's; am Fuße seines Bettes aber saß die schwärzliche Gestalt des indianischen Kriegers, der den Schlaf seines Feindes mit so ruhigem Auge beobachtete, als hätte er den Schlummer eines Kindes zu belauschen. Alles war so ruhig, wie die unbewohnte Behausung des einsamen Wächters. Die Kammer oder das Zimmer lag im untern Stockwerk in einer Ecke des Blockhauses. Sie war von Schildwachen in- und außerhalb der Station bewacht; wie der fremde Besucher über die Wälle hereingelangt war, hat Niemand je erfahren; allein bei dem flackernden Schein eines kleinen Feuers konnte man den schlauen, kühnen Wilden sehen, wie er ruhig, kalt und gefaßt da saß, gleich als wäre Geduld das einzige Erforderniß zur Erreichung des Zweckes, der ihn hieher geführt hatte.

Der Tritt bewaffneter Männer war nun in der Nähe des Thores des Forts hörbar, wo die gewohnte Ablösung der Schildwachen stattfand. Die bei dieser Gelegenheit gewöhnliche Unruhe hörte bald auf, so daß Alles umher wieder vollkommen ruhig war.

Es verfloß eine bedeutende Zeit, während deren der Indianer stets in seiner bildsäulenähnlichen Stellung verharrte; endlich gleitete er ohne alles Geräusch von dem Lager auf den Boden und hielt sein Ohr an die Erde, lauschte einige Zeit, als wollte er sich versichern, daß sich Alles nach Wunsch befinde. Hierauf waren seine Maaßregeln augenblicklich genommen; er löste zuerst den Wampumgürtel von sich los, und ergriff einen langen Strick oder Laciat, den er entweder mitgebracht oder in der Kammer des Spaniers gefunden hatte; hierauf nahm er sein Scalpirmesser zwischen die Zähne und schlich wie ein Schatten an den obern Theil des Bettes, und in dem Augenblicke, wo die Schlinge des Laciat mit einer Hand gerade über den Nacken seines Opfers gezogen war, drückte er mit der andern den mit Kacallen besetzten Wollgürtel demselben auf den Mund, und verblendete so jedes Geschrei um Hülfe. Der unglückliche Spanier gab sich zwar einige Mühe, sich loszumachen, allein die Arme des nervichten Wilden hielten ihn so fest umschlossen, daß er sogleich das Vergebliche seiner Bemühungen einsah, auch schüchterte ihn die drohende Bewegung seines entschlossenen Feindes, die Schlinge noch fester anzuziehen, wenn seine Versuche, sich loszumachen, häufiger würden, so ein, daß er den Versuch, zu entkommen, aufschob, bis sich ihm vielleicht eine bessere Gelegenheit dazu darbieten würde. Er ließ sich ganz ruhig binden; der Indianer schnürte ihm die Glieder zusammen, bis er hülflos wie ein lebloser Klotz auf dem Bette lag, auf welchem er geruht hatte.

Nachdem Ta-ni-ga-ro sich auf diese Weise seiner Beute versichert hatte, schickte er sich mit derselben Ruhe an, dieselbe so aufzuheben, daß sie nicht wieder seiner Gewalt entrissen werden konnte. Er schaffte zuerst einen Theil der aus Rinde bestehenden Decke der gewöhnlichen Kammer auf die Seite, schob seinen widerstandslosen Gefangenen durch die Oeffnung und legte seine Bürde sorgfältig neben dem hölzernen Kamin des ursprünglichen Gebäudes nieder, wo es über die von Baumstämmen aufgeführten Mauern der Station hervorragte, und seinen Schatten weit über die Vormauer des Forts hinwarf. Hierauf kehrte er in das Gemach zurück, aus dem er so eben hervorgekommen, und nahm einen dicht befiederten Pfeil, der aus der braunbaren Schale des wilden Baumwollenbaumes, der an dem Flusse hin in dieser Gegend in Menge wächst, verfertigt war, zündete denselben an der vor ihm noch glühenden Asche an, schwang sich noch einmal um die Querbalken, so daß er im Schatten des Kamins stand, und sendete nun den glühenden Schaft weithin durch das Fenster eines Gemaches, welches auf den Mittelpunkt der Station, dem Waarenhause des Kaufmanns gegenüber, herausging. Das feurige Geschoß erfüllte seine Sendung mit Eile und Treue; das Schlafgemach des Commandanten stand augenblicklich in Flammen, und die schlecht disciplinirten Schildwachen, voll Eifer, durch augenblickliche Dienstbeflissenheit ihren vorherigen Mangel an Wachsamkeit wieder gut zu machen, flohen von ihren Posten, den Officier von der Gefahr zu benachrichtigen, die ihn so plötzlich umgeben. Der frohlockende Wilde benutzte diese Verwirrung, und brachte in wenigen Augenblicken den gefesselten Kaufmann an die Außenseite des Forts. Eine einzige halbschlafende Schildwache, die bis jetzt in dem tiefen Schatten der Mauer nicht zu bemerken gewesen, war Zeuge der kühnen That, und starrte erschrocken die leblose Gestalt an, die zu seinen Füßen niedergelegt ward, allein wie ein Falke auf seine Beute warf sich der Indianer auf ihn, und ein halb ausgestoßener Schreckensruf erstarb in einem Todesseufzer, indem das Messer des Wilden die Brust des unglücklichen Soldaten durchbohrte. Das Verschwinden des Kaufmanns wurde in der Verwirrung des Augenblicks nicht bemerkt. Das Feuer griff mit reißender Schnelle in den leicht brennbaren Gebäuden um sich, und der Mordbrenner, den ein paar Pferde an einem kleinen Hügel in der Prairie erwarteten, bestieg, begünstigt durch die Beleuchtung der brennenden Hütten, sein Pferd, und war schon weit entfernt, ehe die Flammen, die in seines Gefangenen Gemach angezündet waren, erloschen waren.

Als Ta-ni-ga-ro auf mehreren nur ihm bekannten kurzen Umwegen durch die durchschnittene Gegend in seine Wohnung angekommen war, band er den Kaufmann von seinem Pferd, und sorgte, während er ihm stets die Hände auf den Rücken gebunden ließ, sorgfältig für seine Bedürfnisse, wobei er ihm jedoch auf keine einzige Frage Antwort gab, noch auf die Bitten des ängstlichen Spaniers um Befreiung hörte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aerzte in Paris. Für das Jahr 1839 sind auf der Generalliste derselben 1510 eingeschrieben; 1835 betrug die Zahl derselben nur 1090, 1836 bereits 1220, was also eine Zunahme von 220 Aerzten binnen 6 Jahren ausmacht. Rechnet man hiezu 200 Sanitätsofficiere, so erhält man eine Zahl von 1510 praktischen Aerzten, die gesetzlich dort ihre Kunst ausüben, und die Bevölkerung von Paris auf 900.000 Seelen angeschlagen, kommt also je auf 596 Einwohner 1 Arzt. In den Departements kommt im mittlern Durchschnitt im Allgemeinen 1 Arzt auf 1000 Einwohner.

Einwohnerzahl des Königreichs Neapel. Nach einer neuern Zählung beträgt die Einwohnerzahl des Königreichs beider Sicilien 8.021.254 Seelen, darunter 27.765 Priester, 11.777 Mönche und 9528 Nonnen. (Valeur vom 25 Januar.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar. 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Bogorodizk.

Man kann diese kleine Stadt einem Gemälde vergleichen, das aus vollem Licht und den dunkelsten Schatten zusammengesetzt ist. An dem niedern Ufer eines großen Teiches sieht man eine Anzahl Hütten und mit Stroh gedeckte Bauernhäuschen, gegenüber aber auf einem flachen Hügel den prächtigen Palast des Grafen Bobrinski und einen weitläuftigen Garten, der im vorigen Jahrhundert für das Wunder des hiesigen Landes galt. Vergebens sucht man jetzt noch die Spuren des ehemaligen üppigen Luxus, aber das Gepräge des Geschmacks und der Kunst wird noch lange unauslöschlich bleiben.

Im Kreise von Bogorodizk ist die Anlage der gräflichen Dörfer, welche früher Wirthschaftsanstalten waren, bemerkenswerth. Einige derselben durchschneiden die große Straße nach Ephriemow, bestehen aus 500 bis 700 Häusern, und erstrecken sich in zwei Abtheilungen, fünf und mehr Werste weit, nach der hier gewöhnlichen Richtung der Flüsse und Bäche von Osten nach Westen, und von Westen nach Osten. Die flachen Uferhöhen, welche zu Straßen oder Viehweiden offen bleiben, scheiden beide Abtheilungen von einander, wenigstens um eine Werst; Obst- und Küchengärten, Hanffelder und Tennen, die auf der Feldseite an die Häuser stoßen, nehmen gleichfalls eine halbe Werst und darüber ein. Alle diese Gütercomplexe bilden schmale, längliche Quadrate, die von Weidengebüsch umschlossen sind, und verschiedenen Besitzern gehören.

In den großen Dörfern hat jede Abtheilung ihre Sammelplätze zu Rundtänzen, aber die beiden durch einen Fluß oder eine Schlucht getrennten und eine Werst von einander entfernten Parteien wirken manchmal zusammen zur Darstellung einer dramatischen Scene in ihrem Geschmack. Ein Chor z. B. schreit mit tausend Stimmen: „wir haben Hirse gesäet!" Der andere antwortet: „wir aber werden die Hirse austreten u. s. w." Da nun nach dem Sinne dieses Liedes der letztere Theil bei dem ersten die eingefangenen Pferde mit einem schönen Mädchen auslösen muß, so überliefert er wirklich eines seiner hübschen Mädchen, das nun unter Gelächter und Geschrei auf die andere Seite des Flusses hinüber geführt wird. Ueberhaupt zeichnen sich die Sitten der hiesigen Bauern durch manches Seltsame aus. Die Mädchen gehen hier bis ins fünzehnte, ja bis ins sechzehnte Jahr bloß mit einem Hemde bekleidet, das mit einem rothen, wollenen Gürtel gebunden wird; erst nach dieser Zeit bekleidet man sie mit einem vollständigern Anzug, der Poniewa. Diese Ceremonie wird am Namenstag des Mädchens, in Beiseyn der ganzen Familie vorgenommen. Das Mädchen stellt sich zu diesem Ende gewöhnlich auf die in der Stube befindliche Bank, und läuft von einer Ecke des Zimmers in die andere. Ihre Mutter hält den offenen Rock in den Händen, folgt ihr neben der Bank und spricht: „spring hinein, mein Kind, spring hinein, meine Liebe!" die Tochter aber antwortet jedesmal auf die Einladung mit unfreundlichem Tone: „ich will nicht hinein springen." Da aber das Hineinspringen in den Rock so viel bedeutet, als daß sie sich als mannbar anerkennt, und den Freiern das Recht gibt, sich um sie zu bewerben, so läßt kein Mädchen die Mutter allzu lange hinter sich herlaufen, auch thut keine einen Fehlsprung, der einen Aufschub der Freiwerbung auf das nachste Jahr nach sich ziehen würde. Ein Mädchen vertrinken (propit djewku) bedeutet in der hiesigen Sprache ein Mädchen verleben, weil zur Verlöbnißzeit der Vater des Bräutigams verpflichtet ist, die ganze Verwandtschaft der Braut, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, zu bewirthen. Im Verlaufe der Hochzeitsceremonien heißt der Bräutigam der Fürst, die Braut die Fürstin. Der feierliche Zug in die Kirche zur Trauung, und von der Trauung ins Haus des Bräutigams findet unter sehr lärmender Begleitung statt. Gewöhnlich ziehen Reiter, je zwei in der Reihe, voraus, der Bräutigam selbst neben demjenigen, der ihn zum Altar begleiten soll und das Amt eines Ceremonienmeisters vollzieht; hinter ihnen kommen einige mit drei Pferden bespannte Kibitken, in deren erster die Braut mit der Freiwerberin sitzt; in der zweiten ist ein Chor Mädchen, die ohne Aufhören Hochzeitlieder singen; die dritte ist mit der Mitgift, die vierte mit Branntwein, Bier und Eßwaaren beladen. Die Kibitke, in welcher die Braut mit der Freiwerberin sitzt, ist ganz mit Handtüchern bedeckt. Die Kleidung der Bauern, welche an diesem Zuge

Digitized by Google

Theil nehmen, zeichnet sich gleichfalls durch seine Sonderbarkeit aus: jeder von ihnen hat ein Handtuch über die Schulter gebunden, und der Bräutigam ist manchmal noch mit einem schmalen, hellrothen Bande geziert, nach Art eines Ordensbandes. Bis zur Trauung ist die Braut mit einem Schleier bedeckt; nach der Trauung aber flicht man ihr das Haar sogleich in zwei Zöpfe, und bindet es oben zu einem hohen zweihörnigen Aufsatz zusammen. Zwei Zöpfe sind das Symbol der Verheurathung, so wie ein zweihörniger Aufsatz und eine aus mehreren verschiedengemusterten und verschiedenfarbigen Leinwandtüchern zusammengenähte Poniewa die gewöhnliche Kleidung der verheuratheten russischen Bäuerinnen ist.

Aus der Kirche geht der ganze Zug in derselben Ordnung, wie früher, nach dem Hause des Bräutigams. Dort kommt man der Neuverehelichten mit Brod und Salz, und mit auf die unrechte Seite gekehrten Schafpelzen entgegen; manchmal bewirft man sie auch mit Haser, welcher dem künftigen Hauswesen Reichthum und Ueberfluß bedeutet.

Blas El Guerrillero.

(Fortsetzung.)

Alle Entbehrungen, die der wachsende Mangel uns auferlegte, trug sie mit Geduld, und sie verdoppelte nur ihre Fürsorge für mich, und als ich ihr endlich offen erklärte, daß sie nur ein Werkzeug gewesen sey, mich an ihrem Vater zu rächen, da entfloh auch nicht Ein bitteres Wort des Vorwurfs oder der Klage ihren Lippen. Blas, Blas, sagte sie nur, ich traue auf deine Ehre!

Dieß Betragen mußte meine Gesinnung gegen sie ändern und Bewunderung führte mich zur glühendsten Liebe. Ich entschloß mich, ohne Rücksicht für ihren Vater, sie zu heurathen. Doch schrieb ich zugleich einen Brief an Benito, worin ich in Unterhandlung zu treten suchte über den Preis, den er für Wiederherstellung der Ehre seiner Familie zu geben geneigt sey. Als ich eines Abends von meinem mühsamen Tagwerk nach Hause kam, fand ich Don Benito am Bette meiner Alitea, die mir vor der Zeit einen Sohn geboren hatte. Der Schmuggler, der meinen Brief überbracht, hatte unsern Aufenthalt verrathen.

Ich schweige von dem Auftritt, der jetzt erfolgte. Don Benito ging, da er seine Tochter nicht mit sich fortschleppen konnte, unter Drohungen und Verwünschungen fort, doch da er auf der Flur seine Börse hatte fallen lassen, eilte ich, ihm zuvorzukommen und ließ mich noch in dieser Nacht mit Alitea copuliren. Zwar ließ uns jetzt Benito eine kleine Summe zufließen und durch Arbeit und Sparsamkeit besserte sich unser Zustand sichtbar, doch Alitea erholte sich nie wieder von jenem Schreck über das plötzliche Erscheinen ihres Vaters, und ich stand bald wieder allein. Nur mein kleiner Fernando konnte mich abhalten, einem Das ein gewaltsam ein Ende zu machen, das jetzt ganz reizlos war.

Ueber die nächste Epoche meines Lebens schweige ich. Um mein Leben und das meines Kindes zu fristen, das ich einer mir befreundeten Frau zur Pflege übergeben, verband ich mich mit einer Schmugglergesellschaft und gewann viel, doch bei einem Wilddiebstahl ergriffen, den ich auf dem Gebiete des Grafen Aguila begangen, wurde ich als schuldig erkannt und auf zehn Jahr nach Ceuta verbannt, wohl nur deßhalb, weil ich dem Grafen keine Summe bieten konnte, die seine Habsucht geweckt hätte. Auch diese zehn Jahre verglngen, und als ich wieder frei war, kannte ich nur zwei Gedanken: mein Kind, und Rache! Ich eilte nach Olbera — doch Niemand wußte oder wollte etwas von meinem Fernando wissen. Die Tia Dorotea, der ich ihn anvertraut, war todt, mein Sohn verschollen. Knirschend vor Wuth wandte ich mich an Benito; auch er hatte seinen Wohnplatz verändert und nur der Graf Aguila blieb allein meiner Rache. Er fiel bald darauf unter den Messern meiner Genossen. Zwar wurde ich einige Monate nachher, als die öffentliche Gewalt wieder sich etwas befestigt hatte, ergriffen und zum Tode verurtheilt; doch Gold, das ich bei mir verborgen, öffnete mir die Thüre meines Kerkers und ich eilte in die Reihen der französischen Armee, welche einen bessern König und Freiheit einem herabgewürdigten Vaterlande versprach.

In den Ebenen von Tudela vereinigten Palafox und Castaños zum Letztenmal die spanischen Armeen, um das Kriegsglück zu versuchen. Es wandte ihnen den Rücken und mit gräßlicher Freude stürzte ich mich den fliehenden Schaaren nach, um mein rachedurstendes Schwert unter meinen Landsleuten wüthen zu lassen. Besonders war es ein junger Cavallerieofficier, den ich mir zu meinem Opfer ersehen, der vergeblich versuchte, seine flüchtigen Truppen zum Stehen zu bringen. Mit eingelegter Lanze eilte ich ihm entgegen, der mich ruhig erwartete, und würde gewiß als geschickter Torcador mein Ziel nicht verfehlt haben; doch ehe ich ihm nahe kam, sank er von einer Musketenkugel getroffen, dem Anschein nach, leblos zu meinen Füßen.

Ich weiß nicht, was mir den Gedanken eingab — doch sicher war es nicht Liebe zum Gold, denn nur Blut war damals mein Gedanke,— auch nicht Mitleid, das mir noch ferner lag als Sucht nach Schätzen; vielleicht gab mir es der Teufel selbst ein, abzusteigen, und den Jüngling seiner goldenen Epauletten zu berauben. Ich sah, daß die Kugel durch den Kopf gegangen und in ein Auge gedrungen war, doch war er noch nicht todt. Schon wollte ich ihm den Todesstoß geben, als ich gedachte, daß Tod Gnade für ihn sey. Und während ich ihm die Epauletten abriß, rief ich: „du magst leben, junger Hidalgo, wenn du nicht etwa einen mitleidigern Franzosen triffst, als mich. Jetzt bist du doch nur eine Vogelscheuche."

„Wie? rief der junge Officier, ein Spanier plündert seinen sterbenden Landsmann? ein schändlicher Renegat höhnt mich wegen der Entstellung einer ehrenvollen Wunde? so mag mein Tod ihm zum Fluch werden; mag es ihm ewig in den Ohren hallen, ein Vorschmack der Qualen, die ihn erwarten, wenn mein Arm verfehlen sollte, ihn sogleich dem ewigen Gericht zu übergeben! Und mit diesen Worten riß er ein Pistol hervor und ehe ich ihn verhindern konnte, feuerte er es in der Richtung ab, wo er mich vermuthete. Hätte doch die Kugel besser

Digitized by Google

ihr Ziel getroffen! sie streifte nur meine linke Backe und hinterließ die Narbe, die Sie in meinem Backenbart sehen können.

Hiedurch bis aufs Aeußerste gereizt, ergriff ich meinen Gegner bei der Gurgel, zwang mein Messer in seinen Mund und zerschnitt ihm die Zunge, die mir so eben noch geflucht. Dann beobachtete ich noch einige Augenblicke das Zucken meines gepeinigten Opfers und durchbohrte ihm die Brust.

Ein harter Gegenstand, den ich hierbei fühlte, beweg mich seine Uniform zu öffnen und ich entdeckte,— daß ich der Mörder meines Sohnes war!

Nach diesem so entsetzlich mißglückten Versuch, mich an meinem Vaterland zu rächen, schloß ich mich einer Bande Freibeuter an, die unter dem Namen des Patriotismus Freund und Feind plünderte. Esteban, der Führer der Quadrilla, war ein übermüthiger, habsüchtiger Catalonier, der sich selten aus seinen Bergen herauswagte. Dieß paßte nicht in meinen Plan. Ich hatte so manche Rechnung mit Priestern, Alcalden und andern abzumachen und sehnte mich nach meinen Bergen. Als ich daher mich in der guten Meinung meiner Genossen ein wenig festgesetzt hatte, schlug ich vor, uns nach dem Süden zu begeben, wo das Land weniger verheert war und eine reichere Ernte versprach. Esteban wollte nichts davon hören und ich mußte warten, bis ich ohne seinen Willen den meinigen würde ausführen können. Das fand sich bald. Schon hatte ich einen großen Theil der Gesellschaft auf meine Seite gebracht, indem ich ihnen meinen Antheil der Beute überließ, sobald er nicht in Schießgewehr und Kriegsbedarf bestand (denn ob ich gleich Reichthum schätzte, so galt mir Macht noch mehr, jener aber ist nur eine Stufe zu dieser), und es kam nur auf eine Probe an, was ich bei Estebans Abgang in der Wahl eines Führers wagen würde.

In dieser Zeit erfuhr Esteban, daß an einem bestimmten Tage von Figueras ein Convoi mit Geld und Munition für die französische Division, welche Gerona belagerte, abgehen würde, natürlich unter starker Bedeckung. Alle stimmten darüber ein, daß wir hier eine treffliche Beute machen könnten, und nachdem wir in einer tiefen Schlucht mitten im Walde, die die Franzosen passiren mußten, uns festgesetzt, überlegten wir den Angriffsplan. Gegen meine frühere Gewohnheit war ich jetzt äußerst vorsichtig, und als ich meinen Angriffsplan entwickelte, wurde er einstimmig angenommen, und mir auch zum größern Theil die Anordnung überlassen. Sie war ungefähr folgende:

Zwei Drittheile unsers Corps verbargen sich in einer Schlucht rechts vom Wege, während die übrigen auf der linken Seite sich zu Fuße aufstellten und ihre Pferde von drei Mann weiter zurückgeführt und bereit gehalten wurden, bei gegebenem Zeichen sogleich zum Dienst bereit zu seyn. Diese drei Männer hatte ich aus meinen ergebensten Anhängern gewählt. Esteban stieg auf eine immergrüne Eiche und wollte zum allgemeinen Angriff das Zeichen mit einem Adler geben, der durch sein Aufstiegen die Aufmerksamkeit des Feindes theilen sollte.

Die Sache ging, wie ich erwartet. Der Vortrab wurde abgeschnitten und niedergehauen; doch das Haupteorps war durch die Sorgfalt des Führers unangreifbar. Wir warteten geraume Zeit auf Estebans Zeichen — es erschien nicht. Einzelne Schüsse fielen, dann blieb Alles ruhig. Dieß brachte unsern Lieutenant selbst auf den Gedanken, daß nichts zu thun sey, als uns zu zerstreuen. Wir thaten es. Auf dem Sammelplatz, den wir vorher bestimmt hatten, fanden sich alle ein, außer Esteban; und als wir uns auf das Schlachtfeld wagten, lag er unter der Eiche, aber so verstümmelt, daß Niemand sagen konnte, wie er gestorben. Die allgemeine Meinung war, die Franzosen hätten ihn auf dem Baum bemerkt, herab geschossen, und aus Wuth über ihren Verlust also grausam verstümmelt. Ich widersprach nicht, und die drei Manner, welche die Pferde gehalten, schwiegen ebenfalls darüber, obgleich sie wohl eine andere Version hatten geben können.

Die nächste Wahl eines Führers gab mir und dem bisherigen Lieutenant gemeinschaftlich den Oberbefehl, und kluge Benutzung oder Herbeiführung von Umständen von meiner Seite brachte uns bald dem Süden näher.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfschifffahrt nach Indien

Der Gegenstand nimmt jetzt natürlicherweise die Aufmerksamkeit mehr als sonst in Anspruch, da eines Theils die Angelegenheiten im Osten die Neugierde spannen, andern Theils die Verwendung der Dampfboote zu Kriegszwecken in Indien die Verbindung aufs neue zu unterbrechen drohen. Das Morning Chronicle vom 19 Januar veröffentlicht einen Bericht, den die in Folge der öffentlichen Versammlung am 12 October 1838 niedergesetzte Committee abgefaßt hat. Dieser schlägt eine monatliche Verbindung vor, und hält dazu sieben Dampfboote, vier auf der indischen und drei auf der europäischen Seite, für nöthig. Die Schiffe sollen nicht weniger als 2000 Tonnen Trächtigkeit und Maschinen von 500 Pferdekraft an Bord haben. Diese ungewöhnliche Größe wurde darum vorgeschlagen, weil man die Erfahrung gemacht hatte, daß die bisher verwendeten Schiffe den nordöstlichen Monsoons im rothen Meere nicht hatten widerstehen können. Die ostindische Compagnie wird zugleich getadelt, daß sie keineswegs eifrig die Dampfschifffahrtsverbindung befördert habe. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß in neuester Zeit Oesterreich den Vorschlag gemacht habe, die indische Post von Triest oder Venedig über Innsbruck zu befördern. Die Erwähnung dieses Umstandes kann nur in dem schon mehrfach geäußerten Mißtrauen gegen Frankreich seinen Grund haben.

Die gespenstischen Reiter.

(Schluß.)

Nachdem der Spanier endlich völlig erleicht war, überließ ihn der Indianer auf einige Augenblicke seinen Betrachtungen, und ging mittlerweile, um aus einer Heerde halb gezähmter Pferde, die in der Nähe weideten, ein großes und kräftiges herauszuwählen. Das Thier war bald gefangen und an der Thüre der Hütte angebunden. Hierauf entkleidete Ta-ni-ga-ro seinen Gefangenen, zwang ihn, das Pferd zu besteigen, und befestigte ihn mit Riemen von Elenthierhaut, die an dem breiten Obergurt, der den hölzernen Sattel festhalten muß, angemacht waren, an diesem. Der unglückliche Mann zitterte vor Schrecken,

Digitized by Google

und bot mit rührender Stimme Alles, was er auf der Welt besaß, an, wenn er dem Geschicke, dem er anheimgefallen zu seyn glaubte, entzogen würde. Allein der verurtheilte Verbrecher hatte die Fülle der ihm bestimmten Strafe noch nicht erkannt, denn sonst würden seine Bitten für unmittelbaren Tod eben so dringend gewesen seyn, als sie jetzt energisch um Erhaltung des Lebens flehten.

„Sklave mit blassem Gesichte!“ donnerte ihn der Indianer an, wobei diese einzigen Worte, die über seine Lippen gekommen waren, augenblickliche Ungeduld über das feige Geschrei des Andern verriethen. „Glaube nicht, daß ich gesonnen bin, dich allein in die Wüste zu senden!“

Einige Worte des Dankes gingen über die stammelnde Zunge des Spaniers, allein dieselben erstarben unter dem Ausrufe des Schreckens, als der Indianer einen blutigen und entstellten Leichnam vor ihn auf das Pferd setzte.

Als er aus der Ohnmacht, in welche er durch das Erkennen der Züge Zekana's verfallen war, zu sich kam, sah sich der unglückliche Kaufmann mit dem starren und schrecklichen Bilde derer zusammengebunden, die einst so frisch und blühend gewesen. Er war so fest angebunden, daß die heftigste Bemühung, sich frei zu machen, nur dazu beitrug, die schenßlichen Bande noch mehr zu befestigen. Rumpf an Rumpf und Glied an Glied war er an seine schauderhafte Gefährtin angefesselt. Sein höllischer Feind hielt zu Pferd neben ihm, und wartete bloß darauf, seine Augen an dem Ausdruck furchtbaren Schreckens von Seite des Kaufmanns, wenn er wieder sein Bewußtseyn erlangte, zu weiden. Ein Streich seines Tomahawk löste alsdann den Strick, mit welchem das Pferd des Spaniers angebunden war; das losgelassene Thier schüttelte mit Wuth seine Mähne, als es die einen Pestgeruch verbreitende Luft roch, und floh im vollsten Laufe, gefolgt von dem schnellen Renner des rachsüchtigen Indianers, davon.

Sein Instinct trieb dasselbe, seinen Lauf nach der großen Wüste hin zu nehmen, an deren Rand die kleine Prairie lag, aus der es verjagt worden, und mit der Eile einer Antilope eilte es darauf zu. Die schauervolle Sandwüste war bald erreicht, und des Rosses Glieder schienen neue Kraft zu erlangen, als es den Boden seiner Heimat wieder betrat. Nicht so stand es jedoch mit dem unglücklichen Reiter. Die glühenden Sonnenstrahlen, weder durch Schatten noch durch Feuchtigkeit gemildert, fielen sengend auf die entkleidete Gestalt des Spaniers, während die Feuchtigkeit, welche von seinem nackten Körper floß, ihn noch fester in die Umarmungen des Leichnams, an den er gebunden war, zu schließen schienen. Auch die Nacht mit ihrem benetzenden Thau brachte keine Erleichterung, und schien das Verbrechen, an das er durch so furchtbare Bande gefesselt war, nur beschleunigen zu wollen. Da das Pferd, das nun an seine Last gewohnt war, in seiner Bewegung nachzulassen anfing und sich an dem wilden Gras erholte, so erschien dieser Zustand noch schauderhafter, als die Flucht desselben im Laufe des Tages. Das Blut, das von den Gliedern des Kaufmanns floß, machte die Stricke, die ihn banden, steif, während seine Bemühungen, sich loszumachen, wenn der Indianer nicht mehr zu seiner Seite war, seine Haut nur immer mehr zerfleischten, und deren Oberfläche mit den eiternden Gliedern, die ihn umschlangen, befleckten. Der Schlaf konnte seinen Martern keine Linderung bringen. Sein Haupt sank vor Mattigkeit und Erschöpfung zusammen, und seine Augen wollten sich auf einen Augenblick in angenehmer Vergessenheit seiner Lage schließen, allein in dem nächsten Augenblick war sein unermüdeter und wachsamer Feind wieder vor ihm. Ein Schrei gleich den Flüchen eines verdammten Geistes drang in seine träumenden Ohren; ängstlich begann der erschrockene Renner seinen Lauf wieder, und bei einbrechender Dämmerung war der grausame Verfolger noch immer heulend auf seinen Fersen.

Tag für Tag verging, und stets verfolgten die unglücklichen Reiter ihre unstäte Bahn. Endlich fingen die Qualen des Hungers, die sich bald zu der übrigen Pein des unglücklichen Spaniers gesellten, an ihn fortwährend zu peinigen. Mit durchdachter Grausamkeit ward sein Durst, so oft die Pferde anhielten, um zu trinken, durch die dargebotene Schale des Wilden gelöscht, und seine Lebenskraft samit immer noch gleich thätig. Die nagenden Qualen, denen sein Körper nun unterworfen war, übertrafen diejenigen nach, unter denen seine zartern Sinne litten. Vergebens strebte er die grausame Begier, die ihn verzehrte, zu unterdrücken, vergebens wandte er sich mit Ekel und Abscheu von dem einzigen Nahrungsmittel, mit dem er in Berührung war, ab. Ein Trieb, mächtiger als der nach bloßer Erhaltung, arbeitete in seinem Busen, eine unerträglichere Qual, als die, welche seine empörten Sinne erfüllte, verzehrte seine Lebenskräfte. Ein furchtbarer Hunger verzehrte jedes Gefühl und jede Empfindung, die ihn abgehalten hätten, am Ende mit geyerartigem Blicke nach dem scheußlichen Mahle vor ihm zu schauen, eine dämonische Begierde, gleich der der fabelhaften Ghuls in der morgenländischen Sage, befiel ihn .....

Wozu aber die peinigende Erzählung übermenschlicher Qualen noch weiter fortsetzen! Die furchtbare Rache, vollzogen an dem falschen und verrätherischen Kaufmann, erreichte, wie alles Sterbliche, ihr Ende. Aber der unversöhnliche Indianer war stets in der Nähe und weidete seine Augen an den Wahnsinn erregenden Qualen seines Opfers, bis dessen letzter ohnmächtiger Ausruf ihm sagte, daß Besinnung und Natur zugleich unterdrückt, daß Gehirn und Körper zugleich durch die unaufhörlichen Qualen, die ihn allmählich erschöpften, aufgezehrt seyen.

Das spätere Schicksal Ta-ni-ga-ra's ist nicht bekannt. Nach Einigen bewohnt er noch als friedlicher alter Mann die wandernden Zelte der Cheyennes; Andere sagen, er stehe an der Spitze einer räuberischen Bande der wilden und unbezähmbaren Schwarzfüße; noch Andere behaupten, er sey seit lange in das Land der Geister hinübergegangen — und versichern, daß wenn die gespenstischen Reiter draußen seyen, der grimmige Geist des wilden Kriegers gesehen werde, wie er sie durch die unendlichen Ebenen der großen amerikanischen Wüste jagt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 15 u. 16** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.** (Fortsetzung.) — **Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** (Schluß.) — **Walter Scotts Leben.** (Schluß.) — **Miscellen.**

Der Abonnementspreis dieses dem Morgenblatte beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2 Bogen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Morgenblatts vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Morgenblatt nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 15 u. 16.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Februar 1839.

Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

III.

Barante.

Augustin Thierry befolgt als Geschichtschreiber allerdings die descriptive Methode, nur bringt er Elemente hinein, so den Gegensatz, in welchem diese Art von Geschichtschreibung zur pragmatischen strbt, abstumpfen. Capefigue, Thirs, Michaud, Salvandy, Villemain u. A. haben sich in eine verständige Mittr gestellt. In Barante nun habrn wir den vollen Gegensatz zur Pragmatik, und es ist von Interesse, das berühmte Werk des Stifters der descriptiven Schule, die Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois. P. 1824. 13. 8. (sehr oft), näher ins Auge zu fassen.

Die Lebensumstände drs H. von Barante übergehe ich hier, indem ich sie erst im Conversationslexikon der Gegenwart zu brsprechen gehabt habe. Man weiß, daß der berühmte Geschichtschreiber ein eben so berühmter, aus der Doctrine hervorgegangrner Staatsmann mit gouvernementalrn Sympathirn, Pair von Frankreich und französischer Gesandter in Petersburg ist.

Kommen wir zur Geschichte von Burgund. Um sie zu charaktrisirrn, wird es gut seyn, an Froissart *) zu erinnern, der im eigentlichen wie im figürlichen Sinne rinen grosrn Antheil an Barante's Arbeit hat. Was Froissart übrr den von Barante behandelten Gegrnstand, der weniger die Geschichte von Burgund als die von Frankreich und Flandern von 1364 bis 1477 ist, mitthrilt, das hat nämlich Barante stark benutzt; wo aber die Ereignisse in andrrn Quellen, in Monstrelet, Saint-Remy, Mathieu de Coucy, Commines u. A. studirt werdrn mußten, da hat Barante in der Darstellung Froissart mit vollem Erfolge nachgeeifert. Froissart und Barante sind große Schriftstrller.

Wir finden wir nun Froissart? Zwei Worte von Frurlon, der ihn sehr liebte, charakterisiren ihn; drr Erzbischof von Cambrai nennt ihn peu exact et peu judicieux du reste, par cela seul qu'il peint naïvement tout le détail. Froissard war zweierlei nicht; er war weder eine von jrnen positiven Naturen, welche in den Dingrn nur die nackten Thatsachen sehen und sich nur um Resultate bekümmern, noch ein pragmatischer Kopf, der bei jrdem Dinge vorwitzig nach drm Warum fragt. Froissart war krin Philister und kein Staatsmann, sondern ein Port, wenigstens ein Mann der Phantasie. Livius muß, wril er eine siebenhundrtjährige Geschichte zu beschreibrn hat, bisweilen kurz und gut sagen: „Diesrs Jahr ist mit den Volskern Krieg geführt worden;" ein solches Reden aber wäre für Froissart ein Gräuel. Er könnte es nicht übers Herz bringen zu sagen: „In diesem Jahre, an diesrm Tage hat König Eduard bei Crecy König Philipp besiegt;" denn es handrlt sich für ihn übrrhaupt nicht um den Ausgang der Schlacht; wer grsiegt und ob überhaupt gesiegt, ob ein politisches Resultat erzielt worden ist, das geht ihn nicht an. Die Welt ist ein großes Marionettrntheater; Froissart ergötzt sich an der Komödia oder Tragödia, die agirt wird; wie es sich mit dem Drathe, an dem die Figuren hängen, wie es sich mit ihrer Bewegung verhält, wrr denkt daran? Sie bewegrn sich einmal, und das ist die Hauptsache. So die Schlacht von Crecy. Froissart sieht darin nur die hauts gestes et faicts, die belles apertises d'armes, den Heldenmuth drs alten Königs von Böheim, Johann des Blindrn, der hier drn Tod suchtr, drn wankellosen Muth der englischen und das laute Geprahle der genuesischen Bogrnschützen; es ist die Darstellung des Individuellen und real, nicht drs ideal Wirklichen, das ihm als leere Abstraction erscheinen würde, was er liebt und wofür er bei seinen Lesern ein Interrsse vermuthet. Zwei Ritter stoßrn aufeinandrr, der Kampf ist schön, gar zu schön, es wäre Schade, wenn das nicht erzählt, wenn das vergessen werden sollte. Afin que honorables emprises et nobles aventures et faicts

*) Ueber ihn und Proben aus seinen Gedichten und seiner chronique in meinem Versuch einer Geschichte und Charakteristik der französischen Nat. Lit. Erster Band. 1834. Seiten: 21, 553, 582 seq.

Digitized by Google

d'armes, lesquelles sont avenues par les guerres de France et d'Angleterre, soient notablement régistrées et mises en mémoire perpétuelle, par quoi les preux aient exemple d'eux encourager en bien faisant, je veux traicter et recorder histoire et matière de grand louange. So Froissart.

Barante ist Froissarts Geistes-, aber nicht sein Zeitgenosse. Wäre er auch das letztere, so würde sein Werk zwar immer nicht die ganze, Alles erschöpfende Geschichte der in ihm behandelten Zeit, aber doch ein Werk seyn, an welchem auch das Geringste zu tadeln Unrecht heißen müßte; — wenn wir jetzt Barante's Buch, nicht angesehen, daß wir es unter keiner Bedingung als die ganze Geschichte acceptiren können, in einigen Beziehungen tadeln müssen, so kommt das daher, weil es Nachahmungen des Unnachahmlichen, weil Barante ein historiographischer Classiker, obgleich ein solcher ist, der sein Muster nicht in Griechenland, sondern im romantischen Mittelalter hat. Denn der Classicismus besteht ganz allgemein in der Nachahmung des Gewesenen; ob Racine die Griechen oder Tieck (in seiner ersten Periode) das Mittelalter reproducirt, macht keinen wesentlichen Unterschied.

Die Frage ist zunächst diese: Kann der Mann eines folgenden Jahrhunderts, indem er die Geschichte eines früheren schreibt, den Ton und die Weltanschauung dieses frühern vollständig reproduciren? Kann etwa der Verfasser einer Universalgeschichte, der heute von China, Indien, Persien, Griechenland, Rom, dem Mittelalter u. s. w., kann der heutige Verfasser einer Geschichte von Deutschland, der zweitausend Jahre zu durchwandern hat, in seinem Werke die ursprünglichen Historiker jeder Epoche nachahmen, kann der erste successive Herodot, Thucydides, Xenophon, Polybius, Sallust, Cäsar, Tacitus, Jornandes, Gregor von Tours, Guicciardini, Froissart, Commines, Tschudi u. s. w. seyn? Die Antwort ist kaum zweifelhaft; wo man es versucht, wird ein klaffender Hiatus in Gedanken und Styl eines solchen Buches zu bemerken seyn. Einmal läßt sich Sprache und Geist der Vergangenheit nicht in absoluter Reinheit erkünsteln, der Zipfel des modernen Fracks wird aus der Toga oder der Kutte oder der ritterlichen Rüstung irgend hervorschauen; andererseits ist es aber unmöglich, ein Buch zu schreiben, das so zu sagen kein Datum hat: wie man sich auch anstelle, und ob man es wisse oder nicht, man ist immer Kind seiner Zeit und trägt von ihr ein und das andere Muttermal. Der Pragmatiker ist nun mit Bewußtseyn Kind seiner Zeit, er betrachtet die Vergangenheit in dem Lichte seines Jahrhunderts; — der descriptive Historiker sucht sich vergeblich den Bedingungen der Existenz zu entziehen, er kann sich höchstens täuschen. Wie auch Barante die reine, pure Objectivität darzustellen sich bemüht, die subjective Zuthat ist doch sichtbar. Daraus folgt nun ein großer Uebelstand: wie Livius den altrömischen Königen Reden in den Mund legt, wie sie nur ein gebildeter Advokat oder Rhetor der Ciceronischen Zeit halten konnte: wie Johannes von Müller die alten Schweizer moralische Reflexionen aussprechen läßt, die nur dem Bewußtseyn des achtzehnten Jahrhunderts angehören, so theilt auch Barante, freilich ohne es zu wissen, seinen Helden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts etwas vom neunzehnten mit. Indem sich nun damit die künstliche Nachahmung des alten, treuherzigen Styls und Gedankens verbindet, fehlt es der Darstellung an der nöthigen Einheit. *)

Zweitens fragt es sich, wo Quinctilian Recht hat, wenn er sagt, daß die Geschichte Nachbarin der Poesie, eine Art freierer Versification, zum Erzählen, nicht zum Beweisen da ist. Freilich hat er auch Recht, aber nicht allein, nicht ausschließlich Recht. Weil der Mensch ein denkendes Wesen ist, so kann es ihm nicht genügen, die Ereignisse bloß unter der Kategorie der Succession zu betrachten; er muß nothwendig die Kategorie der Causalität auf sie anwenden, und wenn er noch nicht daran denken sollte, daß die ganze Geschichte nur Realisation Eines Gedankens ist, so entgeht es doch auch einer gewöhnlichen Reflexion nicht, daß dieses oder jenes Ereigniß zu andern Ereignissen in einem Causalnexus steht. Hätte der Mensch kein Gehirn hinter den Augen, so ließe Froissarts oder Barante's Manier nichts zu wünschen übrig, aber auch nur dann. Non ad probandum, wiederholt Barante, und so fehlt es seiner Arbeit an aller Composition. Man denke sich ein Buch ohne eine einzige causale Conjunction, ohne ein einziges da, weil, indem, denn. Barante juxtaponirt die Ereignisse und dabei bleibt's, sein Princip ist, daß l'historien ne doit jamais conclure. So erzählt denn Barante, um nur Ein Beispiel anzuführen, wie dem Herzog Philipp dieses und anderes begegnet ist. Der Leser wundert sich über den merkwürdigen Zufall, daß die meisten Ereignisse dem Herzoge günstig sind, daß er immer so zu sagen alle Sechse wirft. Er muß in die Versuchung kommen, ihn für einen Glückspilz zu halten. Aber da war kein Zufall; Philipp war bei all seiner Gutmüthigkeit ein kluger, vorschauender Kopf, der deßhalb immer Herr der Ereignisse blieb, weil er sie kommen sah, weil er sie vorbereitete, weil er in allen Fällen das Wasser auf seine Mühle zu leiten, das Glück zu corrigiren wußte. Barante sagt nur post, nie propter.

Fassen wir Alles zusammen, so dürfte das Resultat dieses seyn, daß Barante gegen die pragmatische Schule Recht hat, aber auch nur gegen diese. Wenn er sagt: je n'ai mêlé d'aucune réflexion, d'aucun jugement, les événements que je raconte ... ce sont les jugements, ce sont les réflexions des contemporains

*) Ich bezweifle, daß sich eine feste Regel über die Gränzen des Gebrauchs der ursprünglichen Historiker aufstellen läßt.

Sind diese Autoren, Augen- und Ohrenzeugen, zahlreich, und stimmen sie in ihren Aussagen überein, so wird der später kommende Historiker allerdings am besten thun, keinen Buchstaben in seine Darstellung aufzunehmen, den er nicht aus seinen Quellen belegen kann.

Wie aber, wenn die Quellen unvollständige oder widersprechende Nachrichten geben? Wird man hier nicht ergänzen und combiniren müssen? nicht Eignes geben? — Es fragt sich in solchem Falle, ob der Historiker das ist, was er seyn sollte, ein rückwärts gewendeter Prophet; es wird Alles auf die Richtigkeit der Intuition bei ihm ankommen. Es ist keine Kleinigkeit ein abgebrochenes Glied einer antiken Statue vollkommen zu ergänzen.

Digitized by Google

qu'il falloit exprimer —, so wollen wir uns die Urtheile der Zeitgenossen schon gefallen lassen, indem sie selber Geschichte sind, das Bild der Zeit vervollständigen; wir können aber nicht zugeben, daß der Historiker weiter nichts als Erzähler seyn soll, willenloses Organ der Mnemosyne, wie der epische Dichter es der Muse ist, die durch ihn spricht. Ist der Geschichtschreiber nicht Philosoph, gibt er uns nur seine eigenen Einfälle über die von ihm berichteten Thatsachen, so können wir diese allerdings selbst im günstigsten Falle entbehren, da es bei der Menge von guten in der Welt circulirenden Gedanken kein großer Verlust ist, wenn wir nicht erfahren, was sich dieser und jener bei dieser oder jener Sache für Gedanken macht. Einen geistvollen Pragmatiker wird man freilich immer gern lesen. Der Geschichtschreiber sollte aber mit philosophischem Verständniß begabt, uns nicht seine, sondern den Gedanken der Sache mit der Sache zu geben im Stande seyn; er soll den antiken Chor in der Tragödie vorstellen, er soll das Organ dessen seyn, was Tacitus so schön das Gewissen des menschlichen Geschlechtes nennt, das Organ des Urtheils, nicht dieses, nicht jenes Jahrhunderts, sondern der ewigen Vernunft. Barante's Maxime ist eine fin de non recevoir. Walter Scott hat nur historische Romane geschrieben; ihm wäre es allenfalls erlaubt gewesen, nur zu erzählen. Aber man lese doch die Puritaner oder Ivanhoe: pragmatische Digressionen und Exeurse fehlen und mögen auch in historischen Kunstwerken fehlen, aber das Urtheil über die von ihm geschilderten Personen und Ereignisse fehlt nicht, wenn es auch zwischen den Zeilen steht.

Um aber so strenge urtheilen, Barante's Werk in die Nähe des historischen Romans bringen zu können, muß man es eine Zeitlang aus der Hand gelegt haben; unmittelbar nach der Lectüre bringt man es nicht übers Herz. Welch ein großartiges Bild hat uns Barante vor Augen gestellt! Er führt uns in eine Zeit ein, die wie keine andere sich seinen historiographischen Principien andequemt, eine Zeit, wo noch nichts so fest ist, um große Individuen zu verhindern, bald als Helden, bald als Verbrecher die schwachen Dämme der jungen Gesetzlichkeit zu durchbrechen. Charles V hatte bereits angefangen, aus dem Feudalreiche eine wenigstens administrative Monarchie zu machen, aber vier große Kronlehen: Flandern, Aquitanien, die Bretagne und Burgund behaupteten ein freies Fürstseyn. Kaum hatte Karl V die Augen geschlossen, da fangen die Aufstände der flandrischen Städte gegen ihren Landesherrn an, Aufstände, denen der König in Frankreich aus zwei Gründen nicht gleichgültig zusehen konnte, indem einmal hier im Trüben zu fischen, andrerseits aber die offenkundige Verbindung der flandrischen Communen mit den französischen, besonders mit Paris, zu vernichten war; — dann macht die Krone England ihre Rechte auf Aquitanien geltend, und findet einen bald geheimen, bald offenen Verbündeten an dem Herzog von der Bretagne; das Königreich wird von Philipp von Burgund, und zwar im Interesse seines Herzogthums regiert.

So findet Barante die Dinge; diesen Wirrwar hat er ein Jahrhundert hindurch zu beschreiben. Es fehlt hier der Raum, dem Erzähler nachzugehen, auf jeder besonders gelungenen Gruppe, auf jedem besonders gut getroffenen Portrait seines unermeßlichen Bildes zu verweilen. Ich wiederhole, daß Froissart einen großen Antheil an Barante's Buche hat, aber auch da, wo der Canonicus von Valenciennes nur copirt wird, zeigt sich der treffliche Künstler. Ich erinnere zunächst an Jean Hyons, Pierre Dubois und Jacob von Artevelde, in deren Schilderung Barante Walter Scott, wo dieser den Freiheitssinn der Bürger von Lüttich, wo er Parillon und Roulaer schildert, weit übertroffen hat. Prachtvoll ist der Kreuzzug der französischen Ritter in Ungarn erzählt, die Schlacht von Nikopolis macht den Eindruck der gegenwärtigsten Wirklichkeit. Der alte Admiral von Vienne, der allein immitten der Janitscharen stehend, sechsmal das Banner von Frankreich in die Höhe hebt; der Tod jenes tapfern Coucy, von dem die Leute sagten, er sey weder König noch Fürst, aber der Sire von Coucy; der Heldenmuth des jungen Grafen von Nevers, der später Johann ohne Furcht genannt wurde: alles das lebt, wir sehen es. Und nun der nächtliche Mord des Herzogs von Orleans; hier gewinnt die Erzählung die Macht des Drama's. Schlagende Wahrheit hat die Darstellung der Pariser Empörung, des Terrorismus der Fleischer, der sich gründlich von dem würdigeren Freiheitsstreben der höheren Bürgerschaft, des Parlaments und der Universität unterschied. Die höhere Bürgerschaft unterdrückte die gräuliche Unordnung; Juvenal des Ursins ist ihr Held, der morgens ruhig aufsteht um Paris zu retten, ruhig mit seiner Hausfrau spricht, und auf Gottes Schutz vertraut, weil er Vater von eilf Kindern ist. — Dann wohnen wir der Schlacht von Azincourt bei, wo die europäische Ritterschaft hätte lernen können, daß ihre Zeit vorbei war, denn die englische Infanterie, aus den Communen recrutirt, siegt durch Taktik. — Dann sehen wir, wie die Burgunder Paris mißhandeln, wie fünfzehnhundert Gefangene in ihren Gefängnissen ermordet werden; — dann beginnen die englischen Kriege, Burgund geht zu den Engländern über, Frankreich ist verloren, aber das Volk, denn die Jungfrau von Orleans ist das Volk, rettet das Land. Frühere Historiker haben bald in diesen, bald in jenen Ursachen Frankreichs Rettung gesehen, Barante hat das große Verdienst, die wahrhafte, die einzige Ursache angegeben zu haben, vielleicht ohne es selbst zu ahnen. Frankreich war nämlich schon eine Nation, wollte eine Nation seyn, und eine Nation hilft sich am Ende immer. Heinrich V und Bedford konnten zwanzig Jahre länger leben, Philipp der Gute konnte bei ihnen bleiben, Jeanne d'Arc selbst, das realisirte Nationalbewußtseyn, konnte ausbleiben: die Nation würde einen andern Repräsentanten gefunden und die Engländer doch verjagt haben. Nicht der König, nicht der Adel, nicht die Geistlichkeit, nicht die Politik, nichts von diesem hat Frankreich gerettet: das Volk hat es gethan. Unsere Väter haben vor fünf und zwanzig Jahren Aehnliches erlebt. Daß es so und nicht anders ist, zeigt Barante. Aus dem Norden und Süden strömen dem Könige Bewaffnete zu, nicht um Geld, das sie gar nicht erwarteten, denn der König hatte keins zu geben; in allen Städten und Dörfern, auch in den von den Feinden besetzten, bestand

Digitized by Google

eine permanente, von den Schöffen und Notabeln geleitete Verschwörung: Summa, man fühlte sich als Franzose. Prachtvoll ist die Jungfrau von Orleans; Barante stellt uns die wahre dar, die rechte, das Mädchen aus dem Volke, das die Engländer nur die Goddam nennt, und nur über die gemeinen Leute eine Herrschaft ausübt. Sie war eine Art Schill und Sandwirth von Passeyr. Ich muß einhalten, Barante's Buch hat dreizehn Bände, und wir stehen erst im sechsten; ich darf voraussetzen, daß der Leser mit eigenen Augen das großartige Bild, welches Barante uns aufgerollt hat, wird betrachten, daß er Ludwig XI und Karl den Kühnen wird kennen lernen wollen, mit denen dieses Geschichtswerk schließt. Ueberall zeigt Barante, daß er wohl befähigt gewesen wäre, die reifsten Urtheile über die Ereignisse und Personen zu fällen, welche er schildert. Sein Buch ist ein Kleinod, das wir in hohen Ehren halten wollen, wenn wir auch wünschen müssen, daß die historiographische Methode des Verfassers, die schon hier so viele Uebelstände hat und bei innerlicheren Stoffen ganz unerträglich werden müßte, mehr von Verfassern historischer Romane als von Geschichtschreibern nachgeahmt werden möge. *)

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

(Schluß.)

Von Wiesen stellt uns in zwei lebensvollen Bildern zwei Extreme desselben Rußlands auf: von der einen Seite rohe Barbarei in alten Formen und von der andern dieselbe Barbarei unter europäischen Formen versteckt.

Von der Zeit Karamsins fängt der Bau neuer gebildeter Formen der Literatursprache an, die mehr mit den Forderungen der Gesellschaft harmoniren. Das was Karamsin für die Prosa vollbrachte, wird von den Dichtern für die Poesie vollbracht. Diese Periode umfaßt die Erzeugnisse Dmitriew's, Krylow's, Shukowski's, Batjuschkow's und Puschkin's, und kann die Periode der Begründung glänzender, künstlerischer Formen in unserer Literatur genannt werden.

Hinsichtlich des innern Gehalts ist das Wirken Karamsins das Wirken der Selbsterkenntniß des Volkes. Die Literatur kann ohne die Geschichte keinen volksthümlichen Charakter annehmen. Darum übte Karamsin einen solchen bildenden Einfluß auf die Poesie Puschkins aus, die daher bis jetzt der beste Ausdruck unserer gebildeten Volksthümlichkeit ist. Indem die Muse Shukowski's unsern Sinn von der einseitigen französischen Richtung ab- und der allgemeinen Poesie, der Poesie Englands und Deutschlands zuwandte, wirkte sie zugleich zur Entfaltung der Volksthümlichkeit mit. Krylow stellte in seinen Fabeln den ersten Typus reiner Nationalität auf und erhob den gesunden Sinn des russischen Volks zur Stufe poetischer Schönheit.

Wenn wir das, was alle diese Schriftsteller geschaffen haben, mit ihrer Zeit vergleichen, so werden wir finden, daß sie alle und insbesondere „die Geschichte des russischen Reichs" ein Denkmal des gesegneten Fürsten, so fest wie seine Säule sind, daß sie uns das Rußland Alexanders darstellen, Rußland in den glänzendsten Formen eines gebildeten Europäismus, in welchen alle Spuren der raschen Umbildung verwischt und in eine harmonische Entwicklung übergegangen sind.

Auf diese Weise spiegeln sich die Zeiten Elisabeths, Katharina's und Alexanders stufenweise in unserer Literatur ab, und ungeachtet aller ausländischen Einflüsse bilden wir eine geregelte Entwicklung aller Keime und Hoffnungen, die Peter der Große in uns säete.

Die Aufgabe der Jetztzeit besteht vielleicht darin, die Formen der neuen europäischen Bildung in möglichst größern Einklang mit den Elementen unsers alt-russischen Lebens zu bringen, alle Vermächtnisse und Ueberlieferungen desselben zu erneuern, in uns den Geist unserer Ahnen zu erwecken und ihm einen gebildeten Typus zu geben, — mit einem Wort eine Eisenbahn von der Petersburgischen Admiralität bis zum moskowischen Kreml anzulegen, und die Kluft auszufüllen, welche bis jetzt das alte und neue Rußland, Rußland vor und nach Peter trennt.

Diese Ergebnisse bieten sich uns dar, indem wir die russische Literatur mit sich selbst vergleichen. Wenn wir sie aber parallel mit der Entwicklung fremder Literatur betrachten, so wird unser Nationalstolz unwillkürlich durch Fragen gekränkt, die sich uns selbst aufdringen. Warum konnte unsere Literatur bis jetzt keinen Einfluß auf die europäische ausüben? Warum bietet sie keine welthistorischen Erscheinungen dar, welche auf die ganze gebildete Menschheit einen Einfluß ausübten? Wenn wir auch Rußland nicht mit Ländern vergleichen, die sich einer frühen Entwicklung zu erfreuen gehabt haben, wie Italien, Spanien, Frankreich und England, wenn wir es auch nur mit dem uns benachbarten Deutschland vergleichen, dessen literarische Entwicklung sehr wenig früher als die unsere ist, so bietet uns schon diese Vergleichung Resultate dar, die für unsere nationale Selbstliebe kränkend sind! In der That, wenn wir uns erinnern, daß Lomonossow, der um die 1730er Jahre Deutschland besuchte, den jetzt von allen vergessenen Günther allein zum Vorbild für seine Oden hatte, so finden wir leicht, daß die ausgebildete Literatur Deutschlands in Beziehung auf die Zeit beinahe von gleichem Alter mit der unsern ist. Warum liefert aber Deutschland in so kurzer Zeit einen Lessing, Wieland, Herder, Schiller und Goethe, welthistorische Männer, besonders diesen Goethe, der die größte Erscheinung der europäischen Literatur unsers Jahrhunderts ist? Ich nenne nur wenige der deutschen Literatoren, ohne der deutschen Philosophen, Philologen, Historike und anderer Gelehrten zu erwähnen. Woher eine

*) Proben in meinem Tableau anthologique. II. p. 253 — 268.

Digitized by Google

solche unermeßliche Verschiedenheit zwischen dem russischen und deutschen Fortschritt in der Literatur? Sollte wirklich die Ursache in den Fähigkeiten der beiden Völker liegen? O gewiß nicht! Für die Genialität unserer Schriftsteller können wir einstehen, so wie für unsern Nationalruhm. Das Genie Dershawins allein steht gewiß auf gleicher Höhe mit den erhabensten Genies Deutschlands.

Die Ursache liegt tiefer: wir wollen die Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit betrachten, und hier werden wir das Geheimniß entdecken, woher sich die deutsche Literatur so rasch und welthistorisch entwickelt hat. Die Universitäten, an welchen ihre hervorragendsten Genies gebildet wurden, stammen, gleich den Bibliotheken derselben, aus dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert her. So lange her wurde die literarische Entwicklung der Deutschen durch die Wissenschaften vorberichtet. — Eine solche Erscheinung, wie Goethe, erhebt sich nicht von selbst: an seiner Bildung nimmt das ganze Leben seines Volkes Theil, und wie viele Gelehrte haben gewirkt, damit Deutschland der ganzen Welt einen solchen Dichter erziehen konnte!

Wenn wir uns mit Deutschland in Beziehung auf die Entwicklung der Wissenschaften vergleichen, so finden wir leicht die Ursache unserer Schwäche. Unsere Universität, die älteste in Rußland, zählt noch kein Jahrhundert. Ist nicht unsere Bibliothek, so zu sagen, ein Geschenk von gestern her von der Freigebigkeit unserer Regierung? Dabei ist es unmöglich nicht zu beklagen, daß alle Früchte, welche schon das alte Rußland trug, uns keinen Nutzen gebracht haben, und daß unsere hellenisch-lateinische Philologie, die sich an theologischen Neidungen entwickelt hatte, dahin ist, ohne irgend einen wissenschaftlichen Einfluß auf unser Leben ausgeübt zu haben. Ihr verdanken wir indeß die classische Richtung Lomonossows; betrachten Sie aber Dershawin, der auf ihn folgte; den Lehrern des Kasan'schen Gymnasiums, die ihn bildeten, hat er vielleicht nur seine grammatischen Fehler zu verdanken, die indessen die Entwicklung seines Genie's nicht verhindern konnten.

Die Universitäten müssen die Literaturgeschichte schreiben: die Wissenschaften vermehren die Masse der Ideen und machen den Boden fruchtbar, auf welchem, bei den übrigen gesellschaftlichen Bedingungen, die Literatur nothwendig köstliche Blüthen treiben muß. Die Bestimmung der Literatur ist auf die Gegenwart zu wirken und sie abzuspiegeln, die der Universitäten ist, unserm Vaterlande bescheiden, still und langsam eine rühmliche Zukunft zu bereiten.

Wenn wir die gegenwärtige Thätigkeit der Universitäten betrachten, so können wir, wenn wir unser Vaterland lieben und in dessen Zukunft blicken, nicht umhin uns darüber herzlich zu freuen. Es ist erhebend, auf diese Jünglinge aus allen Ständen zu blicken, die aus allen Enden Rußlands sich nach dem Quell der Kenntnisse begierig hindrängen. Die Regierung ehrt und sichert den Beruf des Gelehrten, führt Gebäude auf, die an Schönheit alles übertreffen, was Europa der Art aufzuweisen hat; Bibliotheken, die in andern Ländern in Jahrhunderten erwachsen, erwachsen hier vor unsern Augen. Wenn wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die Thätigkeit richten, die seit kurzer Zeit bei unsrer Bibliothek herrscht, wie viele frohe Hoffnungen gehen uns da für unsre Zukunft auf! Denken wir aber daran, daß dieselbe Thätigkeit in noch sechs russischen Universitäten als gelehrte und Lehranstalten an den verschiedenen Enden Rußlands sich regt, so können wir gewiß auf eine feste Begründung der Wissenschaften in unserm Vaterlande hoffen.

Von der schönen und edeln Thätigkeit der Universitäten will ich Ihre Blicke nicht abziehen, um sie auf die Thätigkeit unserer gegenwärtigen Literatur zu richten, wo Ihnen ohnehin nur wenig Erfreuliches begegnen würde. Ich wollte sogar dessen nicht erwähnen, wenn ich nicht wüßte, daß zuweilen ein wüstes Geschrei vom literarischen Markt in diese stillen Räume herein ertönen und den ruhigen Gang unserer Beschäftigungen, die auf ein künftiges Schönes gerichtet sind, unterbrechen. Ich kann aber nicht umhin den Wunsch auszudrücken, daß zwischen den Universitäten und der gegenwärtigen Literatur ein einstimmiges und einmüthiges Wirken auf einen einzigen großen Gedanken — die Bildung unsers Vaterlandes — gegründet, statt finden möchte. Es wäre hart denken zu müssen, daß durch eine Wirkung von außen das — ich will nicht sagen vernichtet, denn das wäre zu viel — sondern, wenn auch nur um ein Weniges gehemmt werden würde, was wir hier in der Stille vollbringen, ohne uns weder um Ruhm noch um Ehrgeiz zu bekümmern, nur aus Liebe zur Wissenschaft, zu unserm Rußland und zu dem jungen Geschlecht, in welchem die Hoffnung der Zukunft reift, vollbringen.

Indem ich es unternahm, in einer Universität von dem Gange der russischen Literatur zu reden, hielt ich für nöthig auf diejenigen Beziehungen hinzuweisen, in welchen beide zueinander stehen und in welchen sie stehen müßten; denn ist es nicht in diesen Räumen, wo die allgemeinen nothwendigen Bedingungen künftiger Entwicklung aller Zweige unserer Bildung begründet werden?

Heute haben wir einen allgemeinen Blick auf die vergangene russische Literatur geworfen und haben daraus eine wichtige Lehre für die Gegenwart gezogen. Wir sahen zuerst die literarische Entwicklung des alten Rußlands, welche die religiöse Thätigkeit zum Mittelpunkt hatte; wir konnten bemerken, wie reich und anziehend ihre Schätze sind und wie lehrreich diese, leider so lange von uns vernachlässigte Vergangenheit uns werden kann. Wir betrachteten darauf die Kluft, welche das neue Rußland vom alten trennt, und den Riß, der unser eigenes historisches Leben in zwei einander entgegengesetzte Hälften theilt. Wir sahen den genialen Fürsten auf die wilde, halbasiatische Masse Rußlands mit kühner Hand den Plan europäischer Bildung hinzeichnen und das jugendliche Rußland, dem von ihm gemachten Entwurf treu, durch die Anstrengungen seiner Erben nach und nach aus Asien hervortreten und sich die Formen des Europäismus immer ebenmäßiger, freier und glänzender eigen machen, wir sehen endlich alle Erscheinungen des neuen Lebens desselben sich in den Hervorbringungen der Lite-

Digitized by Google

ratur abspiegeln, von der feierlichen Ode Lomonossows an bis zur Geschichte des russischen Reichs. — Nachdem wir dieses überschaut haben, sehen wir jetzt den Reichthum und die Wichtigkeit von den Ereignissen unserer Geschichte und gehen gewiß jetzt mit größerer Ehrfurcht gegen unsere Vergangenheit und mit mehr Glauben an ihn an unser Studium. Jede Wissenschaft soll, außer dem allgemeinen abstracten Nutzen nothwendig einen individuellen haben, der sich auf die Gegenwart und auf unser Leben direct bezieht; besonders soll es unsere Disciplin, die einen Gegenstand behandelt, welcher sich so ganz auf unser Vaterland bezieht. Welchen directen Nutzen bringt sie uns denn? Durch ein ausharrendes und fleißiges Studium der literarischen Denkmäler des alten und neuen Rußlands können wir zur Lösung des ersten Problems unserer heutigen russischen Bildung sehr viel beitragen, zu dem nämlich: wie soll das neue Rußland mit dem alten in Einklang gebracht werden? Wie soll in diesen glänzenden Formen des neuen Rußlands der Geist seines alten Lebens erweckt, wie sollen Vermächtnisse und Ueberlieferungen unserer Väter ins Leben gerufen werden? mit Einem Wort, wie soll in unserm heutigen Leben und in der Literatur, dem Abbild desselben, unsere wahre ursprüngliche Volksthümlichkeit mit der europäischen Bildung ausgeglichen werden? *)

Walter Scotts Leben.

(Schluß.)

Hier auch ein Wort über das ex tempore Schreiben, was in unsern Tagen zu großer Celebrität gelangt ist. Scott scheint zu dieser Gattung des Styls ein sehr glücklicher Adept gewesen zu seyn. Seine Geschwindigkeit war außerordentlich, und was er producirte, war, in Betracht der Art der Production, vortrefflich; die Verhältnisse, unter welchen einige seiner Novellen, wenn er selbst nicht schreiben konnte, dictirt wurden, sind mit Recht als wunderbar betrachtet worden. Dieß Schnellschreiben ist ein werthvolles Talent; und für Scotts Zwecke war es in der That die einzig angemessene Weise. Mit vieler Mühe und Arbeit hätte er sein Honorar nicht um eine Guinee vermehrt, und der Leser auf dem Sopha wäre nicht um ein Jota behaglicher gelegen. Aber doch sollte streng eingeschärft werden, daß auch im Schreiben nichts Großes je geleistet wurde oder je geleistet werden wird in nachlässiger Bequemlichkeit, sondern mit Anstrengung und Mühe. Jeder sollte sich bestreben, falle es ihm nun leichter oder schwerer, sein Bestes zu leisten.

Scotts Leichtigkeit im Produciren setzte Jedermann in Erstaunen; für uns ist sie ein weiterer Beweis von seiner soliden, körperlichen wie geistigen Gesundheit; sie ist groß, aber nicht eben wunderbar, nicht größer als die von manchen Andern. Man bewundere sie aber mit Maaß. Denn man bemerke immer: bei jeder Arbeit kommen zwei Bedingungen in Betracht; wenn ich die Qualität bestimmen darf, so mag ein Anderer mir die Quantität angeben. Ein Mann, der sich selbst leicht genug thut, kann freilich schnell mit Vielem fertig werden. Ohne Zweifel kann der Mensch das Vermögen, schnell und leicht zu schreiben, sich erwerben; der menschliche Genius, einmal in dieser Richtung eingeübt, kann es weit bringen. Uebrigens war William Cobbett ein viel größerer Improvisator als Walter Scott.

Sollen wir etwa sagen, Scott habe, neben so manchem Andern, was er einem Extrem und einer Krisis zuführte, auch die Kunst des Schnellschreibens so weit gebracht, daß alle Welt besser sehen könne, was daran ist? Es ist dieß eine schätzenswerthe Vollendung und Steigerung, die nicht ohne ihre Resultate bleiben wird — Resultate, vor welchen theilweise Scott, in seiner Politik ein Tory, nicht wenig sich entsetzt haben würde. Denn wenn einmal der Druck gleichen Schritt hält mit der mündlichen Rede, dann wird die Demokratie (wenn wir der Sache auf den Grund und die Wurzel sehen wollen) nicht mehr ein Popanz und eine Möglichkeit bleiben, sondern eine Gewißheit und Nothwendigkeit werden, „ja unvermeidlich scheint sie mir!“

Scotts Weise, aus dem Stegreif Novellen zu schreiben, um dafür Güter zu kaufen, war nicht von der Art, daß er hätte aus freien Stücken aufhören können, sondern im Gegentheil kam er immer tiefer und heftiger hinein; und man sieht nicht ab, zu welchem vernünftigen Ziel ihn dieß Verfahren am Ende im besten Fall hätte bringen können. Des Buchhändlers Constable Bankerott war nicht das Verderben Scotts; sein Verderben war der Ehrgeiz, der falsche Ehrgeiz, der sich seiner bemächtigt hatte; das, daß sein Lebensweg nicht vernünftig war. Wohin konnte der ihn führen? Wo konnte er stehen bleiben? Neue Güter blieben immer noch zu kaufen, so lange sie sich mit neuen Novellen bezahlen ließen. Mehr und mehr Glück erweckte nur mehr und mehr Hunger, mehr und mehr Keckheit. Die Stegreifschreiberei hätte müssen immer magerer werden, immer mehr herabsinken in die Kategorie dessen, was man mit Mißtrauen betrachtet, was man mißbilligt und am Ende ganz verdammt. Ueberall existirte auch schon im Geheimen eine ansehnliche Oppositionspartei; Zeugen von den Waverleywundern, die nicht daran zu glauben vermochten, und sich gezwungen sahen, stillschweigend dagegen zu protestiren. Diese Oppositionspartei mußte nothwendig wachsen und am Ende, wenn die Stegreifschreiberei immer dünner und magerer fortging, die Welt zu sich herüberziehen. Die stumme Protestation mußte am Ende zum Wort kommen; harte Wahrheiten, unterstützt durch härtere Thatsachen einer übertriebenen und erschöpften weltlichen Popularität, mußten über kurz oder lang ausgesprochen werden, — Wahrheiten, die man jetzt ohne Bedenken ausspricht, da sie des braven Mannes Herz nicht mehr kränken. Wer weiß? vielleicht war es besser, daß Alles anders kam. Und anders kam es. Eines Tags gab der Constable-Berg, der

*) Zur Vergleichung der hier ausgesprochenen Ansichten und zur Ergänzung der hier namhaft gemachten Schriftsteller sehe man: „Literarische Bilder aus Rußland, herausgegeben von H. Koenig. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart und Tübingen.“

Digitized by Google

so fest wie andere Felsgebirge zu stehen schien, wie Eisberge einen lauten, krachenden Ton von sich; plötzlich zersplitterte er, mit unermeßlichem Dröhnen, in Eisstaub; und stürzte zusammen, viel mit sich reißend. An Einem Tag wurden Scotts hochaufgehäufte Honorare zu Hexengeld und Schaum und Schein; an Einem Tag sah der reiche Mann und Landbesitzer sich ohne einen Heller und ohne Land, ein Bankrotrier unter seinen Gläubigern.

Es war eine harte Probe. Er bestand sie stolz, tapfer — wie ein braver, stolzer Weltmann. Vielleicht hätte es eine noch stolzere Handlungsweise gegeben: wenn er redlich gestanden hätte, daß er ein unglücklicher Mann sey, bankrott und verlustig aller Güter und der „Respectabilität" der Welt, und wenn er dann irgendwo eine Zuflucht gesucht hätte. Eine Zuflucht war ihm irgendwo bereit; aber es lag nicht in Scotts Wesen und Gemüth, sie dort zu suchen. Offen sagen: ich bin bisher ganz auf falschem Wege gewandelt, und mein Ruhm und Stolz, jetzt gebrochen, war eine hohle, nichtige Täuschung verwünschter Zauberei! — Das wäre Fleisch und Blut hart angekommen. Er sagte: ich will mich wieder aufraffen und erholen, will meine Schuld tilgen oder dafür sterben. Schweigend, als ein kräftiger, stolzer Mann, gürtete er sich zu seiner Herculesarbeit, die Berge Schutts wegzuschaffen; ein gewaltiges Lösegeld zu zahlen mittelst dessen, was er noch schreiben und verkaufen konnte. Und dazu war das noch in den Jahren seiner abnehmenden Kraft! Das Unglück ist doppelt und dreifach hart, das Einen da trifft. Scott machte sich wie ein Mann an seine Herculesarbeit, und fuhr unermüdet darin fort; mit edler Heiterkeit rang und kämpfte er, als schon die Bänder seines Lebens krachten, jahrelang in tödtlicher Anstrengung, Kraft gegen Kraft, damit — aber die Aufgabe war stärker als er; und sein Leben und sein Herz brachen. Ueber diese letzten Schriften W. Scotts, seinen Napoleon, seine Dämonologie, seine schottischen Geschichten, wird die Kritik, die darin viel zum Verwundern, viel Stoff zum Lobe fände, kein Wort des Tadels aussprechen; nur das Eine Wort: es wird Einem weh ums Herz! Das edle Schlachtroß, das einst fröhlich wieherte beim Rasseln des Speers, wie ist es jetzt dazu verdammt, sich zu todt zu arbeiten, unedle Karren schleppend! Scotts Ende ist eine Tragödie, wie das ganze Leben eine ist; ein Beweis mehr, daß das Glück auf einer rastlosen Kugel steht; daß Ehesucht, literarische, politische, kriegerische oder pecuniäre, noch nie einem Menschen Heil gebracht hat.

Der sechste Band gibt viele Auszüge aus seinem Tagebuch über den Verlust seiner Gattin. Wir schließen hier. Der Vorhang fällt, und der starke, tüchtige Walter ist nicht mehr unter uns. Ein Besitz bleibt uns von ihm; weithin verbreitet, noch immer zugänglich, nicht undeträchtlich. Man darf von ihm sagen: „Als er dahinging, schied mit ihm das Leben eines Mannes von der Welt. Kein gesunderer Kern brittischer Mannhaftigkeit ward gesehen in dem achtzehnten Jahrhundert. Ach! sein gutes schottisches Gesicht, mit seiner derben Ehrlichkeit, Scharfblick und Gutherzigkeit, war, als wir es später in den Straßen von Edinburg sahen, ganz von Sorgen abgezehrt, alle Freude daraus entflohen — tief zerpflügt von Mühsal und Kummer. Wir werden es nie vergessen; wir werden es nie wieder sehen. Lebewohl, Walter Scott, Stolz aller Schotten, nimm hin unser stolzes und trübes Lebewohl!" — —

So weit der englische Kritiker. Aus den glänzenden Tagen von Scotts Ruhm lassen wir zum Schluß noch den Bericht Lockharts über eine Einladung des großen Unbekannten zum Prinzregenten folgen:

„Als der Prinz von Mr. Croker, dem Secretär der Admiralität, hörte, daß Scott in der Mitte März 1815 in der Hauptstadt erwartet werde, sagte er: „Thun Sie mir's zu wissen, wenn er ankommt; ich will dann ein hübsches kleines Diner veranstalten, das ihm behagen soll," und nachdem er vorgestellt und beim Lever gnädig empfangen worden, wurde er durch seinen trefflichen Freund, Mr. Adam, der damals ein Amt im königlichen Haushalt bekleidete, zum Diner eingeladen. Der Regent hatte sich mit Mr. Adam über die Zusammensetzung der Tischgesellschaft berathen. „Wir wollen," sagte er, „nur einige wenige Freunde von ihm dazu nehmen, und je mehr Schotten, desto besser;" und beide Herren versichern mich, daß die Gesellschaft höchst interessant und angenehm zusammengesetzt gewesen sey. Sie begriff den Herzog von York, den Herzog von Gordon, den Marquis von Hertford, den Grafen von Fife und Scotts Freund von früherer Zeit, Lord Melville. „Der Prinz und Scott," sagt Mr. Croker, „waren die zwei glänzendsten Erzähler, jeder in seiner Weise, die mir je vorgekommen sind; sie kannten beide ihre Stärke wohl und zeigten sich an diesem Abend im hellsten Licht. Ich konnte beim Nachhausegehen in der That nicht mit mir einig werden, welcher von beiden am meisten geglänzt hatte. Der Regent war entzückt von Scott und Scott vom Regenten; und bei allen seinen spätern Besuchen in London war er ein häufig gesehener Gast an der königlichen Tafel." Mr. Adam erinnert sich, daß der Regent eine besondere Freude gehabt habe an des Dichters Anekdoten von alten schottischen Richtern und Advocaten. Scott erzählte unter andern eine Geschichte, die er gern erzählte, von seinem alten Freunde, dem Oberrichter Bearfield, und die Bemerkung Sr. königl. Hoheit darüber ergötzte Scott sehr, und er erwähnte ihrer oft. Die Anekdote ist diese: Bearfield pflegte, wenn er seine Gerichtsrundreisen machte, einen Gentleman von guten Vermögensumständen in der Nähe einer der Assisenstädte zu besuchen, und wenigstens Eine Nacht bei ihm zu bleiben, die sie, da beide leidenschaftliche Schachspieler waren, gewöhnlich mit diesem ihrem Lieblingsspiel beschlossen. Bei einer Frühjahrsrundreise war der Kampf bei Tagesanbruch noch nicht entschieden, und so sagte der Richter: „Nun, Donald, ich muß eben noch einmal kommen, und inzwischen laßt das Spiel stehen;" wirklich kam er auch im October wieder, aber nicht in seines alten Freundes gastliches Haus; denn dieser Gentleman war inzwischen über einem Capitalverbrechen (Fälschung) ertappt worden, und sein Name stand auf der verhängnißvollen Liste derer, die unter seines frühern Gasts Auspicien abzu-

Digitized by Google

urtheilen waren. Der Laird ward demgemäß angeklagt, untersucht und die Jury sprach das Verdict: Schuldig! aus. Bearfield setzte sofort seine Richtersmütze auf und verkündigte das Urtheil in den gewöhnlichen Ausdrücken: „Ihr sollt an Euren Hals gehängt werden, bis Ihr todt seyd, und möge der Herr Erbarmen haben mit Eurer unglücklichen Seele!" Nachdem er diese schreckliche Formel mit tönender Stimme gesprochen, legte Bearfield seine furchtbare Kopfbedeckung ab, nickte seinem unglücklichen Bekannten halb vertraulich zu und sagte zu ihm in lächelnd flüsterndem Ton: „Jetzt, Donald, mein Mann, habe ich Euch, glaub' ich, einmal matt gemacht." Der Regent lachte herzlich über dieß Pröbchen von brutalem Humor und sagte: „Meiner Treu, Walter, die alte Perrücke scheint derlei Dinge so kalt behandelt zu haben, wie meine eigne tyrannische Person. Erinnern Sie sich Tom Moore's Schilderung von meinem Frühstück:

Auf dem Tische Thee und Morgenkost,
Todesurtheile und die Meening-Post."

Gegen Mitternacht kündigte der Prinz an: „Einen Becher mit allen Ehren für den Verfasser von Waverley," und sah, wie er sein Glas füllte, Scott bedeutungsvoll an. Scott schien einen Augenblick etwas betroffen, aber sogleich faßte er sich wieder, füllte sein Glas bis zum Rand und sagte: „Ew. königl. Hoheit Mienen scheinen andeuten zu wollen, daß ich einen Anspruch auf die Ehre dieses Toasts habe. Ich mache darauf keine Ansprüche, aber ich werde dafür sorgen, daß der ächte Simon Pure von dem hohen Compliment Kunde erhält, das ihm hier zu Theil wird." Dann trank er sein Glas aus und fiel mit einer Stentorstimme in die Cheers ein, die der Prinz anstimmte. Ehe aber die Gesellschaft sich wieder setzen konnte, rief der Prinz aus: „Ein zweites für den Dichter von Marmion, wenn es Euch beliebt — und jetzt, Walter, mein Mann, habe ich Euch doch schachmatt gemacht." Auf den zweiten Pocal folgten noch vollere und länger anhaltende Cheers; und hierauf erhob sich Scott und sprach seinen Dank aus in einer kurzen, würdigen und gewandten Rede. — Ehe er die Hauptstadt verließ, speiste er noch einmal in Carlton-House, wo die Gesellschaft noch kleiner und die Fröhlichkeit wo möglich noch ungebundner und freier war. Damit nichts fehle, sang der Prinz einige capitale Lieder."

George Sand's Mosaikarbeiter.

Wir freuen uns, hier nichts von dem Tadel wiederholen zu müssen, den wir früher manchmal über die geistreiche George Sand, oder vielmehr über ihre schriftstellerischen Mißgriffe ausgesprochen haben. Was wir damals schon vermutheten, trifft jetzt pünktlich ein. Sie reinigt mit Fleiß ihr seltenes Talent von dem Unschönen und Störenden, das ihm anhing und es entstellte, und steht hier in freier, ihre durchaus reiner Originalität vor uns, denn sie hat eingesehen, daß all' die fieberhafte Unnatur der jungen französischen Schule für sie nicht passe, und daß sie sich zu etwas Besserem erheben könne.

In den Mosaikmeistern zeigt sie große Sprachschönheit in einer Darstellung voll Interesse und Neuheit. Alles ist hier anziehend und immer gleich fesselnd. Wir lesen hier eine Künstlergeschichte mit all' den mannichfaltigen Wendungen, Schicksalen und Wechselfällen eines bewegten Künstlerlebens, voll großer Eigenthümlichkeit und Wahrheit.

Darin zeigen sich die heftigen Künstlerleidenschaften des Mittelalters, Neid, Haß und Verfolgungssucht, ihr halbes Leben ausfüllend, denn in jener Zeit herrschte die Barbarei noch mächtig in den Sitten und in den geselligen Verhältnissen. Solch' ein Genregemälde paßt ganz für G. Sand's kräftigen Pinsel, und stark aufgetragene Farben sind hier ganz an ihrer Stelle. Mosaikkünstler suchen einen Preis zu gewinnen, den die venetianische Regierung ausgesetzt hat, um sich zu entscheiden, wem sie die ehrenvolle Auszeichnung und die lucrativen Arbeiten dieser Art auftragen soll. Bald mischen sich Eifersucht und Haß in die Concurrenz; dabei treten die verschiedenen Künstlercharaktere in ganz einfacher, kunstloser Erzählung hervor. Die geheimnißvolle Polizei Venedigs und der nächtige aristokratische Despotismus sind mächtige Hebel für die eigenthümliche Farbe des Gemäldes. Die Verfasserin zeigt hier ihre Vorliebe für das Künstlerleben, was ganz mit ihrem unabhängigen, männlichen Charakter übereinstimmt, und worin sie ein seltenes Talent zeigt, die Neugierde ihrer Leser zu erregen und immerfort zu steigern.

La dernière Aldini ist die Geschichte eines italienischen Sängers, dessen romanhafte Aventuren eine Menge wechselnder und interessanter Situationen herbeiführt.

Orco endlich ist eine kurze Erzählung, die einen Volksaberglauben zum Grunde hat.

Alle drei Novellen sind sich durchaus nicht gleich, sondern wechseln in Darstellungsart und Farbe wie die Hoffmannischen, und wie diese finden sie zahlreiche Leser. Wie gesagt, wenn G. Sand sich nicht übertriebenem Gefühl und dem Irren der Einbildungskraft hingibt, so wird über ihre Schriften nur Eine lobende Stimme seyn.

Mr.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Das neue Guarani-Reich.

Zue Zeit der Entdeckung Amerika's waren die Guaeani's die zahlreichste und wohl auch die mächtigste Nation des ungeheueen Landes, das sich ostwärts von den Anden ausdehnt. Man fand sie unter oeeschiedenen Namen in ganz Brasilien, ja selbst dis nach Guiana hinein; auch weitee westwärts dis nach Chiquitos hin traf man einzeine Stämme dieses großen Volts, freilich mannichfach untermischt mit andern Völkern. Ihe Hauptsitz scheint indeß der Südabhang des brasilianischen Mittelgebirgs gewesen zu seyn, und namentlich das Land zwischen Parana und Paeaguay, so wie ostwäets dieses letzteen Stroms, in welchen Strichen sie auch jetzt noch in größter Anzahl sich finden. In den andern Gegenden sind sie in den ersten Jahehunderten, vielleicht duech den vereinten Haß dee Portugiesen und andeen Indianer, ausgerottet woeden, in iheem Heimathlande abee haben sie sich behauptet, namentlich in dee jetzigen Republik Uruguay, und in dem eigentlich sogenannten Paragnay, wo sie ganz das spanische Costume angenommen und als geößeee und kleinere Gutsbesitzer leden, ob wohl sie zum Theil ganz reine Indianer sind. Diese Nation erntet jetzt erst, was die Jesuiten in ihren Missionen gesäet haben. Nächst den Jesuiten wae wohl Francia ihe bestee Feennd. Wie alle Männer, die ein geoßes Ziel vor Augen haben, und den anerkannten Vortheil dee geoßen Volksmasse gegen alle wieklichen nnd künstlichen Hinderniſſe zu beſöedeen demüht sind, herrschte er mit der Meinung der niedeen Classen gegen die höhern, und wenn diese letztern ihm fluchten, da er zum Theil die häeteſten Maaßregeln gegen sie anwandte, so segneten ihn die niedern, und dee Erfolg hat sein System wenigstens in so weit gerechtfertigt, daß er in Paeaguay die Ruhe bewahrte, während das ganze üdrige Südamerika von Paeteikämpfen zerrissen wae. Eine Erklärung seines Benehmens möchte wohl auch in dem Umstande liegen, daß Paraguay dei einer minder energischen Verwaltung sicher in die Hände des damals vergleichungsweise mächtigen Brasiliens gefallen wäee.

Feancia's Herrschaft war entschieden gegen die Spaniee gerichtet, und weit entfeent, diese anzulocken, die nue eine aristokratische Kaste im Lande gebildet hätten, suchte ee sie vielmehe möglichst zu entfernen, und gab eden damit den Ueeinwohnern des Landes, und den Halbkasten zwischen diesen und den Spaniern, das Uebergewicht. Hr. Robeetson, dessen Werk über Paraguay wie schon wiederholt anführeten, gibt uns, trotz seinee sonstigen Unaufmeeksamkeit, oder vielmehe seinee Unwissenheit in ethnographischen Dingen, manche interessante Fingeezeige üdee die Classen des Volkes und die Speache, die es eedet. So gibt er z. B. von der Hauptstadt Assumption nachfolgende Uebersicht dee Bevölkerung: politische und Militärdeamte, Geistlichkeit, Adoocaten und Aeezte, Kaufleute, große Landbesitzer und Keämer, etwa 300 Familien, kleine Landdesitzer in dee Nähe der Stadt 700 Familien, seele Aebeiter 1000 Familien, und Hausindianer 700 Familien. Setzt man zu diesee Angade hinzu, daß er schon im Jahee 1812 in dem sashionablesten Hause von Assumption es als einen desondern Voezug der Töchter des Hauses anführet, daß sie sehe fließend spanisch sprächen, obwohl auch dei ihnen Guarani die Hausspeache sey, so kann man sich ohne Mühe daeans abnehmen, daß Spanisch durchaus nue die Sprache der Gebildeten ist, und bald nur die gelehrte Sprache seyn wird, obgleich kein Haß gegen spanisches Wesen herrscht, und die Sitten in der Hauptsache spanisch sind. In Santa Fé, unter 31° 40′, ist noch Alles spanisch, abee schon von Corrientes, dee Hauptstadt der Peooinz gleichen Namens, sagt Robeetson: „Hier ist die Sprache der Ueeinwohner, oder der Guarani's, in großem Maaße an die Stelle des Spanischen geteeten, und mit Ausnahme der besseen Classen speechen Wenige diese Sprache fließend und correet. Die Franen namentlich speechen es fast ohne Ausnahme nur mit Schwierigkeit und ungern, indem sie das Guarani dei weitem voeziehen.“ Wenn dieß schon in der Hauptstadt Corrientes der Fall ist, so muß auf dem Lande vollends das Guarani ganz herrschend seyn. Dieselbe Bemerkung macht Hr. Robeetson dei seinem Eintritt in Paraguay, wo er bei einem Manne mit ganz spanischem Namen, Leonardo Vera, dee ihn gastfreundlich aufnahm, ganz dasselbe trifft. Der Mann speach gedeochen spanisch, die Familie aber fast gar nicht, und zwar nicht

Digitized by Google

aus Abneigung, denn sie schämten sich desselben, als eines Mangels an Bildung.

Rengger gibt uns in seinem Nachlaß einigen Aufschluß über die verschiedenen Arten — man kann nicht sagen Dialekte — der Guaranisprache. Zu St. Joaquim, nahe bei den Montes de Taruma, unter 25° s. B. traf er auf einige Guaranis, mit denen er sich in ein Gespräch einlassen wollte: „als ich," sagt er, „in Guarani zu ihnen sprach, verstanden sie mich wohl, aber ich konnte ihre Antworten nicht verstehen, und merkte bald, daß sie das alte, reine Guarani sprachen, das sich unter ihnen noch ohne Mischung erhalten hat." An einer andern Stelle bemerkt er: „die Sprache der waldbewohnenden Guaranis ist schon verschieden von der Mundart der Indianer in den Missionen, und diese letztere hinwieder von der in Paraguay sonst üblichen Guaranisprache. Selten findet man Jemand, der die erste versteht, die zweite ist schon gemischt mit castilianischen Wörtern, und gibt vielen Ausdrücken eine andere Bedeutung, als der alte, unvermischte Guaranidialekt der Montesos."

Trotz dieses Unterschieds ist eine früher oder später eintretende Vereinigung von Corrientes und Paraguay mit den Guaranistämmen bis tief in Matto Grosso hinein, und ostwärts in die Missionen und nach der Banda Oriental hin höchst wahrscheinlich. Die dortigen Creolen und die mit ihnen verbündeten Indianer sind zwar nicht so zeitungswüthig, wie die Nordamerikaner, und man wird daher schwerlich so schnell Guaranizeitungen sehen, als tscherokesische, allein das Volk selbst wird wohl mehr und mehr in eines zusammenschmelzen, und was von spanischen Städten noch da ist, wird als Centralpunkt dienen, daß das Land nie mehr ganz in Rohheit versinkt. Die Guaranisprache aber wird diesen großen Erdstrich entschieden von Buenos-Ayres und den spanisch redenden Gauchos trennen und mehr und mehr selbst Regierungssprache werden. Es hat allen Anschein, daß dort der erste Staat Amerika's mit Indianersprache sich bilden wird.

Blas El Guerillero.

(Fortsetzung.)

Unser Eintritt in das Königreich Valencia und unser Uebergang von dort nach Murcia war so unerwartet, daß wir zwei große Convois angreifen und ihre reiche Ladung zum größern Theil uns zueignen konnten. Zwar erlitten auch wir einigen Verlust, indem namentlich Rodriguez, mein Mitbefehlshaber, in dem einen seinen Tod fand, doch gelang es mir, durch einen geschickt ausgeführten Handstreich mehrere Depeschen des Gouverneurs von Granada habhaft zu werden, und als einige Catalonier es sich in den Kopf setzten, wieder die Stelle des Anführers zu theilen, fiel es mir nicht schwer, sie den Franzosen in die Hände zu spielen, und am andern Morgen fanden wir die armen Schelme am Wege hängend. Ich war übrigens gern bereit, ihr unglückliches Schicksal zu beklagen und bei nächster Gelegenheit zu rachen, indem ich zwei französische Commissärr, die wir in Santa Fé ergriffen, so am Thore der Stadt aufhängen ließ, daß das Thor an den Angeln ein wenig ausgeschnitten und ihre Köpfe hindurch gezwängt wurden. In dem öffentlichen Anschlag, den ich an der Außenseite des Thorrs mit Kreide anschrieb, nannte ich mich den General-Rattenfänger Sr. Majestät Ferdinands VII, und lange Zeit war ich später unter dem Namen El Ratonero bekannt und gefürchtet.

Doch jetzt, wo ich alleiniger Herr meiner Quadrilla war, regte sich stärker als je das Verlangen, abzurechnen mit denen, die mein früheres Mißgeschick verschuldet. Und der Erste, den ich zur Rechenschaft ziehen wollte und mußte, war Don Benito Quisquilla.

Briefe, die ich am Leichnam meines unglücklichen Sohnes gefunden, hatten mich belehrt, daß Benito ihn von der Tia Dorotea entführt und erziehen lassen und alle meine Briefe und Nachfragen unterschlagen und vergeblich gemacht hatte. Als Fernando herangewachsen, hatte er ihn auf die Universität geschickt, und als beim ausbrechenden Kampfe gegen Frankreich der feurige Geist meines Knaben Theil nehmen wollte am allgemeinen Aufstande des Landes, hatte er ihm anfangs dringend abgerathen, doch endlich einwilligen müssen, um nicht in den Verdacht eines Afrancesado's zu kommen. Um ihn am sichersten gegen Gefahr zu machen, hatte er ihm eine Offizierstelle bei der Cavallerie verschafft, und schon war sein Name mehreremale mit Auszeichnung genannt worden, als meine Hand seinem glorreichen Leben ein allzufrühes Ziel setzte.

Rache zu nehmen dafür, daß er den Sohn dem Vater verläugnet hatte, wandte ich mich also jetzt nach M. Meine Leute ließ ich im Walde, zwei derselben verweilten als Bauern verkleidet in der Venta von Zaframagon, während ich mit einem treuen Diener mich auf den Weg in die Stadt machte. Am Eingange derselben übergab ich meinem Begleiter mein Pferd, und schritt in meinen alten Mantel gehüllt zu Fuß zu der ersten Posada der Stadt.

Der Kamin war ziemlich umringt, doch meistens waren es ältere Männer, da die jüngern dem Rufe zu den Waffen gefolgt waren. Ich nannte mich einen Fremden, und fragte nach manchen andern Gesprächen, ob Don Benito Quisquilla noch immer den Ort bewohne, und als man dieß bejahte, endlich auch nach seinem Enkel Fernando Maldonado.

„Der ist todt!" fing ein alter Mann an, in welchem ich den Ausrufer der Stadt erkannte. „Ruhmvoll gefallen auf dem Schlachtfeldr im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes!"

„Wie?" rief ich verwundert, „hat er nicht mit seinem Vater bei den Franzosen gedient?"

„Mit seinem Vater?" schrien ein Duzend Stimmen durch einander. „Hat der Niederträchtige sich sogar den Feinden seines Landes verkauft? Nein, Fernando fiel im Kampfe gegen die Unterdrücker unsers Landes in der unglücklichen Schlacht bei Tudela. Doch, wie wißt Ihr, Tio, daß sein Vater bei den Franzosen focht?"

Digitized by Google

„Ich habe die Nachricht von guter Hand," entgegnete ich, „und bin nur hierher gekommen, um mit Don Benito wegen Blas zu sprechen."

„Geht nicht zu dem alten Manne," rief hier der Ausrufer der Stadt, „wenn Ihr ihm nicht sagen könnt, daß den schändlichen Blas der Teufel geholt . . ."

Ich stand auf und ging zitternd vor Wuth hinaus. Ein furchterlicher Zorn bemächtigte sich meiner gegen den Feind meines Lebens, den Einzigen, der all mein Glück im Keime erstickt und mich endlich zum Mörder meines Sohnes gemacht hatte. In diesem Zustande kam ich an das Haus Benito's, und als man mir die Thür geöffnet, rief eine Magd von der obern Galerie herab, Don Benito sey in einem der Zimmer im Patio. *)

Kaum erkannte ich in der gebeugten, verwitterten Gestalt den einst kräftigen, stattlichen Mann wieder. Eingehüllt in einem granwollenen Schlafrock, Pantoffeln an den Füßen, eine schwarze Monteramütze auf dem Kopfe, machte er keinen Versuch, sich aus seiner silla peltrona (Lehnstuhl) zu erheben, sondern bat mich, nur näher zu kommen, und mein Geschäft zu nennen, das mich zu ihm führe.

Ein seltsames Gefühl des Mitleids ergriff mich bei diesem Anblick, und schon wollte ich mich zurückziehen, als er, mich durch seine Brille schärfer betrachtend, plötzlich wie verjüngt aufsprang, und mit den Worten: „Wie? — Ist es möglich? — Mein Fernando!" mir entgegentrat. — „Doch nein," setzte er hinzu; „er blühte in voller Jugend, und Ihr scheint manchen Sturm des Lebens erfahren zu haben. — Doch diese Gestalt, diese Züge! Ich bitte Euch! sprecht! wer seyd Ihr?"

Diese heftige Bewegung des alten Mannes rührte mich seltsam, und schon wollte ich mich zu seinen Füßen niederwerfen, als er fortfuhr: „Doch der Elende, Verworfene, der ihm das Leben gab, hatte er nicht dieselbe . . . . Entschuldigt diese Aufregung! Ihr habt eine Saite berührt . . ."

„Wohl elend!" rief ich aus, ihn unterbrechend. „Ihr wißt also das unglückliche Schicksal des elenden Blas? Dann ist mein Geschäft schon halb gethan."

„Sein Schicksal? Nein! Hat ihn endlich die Strafe seiner Verbrechen, seines Verraths am Vaterlande getroffen? Ist ihm der Galgen geworden, der ihm gebührte?"

„Nein! nein! noch lebt er. Doch elend, wie Ihr sagt; durch Euch ist er zum Mörder seines Sohnes geworden."

„Jesus! Hijo de Dios!" schrie der alte Mann auf. „Und Ihr . . .? Ihr seyd . . ."

„Mein Mantel war mir durch den wüthenden Zorn entfallen, in den mich des alten, rachgierigen Mannes Worte versetzt hatten. „Ich bin es selbst!" rief ich. „Diese Hand, die am Altare vor allen Heiligen des Himmels Eurer Tochter gegeben wurde, stieß durch Eure verfluchten Ränke den Dolch in meines Sohnes Brust."

„Ungeheuer!" schrie Benito in wahnsinniger Wuth. „Verflucht, verdammt für alle Ewigkeit! Dir werde zum Fluch..."

„Mein Zorn ließ ihn nicht reden. Wir waren dicht an einander gekommen. Meine Hand faßte seine Gurgel, um den Fluch zu ersticken, den die Zunge begonnen. Gewiß nichts mehr als das — denn mein Messer stack im Gürtel — da erfaßte der thörichte, alte Mann mich beim Kragen und schrie nach Hülfe. Es war der letzte Ton, der seinen Lippen entschlüpfte — er fiel todt zu meinen Füßen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Hofraum, der in Spanien häufig mit Bäumen besetzt wird, um Kühlung und Schatten zu erhalten.

Schulen in Bengalen und Behar.

Das Asiatic Journal vom November 1838 theilt im Auszug einen Bericht über die Schulen in einigen Distrieten von Bengalen und Behar mit, woraus wir nachstehende Angaben entlehnen: Im Districte Midnapur sind 584 Bengali-Schulen, 182 Uria-, 48 persische und eine englische Schule. Jede Schule hat nur einen Lehrer, und die Einnahmen der Lehrer wechseln von 1 bis 7 oder 8 Rupien monatlich; die Gesammtzahl der Schüler ist 10,129, wovon 9819 Hindus und 310 Moslems sind. In der englischen Schule, welche durch freiwillige Beiträge von Europäern und Eingebornen unterhalten wird, lehrt man englisch und Bengali, der Lehrer erhält monatlich 50 Rupien, und außerdem zahlt jeder Schüler monatlich eine Rupie. Die Zahl der Schüler ist 62, wovon 54 Hindus, 8 Christen und 2 Mohammedaner sind. In einer der höchsten Classen werden christliche Bücher gelesen, es steht aber den Schülern frei, ob sie solche besuchen wollen oder nicht.

In der Stadt und im District von Murschedabad finden sich bereits gelehrte Schulen, aber die Zahl der Schüler ist viel minder bedeutend — neben 62 Bengali-Schulen finden sich 24 Sanskrit-Schulen, und neben 17 persischen 2 arabische und 2 Hindi-Schulen. — Im Distrikt Birbum sind 407 Bengali-, 5 Hindi-, 56 Sanskrit-, 71 persische und 2 arabische Schulen; im District Burdwan 629 Bengali-, 190 Sanskrit-, 93 persische, 8 arabische, 5 englische, 4 Mädchen- und eine Kleinkinder-Schule. Die Gesammtzahl der Schulen im District Südbehar ist 606, nämlich 286 Hindi-, 27 Sanskrit-, 279 persische, 12 arabische und eine englische Schule. Die steigende Zahl von persischen Schulen ist ein Umstand, welcher Aufmerksamkeit verdient.

Ohne uns länger bei Zahlen aufzuhalten, wollen wir noch einige allgemeine Bemerkungen aus dem Berichte nachtragen. Schulunterricht fängt an sich unter den niedersten Classen auszubreiten, selbst die Mali, Tschandal, Kahar und andere geringere Kasten lernen Lesen, Schreiben und Rechnen. Der Unterricht in der Muttersprache ist in Bengalen weiter ausgebreitet als in Behar, indem das Monopol, welches die Kayastah oder Schreiberkaste frühee in Bengalen genoß, schon sehr bedeutend erschüttert ist. Moslemitische Lehrer haben sowohl Hindu- als moslemitische Schüler, und beide, so wie die verschiedenen Kasten der erstern, versammeln sich in demselben Schulhaus, erhalten denselben Unterricht, und vereinigen sich in ihren Spielen und Zeitvertreiben. Anders ist dieß in Tirhut, wo die beiden Abtheilungen der Bevölkerung auf einem minder guten Fuße stehen.

Der Bericht geht dann weitläufig ins Detail über Sanskrit-, über persische und arabische Schulen ein, so wie auf die Studiengegenstände in denselben, die Zahl der Lehrer und Schüler u. s. w.; die meisten

*) Sprache der Einwohner von Orissa, welche dem Sanskrit noch näher steht, als Bengali.

Digitized by Google

beschäftigen sich nur mit Grammatik, Rechtskunde, Logik und Aetiologie; Literatur, Philosophie und selbst Mythologie sind größtentheils vernachlässigt. In seinen allgemeinen Bemerkungen hebt der Berichterstatter heraus, daß er zwischen denjenigen Schulen, worin die vom Sanskrit abstammenden Landessprachen gelehrt werden, und den Sanskritschulen durchaus keine Verbindung wahrgenommen habe. Die jetzigen Landessprachen gelten nicht als Vorbereitung für das Sanskrit, noch dieses letztere als Vervollständigung des Studiums der erstern. Beide Arten von Schulen sind verschiedene Anstalten für verschiedene Classen der Gesellschaft, die einen für den Handel und Ackerbau treibenden Theil des Volkes, die andern für die religiösen und gelehrten Classen. Sanskritgelehrsamkeit steht bis zu einem gewissen Grad allen Classen der Gesellschaft offen, welche Neigung zeigen und die gehörigen Mittel zu dem Studium haben: Grammatik, poetische und dramatische Literatur, Rhetorik, Astrologie und Arzneikunde kennen auch die unteren Kasten studiren; aber Rechtskunde, die Schriften der sechs philosophischen Schulen und die heiligen mythologischen Gedichte sind das besondere Erbtheil der Bramincnkaste. Dieß ist der in den gesetzlichen und religiösen Einrichtungen der Hindus begründete Unterschied, aber praktisch monopolisiren die Braminen nicht nur einen Theil, sondern fast das Ganze der Sanskritgelehrsamkeit. In den beiden Districten von Behar gehören Lehrer und Schüler ohne eine einzige Ausnahme dieser Kaste an, und die Ausnahmen in den Districten von Bengalen sind höchst unbedeutend. In Murschedabad sind sämmtliche Lehrer Braminen, in Birbhum gehört von 56 Lehrern ein einziger der Kaste der Aeezle an, und in Burdwan von 190 nur vier. Ueber die von den Missionären und anderen Personen errichteten Schulen für den Unterricht der englischen Sprache bemerkt der Berichterstatter, daß man äußerst vorsichtig den Unterricht auf allgemeine Gegenstände beschränken und sich aller Versuche zu religiösen Bekehrungen enthalten müsse, da die bloße Furcht vor solchen Versuchen schon in mehr als einem Fall den Schulen beinahe ein Ende gemacht hätte.

Nachrichten über das Cap.

Die Times vom 18 Januar bringen neue Nachrichten über die Auswanderung der Boers, welche die Besorgniß der dortigen Regierung zeigen, es möchte sich in Port Natal eine von England unabhängige Colonie festsetzen. Die Colonialregierung verbot, den ausgewanderten Boers Unterstützung zukommen zu lassen. Die Zufuhr von Kleidern, Lebensmitteln u. dgl. wäre den Ausgewanderten um so erwünschter gekommen, als sie einen großen Theil ihres Viehes durch ausgebrochene Krankheiten verloren hatten. Der eigentliche, aber wohl nicht ausgesprochene Zweck des Verbots der Unterstützung scheint darin zu liegen, daß die Ausgewanderten kein Pulver und Blei erhalten sollten. Indeß soll die Regierung entschlossen seyn, von Port Natal selbst Besitz zu nehmen und ein Fort daselbst zu errichten, womit sie freilich mit sich selbst in Widerspruch kommt, indem sie den Boers verbieten will, sich dort niederzulassen, weil jenes Land den Eingebornen gehöre, es aber nicht verschmäht, es für sich in Besitz zu nehmen. Uebrigens enthalten jene Nachrichten auch noch einen Aufschluß über die Gründe der Auswanderung der Boers, wie man sie früher nicht so vollständig gehabt hatte. Die Regierung hatte die Hottentotten und Bastaarde, welche größtentheils von den Boers in einem Stande der Knechtschaft gehalten wurden, für frei erklärt, und diese bildeten nun zum Theil räuberische Schaaren, die das Land durchzogen, und den Boers Vieh und Pferde stahlen, wobei es manchmal nicht ohne Mordthaten abging. Zu ihnen gesellten sich die Fingos, welche bei den Kaffern (Amakosas) sich als Knechte befunden hatten und in Folge des letzten Kriegs frei wurden, aber da sie eben so eigenthumslos wie die Hottentotten und Bastaarde waren, gleich ihnen räuberisch umherzogen. Auf die Vorstellungen der Boers antwortete die Regierung, sie sollten ihre Heerden nur unter wohlbewaffneten Hirten weiden lassen, verbot aber zugleich wie zum Spott durch die sogenannte „Pulverproclamation“ den Verkauf von Munition aus Privatvorräthen, so daß die Boers waffenlos den Räubereien preisgegeben waren. Seit einiger Zeit nun soll die Colonialregierung die Boers zu Port Natal durch eine freundliche Proclamation zur Rückkehr eingeladen haben, mit dem Versprechen, sie in Zukunft zu schützen; die Proclamation that aber wenig Wirkung, denn obwohl die Auswanderer in ihren neuen Wohnsitzen noch ziemlich schlecht daran sind, so halten sie doch die Rückkehr in das Gebiet der Colonie für noch schlimmer. Die englische Colonialregierung hat sich offenbar in einen Widerspruch mit der altholländischen Hirten- und Ackerbaubevölkerung gesetzt, welche am Ende für sie nur verderblich ausschlagen kann.

Miscellen aus indischen Journalen.

Aufhören der Dürre. Die Delhi Gazette vom 5 September enthält hierüber Folgendes: „Die Jahreszeit ist jetzt weit genug vorgeschritten, daß wir mit ziemlicher Genauigkeit den wahrscheinlichen Ertrag der nächsten Ernte voraus sagen können. Die Nachrichten aus den benachbarten Districten sind verschieden, doch behaupten sie im Ganzen genommen ziemlich allgemein, daß der Regen sehr günstig gewesen sey. Der Eintritt des Regens fand in verschiedenen Districten zu verschiedener Zeit statt, vom 15 Junius bis 6 Julius, und die Ernte ist, je nach dem frühern oder spätern Eintritt des Regens, mehr oder minder vorgerückt.“ Nicht so glücklich lauten die Nachrichten aus einem großen Theile des Decean, wo nach dem Bombay Courier vom 5 October noch viele Districte des Regens ganz entbehrten, so daß man kaum auf eine halbe Ernte würde zählen können.

*

Der Kautschuk-Baum von Assam. Die Regierung hat einen officiellen Bericht über diesen Baum von Dr. Griffith, der die Mission nach Bhutan begleitet hatte, bekannt gemacht. Die Wälder, in denen dieser Baum (ficus elastica, bei den Assamesen Borgach, bei den Khasias Ka-gi-ri genannt) sich findet, sind augenscheinlich eine Fortsetzung des Tacai, und erstrecken sich ohne Unterbrechung auf der Nordseite des Thals von Westen bis an das Ostende desselben. Die Breite wechselt sehr: da, wo Griffith die Wälder durchzog, mochten sie 7 bis 8 englische Meilen breit seyn, und sie tragen einen, den Strich am Fuße der Berge hin ausgenommen, entschieden tropischen Charakter. Der Kautschuk-Baum ragt über alle anderen hervor, und gehört überhaupt zu den größten Bäumen: einer der bedeutendsten hatte 70 Fuß im Umfange, die von seinen Zweigen bedeckte Fläche betrug 610 Fuß und seine Höhe gegen 100.

*

Cochenille in Indien. In einer Versammlung der Agriculturgesellschaft zu Calcutta am 12 Septembre v. J. wurde die Nachricht mitgetheilt, daß die ächte Cochenille, die grana fina, aus Bourbon in Indien eingeführt worden sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1839.

Die arabischen Schriftsteller über Indien.

Ein Herr Gildemeister hat vor kurzem ein kleines Buch unter dem Titel: Scriptorum Arabum de rebus indicis loci et opuscula, herausgegeben, und dabei viel, vielleicht etwas zu viel kritische Gelehrsamkeit entwickelt. Der Herausgeber gibt nach einer kleinen Vorrede über das, was früher schon von arabischen Schriftstellern über Indien erschienen, ein Capitel über die Art, wie die Araber zu ihrer Kenntniß von Indien gekommen, hierauf die Uebersetzung einiger Bruchstücke aus Masudi, Ibn Haukal, Abulfeda und Kazwini, deren arabischer Text hinten angehängt ist. Mit der gelehrten Behandlung und der arabischen Sprachkenntniß des Herausgebers haben wir es hier keineswegs zu thun, und sind auch aus leicht begreiflichen Gründen weit entfernt, sie in Zweifel zu ziehen oder kritisiren zu wollen, halten uns aber für berechtigt, unsere Ansicht über den ethnographischen und geographischen Theil auszusprechen, um so mehr, als der Verfasser das genannte Buch als ein „erstes Heft" bezeichnet, und also noch weitere Mittheilungen aus dem leider noch allzu wenig benützten Reichthum der arabischen Literatur zu machen gedenkt.

Die Araber, die aus einem ziemlich rohen Zustande und aus ihrer Beschränkung auf ihr Vaterland Arabien plötzlich auf den großen Schauplatz der Welt traten, und im Laufe eines Jahrhunderts alles Land von den Säulen des Hercules bis an die Gränze Indiens eroberten, rafften eine Menge Schätze des Wissens zusammen, wußten sie aber meist so wenig zu nützen, als der Räuber sein zusammengerafftes Gold. Bei vielem Wissensreichthum fehlt es ihnen gewöhnlich an Kritik, und so zu sagen immer an einer freiern Weltansicht. Darum können wir auch nur durch eine bedeutendere Masse arabischer Literatur zu einer gewissen allgemeinen Uebersicht gelangen, nicht aber durch einzelne Bruchstücke bekannterer Schriftsteller, und wir erfahren mehr und Wissenswertheres aus den gelegentlichen Bemerkungen eines Reisenden, wie z. B. Ebn Batuta, als aus eigentlich geographischen Werken; so wird z. B. Niemand an den schlecht verdauten indischen Sagen, wie sie Masudi auftischt, einen Geschmack finden, während Ebn Batuta's Nachrichten über die Araber in Indien, wie er sie auf seiner berühmten Reise von Delhi aus, der ganzen Westküste des Dekkan entlang, fand, vom höchsten Interesse sind.

Einen zweiten Fehler, der freilich mit dem ersten zusammenhing, hat der Herausgeber unserer Ansicht nach darin begangen, daß er zwei unendlich verschiedene Gegenstände zugleich behandeln will, nämlich den Eindruch der Mohammedaner von Nordwesten her in Indien, und die Schifffahrt und Colonisationen der Araber an der westlichen Küste der Halbinsel, — eine Verbindung, welche durch den Islam nur neuen Schwung bekam, aber in den vorhergehenden Jahrhunderten eben so wohl bestanden hatte. Hätte der Verfasser diese beiden so fremdartigen Gegenstände mehr geschieden, und namentlich den letztern, der allein rein arabisch ist, — denn die Einbrüche ins nordwestliche Indien gehören im Grunde nur der persischen Geschichte an, vorzugsweise aufgegriffen, so würde er gefunden haben, daß sich vor ihm ein neuer, kaum betretener Schauplatz aufthat, nämlich die Ausbreitung der arabischen Macht und des Islam in den indischen Meeren. Hiezu wäre das betreffende Bruchstück der Reise Ebn Batuta's die interessanteste Einleitung gewesen. Wir sagen die Einleitung, denn ohne eine Kenntniß des Zustandes der Araber an der Küste von Malabar läßt sich ihre Stellung im indischen Ocean überhaupt nicht beurtheilen.

Die mitgetheilten Bruchstücke aus den erwähnten Schriftstellern sind merkwürdig dürr und unfruchtbar, denn abstracte und allgemeine Schilderungen waren nie sonderlich Sache der Araber, und manchen einzelnen Angaben sieht man es an, daß es in den Köpfen der Verfasser confus genug ausgesehen haben mag. Zudem werden die bedeutendsten und wichtigsten Städte der Hindus übergangen, dagegen auch die kleinste arabische Niederlassung sorgfältig aufgezählt; kurz unsere Kenntniß von Indien wird auf solche Weise nicht erweitert, oder zum mindesten nur in höchst unbedeutenden Punkten. Es kann dem Verfasser bei Abfassung der Abhandlung über die Art wie die Araber zu ihrer Kenntniß von Indien kamen, — und diese Abhandlung ist der bedeutendste Theil des ganzen Werkchens — unmöglich entgangen seyn, daß er sich, indem er die mohammedanische Eroberungsgeschichte behandelt, auf ein Feld einläßt,

Digitized by Google

das ihn von seinem Zweck, die arabischen Schriftsteller über Hindostan zu behandeln, abzieht, und daß er auf die noch ziemlich pfadlose Bahn der Durchdringung mohammedanischen und indischen Lebens und Vermischung ihrer Sprachen geführt wird. Auch müßen wir bemerken, daß die Behandlung dieser Gegenstände in lateinischer Sprache auch den dieser Sprache hinreichend Kundigen anstößt. Die Aufmerksamkeit der Universitäten hat sich in neuerer Zeit auch mehr auf Länder- und Völkerkunde gerichtet, und es sind Schriften darüber von jungen Leuten erschienen, die sich den Doctorgrad erwerben wollten. Eine interessante Schrift dieser Art über die Fortschritte der Geographie in neuerer Zeit ist vor einigen Jahren von J. Ch. A. Hasse in Leipzig erschienen, aber — lateinisch, und es kostete Mühe, aus den zum Theil ganz curios geformten lateinischen Namen die wirklichen herauszufinden. Man höre doch einmal auf, für Dinge, wo es so gänzlich unpassend ist, sich der lateinischen Sprache zu bedienen.

Was nun vorzugsweise Hr. Gildemeister anbelangt, so wünschen wir von Herzen, daß seinem ersten Hefte bald einige andere folgen, und daß in diesen Bruchstücke aus Ebn Batuta gegeben werden möchten, noch immer das arabische Hauptwerk über Indien. Möchte er aber seine Richtung mehr und mehr von dem Nordwesten Indiens ab, und nach dem indischen Ocean wenden, wo die arabische Nation in verschiedenen Epochen so große Macht ausgeübt hat, so viele Colonien gründete, und auch in neuerer Zeit wieder anfängt, sich zu erheben. Sollte einst die englische Oberherrschaft in jenen Meeren wieder zum Wanken kommen, so wird schnell die arabische an ihre Stelle treten.

Blas El Guerillero.

(Fortsetzung.)

Während meines Aufenthaltes in meiner Geburtsgegend lernte ich einen jungen Mann kennen, Alonzo Bazan, den Häuptling einer andern Guerilla. Der gemeinsame Vortheil brachte uns zu einander, indem bei größern Unternehmungen wir unsere Banden vereinigten. Alonzo hatte eine Schwester, meine jetzige Frau. Anfangs wurde ich keineswegs von ihr angezogen. Nur ihre sichtliche Vorliebe für einen jungen, wohlhabenden Mann, Beltran Galindiz, der auf die Anregung ihres Bruders seine Verwandten und Anhanger zu einer Guerilla zusammengebracht hatte, und das innige Einverständniß der beiden jungen Leute, die meine Dazwischenkunft und spätere Aufmerksamkeiten für Engracia mit völliger Gleichgültigkeit aufnahmen, brachte mich auf den Gedanken, das Mädchen von ihrem Geliebten zu trennen. Einige Umstände halfen mir fast wider meinen Willen dazu. Es schien der Fluch meines Sohnes in Erfüllung gehen zu wollen.

Ich hatte das Glück, Alonzo, der als Spion aufgefangen worden, und in Utrera hingerichtet werden sollte, auf dem Wege dahin zu befreien, und seit dieser Zeit war er mir blind ergeben. Doch dieses neue kühne Unternehmen hatte die Augen meiner Feinde so sehr auf mich gezogen, daß ein Preis ausgesetzt wurde für den, der Blas el Ratonero todt oder lebend ihnen überliefern würde. Anfangs achtete ich es nicht, und da seit jenes Handstreiches Alonzo mir die Rechte Beltrans auf seine Schwester gegeben, auch manche andere hübsche Augen nicht mit dem Ausdruck des Hasses auf mir ruhten, war ich zufriedener als je.

Da erscheint Alonzo plötzlich in meinem Lager bei Ubrique, und macht mir den Antrag, Ronda, dessen Garnison fast gänzlich zur Belagerung von Cadiz gezogen worden, mit unsern vereinigten Banden zu besetzen. Ich willige ein, und erwarte nur noch genauere Nachricht von Alonzo, um mit ihm gemeinschaftlich zu handeln. Aber drei Tage vergehen, ohne daß mir eine Botschaft zukommt. Endlich erhalte ich einen Brief, der mir sagt, Alonzo liege am Fieber darnieder, doch werde er mir unter seinem Bruder Melchior seine Guerilla zuschicken, und Beltran mich am dritten Tage darauf bei El Burgo treffen.

Schnell hatte ich meine Leute zusammengezogen und gegen Abend erreichten wir Grazalema, wo ich mich bei einem meiner Bekannten einquartiere und dann die nöthigen Posten außerhalb der Stadt aufstelle. Als ich wieder in mein Quartier komme, finde ich einen Brief an mich folgenden Inhalts:

„Blas Maldonado!"

„In deiner Bande sind Verräther. Sorge, daß du aus Grazalema fortkommst, und besonders sey gegen Pepe el Alamin auf deiner Hut. Handle mit deiner gewohnten Umsicht und Entschlossenheit, und du kannst der Falle entgehen, die dir gelegt ist; doch verachte nicht den Rath eines Weibes, das mit aller Treue und Ergebenheit über dich wacht, welche nur in dem Herzen einer Frau zu finden sind."

Diese Zeilen setzten mich in nicht geringe Verwunderung und Unruhe, da ich erstens die Schreiberin nicht errathen konnte, und gerade Pepe, den man mir hier verdächtig machte, durch alle Bande der Dankbarkeit und Freundschaft mir verbunden war. Doch faßte ich mich schnell, und wählte einen Plan, der mir wenigstens diejenigen nennen mußte, welche treulos gegen mich waren. Ich rief Jacobo, meinen Lieutenant, sagte ihm, ich müsse selbst und insgeheim nach El Burgo, er solle mich deßhalb krank nennen und die laufenden Geschäfte selbst abthun; doch wenn ich langer als 48 Stunden ausbliebe, möchte er die versiegelte Ordre öffnen, die ich ihm übergab, und die nur die Worte enthielt: „Hänge Pepe und rette dich eilig nach Zahara." Dann rief ich Pepe und benachrichtigte ihn, daß wichtige Nachrichten mich nach Gaucin zu Alonzo und Beltran riefen. Er war erstaunt und suchte mich vergeblich zurückzuhalten, da, wie er meinte, meine Gegenwart besonders wichtig sey und nachtheilige Folgen haben könne. Ich beruhigte ihn darüber, bestieg ein schnellfüßiges, sicheres Maulthier, und war ihm bald aus dem Gesichte. Dann änderte ich meinen Lauf und zwang mein Thier einen steilen Gebirgsweg nach Montejaque hinauf, wo ich mir Bart und Augenbrauen abnehmen ließ und mich in das Gewand eines Hirten hüllte.

So entstellt stieg ich einen rauhen Fußpfad herab bis zum Guadiaro, überschritt diesen Fluß etwas über der Cueva del Gato (Katzenhöhle), und kam nach einem langen Umwege bei

Digitized by Google

den französischen Vorposten an, von wo ich, nach manchem Aufenthalt, endlich bis zum Gouverneur gelangte, dem, wie ich vorgab, ich wichtige Eröffnungen zu machen hatte. Und hier vernahm ich denn, daß Beltran schon vor mir da gewesen und noch im Schlosse sey, und daß man in dieser selben Nacht mich in Grazalema zu fangen gedenke. Zu meinem Glück war der Gouverneur ein einfältiger Geck, der sich auf seine physiognomischen Talente viel einbildete — denn sein Unterbefehlshaber hatte mich fast nach meinem wahren Werthe durchschaut. So, indem ich die schwache Seite des Befehlshabers lobte und seine enormen Kenntnisse pries, gelang es mir, Beltrans Anzeige als Lüge darzustellen,— besonders, da während meines Verhörs die Kunde einlief, daß, wie ich ausgesagt, Blas nicht in Grazalema gefunden worden,— und sie zu einem Anschlag mit mir zu vermögen, wodurch ich ihnen meine Person oder Beltrans Ohren zu liefern versprach.

Sobald ich Ronda verlassen und in Gaucin, wo ich seltsamerweise Melchior und Beltran, und zwar sichtbar verlegen über meine unerwartete Ankunft fand, das Nöthige verabredet hatte, eilte ich nach Grazalema, um zu erfahren, in wie weit Pepe und wer von meinen Leuten in den Verrath gegen mich verwickelt sey — denn sie durften das Gefecht mit den Franzosen nicht überleben. Pepe gestand mir unverhohlen, daß Eifersucht ihn dazu gebracht,— denn seine Frau, Paca, obgleich dunkelfarbig wie eine Zigeunerin, war schön und schlank gebaut, unbezähmbar in ihren Leidenschaften, und paßte durchaus nicht zu dem tölpelhaften, dornirten Wesen ihres Mannes. Jetzt sah ich ein, daß nur sie den geheimnißvollen Brief geschrieben haben konnte. Doch versicherte ich dem armen Pepe, daß er von mir nichts zu fürchten habe, und verlangte und erhielt die Namen Aller, die außer ihm noch gegen mich sich erhoben hatten. Auch hatte er später wirklich nichts mehr von mir zu befürchten, da Beltrans Geschick mich bald der schönen Engracia näher brachte. Denn als der verhängnißvolle Morgen anbrach, wo wir den Franzosen entgegenzogen, stürzte ich mich auf Beltran, den ich in meiner Nähe zu halten gewußt hatte, schnitt ihm die Ohren ab — ich hatte sie ja dem französischen Gouverneur versprochen — und stürzte ihn vom Felsen von Grazalema herab.

Meiner Verbindung mit Engracia stand jetzt nichts mehr im Wege; mehrere von unsern und Alonzo's Leuten bezeugten seinen Tod im Kampfe jenes Tages; Paca war, durch meine Vernachlässigung erbittert, auf und davon gegangen; auch Melchior, der stets einer Verbindung zwischen mir und seiner Schwester entgegen gewesen, war an jenem Tage gefallen, und Alonzo hatte sich von seinem Fieber nicht wieder erholt. Sie stand allein, und doch widerstand sie mehrere Jahre, ehe sie meiner Werbung Gehör gab.

Unterdessen hatten sich die Ereignisse schnell gefolgt. Ferdinand VII hatte die Constitution angenommen und verworfen, wie man ein Kleid probirt; ich hatte mich der Regierung genähert und eine angemessene Beschäftigung erhalten; die neue Aechtung der Constitution zog auch den Verlust meines Amtes nach sich, und ich sammelte noch einmal eine Guerilla um mich, doch jetzt nicht mehr gegen fremde Eindringlinge. Meine Frau und mein Kind, denn Engracia war mein Weib geworden, nachdem ich ihr feierlich nochmals versichert hatte, daß Beltran todt sey, brachte ich in der kleinen, festen Stadt Cañete la Real in Sicherheit; ich selbst durchschweifte die Umgegend nach Beute.

(Schluß folgt.)

Die Reste der alten Atlantis, oder geologische Bemerkungen über die Azoren und Canarien.

Graf Vargas de Bedemar, Kammerherr des Königs von Dänemark und Director des königlichen Museums in Kopenhagen, dessen Lieblingsidee zu seyn scheint, die Reste der jenseits der Säulen des Hercules untergegangenen oder geträumten Atlantis aufzusuchen, und der sich deßhalb zwei ganze Jahre auf den azorischen Inseln und Madeira aufgehalten, so wie später und zuletzt auf den canarischen Inseln, hat ein Resumé seiner geologischen Beobachtungen auf Madeira, Porto Santo und den Azoren in portugiesischer Sprache in klein 8. auf 12 Seiten drucken lassen, von welchem wir hier abermals ein Resumé geben, so daß der Leser gleich von vorn weg nicht zu befürchten braucht, da selbst Herr Graf Vargas sich in seinen geologischen Observationen der spartanischen Küze bedient, durch unnöthige Worte gelangweilt zu werden.

Die beiden merkwürdigen Inselgruppen zwischen den beiden Hemisphären, merkwürdig sowohl durch ihre Erzeugnisse, als durch ihre vulcanischen Phänomene (sagt Graf Vargas), sind, mit Ausnahme der Inseln Madeira, Porto Santo und S. Miguel, welche geognostisch von Hrn. Monfinho de Albuquerque und einigen flüchtig durchreisenden Engländern beschrieben, noch nie wissenschaftlich untersucht worden, weder in Hinsicht ihres Zusammenhangs unter sich und mit den canarischen Inseln, noch mit dem europäischen Festlande. Die Untersuchung dieses Zusammenhangs bietet jedoch wunderbare Analogien, und vorzüglich in Hinsicht der Lösung des Problems, ob vor unserer Geschichtsperiode zwischen Europa und Amerika ein Continent oder große Insel existirte, oder ob die Inseln, die man gegenwärtig zwischen beiden Hemisphären findet, aus dem Meer erstiegen. Das Dunkel, was seither über diese Inseln verbreitet war, das Fabelhafte und Wunderbare, was man sich von den Inseln erzählte, die zum Theil nur sehr schwer zugänglich sind wegen Mangel an Communicationen, erschwerten stets die nähern Untersuchungen ihrer Geschichte und Beschaffenheit, so daß selbst sie lange Zeit hindurch die Einbildungskraft der Gelehrten gefangen genommen. Diese Illusionen, wie sie der Herr Graf nennt, sollen nun, wie er versichert, durch seine Untersuchungen gänzlich verschwunden seyn. Die Reiterstatue, von der gesagt wird, daß sie auf der Insel Corvo existirte und deren Hand nach Amerika hinwies, erklärt er als bloße Chimäre. *) Er zeigt die Unwahrheit der Existenz von acht Inseln in dem See des Kraters des erloschenen Vulcans dieser Insel, welche allegorisch die ganzen azorischen Inseln vorstellen sollten; er läugnet, daß man je auf der Insel Flores ein Gefäß mit carthaginensischen und cyrenischen Münzen an der Küste gefunden; er beweist, daß die Tiefe

*) Einer der ersten portugiesischen Geschichtsforscher hat vor kurzem in einer Zeitschrift, die in Porto herauskommt, den Irrthum des Herrn Grafen in Hinsicht der Statue dargethan, und durch Documente bewiesen, daß sie wirklich existirt hat.

Digitized by Google

des Kraters auf der Insel Fayal nicht in einem Niveau mit der Meeresfläche liegt; er erklärt es für falsch, daß auf der Insel S. Miguel eine Grotte sich befinde, worin man Fragmente von Inscriptionen gefunden; daß man auf der Insel S. Maria kein primitives Gestein finde, sondern lauter basaltisches, wie auf Madeira; und sagt endlich, daß der große antediluvianische Knochen auf jener Insel nichts Anderes als ein Wallfischknochen sey.

Nach dieser Einleitung verspricht der Reisende eine ausführliche Beschreibung der Inseln, und macht durch Folgendes nur auf die Hauptgegenstände aufmerksam, welche bei diesen Inseln so charakteristisch sind.

Zuerst also Madeira und Porto Santo. Von diesen sagt er, daß sie ehemals nur Eine Insel bildeten, und daß sie durch den Untergang und Versinken eines ausgebreiteten Strich Landes ins Meer getrennt wurden, wovon folgende Beweise: Reste untergegangener Pflanzen, die sich an den beiden einander überstehenden Küsten finden, fortsetzende Schichten homogener Gebirgsbildungen, Identität der Kalkbasen, so wie der Muscheln, Symmetrie in den Modificationen der Basaltschichten, constant und regelmäßig, durchschnitten mit senkrechten Basaltgängen und Trums. Auf Madeira, so wie auf Porto Santo existiren keine Lavaströme, auch keine deutlich ausgesprochenen Krater von Vulcanen, wenn man nicht den Hügel von S. Antonio da Serro und andere, die Mr. Bowdich anführt, als solche betrachten wolle. Basalte, basaltische Conglomerate, vulcanische Tuffe u. s. w. sind die Hauptbestandtheile der Felsenmassen dieser beiden Inseln. Der Kalkstein der Insel Porto Santo, der in weichern Schichten nach der Oberfläche übergeht, scheint dann auf Madeira den Uebergang zu der tertiären Kalkbildung zu machen, die mit ihren Muscheln und Resten alter Vegetation zum festen Gestein wurden. Denselben Kalkstein findet man auch auf der nördlichen Seite der Insel bei S. Vicente, wo er an den Basalt sich anlehnt. Dieser Kalkstein, sagt Graf Vargas, ist folglich gleichzeitiger Entstehung mit dem Basalt, und gehört dieser Formation eigenthümlich an, so daß das fossile Kohlenlager, welches man an dem Bache von S. Jorge (Insel Madeira) auf der Nordseite der Insel findet, in dieselbe eingelagert scheint. (Das folglich — oder das ergo scheint nicht so recht klar daraus hervorzugehen.) In Hinsicht der Metalle sind Madeira und Porto Santo sehr arm. Die Bleierze, welche man an der Praia Formosa entdeckt haben will, wollen jetzt nicht mehr zum Vorschein kommen; einige schöne Stufen von Eisenglimmer bei Funchal, so wie kohlensaures Kupfer, welches man hin und wieder in der dominirenden Gebirgsbildung gefunden, sind sehr selten.

S. Miguel. Auf dieser Insel zieht sich die Basaltbildung längs der nördlichen Küste, und zwar in Säulen. Die neuern Laven der südlichen Küste sind basaltisch, und diese nach der Ribeira Grande zu trachytischer Natur ohne sichtbare Uebergänge von einer Felsart zur andern. Die Insel ist voller Spuren moderner vulcanischer Eruptionen. Zwei große Vulcane mit ihren ungeheuren Kratern zeigen sich auf den beiden Extremitäten der Insel, östlich und westlich, eine Reihe von Kegelbergen mit ihren Schlünden, die noch sichtbar, aber theilweise verschüttet sind, zieht sich von Nordwest nach Südost mit Ramificationen zur Seite. Alle angränzenden Gegenden bestehen aus Lavaströmen, die, einer über den andern gelagert, mehr und weniger dicht, mehr und weniger trachytisch, schlackenförmig, stalaktitisch, überhaupt mit allen Modificationen, welche von der Langsamkeit der Bewegung zeugen, als sie noch in flüssigem Zustande waren, und den Zwischenräumen ihrer Erkaltung. — Der District oder das Terrain zwischen den beiden Erhöhungen ist ein tiefes Thal, angebaut und mit den anmuthigsten Quintas besäet, worin die köstlichsten Orangen gedeihen, der Haupthandelsartikel und Reichthum dieser Insel. — Die beiden Spitzberge, der das Furnas östlich und der der Sete-Cidades westlich, stellen noch eines der merkwürdigsten Phänomene in der Geschichte der Vulcane dar, und geben einen deutlichen Begriff von dem Ursprunge dieser cirkelförmigen Mauern, welche die Ränder der Krater umgeben. Der Krater von Sete-Cidades ist von drei Reihen von Mauern umgeben, die in Zwischenräumen durch concentrische Mauern unterbrochen sind (?). Der innerste Mauercirkel schließt in zwei Abtheilungen den See ein. Die Furnas östlich stellen nur zwei Ordnungen von Mauern auf, außer diesen aber innerhalb des Bezirks der Mauern des alten Kraters viele kleine Vulcane. In einer dieser Seitenvertiefungen entspringen die so berühmten Gewässer, der Caldas das Furnas genannt, deren größte Quelle von kieselhaltig geschichteten Stalagmiten umgeben ist.

Die Insel Santa Maria, südlich von S. Miguel, die bisher der Einbildungskraft der Geologen so viel zu schaffen gemacht, da sie Urgebirge enthalten sollte, tritt durch den Herrn Grafen als modernern Ursprungs hervor, indem er sie als ein Bruchstück der Insel Madeira bezeichnet, und zwar aus dem Grunde, weil sie die nämlichen Schichtungen basaltischer Bildungen zeigt, so wie das analoge Vorkommen aller andern genannten Gebirgsbildungen. Einzig bemerkungswerth und unterschiedlich von den andern ist das große Thonlager, welches beinahe die ganze westliche Seite der Insel einnimmt. Es findet sich auf ihr kein Anzeichen von Lava oder eines Kraters. Eine Hügelreihe basaltischer Bildung mit Pyrenäe zieht sich von Nordwest nach Südost, und gibt ihr einen pittoresken Anstrich durch das Grün der Wälder. Diese Insel ist folglich eine Fortsetzung des östlichen Theils der Insel S. Miguel.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Uneinigkeit zwischen Hindus und Mohammedanern. Es ist ein auffallender Umstand, daß die Feindseligkeiten zwischen Hindus und Mohammedanern, wovon wir im vorigen Jahr aus Nordindien berichtet haben, nun auch im südlichen Indien immer weiter um sich greifen. Nach Zeitungsnachrichten von Ende Augusts vorigen Jahres ist die Aufregung zwischen beiden Theilen der Bevölkerung in Mysur so heftig geworden, daß die Regierung sich genöthigt sah, an mehrere Orte hin Truppen marschiren zu lassen.

•

Färbepflanzen im Himalaya. Lieutenant Hutton hat an die Regierung Färbeproben von Lichenen im Himalaya gesendet. Es findet sich daselbst seinen Angaben zufolge eine unendliche Mannichfaltigkeit solcher Pflanzen, und von achten, die er sammelte und die seine Aufmerksamkeit durch die Schönheit der Formen erweckten, gaben sechs einen Färbestoff.

•

Verkauf der Zimmtgärten in Ceylan. Die englische Regierung dieser Insel besitzt noch als Erbtheil von ihrer Vorgängerin, der holländischen, eine Anzahl Zimmtgärten, und hat jetzt beschlossen, solche zu verkaufen. Der Verkauf soll im Januar 1839 beginnen, und jedes Jahr vier Gärten verkauft werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Die schöne Metsch.

Diese ist in der Geschichte Rußlands dadurch bekannt, daß der Held Demetrius Donskoi die auf dem kulikowischen Felde (1378) geschlagenen Mongolen an ihren Ufern verfolgte. Zwei oder drei Kurgane, die man in der Umgegend des Dorfs Maslow findet, kann man als die Denkmale dieses oder ähnlicher Siege betrachten. Es ist hiebei zu bemerken, daß sich in der Richtung von Süden nach Norden früher viele solche Kurgane fanden, die aber alle nach und nach durch den Pflug dem Boden gleich gemacht wurden. Viele nennen diese Kurgane Tatarengräber, aber aus welcher Zeit? Nach dem Sieg bei Kulikow über die Mongolen hatten diese, von den Siegern verfolgt, gewiß keine Zeit, ihren gefallenen Genossen die letzte Pflicht zu erweisen, und von spätern Kämpfen an den Ufern der Metsch steht, wie es scheint, in unsern Chroniken kein Wort.

Das gemeine Volk schreibt diese Erdaufwürfe ganz einfach irgend einem Helden zu. Waren sie vielleicht der Ehrenplatz für die khanischen Zelte oder für ihre Zeichen und Fahnen, und hießen sie nicht früher bei den Russen Scholome? Unser großer Historiograph (Karamsin) übersetzt zwar dieses Wort einfach durch „Höhe"; allein es scheint aus einigen Stellen der Chroniken hervorzugehen, daß sie absichtlich aufgeworfen und befestigt waren. Dienten nicht vielleicht diese Kurgane den Mongolen oder nogaischen Tataren als Wegweiser in allen diesen Gegenden, die früher noch gar keine Bevölkerung hatten? Zum mindesten ist es bemerkenswerth, daß drei Kurgane in dieser Gegend an Orten sich befinden, die an und für sich schon hoch sind, als wären sie besonders ausgewählt, um die Umgebung zu überschauen, oder nach Art der Leuchtthürme den Weg zu zeigen. Alte Leute behaupten, daß sie beim Umpflügen der Kurgane manchmal Kriegsgeräthe darin gefunden hätten. Es ist zu verwundern, daß unsere Archäologen trotz der bedeutenden Hülfsmittel, welche einige derselben von der Regierung zu solchen Untersuchungen erhielten, doch immer noch nicht ins Innere derselben eingedrungen sind, und nicht einmal die eigentliche Bedeutung dieses Worts in der tatarischen Sprache erklärt haben. *)

In dem Dorfe Maslow, auf dem linken Ufer der schönen Metsch ist noch eine Erhöhung bemerkenswerth, welche den Namen Gorodischtsche **) führt, und unter diesem Namen auch in einigen alten Acten erwähnt ist. Auf der Nordseite ist das Gorodischtsche durch einen Wall und ein Gehölze geschützt, auf der Südseite durch eine steile Wandung, die aus Thon und Steinen besteht und von dem Flusse bespült wird. Ein ähnliches findet sich in dem Dorfe Sedina am Don. Man kann unmöglich der Vermuthung Chodakowskis beistimmen, daß alle diese Gorodischtsches ins hohe Alterthum hinaufreichen, und zur Zeit des Heidenthums als Opferstätten dienten. Zum mindesten kann man dieses nicht von denen in Sedina und Maslow sagen, weil diese Orte in den Steppen liegen, welche in alten Zeiten wohl kaum bewohnt waren. Eben so wenig kann man sie als Trümmer von den Tataren zerstörter Städte ansehen. Obwohl ein geistlicher Würdeträger, welcher im J. 1389 mit dem Metropolliten Pimen nach Griechenland reiste, in seinen Denkwürdigkeiten anführt, daß er in der Nähe des Don die Spuren mehrerer Städte (Kir Michailow und anderer) gesehen habe, und hinzusetzt, daß sie früher schön und volkreich gewesen seyen, so kann man doch die Trümmer derselben nicht mit den freien Plätzen in Mitte der Gorodischtsches vergleichen, die nur einige Klafter im Umfang hatten und mehr temporären Aufenthaltsorten glichen. Mir scheint, Rußland, das sich allmählich gegen Süden ausdehnte, hatte meist seine mit Wachen besetzte Gränzlinie an der schönen Metsch. Ihr Lauf von Westen nach Osten, die steilen Ufer und die längs dem Ufer gelegenen, mit Wald bewachsenen Hügel mochten sie besonders tauglich dazu machen. Die benachbarten Weiler und Dörfer tragen großentheils Kriegsnamen; das Gorodischtsche zu Maslow und

*) Nach dem Orientalisten Charmoy soll dieses Wort persisch seyn und wörtlich Gehaus bedeuten.

**) Man kann dieses Wort mit Umwallung oder Umfriedung übersetzen.

Digitized by Google

die Stadt Ephrämow, welche am nördlichen Ufer dieses Flusses liegen, bildeten vielleicht die Befestigungen dieser Linie. Hiebei ist noch zu bemerken, daß der größere Theil der Einwohner dieser Dörfer in den Landrathsbüchern von 1710 und 1717 Reiter, und selbst die Kreise Stationen (Stan) genannt werden.

Wenn man den Erzählungen der alten Leute in dieser Gegend glauben darf, so waren die Großväter und selbst ihre Väter noch in ihrer Kindheit Zeuge tatarischer Einfälle. Ihnen zufolge verbarg man sich bei Erscheinen der Barbaren in ausgehölten Eichbäumen oder flüchtete mit seiner Habe in Höhlen, die im Walde ausgegraben waren. Aus jenen unruhigen Zeiten haben sich noch eine Menge rührender Ueberlieferungen erhalten, unter Anderm nachstehende von einem Geistlichen: „an einem großen Festtage hörte man während der Messe auf einmal Getrappel von Pferden und Jammer und Klagen schallten verwirrt durch einander. Das Volk stürzte aus der Kirche, um sich in den Schluchten zu verbergen, der Geistliche aber, wahrscheinlich nur Gott fürchtend, fuhr zum Heile seiner Heerde fort das Meßopfer darzubringen. Die Barbaren drangen an den Altar, rissen ihn weg und führten ihn zu ihrem entlegenen Stamm. Einige Jahre seufzte er in Sklaverei, vergoß Thränen im fremden Lande um sein Sion, und der Hirte geistlicher Schafe mußte Pferde hüten. Einmal, als er sein graues Haupt mit Asche bestreut hatte, und mit zitternder Stimme einen Psalm sang, ritt gerade ein russischer Großer mit seinem Gefolge vorüber, hörte die ihm bekannten Klänge, erkundigte sich nach seinem Schicksal, und führte den Unglücklichen in seine Heimath zurück." Wenn man die Einzelnheiten dieser Erzählung zusammenhält, so muß man die Begebenheit in den Anfang des 18ten Jahrhunderts versetzen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Tataren der Krim ihre Einfälle bis zur Regierung Peter des Großen fortsetzten, und daß der furchtbare Kudejar, dessen Name in den Gouvernements Tula, Tambow, Rjäsan und selbst in dem von Smolensk noch jetzt sehr wohl bekannt ist, der Anführer dieser letzten Züge war. Das gemeine Volk schreibt ihm auch die Erbauung der Gorodischtsches von Maslow und Sebina zu, und glaubt, daß darin so wie in den Umgebungen verzauberte Schätze aufbewahrt seyen. Diese Sage von Schätzen, die ihrer Herkunft nach orientalisch ist, hat sich durch ganz Europa verbreitet; in den Westen kamen sie wohl durch die Mauren, und nach Rußland vielleicht durch die Tataren oder andere asiatische Völker in seiner Nähe.

Unter den Erzählungen des Volks finden sich auch solche, die eine gewisse Mischung heidnischen Aberglaubens mit christlichen Ideen enthalten. So hat sich z. B. von einer Steingruppe am Ufer der schönen Metsch, bei dem Dorfe Koste, eine Sage erhalten, welche ganz der griechischen Mythe von der Verwandlung der Niobe und ihrer Kinder gleicht. Der Hauptstein dieser Gruppe, der indeß schon sehr durch die Zeit gelitten hat, glich einigermaßen einem Reiter zu Pferde, was vermuthlich zur Fabel Anlaß gab. Man behauptet auch, daß an einigen Orten des Gouvernements Tula noch jetzt vom Volke in den Wäldern auf Steinen Ceremonien verrichtet werden, welche einem heidnischen Opfer gleichen. Es wäre in archäologischer Hinsicht zu wünschen, daß Leute, welche Gelegenheit hatten, nähere Angaben darüber zu sammeln, solche bekannt machten.

Das Gouvernement Tula ist, wie es scheint, an alten schriftlichen Denkmälern nicht sehr reich, namentlich die südlichen Kreisstädte, die ganz neu angesiedelt sind, und darum auch noch Steppenstädte heißen. Indeß haben unsere Archäologen noch reiche und ganz ununtersuchte Schätze vor sich, nämlich die Verwilligungsbriefe und Verschreibungen in den Händen einzelner Gutsbesitzer und bei alten Dorfkirchen, welche sogenannte schriftmäßige Ländereien besitzen.

In der Nähe der schönen Metsch ist auch noch der sogenannte Czaarsbrunnen zu bemerken, der 13 Werste von Ephrämow an einer schönen, mit Fichten umwachsenen Stelle, im Dorfe Borolomy, auf der großen Straße nach Bogorodizk liegt. Er hat diesen Namen erhalten, weil Peter der Große auf seinen Reisen nach Woronesh dabei anzuhalten pflegte. Es wäre zu wünschen, daß der Brunnen durch ein angemessenes Denkmal verziert, oder wenigstens zu seiner Erhaltung ein Pavillon oder eine Capelle darüber aufgeführt würde.

Blas El Guerillero.

(Schluß.)

Auf einem dieser Räuberzüge trafen wir auf einen der Großwürdenträger der Kirche, dessen Gefolge sich gegen unsern Angriff so tapfer wehrte, daß mehrere meiner Leute im Gefechte fielen, und als die übrigen Sieger blieben, wurden ihre Gegner, selbst der vornehme Priester, von ihnen zum Tode verurtheilt. Vergebens stellte er uns die Strafbarkeit unsers Vorhabens vor, versprach uns seinen Schutz und Verschwiegenheit — er wurde an einen Baum gebunden und sollte erschossen werden. Da wird durch Zufall mein Name genannt, und sogleich erinnert sich einer der Begleiter des Priesters, daß er einen Brief an mich bei sich habe. Es war ein Geleitsbrief von meinem treuen Freunde Jacobo ausgestellt. Sogleich erkläre ich Alle für frei, und da meine Schurken nicht gehorchen wollen, wäre es fast zum Kampf zwischen uns gekommen, wenn nicht auf einen hingeworfenen Wink von mir der Priester ein ansehnliches Geschenk versprochen hätte. Mir übergab er einen kostbaren Siegelring, mit dem Bedeuten, wenn je ich in die Hände der Regierung fallen sollte, möchte ich ihm denselben durch einen treuen Diener der Kirche zuschicken, und selbst wenn er nicht mehr leben würde, sollte meine Bitte um Begnadigung beim Könige nicht vergeblich seyn.

Wenige Tage nach diesem Vorfall kommt mir ein Schreiben von meinem Busenfreund Miguel Clavijo zu, in dessen Schutz ich mein Weib und Kind gelassen hatte, das von drohender Gefahr spricht und mich auffordert, vor Ablauf von 24 Stunden nach dem Datum des Briefes herbeizueilen, wollte ich sie verhindern.

Schon waren acht Stunden verstrichen, seit der Brief geschrieben worden, und es galt Eile. Schnell sattle ich deßhalb

Digitized by Google

ein Roß, und fliege längs dem Ufer des Ariate in möglichster Schnelligkeit nach Cañeto. Als ich den Gipfel der Gebirgskette erstiegen, die das fruchtbare Thal von Ronda gegen Norden begränzt, wollte eben die Sonne hinter die westlichen Gebirge niedersinken, und um meinem armen Thiere ein wenig Ruhe zu gönnen, ehe ich den rauhen Abhang hinabgehe, halte ich ein wenig an, und sehe mich um, ob ich allein in der weiten Ebene bin, die ich eben durchritten. In diesem Augenblick fällt ein heller Strahl der scheidenden Sonne auf die entfernte Stadt Grazalema, und wie mit einem Zauberschlage steht die merkwürdige Rettung aus den Händen meiner Feinde vor meiner Seele, und wehmüthig gedenke ich an Paca, der ich so übel vergolten hatte. Ich wußte wenig von ihrem spätern Schicksal, da ich wirklich jedes nähere Interesse an ihr verloren; nur daß sie als wahnsinnig ins Irrenhaus gebracht worden sey, hatte ich vor mehreren Jahren gehört.

Nachdenklich ritt ich den steilen Pfad hinab, und hatte kaum einige schroffe Felsenspitzen erreicht, die sich an der Straße unter dem Dorfe La Cuera del Becerro erhoben, als wenige Schritte von mir ein Pistol abgefeuert wird, und, als ich aufblicke, auf einer der Klippen, die über den Weg hängen, eine seltsam gespenstige Figur stehen sehe — es war Paca!

Mit einem wahrhaft dämonischen Gelächter rief sie mir zu: „Vorwärts, vorwärts, Verräther! Du kommst noch zeitig genug, dein Kind zu begraben, wenn auch nicht dein Weib dir zu erhalten. — Geh nur, geh! Es ist keine Hochzeit ohne den Hochzeitschmaus. Hattest du Paca von Benaveaz vergessen? Sie hat dich nicht vergessen, Blas Maldonado . . . Doch jetzt habe ich die Schuld eincassirt . . . Die Quittung findest du in Cañeto . . . He, he, he!"

Eine fürchterliche Ahnung ergriff mich. Zitternd vor Zorn riß ich ein Pistol heraus und feuerte es ab. Paca wankte und fiel rücklings nieder; ich eilte, so sehr ich konnte, nach Cañeto.

Das Haus, das meine Frau bewohnt hatte, war leer — Entsetzen ergriff mich — ich eilte zu meinem treuen Freunde Clavijo, der vom Fieber ans Bett gefesselt war. So wie er mich sah, rief er: „Du kommst zu spät! — Warum nicht früher?"

„Früher?" entgegnete ich. „Seit zwölf Stunden hast du mir geschrieben!" Und zeigte ihm den Brief.

„Er ist schon vor drei Tagen geschrieben! Paca selbst sagte mir von dem Plane, deine Frau zu entführen, sie selbst erbot sich, den Brief nach Montejaque zu tragen, wo sie versicherte, daß du dich aufhieltest. Ich glaubte, sie habe dich nicht gefunden."

Diese wenigen Worte genügten mir. Ich ahnete den innern Zusammenhang, und eilte von Clavijo fort zu der vorigen Wohnung meiner Frau, die einer seiner Diener mir bezeichnete. Aber die Eigenthümerin übergab mir bei meiner Nachfrage nur einen Brief. „Hier findet Ihr Aufklärung, Señor Blas," sagte sie; „wollte Gott, ich hätte es verhindern können."

Der Brief war von meiner Frau und enthielt Verwünschungen gegen mich, den Mörder ihres Bruders, ihres Mannes und die fürchterliche Nachricht, daß sie ihr und mein Kind ermordet habe.

Anfangs hielt ich die Schrift für verfälscht und, ungläubig einer so entsetzlichen That von meiner sanften, zärtlichen Engracia, nahm ich die Lampe, und trat ins Nebenzimmer an das Bett meiner Frau. Ich zog die Vorhänge weg — doch sah ich nichts; ich nahm die Bettdecke auf — entsetzlicher Anblick! — mein Knabe, mein Liebling — Angst in jedem Zuge seines Gesichts, jede Muskel zusammengezogen vom Uebermaaß des Schmerzes, lag vor mir — kalt — schwarz, fast in Verwesung übergegangen.

Was ich gefühlt bei diesem Anblick, beschreiben keine Worte. Wuth und Entsetzen ließen mich einige Augenblicke bewegungslos. Doch noch war ich nicht einig mit mir, was zu thun, als ein Geräusch, wie von einer Menge Menschen, vor der Thür des Hauses meine Aufmerksamkeit auf sich zog, und ich eine unbekannte Stimme hörte: „Das also, Tio, ist das Haus? Dann, Cameraden, hinein, und heraus mit allem, was drinnen ist, todt oder lebendig."

Im nächsten Augenblick war die Thür erbrochen und mehrere bewaffnete Männer stürzten in das Gemach. Das Verlöschen der Lampe half mir nichts, sie hatten Fackeln bei sich. Ich eilte zu einem hintern Fenster, und während ich es öffnete, hielt ich meinen Verfolgern ein Pistol entgegen. Schon hatte ich einen Fensterflügel geöffnet, schon einen Fuß hinausgesteckt, — keiner hatte den Muth, mich anzugreifen — als hinter den Soldaten hervor eine geisterbleiche Frau mit verbundenem Kopfe auf mich zustürzte, mich krampfhaft festhielt und schrie: „Elender, du sollst mir nicht entkommen!" Es war Paca. Vergeblich rang ich mit ihr, sie ließ sich nicht abschütteln; vergeblich setzte ich die Mündung meiner Pistole an ihre Schläfe und drückte los — in der Verwirrung hatte ich das abgeschossene ergriffen, und ehe ich das andere fassen konnte, hatten mich die Männer gefaßt und gebunden.

Erst jetzt sank Paca erschöpft auf die Erde, Blut floß aus ihrem Munde, und der Befehlshaber der Soldaten schickte eilig nach Wundarzt und Priester. Der Erstere bemerkte, nachdem er ihre Wunde untersucht hatte, daß nur der Priester hier nothwendig sey. Doch als dieser ihr den heiligen Leib darbot, wies die Sterbende ihn von sich, und auf mich deutend, rief sie mit erlöschender Stimme: „Das ist mein Mörder! Ungeheuer! Elender! Jetzt ist meine Rache vollständig. Ich lasse dich in den Händen der Gerechtigkeit und . . . sterbe . . . ruhig." Ihr Todeskampf strafte diese Worte Lügen.

Der Ring des Prälaten bewährte sich. Schon zum Tode verurtheilt, kam meine Begnadigung von Madrid, und in der neuen Ordnung der Dinge eine bessere Zukunft für die treuen Anhänger der Constitution. Doch die letzten Ereignisse meines Lebens, die all mein Glück zerstörten, haben mich gebeugt, und ich denke mehr als sonst an die Heiligen und den Herrn des Himmels."

Der anbrechende Tag machte unserer Sitzung ein Ende; unser Gast und Erzähler eilte in den Stall nach seinem Pferde; auch wir eilten, die Kühle des Morgens zu benutzen,

Digitized by Google

und waren bald von dem gefürchteten Corregidor und Guerillero getrennt. Doch erfuhren wir später, daß er sich wirklich der Frömmigkeit ergeben, sein Amt verlassen, und in Buße und Wallfahrten ein Leben voll Laster und Verbrechen zu sühnen versuchte.

Die Reste der alten Atlantis, oder geologische Bemerkungen über die Azoren.

(Fortsetzung.)

Ilho Terceiro, Fortsetzung der trachytischen Bildung der westlichen Seite von S. Miguel. Alle vulcanischen neuern Producte dieser Insel enthalten in ihrer (gewöhnlichen) Basaltmasse glasartigen Feldspath, und man kann nicht bestimmen, ob derselbe der trachytischen Basis angehört oder der Lava, die durch sie gebildet wurde (?). Ungeachtet daß dieses Factum von keiner großen Tiefe der neuern Feuerherde dieser Insel zeugt, wie die des Furnas, Vagocina, Pico Gordo und Vermelho, aus welchem noch im Jahre 1761 eine starke Eruption und mit großer Activität hervorbrach, so ist doch noch ein großer Theil der nördlichen Insel mit Schlacken und Lava bedeckt. Auf diesem Terrain wächst jetzt der beste Wein der Insel, und überhaupt enthält dasselbe den fruchtbarsten Boden. Die westliche Seite im Gegensatz ist sehr unfruchtbar, und hat großen Mangel an Wasser. Quellen können sich in dem losen Boden, der aus in Hügeln zusammengehäuftem Obsidian und Bimssteinbrocken besteht, mit vulcanischer Asche gemengt, gar nicht bilden. Der nördliche und östliche Theil der Insel, in den Umgebungen der Villa da Praia besonders, hat Ueberfluß an Wasser. Das vulcanische Conglomerat, welches man daselbst vorfindet mit einer Trachytbasis, ist von einer großen Menge verhärteten Tuffs bedeckt, den man auf der Insel als Mauersteine verwendet. Die Lava des Felsens von Fonol, nahe bei Angra, enthält einige sehr schöne Olivine. Ein vereinzeltes Stück Braunstein fand der Reisende auf dem Hügel do Vento nahe bei Angra; Eisenstein auf dem Berge von Santa Barbara, dem höchsten auf der Insel, und titanhaltigen Eisensand in der Bai von Praia.

Insel S. Jorge. Ihre Basis ist trachytisch, wie die von Terceiro, mit dem Unterschiede, daß die Identität zwischen Trachyt und Basalt hier mehr hervortritt. Aus den Beschreibungen des Vorhergehenden geht schon hervor, daß die Basis der Felsen, die mehr oder weniger glasartigen Feldspath enthalten, basaltisch ist, allein hier an der westlichen Küste, besonders in Orsalina und dann bei Ponte do Morro, nahe bei der Villa das Vellas, erscheint der Trachyt in Säulen von fünf und sechs Seiten, und so regelmäßig, wie bei dem Basalt. Olivin fehlt auch nicht, und man kann ihn als wesentlichen Gemengtheil betrachten. Da die Eruption des Pico do Fogo, nahe bei Orsalino, im Jahre 1808 noch in so frischem Andenken ist, so daß man die Lavaströme dieser Eruption ganz genau anzugeben weiß, so muß man sich wundern, wie diese neueste trachytische Lava so ganz homogen mit der alten Lava ist, über die sie sich ausgebreitet, so daß sich schlechterdings die eine von der andern nicht unterscheiden läßt. Eine andere Eruption ähnlicher Lavas, die sich nicht so weit erstreckten, ist die vom Jahre 1580 bei der Villa das Vellas; die beträchtlichste aber von allen den erloschenen Vulcanen, die noch Merkmale von Kratern hinterlassen, scheint die von Pico da Esperança, nahe bei Norte Grande, auf dem östlichen Theile der Küste und dem höchsten Berge der Insel gewesen zu seyn. Dieser Pic stellt sich wie das Bruchstück der Mauer eines Kraters dar, dessen Kessel heutzutage einen See bildet.

Insel Pico. Der Reisende entdeckte auf dieser Insel nicht eine einzige Felsart, die nicht deutlich vulcanisch gewesen. Der Pic hat der Insel die Entstehung gegeben. An seinen Abhängen findet man bloß trachytische Lavaströme oder pyroxenische, neuere und ältere; diese haben wieder ihre kleinen Pics, mit Kratern auf dem Gipfel, in mehr oder weniger Entfernung von dem Hauptpic, ohne daß dessen Nähe auf die Natur der Laven besonders eingewirkt zu haben scheint. Einige kleine Vulcane, deren Signale gegenwärtig ganz verschwunden sind, haben wahrscheinlich auf die Productionen des südlichen Theils der Insel eingewirkt (?). Auf dem Rande des großen Kraters von Pico erhebt sich ein kleiner Hügel, der ebenfalls seinen Krater hat, aus denen noch Schwefeldämpfe und entzündbare Gase aufsteigen.

Insel Foyal. Diese Insel hat wahrscheinlich denselben Ursprung, wie die vorhergehende, erzeugt durch den Vulcan, dessen Krater, mit einem kleinen Pic in seiner Mitte, noch jetzt existirt, und eine der ausgedehntesten und malerischsten der Azoren ist. Westlich ist dieser Krater von verschiedenen Vulcanen umgeben, deren Lavaströme sehr genau bezeichnet sind. Alle die Laven sind trachytisch mit basaltischer Basis. Nach allen Richtungen dem Meere zu sieht man Erhöhungen von Schlacken und conglomeratische Tuffe, Asche und verglaste Steine. Auf einem der Promontorien, nahe bei Horta, findet man in den schmalen Gängen, welche den Tuff durchsetzen, gemeinen Opal.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueberschwemmungen in Indien. In dem mittlern Hochlande Indiens scheint im Julius und August vorigen Jahres der Regen in ungeheurer Menge gefallen zu seyn, denn nach den indischen Blättern von Ende August und Anfangs September sind der Ganges, der Dschumna und die Nerbudda zu gleicher Zeit ungeheuer angewachsen. So wurde z. B. aus Allahabad gemeldet, daß der Ganges die unerhörte Höhe von 45 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand erreicht habe, und daß das Land zwischen Ganges und Dschumna völlig überschwemmt gewesen sey. Dieselbe Nachricht erhielt man von Hushenabad (Hoshingabad) an der Nerbudda.

Kürzlich lichtete von England nach Mexico ein mit Dampfkraft und Segeln zugleich versehenes Schiff die Anker; die bis jetzt erhaltenen Nachrichten hoffen einen günstigen Erfolg hoffen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 17 u. 18** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.** Erster Artikel. — **Gedichte von Alfred de Vigny.** — **Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.** (Fortsetzung.) — La Popularité, Comédie en cinq actes et en vers, par Casimir Delavigne.

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und ganzjährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 17 u. 18.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 Februar 1839.

Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.

Erster Artikel.

Das Werk, das in der deutschen Theologie so große Bewegung und Aufregung hervorgerufen, das eine eigene Literatur im Zeitraum von wenigen Jahren geschaffen hat, konnte, bei dem geistigen Verkehr und Austausch, der zwischen den in Bildung voeangeschrittenbsten Nationen Europa's statt findet, in England und Feankreich auch nicht undeachtet bleiben. In beiden Ländern (wie auch in Italien) sind Uebersetzungen von jenem Buch angekündigt, welche jedoch bis jetzt, so viel uns bekannt ist, auf sich haben waeten lassen, und freilich wied dasselbe, nach Umfang und Inhalt, einer vollständigen und getrenen Uebertragung nicht geringe Schwierigkeiten daebieten, jedenfalls einen Mann erfoedern, der mit gründlicher Kenntniß der deutschen wissenschaftlichen und gelebeten Speache bedeutende theologische Kenntnisse verdindet. Vorläufig aber hat das Leben Jesu von Gelehrten beiber Länder Beurtheilungen erfaheen, von Männern, welche es in der deutschen Sprache zu lesen vermochten, was schon an sich ein nicht unbedeutendes Zeichen der Veränderung ist, die im Lauf einiger Jahrzehnte in der Bildungsweise und in den Studien der Gelehrten in beiden Ländern voegegangen; denn vor dreißig Jahren würde ein solches deutsches Werk schwerlich im einen oder andern Lande Leser und Beurtheiler gesunden haben. Wenn es einer Rechtfertigung bedarf, daß wir ein solches theologisches Werk, nach den Eindrücken, die es im Ausland gemacht, nach den Beurtheilungen, die es von Fremden erfahren hat, in den Kreis dieser Blätter hereinziehen, welche nicht für Fachwissenschaften bestimmt sind, so erwäge man Folgendes: zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten unserer Zeit gehört es, daß die strengen Demarkationslinien zwischen den verschiedenen geistigen Gebieten sich mehr und mehr verwischen und verlieren, daß der auf dem einen Gebiet Thätige nicht mehr umhin kann, von den Leistungen und Resultaten auf andern Kunde zu nehmen, daß in der Poesie und Fiction sociale, politische, metaphysische und eeligiöse Probleme behandelt werden, kurz daß man in Allem, mehr oder wenigee bewußt, auf einen Mittelpunkt, auf eine geistige Einheit loszugehen scheint, und daß der wahrhaft Gebildete sich der Aufgabe nicht entziehen kann, sich auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus er alle, die geistige, sittliche, politische und religiöse Welt bewegenden Phänomene in seinen Gesichtskreis aufzunehmen und sie, sey es nun mehr nach den Principien und Doctrinen einer Schule, eines Sostems, oder mehr nach den Gesetzen und der Anschauungsweise seiner Individualität, zu einer Einheit zu verdinden, in ihrem Zusammenhang zu begreifen vermag,— oder wenigstens sich bestrebt. Jenes gleichgültige Nebeneinanderbestehen und Gewährenlassen der verschiedenen geistigen Richtungen oder Provinzen hat aufgehört; und derjenige, der sich noch jetzt in seinen Kreis verschließen will, wird meist auf unsanfte Weise aufgerüttelt, und zur Theilnahme an dem um die Totalität der Weltanschauung geführten Kampfe gezwungen. Welchen Einfluß aber religiöse uud philosophische Ansichten und Bestrebungen eines Zeitalters auf die gesammte Bildung, namentlich auch auf die Literatur, auf die Poesie, auf die Kunst, ausgeübt haben, weiß Jedermann; man erinnere sich nur an die Folgen der Reformation für die Wissenschaften und die Liteeatur, oder auch an die Einflüsse der englischen Freidenker, der französischen Philosophen und Encyklopädisten auf die Entwicklung, Gestaltung und Färdung der Literatue, der Poesie ihrer eigenen und fremder Länder. Dazu kommt ferner, daß auch die Beurtheilungen des im Titel genannten Werkes nicht in theologischen, wissenschaftlichen Zeitschriften, sondern in allgemein literarischen Revuen sich finden, und somit nicht auf den theologischen Chaeakter im strengen Sinn Anspruch machen. Das Motio, Beuetheilungen des Lebens Jesu von Strauß zu geben, schienen jene Zeitschriften ungefähr in derselben Reflerion gefunden zu haben, wie die oben ausgespeochene: daß nämlich ein solches Werk außer dem eigentlich theologischen und gelehrten Charakter auch noch ein für die Bildung, die Interessen und Tendenzen der Zeit nicht unwichtiges Moment enthalte,

Digitized by Google

und insofern der Erörterung auch vor Laien nicht unwerth sey. E. Quinet indeß, der französische Beurtheiler in der Revue des deux Mondes beklagt sich selbst, daß man in Frankreich Artikeln in Revuen es überlasse, die gewaltige Bewegung in der Theologie zu schildern und zu repräsentiren, und daß es in Paris keine Facultät der protestantischen Theologie gebe, welche an den großen Debatten der modernen Kritik thätigen Antheil nehme.

Die Art und den Geist, worin der englische und der französische Kritiker das Werk beurtheilen, werden wir später zu charakterisiren haben. Vorläufig nur ein paar Andeutungen darüber. Der englische (nicht genannte) Kritiker in der Foreign Quarterly Review stellt sich weit mehr auf den theologischen Standpunkt und sucht mit dem Schilde der Orthodoxie und mit den Waffen der Exegese die Angriffe von Strauß abzuwehren, der französische Kritiker aber stellt sich mehr auf den philosophischen Standpunkt, sucht das „Leben Jesu" als das nothwendige Resultat einer längst begonnenen Entwicklung der Revolution zu begreifen, und bemüht sich weniger, Einzelnes gegen die kritischen Angriffe zu vertheidigen, als die gesammte, dem Werk zu Grund liegende philosophische Anschauung und Auffassung der Urgeschichte des Christenthums zu bekämpfen. Mit beiden Kritikern hat Strauß, unsers Dafürhaltens, Grund zufrieden zu seyn, jedoch in verschiedener Hinsicht. Die englische Kritik gehört einer theologischen Bildung an, welche sich der Ergebnisse der neuesten deutschen Forschungen, besonders auf dem Gebiet der Kritik, nicht theilhaft gemacht hat und daher häufig mit Waffen ficht, welche die rechtgläubigsten deutschen Theologen nicht mehr brauchbar finden, und sie kann daher dem Verfasser nur Gelegenheit geben zu siegreichen Erwiederungen und Zurückweisungen ihrer Ausfälle, wenn sie auch in einigen Punkten, namentlich wo es sich um gelehrte mythologische oder geographische Kenntnisse handelt, gegen ihn Recht behalten sollte. Sie kann sich ferner so wenig in den Gegner hineindenken, daß sie ihm immer wieder ihre eigenen Ansichten unterstellt, und ihn auf *ihrem* Boden, dem der orthodoxen Voraussetzungen, glaubt zum Stehen bringen und schlagen zu können. Je zuversichtlicher dabei der Ton ist, desto gewünschter muß es für Strauß seyn, denn das Selbstvertrauen und der verachtende Stolz eines Feindes erhöhen nur den Triumph des Siegers. Dagegen hat Strauß in E. Quinet's Beurtheilung Grund, gerade mit dem Ton dieses Kritikers, der sich häufig als sein Gegner zeigt, zufrieden zu seyn, und es wäre nur zu wünschen, deutsche Kritiker wüßten sich immer eine solche Haltung der Sprache zu bewahren. Wir geben nun zu Auszügen aus den beiden Beurtheilungen über und beginnen mit der des protestantischen orthodoxen Engländers.

Er schildert zuerst kurz den Stand der englischen protestantischen Theologie: „Wir finden, daß die Theologie Englands einen umsichtigen und nüchternen Charakter hat, voll von der Kraft der Vernunft und nur wenig zum Pathetischen oder Leidenschaftlichen sich hinneigend. Der Geist des Protestantismus selbst hat in sich die Hartnäckigkeit Luthers und sinkt selten unter die hohe Vernünftigkeit herunter, deren Gepräge die Reformatoren ihm aufdrückten. Daher mag es auch rühren, daß wir viel von dem rednerischen Glanz und dem ergreifenden Gefühl verloren haben, die man überall eher findet, als in dem strengen Dogmatismus der Schultheologie. Gewiß ist, daß wir den Umfang der Kirchengewalt etwas zu schwach bestimmt und umschrieben haben, und daß schon die dringende Nothwendigkeit einer ernsten Aenderung in der Disciplin vorliegt. — Durch Luther wurde die Bibel das Buch der Welt, und Jeder, tüchtig oder nicht, spürte Lust, in Folge seiner Lecture seine eignen Folgerungen daraus abzuleiten; ein unmäßiges Sectenwesen war die nothwendige Folge der unvorsichtigen Behauptung, daß die Schrift ganz der eignen Erklärung eines Jeden anheimzugeben sey, womit die Nothwendigkeit einer Priesterschaft, um sie zu lehren, wegfiele. Dieß und ein Geschrei nach Liberalität und Toleranz, beides in solcher Ausdehnung, daß sie eigentlich richtiger Zügellosigkeit und Indifferentismus genannt worden wären, waren die frühen Folgen des neuen Systems. Die Strafgesetze verschwanden, die beschränkenden Bestimmungen erlitten Abänderungen, und in Folge einer eigenthümlichen Wirkungsweise der reformirten Grundsätze auf den großen politischen Mechanismus, sind die römischen Katholiken und die Dissenters mit völlig gleichen Rechten in den Senat zugelassen worden. All dieß mag untröstlich scheinen, und gewiß bietet die Stellung der jetzigen Regierung Englands im Augenblick durchaus keine erfreuliche Aussicht dar für den ruhigen Vertheidiger der Wahrheiten, welche die Reformation zu Tage gefördert hat. Dennoch aber darf man nicht verzagen. In diesem unserm Lande führt die Stimme der frühern Zeit immer ein tiefes, die Seelen heiligendes Gefühl mit sich, welches, so lang es lebendig bleibt, die beste Garantie unserer alten Institutionen bildet; und wenn die Liebe zur Neuerung und zum Wechsel dieß Gefühl verdrängt hat, dann werden wir ganz entartet und gesunken seyn und selbst das Bewußtseyn der Quellen unserer nationalen Größe und Würde verloren haben. So aber ist es nicht auf dem Continent, und namentlich nicht in dem Land des großen Reformators, welches wimmelt von einer Anzahl gewiß sehr origineller Denker, die aber nur zu oft ihre Originalität in Irrthümern bewahren. Neologie und nicht Theologie — Wechsel und nicht Beständigkeit ist ihr gemeinsames Bestreben. Diese Männer verstehen einen Apostel unendlich besser, als er selbst sich verstand."

Im Unterschied von andern Neologen (deren Namen wir zu erfahren gewünscht hätten), charakterisirt der Kritiker Strauß so: „Gedrängt, bündig, scharf unterscheidend schreibt er selten eine Zeile, die nicht, wenn auch das Argument selbst nicht neu ist, wenigstens eine neue Methode enthielte, es geltend zu machen oder ins Licht zu setzen. Es ist nicht viel Originalität in dem was er behauptet, aber Alles ist bündiger und kürzer gefaßt und zusammengedrängt, als bei irgend einem Schriftsteller dieser Art. Genau anzugeben, in welches Verhältniß zum Christenthum er sich setzt, wäre schwer. Gewiß ist, daß er allen wunderbaren Vorgängen die Glaubwürdigkeit abzieht — die evangelische Erzählung so zurichtet, wie er glaubt, daß sie sich ausnehmen sollte — die göttliche Natur unsers Herrn läugnet — und die ganze Geschichte zu mythisiren (das soll wohl das englische

Wort: mysticine heißen!) sucht. Es ist offenbar unmöglich in einer Kritik alle Gegenstände dieser zwei furchtbaren Octavbände zu umfassen, und wir müssen uns daher mit den wesentlichsten Punkten begnügen. — Wir gestehen, daß unsere Meinung von dem Buch weit unter der Schätzung steht, welche es im Ausland erfahren hat. Wenn wir gern dem Verfasser das oben ihm ertheilte Lob zuerkennen in Betreff der Aufstellung, Anordnung und Durchführung der Argumente, so müssen wir dagegen die Argumente selbst oft als unbestimmt, ungenügend und selbst kindisch betrachten; während er sich auf sinnreiches Räsonnement, umfassende Forschung und tiefe Gelehrsamkeit etwas zu gute thut, behaupten wir, daß sich hierin nur zu oft Kleinlichkeit, Beschränktheit, Seichtigkeit und Ungenauigkeit einschleicht."

Die Kritik macht sich, wie begreiflich, sehr viel mit den Wundern zu thun, aber hier hat sie die Argumentation von Strauß bedeutend entstellt; sie gibt nämlich als seine Behauptung dieß: er berufe sich auf die Continuität der Wunder, welche schon im alten Testament so häufig vorkommen und von Moses und den Propheten verrichtet, so wie auch von dem Messias geweissagt werden, und worin die übrige Welt in ihrer Einfalt ein genügendes Zeugniß von der göttlichen Sendung Jesu und der Wahrheit seiner Lehre erblickt habe, Strauß berufe sich auf diese Continuität der Wunder als widersprechend dem Christenthum, zwischen welchem und dem Judenthum, setzt der Kritiker hinzu, doch bis auf einen gewissen Punkt die vollkommenste Uebereinstimmung herrschen müsse. Beitretend der Behauptung von Strauß, daß das jüdische Volk von seinem Messias Wunder erwartete, in ihm einen zweiten Moses und den größten Propheten erwartete, und hiefür namentlich eine Stelle aus Jesaias anführend, in welcher er „einen großen Theil der wunderbaren Geschichte unsers Herrn" geweissagt findet, und behauptend: daß Moses, Elias und Elisa, typisch betrachtet, nur die frühen Vorläufer dessen waren, der größer und mächtiger als sie seyn sollte, fährt er fort: „Wir erwarten daher ganz natürlich, wenn wir den Charakter Christi betrachten, zu finden, daß er, wie Moses sein Volk wunderbar speiste; wie Elisah vom Aussatz heilte, und wie dieser Prophet und sein Meister, Elias, die Todten wieder ins Leben rief. Wir erwarten diesen Charakter von Christus und wir finden ihn völlig bestätigt, außer wenn ein verkehrtes Geschlecht muthwillig von ihm Zeichen und Wunder begehrte, wo doch kein Wunder Bekehrung und Glauben gewirkt hätte. Solchen wollte er kein Zeichen geben, als das seiner Auferstehung. Die Behauptung von Strauß, Christus habe keine Wunder gethan, weil er sich weigerte, eines zu thun, wenn und wo man es gerade von ihm verlangte, ist ganz nichtig und lächerlich; und die Angabe, welche dafür geltend gemacht wird, daß nämlich überhaupt die Apostel in ihren Briefen von den Wundern schweigen, und nur der Auferstehung erwähnen, muß als eine so falsche Behauptung bezeichnet werden, daß es nur in Erstaunen setzt, wie ein Schriftsteller von solchem Scharfsinn sich dazu verleiten ließ." Ferner wird darauf aufmerksam gemacht, daß in zwei Stellen von Paulus und Petrus deutlich von der Himmelfahrt die Rede sey, und zwar 1 Petr. 3, 22 und im Hebräerbrief 1, 3. Läßt man nun aber auch den ersten Brief Petri dahingestellt, so haben doch wohl fast alle deutschen Theologen die Annahme, daß Paulus der Verfasser des Hebräerbriefs sey, aufgegeben. Die Entstellung der Ansicht von Strauß aber besteht darin: daß der Kritiker ihn die Wunder Christi und an Christo läugnen läßt, weil der Charakter des Christenthums, im Gegensatz gegen das Judenthum, die Wunder ausschließe. Dieß ist weit und breit nicht die Meinung von Strauß, welcher die Realität der Wunder theils a priori aus philosophischen Gründen verwirft, theils auf kritischem Wege zu vernichten sucht, und in den alttestamentlichen Wundern, über deren Realität er natürlich nicht günstiger urtheilen kann, nur die Veranlassung davon findet, daß sich die Jesum verherrlichenden Wundererzählungen bildeten. Der englische Kritiker kann sich, wie es scheint, nicht von der Voraussetzung los machen, daß Strauß die Angaben, die Geschichte und Prophezeyungen des alten Testaments gar nicht bezweifle, daß er in Beziehung auf dieses eben so orthodox sey, wie in Beziehung auf das neue neologisch.

Mit Uebergehung des ersten Bandes, wo die Principien, und der Schlußabhandlung, wo die Resultate des Werkes zur Sprache kommen, hat der englische Kritiker sich eigens die Wunder herausgesucht, um diese gegen die Angriffe von Strauß zu vertheidigen und zu retten, und so den Gesammtcharakter des Werkes wenig gewürdigt. Die Wunder zerfallen nach der Eintheilung von Strauß in drei Classen: Heilungen von Geisteskranken, Heilungen von Leiblichkranken und Wiederbelebungen von Todten. Dieser Anordnung folgt nun auch der Beurtheiler.

Zuerst kommt er auf die Geisteskranken, auf die Besessenen zu sprechen, und hier führt er ein Wort von Eusebius an, der Augenzeuge gewesen zu seyn versichert, wie durch die göttliche Kraft des Exorcismus böse und quälende Geister aus Menschen ausgetrieben worden seyen. Auch die andern frühen Kirchenväter sprechen von der Kraft des Exorcismus als einer ausgemachten Thatsache. Er gibt nun zwar zu, daß sich an der Begriffsbestimmung der Besessenen bei Strauß nicht sehr viel aussetzen lasse, macht aber dagegen geltend, daß Jesus alle Krankheiten auf dämonische Einflüsse, auf Heimsuchungen wegen Sünden zurückführe, ganz im Sinne des Buches Hiob. Sofort wird die Hypothese von Strauß, daß der Glaube an Besitzungen der Menschen durch böse Geister den Hebräern von Persien her gekommen sey, bestritten, weil, wenn dieß der Fall wäre, doch wohl ein Schriftsteller davon Meldung gethan haben würde, und das hohe Alterthum der jüdischen Engel- und Geisterlehre als ein Zeugniß für ihre Wahrheit geltend gemacht, da auch die ältesten Traditionen anderer Völker, der Griechen z. B., damit übereinstimmen. Ueber die Art, wie Strauß die Ansicht der ältern Theologie und der neuen über diesen Punkt charakterisirt, so wie über das, was er von der Undenkbarkeit einer wirklichen Besitzung durch ein fremdes geistiges Wesen sagt, läßt sich der Beurtheiler so vernehmen: „Die alte Theologie war also, scheint es fast, mit unbegreiflicher Blindheit geschlagen, aber die neuere ist entschieden dieser Ansicht entgegen." Wir wissen nicht, woher Strauß die Gründe für seine

Digitized by Google

Behauptung schöpft, aber wir glauben, völlig den Sinn der gesammten anglikanischen Kirche auszusprechen, wenn wir das Gegentheil als wahr behaupten. Ein einziger Commentator, Hewlet, wagte diese gefährliche Heterodoxie, und wir glauben, er hat Grund genug gehabt, die Veröffentlichung dieser Ansichten zu bereuen, da sie dem Verkauf einer in andern Rücksichten werthvollen Bibel Abbruch thaten. Kein Zeitirrthum, kein psychologischer Mißgriff konnte in eine so klare Versicherung als die von Tertullian sich einschleichen. (Tert. sagt in einer von dem Kritiker angeführten Stelle: „Man bringe mir einen von einem Dämon Besessenen. Auf das Wort jedes Christen hin soll dieser Geist zum Sprechen gezwungen werden. Wenn der Christ nicht den Dämon zu einem wahren Geständniß zwingt, so vergießt sein Blut!) Keine Principien der Naturphilosophie oder der Psychologie, welche uns bekannt geworden sind, berühren auch nur im entferntesten Grade die fraglichen Krankheiten; und was die Behauptung betrifft, daß das Verhältniß zwischen dem Selbstbewußtseyn und den leiblichen Organen nie gestatte, daß ein fremdes Selbstbewußtseyn sich einschiebe, so wird diese widerlegt durch das fortlaufende Zeugniß aller Nationen und durch das Factum unsers Inspirationssystems, welches eben auf dieser Hypothese beruht. Warum eine körperliche Einwirkung eines Wesens auf das andere zugestanden, eine geistige aber geläugnet werden sollte, vermögen wir nicht einzusehen; aber wir wollen jetzt übergehen zu der Untersuchung, wie Strauß die dämonischen Besitzungen auf natürliche Weise erklärt."

Bei dem ersten von Strauß gewählten Fall der Austreibung von einem Dämon, wo er sowohl die Ansicht von Olshausen, als die der Rationalisten zurückweist, bemerkt der Kritiker, daß Strauß hier das Factum der Heilung eigentlich unerklärt lasse, und sich mit dem Resultat begnüge, man müsse vermuthen, daß in einem Punkt der Erzählung (in der dem Besessenen in den Mund gelegten Anerkennung der messianischen Würde Jesu), die evangelische Tradition nicht rein nach der historischen Wahrheit sich gebildet habe, sondern durch jüdische Zeitvorstellungen mitbestimmt worden sey. „Wir müssen hier bemerken, daß die von Strauß gegebene Lösung gar keine Lösung ist; die von ihm gegen die rationalistische Hypothese erhobenen Einwendungen mögen jeden Andern eher als einen Rationalisten überzeugen; was aber seine eigene Erklärung betrifft: warum, wenn wir mit Strauß die Erzählung des Evangelisten im Allgemeinen für wahr gelten lassen, sollten wir ihm in den einzelnen Umständen absichtliche Entstellung (?!) schuld geben. Wir müssen den inspirirten Autor so wie er sich gibt annehmen oder verwerfen; aber offener Skepticismus ist gewiß vernünftiger und folgerichtiger, als dieser ungläubige Glauben." Allerdings läßt hier Strauß, über der Verfolgung eines einzelnen, ihm unwahrscheinlichen Punktes, die Hauptерzählung, nemlich die Heilung des dämonischen, ganz fallen und gibt seine eigene Ansicht gar nicht, wenn nicht etwa die Meinung die ist, daß, weil Ein Punkt, jedoch aus aprioristischen Gründen ihm unerklärlich scheint, die ganze Erzählung für mythisch gelten soll, was indeß doch ausdrücklich gesagt seyn sollte. Später wird zwar die Möglichkeit der Heilung leichterer Krankheiten auf psychische Weise zugegeben, aber von den schwersten und complicirtesten Fällen in Abrede gezogen, und somit allerdings das mythische Princip auch auf diese Erzählungen angewendet, und zwar nicht bloß auf einzelne Umstände, sondern auch auf den eigentlichen Kern.

Aus Veranlassung der Austreibung der Dämonen aus dem oder den Besessenen in die Schweine, stellt der Kritiker folgende Betrachtungen an: „Was die Behauptung betrifft, die aus der Menge von Dämonen in Einem Menschen abgeleitet wird, daß alle Persönlichkeit damit hätte aufhören müssen, und daß, zugegeben selbst, daß ein Dämon, mit Unterdrückung des menschlichen Bewußtseyns, sich eines menschlichen Organismus bemächtigen könne, Einem doch alle Vorstellung ausgehe, sobald man gar viele einen Menschen besitzende dämonische Persönlichkeiten sich denken solle, — so erledigt sich dieß durch das Eine Factum, daß von Maria Magdalena wirklich angegeben wird, daß dieß bei ihr der Fall gewesen, und durch die Erwägung, daß, da Alle unter Einem Oberhaupt, Satan, stehen, ihre Besitzung eigentlich doch nur seine Besitzung ist, und daß alles Selbstbewußtseyn in manchen Fällen bei der Besitzung eines Menschen auch nur von Einem Teufel aufhört, obgleich es auch Fälle gibt, wo ein gemischter Wille, ein menschlicher und teuflischer, in unnatürlichem Schwanken sich offenbart. Unsre alten Anklagen bezeichnen diese Gewalt über den Menschen als suadente Diabolo entstanden; wie groß muß nun wohl die Macht und Gewalt jener bösen Geister gewesen seyn, als ihre Waffen noch nicht so unmächtig und beschränkt waren, wie unter der jetzigen langen Dauer eines der Hölle entgegengesetzten und trotzenden sittlichen und religiösen Reiches! Wir wissen, daß der Satan vom Himmel fiel wie ein Blitz, und daß seine Macht seither immer abgenommen hat, wovon ein Beweis uns vor Augen liegt eben in der Läugnung seiner körperlichen Besitzung von Menschen. Der nächste Punkt, den wir zu erwägen haben, ist die Besitzung von Thieren; dieß scheint einen Anstrich von der Lehre von der Seelenwanderung zu haben. Aber der wahrscheinliche Grund der Besitzung von Thieren war, zu beweisen, daß der Heiland rein war von allen Verabredungen zu einer betrügerischen Täuschung. Man hätte können geltend machen, der Besessene sey ein Betrüger und im Bunde mit dem Exorcisten gewesen, eine Vermuthung, die wir uns hinsichtlich der neuern magnetischen Einwirkungen auszusprechen erlauben, aber auf eine thierische Besitzung konnte dieser Verdacht nicht fallen. Was die Möglichkeit davon betrifft, so kann man sich auf den Esel Bileams im alten Testament berufen, und wenn wir die dämmernden Spuren eines Zusammenseyns der beiden Naturen sammeln wollten, könnten wir einen merkwürdigen Beweis von dem Pferd des Achilles, Xanthus, hernehmen, welches den Tod seines Herrn prophezeyt. Dr. Strauß fragt, was denn die Dämonen durch die Besitzung der Thiere gewannen, da doch diese, ihre neuen Wohnungen, im Augenblick darauf zerstört wurden? Darauf kann man antworten: Erlösung vom Abgrund, diesem ewigen Kerker, wo ewige Ketten, Fesseln ihres Willens, ihr Wesen beschranken. Sie verließen die ertrunkenen Thiere, um auf grauenvolle Weise zu zeigen, daß ihre trostlose Herrschaft darin bestehe, Menschen und Thiere zu verderben.

Digitized by Google

Sie bewiesen vermuthlich dem gadarenischen Proselyten, wenn es nicht gar ein Israelite war, durch das Fahren eines unsaubern Geistes in unreine Thiere, daß er, indem er sie hielt, gesündigt hatte gegen das noch nicht aufgehobene Gesetz des Moses u. s. w."

Die Uebergehung der Austreibung von Dämonen im Evangelium Johannis erklärt Strauß aus der griechischen Bildung seines Verfassers; dagegen sagt die Review: „Hesiod behauptete die reine Lehre von eingreifenden Schutzmächten; Homer zeigt uns einen bösen Geist oder einen Dämon, der den Agememnon zu einer unglücklichen Schlacht antreibt; die Schilderung der Ate von dem genannten König bei eben jenem Dichter ist den Kennern des Griechischen wohl bekannt, so wie ihre Vertreibung vom Himmel auf die Erde. Die Furien besitzen die Seelen der Menschen — z. B. Orestes in den Choephoren."

Wir übergehen was hinsichtlich der Krankenheilungen und der Todtenerweckungen gesagt wird; es ist in der That eigentlich nur der Widerspruch, den der Glaube dem kritischen Unglauben entgegensetzt, ohne Erörterung von Argumenten, kritischen oder philosophischen. Das Schreiten auf dem Wasser und die Brodvermehrung werden übergangen, und dann kommt der Beurtheiler auf die Hochzeit zu Cana. „Bei der Hochzeit von Cana haben wir wieder die Fortsetzung eines mehr als nur zweifelnden Unglaubens, eines Unglaubens, welcher gern allem Glauben schenkt, was Jesum oder die Evangelisten herabsetzt, und dabei eine entschiedene Abneigung, unparteiisch gegen irgend welche Betrachtungen zu seyn, welche für die Annahme eines Wunders sprechen, so wie gegen die ruhige Erörterung der Fragen ohne Vorwegnahme des Ergebnisses. So wird der Mutter und Jungfrau vorgeworfen, daß sie mit ihrer Erwartung eines Wunders bei dem Hochzeitmahl ziemlich vorlaut gewesen; sie, von der geschrieben steht: „der heilige Geist wird über dich kommen" u. s. w. wird vorgestellt als nichts wissend von der hohen Begabung ihres eigenen Kindes. Der Zweck des Wunders, die Schöpfung des vergötterten Symbols des Alterthums, der Triumph über den üppigen Gott, welcher als der angebliche Schöpfer dieses Princips verehrt wurde, ist klar; und ohne Zweifel war es aus Furcht vor einer zu innigen Vermischung der Moslem und der Christen, daß Mohammed seinen Anhängern den Genuß des Weins untersagte, der Schöpfung eines Religionsstifters, dessen vollkommenes System, wie er wohl fühlte, in sich Elemente enthielt, welche den Islam zuverlässig vernichten mußten, wenn einmal seine politische Macht gelähmt und zerstreut war." Hinsichtlich der Erzählung von dem verfluchten und verdorrten Feigenbaum macht der Kritiker die symbolische Absicht Jesu bei der Verwünschung des Baums geltend, und verbreitet sich ziemlich weitläuftig über die Natur der palästinischen Feigenbäume, der Zeit ihrer Früchte u. s. w., worüber Strauß übel berichtet sey. Nachdem die Reise nach Jerusalem und die Weissagungen über die Wiederkunft zum Gericht kurz berührt worden, fährt der Beurtheiler so fort: „der nächste Punkt, über welchen wir den Kampf anzubieten haben — und wir thun es, wie ächte Tempelritter, mit dem Bewußtseyn, daß in unserm Stahlpanzer keine Ritze ist, durch welche der Speer der Ungläubigen zu dringen vermag, — ist die Todesangst im Garten." Die Widersprüche, welche Strauß in den evangelischen Berichten von dieser Thatsache finden will, zieht er in Abrede, auf den Grundsatz gestützt: daß Auslassungen und Uebergehungen keine Widersprüche seyen, und sagt dann: „Wir können aus einem physischen Factum, den blutigen Schweiß betreffend, das zur Zeit nur Wenigen bekannt ist, zur Genüge darthun, daß diese Erzählung nicht mythisch ist, und nie mythisch seyn sollte. Weit entfernt, daß, wie Dr. Strauß meint, der blutige Schweiß unwahrscheinlich seye, daß er eine mythische Hindeutung enthalten sollte, verweisen wir den Verfasser, der in der Physik nicht gut bewandert scheint, auf die unten folgende Bestätigung des Umstands, den er für eine völlige Unmöglichkeit ausgibt. (Diese besteht in mehreren Zeugnissen vom Vorkommen des Blutschweißes und namentlich in der Angabe eines Arztes, Burrow, daß in einigen Fällen von Epilepsie der Andrang des Bluts gegen den Kopf erstaunlich stark sey, so daß bei einem jungen Mann während des Paroxysmus das Blut mit solcher Gewalt in die äußersten Gefäße getrieben ward, daß es durch die Poren ausschwitzte.) Wir aber wollen hier keinem Kind des Glaubens ein Aergerniß geben dadurch, daß wir auf die natürliche Erhärtung dieser schauervollen Todesangst eingingen. Möge man nicht uns zutrauen, daß wir in gemeine Physik den erhabnen metaphysischen Charakter Christi auflösen wollten."

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Alfred de Vigny.

Das Horn.

I.

Des Hornes Ton lieb' ich, Abends im tiefen Wald,
Ob's nun vom Leid des Thlers beim Mordgebell erschallt,
Oder vom Lebewohl des Jägers, halb zersplittert
Im Echo, das von Blatt zu Blatt im Nordwind zittert.

Wie oft um Mitternacht allein dort weilend schon
Hab' ich gelächelt und geweint bei seinem Ton!
Wie war's, als hört' ich die prophet'schen Hallen klingen,
Welche voran dem Tod der Paladine gingen.

Berge, gehüllt in Blau! anbetungswürd'ges Land!
Maebora's Cirkus du, Feazona's Felsenwand!
Kaskaden, die ihr stürzt von überschneiten Höhen!
Ihr Brunnen, Bäche, Quell'n, Ströme der Pyrenäen!

Berge voll Blüth' und Schnee, zweier Jahrszeiten Thron,
Deren beeister Stirn der grüne Fuß spricht Hohn,
Dort muß man sitzen, dort lauschen, dahergetragen
Von Lüften fern des Horns schwermüthig süßen Klagen.

Oft füllt ein Wandrer, wenn die Lüfte stumm sind all,
Tönend die milde Nacht mit dem metallnen Hall;
Weit in die Rund' klingt hold die Musik; dazwischen
Des jungen Lamms Eselöck und Glöckchen oft sich mischen.

Digitized by Google

Statt zu verſtecken ſich, lauſcht aufmerkſam ein Reh,
Schwebend bewegungslos auf einer Felswand Höh;
Der Waſſerfall geſellt in ſeinem wilden Tanze
Sein ewig Klagelied der Weiſe der Romanze.

Seelen der Ritter, kamm! Ihr wieder zum Gefecht?
Seyd Ihr's, die mit des Horns metallner Stimme ſprecht?
Roncesval! Roncesval! in deinen Schattengründen
Konnt' Rolands großer Geiſt noch Ruh und Troſt nicht finden?

II.

Todt ſind die Helden all; geflohn war Keiner doch;
Er nur, und neben ihm Oliver, kühn ſteht noch;
Ganz Afrika umringt ihn, — auch noch jetzt mit Beben.
Der Mohr ruft: „Sterben mußt du oder dich ergeben!

Begraben ſind die Pairs all' in des Stromes Fluth."
Er brüllt, dem Tiger gleich: „Wiſſ', eh' Roland dieß thut,
Eh' muß der Pyrenäen Felskörper auf den Wogen
Treiben des wilden Stroms, dann ihm mit fortgezogen."

„Nun, ſo ergib dich! ſchau dorthin!" der Andre ſpricht.
Los aus dem höchſten Berg ein Felſen, ein rieſiger, bricht
In mächtigen Sprüngen rollt zum Abgrund er aus Gipfel;
Es knicken in dem Strom der Fichten ſtolze Wipfel.

„Dank! ſchrie Roland, du haſt mir einen Weg gebahnt."
Er rollt zum Fuß des Bergs ihn hin mit einer Hand.
Er ſchwinget, rieſengleich, ſich auf des Felsblocks Mitte;
Es ſchwankt das Heer, zur Flucht geneigt, ob dieſem Schritte.

III.

Mit ſeinen Helden zog indeſſen wohlgemuth
Karl vom Gebirg herab; friſch rann der Rede Fluth.
Es waren ſichtbar ſchon Luz und Argelès Thale
Am Horizont, es glänzt' ihr Waſſer hell im Strahle.

Laut jauchzte auf das Heer. Die Weiden des Adour
Zu preiſen, ſtimmte jetzt die Laut' der Troubadour;
Franzöſiſchen Wein ließ man in fremde Becher rinnen;
Es ſchwatzte der Soldat fröhlich mit Schäfermnen.

Roland bewacht's Gebieg; man wandert furchtlos zu.
Auf einem ſchwarzen Roß ſaß in nachläſſ'ger Ruh
Turpin, das prächtig war behängt mit vialetten
Schabracken, und er ſprach, ſpielend mit Amuletten:

„Herr, bin am Himmel ziehn Wolken wie Feuersgluth;
Stellt Euren Marſch ein, Gott verſuchen thut nicht gut!
Beim heil'gen Dionys! Seelen gewiß ſind's, ziehend
Auf Nebeln durch die Luft, von rothen Flammen ſprühend.

„Zweimal zuckte der Blitz — und wieder zweimal ſchon!"
Hier hörte man von fern des Hornes tiefen Ton.
Erſchrocken richtet ſich der Kaiſer auf im Bügel,
Und dem waghalſ'gen Roß zieht raſch er an den Zügel.

„Habt Ihr's gehört?" ſagt er. — „Es werden Hirten ſeyn,
Die Herden rufen ſie zurück von Berg und Rain,"
Verſetzt der Erzbiſchof, „oder das leiſe Koſen
Des Zwerges Oberon mit der Königin der Roſen."

Der Kaiſer reitet zu, doch finſter ſein Geſicht,
So wie der Himmel, eh' dran aus ein Wetter bricht.
Es ahnet ihm Verrath, und wie darob er ſinnet,
Ertönt das Horn, verhallt, dann neue Kraft gewinnet.

„O weh! mein Neff' iſt dieß! o weh! denn wenn Roland
Zu Hülfe ruft, ſo iſt's weil er in Todes Hand!
Zurück übers Gebirg, Ihr Ritter! zittern mache
Spaniens treuloſen Grund der Fußtritt unſrer Rache!"

IV.

Auf des Gebirges Höhn halten die Roſſe; Schaum
Bedeckt ſie; Roncevul, zu Füßen tief, färbt kaum
Des Tages ſterbend Feu'r, löſchend an Weſtens Thoren.
Am fernen Horizont flieht das Panier des Mohren.

„Turpin, ſprich, ob dein Aug' im Strome tief nichts ſah?" —
„Zwei Ritter ſah ich, todt Einer, dem Tode nah
Der Andre, beid' erdrückt von ungeheurem Steine;
Der Stärkre hält gefaßt ein Horn aus Elfenbeine.
Zweimal rief ſeine Seel' uns an, eh' ſie entflahn."

Wir traurig, Gott! iſt tief im Wald des Hornes Ton!

Franzöſiſche Geſchichtſchreiber der Gegenwart.

(Fortſetzung.)

IV.

Lemontey.

(1762 — 1826.)

Aus den pragmatiſchen Hiſtorikern könnte man füglich ſo viele Claſſen machen, als es religiöſe, politiſche, moraliſche und ſonſtige Lebensanſchauungen gibt, von denen, als einem Feſten, der Geſchichtſchreiber ausgehen, nach denen er den Weltlauf beurtheilen kann. Wir haben ſo proteſtantiſche und katholiſche, legitimiſtiſche und revolutionäre, bourboniſtiſche, imperialiſtiſche, philippiſtiſche, doctrinäre u. ſ. w. Pragmatiker.

Wir wollen zwei betrachten, die aus Voltaire's Schule kommen: Lemontey und Jay.

Pierre Edouard Lemontey aus Lyon ſtudirte vor der Revolution die Rechte, und ſprach ſich im Jahre 1789 lebhaft dafür aus, daß den Proteſtanten die vollen bürgerlichen und politiſchen Rechte gewährt würden. Deputirter bei der zweiten Nationalverſammlung, benahm er ſich unter allen Umſtänden als ein redlicher Mann, mußte aber bald flüchten und ſich bis zum Sturze Robespierre's in der Schweiz aufhalten. Er machte auch eine Reiſe nach Italien und lebte dann bis an ſeinen Tod in Paris, wo er einige Opern und Romane ſchrieb, ſeit 1801 dramatiſcher Cenſor und ſeit 1815 Generaldirector des Buchhandels war. Seine hiſtoriſche Arbeit über Ludwig XIV und die Regentſchaft unternahm er auf den Wunſch Napoleons, der ihm auch das Archiv öffnen ließ. Der Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV, et sur les altérations qu'il éprouva pendant la vie de ce prince, P. 1818. 8. iſt als Einleitung zu der Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV, jusqu'au ministere du card. Fleury, P. 1832. 2.

Digitized by Google

s. zu betrachten. Das Manuscript dieser Geschichte wurde bei Lemontey's Tode von der Regierung in Beschlag genommen, so daß es erst nach der Julusrevolution gedruckt werden konnte.

Lemontey's Charakter verdient genauer betrachtet zu werden, weil er nicht selten unter französischen Schriftstellern, besonders der jetzt aussterbenden Voltaire'schen Generation, ist. Er war ein geistreicher Epikuräer, etwas cynisch in mündlichem Gespräch und in Sitten, ein gutmüthiger Egoist. Die Studien liebte er, weil sie ihm eine größere Summe von Vergnügen gewährten, als irgend ein anderes Vergnügen. In seiner ganzen Lebensanschauung war er Voltairianer, aber auch dieses cum grano salis, weil er, der die Revolution gesehen, nicht mehr Voltaire's Glauben an die von den „Philosophen" als das Heil der Welt gepredigten Grundsätze haben konnte; ganzer Nihilist, war er tolerant (sogar gegen den Romanticismus); er lachte, machte auch wohl ein Epigramm, aber wurde nicht böse. Wozu auch? Der Zorn schadet der Gesundheit, und dann weiß man jetzt eben so wenig wie zu Pilatus' Zeit was Wahrheit ist. Darum vertrug er sich auch mit allen Regierungen, und lobte die Restauration, wie er den ersten Consul und den Kaiser gelobt. Natürlich war er auf die Revolution und das Ancien-Régime übel zu sprechen, denn er wollte Ordnung, Sicherheit und Ruhe. Gegen eine gewaltsame Regierung hatte er Muth, wie er denn auch, obgleich sehr geizig, lieber sein Vermögen als seine Ehre aufs Spiel gesetzt hätte. Gingen die Dinge leidlich, hatte der Unterthan Ruhe, verbarg sich die Corruption ein wenig, so war er zufrieden; er gehörte, wie er sich ausdrückte, zur Faction der Zufriedenen. Das ist ein tiefes Wort, worüber man nachdenken mag. Kurzsichtige Staatsmänner haben Ruhe die erste Bürgerpflicht genannt. Der Satz scheint dem Wortverstande nach unverfänglich, aber er stammt aus einer Gesinnung, die durch und durch verwerflich ist. Denn diese unter allen Umständen ruhigen Bürger sind, wo ihre Zahl groß ist, für den Staat in Wahrheit eben so gefährlich, als irgend eine revolutionäre Faction, wenigstens fürchte ich für unsere Zustände viel weniger von der Stärke der revolutionären Wellen, als von der Schwäche der Dämme, die da abwehren sollen. An solchen ruhigen Bürgern hat der Staat nur Leute, welche die Steuren bezahlen; wirkliche Bürger, Volksgenossen, ächte Landeskinder sind sie nicht. Wie man dasselbe Wasser, ohne daß es reagirt, in jedes Gefäß gießen kann, so rühren solche Leute keinen Finger, wenn die nationale Regierung gegen innere oder äußere Feinde, oder auch gegen sich selbst zu schützen ist. Es gibt auch selbstmörderische Regierungen.

Die Masse dieser Faction der Zufriedenen hat nur Klugheit für ihre Privatgeschäfte, in ihrer Stupidität weiß sie nicht, daß die Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft, über die sie nicht hinausblicken können, von der ihnen fremden Sphäre des Staats getragen und geschützt wird. Es gibt aber auch geistreiche Leute darunter, wie Lemontey, und diese haben nicht selten eine so vollständige Intelligenz, als hätten sie auch ein Herz: denn aus dem Herzen kommen die großen Gedanken. Lemontey wußte recht gut, wenn er als Historiker politische Betrachtungen anstellte, den Patriotismus als ein Wichtigstes in Anschlag zu bringen, ohne welches ein Staat zu Grunde gehen muß; — seine Geschichtswerke sind vortrefflich, so weit man das von einem in Voltaire's Geist und Geschmack geschriebenen Buche sagen kann. Lemontey hatte aber auch Voltaire's Styl.

Ein Streben, Ludwig XIV herabzusetzen, ist indeß bei ihm merklich, und dieß mag manchen Leser mißtrauisch gegen die Richtigkeit seines über die Regierung dieses Königs geäußerten ungünstigen Urtheils machen, obgleich dadurch wieder Lemontey Unrecht geschähe. In dem Essai führet er den glücklichen Gedanken durch, daß das achtzehnte Jahrhundert nur eine Consequenz des siebzehnten war. Es handelt sich hier nicht um den banalen Gedanken des historischen Zusammenhanges in dem vagen Sinne, daß nämlich Alles zusammenhängt; Lemontey zeigt, daß der Verfall nicht mit der Regentschaft oder gar mit Ludwig XV, sondern schon unter Ludwig XIV beginnt. Das Buch möchte die absolute Monarchie als etwas darstellen, was seiner Natur nach keine Dauer haben kann; — das ist richtig; man kann das Metall eines Scepters so sehr härten, daß er beim ersten Schlage, den man damit versucht, brechen muß. So zeigt sich überall im Leben die Wahrheit der Dialektik.*)

(Fortsetzung folgt.)

La Popularité,

Comédie en cinq actes et en vers, par C. Delavigne.

Delavigne gehört der Voltaire'schen Schule an; er ist Materialist, und als solcher coccet und ohne Glauben. Der spiritualistischen Reaction, aus welcher die heutige französische Literatur hervorgegangen, blieb er fremd; die Universität wurde ihn vor Chateaubriand. Die französische Universität hört regelmäßig die Messe an und singt zur Vesper, allein in der Schule betet sie den Phöbos Apollo an und opfert den keuschen Schwestern. Das Génie du christianisme bekehrte die Franzosen nicht, doch kehrte es sie zum Spiritualismus in der Kunst; da mußte dann freilich die französische Sprache, die sich nach den engen Formen der heidnischen Weltansicht gebildet, nach allen Richtungen hin aufgewühlt und zerrissen werden. Bleibt die Sprache in den Gränzen des Sinnlichen, so beherrscht sie die Form, die Umrisse sind enge, aber fest und bestimmt. Steigt die Kunst in die überirdischen Regionen, so beginnt das Zagen und Schwanken und Verschwimmen, hier scheiden sich Romantiker und Classiker. Diese berufen sich auf ihre Correctheit: ein Vorzug, der sie in Nachtheil stellt, er ist eine Folge ihres niedern Standpunkts.

In der Lyrik mußte Delavigne zweien Nebenbuhlern weichen: Lamartine und später Victor Hugo verdunkelten ihn. Hugo's üppiger Reichthum blendet und berauscht, doch ist es auch zu Zeiten Rossinische Musik, was er aufspielt. Delavigne's lyrische Poesie streift an die Prosa; sie ermüdet durch symmetrische Eleganz, dafür ist sie männlich, ernst, würdevoll; sie singt keine Cavatinen und schlägt keine Triller; sie ringt um ein Princip, sie blitzt wie ein schützendes Schwert über die Stirn der unterdrückten Völker hin. Die Messentenne: Parthenope, wiegt ganze Massen der schönsten Strophenbouquets auf.

Delavigne's Dramen und Tragödien sind episch; die Handlung wird hinter die Coulissen verwiesen und auf der Bühne erzählt. Es ist den Personen eigentlich bloß ums Reden zu thun; waren doch schon vor Alters die drei ersten Rhetoren in Rom Gallier! Wenn ein solches Drama angeht, so ist es, als wenn die großen Wasser zu Versailles angelassen werden; erst springt das Becken der Diana, dann

*) Eine Probe aus Lemontey in meinem Tableau anthologique II, 282—295.

Digitized by Google

kommt der Apoll an die Reihe, zuletzt der große Drache, wo alle Herrlichkeiten der Kunst zur Schau gestellt werden. Die Gruppen strömen nacheinander den Wasserstrahl aus, der weiß und gelben in der Sonne brennt und sich anmuthig genug ausnimmt. Die dramatischen Gestalten in der französischen Tragödie sind Gestelle zu rhetorischen Kaskaden, die oft gar schön schillern und funkeln; im fünften Acte läßt der große Drache alle seine Stylschätze los.

Die Vêpres siciliennes, Louis XI, les Enfans d'Edouard Marino Faliero, der Pariah, den wir beinahe vergessen und der stellenweise höchst poetisch ist, sind längst bekannt. Man hat bemerkt, daß Delavigne seine Stücke häufig auf günstige äußere Umstände stützt. Da er langsam arbeitet, so versäumt er jedoch mitunter den Zeitpunkt. Louis Onze entstand zur Zeit, wo Quentin Durward Epoche machte; als aber das lange Drama ausgewachsen war, da war W. Scott zu Paris veraltet. In La Princesse Aurélie hatte es die Satyre mit einem Ministerium zu thun, dessen kein Mensch sich mehr entsinnen konnte.

Jetzt zur Popularité.

Delavigne's Name war von der Schule an populär. Als Lyceist schrieb er eine Ode auf den König von Rom; vier Jahre später sang er die erste Messenienne: Waterloo. Das ist jetzt meist verklungen; der kaiserliche Adler ist blind und lahm und hat das Gnadenbrod bei den Invaliden. Damals aber, als die Wunde dem stolzen Frankreich noch frisch in der Brust brannte, da war es eine National-Elegie. Da wurde sein Name immer populärer. Unter der Restauration ward Delavigne ein Liberaler, wie die meisten Bonapartisten; viele wurden auch Republicaner! Delavigne besang alles, was ihm edel und groß erschien, und nahm sich der Unterdrückten an gegen die Tyrannen; er schrieb den Pariah, feierte die Siege der Griechen und redete der Freiheit und dem Aufruhr das Wort, wo sie sich regten.

Da kamen die Julitage; von diesem politischen Erdbeben schüttert der Boden von Europa noch, und die, welche seiner an die Mine gelegt, haben sich kaum von ihrem Schrecken erholt. Das Volk wurde Souverän, und da gab es eine heillose Wirthschaft. Der neue Souverän in der manchesternen Hose und der zerrissenen Jacke — hatte zeitlich den Teufel, d. h. nichts im Leibe, und dann reckte er sich in seinen Schlupfwinkeln und fletschte die Zähne, und in ein paar Sätzen war er vor dem Palaste seines Commissionärs, des Bürgerkönigs, und brüllte um Brod oder um Arbeit. Die Republik, welche mit der Presse nichts ausrichtete, stickte zuletzt Bajonnette an ihre Argumente, und edles Blut floß in Strömen. Delavigne wendete sich entsetzt von diesen Gräuein ab, und um seine Popularität war es geschehen. Guizot, Villemain, Cousin ging es nicht besser; die Freiheit hatte sie gehoben, jetzt wurden sie im Namen der Freiheit verhöhnt. Die Tagespresse riß dem Dichter der Parisienne die Lorbeerkronen ab, die sie ihm aufgesetzt und trat sie mit Füßen; da schossen ihm die beiden Verse aus der Seele, die Sir Lindsay, der Held der Popularité, zu einem Journalisten spricht, welcher ihm mit einer Schmähschrift droht:

Il faut bien en marchant soulever la poussière,
Va faire ton métier, je poursuis ma carrière!

Aus diesen stolzen Versen wuchs das ganze Stück.

Delavigne ist furchtsam, in der Kunst wie in der Politik. Der Schmerz und der Spott sind bei ihm zierlich und matt; er ritzt bloß das Gemüth, nie stößt er den Dolch bis ans Heft in die Brust. Die satyrische Geißel putzt er aufs schönste heraus, und wickelt die Spitzen und Knoten in Sammt und Seide. Die Popularité verlegt der Dichter nach England, weil er seinen Landsleuten nicht ins Angesicht zu sehen wagt. Die Handlung spielt unter Georg II; der Prätendent fängt an Besorgnisse zu erregen. Das Stück beginnt am Tage vor der Beerdigung des Lords Nevil, das heißt des Generals Lamaeque. Namen und Costume sind englisch, allein es stecken Franzosen darin. Godwins, Sir Lindsay, Lord Derby vertreten die heutigen Parteien in Frankreich, und es wäre nicht schwer, jeder Figur ihren Namen anzuheften. Der Dichter hat politische Schurken daraus gemacht, die ganz scharmante Manieren haben und ein treffliches Französisch sprechen. Es ist ein nichtswürdiges Treiben ein Ränkeschmieden, ein Cabaliren, ein Verführen und Bestechen und verrätherisches Verschwören feindlicher Meinungen. Die Verkäuflichkeit, die Corruption, der Mesarch, alle Schändlichkeiten des Tages sind angehäuft; wird einmal gelacht, so ist's noch öfter; die Witze und Pointen fahren über die Bühne hin wie Irrlichter über einen Kirchhof. Das nennt Hr. Delavigne ein Lustspiel! Die Katastrophe des Lustspiels führt ein Begräbniß herbei: Lord Nevil, d. h. General Lamaeque, wird zu Grabe getragen, der Zug geht vorüber, die Trommel wird gerührt; alles bleibt freilich hinter den Coulissen; aber wenn das dumpfe Trauerwirbeln durch den schweigenden Saal erschallt, welchem Franzosen mag es da nicht kochen seyn? Diese Komik des Grabes wird hier gräßlich; sie knüpft sich an die Erinnerung unglückseliger Tage. Oh! ich sah ihn über die Boulevards stürmen, diesen jammervollen Zug, den die Erinnerungen führten! Ich sah das Volksgetümmel, welches sich gleich einer Wetterwolke um den Sarg drängte, höhnende Drohungen, blutdürstige Verwünschungen und den Schreckensschrei: vive la république! durch die Straßen schleudernd. Wie viele, vom Volke nämlich, kamen von diesem Zug zurück? Die Republicaner wurden in den Straßen zusammengeschossen oder starben im Kerker. Und weich' ein Lustspiel, wo der Held von Lug und Trug umstrickt wird? Wo alles, was ihm theuer ist, ihn belügt und betrügt? Wo er die Hand des Freundes zurückstößt, sich von der Geliebten losreißt und die Ehre des eignen Vaters preis gibt, um ein ehelicher Mann zu bleiben? Und wo ihm das Volk die Fenster einwirft, weil er ein redlicher Mann geblieben? Einige Auftritte in den beiden letzten Acten sind von großer Wirkung. Es klopft dem Dichter etwas Edles, Großartiges in der Brust, das zu Zeiten in herrliche Bewegungen ausbricht, aber wie gesagt, der Mann hat keine rechte Courage; er getraut sich nicht das rechte Wort zu gebrauchen; er geht dem Bösen nicht gerade auf den Leib; er möchte jeder Partei den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Wen er mit diesen Verse verwundet, den streichelt er mit jenem. Bald heißt es von den Revolutionen:

Imprudent qui les fait, sage qui les fait faire;

ein Epigramm auf die heutigen Machthaber; dann wieder:

L'élu d'un peuple entier est celui de Dieu même;

ein Vers, der transparent genug ist und den wir nicht zu deuten brauchen. Die Republicaner kriegen natürlich ihr Theil ab, allein auch ihnen legt er Balsam auf die Wunde. Godwins will, Sir Lindsay soll sich an die Spitze des Volksaufstandes stellen. — „Ich verstehe dich; nicht das Ministerium allein soll fallen, es gilt eine Dynastie — nun, ja — der Prätendent ist im Anmarsch — das Volk schlägt ihn zurück — und wenn es unterliegt, so haben wir ein Chaos:

Va donc pour le chaos et qu'il en sorte un monde!

erwiedert der Republicaner. Lady Montrose, Lindsay's Geliebte, vertritt die Legitimisten; sie spricht die schönsten Verse im Stücke!

So vernehmt es also, et nunc intelligite, Ihr Tribunen, Gesetzgeber, Parteiführer, Aufwiegler, Aufrührer, Agitatoren, Ihr mögt nun der Rechten angehören oder der Linken, vernehmt, was der Dichter sagt: „Hütet Euch vor der Popularität; sie fordert anfangs nur wenig und gibt viel dafür, und nimmt zuletzt Alles." Das sagt Euch ein Mann von Geist, ein Liberaler, ein Biedermann, der aber die Rechte schont und die Linke und das Centrum, um seine *eigne* Popularität nicht zu gefährden.

Am Tage nach der Vorstellung wurde Hr. Delavigne ins Schloß zum Essen gebeten; der Dichter ist ein alter Freund des Königs; sie gehörten zusammen der Opposition an, wurden fast zu gleicher Zeit populär und verloren zusammen ihre Popularität. Vielleicht ist das Stück eines der schwächern des Dichters; er wird wahrscheinlich mit einem Sitze in der Pairskammer dafür belohnt werden.

D—b—g.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1839.

Die Ameisen und ihre Pyramiden in Paraguay.

(Aus Robertsons Lettres on Paraguay.)

Auf unserm Wege nach Assumpcion kamen wir eines Morgens aus einem dunkeln Walde heraus, in ein offenes, doch mit Palmbäumen bedecktes Land. Ich war sehr erstaunt, daß unter diesen, und fast in gleicher Anzahl, Tausende von konischen Erdmassen sich bis zur Höhe von 8 bis 10 Fuß und in einem Durchmesser von fast 5 Fuß erhoben. Mein Erstaunen stieg, als ich diesen Erdpyramiden mich näherte, und fand, daß sie nicht nur von Myriaden kleiner schwarzer Ameisen bewohnt, sondern auch die kolossale Arbeit dieses kleinen Insektes seyen. Ich stieg ab, um die innere Einrichtung dieser zahlreichen und merkwürdigen Republiken zu untersuchen, und bemühte mich zuerst, den Stoff, woraus ihre babylonischen Tempel erbaut waren, kennen zu lernen; denn sie waren augenscheinlich für den heftigsten Regen undurchdringlich und vom wüthendsten Orkan nicht zu erschüttern; doch waren es bloße Thonmassen. Aber vergebens suchte ich mein starkes Gauchomesser in einen derselben hineinzustoßen: ich hätte eben so wohl versuchen können, es in einen Basaltfelsen zu bohren. Mein Gefährte, der, um mich in Erstaunen zu setzen, kein Wort mir vorher gesagt hatte, erzählte mir jetzt Manches über diese Erscheinung, und behauptete, diese Obelisken beständen schon seit undenklicher Zeit, und so viel er oder irgend jemand wisse, seyen sie schon vor der Sündfluth vorhanden gewesen. Obgleich weder ein Alterthumsforscher noch ein Geologe, weckte dieses Gerede doch meine Neugierde, einen solchen Bau näher zu untersuchen und je mehr ich ihn betrachtete, desto mehr erregte er meine Verwunderung. Oben auf dem Kegel war ein ovales Bassin, von welchem etwa 30 Wasserleitungen ausliefen, die augenscheinlich alles Wasser, das auf den Kegel fiel, ableiten sollten. Zwischen diesen Conductoren waren vom Fuße bis zum Gipfel zahllose Löcher, aus denen und in welche die Ameisen myriadenweise strömten; die, welche hineingingen, waren alle schwer beladen mit Blattern, Gras und Grassamen. So setzte kein einziges Mitglied der Gesellschaft seine Arbeit aus. Manchmal fiel die mächtige Bürde eines Strohhalms oder ein Stück von einem Palmblatt dem Träger vom Rücken herunter, augenblicklich aber ward es durch ein Halbduzend der herauskommenden und unbeladenen Arbeiter wieder aufgepackt. Der kräftige Träger ging dann, wie zuvor, seinem Bestimmungsort entgegen, schwankend unter der unbequemen Last, die seine Schultern drückte.

Ich verfolgte dann die mannichfachen Pfade, welche zu und von den Thonthürmen führten: diese Pfade durchschnitten das Land in allen Richtungen, und waren gedrängt voll mit Ameisen, die alle nur Einen Trieb zu haben schienen, nämlich den, eilig fortzukommen. Aber ihre Wanderungen waren nicht bloß auf den Boden beschränkt, sondern jeder Palmbaum war an einem Halbduzend Stellen mit ihren Fußtritten bezeichnet, und Früchte und Blätter, die beide nur am Gipfel zu finden sind, waren sichtlich die Gegenstände, welche die geschäftigen Bewohner der unten befindlichen Pyramiden aufsuchten.

Azara hat in seinem Werk über Paraguay erwähnt, daß er ähnliche von den Ameisen errichtete Erdmassen getroffen habe, aber so weich, daß, als sein Pferd bei Nacht unversehens an einen solchen Haufen kam, es denselben nicht nur zerstörte, sondern noch mit den Vorderfüßen hineinsank. Er reiste jedoch längs der Küste und auf sumpfigem Boden, ich aber war eine gute Strecke von der Küste entfernt, und in der Mitte eines Landes, wo der Thon durch seine Härte und Consistenz bemerkenswerth ist. Die Ameisen, welche instinctartig wissen, daß sie allem Unwetter bloßgegeben sind, wählen auch zu ihrem Bau den härtesten und undurchdringlichsten Thon, den sie in der Nähe finden können, und als kluge Baumeister mischen sie auch noch Millionen Stückchen Palmbaumrinde hinein, so daß es die dauerhafte und undurchdringliche Masse gibt, von der ich oben gesprochen.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Die russischen Steppen.

Kommt man aus der Hauptstadt in die Steppen, so wird man mit einem Male aus dem Kreise unserer jetzigen Bildung

Digitized by Google

in die Zeiten des ursprünglichen Zustandes der Menschen und der Natur versetzt. Ganze Jahrhunderte von Anstrengung des erfinderischen Geistes, ganze Perioden politischer Umwälzungen, und so zu sagen viele Generationen des Menschengeschlechtes in ihrer Reihenfolge, trennen den erstern Ort von dem letztern, wie zwei entgegengesetzte Pole. Das Gemälde, das die russischen Steppen darbieten, wechselt je nach den Jahreszeiten, und ist bald großartig, bald bei aller Wildheit anmuthig. Nichts kann rauher seyn, als der hiesige Winter, wenn alle Farben in die einzige weiße, und alle Töne in das einzige Sausen des Windes, welcher Schneegestöber und Unwetter ansagt, zusammenschmelzen. Gewohnheit macht uns gleichgültig gegen die auffallendsten Schauspiele; aber was würde ein Bewohner des schwülen Afrika's empfinden, wenn er plötzlich in die russischen Steppen versetzt würde, und die vom Himmel herabstürzenden Schneemassen erblickte die gleich den Atomen Epikurs der Welt eine neue Form zu geben und die ganze frühere Natur wieder in ein Chaos umzuwandeln sich bemühen? Was würde er denken, wenn er die prächtige Sonne betrachtete, wie sie umzogen ist von einem großen Regenbogenreif und kreuzförmig durchschnitten von zwei feurigen Durchmessern mit vier Halbsonnen an ihren Enden? Ist dieß dasselbe Gestirn, das gleich einem Flammenschilde seine glühenden Strahlen in der Sahara ausgießt?

Mit dem Eintritte des Frühjahrs bilden sich Seen auf den Feldern, und die ganze Natur trägt das Gepräge der Erneuerung, wie nach der großen Sündfluth. Die ersten Gäste aus wärmern Gegenden, die muntern Lerchen, stellen sich ein; nach ihnen kommen die Kraniche, die im Dreieck oder Halbkreis umherfliegend, und die Luft mit ihrem durchdringenden Geschrei erfüllend, theils weiter gegen Norden ziehen, theils in den hiesigen Seen bleiben, in Gemeinschaft mit Möwen, wilden Enten und Gänsen. Wälder und Haine bevölkern sich jetzt auch mit Singvögeln, namentlich mit Nachtigallen, zu deren Hegung die reine Luft und das Halbdunkel der astreichen Bäume beitragt. iese geflugelten Sanger haben ihres Gleichen in keinem Lande Europa's, aber ihre zauberischen Töne erklingen hier und ersterben in der Einsamkeit.

Die Wege in den Steppen überwachsen zur Sommerszeit mit dichtem Klee oder Eibisch. Auf den Seiten, in den Ebenen, sind grünende Weiden, oder es wogt das weiße, mit Flaumfedern bedeckte, seidenartige Pfriemengras. Die Luft ist von Wohlgerüchen erfüllt, der Athem des Reisenden ist frei, seine Stimmung heiter, wie der reine Himmel. Aber der begränzte Horizont, der auf allen Seiten durch flache, wellenförmig gegen Süden ziehende Höhen eingeschlossen ist, die öden, leeren Strecken, die Abwesenheit alles Lebenden, ermüden häufig durch ihre Einförmigkeit das Ohr und das Auge. Nur hie und da streift ein verirrter Bienenschwarm durch das öde Feld, oder man vernimmt das Bellen eines Hundes, der an seiner Kette klirrt, und in einer Schlucht einen Bienenhof bewacht, oder hier und da steigt über einem Eichenwäldchen ein Rauch auf, der den Wanderer erinnert, daß auch in dieser wilden Gegend noch lebende Wesen sind. — Beim Sinken der Sonne hört man zuweilen an dem auf dem Felde ausgebreiteten Netz das schiane Pfeifen des Vogelfängers, der den Schlag der Wachtel nachahmt, oder man sieht am Raine hinter seinem Hunde den Jäger mit dem stets wachsamen Habicht nachschleichen; denn diese Jagd mit Habicht und Falken, ein Ueberbleibsel unserer patriarchalischen Zeiten, ist immer noch im Gebrauche.

Vorzugsweise liebe ich die Abende und Nächte in den russischen Steppen, wo die verzagte Einbildungskraft sich selbst mit ihren eigenen Schreckbildern ängstigt, wenn ein plötzlicher Schrei der durch das Knarren der Räder und das Getrappel der Pferde aufgeschreckten Kraniche den Körper mit kaltem Schweiße überdeckt; wenn das Schwanken eines Wermuthstängels oder einer Staude bei dem Schimmer der Abendröthe den Kampf von Riesen oder das Daherschleichen von Räubern mit ungeheuren Keulen auf den Schultern darstellt. In den langen Stunden, wo die dichte und undurchdringliche Finsterniß alle Gegenstände dem Blick entzieht, mit welcher Freude erblickt man ein am Rande des Horizonts auftauchendes Sternchen. Man betrachtet es mit Liebe, nd kann das Auge nicht davon abwenden, als wäre es ein Hoffnungsschimmer; aber dieses Sternchen des Himmels verwandelt sich plötzlich in ein einfaches Feuerchen, das wenige Schritte vom Wege aufflackert. Um dasselbe sitzen mit ihren Pfeifen trübsinnige Kleinrussen, zur Seite aber sind lange Fuhrwägen aufgestellt, und ein Trieb Ochsen weidet in der Nähe. Manchmal erhellt ein ähnliches Feuerchen ein Zigeunerlager. Die bräunliche Farbe der halbnackten Kinder, die dunkelrothen Gesichter und die zerzausten Haare der Weiber und die rauhen Stimmen der Männer, — Alles erweckt Mißtrauen in der Seele des Reisenden. Manchmal scherzen und schwatzen um einen brennenden Holzstoß eine Anzahl junger Bauern, und neben ihnen weiden ihre Pferdeheerden. Die Gewohnheit, die Pferde auf die sogenannte Nachtweide hinauszutreiben, hat sich auch an einigen Orten des nördlichen Rußlands erhalten, und ist wahrscheinlich ein Ueberrest des nomadischen Hirtenlebens unserer Vorfahren.

Die russischen Steppen unterscheiden sich von den asiatischen und afrikanischen durch ihre dichten Weiden. Man findet sie jetzt nur noch am untern Don und im südlichen Rußland, zum Theil auch bei Kursk und Orel; in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber nahmen sie noch fast den ganzen südlichen Theil des Gouvernements Tula ein, weßhalb auch jetzt noch die Kreise von Ephrämow, Nowosil und Tscherna in Tula die Steppenkreise genannt werden. Alte Leute erzählen, wie sie diese Gegenden noch unangebaut sahen, wie sie dort das Pfriemenkraut niederbrannten und Erdbeeren suchten, oder wie sie später beim Eintritt jedes Frühjahrs hinauszogen, und das Feld als Gemeingut unter alle vertheilten, so lange es noch nicht in Privateigenthum übergegangen war. Wenn man diese alten Leute hört, so glaubt man Patriarchen der alten Welt zu vernehmen, und traut seinen Augen kaum, wenn man ihre Erzählungen mit dem jetzigen Zustande der Gegenden vergleicht, welche für die Wohnungen zu enge wurden und für den Unterhalt der Einwohner nicht mehr hinreichen. Eine

Digitized by Google

so rasche Ausbreitung der Bevölkerung, des Ackerbaues und des Gewerbfleißes ist eine höchst ungewöhnliche Erscheinung in der politischen Geschichte, und kann nur der väterlichen Fürsorge einer verständigen Regierung zugeschrieben werden.

Die kurischen Schluchten.

Nach den Steppen wendet sich dir Aufmerksamkeit des Reisenden unwillkürlich auf dir kurischen Schluchten. Die Naturforscher haben drn Wissenschaften einen großen Dienst erzeigt durch Erklarung der allgemeinen Formen des Erdkörpers, aber ihre nützlichen Forschungen werden nur dann mit einem vollständigen Erfolgr gekrönt seyn, wenn sie dir Grundsätze der einzelnen oder locaien Bildungen der Erdoberfläche entdecken. Warum besteht z. B. die südlichr Hälfte Europa's größtentheils aus Gebirgen, die nördliche aus Ebenen? Warum haben die skandinavischen, die uralischen, die kaukasischen und andern gegen den Pol hin liegendr Gebirge die Meridian- oder sogenanntr magnetische Richtung, während Pyrenäen, Cevennen. Alpen, Karpathen, die Gebirge der Krim und der Kaukasus, so wie alle Gebirgsgürtel des südlichen Sibiriens, sich in Linien erstrecken, dir mehr oder minder dem Aequator parallel laufen? Was bedeutet die flache Erhebung, diese machtige Erdcupole, auf welcher die Hauptstadt drs Nordens, Moskau, glänzt? Hat Feuer von innen oder Wasser von außen die lange Reihe schroffer Hügel gebildet, welche sich wellenförmig von Norden nach Süden und schichtenförmig von Osten nach Westen durch das Gouvernement Tula ziehen? Aus der Vergleichung aller dieser Umrisse der Erdr sollte rs doch, wie es scheint, nicht schwer seyn, zu einem Schluß über die im Innern sich bewegenden Kräfte zu gelangen, wie man aus den Zügen des Gesichts die Gewohnheiten und Neigungen des Menschen erkennt.

Die kurischen Schluchten, welche ohnr Zweifel im Laufe vieler Jahrhundertr vom Wasser ausgegraben worden, stoßen bald an beiden Seiten auf die große Straßr nach Charkow, und geben dieser das Ansehen eines künstlichen Damms; bald winden sie sich zwischen schroffen Höhen, münden sich in einander und bilden ein von der Natur selbst erbautes Labyrinth. Ein Blick auf diese wilden Schluchten versetzt die Einbildungskraft unwillkürlich in jene Heldenzeiten, wo die Bewohner des kurischen Fürstenthums die Wachtlinie und die einzigr Schutzwehr Rußlands gegen die östlichen Barbaren bildeten, wo von Jugend an ihr Herz sich mit Muth stählte, ihr Verstand in Kriegslisten sich schärftr, und ihr Gedächtniß sich übte in der Kenntniß der zu Ueberfallen und Hinterhalten tauglichen Stellen. Furst Roman beschreibt die kriegerische Tüchtigkeit der Kuränen bei der Schilderung des Zuges Igors gegen die Polowzen auf bezeichnende Weise.

Etwas weiter gegen Süden, an den Gränzen des Gouvernements Charkow, beginnt dir ununterbrochene Kette der Kurgane, welche durch Kleinrußland und Wolhynien sich durchziehen und erst in der Mitte Gallziens sich verlieren. Man kann sie in zwei Ordnungen theilen: die einen sind auf einzelnen Höhen zerstreut und können nichts Anderrs gewesen seyn, als Gräbrr oder Wachposten irgend eines kriegerischen Volkes, die andern liegen in Gruppen, die aus fünf, sieben und selbst zehn Auswürfen bestehen, wovon fast jeder in der Mitte ein Loch mit einem Aus- oder Eingang auf der südlichen Seite hat; diese Löcher oder Gruben waren wohl mit Filzen oder Fellen gedeckt, und dienten irgend einem sich mit der Viehzucht beschäftigenden Volke als Jurten. Den russischen Alterthumsforschern liegt die Arbeit ob, die Verschiedrnheit dieser Denkmäler nachzuweisen, und die Epochen zu bestimmen, in welchr sie gehören.

Naturerscheinung bei den Sandwichinseln.

(Aus dem Hawaiian Spectator Nr. 1. *)

„Am Abend und in dee Nacht des 7 Novembee 1837 fand bei Honolulu eine äußerst merkwürdige Bewegnng zue See statt, in vielen Beziehungen ähnlich der vom Mai 1819. Anderthalb Zoll Regen war in den vorhergehenden 24 Stunden gefallen, und dee Wind blies in Zwischenräumen sehr frisch aus Nordosten; die Atmosphäre war klar und kühl. Theemometer 71,5 F. (19° R.). Dee Baeometer war in den legten vier Tagen allmählich gefallen, diesen Abend aber, als um 8 Uhe die erste Nachricht gegeben wurde, daß die See sich zurückziehe, auf 30,06 gestiegen. Das erste Zuellckweichen wae das bedeutendste und betrug etwas übee 8 Fuß, doch konnten, da man im Augenblick zu Beobachtungen nicht vorbereitet war, keine genauen Beobachtungen angestellt werden; die den Hafen umgebenden Riffe blieben teocken, und die darauf befindlichen Fische waren meist todt. Das Meer kehrte jedoch schnell zurück, und erreichte in 28 Minuten die gewöhnliche Fluthhöhe, blieb abee nicht stationäe, sondeen fiel wieder um 6 Fuß. Dieß wurde in Zwischenräumen von 24 Minuten wiederholt. Beim drittenmal stieg das Wasser 4 Zoll übee die gewöhnliche Fluthhöhe, und fiel wieder um 6' 4". Nach dem vierten Steigen wechselte die vom Steigen und Fall eingenommene Zeit, und beide nahmen allmählich, aber nicht regelmäßig ab. Um 11 Uhr Abends stand der Thermometer 74 F., Barometee 30,01. Der Wind wurde frisch, und zahlreiche Schauer fielen; die Ebbe dauerte jetzt 20, die Fluth 10 Minuten. Um 11 Uhr 30 Minuten trat Windstille und fortdaneender Regen ein. Therm. 75,04, Barom. 30,03. Ebbe und Fluth dauerten noch gleich lange Zeit foet, nahmen abee ab. Dieß dauerte den Vormittag des 8ten fort. Die Schnelligkeit, mit der das Wasee fiel, wechselte in mehrern Theilen des Hafens: auf dee Ostseite wae die größte Schnelligkeit 6 Zoll in der Minute, auf der Nordseite einmal 12 Zoll in 30 Secunden. Nie stieg das Wasser höher als eine gewöhnliche Springfluth, **) aber der Fall wae etwa 6 Fuß unter der tiefsten Ebbemark. Dasselbe Ereigniß trat im Jahee 1819 ein, wo die Fluth in Zeit von wenigen Stunden dreizehnmal stieg und fiel."

Daß ein solches Ereigniß nicht ohne Unglück abgelaufen seyn kann, ist natüelich, um so mehr, als von dee Byrons Bai auf Hawaii gemeldet wird, daß die Fluth 20 Fuß über die gewöhnliche Höhe stieg, mit donnerähnlichem Gekrach auf das Ufee niederfiel, und Alles ver-

*) Dee Artikel ist aus dem genannten Blatt in das Ceylon Chronicle und aus diesem in die Litterary Gazette vom 26 Januae d. J. übergegangen.

**) Mit einer Ausnahme, wie weitee unten bemerkt ist.

Digitized by Google

herrte und mit sich fortriß. Die Schlußbemerkungen über das Ereigniß sind folgendr: „Nirgends fühlte man einen Erdstoß, obwohl es gewiß ist, daß der Vulcan von Kilauea den vorhergehenden Abend ungewöhnlich unruhig war, das Feuer hörte jedoch plötzlich auf und klaffende Spalten öffneten sich unter heftigen Explosionen an vorher ganz ruhigen Stellen. Schiffscapitäne, welche sich am 7ten in verschiedenen Entfernungen ostwärts und nordwärts von den Inseln befanden, wurden über ihre Beobachtungen ausgefragt, hatten aber weder in der See noch in der Atmosphäre etwas Ungewöhnliches bemerkt. Daß dieser augenscheinlich unterseeische vulcanische Ausbruch in ziemlicher Entfernung von den Inseln stattfand, geht daraus hervor, daß die verschiedenen Inseln zu gleicher Zeit und augenscheinlich auch in der gleichen Richtung von der Erscheinung betroffen wurden; wie groß jedoch diese Entfernung war, läßt sich noch nicht bestimmen. Vielleicht fand das unterirdische Feuer einen neuen Ausgang, der den Grund zu einer neuen Inselgruppe legt. Es ist jetzt 19½ Jahr, daß ein ähnliches Phänomen sich hier ereignete, doch war jenes nicht so heftig, wie das letztere."

Die Reste der alten Atlantis, oder geologische Bemerkungen über die Azoren.

(Schluß.)

Insel Graciosa. Diese ist eine der kleinen, allein eine der bemerkungswerthesten Inseln des azorischen Archipels. Beinahe in der Mitte derselben findet man Urthonschiefer in horizontalen Schichten; ihnen aufgesetzt sind basaltische und trachytische Felsarten. Auf der südlichen Spitze sieht man einen ausgedehnten Krater, in dessen Tiefe aus einer fast unzugänglichen Kluft vieler Schwefel ausfloerescirt. Ein merkwürdiger Basaltgang setzt durch die innern Wände des Kraters nieder, der aus trachytischer Lava besteht. Der Raum eines halbeirkelförmigen Amphitheaters, in welchem auf den höchsten Punkten drei Capellen bei Santa Cruz erbaut, ist nichts Anderes, als die Fortsetzung des Kraters.

Insel Flores. Diese enthält ebenfalls Anzeichen (?) von Urthonschiefer; übrigens ist die Insel von basaltischer und trachytischer, sehr alter Formation; und zeigt eine prächtige Säulenbildung in Etagen übereinander, ohne ein Merkmal neuerer vulcanischer Eruption. Sie zeigt Lavaströme nebst den nämlichen ungeheuren Depots von Asche, Tuff und Conglomeraten, wie auf Madeira, nebst frischen Kratern, wie die beschriebenen. Auf der Südspitze quillt eine warme Quelle, jedoch ohne Geruch und Geschmack. Man findet hier auch einen Galmeygang (?), der sich längs der Ribeira da Cruz hinzieht, und große Lager von Pfeifenthon. Das Innere der Insel ist mit kleinen Wäldchen von Cedern bedeckt, und längs der Küsten sieht man schöne Wiesen mit Blumen, daher sie von den Entdeckern den Namen Flores erhielt; allein die gefährliche Küste, das stürmische Meer und der Golfstrom, der zwischen dieser Insel und Corvo seinen Lauf nimmt, machen, daß man mehrere Monate des Jahres hindurch gar nicht an dieser Insel landen kann.

Insel Corvo. Eine kleine, nahe bei Flores gelegene Insel, die ehemals mit dieser zusammengehängt zu haben scheint; diese ist übrigens nichts Anderes, als das Product eines eigenen Vulcans, dessen sehr ausgedehnter Krater mehr oder weniger im Mittelpunkte der Insel liegt. Die Wände des Kraters, sowohl die äußern als innern, bestehen aus basaltischen und trachytischen Lavas, Conglomeraten aus Bimsstein und Tuff, mit Einem Worte, aus lauter vulcanischen Producten.

Indem nun der Herr Graf Vargas die hier flüchtig entworfenen Beobachtungen über den azorischen Archipelagus recapitulirt, schließt er, daß die Existenz des Urthonschiefers in horizontalen Lagen darauf hindeute, daß nicht alle Gebirgsmassen, aus denen die Inseln gebildet sind, durch Action des vulcanischen Feuers aus dem Meer emporgestiegen, besonders da auf der westlichen Seite der Inselgruppen Bruchstücke der alten Basis einer großen Insel oder eines Continents existiren, wovon sie ein Theil waren, und die der großen Katastrophe widerstanden, die mehr ein Versinken war, als eine Erhebung durch Explosion.

Ob die Erscheinung von Urthonschiefer in horizontalen Schichten zu dem vorhergehenden Schluß eines untergegangenen Continents berechtigt, lassen wir dahingestellt seyn, da ebenfalls, und besonders nach den neuern Theorien, der Thonschiefer aus dem Meer emporgehoben seyn kann.

Theebau in Brasilien.

Vor kurzem schickte die französische Regierung Hrn. Guillemin, einen der Curatoren des Jardin du Roi, nach Brasilien, um die Cultur der Theepflanze und die Art der Theebereitung zu studiren, und Samen und Pflanzen zu sammeln, damit ein Versuch zu Einführung dieser Cultur in Frankreich gemacht werden könne. Hr. Guillemin kam gegen Ende Octobers in Rio Janeiro an, und aus Briefen vom 17 November erfahren wir, daß er von den Behörden und Naturforschern Brasiliens sehr günstig aufgenommen wurde, und man sich allenthalben geneigt zeigte, ihn in seinen Forschungen zu unterstützen. Der Bau der Theepflanze, bemerkt er, welche im Jahre 1812 in Brasilien eingeführt wurde, hat namentlich seit 1825 raschr Fortschritte gemacht, und schon sind diejenigen, welche sich damit abgeben, im Stande, den brasilischen Markt zu einem großen Theile zu versorgen. Man baut die Theestaude in Ouro Preto und in der Provinz St. Paul, sie dehnt sich auch schon in die Provinz Minas aus, und ist im botanischen Garten zu Rio in einem großen Maaßstabe versucht worden. Hr. Guillemin hofft auf einen sehr günstigen Erfolg, und stand im Begriff nach St. Paul abzureisen. (Athenäum vom 26 Januar.)

Miscellen.

Afrikanisch-arabische Actenstücke. In der Versammlung der asiatischen Gesellschaft zu London am 5 Januar wurden die Originaladressen mehrerer Häuptlinge im Sudan an Major Campbell, den gewesenen Gouverneur in Sierra Leone, vorgelegt, nebst einer Uebersetzung derselben. (Athenäum vom 26 Januar.)

Gallo-römische Vase. Ein Arbeiter im Torflager zu Tilques (Departement Pas de Calais) stieß beim Graben auf etwas Hartes, und es gelang ihm dasselbe nach vielen vergeblichen Versuchen herauszubringen. Es war eine prächtige gallo-römische Vase, die für das Museum von Arras angekauft wurde. (Echo du Monde Savant vom 29 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmayr.

Digitized by Google

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1839.

Briefe aus Griechenland. II.

(Von Dr. Gottfried Herold.)

Nauplia, am 9 Julius.

Am andern Morgen nahmen wir Abschied von dem guten Landmann, der den größten Theil der Nacht hindurch sich umsonst bemüht hatte, in seinem Hofe, wo wir gelieben, eine Henne für uns weich zu kochen, während bei uns der Schlaf endlich den Sieg über den Hunger davon getragen hatte, und setzten unsern Weg nach Norden fort, um am Abend in Pawlitza bei dem alten Phigalia einzutreffen. Wir ritten an der linken Seite der Ebene hin über das traurige Dorf Konstantino, und gelangten sodann zu einer von schattigen Bäumen umgebenen Quelle, die von den Landleuten, welche wir dabei trafen, Kornódrysis genannt wurde. Bald schloß sich die Ebene und es ging ans Bergsteigen. Wenn wir erschöpft waren, starkten wir uns durch Rückblicke auf die weite Ebene, mit dem glänzenden Meere im Hintergrund und in die tiefen Thäler, deren Windungen wir bis zur Stadt Arkadia an der westlichen Küste verfolgen konnten. Weiter oben benahmen uns Bäume und Gesträucher die Aussicht. Auf der Höhe sind einige Hütten mit Weinpflanzungen. Dort hofften wir nicht mehr weit von unserm Ziele zu seyn, weil der Weg schon bergab führte, und schnell sich öffnende und schließende Aussichten grüne Plätze und schimmernde Mauern entdecken ließen. Allein wir täuschten uns sehr, und da unser Agojate der Gegend nicht kundig war, so geriethen wir an höchst gefährliche Stellen, an denen wir die sonst unglaublich sicher gehenden Maulthiere über schlüpfrige Felsplatten langsam nach uns zogen. So kamen wir endlich in eine enge Schlucht, durch die mit großer Heftigkeit unter überhängenden prächtigen Platanen ein Fluß stürzte, der, wie wir nachher sahen, die Neda der Alten seyn mußte. Glücklicherweise bemerkten wir jenseits Hirten, setzten über den reißenden Fluß und ließen uns von ihnen auf den rechten Weg bringen, auf dem wir uns aber zwischen Hecken mit starker Beschädigung unseres Gepäckes durchwinden mußten. Ganz ermüdet und in dunkler Nacht, nachdem wir noch verzweifelt lang an einem jähen Abhange hingeritten waren und in der Finsterniß den Weg verloren hatten, kamen wir endlich in dem Dorfe Pawlitza an. Die dunkle, mit Rauch erfüllte Hütte des Demogerouten (Volksältesten) glich einer Räuberhöhle; wir schliefen ruhig im Hofe.

Die Stadt Phigalia, die nach einem Enkel des Pelasgos so genannt ward, wurde bald nach dem Falle von Eira durch die Spartaner erodert und ihrer Einwohner entblößt. Doch gelang es diesen, mit Unterstützung von Hülfstruppen, die Feinde wieder zu vertreiben. Von ihren spätern Schicksalen wissen wir nichts. Sie war sehr ausgedehnt, wie man aus dem Umfange der von großen Blöcken erbauten Mauern sehen kann, die den Gipfel über Pawlitza einschließen, und durch Thürme und jähe Abgründe wohl vertheidigt. Von vier Gräbern wurde uns eines als das der Königstochter (τῆς βασιλοπούλας) bezeichnet; was aber diese Sage bedeute, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. In zwei Kirchen sahen wir Reste von Säulen.

Es ist kein Wunder, wenn die Bewohner dieser in der That wilden und rauhen Gebirgsgegend den Dionysos besonders verehrten, und in dem Rufe von Zechern standen. Sie mögen von eben so derber Natur gewesen seyn, als die Athener von feinem Sinne. Indessen hat das Schicksal gewollt, daß gerade ihr Andenken auf eine ausgezeichnete Weise erhalten wurde. Sie ließen im peloponnesischen Kriege von Iktinos, dem Baumeister des Parthenon, dem Apollo einen Tempel auf dem Berge Kotilion erbauen, zum Danke dafür, daß er sie von einer Pest befreit hatte, weßhalb der Gott auch den Beinamen Epikurios bekam. Dieser dorische Bau, der nur dem Tempel der Athene zu Tegea nachstand, ist noch in seinen Ruinen das schönste alte Denkmal der Halbinsel. Er ist jetzt unter dem Namen der Säulen bekannt, und zwei gute Stunden von Pawlitza gegen Nordosten gelegen. Von 42 Säulen, die ihn außen umgaben, stehen in der südlichen Fronte noch vier mit ihren Capitälern, in der nördlichen sind alle sechs erhalten, die Architrave dort und hier zum Theil herabgestürzt; an den Seiten, die je 15 hatten, stehen westlich 13 mit den Architraven, östlich noch 14. Die Cella, deren Mauern einge-

Digitized by Google

stürzt sind, hatte links und rechts je fünf jonische Halbsäulen, deren Basen noch an ihrem Platze sind; der Boden ist mit Quadern bedeckt. Der Tempel wird gen Norden ganz nahe von einer Bergspitze, östlich von dem Bergabhange begränzt; Felsstücke und Eichen umgeben ihn von andern Seiten, wodurch er nur noch mehr gewinnt. Das Auge übersieht auf diesem hohen Standpunkte die ikäischen Bergreihen, den flachkuppigen Ithome, der wie eine Insel sich über die messenische Ebene erhebt, den Meerbusen von Koron, die Lage der Stadt Arkadia und in weiter Ferne die Gipfel des Taygeton.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Poltawa.

Poltawa liegt auf den Hügeln des rechten Ufers der Worskla, und bildet mit dem Kreuzerhöhungskloster eine schöne Ansicht, die sich schon in einer ziemlich bedeutenden Entfernung auf der Straße von Charkow her dem Reisenden darbietet. Der erste Gegenstand, der die Aufmerksamkeit desselben beim Eintritt in die Stadt erweckt, ist ein einfaches steinernes Gebäude mit der Inschrift: „Hier ruhte Peter der Erste aus, nach dem Siege am 27 Junius des Jahres 1709.“ Dieses bescheidene Denkmal wurde erst vor nicht langer Zeit an der Stelle eines hölzernen Häuschens erbaut, das in Verfall gerathen und von der hiesigen Polizei abgebrochen wurde beim Empfang des Fürsten Repnin, als er zum Militär-Gouverneur von Kleinrußland ernannt worden war. Der Fürst konnte seine Unzufriedenheit nicht verbergen, als er diese einfältige Anordnung der Polizeibeamten erfuhr, sie aber konnten nicht begreifen, was er an dem verfallenen Häuschen für einen Geschmack gefunden hätte.

Der beste Theil der Stadt ist der geräumige Alexandersplatz, der von sieben steinernen Häusern umgeben ist, wovon das eine für den Militärgouverneur, die übrigen für die verschiedenen Behörden, die Adelsversammlung und die Gymnasien bestimmt ist. Mitten auf dem Platze steht die schöne, aus grünlichtem Kupfer errichtete Säule, die zum Andenken des Siegs bei Poltawa aufgestellt wurde. Sie ist von mehrern Reifen umgeben, in deren jedem einige mit Lorbeerkränzen gezierte Hellebarden stecken und der Fuß ist mit Basreliefs geziert, die Waffenrüstungen und Trophäen darstellen. Die Säule steht auf einer steinernen Platform, welche um einige Stufen über dem Boden erhöht und mit einem aus lancetförmigen, eisernen Staketen bestehenden Gitter umgeben ist; unter diesem Gitter hervor schauen auf jeder Seite zwei metallene Kanonen, welche die ganze Säule zu tragen scheinen und ihr ein Ansehen von lustiger Leichtigkeit geben. Auf der Säule sitzt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, und dreht den Kopf, als ob er nach der linken Seite hinfliegen wollte; neugierig wendet man seine Augen dahin, und sieht durch eine Seitenstraße in der Ferne das sogenannte Schwedengrab, das den Stand der Sieger und der Besiegten in sich schließt. Trotz der Größe der Säule schien sie doch klein im Vergleich mit der bedeutenden Ausdehnung des Platzes, auf dem sie steht, und der Kaiser, der bei seinem ersten Besuche Poltawa's das Mißverhältniß des Denkmals zu dem Platze bemerkte, befahl es mit Gärten im englischen Geschmacke einzuschließen; so bildet es jetzt eine Art Londoner Square, das von zwei Kreuzwegen durchschnitten ist.

Das Schwedengrab erhebt sich in Form eines Kurgans, fünf Werste von der Stadt, an derselben Stelle, wo das Schicksal der Schlacht von Poltawa entschieden wurde, oder um homerisch zu sprechen, wo der Vater der Götter und Menschen die Loose zweier Reiche abwog, und das Loos Rußlands emporstieg zum gestirnten Himmel. Auf dem Grabe stand früher ein altes hölzernes Kreuz, das der Sage zufolge Peter der Große selbst errichtet haben sollte, das aber, weil es vor Alter zusammenfiel, durch ein neues ähnliches ersetzt wurde. Nicht weit von da an der Worskla steht das Kloster der Kreuzerhöhung. Sein Archimandrit hat den Bischofsmantel mit den beiden Flügeln, auf denen die Bildnisse Sanct Georgs des Großmärtyrers und des Heiligen Samson des Gastfreien eingenäht sind, zum Andenken daran, daß der Sieg am Tage dieses letztern Heiligen erfochten wurde. In der Kathedralkirche wird eine Kupferplatte aufbewahrt, welche die Schlacht von Poltawa darstellt; nach der Inschrift wurde sie unter der Kaiserin Katharina unter der Aufsicht der kaiserlich russischen Akademie von Patria Balavin gefertigt, und die Inschrift von einem (zu jener Zeit wohl bekannten) Hofrath Ruban abgefaßt.

An der Stelle des Walls und der Mauern, womit Poltawa befestigt war, ist jetzt ein Boulevard eingerichtet, das am steilen Ufer der Worskla beginnend, in einem Bogen zu dem Sommergarten und dem Institut adelicher Fräulein führt. Der Garten besteht aus hohen Bäumen und engen Alleen. Von einem, mit einem Blumenbeet verzierten, freien Platze entdeckt man den gekrümmten Lauf des Flusses, der auf der einen Seite von einer Reihe grüner Hügel, auf der andern von einer mit Wäldchen durchschnittenen Sandebene begränzt ist. Der mit Gebüsch bedeckte Abhang des Berges scheidet den Garten von einer Weinpflanzung, wo etwa 30 junge Leute, die in der Gartenzucht unterrichtet werden, in den verschiedenen Abtheilungen neben Weinreben auch Fruchtbäume südlicher Klimate pflanzen.

Das Institutsgebäude für adelige Fräulein steht auf derselben Höhe, von der aus Katharina so gern die Umgebungen von Poltawa betrachtete. Dieses Institut steht unter dem Schutze J. M. der Kaiserin und unter der unmittelbaren Aufsicht der Fürstin Barbara Repnina, der man auch die Gründung desselben verdankt. Um den Nutzen und die Wichtigkeit dieser Anstalt zu beurtheilen, muß man einen Begriff von den ärmlichen Mitteln des Privatunterrichts für das weibliche Geschlecht in Kleinrußland haben. Hier, wie in Großrußland, wird derselbe gewöhnlich Franzosen und Französinnen anvertraut, nur mit dem Unterschiede, daß hieher manchmal zugleich mit den ausgemusterten Moden auch solche Franzosen und Französinnen geschickt werden, die in der Hauptstadt wegen Mangels an Bildung oder zweifelhafter Moralität keinen Absatz finden. Aus den Händen solcher Mentoren müssen die

Digitized by Google

adeligen Töchter, wie das Gold aus den Händen der Juden, mit einer Verminderung des wirklichen Werthes ihrer Talente, mit leerem Flitter des Verstandes und mit windiger Leichtigkeit des Herzens hervorgehen. Dabei würde auch jeder aufgeklärte Fremde hier bei der Kindererziehung die größten Hindernisse in Ausführung seiner philanthropischen Ansichten finden, namentlich in denjenigen Häusern, wo alle Aufklärung des Verstandes in der Fertigkeit besteht, mit französischen Calembourgs zu prunken, und alle Bildung des Herzens im Auswendiglernen französischer, in der Gesellschaft gebräuchlicher Höflichkeitsformeln besteht, so wie im Tanzen von Ecossaise, Walzer und Masurka, nec plus ultra!

Es hat viele Mühe gekostet, diese Vorurtheile zu überwinden, aber früh oder spät muß die Aufklärung darüber siegen; die durch die väterliche Sorgfalt einer weisen Regierung errichtete Universität in Charkow, so wie jetzt der zweiten Universität zu St. Wladimir in Kiew, und die Institute in Charkow, Poltawa und Odessa für adeliche Fräulein dienen als Pfand großer Hoffnungen. Ich hatte Gelegenheit das Institut in Poltawa zu sehen, und kann nicht ohne Vergnügen an die Einrichtung, die Fortschritte der Mädchen in Wissenschaften, Künsten und Handarbeiten, so wie namentlich an die Art ihrer moralischen Bildung erinnern, welche jeden Wohldenkenden erfreuen muß. Die Fürstin Repnina, nur von Liebe zum Vaterlande bewogen, ohne alle persönliche Absichten, und voll Selbstaufopferung, kümmert sich um die Blüthe des weiblichen Geschlechts, wie der virgilische Gärtner um seinen Schößling, nicht um der Gegenwart, sondern um der Zukunft willen, und wird darum auch durch den lebhaften Dank und die kindliche Anhänglichkeit der Mädchen belohnt.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inseln.

Je weiter man von Sebenico und Trau an auf der Küstenstraße gen Spalato hinkommt, desto reizender gestaltet sich die Landschaft, desto üppiger und mannichfaltiger wird die Vegetation. Auf der Mitte des Weges berührt man sieben in gewisser Entfernung aufeinanderfolgende alterthümliche Castelle, ähnlich den Wachthürmen der römischen Legionen. Sie sollen unter den Venetianern zu dem Zweck erbaut worden seyn, um den Landleuten aus der Nachbarschaft eine Zufluchtsstätte gegen die Ueberfälle der streifenden Türken zu verschaffen. Sie führen der Reihe nach folgende Namen: Castel Staffileo, C. Nuovo, C. Vecchio, C. Vittuel, C. Gambio, C. Abadessa, C. Suffarat, und sind, obschon beinahe Ruinen gleich, doch zum Theil noch bewohnt. Bis Spalato führt nun der Weg fast durchaus eben zwischen grün belaubten Weingärten, Oliven- und Granatäpfelwäldern hin, womit nicht allein das zur Linken steil sich erhebende Gebirgegebirge, sondern die Ebene Castelli bewachsen ist. Die Stadt Spalato gewährt, man mag sich ihr von der Land- oder Seeseite nähern, einen gleich imposanten Anblick; allein man findet in der That seine Erwartungen nicht in demselben Maaße befriedigt, wenn man ihr Inneres betritt. In Gestalt eines Halbmondes, dessen concave Seite gegen das Meer gekehrt ist, breitet sich die Stadt an der südwestlichen Seite einer vom Osten nach Westen hinziehenden, etwa sechs Miglien langen und zwei Miglien breiten Halbinsel hin, die nördlich vom Golfe von Salona, südlich vom Canale von Brazza und der Bucht von Stobrez bespült wird, im Westen aber in ein Vorgebirge sich endet, dessen höchste Kuppe der 564 Fuß hohe Berg Marian ist. Hinsichtlich seiner Anlage und Bauart zerfällt Spalato in drei zu verschiedenen Perioden entstandene Stadttheile, nämlich in die Altstadt, in die Neustadt und die Vorstädte. Erstere füllt den Raum des ehemaligen Residenzpalastes Kaiser Diocletians, eines der merkwürdigsten des Alterthums, auf dessen Trümmern sie in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts von Schutz suchenden Slaven aus dem benachbarten Salona erbaut worden seyn soll. Durch die vortheilhafte Lage an einem der schönsten und für den Handel höchst günstig gelegenen Busen des adriatischen Meeres, auch durch die Fruchtbarkeit des Bodens angelockt, wuchs die Zahl der Bewohner binnen kurzem so sehr, daß der Raum der weitläufigen Residenz bald nicht mehr genügte, und die späteren Einwanderer sich genöthigt sahen, außerhalb deren Umfangsmauern neue Häuserreihen zu ziehen, aus denen die jetzige Neustadt (Citta Nuova) sich bildete. Ihre Entstehung fällt in jene Periode, wo die Magyaren noch Herren des Landes waren. Die außerhalb dem Bereich der Stadtmauern gelegenen Vorstädte entstanden unter der Herrschaft der Venetianer, welche auch, um den wachsenden Wohlstand der Stadt und deren Sicherheit zu begründen, die zahlreichen Vorwerke, die Mauern und Castelle anlegten. So wurde unter ihnen namentlich das auf der Anhöhe vom der Stadt beiläufig 500 Schritte entfernte Fort Grippe, und das in der Nähe des Hafenstrandes liegende kleinere Castell, dessen höherer Thurm gegenwärtig zum Aufstecken der kaiserlichen Flagge dient, gegründet. Ebenso verdankt ihnen das großartige Lazarethgebäude längs des Meeres sein Daseyn. Während der Occupation Dalmatiens durch die Franzosen wurden aber nicht sowohl die ältern, als auch die neuern Festungswerke der Stadt für unhaltbar erklärt, die Wälle größtentheils abgetragen, die Thürme demolirt, und den Einwohnern gestattet, auch außerhalb der Ringmauern und auf den Wällen Häuser zu erbauen. Die Vorstädte umlagern die Stadt in folgender Ordnung, als: die große Vorstadt (Borgo Grande) gegen Nordwesten; die Vorstadt Borgo Buon (so benannt nach einer in derselben befindlichen großen Cisterne) gegen Norden; die Vorstadt Manus gegen Nordosten und Lukaz gegen Osten. Durch erstere, welche zugleich die größte und am westlichen Fuße des Berges Marian gelagert ist, gelangt man von der Küstenstraße aus in die innere Stadt. Diese macht, wie schon erwähnt, auf den Fremden keinen erhebenden Eindruck, denn ungeachtet des großen Raums, den sie von außen einzunehmen scheint, sind ihre Gassen sämmtlich enge und winklicht, was freilich zur Sommerszeit den Vortheil hat, daß sie Schatten und Kühlung gewähren. Dabei ist auch das Pflaster holpericht, und in der Mitte so sehr erhöht, daß das Gehen bei nasser Witterung äußerst beschwerlich und unsicher ist. Die Häuser sind meist zwei Stockwerk hoch und italienischen Baustyls. Ihr Inneres harmonirt ganz mit ihrem düstern und unansehnlichen Aeußern. Nur wenige haben Gypsdecken und Bretterböden, wie in Italien und Deutschland, sondern sind mit Ziegeln belegt, wodurch stets eine Menge Staub das Zimmer umflegt. Die Soffiten bestehen bloß aus mit dünnen Brettern überdeckten Balken. Die Aufgänge und Treppen sind durchaus

Digitized by Google

nur von Holz, während die Fenster aus runden, convexen Scheiben bestehen, die keine Durchsicht gestatten. Fast in jedem Hause befindet sich die Küche der Landessitte gemäß unter dem Dache. Die Cisternen sind hier weit seltener als in Zara, daher man das Wasser oft weither aus andern Häusern oder aus den öffentlichen Cisternen holen muß, unter denen die in der Vorstadt Bozzo Buan die größte, aber zum Trinken am wenigsten einladende ist. An öffentlichen Plätzen hat Spalato nur zwei aufzuweisen, nämlich den Domplatz (Piazza di Tempio) und Herrenplatz. Von diesen ist ersterer der größte und besuchteste, da er zugleich Marktplatz ist.

Was Spalato vor allen andern Städten Dalmatiens auszeichnet, das ist sein Reichthum an antiken Baudenkmalen, denn beinahe jeder Stein, den man namentlich im östlichen Theile der Stadt mit Füßen tritt, ist ein Ueberbleibsel vergangener menschlicher Größe. Den ganzen Raum der Altstadt nimmt der Palast des Kaisers Diocletian *) ein, von welchem Porphyrogenitus sagt, daß ihm kein Plan, keine Beschreibung gleichkomme. Man stelle sich aber darunter kein einzelnes Gebäude, sondern die Residenz eines an römische Pracht und Ueppigkeit gewöhnten Fürsten vor, welche außer dem kaiserlichen Palast auch jene seiner zahlreichen Beamten, Garden, Frauen und Sklaven, großartige Gärten mit Gewächshäusern, Grotten und Viadukten, Aviaren und Piscinen, ferner zwei Tempel, ein Theater, Reitbahnen, Marställe, Bäder, Säle zu Versammlungen und Berathungen, wie zum geselligen Vergnügen u. s. w. umschloß, so daß diese an sich den Raum einer kleinen Stadt einnahm. Die bis jetzt einzige und gelungenste Abbildung und Beschreibung dieses Riesenpalastes hat der brittische Architekt Adams in seinem aus 71 Kupfertafeln bestehenden Prachtwerk: Ruines of the palace of the Emperor Diocletian, geliefert, welchem auch Cassas in seinem Voyage pittoresque et historique de l'Istrie et Dalmatie folgt, daher wir auf jene verweisen, und hier nur das in jenen Umrissen mittheilen, was jetzt noch von dem Gebäude besteht und einer Erwähnung verdient. Dessen südliche gegen den Hafen gekehrte Fronte bildete eine gegen 400 Fuß lange und über 25 Fuß tiefe Säulengalerie, welche 50 Säulen dorischer Ordnung trugen, die größtentheils noch vorhanden sind, aber nur dem Umstand ihre allsammene Erhaltung zu danken haben, daß man die alte Stadtmauer dazwischen aufführte. Dieser Portikus erhebt sich 20 Fuß über dem Erdhorizont, und besteht aus ungeheuren Quadersteinen, die wahrscheinlich ehedem vom Meere bespült wurden. Die Säulen sind keine ganzen Steinmassen, sondern zusammengesetzt, und stehen jede 7 Fuß von der andern entfernt. In dieser Galerie pflegte der Kaiser wahrscheinlich der kühlenden Seeluft zu genießen. Am obern und untern Ende derselben stehen zwei viereckige Quaderthürme, an diese schloß sich die Ringmauer der Residenz, ein Parallelogramm bildend, dessen längere Seiten gegen Westen und Osten 870 Fuß messen, während die nördliche nur 560 Fuß ausmachte. Die kürzeste war die südliche oder der Portikus, der nur 500 Fuß Länge hatte. Von dieser Umfangsmauer besteht noch die östliche und nördliche Seite des Quadrats, an welche sich jetzt die Vorstädte Manus und Lutaz schließen. Auf der nördlichen Seite befand sich der Haupteingang mit prachtvollen Propyläen geschmückt, durch welchen man unmittelbar in das Peristyl oder den Vorhof des kaiserlichen Wohngebäudes gelangte. Dieser Vorhof war ein längliches Viereck von 78 Fuß Länge und 42 Fuß Breite, und bildet den jetzigen Domplatz. Außer gedachtem Haupteingang, welchen man die Porta aurea nannte, waren noch drei andere vorhanden, als: die östliche Porta aerea, die westliche Porta ferrea und die Porta argentea, welche unter dem Portikus hindurch zum Meere führte, und jetzt, nachdem sie theilweise mit Schutt ausgefüllt, la grotta heißt. Jedes dieser Thore war beiderseits durch acht eckige Thürme gedeckt, welche mit der Ringmauer gleiche Höhe hatten. An den Längenseiten des Peristyls liefen zwei Säulengalerien hin, welche in ihrem ganzen Schmuck noch erhalten sind, aber die eine derselben nimmt jetzt die Façade des Kreisamtsgebäudes ein, die andere ist mit einer Mauer durchzogen. Die dritte kürzere Seite des Peristyls bildete die herrliche Façade des Vestibulums oder der Vorhalle des eigentlichen Palastes, welche in ihrem ganzen Umfang ebenfalls noch vorhanden ist. Das Fronton derselben ruht auf vier Granitsäulen und überragt das Peristyl um 4 Fuß. Eine an dessen Giebelseite angebrachte Inschrift besagt, daß am 4 Mai 1818 Kaiser Franz I diese Stadt mit seiner Gegenwart beglückt habe, was denn allerdings ein bemerkenswerthes Moment in der Geschichte dieses Landes bildet, denn seit Diocletian betrat kein Imperator diese Hallen. Das Vestibulum bildet eine große Rotunda, über der sich eine stattliche Kuppel wölbt, die, so wie die am Eingang zu demselben befindliche Sphinx aus Syenit, noch ziemlich gut erhalten ist. Durch das Vestibulum gelangte man ins Atrium oder in den Vorsaal, und dann erst in die Gemächer des Kaisers, unweit welcher die Bäder sich befanden, deren Gemäuer noch vorhanden ist.

An der Stelle dieses Atriums ist jetzt das Nonnenkloster Santa Chiara erbaut. Dem Vestibulum schloß sich der Jupitertempel an. Er dient jetzt zur Kathedrale der Stadt, hat aber seitdem manche Veränderung erlitten. Von außen bildet er ein Achteck von mehr denn 50 Fuß Höhe bei einem Durchmesser von 42 Fuß, und wird im Innern von acht Granitsäulen, welche ein an der Wand hinlaufendes Gesimse tragen, auf welchem wieder acht kleinere Säulen ruhen, über denen sich eine schön geformte Kuppel wölbt. Die innern Wände sind mit antiken Sculpturarbeiten verziert, denen zufolge der Tempel ursprünglich der Diana geweiht gewesen zu seyn scheint. Die Fenstre hat diese Kirche erst später erhalten, da nach Römersitte kein Tempel erhellt seyn durfte. Uebrigens trägt derselbe noch ganz das Gepräge des Alterthums, das jedem, der ihn betritt, Staunen und Bewunderung einflößt. Der Patron der Kirche, S. Daimo, wird zugleich als Patron der Stadt verehrt. Nach der Legende ist er ein Jünger des heiligen Petrus gewesen, und um das Jahr 65 n. Chr. von demselben zum Bischof ernannt und als Primas von Dalmatien nach Salona gesandt worden. Im Jahre 1709 soll unter den Trümmern letztgenannter Stadt seine Asche aufgefunden und hieher gebracht worden seyn, wo man sie noch aufbewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diocletian war aus der benachbarten Stadt Salona gebürtig, und nachdem er im Jahre 305 unserer Zeitrechnung in Nicomedien das Scepter, welches er seit 284 geführt, niedergelegt hatte, zog er sich in seine Geburtsstadt zurück, um dort den Rest seines Lebens in Ruhe zu genießen. Wahrscheinlich ließ er den Palast in Spalato lange vor seiner Thronentsagung bauen, da es ein Werk vieler Jahre ist, und nicht ein Werk von neun Jahren seyn konnte, die er nach derselben verlebte, da er bekanntlich im Jahre 313 starb. Seine Grabstätte ist nicht genau bekannt, indessen vermuthet man, daß sie nicht in Salona, sondern innerhalb der Palastes Mauern gewesen sey, da er hier den größern Theil der Zeit, mit Gartenbau beschäftigt, in den letzten Jahren seines Lebens zubrachte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1839.

Literarische Nachrichten aus Indien.

Calcutta, den 17 Sept.

Ich wünschte Ihnen einige Nachrichten von unserm literarischen Leben und Treiben zu geben, das in Vergleich mit den europäischen Hauptstädten unbedeutend genug ist, dessen wir uns aber doch nicht zu schämen haben, wenn man bedenkt, daß die europäische Bevölkerung in Indien, von der allein es ausgeht, nicht über 30,000 Menschen beträgt, worunter etwa 20,000 gemeine Soldaten, die natürlich ganz davon ausgeschlossen sind. Es mangelt uns fast an allen Hülfsmitteln, unsere Bibliotheken sind unbedeutend, und die Fortschritte der europäischen Wissenschaft werden uns erst nach langer Zeit bekannt; wir haben keine literarischen Stellen, keine Universitäten, keine Akademien und literarischen Pensionen, welche uns Muße zu Studien lassen, unsere Buchhandler sind bloße Commissionäre, deren Handel darin besteht, Romane aus London für die Lesecabinette der Regimenter kommen zu lassen, und die selten ein Buch auf eigenes Risico drucken; wenn ein Beamter oder ein Officier neben seinen Dienstverrichtungen noch Zeit und Energie hat ein Buch zu schreiben, so muß er es auf eigene Kosten drucken lassen, und der Verkauf deckt selten die Druckkosten, wir sind daher noch auf das halb barbarische System der Subscriptionen reducirt, und es gehört kein geringer Ehrgeiz oder eine seltene Liebe zur Wissenschaft dazu, um etwas zu Tage zu fördern. Und dennoch geschieht Vieles, weit mehr als man unter solchen Umständen glauben sollte. Die Mode in der Alterthumskunde hat sich seit einigen Jahren auf die alten Münzen und Inschriften geworfen, und seitdem J. Prinsep, Secretär der asiatischen Gesellschaft, nach und nach die alten Alphabete, die auf diesen Denkmälern angewendet sind, und die den Braminen unserer Zeit gänzlich unbekannt waren, entdeckt hat, fließt hier eine solche Masse von Münzen und von Abschriften und Abgüssen von Inschriften zusammen, daß es kaum möglich ist, sie zu verarbeiten. Die Resultate sind über alle Erwartung interessant, und geben, was in der indischen Literatur bisher so sehr gefehlt hat, positive chronologische Data, die schon jetzt drei Jahrhunderte über Christus hinaufgehen und Landmarken für die künftige Geschichte von Indien geben. Die alten, bisher räthselhaften Säulen mit Inschriften, die man an vielen Orten in Ober- und Mittelindien findet, die Inschriften der unterirdischen Tempel von Ellora und Carli, die Münzen der indo-skythischen Könige geben uns jetzt gewisse Data über ganze Epochen der alten Geschichte von Indien, wo man bisher nur Conjecturen hatte, deren Falschheit größtentheils jetzt völlig bewiesen ist. Namentlich sind die Theorien von Hr. Wilson über den neuen Ursprung der indischen Secten und der Hauptwerke der Literatur völlig widerlegt. Die neueste Entdeckung dieser Art ist die Leseart der Inschriften auf den indoscythischen Münzen, die, wie sich jetzt zeigt, in Palisprache sind, und deren Alphabet Prinsep entziffert hat. Doch über alles dieses muß ich sie auf das Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen verweisen, wo Sie die Inschriften und Münzen im Ueberfluß finden werden, und das überhaupt ein dem Geschichtsforscher, Geographen und Philologen unentbehrliches Repertorium geworden ist, in dem wohl mehr neue Facta und weniger leere Worte stehen, als wahrscheinlich in irgend einem Journal in der Welt.

Der Druck des Mahabharata für Rechnung der asiatischen Gesellschaft ist ganzlich vollendet, und man ist beschäftigt, den Harivansa als Anhang dazu zu drucken. Die Regierung hat Bezahlung der 6500 Rupien, welche noch auf das Werk schuldig waren, auf sich genommen, und die Gesellschaft wird den Ertrag des Verkaufs wahrscheinlich auf das Lithographiren einiger Haupttheile der Vedas anwenden. Der Druck der arabischen Ausgabe von Tausend und Eine Nacht, nach dem Manuscript, daß der Major Macan früher besessen hatte, ist ziemlich vorgeschritten, und der erste Band wird in einigen Monaten fertig seyn, und ein Civildeamter der Compagnie, Hr. Torrens, hat eine englische Uebersetzung derselben angekündigt, welche die von Galland ausgelassenen Poesien enthalten soll. Der erste Band ist im Druck, und die Subscription ist zu acht Rupien per Band angekündigt. Nie hat außer dem Koran ein orientalisches Werk so viele Ausgaben erlebt als Tausend und Eine Nacht, denn dieß ist die fünfte des Textes, und die dritte, die hier erscheint. Unter dem Titel Illustrations

Digitized by Google

of Indian Architecture von Kittoe, Bibliothekar der asiatischen Gesellschaft, ist ein Werk angekündigt, das die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde wohl verdient. Hr. Kittoe hat seit vielen Jahren die indische Architektur systematisch studirt, namentlich um zu unterscheiden, welchen Einfluß darauf die Mohammedaner ausgeübt haben. Er beschränkt sich daher in seinem Werk auch auf Monumente, die seit der mohammedanischen Eroberung gebaut worden sind, und hat besonders die von Agra, Benares, Dehli, Jehanpur und Chunar mit größter Sorgfalt gemessen und gezeichnet. Die Freunde der Geschichte der Architektur werden daher in seinem Werke zuverlässige Materialien finden und nicht bloß pittoreske und wie gewöhnlich oberflächliche Ansichten. Das Werk soll in Nummern von vier Blättern Folio erscheinen, deren jede Ein Blatt Perspective oder Durchschnitt eines Gebäudes und drei Blatter Detail enthält. Die Zeichnungen werden vom Professor selbst mit der Feder auf dem Stein ausgeführt, um eine vollkommene Genauigkeit zu sichern. Jede Nummer kostet 6 Rupien Subscription und ist von einem erklarenden Text begleitet.

Das cochinchinesische Lexikon, das der große Bischof von Adran angefangen und der gegenwärtige Bischof von Isauropolis und apostolischer Vicar für Cochinchina wahrend eines sechzehnjährigen Aufenthalts in diesem Lande vollendet hat, wird nächstens ausgegeben werden; es wird in Serampur cochinchinesisch und lateinisch gedruckt mit einer Grammatik, einem Versuch über cochinchinesische Poesie und einer Sammlung von Phrasen. Es bildet zwei Quartbande, die zusammen über 1400 Seiten stark sind, und kostet 60 Rupien, was etwas theuer ist, da die indische Regierung die Druckkosten bezahlt: aber der Bischof will den größten Theil der Auflage der cochinchinesischen Mission vorbehalten, und hat nur 150 Exemplare zum Verkauf bestimmt, deren Ertrag er auch den Missionen zukommen lassen will, die bei der gegenwaetigen Verfolgung, deren sie von Seiten des fanatischen Königs Ming-mung ausgesetzt sind, größerer Geldmittel bedürfen, als sie aus Europa erhalten. Der Bischof gibt dem Lexikon eine geographische Beschreibung von Cochinchina mit einer Karte bei, die nach neuen Materialien construirt ist, welche er bei seinem Aufenthalt im Lande gesammelt hat, und die sehr bedeutende Abweichungen theils in den Namen und Lagen der Orte, theils in der physischen Geographie, namentlich im Laufe der Flüsse von den bisherigen Karten geben.

Der erste Band des Mahavanso von Tournur ist erschienen, und enthält eine Einleitung über buddhistische Chronologie, welche schon früher in einem Octavband erschienen war, aber hier revidirt ist, und die ersten Bücher des Mahavanso, den Text in lateinischer Schrift, mit einer wörtlichen Uebersetzung begleitet. Diese Art orientalische Texte in lateinischer Schrift zu drucken, ist hier seit einiger Zeit Mode geworden, aber der Uebelstand ist, daß man dabei, da die lateinischen Schriftzeichen nicht ausreichen, sie durch Punkte vervielfaltigen muß, was zu zahllosen Druckfehlern führt, wie die 32 Quartseiten Druckfehler dieses Bandes hinlänglich beweisen. Es ist aber doch ein sehr schätzbares Werk, das die alte Uebersetzung des Mahaoanso, die Upham in London herausgegeben hat, völlig verdrängen wird. Das Werk erscheint in 4°, der erste Band kostet 15 Rupien Subscription.

Der vierte Band des Sapta Kalpa Druma von Raja Radakanta Dewa ist erschienen: es ist ein Sanskritlexikon, oder vielmehr eine indische Encyklopadie, das der Gelehrsamkeit des Verfassers große Ehre macht; ich weiß nicht, ob das Werk nach Europa kommt, denn Hindus, welche etwas drucken lassen, rechnen nie auf Verkauf in Europa und schicken selten Exemplare nach England, und die orientalischen Buchhändler in England sind eben so nachlässig als die englischen hier. Es ist unbegreiflich, daß sich noch kein besserer, literarischer Verkehr mit Europa angeknüpft hat, und es ist Alles dem Zufall und der Trägheit einiger privilegirten und daher sehr indolenten Buchhändler überlassen.

Eine Art astronomischer Ephemeriden unter dem Titel: the Trevandrum Almanac for 1838 ist so eben in Trevandrum, der Sternwarte des Raja von Travancore, von dem Astronomen Seiner Hoheit, C. Calcrost, herausgegeben worden. Die Missionsstation in Sudiya in Assam hat einige assamesische Schulbücher gedruckt, die ersten, welche in diesem Dialekt erscheinen; man spricht von einer Grammatik der Sprache der Belutschen von Lieutenant Lees, und von dem Druck eines Handbuchs der Anatomie in Sanskrit, von Madhet Sudana Gupta, bearbeitet nach Hooper, aber ich weiß nichts Genaueres über diese Unternehmungen.

Briefe aus Griechenland. II.

(Fortsetzung.)

Wir stiegen von den Säulen nach Andritzena herab auf rauhen, aber schattenreichen Wegen. In diesen Strichen des arkadischen Gebirgslandes hat man noch die alte vielgepriesene Natur vor sich mit bewaldeten Höhen, grünenden Thalern und zahlreichen Bächen, mit einem Worte ein vortreffliches Weideland. Andritzena ist ein schön gelegener Flecken an einem Abhange; der Weinbau ist hier bedeutend, und es gedeihen alle Früchte, außer Pomeranzen, die wegen der Strenge des Winters nicht fortkommen. Je mehr man sich dem Alpheiosthale nähert, desto milder wird die Landschaft, desto mehr weichen die Berge zurück. Wir setzten über den Fluß, der, ehe sich der Ladon (jetzt Ruphias) in ihn ergießt, noch seicht ist, gleich darauf in einem Kahn über den trüben Ladon selbst, der wegen des Ablaufens der Gewässer aus dem See Phenea, wovon noch später die Rede seyn wird, wasserreicher als gewöhnlich war. Nach einiger Zeit hatten wir noch einen dritten Fluß zu durchreiten, der ohne Zweifel der Eromanthos der Alten war. Die jetzige Benennung des Ladon bleibt auch nach seiner Vereinigung mit dem Alpheios. Die Ufer dieses Flusses sind über alle Beschreibung schön; vor sanften, mit Pinien besetzten Hügeln ziehen sich Ebenen hin, die mit Platanen, Eichen und andern Bäumen geschmückt sind; oftmals treten auch diese Hügel näher an den Fluß, und der Weg führt dann über sie durch liedliche Waldung. Ich weiß nicht, ob die Farbung des Abends die Reize der Gegend erhöhte, aber ich glaubte

Digitized by Google

hier den vollständigsten Triumph über alle Verunglimpfungen zu erblicken, die das Land gewöhnlich durch diejenigen erfahrt, welche es nur nach der Außenseite und der in der That abschreckenden Nacktheit der Küsten beurtheilen. Die ganze Landschaft [illegible] den Charakter einnehmender Anmuth. Es ist nur zu bedauern, daß hier so wenig Anbau und Bevölkerung vorhanden ist. Die wenigen Dörfer liegen vom Thalwege entfernt, und wir kamen auf der ganzen Strecke bis Pyrgos nur zu einem einzigen. Beinahe wären wir an der Stelle, wo die heilige Altis von Olympia lag, vorüber geritten, ohne es zu merken, da wir die Vorstellung von einer ausgedehnteren Fläche, als sich dort wirklich findet, in uns trugen, und die unbedeutenden Trümmer nicht sehr in die Augen fallen. Von dem berühmten Zeustempel finden sich tief unter der jetzigen Oberfläche — denn durch die Ueberschwemmungen des Flusses ist der Boden allmählich erhöht worden — große, mit breiten Hohlstreifen versehene Säulenstücke aus einem leicht zerbrechlichen, porösen Steine der Gegend, und sonst noch an andern Stellen Backsteinmauern. Der ganze Platz hat übrigens für die Landleute dadurch erst eine Bedeutung erhalten, daß das Zelt ihres geliebten Königs bei seinem vorjährigen Besuche dort auf einem kleinen Erdhügel stand.

Als wir auf der letzten Höhe vor Pyrgos hielten, übersahen wir eine ausgedehnte Ebene; zu unserer Linken wand sich der Alpheios mühselig in vielfachen Krümmungen zum Meere, während an seinem linken Ufer die Berge sich nahe an die Küste hinzogen; Pyrgos selbst gewahrte man noch nicht. In diesem Flecken hatten wir die Freude, in der Person eines Beamten einen Bekannten zu finden, der uns in seinem Hause gastfreundlich aufnahm, und gegen Abend durch hohes Gestrüppe auf der sumpfigen Küste zu der Mündung des Alpheios geleitete. Der Weg dahin war sehr anstrengend, wir brauchten gegen zwei Stunden, und es hatte leicht geschehen können, daß wir in dem hohen Grase ganzlich irre gegangen waren; in dessen mußten wir doch am Ziele gestehen, daß wir keine bessere Stunde hatten wahlen können. Was in der Helle des Tages kein besonderes Interesse erregt haben dürfte, erschien am Abend ganz anders, und brachte eine unvermuthete Wirkung hervor. Der Mond war eben aufgegangen, und goß sein magisches Licht auf die Gewasser; je weniger das Auge klar unterschied, desto freier war das Spiel der Phantasie; je feierlicher die Stille des Abends war, desto lauter schlug das Brausen ans Ohr, womit dort der Alpheios in schnellerem Laufe, wie von Sehnsucht nach der geliebten Arethusa getrieben, der glänzenden See entgegen eilte. Er ist dort breit, und während er sonst nur zwei bis drei Fuß Tiefe hat, war er damals gerade wegen des vielen vom Ladon zugeführten Wassers vier bis fünf Fuß tief. Kleine Holzschiffe lagen darin. Ein vortreffliches Abendmahl erquickte uns nach der Rückkehr, und die Ruhe unter einem Dache that uns um so wohler, je empfindlicher in der letzten Nacht die Feuchtigkeit des Flußthales gewesen war.

Die Ebene von Elis ist äußerst fruchtbar, und in ihren nördlichen Strichen mit schönen Eichenwaldungen besetzt, aber in ihrem jetzigen verlassenen Zustande höchst traurig; deutsche Anbauer fehlen ihr, die sie bald zu der Lombardei von Griechenland umschaffen würden. Eben darum beschlossen wir auch, nicht den einförmigen und ermüdenden Landweg nach Patra zu nehmen, sondern zur See dahin zu gehen, und zugleich einen Besuch der nahen Insel Zakynthos (wie sie noch jetzt durchgängig heißt, nicht Zante) damit zu verbinden. Da indessen im nahen Hafen Katakolon kein Fahrzeug lag, so ritten wir über Gastuni, wo wir an den Einwohnern eine unvortheilhafte Verschiedenheit von dem Betragen und der Kleidung der übrigen Griechen, und schon eine große Annäherung an die Art und Weise der jonischen Insein wahrnahmen, setzten darauf über das Flußchen Peneios, das seinen jetzigen Namen von Gastuni hat, und gelangten, nachdem sich die Trümmer des Schlosses Tornese zu unserer Linken gezeigt hatten, nach Glarenza. Hier begaben wir uns sogleich an den Strand, um wegen der Ueberfahrt nach Zakynthos zu unterhandeln. Wenn man von den elenden Hütten, die hier standen, absah, so konnte man sich in Italien glauben: so belastigt wurde man von der Zudringlichkeit und Gierigkeit der jonischen Schiffer, die auch noch durch ihre eigenthümliche Mundart und ihren ungenden Redeton unangenehm auffielen. Eine willkommene Erscheinung war dagegen der Zolleinnehmer, ein junger Mann, dessen ausdrucksvolles, schönes Gesicht durch einen Zug von Schwermuth noch anziehender wurde, der uns in seiner engen Amtsstube mit eigener Beschrankung beherbergte, und trotz seiner augenscheinlichen Dürftigkeit nicht zur Annahme eines dargebotenen Geschenkes zu bewegen war. Durch seine Vermittelung erhielten wir ein Fahrzeug, auf dem wir in der Frühe absuhren und um Mittag in den Hafen der Insel einliefen.

(Fortsetzung folgt.)

Consumtion in Paris.

Die französischen Blätter theilen, wie gewöhnlich im Januar, die Consumtion von Paris im vorhergehenden Jahre mit. Es waren consumirt worden im Jahre 1838: 70,307 Ochsen, 20,126 Kühe, 79,002 Kälber, 426,166 Schafe; im Jahre 1837: 70,125 Ochsen, 19,085 Kühe, 78,200 Kälber, 385,456 Schafe. Man ersieht hieraus, daß die Consumtion auch im vorigen Jahre gestiegen ist, wie sie denn überhaupt seit dem Jahre 1825 nicht mehr so hoch war; nie ist auch das Fleisch theurer gewesen. Man hat bei Gelegenheit dieser Consumtion die Bemerkung gemacht, daß die Zahl der geschlachteten Ochsen allmählich abnimmt; die mittlere Zahl des Bedarfs in Paris ist 75,000, und seit drei Jahren erhebt sie sich kaum über 70,000. Dieß Deficit wird ersetzt durch eine desto größere Anzahl Kühe, ein schlimmes Hülfsmittel, das die Zukunft mit noch größerem Mangel bedroht, wenn man nicht fremde magere Ochsen zollfrei hereln läßt; ein anderer Theil des Deficits wird durch Hammelfleisch gedeckt, und in der That ist auch noch nie die Zahl der geschlachteten Hämmel so hoch gestiegen, wie im vorigen Jahre.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inseln.

(Fortsetzung.)

Dem Dianatempel gegenüber stand der dem Aesculap geweihte, welcher heutzutage als Taufcapelle dient, und Chiesa S. Giovanni Battista genannt wird. Er bildet ein Parallelogramm, ist gegen 25 Fuß lang, 15 Fuß breit und im Innern nach Römerstile unerhellt. Sein Eingang, so wie die Friese und Kaenieße sind mit wundervollen Sculpturarbeiten geschmückt, und wie man von dem rückwärts demselben anstoßenden Hause Ferracina wahrnehmen kann, so dürften die nischenförmigen Vertiefungen einst mit Statuen geschmückt gewesen seyn. Uebrigens ist dieser Tempel, so wie die Kathedrale, trotz der auf ihm ruhenden Last von anderthalb Jahrtausenden noch sehr gut erhalten, und dürfte wohl noch eben so lange den atmosphärischen Einflüssen Trotz bieten, ungeachtet die Steine an demselben, so wie überhaupt am ganzen Palaste, weder mit Kalk, noch mit irgend einem andern Bindungsmittel zusammengefügt gewesen zu seyn scheinen; ihre Verbindung beruht einzig und allein auf der Cohäsionskraft ihrer eigenen Schwere. Um diese antiken Baudenkmale in ihrem ganzen Umfange zu genießen, muß man sie vom günstigsten Standpunkte vom Thurme des Doms oder noch besser von dem anliegenden Berge Marian aus bei leuchtender Abendsonne betrachten, so daß das glänzende Blau des dalmatischen Himmels den Hintergrund bildet. Mit unnennbaren Gefühlen schweift der Blick über diese malerischen, schweigenden Trümmer einer untergegangenen Cultur, die noch jetzt trotz ihrer Erniedrigung den Ruhm der größten Werke der Neuzeit verdunkeln. *)

Mit Inbegriff seiner Vorstädte umfaßt Spalato 1305 Häuser mit etwa 9000 Einwohnern, wobei jedoch mehr als zwei Drittheile auf die Vorstädte kommen. Die Bewohner derselben sind Fleischhauer, Fischer, Schiffer und Ackerbauer. Die Classe der ersteren ist hier besonders zahlreich wegen der Menge Schweine, die hier zu Hunderten allwöchentlich geschlachtet und dann theils roh, theils geräuchert nach Venedig und Ancona verschifft werden. Ebenso werden oft lebende Heerden von bosnischen Pferden und Schlachtochsen nach diesen Plätzen eingeschifft. Die Ansiedlung der ackerbautreibenden Classe in Spalato datirt sich aus den Zeiten des Kriegs mit den Venedigern und Türken her. So lange die nahe Bergfeste Clissa noch den Gränzpunkt des türkischen und dalmatischen Landes bildete, waren die dalmatischen Bauern niemals sicher, von den Türken überfallen, ausgeplündert und niedergemetzelt zu werden, daher sie es vorzogen, ihre Häuser in der Nähe der Stadt anzubauen, wo sie gesichert waren. Allein dieß hat jetzt für den Bauer den Nachtheil, daß er oft mehrere Miglien Wegs machen muß, um zu seinen Gründen zu gelangen. Nebst diesem ist jedoch für sie das übelste, daß sie durch das Zusammenwohnen mit den Städtern auch von dem Sittenverderbnisse derselben angesteckt werden; denn der rohe Sinnenmensch ahmt immer lieber das Schlechte als das Gute nach. Daher schreibt sich wohl auch die Ungeschliffenheit dieser Vorstädter, das Herumschweifen so vieler lumpiger, halbnackter Menschen und Bettler in der Stadt, deren Anblick viel mehr Ekel als Mitlaid erregt. Am meisten findet man solch müßiges Gesindel an den Ecken und Winkeln des Marktplatzes herumgaukeln, wo sie sich Tage lang dem dolce far niente überlassen. Die unter ihnen herrschende Sprache ist die slavische; in der Stadt selbst aber wird von Jedermann italienisch gesprochen. Doch gibt es auch noch mehrere aus Spanien eingewanderte israelitische Familien, welche unter sich spanisch sprechen. Der italienische Dialekt ist derselbe wie in Venedig, ziemlich rein und schriftgemäß. Nicht so ist dieß bei der slavischen, welche mit einer Menge italienischer Worte gemengt ist, obschon die Spalatiner behaupten, daß ihre Mundart die reinste und vollkommen schriftgemäß sey.

Die Kleidung des Spalatiners ist von der des Zaratiners wenig verschieden, die Männer kleiden sich meist in Blau, seltener in Gelb, mit ungarischem Schnitt, doch ohne die Verzierung mit Schnüren; in der Stadt selbst ist die deutsche Tracht in ihren verschiedenen Farben die vorherrschende. Das Leben in Spalato bietet dem Fremden ungleich mehr Genüsse dar als in Zara, zumal auch die Lage und Umgebungen der Stadt reizender und mannichfaltiger sind. Nach den verschiedensten Richtungen hin führen Spaziergänge, deren jeder seine eigenthümlichen Reize hat, unter denen aber der am Hafenstrande der besuchteste ist. Auch die zwischen der Stadt und Vorstadt Borgo Grande sich hinbreitende Esplanade ist stets von Spaziergängern belebt. Unterhalb derselben befinden sich zwei heraliische Quellen, die schon frühere Veranlassung zu Errichtung einer Badeanstalt gaben. Ihr Wasser soll sich sehr sehr heilsam in Hautkrankheiten erwiesen haben, besonders wenn damit der innerliche Gebrauch des Säuerlings aus der Beilica verbunden wurde. Nach einer von italienischen Aerzten angestellten chemischen Analyse enthalten 10 (venetische) Pfund Apothekergewicht ein doppeltes Volumen geschwefelten Wasserstoffgas, ferner 1310 Gran salzsaures Natron, 84 Gr. salzsaure Bittererde, 20 Gr. salzsaure Kalkerde, 590 Gr. schwefelsaures Natron, 150 Gr. schwefelsaure Bittererde und 46 Gr. kohlensaure Kalkerde. Das specifische Gewicht verhält sich zu dem destillirten Regenwasser wie 1 : 1,0025. Die Temperatur ist jener des nahen Meerwassers gleich. Ungeachtet jedoch der Unternehmer die Badeanstalt und die Heilkräfte des Wassers alle Frühjahre lobpreisend in der Triester Zeitung ankündigt, so finden sich außer von Zara keine fremden Badegäste ein, und deren Anzahl ist sehr gering.

(Fortsetzung folgt.)

*) Als Hauptstadt eines Kreises ist Spalato der Sitz der vorzüglichern öffentlichen Behörden, wie namentlich des Kreisamtes, des Collegialgerichts, des Bisthums und der Pratur. An Bildungsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium, eine Normalhauptschule von vier Classen und eine Mädchenschule. Buchhandlungen und Buchdruckereien gibt es hier nicht. Die Garnison des Platzes besteht gewöhnlich aus einigen Compagnien Infanterie und einem Detaschement Feldartillerie.

Wasseranziehung des Silbers. Ein Stück Pinkfilber, das uns von dem an der Küste von Irland im December vorigen Jahres gescheiterten Schiffe, Lady Charlotte, gerettet wurde, wurde einer Probe unterworfen, wie weit es Wasser eingesogen haben konnte. *) Man wog das Stück am ersten Tag und fand es 38 Pfund 10 Unzen schwer; man stellte es vor das Feuer, und nach acht Tagen wog es nur noch 34 Pfd. 2 PG. Hierauf entfernte man es von dem Feuer, und nachdem es acht Tage der Luft ausgesetzt gewesen, wog es wieder 34 Pfd. 4 U. 9 PG., hatte also aus der Luft 4 U. 7 PG. Wasser eingezogen. (Athenäum vom 26 Januar.)

*) Pinkfilber ist bekanntlich sehr poröß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1839.

Annäherung zu Assumpcion.

(Aus Robertsons: Letters on Paraguay.)

Als wir uns der Hauptstadt auf 4 Leguas genähert hatten, erblickten wir den breiten Silberstrom des Paraguay, der das Land zugleich bereichert und schmückt. Auf einmal aber hörte das offene Land auf, und wir zogen durch einen Hohlweg, der auf beiden Seiten gegen 12 Fuß hohe Wandungen hatte: er war überwölbt von den Bäumen, die von beiden Seiten her sich begegneten, ihre Zweige in einander schlangen, und so einen kühlen und schattigen Pfad bildeten. Aus zahllosen Quellen an den Seitenwänden rieselte klares Wasser herab, nicht ein Sonnenstrahl konnte die Decke über uns durchdringen, und wie der lechzende Hirsch nach hitziger Verfolgung durch die Hunde mit Lust in das fließende Wasser springt, so erfreuten wir uns an dem tiefen erfrischenden Schatten des Waldpasses, durch den wir unsern Weg nach der Hauptstadt verfolgten. Alle Wege nach Assumpcion sind gleicher Art: sie wurden ursprünglich angelegt zur Vertheidigung gegen die zahlreichen feindlichen Einfälle der Indianer, und diese Defileen lassen sich auch leicht durch Leute, die mit Musketen bewaffnet sind, gegen jede Zahl von Indianern vertheidigen. Da indeß alle Gefahr von solchen Anfällen jetzt aufgehört hat, so dienen diese Hohlwege jetzt nur noch als kühle, angenehme Straßen, auf denen Reisende die Stadt betreten, oder die Landleute ihre Früchte u. dgl. zu Markte dahin bringen. Solchen Landleuten begegneten wir zu Hunderten, meist Weibern und Mädchen. Einige waren zu Fuß, andere zu Esel, einige trieben Pferde und Maulthiere mit Körben vor sich her, und nur die Wohlhabenden hatten einen plumpen Pferdkarren, der mühsam genug durch den tiefen Sand hingeschleppt wurde. Es war etwas mehr als malerisch, die zierlichen, leicht gekleideten Mädchen mit der vollen Brust, den runden Armen, kleinen Händen und noch kleinern Füßen, den schwarzen Augen und den kurzen Röckchen zu sehen, wie sie, in reines Weiß gekleidet, sylphenartig durch das grüne Blätterwerk dahin schlüpften.

Nach einem Ritt von mehrern Stunden durch diese schattigen Gänge betrat ich Assumpcion mit allem Enthusiasmus eines Menschen, der zum erstenmal in ein Land von anscheinend so viel arkadischer Einfachheit und Glückseligkeit kommt. Meine Ideen waren freilich, nachdem ich einen Monat lang mit den Bewohnern näher bekannt geworden, sehr herabgestimmt, aber den ersten Eindruck werde ich doch nie vergessen.

Briefe aus Griechenland. II.

(Schluß.)

Das freudige Gefühl, das Jeden ergreift, wenn er einen guten Freund nach längerer Trennung wieder sieht, durchzückte uns, als wir eine Stadt mit Thürmen vor uns sahen, und Glockengeläute in unsern Ohren tönte. Während sich zahlreiche Häuser schön um den Hafen reiheten, beschatteten dunkle Olivenwälder zur äußersten Rechten die hohe Küste und erhob sich am äußersten Ende links die Bergspitze Skopós. Unsere Freude ward indessen auf eine unerwartete Weise verbittert. Statt, wie wir hofften, auf der Stelle ans Land zu setzen, hatten wir drei peinliche Stunden zu warten, bis endlich der Arzt kam, und sich flüchtig über den Gesundheitsstand der Mannschaft unterrichtete. Dann waren noch zum Ueberflusse die Förmlichkeiten in der Sanitätsanstalt zu bestehen, so daß schon der Abend heranrückte, als wir auf die Gewährleistung eines Kaufmannes, an den wir glücklicherweise Briefe hatten, die Erlaubniß erhielten, die Stadt zu betreten. Diese ist im italienischen Geschmack gebaut, mit engen Gassen und hohen, festen Häusern. Der Platz, die Piazza, kann sich mit dem hiesigen in keiner Weise vergleichen. Eine Festung beherrscht die Stadt. Man findet eine Menge griechischer Kirchen, auch einige lateinische; in ihnen werden die Todten beigesetzt, wie dieß in ganz Griechenland vor der Ankunft der königlichen Regierung Sitte war. Es ging eben ein Fest zu Ende, eine Art Kirchweihe, mit einem Markte verbunden, welcher vor einer außerhalb der Stadt liegenden Kirche gehalten wurde, in der Myrten und Lorbeeren umhergestreut lagen, und eine lärmende Menge sich bewegte. So viel wir beobachten konnten, ist die Bevölkerung thätig und arbeitsam, dabei aber auch munter und lebenslustig.

Digitized by Google

Am Abend wimmelte der Molo von frohen Spaziergängern beider Geschlechter. Die Tracht erinnert nicht mehr an Griechenland, denn sie ist fränkisch.

Die unerträglichste Hitze und eine Unzahl von Stechmücken in unserm Gasthause verursachten uns schlaflose Nächte, daher wir in allen Gliedern eine Mattigkeit zu verspüren anfingen, die es uns schlechterdings unmöglich machte, in das Innere der Insel zu gehen, und die schon von Herodot beschriebenen Erdpechquellen zu besichtigen, oder auch nur den Berg Skopós zu besteigen und die Aussicht zu genießen, die man uns viel rühmte. Indessen wurden wir dafür von einer andern Seite vollkommen schadlos gehalten. Es ward uns das unbeschreibliche Vergnügen zu Theil, von dem Landhause eines Engländers auf einer Höhe über der Stadt die große Ebene der Insel zu überblicken, die mit allem Fleiß angebaut, in der ganzen südlichen Sommerpracht, mit dem abwechselnden Grün der Oliven-, Korinthen- und Weinpflanzungen und mit vielen Dorfschaften und Landhäusern geschmückt, wie ein Wundergarten da lag. Wir begriffen nun, warum die Insel die Blume der Levante heiße. Auf demselben so einzigen Standpunkte hatte man, wenn man sich von dem Anblicke der freundlichen Insel losriß und gegen das Meer wendete, über dem Meerbusen von Patra die Ansicht des Festlandes, und erkannte deutlicher die flache Küste von Elis, hinter der sich die arkadischen Berggipfel erhoben. Dieser Genuß einer so reizenden Natur war allein des Umweges werth, den wir gemacht hatten.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft schifften wir uns auf einer griechischen Goëlette nach Patra ein. Da wir nur anfangs guten Wind, die Nacht aber Windstille hatten, so brauchten wir gegen 30 Stunden, bis wir auf der Rhede daselbst (denn ein Hafen ist es nicht) ankamen. Ein Molo ist noch nicht hergestellt, und so stiegen wir mit Mühe und Noth ans Land. Die Neustadt, die am Meere auf einem sanft ansteigenden Boden angelegt wird, während die alten Wohnungen höher liegen, und schon in einer hübschen Anzahl wohlgebauter Häuser besteht, verspricht eine der schönsten Städte von Moreás zu werden, und gelangt gewiß bald durch die wichtige, schon von den Römern richtig erkannte Lage zu Wohlstand. Vor dem Kriege hatte der Ort einen sehr bedeutenden Handel mit selbst erzeugten Korinthen; jetzt liegen die für diese Frucht durch den leichten und dürren Boden so geeigneten Grundstücke unbenutzt, weil den Besitzern die Mittel zu ihrem Anbau fehlen. Gleichwie Nauplia oder der Piräeus an den Orient anknüpft, so wird Patra die Anschließung an das Abendland befördern, und was es selbst von daher an Bildung erhält, allmählich in andere Theile des Landes verbreiten. Schon fangt Gewerbthätigkeit an, sich zu entwickeln, und es findet sich z. B. eine Lederfabrik hier, meines Wissens die einzige in Griechenland. Auch erkennt man in milderen Sitten und besseren Lebenseinrichtungen den Einfluß der europäischen Verbindung. Auch unter dem weiblichen Geschlechte ist mir eine schöne Erscheinung begegnet, was ich schon deßhalb nicht verschweigen will, weil es so selten ist. In einem angesehenen Hause hatte ich das Vergnügen, ein Mädchen kennen zu lernen, das unter ihren peloponnesischen Landsmänninnen vielleicht den Preis davon tragen dürfte. Ein rothes Mützchen, leicht und beinahe etwas kühn auf das Haupt gesetzt, stand zu ihren reichen, schwarzen Locken sehr gut, und hob noch ihre stattliche Gestalt. Besonders reizend erschien sie, wenn sie zur Guitarre sang und ihr seelenvolles Auge mit dem Ausdruck ihrer innersten Gefühle emporblickte.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Pirätin.

Kleinrußland besteht großentheils aus Ebenen, die sich in einem weiten und einförmigen Horizonte verlieren. Der kahle, öde Anblick derselben entspringt jedoch nicht aus Mangel an Bevölkerung, sondern aus der Seltenheit der Dörfer und Städtchen, in denen die Kleinrussen zusammengedrängt sind. Die Gewohnheit, auf solche Weise die Wohnungen zu vereinigen, ist wahrscheinlich noch ein Rest alter Zeiten, wo die Familien gegenseitige Hülfe nöthig hatten zur Vertheidigung gegen feindliche Nachbarn, wilde Thiere und die Wuth der Elemente, und sie hat sich auch namentlich auf den ebenen Flächen Europa's erhalten, welche den Schneestürmen und Wirbelwinden ausgesetzt sind. In Kleinrußland kann man zu der Ursache des gedrängten Zusammenlebens auch den Mangel an Wasser nehmen, was sich aus der Anlegung der hiesigen Flecken und Städte schon ergibt. Sie liegen fast alle um Seen her, welche den Mangel an Quellen und Flüssen reichlich ersetzen. An Flecken zählt man im Gouvernement Tschernigow nur 14, im Gouvernement Poltawa nur 1; Städtchen im erstern 34, im letztern 74; viele davon haben 5000 bis 10,000 Einwohner, Nieschetilowka 11,522, Neu-Senscharv 13,722, Bjelitz 14,062.

Es ist eine alte Bemerkung, daß die localen Bodenverhältnisse einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung des Volkscharakters haben. Bergbewohner, welche auf die Berghöhen hinauf, oder in die Tiefe der Thäler hinabsteigen, haben stets ein Ziel vor sich, und zur Erreichung desselben sind fortdauernde Anstrengungen nöthig, welche in dem Körper einen raschen Blutumlauf, im Geiste eine Lebendigkeit der Gefühle und eine Thätigkeit des Verstandes unterhalten. Der Bewohner der Ebenen dagegen, dessen Blick und Gedanken sich in eine ungewisse Ausdehnung verlieren, kommt unwillkürlich in einen Zustand von Unthätigkeit und Schläfrigkeit. Der Bergtscherkesse und der donische Kosak, die sich von Jugend auf mit der Führung wilder Pferde abgeben, gewöhnen sich an Behendigkeit, Gewandtheit und List, während der zu Fuß gehende Kleinrusse mit gleichen Schritten neben dem Ochsen hergeht, den er führt.

Die Treuherzigkeit der kleinrussischen Bauern gleicht oft der Verstandsschwäche, wovon man in Kleinrußland selbst eine Menge ergötzlicher Anekdoten erzählt. Alles Seltene erscheint ihm neu, und alles Neue ungewöhnlich. Sein Staunen über ein ihm begegnendes fremdes Gesicht drückt er seinem Gefährten durch Pantomimen mit einer so kindischen Zuversicht aus, daß wer nicht seine Worte hört, unmöglich seine Bewegungen be-

Digitized by Google

greifen kann. Wenn dem Kleinruſſen irgend etwas furchtbar erſcheint, läuft er davon, wie ein Haſe, hinter einen Baum oder einen Zaun, und wenn er ſein Geſicht verſteckt hat, glaubt er ganz unſichtbar zu ſeyn. — Gaſtfreundſchaft iſt eine allen ſlaviſchen Stämmen eigene Tugend, und die alten Slaven ſollen einen beſondern Gott für den Schutz der Fremden gehabt haben. Gaſtfreundſchaft im eigentlichen Sinne des Worts, nämlich als Aufnahme von Fremden, herrſcht noch in Rußland, zum mindeſten wo man die Hütte eines gottesfürchtigen Bauern findet, in Kleinrußland aber, wo es keine Gaſthöfe weder in den Dörfern noch in den Städten gibt, kann man auch um Geld nur ſchwer Aufnahme finden. Die Hartnäckigkeit des Kleinruſſen hierin verſteigt ſich oft bis zur Hartherzigkeit, da er weder durch Bitten noch durch Mitleiden gegen einen Reiſenden ſich bewegen läßt, der draußen im Regenwetter unter freiem Himmel ſteht.

Jägotin.

Das Städtchen Jägotin, das dem Fürſten Repnin gehört, ſteht an einem großen See, der 5 Werſte in der Länge und 2 bis 3 in der Breite hat. Die ſchöne Lage von Jägotin enthüllt ſich dem, der von Poltawa herkommt, gleich beim Eintritt in die Slobode, und erregt dieſelbe Wirkung, wie eine großartige Decoration auf dem Theater beim Aufziehen des Vorhanges. Die Lage des fürſtlichen Schloſſes ſelbſt mit ſeinen Flügeln und ſeinen Gärten iſt das Spiel einer faſt muthwilligen Phantaſie des Architekten. Das Schloß iſt von dem See durch einen Blumengarten getrennt, und liegt einer mit dichtem Gehölz bedeckten Inſel gegenüber; die Flügel, die aus abgeſonderten Gebäuden beſtehen, reichen mit Vorſprüngen in den grünen Hofraum hinein, und von ihnen aus führen Alleen durch den Garten, die nach eben dieſer Inſel, als dem Centrum und dem Vordergrund der ganzen Perſpective, gerichtet ſind. Der Plan ſcheint eine Nachahmung der unbeweglichen Scene der alten Theater, die gewöhnlich Straßen einer Stadt vorſtellten, und mit auseinanderlaufenden Linien eingerichtet waren, die ihren Geſichtspunkt im Orcheſter hatten.

Die rechte Seite des Gartens beſteht aus Alleen, die nach verſchiedenen Richtungen ſich krümmen, die linke iſt mit einem dichten Gehölze bedeckt. Im Schloſſe iſt eine ziemlich gute Bibliothek und eine reiche Gemäldeſammlung, welche der Graf Alexei Raſumowsky hinterlaſſen hat; aus der italieniſchen Schule iſt Tizians Danae das Beſte. Dieſe Danae iſt bemerkenswerth, weil ſie vielen andern Künſtlern, ältern ſowohl wie neuern, als Vorbild diente. Eine ihr Kind ſäugende Mutter von Lazarini (1665), zwei Gemälde von Guiſolf (1623), welche Chriſtus darſtellen, wie er im Tempel predigt, das Pantheon und die Gewölbe der Peterskirche von Antioli (1713), Beliſar mit dem Knaben von einem unbekannten Künſtler; ein Blinder mit einem Knaben und die heilige Magdalena, und eine wilde Schweinshetze von Snyders (1579), ſind gleichfalls Zierden der Galerie.

In der Bibliothek wird in einem beſondern Käſtchen der Brief aufbewahrt, worin der von Krankheit gebeugte greiſe Feldmarſchall Repnin dem Kaiſer Alexander I zu ſeiner Thronbeſtigung Glück wünſchte, und die Antwort des Kaiſers, der die Verdienſte des auf dem Schlachtfelde, wie in der Diplomatie gleich berühmten Mannes würdigte. Unter den Handſchriften iſt eine Reiſejournal des Grafen Boris Petrowitſch Scheremetiew in Italien vom Jahre 1697 bis 1700 bemerkenswerth.

Das Rieſengetreide von St. Helena.

Das Bulletin de la Société d'agriculture du département de l'Hérault theilt über einen damit angeſtellten Verſuch Folgendes mit: Man baut ſeit 1836 in der Anſtalt der Gärtner und Blumenhändler Caſtelnau zu Montpellier das Rieſengetreide von St. Helena. Im Jahre 1836 ſäete man 40 Körner, von denen ein einziges aufging und 28 Aehren gab, die 2000 Körner lieferten. Dieſe Pflanze erhielt, weil ſie allein ſtand, eine große Ausdehnung, und erreichte eine wunderbare Höhe. Das Stroh dieſes Korns iſt faſt ſo groß, wie kleine Roſenholzſtängel, und wird dort verwendet als Stütze für kleine Pflanzen. Im Jahre 1837 ſäete man 68 Körner je drei Zoll von einander in einen ziemlich leichten, von einigen Bäumen beſchattten Boden (welches letztere nur ſchaden konnte). Dennoch war das Reſultat ſehr erfreulich, indem dieſe 68 Körner 7 Litres Getreide gaben (jeder Litre enthält etwa 18,000 Körner). Im Jahre 1838 am 4 Januar ſäete man 2000 Körner auf einer Fläche von 21 Metres Länge und 7 Metres Breite auf einen etwas leichten Boden; obgleich ziemlich ſpät geſäet, wurden die Pflanzen doch ſehr ſchön, und gaben im Durchſchnitt nicht weniger als 180 bis 182 Schöſſe, welche eine Höhe von 5½ bis 6 Fuß erreichten. Das Ergebniß dieſes Jahres war 400fach, indem die 2000 Körner 50 Litres Getreide gaben. Dieß Getreide ſcheint mehr Leim zu enthalten, als das beſte Getreide des Landes, weil es eine größere Menge Waſſer abſorbirt.

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inſeln.

(Fortſetzung.)

Für die Unterhaltung während der langen Winterabende ſorgt ein Theater, welches gewöhnlich von einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft verſehen wird. Doch iſt kein eigenes Theatergebäude vorhanden, man benützt dießn den großen Hof des Lazareths. In Ermanglung lebender Schauſpiele finden ſich zuweilen auch hölzerne Marionetten ein, bei welchen das gemeine Volk ſich immer ſehr ergötzt. Außer dem Theater gibt es hier noch ein ſogenanntes Caſino Nobile, wo ſich öfters Geſellſchaften zuſammenfinden, um ſich bei Kaffee und Wein, den beiden Lieblingsgetränken des Spalatiners, mit Kartenſpiel zu ergötzen. Unter die übrigen Beluſtigungen der gemeinen Volksklaſſe und der Jugend gehört das ſogenannte Boch, ein Spiel, welches in ganz Dalmatien, hauptſächlich aber hier in Spalato, üblich iſt. Es hat dieſes Spiel Aehnlichkeit mit dem in Oeſterreich üblichen Eisſchießen. Nur bedient man ſich zum Werfen oder Schieben ſtatt der Eisſtöcke hölzerner Kugeln oder gewöhnlicher Steine. Die Jünglinge aus den beſſern Häuſern bedienen ſich bei dieſem Spiel großer Holzkugeln von einem Schuh im Durchmeſſer, welche mittelſt eines Hebels fortgeſchiedert werden. Auch das Federballſpiel iſt hier häufig üblich.

Digitized by Google

Ein großer Uebelstand für den Fremden in Spalato ist der Mangel an Gasthäusern, deren man hier nur ein einziges in der Nähe des Hafens trifft, und dieses ist im Raume so beschränkt, daß es nur wenige Gäste aufnehmen kann. Der Reisende ist deßhalb gezwungen, in Privathäusern eine Unterkunft zu suchen, was ohne Empfehlungsbriefe eben nicht leicht ist, und gelingt es, so muß man meist einen übermäßig theuern Wohnzins zahlen, trotz dem, daß die Wohnungen schlecht sind. Auch an Trinkwasser gebricht es sehr, und nur mit Anisgeist versetzt ist das Cisternenwasser genießbar. Dagegen gibt es hier Wein und Obstfrüchte mannichfacher Art und in Ueberfluß, namentlich Melonen und Feigen, deren man nicht weniger als 40 Stück für einen Kreuzer kauft. Unter den Melonen verdient die Zuckermelone, hier Zatta genannt, den Vorzug vor allen übrigen, da sie mit der erfrischenden Eigenschaft auch einen besondern Wohlgeschmack verbindet. Wie schon hieraus hervorgeht, so ist hier, wie im südlichen Dalmatien überhaupt, das Klima ungemein mild, und auch die Last der menschlichen Gesundheit sehr zuträglich. Nur selten erreicht hier die Kälte den Gefrierpunkt, und es vergehen oftmals Jahre, ehe Schnee die Erde deckt, was man übrigens hier allgemein für ein freudiges Ereigniß betrachtet. Wenn es aber auch geschieht, so bleibt der Schnee selten länger als einen Tag; in der Regel jedoch besteht der Winter im südlichen Dalmatien bloß in Regen und Wind. Kälte verursachen nur die Winde, welche zwischen Ost und West wehen, besonders die Borra, welche für den Südländer weit empfindlicher ist, als ein viel stärkerer Kältegrad in den nördlichen Gegenden Deutschlands, da sie die wärmste Kleidung durchdringt, und bei der Heftigkeit, mit welcher sie bläst, nicht selten Reiter und Fußgänger niederwirft. Zudem sind die Häuser in Dalmatien nicht für den Winter gebaut, sondern meist leichte Sommerwohnungen, in denen ein Ofen zur größten Seltenheit gehört. Diesen findet man nur bei deutschen Familien, während die Eingebornen sich höchstens der Wärmröhre, Scaldini genannt, bedienen. Tritt aber, was gewöhnlich geschieht, auf die Borra der Scirocco ein, so verschwindet auch urplötzlich alle Kälte, und die Luft scheint wie durchwärmt. Diese feuchte warme Wind ist daher zur Winterzeit für die ärmere Volksclasse eine wahre Wohlthat, da diese nicht einmal Glasscheiben in ihren Wohnungen haben. Der Dalmatiner fragt deßhalb auch niemals: „welches Wetter haben wir?“ sondern: „welcher Wind weht heute?“ Weit lästiger als die Kälte ist für den Deutschen im Sommer die Hitze, welche schon im Junius beginnt, und gewöhnlich bis Mitte August, und wenn kein Regenwetter eintritt, auch noch länger andauert. Man fühlt sich während dieser Zeit völlig abgespannt, und weder zu ernsthaften, noch zu anstrengenden Arbeiten aufgelegt. Der Dalmatiner pflegt daher seine Arbeit gewöhnlich zur Morgen- und Abendzeit zu verrichten, den Tag über meist der Ruhe sich hinzugeben. Das Thermometer zeigt in dieser Zeit im Schatten nicht selten 28 Grade und in der Sonne 40. Auch die Nächte haben eine Temperatur von 24 bis 25 Graden, daher man nicht selten halbe Nächte schlaflos zubringt, wenn man auch schon den Körper nur mit einem Linnentuch bedeckt hat. Zu diesen Ungemächlichkeiten gesellt sich noch ein frieselähnlicher Hautausschlag, die Caiori genannt, welche sowohl Einheimische als Fremde, besonders aber das weibliche Geschlecht und Kinder befällt, und überaus lästig ist, da sie gewöhnlich mit Fieber sich einstellt und stetes Jucken auf der Haut verursacht. Dieser Ausschlag verschwindet jedoch, sobald die Temperatur eine kühlere wird, oder wenn man sich in kältere Gegenden begibt. Das tägliche Baden im Meere vor Aufgang oder nach Untergang der Sonne ist das beste und einfachste Mittel dagegen. Die Landessitte gestattet aber dem weiblichen Geschlechte nicht, von diesem Mittel Gebrauch zu machen, denn die Dalmatinerin hält strenge auf Anstand und Züchtigkeit. Vor Erkältung muß man sich übrigens sehr hüten, und niemals zur Nachtzeit die Fenster des Zimmers offen lassen. Mancher hat, um seinem Körper für den Augenblick gütlich zu thun, sich durch Erkältung eine nachhaltige Krankheit zugezogen, und daß jede Krankheit in der Hitze doppelt empfindlich sey, weil sie mehr entkräftet und leicht eine entzündliche Form annimmt, ist eine allgemein bekannte Erfahrung. Um sich Kühlung zu verschaffen, thut man am besten, wenn man sich der Fächer bedient, die hier so allgemein sind, daß selbst die Männer sie im Bette neben sich haben, um sich beim Erwachen Kühlung zuzufächeln. Eine weitere Plage sind hier die Stechmücken, gewöhnlich Zanzare oder Papatacci genannt. Die Witterung ist hier vom Monat Mai angefangen bis Ende August in der Regel sehr beständig, und das Barometer fällt selten unter 28 Pariser Zoll. Während dieser Zeit fängt um die Mittagsstunde gewöhnlich der erquickende Maestrale (Nordwestwind) zu wehen an, der zwischen 2 bis 4 Uhr mit gleicher Stärke andauert, und dann allmählich so abnimmt, wie er angefangen hat, und bis 7 Uhr aufhört. Regen und Gewitter sind zur Sommerszeit seltene Erscheinungen, so sehr auch die Thier- und Pflanzenwelt darnach lechzt, und wie reizend auch das von den Dichtern geschilderte immer heitere Blau des südlichen Himmels erscheint, so sehnt sich doch der Nordländer zurück in seine kühlenden Thäler und schattigen Wälder, und seufzt nach trüben, wolkigen Tagen. Erst mit Ende August oder Anfang Septembers erquickt die Natur und den Menschen ein allgemeiner Regen, und alsogleich beginnt auch die Temperatur merklich kühler zu werden. Es kommt der heitere Herbst, der seine Gaben in üppiger Fülle spendet, und dadurch Menschen und Vieh für die während des Sommers erlittenen Qualen entschädigt. Im Winter und manchmal auch im Frühjahr ist die Witterung sehr unbeständig, denn warme und eisige Winde wechseln oft plötzlich in wenigen Stunden, während der Vormittag an Wärme und Heiterkeit einem Maitage gleicht, erstarrt man oft schon Mittags vom eiskalten Hauch aus Norden. Die Westwinde sind im Winter ungleich seltener, dagegen um so häufiger der Sirocco (auch Scilocco), welcher oft mit wenigen Unterbrechungen vierzehn Tage hindurch anhält. Er ist zugleich nächst der Borra der gefährlichste für den Schiffahrer, da er nicht gleichmäßig weht, sondern heftige Stöße und Wirbel macht. Das Barometer ist in dieser Jahreszeit sehr schwankend.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 19** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Die Kirchen des Panagiotis Sutzos. — Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich. (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieser vom Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ausserhalb 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 19.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Februar. 1839.

Die Κιθάρα des Panagiotis Sutsos.

Von Th. Kind.

Ich habe vor kurzem in diesen Blättern Einiges über den neugriechischen Roman des Panagiotis Sutsos, Ὁ Ἀλαντρος, nebst Bruchstücken daraus mitgetheilt. Dieß veranlaßt mich, über ein neueres Werk desselben Dichters hier ebenfalls Einiges folgen zu lassen; indeß bin ich dabei auf dasjenige beschränkt, was in der von Alexander Sutsos herausgegebenen „Ἑλληνικὴ Πλειάς" (Athen, 1836), welche ich vor mir liegen habe, unter Mittheilung einiger Bruchstücke daraus über dasselbe gesagt wird. Als Einleitung dazu und zu diesen Bruchstücken lasse ich nun auch, zum nothwendigen und bessern Verständniß dieser letzteren, alles dasjenige hier vorangehen, was a. a. O. (S. 121 u. f.) Alexander Sutsos selbst bei dieser Gelegenheit sagt.

„Die Poesie ist die Tochter des Friedens. Wenn auch oft und bei vielen Völkern mitten unter dem Lärm der Revolutionen, der Bürgerkriege und der Lager die Dichtkunst zu besonderer Höhe sich erhob, so kann sie sich doch an und für sich und im Allgemeinen in ihren vollendet schönen Formen und in ihrem reichen Gewande nur da zeigen, wo ein gesetzlicher, friedlicher Zustand die ganze Entwickelung ihrer bildenden Kraft gestattet.

Der Zustand des ungeordneten und in Krieg befangenen griechischen Staates war für unsre Literatur ein großes Hinderniß; und dieß ist die Ursache, warum über dem Krater unsrer Revolution nur wenige Blumen in den einzelnen Zweigen unsrer Literatur erblühen konnten. Dazu kamen noch zwei andre Hindernisse, die besonders der Entwickelung der Dichtkunst bei uns nicht wenig nachtheilig waren: eines Theils nämlich unsre noch ungebildete Sprache, welche noch nicht die bunte Mannichfaltigkeit der Gefühle und Gedanken gestattet, in der sich die Dichtkunst bewegt; andern Theils der leider noch in hohem Grade bei uns vorhandene Mangel an ästhetischem Gefühl, — ein Mangel, der auch einst den Spanier Lopez de Vega, wie er selbst gesteht, nöthigte, den Weg des Schönen zu verlassen, nur um seinen Zeitgenossen zu gefallen. Diesen Gründen glauben wir die große Seltenheit von Dichtern unter uns zur Zeit zuschreiben zu müssen. So haben wir auch jetzt kein neueres Gedicht vor uns, als die vor kurzem erschienene „Κιθάρα" von Panagiotis Sutsos, dem Dichter des „Ὁδοιπόρος" *), mit deren Analyse wir uns in Folgendem beschäftigen wollen.

Wir müssen von einer Vergleichung des eben erwähnten „Ὁδοιπόρος" mit der „Κιθάρα" ausgehen. Das Charakteristische jener Dichtkunst ist ihre gänzliche Entfernung von den Zuständen des griechischen Lebens, indem ihr Schauplatz vielmehr in einer Ideenwelt ist. Denn in der That, wenn auch diese Dichtung zur Zeit ihres Erscheinens, obgleich sie in Betreff der griechischen Zustände ein gleichgültiges Stillschweigen beobachtete, dessen ungeachtet hin und wieder anzog und Stimmen melancholischer Gefühle in den Herzen der Leser erregte, so war doch der größere Theil der Griechen, die eben aus blutigen Kriegen heimgekehrt waren und noch mitten unter den sich gegenseitig bekämpfenden Leidenschaften lebten, nicht eingeweiht in die Geheimnisse dieser romantischen, die Einsamkeit der Berge liebenden Nymphe; vielmehr zog es der Grieche vor, als Theilnehmer jener Kämpfe in dem Staube und Schmutze von Nauplia, wo sein Schicksal sich entschied, sich herumzutreiben, als auf wohlriechenden Wiesen einer phantastischen Welt sich zu ergehen. Wie lebhaft daher auch die Darstellung jener Dichtung und wie kräftig auch die Sprache in ihr ist, so war sie dennoch mehr für ein friedliches Geschlecht, als für dasjenige, wie es damals war, geschrieben. Es versteht sich übrigens von selbst, daß von diesem Urtheile die Kapodistrianischen Elegien, welche mit dem „Ὁδοιπόρος" erschienen, ausgenommen werden müssen.

Diese Richtung hat jedoch der Dichter des „Ὁδοιπόρος" in seinem neuesten Gedichte verlassen; er wollte vielmehr in der „Κιθάρα" das Ideale mit dem Wirklichen verschmelzen, den Eros mit der Freiheit vermählen und die myrtenbekränzte Göttin der Schönheit unter den Lorbeeren des griechischen Kampfes,

*) Dieses dramatische Gedicht des Panagiotis Sutsos erschien in dem ersten Theile der Ποιήσεις Παν. Σούτσου (Nauplia, 1851), der außerdem noch Ἐρωτικὰ und die später erwähnten Kapodistrianischen Ἐλεγεῖα enthält. D. E.

auf den Trümmern des alten Griechenlands auftreten lassen: ein junger Bräutigam, eine glückliche Verbindung zwei der liebenswürdigsten Wesen, der Schönheit und des Patriotismus! Also beschreibt der Dichter dieses reizende Bild seiner Phantasie, indem er von seiner Geliebten spricht:

Gestern sprach ich zur Geliebten, von Begeistrung ganz erfüllt:
Schmücke dir den Leib, mein Mädchen, mit der Freiheit Kriegerschmuck;
Setze auf das Haupt den Helm dir,
Und den Speer nimm in die Rechte,
Und vermähl' in deinem Körper meine Göttinnen, die beiden:
Mit des Thrasybulos Göttin die der Liebe sich vermähle. —
Und erhört ward meine Bitte. Um die beiden Schläfen wand sie
Kränze sich von blüh'nden Rosen von dem marathon'schen Felde,
Und am Harnisch, goldenstrahlend,
Der die Brust ihr liebend deckte, barg sie Lilien reich an Düften.
Sprach zu mir dann: So gefall' ich in dem kriegerischen Schmuck dir,
Als des Thrasybulos Göttin, und zugleich der Liebe Göttin?
Bist, entgegnete darauf ich, du also der Freiheit Göttin?
Bist du jene Göttin, die ich sahe auf des Ruhmes Feldern,
Strahlend in der Schönheit Glanze,
Mit dem Schwerte und der Fahne?
Und ich rief mit lautem Munde, von Begeisterung erglühend:
O des Thrasybulos Göttin, und zugleich der Liebe Göttin u. s. w.

(Schluß folgt.)

Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ueber die Zweifel, welche „das Leben Jesu" erhebt gegen das Zurückfahren und Niederstürzen der Soldaten, welche Jesum verhaften sollten, bemerkt der Engländer: „der Eindruck der Persönlichkeit und des Charakters Christi, wirklich oder eingebildet, mochte doch wohl immerhin eine solche augenblickliche Ueberraschung und Betäubung bewirken, wie die Mörder Coligny's empfunden haben. Von dem, der die Stürme stillte, der Tausende mit wunderbarem Brod speiste, der mehrere Menschen aus dem Grab wieder ins Leben rief, von einem solchen Charakter, wie gewiß nie vorher oder nachher einer auftrat, darf man doch ganz natürlich erwarten, daß er einen persönlichen Schauer einflößte." Auch hier wird wieder gerade aus den von Strauß geläugneten Voraussetzungen heraus argumentirt.

„Mit einem Gefühl unsäglichen Widerwillens treten wir mit unserer beschränkten Vernunft einem so heiligen und ernsten Gegenstand nahe, wie der folgende. Die Kreuzigung ist uns ein Gegenstand des unbefangenen Glaubens, und von Kindheit an haben wir sie nie anders behandeln hören; aber wir müssen das Panier des Kreuzes erheben, und darthun, daß die Erzählung von diesem geheiligten Mysterium genau und treu ist, so weit menschliche Sinne und Einsichten einen so unermeßlichen Gegenstand zu ergründen vermögen." Es wird zu zeigen gesucht, daß die Zeitangaben, welche Strauß widersprechend findet, ganz wohl zusammenstimmen, behauptet, daß der baldige Eintritt des Todes bei der vorangegangenen Erschöpfung ganz wohl begreiflich sey, und dann in Beziehung auf den letztern Punkt bemerkt: „durch den schnell eingetretenen Tod ging überdieß auch eine Prophezeyung in Erfüllung: es soll ihm kein Bein gebrochen werden! — Das spätere Eintreten des Todes hätte verhindert, daß diese Weissagung in Erfüllung gegangen wärr, und so war Jesu bald eintretender Tod nothwendig, damit die Weissagung sich bewährte."

Bekanntlich zersetzt die Strauß'sche Kritik das Factum der Himmelfahrt. Darüber spricht sich der Beurtheiler so aus: „Was das Factum betrifft, daß ein materieller Leib in den Himmel erhoben werde, so gehört dieß dem rein göttlichen Theil der heiligen Schrift an, und die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit davon, als einer Wirkung Gottes (welchem alle Dinge möglich sind), beruht auf Zeugnissen. Wir haben dafür das apostolische, ein Zeugniß, das wir den Ungläubigen ins Antlitz halten; ein solches, von welchem bei völliger Ueberzeugtheit nichts Menschliches mit all seiner Macht den schönen Jünger Jesu abwendig machen konnte, der ihn einmal verlassen hatte und geflohen war. Die zweite Schwierigkeit bezieht sich auf die Localität des Himmels, auf die Ubiquität Gottes. Es ist sehr wahr, daß Gott überall ist, und die Räder seines Throns über allem Raume; aber ebenso wahr ist, daß das göttliche Wesen Orte hat, wo seine Macht sich in höherem Maaße entfaltet, und es existiren Wesenclassen, minder degadt abwärts von Ihm, von den Engeln bis zum Menschen, von dem Menschen bis zum Zoophoten. Die Natur ist nicht durchaus beseelt; auch in ihr ist mithin das Leben Gottes nicht gleichmäßig entwickelt; es ist nicht Alles Geist. Im Geist entfaltet sich hauptsächlich Gott. Indem der Höchste ein aus Geist und Materie gemischtes Weltsystem erschuf, deutet er das Daseyn eines Himmels und einer Hölle an — Orte der höhern Offenbarung seines Wesens, Orte des mindern Glanzes oder der Entzogenheit seines Lichts. Die Hölle ist eine alte, eine Urwahrheit, bezeugt von den Sagen und Erinnerungen aller Völker, wie die Idee Gottes selbst überall, in natürlicher und geoffenbarter Religion hervortretend. Sie zeigt sich in den Handlungen der Bösen, wie das entgegengesetzte Prineip in den entgegengesetzten Handlungen. Gott hat sich in sehr verschiedner Weise kund gethan und entwickelt in den Herzen von Strauß und Newton, in Aristoteles und Plato, in Sokrates und Christus, und dieß ist nur das stumme Symbol der über uns schwebenden Zukunft. Die Gott Nächsten und Liebsten sind die am meisten von seinem heiligen Willen Erleuchteten. In dem Bewußtseyn hievon ist ihr Himmel; und der fleckenlose Engel, der vor Gott steht in dem reinen Glanz seiner frühen Erschaffung, und die Heiligen, die auf Erden Gott gesucht und ihn in seiner allgemeinen Offenbarung gefunden, werden künftig auch in einem Zustand, wo sie von den Sündern geschieden sind, eine allgemeine Anschauung der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit behalten, neben einer ganz besondern Beurkundung derselben an und in ihnen, in ihrer Ewigkeit und Reinheit. Hievon war das Irdische ein Typus, und das Himmlische wird in der strengsten Analogie dazu stehen. — Die Himmelfahrt

Digitized by Google

biete allerdings eine Schwierigkeit, aber diese ist gleicherweise immer vorhanden für den Gläubigen und den Atheisten, den Schwärmer und den Skeptiker; Alle müssen gleicherweise ihre Ohnmacht bekennen, die Verbindung von Geist und Materie zu erklären, welche sie Alle zugestehen und keiner läugnen kann. Warum nun sollte die Auflösung dem Gläubigen allein zugemuthet werden? Kann das Endliche Unendliches fassen? Aber obwohl der Gegenstand seiner Natur nach unerklärlich ist, kann er doch theilweise in den Bereich menschlicher Begreiflichkeit gebracht, und wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, der Vernunft selbst gleichsam handgreiflich demonstrirt werden, vermöge einer Analogie. Wir wollen hier den Versuch machen. Es ist wahr, daß die Physik selbst schon diesen erhabenen metaphysischen Problemen in die Hände arbeitet. Wenn wir drei gewisse wägbare Stoffe nehmen und sie mischen, so werden sie, weit entfernt ein größeres Gewicht zu geben, wie man erwarten sollte, in ihrer Verbindung unwägbar; — dieß physikalische Factum wende man auf die Himmelfahrt an — heißt es zu weit gehen, wenn man sich denkt, daß die menschliche Natur, in ihrer Vereinigung mit der göttlichen, unwägbar wurde und ihre Verwandtschaft mit dem Urprincip bewährte?"

Zum Schluß faßt der Kritiker seine Ansicht über das Werk noch kurz zusammen: „Unsere Leser werden eine Würdigung von den Talenten des Verfassers erwarten; diese sind, unsers Erachtens, weit unter seinem Ruf, und wir halten die geschickte Gewandtheit (dexterity) für seine vornehmste Eigenschaft. Dieß Lob läßt sich nicht wohl einem Autor versagen, welcher jede Autorität abwechselnd, je nachdem es sein Zweck erfordert, gelten läßt und verwirft, und indem er selbst jeden festen Boden meidet, die Gegner auf die bloße Vertheidigung beschränkt — ein unberechenbarer Vortheil. Er kann sich mit Hektor rühmen, er „wende rechts und links den tönenden Schild," aber er besitzt nicht das Talent des troischen Helden zur offenen Feldschlacht. Mit großem Scharfsinn, aber nicht ebenso großer Gewissenhaftigkeit nimmt er eine einfache Angabe nur um sie in Vermuthungen aufzulösen, schätzt ein Factum nur so weit es einer Hypothese dient; und indem er für seine Theorien und Behauptungen gerade die Nachsicht in Anspruch nimmt, die er den Angaben des Evangeliums versagt, beschenkt er uns mit einer Reihe von Conjecturen, in der bescheidnen Gestalt von verschiedenen Lesarten zur evangelischen Geschichte, und erwartet, seine Behauptungen angenommen zu sehen zum Nachtheil der Facta, auf welche sie nach seinem eigenen Geständniß gegründet sind. Dr. Strauß hat eine entschiedene Vorliebe für die Hypothese gegenüber der Geschichte; wenn schwach auf festem Boden, schleppt er seinen Gegner ins Wasser, und er hat seine Stärke darin, Undinge zu ordnen, zu unterscheiden, abzuwägen. Gehüllt in einen dichten Nebel profaner Autoritäten — denn nur Profane sind ihm Autoritäten — kann er den Fall nie sehen wie er ist, sondern wie er seyn sollte. Er verschmäht den leichtgläubigen Skepticismus von Paulus und seinen Anhängern, um mittelst einer keckern Leichtgläubigkeit zu noch größerem Skepticismus zu gelangen." — Endlich erfahren wir noch: „zum Schluß können wir nur noch bemerken, daß die Behauptungen von Dr. Strauß alle, oder beinahe alle, von englischen Schriftstellern schon beantwortet sind."

Unsern oben ausgesprochenen oder eingestreuten Bemerkungen über diesen Beurtheiler wollen wir nur Weniges beisetzen. Von seinem Standpunkt aus sollte er eigentlich von dem „Leben Jesu" gar keine Notiz genommen haben. Die Beurtheilung ist nur eine Bestärkung für im voraus Gleichgesinnte geworden; zur eigentlichen, gründlichen Polemik kommt es nur sehr selten und in unwesentlicheren Punkten, und die Principien von Strauß sind ganz unerörtert geblieben. Der Reviewer beklagt sich, daß Strauß jeden festen Boden meide und den Gegner auf bloße Vertheidigung beschränke; aber dieß beweist, daß er das ganze Werk entweder nicht gelesen, oder nicht verstanden hat; positiv ist ja bei Strauß das gesammte Princip der Reduzirung alles Wunderbaren auf Mythen, und positiv die Schlußabhandlung von der dogmatischen Bedeutung des Lebens Jesu, auf welche beiden Punkte die Gegner in Deutschland hauptsächlich auch ihre Angriffe gerichtet haben. Was zwang den Kritiker, sich fast ausschließlich auf die von Strauß bestrittenen Wunder zu beschränken? Es fehlt ihm, wie uns scheint, beinahe gänzlich an dem Talent des wissenschaftlichen, zusammenfassenden Ueberblicks, dem Vermögen der Abstraction und Generalisation, an philosophischem Geist; er greift Alles nur vereinzelt auf, und wo er einmal einen philosophischen Anlauf nehmen zu wollen scheint, wie in der Erklarung der Himmelfahrt, läuft, trotz einzelnen geistreichen Sätzen, doch Alles auf Unklarheit hinaus. Während er einen Himmel im Raum zu beweisen sucht, behauptet und beweist er vielmehr gerade einen Himmel im Bewußtseyn, welchem entsprechend ein localer Himmel nur postulirt wird. Was er über die Verwandlung des Wassers in Wein sagt, ist ein unverwerflicher, schöner Gedanke, der aber über das Factische des Wunders, über dessen Denkbarkeit u. s. w. gar nichts entscheidet, und überdieß ist der Vorgang in ein solches Licht gestellt, als ob Jesus der Schöpfer des Weins überhaupt geworden wäre. Besonders aber ist an der Beurtheilung auszusetzen, daß sie dem englischen Leser so gar kein Bild von dem Plan, von dem Gang und der Methode und dem Gesammtresultat des Buchs gibt, und auf gut Glück mit dem zweiten Bande anfängt. Ob die englischen Theologen die durch das Leben Jesu neu angeregten Controversen alle, oder beinahe alle beantwortet und befriedigend beantwortet haben, werden die deutschen orthodoxen Theologen selbst stark bezweifeln. — Wir nehmen Veranlassung, hier noch Einiges anzuknüpfen, was für solche nicht uninteressant seyn dürfte, welche die religiösen und theologischen Gesinnungen und Ansichten in beiden Ländern gern vergleichen. In einer ausführlichen, mit vieler Liebe und Milde geschriebenen Anzeige der sämmtlichen Werke von Jung-Stilling, worin von der religiösen Literatur Deutschlands überhaupt gehandelt wird, zieht ein englischer Autor mehrere Parallelen zwischen dem englischen und deutschen Geist in der Auffassung der Religion; so sagt er z. B.: „Was die Beweise für die geoffenbarte Religion anlangt, so wird Stilling hierin nicht leicht einen brittischen Forscher von gesundem Sinn befriedigen. Wie die meisten deutschen Theo-

Digitized by Google

logen, ist er weit geneigter, bei den innern als bei den äußern Zeugnissen für das Christenthum zu verweilen. So weit unsere Beobachtung reicht, ist auch wirklich ein so radicaler Unterschied zwischen dem deutschen und dem englischen Geist in allen Gegenständen der Reflexion, daß es beinahe unmöglich seyn dürfte, zwei denkende Individuen aus den beiden Nationen zu finden, welche auf dem gleichen Weg zu einer Ueberzeugung von religiösen Wahrheiten gekommen wären. Der Engländer, hier, wie bei jeder andern Schwierigkeit, welche seinem praktischen Wesen sich entgegensetzt, baut sich eine Brücke zum Himmel, der Deutsche segelt in einem Ballon hinauf." — „Die englische Kirche hat immer beharrlich und fest die Heiligkeit der kirchlichen Tradition behauptet, und es für unzulässige Thorheit erklärt, daß jeder Einzelne sich seinen besondern Glauben aufbaue, oder aufzubauen suche, erzeugt von seinem eigenen Gehirn und der Bibel, gänzlich getrennt von der Atmosphäre einer gemeinsamen Tradition, in welcher das Urchristenthum uns überliefert ist. — In Deutschland ist die, sonst die Geister zusammenhaltende silberne Kette jetzt zerrissen; Jeder steht auf seinen eigenen Beinen so gut er kann, und Niemand weiß von einer geistigen Atmosphäre, worin er leben könnte, welche sich weiter erstreckte als die Atmosphäre seines eigenen Hirnes." So wenig nun diese theologische Autonomie oder Anarchie dem Engländer gefällt, ist er doch in seinem Urtheile nicht unbillig: „Zwar kann die menschliche Natur in ihrer gegenwärtigen Schwachheit sich schwerlich dazu verstehen, die herrliche Hoffnung der Unsterblichkeit zu verlieren gegen etwas, das Kant, Hegel oder Goethe dafür zu bieten haben; noch weniger aber kann die menschliche Natur sich dazu verstehen, die Wahrheit, die Liebe zur Wahrheit, das Forschen nach der Wahrheit und die zwingende Macht der Realität preis zu geben. Was nützt es mich, das Scepter der Welt in Händen zu haben, wenn ich immer von dem Verdacht verfolgt werde, daß es nur ein Kinderspielzeug sey? Wenn unsere Religion etwas Besseres seyn soll, als ein bloßes Schmuck- und Schaustück, so ist es von wesentlicher Wichtigkeit, genau zu wissen, wo und wie wir daran sind. Wenn irgend ein Zweifel hierüber obwaltet, so laßt uns scharf nachforschen, ob es Mittag oder Mitternacht oder nur die Morgenröthe eines kommenden Tages ist. Und wenn der Teufel irgendwo umgeht, so laßt uns darnach trachten, daß wir ihn sehen und erkennen; denn der Fürst der Luft wirkt immer am gefährlichsten im Dunkeln. Die Sache aber ist, daß am Ende doch nicht so viel vom Teufel in der deutschen Theologie spukt, als die Leute sich gern einbilden," u. s. w. Zum Schluß sagt der Verfasser: „Vielleicht, wenn wir den Versuch anstellten, würden wir finden, daß mehr vom Geist ächten Christenthums zu entlehnen wäre von Einem jener heterodoxen Neologen, oder antineologischen deutschen Pietisten, als von einem ganzen Heer unserer eigenen orthodoxesten Doctoren. Darin liegt nichts Befremdendes. Schon die Neuheit und der Contrast der ausländischen Denkweise wirkt als ein wohlthätiger Stachel auf die Denkthätigkeit. Aber abgesehen hievon, wo werden wir eine solche aufrichtige, ehrfurchtsvolle Wahrheitsliebe, eine so skrupulose Gewissenhaftigkeit der Forschung, eine so lebendige Respiration in der Atmosphäre alles dessen, was das Heiligste ist, finden, als unter jenen Deutschen? Es ist hohe Zeit, daß wir ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen auf dem Gebiet der Religion, wie wir es schon in den niedrigeren Sphären der Literatur gethan haben. Bisher haben wir uns in Beziehung auf theologische Gegenstände gar zu sehr benommen, wie die Freier der Penelope; wir leben und nähren uns von eines Andern Habe, und nennen den Herrn des Hauses einen Schelm. Wir füllen unsre Bücherständer mit den Früchten ihrer fleißigen Forschungen in classischer Literatur und biblischer Kritik, und dann wenden wir uns plötzlich gegen sie, und scheiten und lästern sie als Ungläubige und Atheisten, weil eben ihre eifrigen Studien, von welchen wir Nutzen ziehen, Einige von ihnen darauf geführt haben, gewisse Punkte zu bezweifeln, über welche Forschungen anzustellen wir uns nie die Mühe genommen. Ist das christlich? Ist das mannhaft? Wahrhaftig, wenn wir sonst nichts von der deutschen Theologie lernen könnten, so können wir doch Toleranz lernen, und diese, obgleich etwas Negatives, ist doch etwas Großes, denn sie ist die Negation der Thorheit und schiebt doch dem Allesverschlingenden Ich des Dogmatismus einen Knebel in den Rachen. Die Tugend der religiösen Toleranz, wie wir sie zu üben gewohnt sind, ist etwas ganz Materielles und Aeußeres. Es kann Einer so viel Unsinn predigen, als er will, und wir sperren ihn nicht ein. Sehr gut. Das heißt aber nur erst den Unsinn eines Andern dulden; dieß thun ist erst einen Schritt hinaus über wilde Barbarei; wie sollen wir aber lernen den Sinn eines Andern dulden? Das ist's, was Fleisch und Blut hart ankommt, denn es schließt die Möglichkeit des Gedankens ein: daß auch auf unsrer Seite einiger Unsinn seyn könne. Diese Toleranz lernen viele sehr orthodoxe Leute nie. Wenn wir den oft wiederholten Ansichten unparteiischer Ausländer einigen Glauben beimessen dürfen, so müssen wir bekennen, daß wir trotz unsers Golds und unsrer Maschinen in manchen Dingen bigott sind. Gehen wir nach Deutschland und studiren Toleranz. Man lasse die Neologie ruhig das Werk ihrer Reinigung vollbringen. Erasmus hat das Ei gelegt; Gott wird einen Luther senden, es auszubrüten, wenn die Zeit erfüllt seyn wird. Und wenn die Deutschen auch in metaphysisch-theologischen Sachen kein wirkliches Ei gelegt haben, so haben sie wenigstens neue Ideen auf die Bahn gebracht, die wir mit unserm derben praktischen Verstand aufzufassen und anzuwenden geruhen mögen. Selbst der fragliche Mann — Jung-Stilling, obwohl ohne Frage ein halbes Weib — kann uns viel lehren. Er kann uns lehren, den eifrigsten evangelischen Sinn mit einem gewissen freien Latitudinarismus zu vereinbaren, der doch nichts mit Indifferentismus gemein hat. Wir können von ihm lernen, daß Religion nicht Theologie ist, und Frömmigkeit nicht Kirchgehen. Wir können lernen, uns über den Buchstaben zu erheben, welcher tödtet, und den Geist zu suchen, der lebendig macht."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Kiew.

Der Morgen war ruhig und hell, als wir das Dorf Browar verließen. Durch einen grünenden Fichtenwald hindurch am westlichen Theile des Horizonts, entdeckten wir über einer grauen Nebelschicht Kiew. Die heilige Stadt stand wie in der Luft oder am Himmel, und die Strahlen der aufgehenden Sonne, die auf den goldgedeckten Spitzen seiner Tempel flammte, boten ein prachtvolles und auf Erden neues Schauspiel dar! Der Weg führt durch Wald im tiefen Sand; zur Seite gingen Pilger und Pilgerinnen in Andacht versunken. Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch die das russische Volk groß und mächtig ist, gehören zu seinen ausgezeichnetsten Charakterzügen. Ein Jahrtausend ist verflossen, seit das Licht der Offenbarung sich von Kiew aus über Rußland verbreitete, und trotz der babylonischen Gefangenschaft unter Batu Khan und den Polen hat das Volk doch sein Jerusalem nicht vergessen. Viele russische Frauen, noch in mittlern Jahren, thun das Gelübde, jährlich die heiligen Gebeine in Kiew zu besuchen, um dort ihre Andacht zu verrichten, und erfüllen es pünktlich bis zum Ende ihres Lebens. Während der langen, oft einige Monate dauernden Reise finden diese Wanderer im Namen des Glaubens allenthalben offenen Tisch und bereite Aufnahme; die gastfreien Bauern verlangen dafür keine andere Belohnung als ein Gebet vor den Gebeinen dee Heiligen.

Nach zwei Stunden zeigte sich wieder Kiew. Auf den das rechte Ufer der Dniepr bildenden Bergen erhob sich das Katakombenkloster, das Michailowische Kloster, die Kathedrale der heiligen Sophia und die Kirche des heiligen Andreas des Erstberufenen; etwas weiter oben am Flusse dehnt sich der unter dem Namen Podol bekannte untere Theil der Stadt aus. Der breite Dniepr wälzte zornig seine ungestümen Wellen, und lange, schmale Fahrzeuge waren es, die mit dem furchtbaren Elemente kämpften. Als wir vom Ufer abstießen, bekreuzigten sich die von dem heftigen Schwanken erschreckten Weibee unaufhörlich, und riefen im einfachen Gebete ihre Schutzheiligen um Hülfe an. Unter den Pilgern saß ein durch die Jahre gebeugter Greis, der den erlöschenden Blick auf die heiligen Katakomben gerichtet, die Worte des heiligen Damascenus las: „Siehe, das irdische Meer erhebt sich, und droht mich im Sturm zu verderben; führe mich, ich flehe, in deinen sichern Hafen, und errette mich, o Gott, vom Verderben!“ Die unerwartete Anwendnng dieser Worte im Munde eines am Ziel seiner Reise angekommenen Wanderers und eines am Ende seiner Tage stehenden Greises auf die angenblickliche Schifffahrt, war rüheend und ergreifend zugleich.

Das Katakomben- oder Höhlenkloster steht auf einem Berge, der gegen den Dniepr zu am Fuße scharf abgeschnitten und auf den übrigen Seiten durch Gräben, Bastionen und Pallisaden geschützt ist. Diese Veste wurde im Jahre 1716 von Peter I angelegt. Das Klosterthor ist mit Heiligenbildern bemalt, und innerhalb der Wohnung erstrecken sich Reihen niederer Zellen mit kleinen Pflanzuugen und Blumenbeeten. Ein breites, flaches Trottoir aus rohen Steinen führt in die Kathedrale zu Mariä-Himmelfahrt, welche auf dem Klosterplatze stedt; sie wurde auf die Bitte der Priester Antonins und Theodosius und auf Kosten des Warägers Simon gebaut, der früher der lateinischen Kirche angehört hatte. Die vier Baumeister aus Konstantinopel, welche diese, noch von Nestor die „Himmelgleiche“ genannte, Kirche bauten, legten in dem Fundament derselben die aus Konstantinopel mitgebrachten Gebeine von sieben Heiligen nieder, gleichsam zur Bezeichnung der sieben Säulen, auf welche die göttliche Vorsehung diesen Bau gegründet habe. Sie brachten auch das hier befindliche Bild der Mutter Gottes mit.

Zwanzig Klafter gegen Südwesten erhedt sich der peächtige und ungeheuee Glockenthurm, dee aus vier Stockwerken besteht, wovon das zweite mit 32 Säulen dorischer Ordnung, das dritte mit 16 großen und 16 kleinen Säulen jonischer Ordnung und das vierte mit acht dreifachen korinthischen Säulen geschmückt ist. Dieser Glockenthurm wurde im J. 1734 von einem fremden Künstler, Namens Scheiden, erbaut, und seine Höhe mit der Kuppel beträgt 43 Saschenen (Klafter), zwei Arschinen und zwei Werschok; er ist also höher als der Troiszlofergiewische, der mit der Kupole 41 Saf. und eine Arschine hat und als der

Digitized by Google

Iwanskhuem in Moskau, der mit dem Kreuze 38 Saf. 1½ Aeschinen Höhe hat. Das Aeußere der Himmelfahrtskirche gleicht unsern Kirchen im Kreml und ist gleichfalls mit sieben kugelförmigen, goldenen Knäufen, wie mit einem Kranze geziert. Beiläufig bemerkt, erkennt man die Spuren dieser Bauart, die ursprünglich zu uns aus Griechenland, und nachher auch aus Italien verpflanzt wurde, an den Kirchen des hl. Markus in Venedig und des h. Antonius in Padua; aber sie gehört weder der gothischen noch der byzantinischen Bauart an und ist wahrscheinlich eine Nachahmung der indischen Pagoden, mit denen sie eine treffende Aehnlichkeit hat. Es wäre zu wünschen, daß die Archäologen diese Herkunft genauer bestimmten.

Die Malerei auf der Scheidewand vor dem Allerheiligsten ist griechisch auf Goldgrund; das heilige Thor aus Silber wurde von dem Grafen Boris Scheremetiew und seinem Sohne Sergei gestiftet. Hinter dem rechten Chor liegt in einem mit Silber eingefaßten Schrein von Cypressenholz der Zeigefinger des Archidiakon Stephan und das Haupt des Großfürsten Wladimir; dort befinden sich auch in Kästchen aus Cypressenholz einzelne Theile der Gebeine sämmtlicher wunderthätigen Heiligen in den Katakomben. Hinter dem linken Chor liegen in einem silbernen Schreine die Gebeine Michaels, des ersten Metropoliten von Kiew; in der Vorkirche auf der rechten Seite ist das Grab des h. Theodosius. Unter dem linken Chor ruht der Staub des berühmten russischen Feldherrn, Graf Peter Rumjänzow Sadunalski.

In geringer Entfernung von der Kathedrale befindet sich die Druckerei für die Kirchenbücher, nebst den kostbaren Kirchengeräthen. Eine lange gedeckte Galerie von 64 Klaftern, welche innen mit verschiedenen Abbildungen aus dem Leben der Heiligen geziert ist, führt den Abhang des Berges hinab nach der Stelle, wo die alte Kirche der Kreuzerhöhung steht, aus der man in die nächsten Höhlen tritt. Bedeckte Gänge, die auf steinernen Bogen erbaut sind, und sich 91 Klafter weit ausdehnen, führen durch eine tiefe Schlucht in die Kirchen zu Mariä-Geburt und zu St. Anna-Empfängniß, welche über den entfernteren Höhlen stehen. Auf diesem Hügel befand sich, nach dem Zeugnisse Nestors, ursprünglich ein großer Wald, eben so wie in den übrigen Umgebungen von Kiew. Unter der Regierung des Großfürsten Jaroslaw Wladimirowitsch grub ein gewisser Hilarion, ein Geistlicher aus Berestow und ein gelehrter, in seinen Fasten strenger Mann, hier eine 2 Klafter tiefe Höhle aus, und begab sich dahin, um die Horen zu singen und sein Gebet im Stillen zu halten. Als Hilarion zur Würde eines Metropoliten an der heiligen Sophia erwählt worden war, blieb diese Höhle leer bis zu der Zeit, wo der große Antonius seine Wohnung darin aufschlug. Er war aus Ljubetsch gebürtig, und auf dem Berge Athos in den Mönchsstand getreten. Der Ruf von seiner strengen Lebensweise und seinen Fasten verbreitete sich im ganzen russischen Lande, so daß selbst der Großfürst Isäslaw Jaroslawitsch mit seinem Gefolge herkam, um sich von ihm den Segen ertheilen zu lassen. Bald verwandelte sich seine Einsiedelei in eine größere Wohnung; die Zahl der von ihm als Mönche aufgenommenen Brüder stieg auf zwölf, und mit ihnen grub er in der Höhle eine Kirche und Cellen aus. Zur Leitung dieser Brüderschaft setzte Antonius den Igumen Barlaam ein, er selbst aber folgte seiner Neigung zum einsamen Leben, und entfernte sich nach dem gegenüberliegenden, durch eine Schlucht getrennten Berg, wo er den Grund zu andern Höhlen legte, welche man die nähern nennt. Antonius verließ 40 Jahre lang seine erste, und 16 Jahre lang seine zweite unterirdische Wohnung nicht, und hörte auch nicht auf, seinen Brüdern weise Rathschläge auf dem Lebenswege zu ertheilen. Auf seine Veranlassung bauten sie die Kirche zu Mariä Himmelfahrt über den entlegeneren Höhlen, und auf seine Bitten trat der Großfürst ihnen den ganzen, jetzt von dem Hauptkloster (Laura) eingenommenen Berg ab. Bald war auf diesem die reiche Kirche zu Mariä Himmelfahrt errichtet, eine Menge Cellen gebaut, und das Kloster von Säulen eingeschlossen. „Viele Klöster," sagt Nestor, „wurden von Fürsten, Bojaren und reichen Leuten gegründet; aber keine, wie diese, ohne Gold und Silber, nur durch die Thränen, Fasten und Gebete des heiligen Antonius."

Unterhalb dieser Höhlenveste, drei Werste davon, bei der kleinen Dniepr-Schnelle steht das Kloster Wydubiz, das durch seine schöne Lage, so wie durch sein hohes Alterthum bemerkenswerth ist. Hier soll Großfürst Wladimir das Bild des Gottes Perune in den Dniepr gestürzt haben. Die Kathedrale dieses Klosters, welche dem Erzengel Michael geweiht ist, wurde im Jahre 1082 von Großfürst Wsewolod gegründet.

In der Nähe der Höhlenveste, auf dem zu dem Kreschtschatik (Taufbrunnen) fahrenden Weg, liegt das Kloster zur Einsiedelei des h. Nikolaus. Es hat drei Kirchen innerhalb und zwei außerhalb seiner Ringmauer; eine derselben steht auf dem niedern Vorsprung des Berges gegen den Dniepr im Ugorischen Districte, auf einer Stelle, welche das Oskolbsgrad heißt. Man vermuthet, daß sie schon zu den Zeiten des Heidenthums von dem Magnaten Olem erbaut worden, und daß die rechtgläubige Fürstin Olga darin begraben worden sey, indem deren Sarg erst in der Folge von Großfürst Wladimir in eine andere Kirche versetzt wurde. Im J. 1063 wurde hier ein Frauenkloster errichtet, im zwölften Jahrhundert in ein Mannskloster umgewandelt, einigemal von den Polowzen und Tataren zerstört, und erst im J. 1696 aus dem ugorischen District an seine jetzige Stelle versetzt.

Das Höhlenkloster und der daran stoßende Theil der Stadt mit dem kaiserlichen Palast und dem Garten sind unter dem Namen des neuen Kiew bekannt, das von dem alten und von dem Podol durch eine große Schlucht getrennt ist. In dem untern Theile dieser letztern ist ein Brunnen, der den Namen Taufbrunnen (Kreschtschatik) führt, denn nach der Sage sollen daselbst die Kinder des Großfürsten Wladimir getauft worden seyn. Neben dem durch einen Pavillon bedeckten Brunnen wurde am 5 September 1802 dem großen Wladimir ein Obelisk errichtet. Alt-Kiew liegt auf dem Berge, der sich von der Schlucht gegen Norden erstreckt. Hier ist jede Stelle durch ein Heiligthum oder durch eine geschichtliche Thatsache bezeichnet.

Digitized by Google

Die Kathedrale der heiligen Sophia steht auf demselben Felde, wo Jaroslaw mit seinem Gefolge von Warägern und Nowgorodern im Jahre 1036 die Heere der Petschenegen schlug und zerstreute. Die Kirche selbst mit der Metropole wurde ein Jahr nach diesem Siege zugleich mit der Stadtmauer, welche goldene Thore hatte,*) gegründet. Nach dem Zeugnisse Nestors schmückte Jaroslaw die heilige Sophia mit Silber, Gold und Kirchengefäßen. Die Spuren der ursprünglichen Pracht sieht man noch an den Mauern des Altars, der mit einem reichen Mosaik bedeckt ist. Dieses kostbare und älteste Denkmal russischer Kunst ist sowohl durch die Reinheit in der Ausarbeitung, als durch seine Größe berühmt: es nimmt drei ganze Stockwerke ein; in dem ersten sind die Bilder von Basilius dem Großen, Gregor dem Frommen, Johannes Chrysostomus und andern allgemeinen Kirchenvätern, zehn an der Zahl; in dem zweiten ist der heilige Tisch mit den Sacramenten, und der Erlöser, der sechs Aposteln das Brod austheilt, mit der Inschrift: Nehmet hin und esset u. s. w., in griechischer Sprache; auf der andern Seite ist der Erlöser, wie er sechs andern Aposteln den Kelch reicht, mit der Inschrift: Trinket alle daraus u. s. w., gleichfalls in griechischer Sprache. Auf dem dritten Stockwerk ist das Bild der Mutter Gottes mit ausgebreiteten Händen. In der Hauptkuppel der Kirche selbst über dem heiligen Thore**) ist das Bild von Christus mit den vier Evangelisten in den Ecken. Der Grund dieser Bilder ist allenthalben Goldfarbe, die Gesichter weiß, Haare und Bart grau, das Gewand von Einer Farbe mit dem Gesichte, die Evangelisten schwarz, roth und Gold; Zeichnung und Stellung der Figuren gehört dem gewöhnlichen Styl der griechischen Malereien. Die untern Theile des Mosaiks am Altare sind erneuert; nach der Sage sollen sie von Batu Khan zerstört worden seyn.

Das Innere der Kirche stellt eine Art kleines Labyrinth vor, das aus Galerien, Scheidemauern, Säulen und Gewölben besteht; in den Zwischenräumen sind die Gräber der Großfürsten vertheilt, unter andern auch das Marmorgrab Jaroslaw Wladimirowitschs; die Zahl der Capellenaltäre unten und auf den Chören beträgt achtzehn. Das Aeußere der Kirche ist ohne Säulen und Fronton durch längliche und runde Fenster erhellt, der Altar mit fünf Halbkreisen verziert, die Kuppel mit vergoldeten Knöpfen gekrönt. Unter den goldenen und silbernen Geräthen der Sophienkirche sind die von den Czaaren Johann und Peter Alexejewitsch, von der Zaarewna Sophia Alexejewna, der Kaiserin Katharina II, und dem Kaiser Alexander I gestifteten bemerkenswerth; die letztern sind im J. 1814 in Paris von dem Meister Brienne bearbeitet worden. Unter den Mitren der Archierens ist Eine bemerkenswerth, die aus Gold geschmiedet und mit Edelsteinen, Rubinen, Smaragden und Diamanten auf der Spitze des Kreuzes verziert ist, so wie eine andere mit Perlen, Diamanten und andern Edelsteinen. Außerdem sind in der Kirchenschatzkammer zehn Panagien *) aus Diamanten, einige Chormäntel und andere Priesterkleidungen, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt sind. (Schluß folgt.)

*) Nach dem Bericht des Ministers des Innern vom J. 1833 hat ein in Kiew lebender Beamter, Namens Lechwitzki, der sich mit der Aufsuchung von Alterthümern abgab, die Stelle entdeckt, wo sich die sogenannten goldenen Thore Jaroslaws befanden. Der Kaiser wies eine jährliche Summe von 1500 Rubel zur Fortsetzung dieser Alterthumsforschungen in Kiew und eine andere Summe zur Aufräumung der Jaroslawschen Thore an.

**) Auch das Königsthor: Zarskie wrata, genannt.

*) Panagia, das Heiligste, bedeutet im griechischen Ritus ein Bildniß des Heilandes oder der heiligen Jungfrau, das die Prälaten an einer Kette tragen.

Bemerkungen über die Wirkungen der langen Tage und Nächte im Norden.

Dr. Martins, der mit der französischen Expedition nach Spitzbergen den Norden Europa's besuchte, theilt hierüber Folgendes mit: Zu Trondhiem (Drontheim) verließ ich die Corvette und ging mit dem Dampfschiffe nach Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europa's. Schon zu Trondhiem gab es keine Nacht mehr, sondern nur noch einen Abend, wo die Abendröthe und Morgenröthe sich verschmelzen. Drei Tage später fuhren wir die Fenster zu Tromsö in den Strahlen der Mitternachtssonne glänzen. Jetzt fühlten wir die Qual des fortdauernden Tages, wo inmitten dieser ermüdenden Klarheit nichts zum Schlummer einladet. Endlich fühlt man das Bedürfniß der Ruhe, man legt sich und möchte schlafen; eitle Hoffnung! Man findet nur einen unruhigen Schlummer, und erwacht bald wieder, noch ehe der Körper wieder Kräfte gewonnen hat. Diese Entbehrung des Schlafes wird ersetzt durch einen unmäßigen Appetit und nicht minder unmäßige Verdauungskräfte. Die Eingebornen fühlen diesen Einfluß nicht minder, und ihre Gesundheit leidet auch darunter, wie denn namentlich Frauen und Kinder von schwächlicher Gesundheit sind.

Ist der fortdauernde Tag im Sommer eine Qual, so sind es die ewigen Nächte im Winter nicht weniger; man sollte glauben, jetzt bringe man das im Sommer Versäumte herein, dem ist aber nicht also, und dann werden die meisten Einwohner hypochondrisch, andere fühlen Herzklopfen, die Kinder schwinden dahin und sterben, wenn man sie nicht nach dem Süden schickt, und dieser Süden ist für sie Trondhiem, der ungefähr unter der Breite Islands liegt. Von Christiania sprechen sie schon, wie wir von Italien. (Echo du Monde Savant vom 2 Februar.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inseln.

(Fortsetzung.)

Der Hafen von Spalato hat gegenwärtig die Bedeutung bei weitem nicht mehr wie ehedem, zumal er jetzt fast völlig verschlammt und dadurch für Hochseeschiffe unzugänglich ist. Dessen ungeachtet hat aber der Handel doch immer noch eine größere Bedeutung als der von Zara. Geräuchertes und gesalzenes Fleisch, Oel, Wein, Feigen und Melonen bilden die Hauptproducte, die ausgeführt werden, aber größtentheils von den benachbarten Inseln herkommen. Die Ausdehnung des Handels erstreckt sich auf den ganzen Umfang des adriatischen Meeres, nämlich bis nach Venedig, Ancona, Triest, noch Istrien und den quarnarischen Inseln noch Fiume, Buccari, Zengy, Carlopago und gegen Süden bis Cattaro, wohin er überall blaß mit Küstenschiffen betrieben

Digitized by Google

wird. Man zählt im ganzen Sprengel Spalato beiläufig 240 Schiffe der großen Küstenfahrt und 188 bei der kleinern. Die erstern bestreichen alle Häfen des adriatischen Meeres bis Otranto und den Canal von Zante, die letztern blos die dalmatischen Häfen von Arbe bis Budua. Eigentlich Hochseeschiffe besitzt Spalato nur vier, von denen die Eigenthümer in Milna auf der Insel Brazza sind.

Unter den Spalato benachbarten Orten auf dem Festland ist das drei Miglien östlich entlegene und mit der Stadt durch eine besondere Straße, welche bis Clissa und Sign sich fortsetzt, in Verbindung stehende Salona wegen seiner antiken Baudenkmale der einzige eines Besuches werthe. Da jedoch seiner schon in einer frühern Nummer dieser Blätter ausführlich erwähnt worden ist, so wollen wir, auf jene verweisend, unsere Wanderung fernerhin fortsetzen, um auch die Spalato benachbarten merkwürdigen Eilande kennen zu lernen. Unter diesen ist Brazza die Spalato am nächsten gelegene Insel. Man beschifft sie von hier in wenigen Stunden, da sie nächst Solta der Stadt gerade gegenüber liegt. Brazza (slavisch Brać) ist nicht nur eine der schönsten, sondern auch die bevölkertste im dalmatischen Archipel. Sie hat gegen 52 Miglien Länge, 9 Miglien Breite und gegen 12,000 Einwohner. Ihre Hauptrichtung geht mit dem gegenüberliegenden Festlande parallel, also von Nordwest gegen Südost. Auf ihrer Südseite liegt mit ihr gleichlaufend, aber durch einen mehrere Miglien breiten Meeresarm von ihr getrennt, die Insel Lesina, im Norden Solta. Brazza ist nach allen Richtungen hin von Bergen durchschnitten, zwischen denen die fruchtbarsten Thäler hinfurchen. Die höchsten Berge sind in der Gegend von Bol, doch übersteigt keiner die Höhe von 808 Fuß; dagegen sind sie bis über die Hälfte ihrer Höhe mit Meerstrandkiefern (Pinus maritima) bewaldet, während an ihrem Fuß die köstliche Reben, Oel-, Feigen-, Johannisbrod- und Mandelbäume in zahlreicher Menge, und in den reizenden, sanftigen Thälern die herrlichsten Triften, mit den wohlriechendsten Kräutern prangend, sich hinbreiten. Von letztern behaupten die Bewohner, daß krankes und mageres Schafe gesund und fett werden, wenn man sie daselbst weiden läßt. Dieser Ruhm scheint jedoch der Insel schon in frühesten Zeiten zu Theil geworden zu seyn, denn auch Plinius bezeichnet sie mit dem Namen caprea laudata. Das vorzüglichste Product der Insel ist Wein, der hier in außerordentlicher Menge und Güte wächst; man baut übrigens mehrere Sorten, unter denen der bei Bagara dem ächten Cypeerwein an Geist und feinem Aroma gleichkommt, und auch häufig dafür verkauft wird. Man berechnet den jährlichen Durchschnittsertrag auf 70,000 Barillen,*) wovon bei freier Schifffahrt gewöhnlich ein Theil nach Amerika ausgeführt wird. Auch der Ertrag von Oel, Feigen und Maraschen ist nicht unbeträchtlich, obschon er um Vieles noch erhöht werden könnte. Aus der Schafmilch bereiten die Insulaner einen vorzüglichen Käse und aus den Maraschen treffliche Liqueure. Das einzige, woran es der Insel gebricht, ist Getreide, wovon sie bis jetzt kaum den siebenten Theil für ihren Bedarf zu erzeugen im Stande ist. Auch an Wasser leidet sie Mangel, es gibt zwar mehrere große Cisternen und bei Bol und Sestry einige spärliche Quellen, alleia diese sprudeln während der hohen Sommermonate entweder gar kein oder nur schlechtes Wasser, das dann dem der Cisternen wenig verschieden ist. Die vorzüglichsten Orte der Insel sind: S. Pietro und S. Giovanni, beide auf der östlichen Seite gegenüber von Spalato, und mit geräumigen Häfen; Milna auf der Westseite an einer großen Bucht, gegenüber der Insel Solta, mit welcher Milna durch den gleichnamigen Canal zusammenhängt; Bol, Postire, Povoischie, Pueischir, Stipanska, Baschiza und Volle Grande, welche sämmtlich am Meere liegen und natürliche Häfen haben; Neresi, fast im Mittelpunkte der Insel, war ehedem der Hauptort. Er hat einen schönen Lage am östlichen Saum eines eben so lieblichen als fruchtbaren Thales, das bis Milna hinzieht. Frühere war Neresi sehr bevölkert, allein seit der letzten Pestseuche, welche hier furchtbar wüthete, zählt es nur 200 Einwohner in 52 Häusern. Von dem Hafenort S. Pietro führt ein guter Saumweg in vier Miglien dahin. Bei den Orten Milna und Pueischir sind ergiebige Steinbrüche, welche viele Hände beschäftigen und schöne Steinmetzarbeiten liefern. Zwischen den Ortschaften Selip und Splitska befinden sich ebenfalls Steinbrüche, von denen man vermuthet, daß sie für die Bauten zu dem Diocletianischen Palaste geliefert hätten. Die Bewohner Brazza's sind meist Slaven, mit Italienern und einigen deutschen Familien gemengt. Sie nähren sich außer der Landwirthschaft auch mit Fischfang und Schifffahrt, doch gibt es nur wenig Wohlhabende unter ihnen, da sie frühen Herren der Gründe und des Bodens sind, den sie bebauen, sondern meist nur sogenannte Colonisten. Die meisten haben daher, wie dieß auch auf dem Festlande, namentlich in den Kerisen Zara und Spalato, der Fall ist, nicht nur der Regierung den zehnten Theil des Bruttoertrags von ihrer Oliven-, Wein- und Getreide-Ernte, sondern auch ihrem Grundherrn nach Maaßgabe der größern oder kleinern Entfernung das Viertel, Fünftel oder Sechstel vom Rest abzuliefern. Dem Bauer bleibt daher nur ein geringer Theil von den Erträgnissen seines Fleißes. Die Luft auf Brazza ist rein und gesund, auch der Winter sehr mild, denn nur in den kältesten Tagen kann man früh Morgens eine dünne Eishaut über den kleinen Gewässern sehen, die aber schon mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne wieder zerfließt. Selbst die höchsten Gipfel der Berge tragen im strengsten Winter ihr Schneekleid nur wenige Tage. Die im Norden an Brazza sich erhebende und mit ihr durch den Canal von Milna in Verbindung stehende Insel

Solta ist nur etwa 8 Miglien lang, aber sehr fruchtbar, und ihre Buchten reich an Fischen. Sie zählt gegen 1200 Einwohner, die sich von Weinbau, Fischfang und etwas Bienenzucht nähren. Der fruchtbarste Theil der Insel ist ein in ihrem Mittelpunkte hinfurchendes Thal, Vallata di Solta genannt, welches Getreide, Wein, Oel und Mandeln in Menge hervorbringt. Ihre Bewohner sind kühne Schiffahrer, die sich nicht scheuen, in den kleinsten Küstenschiffen ihren Productenhandel, der sich bis Venedig, Triest und im Süden bis Gattaro erstreckt, zu betreiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Spalatiner Barile wird zu 48¾ Maaß oder 69 französischen Litres angenommen. Sie weicht somit von der Venediger Barila, welche 1½ Wiener Eimer oder 45 Maaß hält, ziemlich ab.

Kautschuk-Sprachröhren. In der neuen Industrieausstellung in Paris findet sich solche Sprachröhren, die man im Wagen anbringen kann, so daß der Kutscher in alle Stille, selbst ohne daß die übrigen im Wagen sitzenden Personen es merken, den Befehl über den einzuschlagenden Weg erhält. Dasselbe Mittel hat man jetzt auch bei den Taucherglocken angewendet, so daß das Sprechen zwischen dem Matrosen im Kahn und dem Taucher im Wasser ohne die geringste Mühe sich bewerkstelligt. (Franz. Bl.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redaction: Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1839.

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java.

(Von Dr. E. Selberg.)

In einem Lande, wo außer den eingebornen Javanen Malaien, Chinesen, Europaer, Balinesen, Bugineſen (von Celebes), Amboineſen (von Amboina), Madureſen (von Madura), Araber, Armenier, Aſchanteſen (von der Küſte von Guinea) in größerer oder geringerer Anzahl leben, muß natürlich auch die Ausübung der Arzneikunſt, deren Beſchaffenheit ſo innig mit der intellectuellen und philoſophiſchen Bildung des Ausübenden zuſammenhängt, unendlich modificirt ſeyn, je nachdem die Bildungsſtufe höher oder tiefer iſt, welche das Volk einnimmt, dem der Heilkünſtler angehört. Auch Java beſtätigt dieß, und eben durch jene verſchiedenen Völkerſchaften, welche auf ihm hauſen, bietet es ein intereſſantes Bild dar der Medicin in der Kindheit (bei den Javanen), im reifern Alter (bei den Chineſen), und im ausgebildeten (bei den Europäern). Dieſe drei Völkerſchaften repraſentiren in Bezug auf die Ausübung der Medicin alle übrigen Nationen, welche außerdem hier leben, da jene vollkommen ſowohl durch ihre Anzahl als auch durch ihre politiſche Bedeutung im Stande waren, ſich gegenſeitig abzuſchließen und den heimathlichen Sitten mehr oder minder treu zu bleiben.

Ich bin um ſo mehr geneigt, anzunehmen, daß die folgenden Bemerkungen dem gebildeten Publicum nicht unintereſſant ſeyn werden, da einestheils gerade die Ausübung der Medicin bei einem Volke einen ſichern Schluß auf die übrige Geiſtescultur zuläßt, anderntheils aber eben duech dieſe Notizen der Leſer in den Stand geſetzt wird, eine Wiſſenſchaft in der Wiege zu ſehen, welche die neuere Zeit in Europa zu einer bedeutenden Größe empor gebracht hat. Zugleich zeigen aber auch die folgenden Zeilen, wie eine Wiſſenſchaft, welche in dem gemäßigten Klima erblühte, in dem Strahl der tropiſchen Sonne verdorrt und nicht mehr die Früchte wie im mütterlichen Boden tragt; ich meine die europaiſche Medicin auf Java. Die Medicin der Chineſen ſteht zwiſchen der europaiſchen und javaniſchen als Uebergangsſtufe, denſelben ſtabilen Geiſt deurkundend, welchen das Mutterland China in allen ſeinen Einrichtungen zeigt.

Nur das, was ich ſelbſt geſehen, wovon ich mich ſelbſt überzeugt habe, will ich hier mittheilen, um Unbekanntes zu veröffentlichen und Bekanntes zu beſtätigen. Nur aus dieſem Geſichtspunkte bitte ich dieſe Mittheilungen zu betrachten.

Die Medicin bei den Javanen.

Ohne mich in eine weitere Beſchreibung der Javanen einzulaſſen, welche ich für eine folgende Mittheilung aufſpare, gehe ich ſogleich zu dem Zuſtande der Medicin ſelbſt bei ihnen über. Da ſie durchaus keine Kenntniß von den verſchiedenen Disciplinen der Medicin beſitzen, keine Idee von den Vorgängen im menſchlichen Organismus während der Krankheit und Geſundheit haben; ſo ſind ſie natürlich auch nicht im Stande, ſich eine Vorſtellung von den Wirkungen zu machen, welche Aezneien im lebenden Körper hervorbringen. Das geſammte weibliche Geſchlecht bildet das corpus medicorum und, obgleich einzelne ältere Frauen ex professo Aerzte (Dukuhn) ſind, ſo habe ich doch oft Gelegenheit gehabt, bei den Haushalterinnen der Europäer zu bemerken, daß auch der jüngere Theil der Javaninnen ſich viel mit Ausübung der Medicin in engeren Kreiſen beſchäftigt. Einzelne dieſer javaniſchen Aerzte erwerben ſich nicht ſelten einen großen Ruhm, und von fern und nahe, von Eingebornen und Fremden, wird ihre Hülfe in Anſpruch genommen.

Wenn die Dukuhn zu einem Kranken gerufen wird, ſo iſt die erſte Frage nach deſſen Hauptleiden, und dieß iſt auch die letzte, denn Urſachen, Verlauf der Krankheit und gegenwärtiges Verhalten der Functionen iſt ihr gleichgültig, und ſie kennt weder die Manier, dieß zu erforſchen, noch beſitzt ſie das Vermögen, vielleicht zufallig hierüber Erfahrenes bei der Behandlung in Anwendung zu bringen. Wird z. B. eine Dyſenterie behandelt, und die Dukuhn weiß, daß Patient an einer Diarrhöe leidet, ſo wendet ſie alle Mittel, deren Anwendung entweder die Tradition lehrt, oder die eigene Erfahrung billigt, ſchnell nach einander ohne beſondere Auswahl an, bis eines hilft, oder der Tod die fernere Cur unnöthig macht.

Digitized by Google

Der Arzneivorrath, welchen Java und die benachbarten Inseln liefern, ist groß, wie sich dieß auch schon aus den stark differenzirten klimatischen Verhältnissen schließen läßt. Um den javanischen Kenntnissen jedoch nicht zu nahe zu treten, muß ich bemerken, daß sie eine pharmakodynamische Eintheilung in ihrem reichen Vorrathe von Medicamenten gemacht haben. Sie theilen die sämmtlichen Arzneimittel in zwei große Classen, nämlich in erhitzende (obat panas) und kühlende Arzeneien (obat dingin). Das einzige Kriterium für diese Theilungen ist der Geschmack. So unzureichend dieß Kriterium schon an und für sich ist, so wird es noch unsicherer, weil die Zunge der Javanen durch den sehr häufigen Genuß des spanischen Pfeffers verwöhnt ist. So rechnet die javanische Dukuhn z. B. eine kleine Species von capsicum annuum zu den erhitzenden Mitteln, weil sie ihr ein Gefühl des Brennens im Munde verursacht, eine größere Species aber zu den kühlenden Arzeneien, weil sie an den Genuß dieser letztern Art gewöhnt ist: ich kann jedoch erfahrungsmäßig versichern, daß die letztgenannte Pflanze durch den momentanen Versuch ihres Geschmacks eine förmliche Entzündung in meinem Munde hervorrief.

Antiphlogistische Mittel finden bei den Javanen durchaus keine Anwendung. Obgleich die Natur mit Blutegeln*) dieses Eiland übersät hat, so machen sie doch von diesen eben so wenig Gebrauch, als von Blutentziehungen überhaupt. Auch die Pflanzensäuren, welche so reichlich hier vorhanden sind, benutzen sie nicht, desto mehr jedoch die ätherisch-öligen, aromatischen und scharfen Arzneimittel. Alle Arzneien, welche ich kennen lernte unter den Javanen, alle die, welche durch die Bemerkungen von Blume, Horsfield und Waitz bekannt geworden sind, gehören mehr oder weniger zu diesen genannten Classen, wie Ansehn, Geschmack, Geruch und Wirkung zu erkennen gibt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Blutegel sind eine andere Species als die unsrigen; sie sind größer, blutgieriger, haben ein zäheres Leben und können Tage lang außer dem Wasser leben. In manchen feuchten Gegenden sind sie in solcher Masse, daß sie den Reisenden durch ihre Bisse sehr lästig fallen. Die Inländer befestigen um ihre Beine Tabaksblätter, um sich dagegen zu schützen. Hauptsächlich leben sie in den künstlichen Bewässerungen der Reisfelder. Ihre Charakteristik ist: vermis corpore depresso, subtus viridi vel fusco, supra subviridi, cum maculis nigris, linea dorsalis nigra, lineis duabus marginalibus flavis nigro punctatis.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

K i e w.

(Schluß.)

Bei der Sophienkirche befindet sich eine Bibliothek, die etwa 1000 seltene Bücher und Manuscripte in hebräischer, griechischer, lateinischer, polnischer, altslavischer, russischer, deutscher und andern Sprachen enthält. Man kann sie die Mutter der russischen Bibliotheken nennen, denn nach dem Zeugnisse Nestors hat schon Jaroslaw Wladimirowitsch hier viele theils originale, theils aus dem Griechischen übersetzte Bücher niedergelegt.

Der Hauptaltar des goldgedeckten (slatowercho) michailowischen Klosters ist gleichfalls mit einem Mosaik bedeckt, welches das heilige Abendmahl, aber nur mit 18 Aposteln und 2 Engeln, darstellt. Merkwürdig ist hier auch das im Jahre 1826 vom Kaiser Alexander geschenkte Bild des Erzengels Michael, das prachtvoll mit Brillanten verziert ist. In der Mitte der Kirche steht das reiche, silberne Grabmal der großen Märtyrerin, der heiligen Barbara, mit ihren Gebeinen. Sie wurden von der griechischen Fürstin Barbara, der Tochter des Kaisers Alexis Komnenus, welche an den Großfürsten Swätopolk II verheurathet war, nach Kiew gebracht. Ueber dem Grabmal sind auf Tellern goldene und silberne Kreuze und Ringe aufgehäuft. Pilger und Pilgerinnen empfangen sie gegen ein kleines Geschenk an die Kirche, theils um dieselben bei sich zu tragen, theils zur Erinnerung an ihren Besuch dieses Heiligthums.

Die Kirche zu den drei Bischöfen, früher die Bergkirche des heiligen Basilius genannt, wurde von dem Großfürsten Wladimir auf demselben Hügel erbaut, wo das Götzenbild Perune's und andere slavische Tempel standen. Obwohl sie zu verschiedenen Zeiten wiederholt zerstört und wieder aufgebaut wurde, so dient doch der untere Theil der Mauer, der aus Backsteinen von eigenthümlicher Form besteht, als Beweis ihres hohen Alterthums.

Die Zehentenkirche (desjætinnaja zerkow) zu Mariä Geburt wurde, nach Nestors Zeugniß, im Jahre 989 gegründet, und erhielt ihre Benennung daher, daß der Großfürst Wladimir den zehnten Theil seines ganzen Vermögens und aller Einkünfte des Reichs derselben bestimmte. Dieß ist fast das einzige Beispiel in der russischen Kirche, während in den von Polen wieder eroberten Gouvernements die katholische Geistlichkeit neben manchen Einkunften diese Abgabe und namentlich den Korn- und Garbenzehenten bezieht, den die katholischen Priester auch von den sich zur herrschenden Kirche bekennenden Bauern erhalten.

Man glaubt, die Zehentkirche sey sehr groß gewesen, aber nach den Bürgerkriegen und dem Einfalle Batu's war sie nur noch eine Capelle. Auf der äußern Mauer an der Südseite sieht man noch einige große slavonische Buchstaben, die Spuren einer ehemaligen Inschrift, welche ein Gegenstand der Conjecturen für die Alterthumsforscher geworden ist. Könnte man nicht in alten Liturgien und Gebeten an die heilige Mutter Gottes den Schlüssel finden? Freilich behauptet Karamsin, der Sinn der Worte sey nicht mehr zu errathen, weil die Tafel aus drei Bruchstücken zusammengesetzt gewesen sey. In geringer Entfernung von dieser Kirche fand der berühmte Vorkämpfer der russischen Kirche, der Metropolit Peter Mogila, im Jahre 1636 in einer auf seine Anordnung aufgegrabenen Grube zwei Marmorgeäder; aus den Inschriften ergab sich, daß dieß die Grabstätten Wladimirs des Großen und seiner Gemahlin, der griechischen Fürstin Anna, waren. In der ersten fand man den Kopf, der zuerst in der Kirche r Verklärung Christi,

Digitized by Google

dann, wie oben erwähnt, in der Mariä Himmelfahrtskirche niedergelegt wurde.

Die Kirche des h. Andreas des Erstberufenen steht auf dem höchsten Hügel des alten Kiew, wo er nach Art eines Vorgebirgs gegen Norden vorspringt, und auf der einen Seite durch den Weg, auf der andern durch den schroffen Abhang abgeschnitten ist. Sie wurde im J. 1744 in Anwesenheit der Kaiserin Elisabeth gegründet, an demselben Orte, wo früher die Kirche der Kreuzerhöhung stand, und wo nach der alten Sage der Apostel Andreas das erste Zeichen des Glaubens, das belebende Kreuz, errichtete. Zu dem Tempel führen breite steinerne Stufen hinan; von dem freien Platze, worauf er steht, hat man eine der prächtigsten Aussichten: Podol mit seinen Kirchen und Klöstern, der geschlängelte Lauf des Dniepr, ein großer Wald mit Seen, die von der Ueberschwemmung übrig geblieben, und in der Ferne grünende Fichtenwälder.

Podol ist der bevölkertste Theil von Kiew. In demselben befinden sich noch mehrere Klöster, unter andern das bruderschaftliche Unterrichtskloster, worin die geistliche Akademie ihren Sitz hat. Den ersten Grund zu dieser Anstalt legte der Patriarch von Konstantinopel, Jeremias, auf seiner Reise nach Moskau im Jahre 1588, als er unter der Benennung einer Stauropigia *) unter Aufsicht des Patriarchen hier die Kirche zum Fest der Erscheinung gründete, und dabei eine Schule zum Unterricht der Kinder im Kirchendienst und im Lesen. Seit dem J. 1613, als Anna, die Wittwe des Marschalks von Mosyr, ihr Haus und ihre Güter dieser Schule vermachte, wurden sie auch in der griechischen, lateinischen und altslawischen Sprache unterrichtet. Im J. 1631 baute der Metropolit, Peter Mogila, ein besonderes Haus für diese Unterrichtsanstalt, bestimmte den größten Theil seines Vermögens zum Unterhalt derselben, und fügte dem Unterricht in Sprachen noch Rhetorik, Philosophie und Theologie in lateinischer Sprache hinzu. Peter I setzte dem Rector und den Lehrern einen bestimmten Unterhalt aus, und verfügte, daß der Unterricht in der Akademie nur den Jünglingen der griechisch-russischen Kirche ertheilt werden solle. Im J. 1799 wurden zum Unterhalt der Akademie etwa 12,000 Rubel ausgesetzt; jetzt ist sie nach denselben Verordnungen eingerichtet, und steht in denselben Verhältnissen, wie die Akademien in Petersburg und Moskau. Es ist unnöthig, an den großen Nutzen zu erinnern, den die kiew'sche Akademie dem Vaterlande geleistet hat. In ihr wurde nicht nur der größte Theil unsrer Geistlichen, sondern auch viele Staatsbeamte gebildet; kurz gesagt, seit Errichtung der Universitäten ist Kiew das russische Athen geworden.

Fast in allen Theilen von Kiew, im neuen, im alten und im Podol, auf dem Berge Schtschekawika und den benachbarten Hügeln, überall sieht man Spuren alter Wohnungen, Gebäude und Gottesacker. Alles dieß bestätigt das Zeugniß des deutschen Chronisten Ditmar, eines Zeitgenossen Wladimirs, daß in Kiew, einer großen Stadt, sich damals 400 Kirchen, die durch den Eifer der neubekehrten Christen erbaut wurden, und acht große Marktplätze befanden. Adam von Bremen nennt Kiew gleichfalls die Hauptzierde Rußlands, und sogar das zweite Konstantinopel.

*) Stauropigia i die Benennung eines nicht unter dem Bischof, sondern nur unter der Synode stehenden Klosters; das obige sollte also nur unter dem Patriarchen stehen.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inseln.

(Fortsetzung.)

Die Insel Lesina liegt südlich von Brazza, mit der sie eine fast parallele Lage hat. Ein langer, aber nicht sehr breiter Canal, den man bequem in einer Stunde durchschifft, trennt beide Inseln von einander. Lesina ist zwar größer als Brazza, indem sie gegen 152 Geviertmiglien Flächenraum hat, allein im Ganzen ist sie doch weniger bevölkert, denn sie zählt kaum 10,000 Einwohner, während Brazza auf einem ungleich kleinern Flächenraume dieselbe Anzahl begreift. Den Namen Lesina (Schusterahle) führt die Insel von dem Mißverhältniß ihrer Länge zur Breite, wovon jene 50, diese kaum 8 Miglien beträgt. Ihre Oberfläche bildet eine Kette von Bergen, deren Fuß bebaut, der Abhang bewaldet und der Gipfel kahles Felsgestein (Jurakalk) ist. Die Wälder bestehen jedoch nur aus Niederholz und struppigem Buschwerke, namentlich Lorbeer-, Mastixbäumen und wildem Rosmarin, den man hier in unglaublicher Menge wild wachsend findet. Aus dessen Blüthen destilliren die Materialisten in Lesina, Citta Vecchia und an andern Orten ein geistiges Wasser, Aqua della Regina, welches, wie das dort erzeugte Rosmarinöl, sehr geschätzt und gesucht ist. Auf dem Südabhange der Berge gedeiht der Johannisbrodbaum, die Baumaloe (Agave americana), der Feigen- und Dattelpalmbaum, deren Früchte hier einen besondern Wohlgeschmack haben. Unter den Feigen ist hauptsächlich eine Gattung, welche, mit besonderer Sorgfalt getrocknet und in kleine Fäßchen gepackt, im Handel vorkommt, als die vorzüglichste Dalmatiens bekannt. Unter den Weinen, die das Hauptproduct der Insel ausmachen und wovon alljährlich über eine Million Barillen erzeugt werden, ist der Vino di Spiagla der vorzüglichste. Auf der ganzen Insel sind nur zwei Thäler, Verbosca und Verbagna, die aber sehr lang und breit und überaus fruchtbar sind. Getreide wird jedoch wenig erzeugt, und auch die Viehzucht ist von geringer Bedeutung. Der Hauptort der Insel ist die Stadt Lesina. Sie liegt einige Miglien vom Vorgebirge Pellegrini oder der westlichen Endspitze der Insel, und hat einen großen gemauerten Hafen, der zuweilen von Hochseeschiffen besucht wird. Die Stadt an sich ist klein, aber sehr regelmäßig angelegt, und mit zum Theil sehr hübschen Häusern besetzt. Störend ist aber der Anblick mehrerer unbewohnter und halbverfallener Gebäude, deren Bewohner sämmtlich als Opfer der Pest fielen, die hier noch vor wenigen Jahrzehnten so furchtbar wüthete, daß mehr als zwei Drittheile der Bewohner dieser Insel durch sie hingerafft wurden. Diesem Umstand ist daher auch die jetzige Entvölkerung der Insel zuzuschreiben. Hinsichtlich ihrer Anlage und Bauart behauptet die Stadt Lesina unbestreitbar den ersten Rang unter den dalmatischen Inselstädten; sie besteht aus etwa 200 Häusern in einer sehr breiten, schnurgeraden und ebenen Hauptstraße mit einigen Quergäßchen, und hat ein ziemlich gut eingerichtetes Wirthshaus. Ihre schönste Zierde ist der

Digitized by Google

Domplatz, den außer der Kathedrale die bischöfliche Residenz und mehrere sehr hübsche Privathäuser schmücken. Nächst diesen gehörte vormals auch die Loggia Publica zu den ausgezeichnetern Bauten, allein diese befindet sich jetzt in einem wahrhaft elenden Zustande, da sie im Jahre 1807 längere Zeit Gegenstand eines hartnäckigen Bombardements war, das die Russen in der Meinung, daß das Gebäude von den Franzosen als Caserne benutzt werde, auf sie von einem an der Ausmündung des Hafens befindlichen Scoglio aus gerichtet hatten; allein die Kugeln trafen nur das leere Gebäude, da die Franzosen sich lange zuvor in das hochgelegene Fort Spagnuola gezogen hatten, wo ihnen das russische Geschütz nichts mehr anhaben konnte. Das größte Gebäude der Stadt ist die Caserne der Compagnie; dasselbe war unter den Venetianern ein Fondaco, worin das Getreide für die Einwohner aufbewahrt wurde. Im Rücken der Stadt auf einem gegen 500 Fuß hohen Berge liegt das Fort Spagnuola, so daß es die Stadt und den Hafen beherrscht. Es wurde unter Kaiser Karl V von den Spaniern erbaut, als diese vereint mit den Venetianern wider die Türken kämpften. Eine ihrer Bastionen wurde im Jahre 1813 von den Franzosen bei Uebergabe des Schlosses gesprengt, ohne daß sie bis jetzt wieder aufgebaut worden wäre. Spagnuola enthält gegenwärtig eine kleine Besatzung österreichischer Truppen von nur 50 Mann. Ein anderes Fort, S. Nicola genannt, liegt über ersterem auf einem 750 Fuß hohen Berge, so daß es nicht nur die Stadt und den Hafen, sondern auch das Fort Spagnuola bestreichen kann. Dasselbe wurde von den Franzosen erbaut, und von diesen Fort Napoleon getauft. Der Berg, dessen Gipfel es krönt, soll schon früher ein Schanzwerk getragen haben, von dem aber nicht die geringste Spur mehr vorhanden ist. Hoch über dem Fort S. Nicola erhebt der Berg Telica Glava (Großkopf) sein kahles Haupt, den größern Theil der Insel beherrschend. Diesen Berg hatten die Engländer im Jahre 1813 zur Beschießung des Forts S. Nicola benutzt, und dasselbe auch zur Uebergabe gezwungen. Entzückend ist die Aussicht, die man von seinem Gipfel genießt; nicht allein den größten Theil der Insel selbst, die Stadt und die sie umgebenden Orte Vrusela und Grabbia, auch mehrere Eilande, wie namentlich das gegenüberliegende Lissa, St. Andrea und eine Menge kleinerer Eilande und Scoglien kann man mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennen, und bedecken nicht Nebelschleier das Meer, so dringt der Blick selbst bis an die blauen Berge der gegen 40 Miglien entfernten Küste Apuliens. Man ersteigt den Berg bequem in Dreiviertelstunden, und für einen Silberzwanziger besteigt man ihn auf dem Rücken eines Maulesels oder Sammthiers.

Der Hafen von Lesina ist, wie schon erwähnt, ziemlich beschützt, da er sehr geräumig ist und die Schiffe kein Tonnengeld zu bezahlen haben; allein die Frequenz ist derzeit doch nicht mehr so groß wie ehedem, wo der Hafen die Station der sogenannten Armada Sottile (eine Flottille von 30 Galeeren) war; damals hatte Lesina auch sein eigenes Marinearsenal. Durch den im Jahre 1767 im Bezirke von Marini stattgehabten Volksaufruhr wurde aber die Station dieses Geschwaders in den Canal von Cattaro verlegt und Lesina dadurch mancher Erwerbsquelle beraubt. Bloß zur Winterszeit bei schlechtem Wetter laufen jetzt noch Hochseeschiffe ein, um hier günstigen Wind zum Weitersegeln abzuwarten. Zwischen dem Hafen und der Stadt befindet sich ein schöner gemauerter Damm, dessen Ausmündungswinkel beiderseits Steandbatterien decken. Auf einer derselben, Sta. Veneranda genannt, stand früher ein griechisches Kloster, das die Franzosen in Vertheidigungszustand setzten und mit Schanzen umgaben. Diesem gegenüber auf der andern Seite des Hafens befindet sich unweit der Strandbatterie ein Defensionsthurm Andrassy, und nächst diesem ein zweites Kloster, S. Francesco genannt, das gegenwärtig noch von Mönchen bewohnt wird. In dem Refectorium desselben befindet sich ein sehenswerthes Gemälde und in der Kirche mehrere schöne Altarblätter von italienischen Malern. Sonstige bemerkenswerthe Orte außer Lesina sind: Città Vecchia und Gelsa, welche beide an der Nordküste liegen, und Wasserquellen haben, die die einzigen auf der ganzen Insel sind. Beide Orte haben eine angenehme Lage inmitten fruchtbarer Thäler, und sind ersterer 12 Miglien, der andere 5 Miglien von der Hauptstadt entfernt. Auch Verbagna, Schieza, Venezia, Pitne und Zastrasischie sind nennenswerthe Oerter, da der kleinste unter ihnen über 500 Einwohner zählt. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Alterthümer in Nordamerika. Das französische Journal „la Presse“ gibt über diesen Gegenstand einen Aufsatz, woraus wir Nachstehendes mittheilen: „In den Vereinigten Staaten findet man zahlreiche Tumuli oder Erdaufwürfe, die, wie in den nördlichen Gegenden Asiens, als Grabmäler dienten, und ungeheure Umwallungen, die gewiß eine Unzahl Menschen erforderten. Sie sind, namentlich im Ohio-Thale, so zahlreich, daß man keine 20 (englische) Meilen durchreisen kann, ohne auf eine zu stoßen; ihre Form ist sehr mannichfach, ihre Ausdehnung wechselt von 1 bis 30 Acres Land, und in einigen Gräben fand man Bäume, die über 1000 Jahre alt seyn müssen. Die Erdaufwürfe im Norden sind im Allgemeinen kleiner als die im Süden: die ersten haben nur 10 bis 12 Fuß im Durchmesser bei 4 bis 5 Fuß Höhe, die andern 80 bis 90 Fuß Höhe und bedecken mehrere Acres Land. St. Louis gegenüber ist ein Grab, das 2000 Fuß im Umfang und 100 Fuß Höhe hat. Längs dem Laufe des Mississippi und seiner Nebenflüsse finden sich wenigstens 3000, von denen die kleinsten nicht unter 100 Fuß im Durchmesser haben. Einige wenige Mauerreste von der sogenannten cyklopischen Bauart wurden gleichfalls aufgefunden. In Kentucky sieht man die Reste einer alten Stadt, die 5 bis 600 Acres Land bedecken. Nach den dichten darüber gelagerten neuen Erdschichten und den darauf untergegangenen und wieder neu emporgewachsenen Wäldern muß die Stelle seit etwa 2000 Jahren verlassen seyn. Im Staate Massachusetts ist ein anderer Ueberrest des Alterthums, nämlich ein großer mit unbekannten Charakteren bedeckter Fels; auch sonst finden sich mit Sculpturen bedeckte Felsen, so wie schwebende Steine (rochers branlantes), ähnlich den celtischen Denkmälern.“

Wasservertheilung in Paris. Der Municipalrath der Stadt Paris will jetzt eine Vertheilung von filtrirtem Wasser einrichten, statt dessen, was die jetzigen Brunnen liefern. Das System der Vertheilung soll nach dem zu London und Brüssel üblichen eingerichtet werden. Die Länge der allgemeinen Leitungsröhren soll 800,000 Metres betragen, und die (gußeisernen) Röhren 51 Millionen Kilogramme wiegen. Diese letztern werden etwa 15 Mill., die Hahnen 1 Mill., acht Dampfmaschinen 1,200,000, das Ziehen der Gräben, das Mauerwerk und andere Dinge etwa 4 Mill., das Ganze also 25 Millionen Franken kosten, die Röhren im Innern der Häuser, die 12 bis 15 Millionen kosten werden, ungerechnet.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1839.

Eine spanische Posada.

(Aus Cap. Scott: Excursion on the Mountains of Ronda etc.)

Auf dem Wege von San Roque nach Ronda liegt in dem reizenden Thale des Genal, umgeben von Orangen, Citronen und Granatäpfelbäumen, das malerische Städtchen Gaucin. Die Häuser sind reinlich und mit Blumen aller Art geschmückt, in manchen Theilen ist der Weinstock in Bögen über die Straße gezogen und gewährt einen freundlichen Anblick und wohlthuenden Schatten. An dem einen Ende der Stadt, die sich in einem Halbkreise hinzieht, liegt die Posada, Wirthshaus, und die wenn gleich unorthographisch verfaßte Inschrift, welche an der weißen Außenseite des Hauses in schwarzen Buchstaben prangte: Aqui se bende wuon bino (für Aqui se vende buen vino) erregte bei den Reisenden die besten Erwartungen. Daher spornten wir unsere Rosse durch die halboffene Hausthür, und ritten nach spanischer Weise gleich in das Hauptgemach des Gasthauses.

Doch das Innere entsprach nur wenig der lockenden Inschrift; es bestand aus einem langen Gemach ohne Fenster, das der Zahl und Mannichfaltigkeit seiner Inwohner nach keine schlechte Idee von Noahs Arche gab. Drei Viertheile des dunkeln, rauchigen Raumes dienten als Stall, worin vier Reihen Vierfüßler eng zusammengepfercht waren, und ihre Sehnsucht nach dem Abendessen durch Wiehern, Schreien und Blöcken, so laut es ihre Lungen nur zuließen, zu erkennen gaben. Unter dem Schmutz und der Streu, womit der Fußboden bedeckt war, lagen zahllose Schweine von jedem Alter und Größe, grunzend und quickend. Auf dem Sparrwerk hatten einige Duzend Hühner ihr Nachtquartier genommen, die aber an dem Lärm unter ihnen treulich Theil nahmen, sobald ein Mitglied von ihnen vom Balken gerissen wurde, um seinem friedlichen Daseyn in einer öligen Olla ein Ende zu machen. Der übrige Theil des Gemachs diente zum Sprach- und Schlafzimmer der Arrieros, Eigenthümer der Vierfüßler, und als Küche, wo ihre verschieden duftenden Nachtessen bereitet wurden.

Die Frau des Hauses, ein altes, häßliches Weib, unterstützt von ihren zwei Töchtern, war eifrig beschäftigt, verschiedene Kaninchen, Hühner und andere Thiere für ihre zahlreichen Gäste zuzurichten, und unzählige Katzen standen und liefen um sie herum und fingen den Abfall mit Pfoten und Zähnen auf, der ihnen auf den Boden geworfen wurde.

Der Anblick war nicht einladend, doch hatten wir keine Wahl — so traten wir zur Posadera — sie zu fragen, ob sie uns für die Nacht beherbergen könnte. Nachdem sie uns eine Weile aufmerksam betrachtet und sich überzeugt hatte, daß wir Engländer seyen, verzog sich ihr Gesicht zu einer Art von Lächeln und sie versicherte uns, daß wir hier con toda comodidad wohnen könnten. Darauf befahl sie ihrer Tochter Mariquita, das Kaninchen, dem sie eben die Haut abzog, ihrer Hermanita Frasquita zu geben, und die Caballeros nach der Sala zu führen. Diese Sala jedoch war nichts als eine leere Bodenkammer, die wir verließen, um die Stadt selbst und das maurische Schloß in Augenschein zu nehmen, das sich auf dem Felsen hinter Gaucin erhebt. Bei unsrer Rückkehr fanden wir das Zimmer noch mehr angefüllt mit den Honoratioren des Städtchens und andern Reisenden. Während einige derselben aus ihren Reisesäcken sich verköstigten, andere der Wirthin und ihren hübschen Töchtern zur Hand gingen, hatten sich andere Arrieros um das Feuer herumgesetzt und erzählten eine Geschichte von der grausamen Behandlung, die ein guter Capucinermönch von Räubern erfahren hätte, die, da sie nichts zu nehmen fanden, ihm die Bastonade gaben, bis er nicht mehr gehen konnte, ihm dann die Hände zusammenbanden, ihn in ein Ziegenfell wickelten, ein Paar Widderhörner an seinen Kopf, eine Glocke an seinen Rosenkranz befestigten, diesen um seinen Hals hingen und ihn so gut er konnte, nach dem nächsten Dorfe kriechen ließen.

Diese Erzählung, obgleich nicht an ihn gerichtet, war augenscheinlich für die Ohren eines Mönchs von demselben Bettelorden berechnet, der bleich und zitternd in einer Ecke am Kamine saß und mit angstvoller Aufmerksamkeit auf jedes Wort achtete, das der Arriero sprach, dabei unaufhörlich den Rosenkranz betete und bei jedem neuen Zug von Grausamkeit, den er hörte, sich fromm bekreuzte.

Obgleich die Geschichte so ernst und mit einer Menge einzelner Nebenumstände erzählt wurde, um sie glaubwürdig zu machen, so bedurfte es doch nur eines Blickes auf den Erzähler

Digitized by Google

und seine Umgebungen, um in ihren Augen und ihrem Gekicher zulesen, daß man sich über den Mönch lustig machen wollte. Und diese Absicht gelang vollkommen.

„Caramba!" rief endlich der Alcalde mayor von Gauein aus, „das ist eine sonderbare Geschichte, und höchst seltsam ist es, daß ich in meiner amtlichen Stellung — hier warf er sich ein wenig in Brust — sie nicht erfahren haben sollte. Sagt mir doch, wann geschah das, und was wurde aus dem heiligen Manne?" — „Die Zeit," begann ein anderer Maulthiertreiber, „kann ich nicht genau angeben; doch das thut wenig zur Sache. Aber ich versichere Euch, daß in der Erzählung der Geschichte sich kein Punkt von der Wahrheit entfernt. Der Mönch krabbelte bis zum nächsten Dorfe, und jagte alles Vieh, das er auf dem Wege traf — die Esel schreiend, die Hunde bellend, die Kühe mit ihren Schwänzen so gerade wie Palmbäume in die Luft ragend — wie toll vor sich her. Die Menschen wurden ebenfalls unruhig, und ihre Kinder und Rosenkränze aufraffend, stürzten sie fort, ohne zu beachten, was der Padre sagte, — ja, je lauter er ihnen zuschrie, stehen zu bleiben, desto schneller liefen sie davon; denn sie dachten, der Teufel säße ihnen schon im Nacken." — „Und ich glaube, das denken sie noch heute," fing ein anderer Arriero an, indem er seine Cigarre aus dem Munde nahm, und eine große Rauchwolke von sich blies, „denn endlich nahm der Dorfpriester das Crucifix in die eine, eine Vogelflinte in die andere Hand und unter einer Fluth von Ave Marias, Pater nosters und Credos ging er dem Thiere entgegen. Als er in Schußweite ihm nahe gekommen, hielt er ihm die Escopeta vor (ich sah dieß selbst, obgleich er nachher sagte, es sey das Crucifix gewesen), worauf die Gestalt der Länge nach sich auf die Erde warf. Da ging denn der Cura darauf los, und nach einigen Minuten winkte er das Volk herbei und erzählte, er habe den Teufel aus einem armen Capuciner getrieben, und zeigte das Fell und die Hörner als seine Trophäen. Das Fell wurde zerschnitten und an die Umstehenden als Talisman gegen den Bösen verkauft, und der Mönch auf einen Esel gesetzt und in die Wohnung des Pfarrers gebracht, wo er blieb, bis seine Füße geheilt waren. Dann kehrte er in sein Kloster zurück und erzählte Jedermann, er sey von Teufeln in Gestalt von Schmugglern angegriffen, und zu seinen Gunsten ein Wunder gethan worden."

Alle bekreuzten sich, die Arrieros eben so gut, wie die Andern.

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java.

(Fortsetzung.)

Während ich mich zu Surabaya aufhielt, hörte ich viel von einer Dukuhn sprechen, welche sich bei Inländern und Europäern einen großen Ruf durch Heilung der Dysenterie verschafft hätte, selbst bei solchen Kranken, wo holländische Aerzte Alles vergeblich versucht hatten. Von glaubwürdigen Männern wurden mir 25 bis 30 solcher Geheilten genannt. Von einem Javanen ließ ich mich zu ihr in den Kampong (javanisches Dorf, welches durchaus aus Bambus erbaut ist) führen, erhielt hier jedoch den Bescheid, daß sich die Aerztin mit ihren sämmtlichen Arzneien auf dem Bazar (Marktplatz) zu Surabaya befände. Hieher ging ich nun in Gesellschaft des Hrn. Dr. Fromm, Gesundheitsbeamten zweiter Classe und Leibarzt des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien, welcher Arzt in der malayischen Sprache bewanderter war als ich. Wir fanden die Javanin bald auf. Sie saß unter einem Baume mit vielen Kasten und Beuteln voll Arzeneien um sich herum; ihr Gesicht war ernst und klug, und gehörte mehr dem Hindustamme als der malayischen Race an; das nachdenkliche schwarze Auge contrastirte grell mit dem Weißen desselben und der braunschwarzen Gesichtsfarbe; sie war nach gewöhnlicher, javanischer Sitte gekleidet, und saß zusammengekauert, uns mit mißtrauischen Blicken bewachend. Theils durch die obigen genannten Werke, theils durch andere Nachforschungen war ich besonders begierig geworden, mehr javanische Arzneimittel kennen zu lernen, welche ich auch in ziemlich bedeutender Menge hier vorräthig fand. Auf eine höchst langweilige Weise wog sie mit javanischer Langsamkeit auf einer selbst verfertigten Wage die Medicamente ab, einen Stein als Gewicht benutzend. Uebrigens waren die Arzneien theuer genug.

Was die Form anbetrifft, worin die Javanen die Arzneien anwenden, so ist diese die Auflösung, der Aufguß, die Abkochung, Pulverform und eine sehr beliebte Form, welche die Mitte zwischen Kataplasmen und Salbengestalt hält. Diese letztere Form bereiten sie mit vielem Fleiße, indem sie sonst trockene Stoffe durch den Saft von frischen Kräutern, Kokosnußöl oder Essig flüssig machen. Der javanische Essig wird durch Gährung der Kokosnußmilch bereitet. Die Anwendung dieser Kataplasmen geschieht nach Regeln, auf welche sie ein abergläubisches Gewicht legen, auf festbestimmten Stellen.

Der gelöschte Kalk spielt ebenfalls eine bedeutende Rolle unter den inländischen Arzneien, und er wird mit Wasser auf das Gesicht gestrichen, sowohl als gewöhnliche Schminke für Mädchen, Frauen und Kinder, als auch bei vielen Krankheiten, z. B. der Augen, als kräftiges Mittel benutzt. Nicht selten sah ich Javanen, deren Augen mit einem breiten, weißen Kalkring ummalt waren, wodurch sie ein Aussehen bekamen, welches sonderbar genug für den daran nicht Gewöhnten war. Auch Europäerinnen gebrauchen, wie ich wenigstens einmal bemerkte, den nassen Kalk, um das Gesicht damit zu beschmieren, um der lieblichen Kühlung willen, welche er beim Trocknen hervorbringen soll. Sobald er trocken ist, wird er wieder abgenommen.

Ein anderes Mittel, welches vielfach bei Schmerzen rheumatischer und spasmodischer Art, bei Contusionen und dergleichen angewendet wird, ist das sogenannte Pitjetten, welches dem Massiren unserer Magnetiseurs sehr ähnlich ist. Obgleich die Javanen von verschiedenem Alter und Geschlecht im nöthigen Falle dieß üben, so wird doch eine besondere Kunstfertigkeit dazu erfordert, und nach gewissen Gesetzen wird es von älteren Frauen ausgeübt, welche sich hiermit ex professo

Digitized by Google

beschäftigen. Die wohlthätigen Wirkungen bei rheumatischen Schmerzen, welche diese Curart hat, kann ich aus eigner Erfahrung bezeugen. Auch junge Mädchen beschäftigen sich mit diesem Pitjetten. Uebrigens hat jeder Javane verschiedene Arzeneien vorräthig, um sie theils als prophylaktische und diätetische Mittel, theils in Nothfällen zu gebrauchen.

Eine besondere Kunstfertigkeit besitzen die Javaninnen in der Bereitung eines Giftes, welches langsam, aber sicher, durch Hervorbringung einer eigenthümlichen Krankheit tödtet, welche Aehnlichkeit mit der Lungenschwindsucht haben soll. Dieses Mittel wird namentlich oft in Fällen von Eifersucht angewandt, um sich der Gegnerin zu entledigen. Die Vergiftete kennt die Zufälle genau, und weiß, daß sie vergiftet ist, jeden Rettungsversuch als unnütz verwerfend. Europäische Aerzte vermögen wenig gegen die Folgen des Giftes auszurichten, da sie mit der Natur desselben unbekannt sind, welches, wie mir ein Arzt versicherte, der dieser Sache genauer nachforschte, unter vielen unbekannten Stoffen, fein zertheiltes Kupfer und Menschenhaare enthält, und im Reis dem Schlachtopfer beigebracht wird. Der Arsenik wird ebenfalls zu diesem Zwecke benutzt. Rother (warangan merah), und gelber Arsenik (warangan guning), welche beide Sorten aus oxydirtem Arsenik und Schwefel bestehen, ist auf allen javanischen Märkten zu bekommen.

Solche Giftmorde werden selbst durch die mit Europäern verheuratheten Liplappe (Mischlinge von einem weißen Vater und einer schwarzen Mutter) oft begangen; denn obgleich diese dem Namen nach Christinnen sind, so besitzen sie doch, mit seltenen Ausnahmen, sowohl den Aberglauben als die Untugenden ihrer mohammedanischen Glaubensgenossen, welchen selbst von der mohammedanischen Religion nur die äußern Gebräuche bekannt sind.

Das Vergiften der Waffen kommt jetzt sehr selten noch auf Java vor, desto häufiger dagegen ist es auf Borneo und anderen Inseln des ostindischen Archipels. Es geschieht entweder mit dem Gifte des Upasbaumes oder andern noch unbekannten Substanzen. Vom Upasbaume sind auf ganz Java nur zwei Exemplare, davon ist der eine in Cheribon, der andere in Bangowangi. Mehrere vergiftete Pfeile habe ich mitgebracht, um später damit Versuche zu machen, welche ich mittheilen werde.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die rohe Geburtshülfe der Javanen. Bei regelmäßigen Geburten sitzt die Kreißende rücklings gebogen auf einem Kissen; die Kreuzgegend ist durch ein Polster unterstützt, und der Bruder oder ein anderer Anverwandter hält von hinten her den Kopf der Gebärenden. Wird die Geburt jedoch verzögert, so wird außer andern Mitteln noch ein barbarisches angewandt, indem der nächste gegenwärtige Verwandte mit seinen Füßen den Bauch der Kreißenden tritt.

Die Fruchtbarkeit ist übrigens auf Java so groß, daß oft noch durch Großmutter und Enkelin zugleich die familie vermehrt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inseln.

(Schluß.)

Die Insulaner sind hochgewachsene, schöne und kräftige Leute, von sehr gutmüthigem und religiösem Charakter. Gegen Fremde sind sie äußerst gastfrei, nur halten sie ihre Weiber in einem fast sklavenähnlichen Zustande, der für diese aber keineswegs drückend zu seyn scheint, da sie heitern Aussehens sind und frohen Sinnes jede auch noch so beschwerliche Arbeit verrichten. Die Männer sind alle sehr geschickte Schwimmer, und eben so kräftige als gewandte Ruderer. Ihre Nahrung ist übrigens sehr täglich, und besteht hauptsächlich in kleinen Seefischen, Obstfrüchten, Schafmilch und Käse. Während der Advents- und Fastenzeit genießen sie bloß eine Gattung Stockfische, welche mit einem Hammer geklopft, dann in Wasser gekocht und stark mit Pfeffer bestreut werden. Das Weintrinken ist bei ihnen so zu sagen an der Tagesordnung, zumal er auch das wohlfeilste und fast einzige Getränk ausmacht, das hier zu erlangen ist. Ihre Lieblingsspeise ist ein am Spieße gebratener Hammel, nebst Brod oder Zwieback. Hinsichtlich ihrer Kleidung kommen die Bewohner von Lesina mit denen von Brazza ziemlich überein. Sie tragen fast durchgängig eng anliegende weiße, zuweilen auch dunkelfarbige Beinkleider von ungarischem Zuschnitte, jedoch ohne die in Ungarn übliche Verzierung mit Schnüren. Den Oberleib umschließt eine Art Weste, ohne Aermel von grobem, braunem Tuche mit hellen Knöpfen. Als Kopfbedeckung tragen sie eine hellblaue oder rothe griechische Mütze, unter welcher das Haar in Zöpfen geflochten herabhängt. Im Winter pflegen sie sich eines sogenannten Matrosenmantels von dunkelbrauner Farbe und sehr grobem Stoffe zu bedienen. Das weibliche Geschlecht hält sehr viel auf einen gewissen Flitterstaat, namentlich auf große Ohrgehänge, hellblinkende Busennadeln, Halsketten und Fingerringe, deren sie oft mehrere an einem Finger tragen. Wo es die Umstände nicht erlauben, derlei Gegenstände von edlem Metall anzuschaffen, begnügen sie sich auch mit Messing, Zinn u. s. w. Die Fußbekleidung sowohl bei dem männlichen als weiblichen Geschlechte besteht in wollenen buntfarbigen Socken und in sogenannten Opanken, d. h. Sandalen aus halb gegerbtem Leder, die durch Darmsaiten festgehalten werden. Die wohlhabendern Insulaner tragen statt der Opanken türkische Schuhe von buntfarbigem Oberleder, welche sehr geschmeidig und besonders zum Bergsteigen bequem sind. Zur Verkürzung der langen Winterabende haben die hiesigen Insulaner eine Art Liebhabertheater errichtet, bei dem aber stets nur Männer agiren, da die Landessitte dem weiblichen Geschlechte verbietet auf der Bühne zu erscheinen. In südöstlicher Nähe bei Lesina liegt die kleine Insel

Torcola (Schiedro), welche eigentlich zu ersterer gerechnet wird, mit der sie einen Bestandtheil des Spalatiner Kreises ausmacht. Torcola hat einen guten Hafen, wird aber nur von Hirten bewohnt, welche auf ihren grasreichen Triften die Ziegen und Schafe weiden lassen. Man berührt dieselbe auf der Fahrt nach der westwärts von Lesina 56 Miglien entfernten, fast im Mittelpunkte des adriatischen Meeres liegenden Insel

Lissa. Diese war ehehin eine der wichtigsten und bevölkertsten Inseln im ganzen Archipel. Ihr Umfang wird auf 56 Miglien und ihre Oberfläche auf 60 Geviertmiglien geschätzt. Die alten Geographen

Digitized by Google

konnten sie unter dem Namen Issa, und schätzten sie hoch wegen ihrer vorzüglichen Weine. Zur Zeit, als Illyrien selbst ein blühender Staat war, sollen die Issaner so mächtig gewesen seyn, daß sie mehrmals mit den liburnischen Königen Krieg führten. Aber auch in neuern Zeiten spielte diese Insel eine wichtige Rolle, und zwar während des letzten englisch-französischen Kriegs, wo sie, von den Franzosen besetzt, 1810 von den Engländern erobert wurde, in deren Besitz sie bis 1815 verblieb. Diese, die vortheilhafte Lage dieses Eilandes erkennend, erkoren es damals zum Centralpunkt ihrer gesammten Streitkräfte im adriatischen Archipel, so daß es in militärischer Hinsicht sowohl als in mercantilischer dieselbe Rolle spielte, wie Malta im Mittelmeere. Die Bevölkerung, heutzutage nicht viel über 5000 Seelen betragend, soll damals um das Dreifache größer und die Hauptstadt von zahlreichen Fremden besucht gewesen seyn. Da die Franzosen es mehrmals versuchten, diesen ihnen so verderblichen Posten den Engländern zu entreißen, und am 12 Mai 1812 sogar eine Seeschlacht veranlaßten, so waren die Engländer nun um so mehr bemüht, demselben die größtmöglichst Festigkeit zu geben; sie erbauten daher mehrere Forts, welche noch jetzt die Einfahrt Porto St. Giorgio decken, unter denen sich das Fort St. George besonders auszeichnet. Selbst die um den Hafen sich lagernden Berge wurden mit Defensionsthürmen versehen, welche sämmtlich noch stehen. Sie haben die Form eines abgestutzten Kegels, und sind ein, auch zwei Stockwerke hoch. Der größte und höchste unter denselben ist der Thurm Wellington, welcher dem Fort St. George gegenüber sich befindet. Zwei andere, Robertson und Bentinck, stehen zu beiden Seiten des Hafens.

Lissa wird seiner ganzen Länge nach von einer ziemlich hohen Gebirgkette durchzogen, die gegen das Meer hin eben so steil abfällt, als sie in ihrem Innern ist. Freundliche sonnige Thäler gibt es daher wenige, wohl aber mehrere schauerliche Schluchten, in die nur selten die Strahlen der Sonne dringen. Zum Getreidebau eignet sich die Insel nicht, denn die einzige Gebiegsfläche, welche den Namen eines Thales verdient, ist das sogenannte Campo Grande, und dieses benutzen die Insulaner zum Wein- und Oelbau, welch letzteres hier von vorzüglicher Güte ist. Die jährliche Weinerzeugung wird auf 12,000 Barillen angeschlagen. *) Die minder steilen Südabhänge der Thäler sind mit Obstbäumen bepflanzt, unter denen der Johannisbrodbaum (Carube) der vorherrschendste und von den Bewohnern der geschätzteste ist, da seine Ernte stets sehr ergiebig ist und der Baum keiner Pflege bedarf. Ein ausgewachsener Baum gibt bei einigermaßen günstiger Jahreszeit immerhin eine Ernte von 7 bis 800 Pfund. **) Außerdem werden auch Feigen und Mandeln erzeugt; diese jedoch nur in sehr geringer Menge. Die Haupterwerbsquelle für den Lissäer ist der Fischfang, besonders der Sardellenfang, welcher ihnen jährlich ein reines Erträgniß von 50,000 fl. einbringt. Der Fang beginnt in der Regel mit Anfang des Monats Mai und dauert bis gegen Ende August, wobei sie sich großer (tratte) und kleiner Netze (voinghe) bedienen. Mit ersterm kann nur in dunkeln und windstillen Nächten und nahe am Strande gefischt werden, indem man die Fische mittelst eines Fackellichts ins Netz lockt. Gelingt ein solcher Fang, so kann der Fischer zuweilen mit Einem Zuge 50,000 bis eine halbe Million Sardellen bekommen. Mit einem Voinghe lassen sich im glücklichsten Fall höchstens 50,000 Stück fangen. Der Fang mit der Tratte ist übrigens kostspieliger als mit dem Voinghe, auch gewähret dieses den Vortheil, daß man es zu jeder Zeit auf offener See auswerfen kann. Die Species der hiesigen, so wie der Lissanischen Sardellen kommt an Größe und Wohlgeschmack der französischen Sardelle (anchois), welche in Triest verkauft wird, sehr nahe, und nicht selten geschieht es auch, daß sie für französisch verkauft werden. Der größere Theil der Sardellen wird nach Apulien und Ancona verhandelt.

Der Hauptort der Insel ist Lissa, ein meist von Slaven bewohntes Städtchen. Es liegt unter 43° 10' 2'' Breite und 35° 51, Länge am nordöstlichen Abhang einer mäßig hohen Bergkette, deren weit in das Meer vorspringenden Berge eine herrliche Bucht umschließen, welche einen der sichersten und geräumigsten Häfen Dalmatiens bildet. Die Stadt, aus 325 Häusern bestehend, wird in drei Viertel getheilt, wovon das mittlere Lucca, das angränzende zur Rechten Cut und jenes zur Linken Banda Piccola heißt. In Lucca, als dem Mittelpunkte der Stadt, befindet sich der Sitz des Podestats, das Sanitäts- und Mauthamt und eine erst seit wenigen Jahren bestehende Trivialschule. Am Ende der Häuserreihe des Siesteres Cut gegen den Berg hin, der den Thurm Wellington trägt, ist der Cimeterio inglese oder englische Kirchhof, welcher während der Besitznahme der Insel durch die Engländer angelegt worden ist. Ein großes marmornes Denkmal ist der tapfern Mannschaft errichtet, welche, wie die Inschrift besagt, am 12 Februar 1812 in einem Seegefechte bei Pirano mit dem französischen Schiffe Rivoli von 74 Kanonen den Tod fand. Der Hafen der Stadt ist heutzutage wenig besucht, weil die einlaufenden Schiffe ein Tonnengeld von 5⅞ kr. per Tonne zu bezahlen haben. Diese Einrichtung wurde noch von den Engländern getroffen, ist aber für die Insel von keinem Nutzen, da die Schiffahrer, um diesen Zoll zu umgehen, lieber in einen andern Hafen einlaufen.

Der zweite bedeutende Ort der Insel ist Comisa mit 250 Häusern und 2000 Einwohnern, die sich sämmtlich von der Fischerei nähren. Der Ort liegt an der südlichen Küste zwei Stunden von Lissa entfernt, mit der es durch einen über das Gebiegr führenden Saumweg in Verbindung steht. Comisa hat einen guten Hafen, den ein großer Defensionsthurm, ähnlich denen in Lissa, gegen das Einlaufen feindlicher Schiffe schützt. Auch ein Sanitäts- und Mauthamt befinden sich hier. Drei Miglien westlich von Comisa erhebt sich der Berg Hum, welcher der höchste der Insel ist. Ein ziemlich betretener, aber sehr steiler Fußpfad leitet zu dessen Gipfel, von dem aus man eine unvergleichliche Fernsicht genießt. Fast sämmtlicher Inseln der Kreise Spalato und Ragusa, nebst dem größern Theile der dalmatischen Küste, kann man eines Blicks überschauen, und bei einem heiteren Horizonte gewahrt man selbst die italienischr Küste mit dem weitbin ins Meer vorspringenden Berge Gargano. Zur Zeit der brittischen Herrschaft stand hier ein Telegraph. Zu Lissa gehören noch mehrere kleinere Eilande und Scoglien. Das nächste und größte derselben ist Busi, welches einen Umfang von 9 Miglien und beiläufig 80 Häuser mit 102 Einwohnern hat. Das Innere der Insel soll sehr reizend und idyllisch seyn. Die entfernten heißen St. Andrea, Pomo, Pelagosa und Gazza, sind aber nur während der Sommermonate von Fischern bewohnt, da an den dortigen Buchten die meisten Sardellen gefangen werden. Pelagosa soll ein Ueberbleibsel eines Vulcans seyn.

*) Wenn man den Durchschnittspreis der Barille Wein nur zu 4 fl. berechnet, so erwachst den Lissäern hieraus ein Einkommen von 48,000 fl.

**) Der Durchschnittspreis für den Centner Johannisbrod ist 4 fl. 30 kr.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 Februar. 1839.

Der Blanca-Fall.

Spanische Volkssage.

Dem Spanischen d:s D. J. A. de Achoa nacherzählt von Ferdinand Wolf. *)

Zu der Zeit, als der heilige König Don Fernando über Castilien herrschte, der den Mauren Cordoba, Sevilla und viele andere ihrer schönsten Städte abgewann, lebten zwei Jünglinge, beide gleich edel und tapfer, von Jugend auf Freunde und Waffengefährten, an einem Tage, nach der ruhmvollen Einnahme von Jaen, wobei sich beide gleich sehr hervorthaten, zu Rittern geschlagen und zu Feldhauptleuten ernannt. Und doch waren sie einander so ungleich wie ein wilder Stier und ein sanftes Lamm; denn der eine, Don Alfonso genannt, war heftig, herrisch und mochte in nichts einen Nebenbuhler vertragen; Don Enrique, der andere, hingegen war sanft, nachgiebig und fast weibisch. Und doch war es gerade der Tag, an dem sie zusammen den Ritterschlag empfingen, der aus zweien der treuesten Freunde zwei der bittersten Feinde machte; denn die schöne Blanca von Almodovar hatte beiden den goldenen Sporn angelegt, und beide wurden von ihrem Liebreiz so sehr bezwungen, daß sie darob alles Andere vergaßen. Als sie daher ihre gemeinsame Liebe zur schönen Blanca inne wurden, wollte keiner dem andern nachstehen; Alfonso tobte und drohte, und Enrique, sonst so sanft und nachgiebig, wollte und konnte hierin dem Freunde nicht weichen; ja einst kamen sie deßhalb so hart aneinander, daß D. Alfonso mit den drohenden Worten: „Wahre dich Gott, daß du dich je wieder von mir in Blanca's Fichtenwäldern betreten lässest!" seinen Freund verließ.

Es stand nämlich, nur eine Meile von Puerto-Alto, der Burg des Don Enrique, entfernt, auf dem Gipfel eines steilen Felsberges, rings von dichten Fichtenwäldern umgeben, ein uralter, viereckiger Thurm; hier hauste der Feldhauptmann Rogerio de Almodovar, hieher hatte er sich zurückgezogen und lebte abgeschieden von aller Welt seit dem Tode seiner über alles geliebten Gattin Eloira, die auf einer Jagd von Wölfen zerrissen worden war. Seit jenem Unglückstage hatte er selbst der Jagd, sonst seiner größten Lust, entsagt, und überließ sich tagelang dem finster-brütenden Grame; dann durfte Niemand ihm nahen, als seine Tochter Blanca; nur die Sorge für diese fesselte ihn noch ans Leben, nur sie konnte ihn noch manchmal auf Augenblicke erheitern. In dieser düstren Einsamkeit war Blanca aufgewachsen, ihr Vater und seine wenige Dienerschaft waren die einzigen Menschen, mit denen sie Umgang pflog; die Wälder, den Bogen an der Seite, zu durchstreifen, machte ihr die größte Freude; sie war so schön und behende, wie das Reh, das sie verfolgte, aber ebenso scheu und wild geworden. Ihr Herz war zwischen drei Wesen getheilt: Gott, ihrem Vater und Gazul, einem ungeheuren Fanghunde, der ihr mit der größten Treue anhing. Nur ein einzigesmal hatte sie ihre Einsamkeit verlassen, um ihren Vater nach Hof zu begleiten, wohin ihn der Befehl seines Königs rief; damals war es, daß Alfonso und Enrique sie sahen und in Liebe zu ihr entbrannten. Die Pracht des Hofes, der Glanz der Ritterschaft hatten das Mädchen mehr geblendet als ergötzt, das geräuschvolle Treiben hatte es betäubt; es sehnte sich nur desto mehr nach der Stille seiner Wälder, und begrüßte sie nach einmonatlicher Abwesenheit mit um so größerer Freude und derselben Unbefangenheit, mit der es sie verlassen hatte. Blanca lag nun wieder mit gewohnter Lust dem Waidwerk ob; eines Abends aber sah man sie früher als gewöhnlich im schnellsten Lauf und mit allen Zeichen des heftigsten Schreckens heimeilen; auf die Fragen der ihr entgegenstürzenden Diener und des angsterfüllten Vaters vermochte sie nur zu antworten: „Zum Walde! — zum Walde! — ein Mann.... Gazul!" —

Alsogleich ließ sich Rogerio waffnen und begab sich, von zwei Dienern begleitet und Gazul folgend, nach dem untern Theile des Waldes, wohin der Hund sie leitete, indem er vor ihnen herssprang und von Zeit zu Zeit kläglich heulte. Als sie zu der Stelle kamen, wo sich noch heutiges Tages der Bergstrom von dem Gipfel der Felsen herabstürzt, verschwand der Hund plötzlich. Rogerio rief ihn mehrmals; aber das Brausen des von

*) Aus der spanischen Zeitschrift: „El Artista;" Tomo III. p. 157 — 162; Jahrg. 1838.

Digitized by Google

so ansehnlicher Höhe herabstürzenden Stromes übertäubte seine Stimme; er wollte daher, nach einer Viertelstunde vergeblichen und peinlichen Harrens, schon diese Stelle verlassen, um selbst weiter nachzusuchen, als der treue Hund wieder erschien mit eingezogenem Schwanz und blutbefleckter Schnauze. Der Herr befahl ihm, weiter zu gehen, und der Hund, gehorchend, leitete sie zu einem dichten Gebüsche, wo er stehen blieb und wieder kläglich heulte. Als nun Rogerio mit seinen beiden Dienern in das Gebüsch eindrang, sah er einen zierlich gekleideten jungen Mann auf dem Boden hingestreckt, dessen linke Schulter von einem Pfeile durchbohrt war. Der große Blutverlust und die Blässe des Antlitzes ließen fürchten, daß der Jüngling, dessen reiche Kleidung eine vornehme Geburt verrieth, auf den Tod verwundet sey. Rogerio und seine Gefährten blieben einige Minuten sprachlos und schreckerstarrt von dem Anblick dieses Unglücklichen; plötzlich rief einer der Diener, der sich unterdeß dem Verwundeten mehr genähert hatte: „Beim heiligen Johann, Herr, dieser Mensch gibt noch Zeichen des Lebens; es wäre allzu grausam, ihn in diesem Zustande zu verlassen, um so mehr, als nach dem Pfeile zu urtheilen, Donna Blanca ihn verwundet hat!" —

„Das wäre grausam!" — rief Rogerio, „aber weißt du auch, ob er es nicht verdient hat?"

Als der Befragte darauf nicht zu antworten wußte, entgegnete der andere Diener, der bisher geschwiegen hatte: „Es schadet nichts, wenn wir ihm jedenfalls das Leben zu erhalten suchen; denn sollte er die Ehre der Donna im mindesten verletzt haben, so fehlt es im Thurm nicht an guten Stricken, um ihn damit zu züchtigen. Doch wäre es auch möglich....."

„Nicht weiter" — unterbrach ihn der Herr — „ladet ihn auf und tragt ihn nach dem Thurm."

Rogerio aber eilte auf dem nächsten Wege nach Hause, und ließ alsogleich seine Tochter zu sich rufen. „Blanca" — sprach er zu ihr — „ich habe den Mann gefunden, von dem du sagtest; was hat er dir zu Leid gethan."

„Habt Ihr ihn getödtet?" — fragte das Mädchen entgegen mit wildscheuen Blicken.

„Er war schon dem Tode nahe."

„Und wo ist er nun?"

„Man wird ihn alsogleich hieher bringen."

„Wie, Ihr habt ihn gerettet? Es ist ein Mann, mein Vater, der...."

„Der,...? Laß mich Alles wissen!"

„Der sich erkühnte, mich am Bergstrom zu überraschen; ich ergriff die Flucht, und er verfolgte mich; ich machte ihm ein Zeichen mit meinem Bogen, davon abzustehen; und er verachtete mein Zeichen, verachtete meine Drohung; da schoß ich einen Pfeil nach ihm ab, der ihn ohne Zweifel getroffen hat."

„Und das ist Alles?"

„Alles."

„Mein Gott, muß denn der Friede dieser Berge immer durch die Gewaltthätigkeit des Menschen gestört werden! — Und du, meine Tochter, bloß deßhalb, weil ein Mann dich sprechen will, vielleicht deinen Beistand anflehen will, weil er sich in dem finstern Dickicht nicht mehr zurecht finden kann erkühnst dich, ihm den Tod zu senden?! — Unglückliche Elvira, wenn du noch lebtest, du hättest deine Tochter Sanftmuth gelehrt, dein Beispiel hätte sie abgehalten, so wild zu werden, wie der Bergstrom, an dem sie aufgewachsen ist!"

Hierauf befahl Rogerio seiner Tochter, des Fremden zu pflegen, und ihre ganze Heilkunst aufzubieten, um sein Leben zu retten.

Dieser von Blanca verwundete und nun ihre Obsorge anvertraute Mann war aber Niemand anderer als Don Enrique von Castilla, Herr von Puerto-Alto. Drei Monate mußte er in dem einsamen Thurme Rogerio's zubringen, bis er durch Blanca's Pflege und Kunst von seiner lebensgefährlichen Wunde wieder gänzlich hergestellt ward. Aber von seiner Liebe zu ihr, der Urheberin aller seiner Schmerzen, war er nicht geheilt worden; vielmehr hatte diese wo möglich noch zugenommen, eben durch die fast zärtliche Sorgfalt, mit der sie ihre Schuld wieder gut zu machen suchte; denn Blanca war in diesen drei Monaten viel sanfter geworden, und Enrique's Leiden, das Werk ihrer wilden Raschheit, hatten ihr eine nie gefühlte Theilnahme für ihn eingeflößt. Ja, als er scheiden mußte, nahm sie nicht ohne deutliche Zeichen von Gegenliebe von ihm Abschied, und er mußte ihr versprechen, bald wieder zu kommen.

Unterdeß war man in Puerto-Alto über Enrique's langes Ausbleiben natürlich in großer Sorge, und als er endlich heimkehrte, hatte er genug zu thun, um die ihn mit Fragen Bestürmenden zufrieden zu stellen, ohne das Geheimniß seines Herzens zu verrathen. Bei allen gelang es ihm, nur nicht bei Don Alfonso. „Enrique," sprach dieser zu ihm, „ich weiß, wo du gewesen bist!" —

„Du? — nicht möglich!"

„Ich weiß es; aber ich will, daß du es selbst gestehest."

„Wenn du es weißt, so sey's drum; — aber ich bin nicht schuldig, irgend Jemand Rechenschaft von meinem Betragen zu geben."

„Eben dieses Bemühen, es geheim zu halten, sonst so fremd deinem Charakter, würde es mich vermuthen lassen, wenn ich es nicht ohnehin wüßte."

„Vermuthe, so viel dir beliebt; aber das Wahre an der Sache ist, daß ich auf einer großen Jagd war, daß ich mir da ein Bein gebrochen habe, und daß sich dessen Heilung so lange verzögerte...."

„Bei Gott, das wurde schnell geheilt!" —

„Drei Monate mußte ich das Bett hüten."

„Enrique! niemals hast du gelogen, warum thust du es nun? — Ich will dir beweisen, daß beides, was du vorgebracht hast, durchaus falsch ist. Ein castilianischer Herr, wie du, begibt sich auf eine große Jagd nie ohne ein ansehnliches Gefolge von Dienern und Reitknechten; du aber warst allein, ganz allein; da daher an der Jagd kein wahres Wort ist, so bleibt mir kein Zweifel, daß es mit dem gebrochenen Beine sich ebenso verhält."

„Wohl, glaube denn, was du willst; ich kann nichts weiter sagen, wenn du mir nicht glaubst! Lebe wohl!"

Digitized by Google

„Nie hätte ich gedacht, daß ein Edelmann, und noch viel weniger, daß ein Ritter sich so weit erniedrigen könnte, zu lügen," sagte Don Alfonso, indem er ihn am Arme zurückhielt. „Ich weiß wo du gewesen bist, ich weiß es; du waest in dem Thurme Rogerio's von Almodovar."

„Und was kümmert dich mein Aufenthalt? — Bin ich vielleicht verpflichtet, dir davon Kunde zu geben? — Mir scheint, daß unsere Freundschaft....."

„Aufgehört hat;" rief Don Alfonso mit verächtlich-drohendem Blicke, „du hast dich derselben unwürdig gemacht, du hast gelogen."

„Gelogen?!" —

„Höre, noch bin ich nicht zu Ende. Du darfst nicht vergessen, daß ich Blanca liebe, und daß....."

„Ich sie auch liebe!" unterbrach ihn Don Enrique.

„Dann, Ritter, muß einer von uns beiden das Leben lassen, verstehst du mich? und trotz dem, daß ein Mann, der gelogen hat, unwürdig ist, seine Klinge mit der meinigen zu messen.... du verstehst mich doch?" —

„Ja wohl verstehe ich dich; und dennoch werde ich meine Klinge nicht mit der deinen messen."

„Also bist du auch feige?" —

„Diesen Schimpf würde jeder andere als du mit dem Leben büßen; aber wir haben allzu oft zusammen dem Tod in die Augen gesehen, als daß du deßhalb im Ernste den leisesten Verdacht gegen mich hegen könntest. Höre, Don Alfonso, ich werde die reinen Wein einschenken. Wollte ich dich täuschen, so würde ich dir sagen, daß ich die schöne Blanca längst vergessen habe; aber ich will dir ohne Rückhalt erklären, daß ich sie mehr als je liebe, und daß ein Aufenthalt von drei Monaten in ihrer Burg...."

„Von drei Monaten!"

„Unterbrich mich nicht. — Eine gefahrliche Wunde nöthigte mich, in Rogerio's Thurme Hülfe zu suchen, und heute erst habe ich ihn verlassen. Habe ich Blanca früher geliebt, so bete ich sie nun an; und auf keine Weise werde ich einwilligen, von der Bewerbung um sie abzustehen. Aber nicht die Waffen sollen deßhalb zwischen uns entscheiden; mit dir von der zartesten Kindheit, wie ein Bruder aufgewachsen, betrachte ich dich immer noch als solchen, und es wäre mir allzu schmerzhaft, ja unmöglich, dein Blut zu vergießen. Ich will dir ein anderes, ein schreres Mittel vorschlagen, das uns nicht auf immer entzweien soll; du magst dann selbst entscheiden, ob du es nicht annehmen mußt."

„Sprich, laß hören!" rief Don Alfonso mit vor Wuth zitternder Stimme.

„Wir lieben beide Blanca; wohl denn — laß uns zusammen nach Rogerio's Thurm gehen, freien wir um sie bei ihrem Vater, und die Tochter von Almodovar entscheide selbst über unser Geschick. Bist du's zufrieden? Wenn sie dich erwählt, so gelobe ich, dir fürder nicht mehr hinderlich zu seyn und dich in Frieden dein Glück genießen zu lassen. — Gelobst du mir dasselbe?"

„Wohl, so sey es; morgen brechen wir auf. — Gott befohlen."

Und so geschah es auch. Des andern Tages in aller Frühe machten sich die zwei Freunde auf nach dem Thurme von Almodovar, begleitet von ihren Knappen und Dienern. Als sie bei der Veste ankamen, wurden sie mehr wie ein lästiger Besuch als wie willkommene Freunde empfangen.

Nach den ersten, üblichen Höflichkeitsbezeugungen ersuchte Don Enrique den Burgherrn, daß er ihm und seinem Freunde auf kurze Zeit geheimes Gehör gönnen wolle. Rogerio bewilligte es und führte sie in ein abgelegenes Gemach. Da nahm Enrique für sich und für seinen Freund das Wort, und sprach: „Ihr kennt ohne Zweifel unsern Stand und unsere Geburt?"

„Ja wohl," versetzte der Castellan, „Euer Vater war mein Waffenbruder, und auch Alfonso's Vater kannte ich genau; ich weiß, daß ihr beide edel und reich seyd."

„Unter dieser Voraussetzung habe ich nicht Noth, es Euch zu sagen; aber die Ursache unseres Hierherkommens muß ich Euch erklären. Wir wuchsen zusammen unter einem Dache auf, wir haben uns immer wie Brüder geliebt, und würden es noch, wenn nicht ein unglücklicher Zufall uns zu Nebenbuhlern in der Liebe zu Eurer Tochter gemacht hätte. Andere an unsrer Stelle hätten die Waffen entscheiden lassen, wir aber haben uns entschlossen, beide um Blanca's Hand bei Euch zu werben; sie mag frei wählen, wer von uns ihr Gatte seyn soll. Wir haben gelobt, uns ihrer Entscheidung zu unterwerfen."

„Meiner Meinung nach," entgegnete der Vater, „würdet ihr eher Frieden halten, wenn sie keinen von euch erwählte!" —

„Ihr täuscht Euch!" fuhr Don Alfonso auf, „das einzige Mittel, uns zu retten, und Euch gegen unsere Nachstellungen zu schützen, ist die Bewilligung der Bitte meines Freundes."

„Wie, ihr erkühntet euch vielleicht?...."

„Nichts ist unmöglich!" — rief trotzig Don Alfonso.

„Junger Mann, Ihr seyd fürwahr allzu kühn! — Dessenungeachtet will ich Euer Bitte gewähren; kommt mit mir. Aber nein; hört mich vorerst: Ich liebe Blanca; sie ist das einzige Wesen, das nach dem Tode ihrer Mutter mir noch theuer ist; ich wünsche, daß sie glücklich sey, doch möchte ich um keinen Preis mich von ihr trennen. Sie ist noch das einzige Band, das mich an das Leben fesselt; würde sie mich verlassen....."

„Wenn sie einwilliget, einen von uns beiden zu wählen, so sollt Ihr mit ihr in die Burg des Glücklichen ziehen;" versetzte Don Enrique.

„Nun denn, so habe ich nichts weiter dagegen einzuwenden. Erwartet mich hier; ich will mit Blanca sprechen, und euch dann sagen, auf wen ihre Wahl gefallen sey."

Nicht lange, so trat Blanca an der Hand ihres Vaters ein. „Edle Herren," sprach dieser, „Blanca hat sich schon entschieden; sie schätzt euch beide, und dankt euch beiden für diesen Beweis euerer Zuneigung; aber ihr Herz — hat sie dem Don Enrique von Castilla geschenkt." —

„Ach! mein Gott!" seufzte Alfonso aus der tiefsten Brust auf, und wurde blaß wie der Tod, während Enrique sich Blanca näherte, ihr zärtlich dankte und ewige Treue schwur. Aber plötzlich rafft sich Alfonso aus seiner Vernichtung auf, stürzt sich auf Blanca und, indem er sie gewaltsam von seinem Nebenbuhler trennt, frägt er sie mit zornglühenden Augen und zitternder Stimme: „Bianca, liebt Ihr wirklich Don Enrique?" —

„Warum sollt' ich nicht? — antwortet das Mädchen ganz

Digitized by Google

unbefangen, „hätte ich ihn nicht früher kennen gelernt, so hätte ich vielleicht Euch vorgezogen; so aber ....“

„Wenn Ihr ihn nicht früher kennen gelernt hättet! — Also drßhalb, das war das sichrrrr Mittel! — Ha, doppelter Verräther, ich.....“ Mehr sagte er nicht, bezwang sich; und nur seine Züge verriethen Schmerz und Verachtung.

(Schluß folgt.)

Die Κλέφτα des Panagiotis Sutsos.

(Schluß.)

An andern Stellen schildert er wieder den vergessenen Ruhm des Volkes, erinnert an die Schlachten des Freiheitskampfes, in denen der Sieg auf den Feldern des Mars mit Lorbeeren uns schmückte, als die Welt über unsern Triumphe in Erstaunen gerieth und ihre Blicke auf uns richtete, wir aber, nur das Ziel unserer Nationalunabhängigkeit verfolgend, furchtlos diesem Ziele entgegenschritten. Dieß Alles mit lebhaften Farben ausmalend, ruft er aus:

Und es kamen der Engländer, der Oesterreicher und Franzosen
Admiräle mit den Flotten,
Und besahn sich und vermaßen, als sie sich erst eingeschlichen,
Klug und listig dann am Ende unsres Freiheitskampfes Boden.
Brüderlich die Hand dann reichte Morgenland dem Abendlande,
Um vereint die Unbewehrten wieder unter's Joch zu beugen.
Doch verlachend und verspottend wie das eine und das andre,
Hielten uns in unsern Nöthen an die Hülfe unsers Gottes.
Bald im Schatten der Oliven, dort im alten Epidauros,
Oder dort im neuen Argos unter goldenen Orangen
Kündeten wir's allen Völkern: daß ein freies, ungetheiltes
Griechenland sey auferstanden.
Das Gesetz in unsren Händen, setzten wir allein die Freiheit,
Die mit Wenigem zufrieden,
Auf des Thrones erste Stufen:
Sie, die nur des ew'gen Rechtes, vieler Ahnen nur bedürftig.

Und wie nun der Dichter nach solchen Siegeszeichen, nach so'chen Opfern die Vernachlässigung der Männer des Freiheitskampfes und das Uebergewichtnehmen der Fremden ins Auge faßt, ruft er mit Unwillen aus:

Eilt drum jetzt, Ihr Fremden, eilet, um den Thron Euch zu versammeln;
Denn wie selbst sind auf den Bergen manches Jahr daher verdammet;
Unsre armen Hände können nimmer von der Flinte lassen,
Und die Lippen, die noch schwarz sind von dem Beißen der Patronen
Und dem Pulverdampf der Schlachten,
Kennen nicht die süßen Klänge schmeichlerischer Lobesreden.
Kommt und schmückt Euch denn gar zierlich mit dem Glanze der Gewänder
Und mit königlichen Orden!
Wir auch haben unsre Orden, haben schönere Gewänder:
Unsre Orden, die wir tragen, sind die Wunden, die uns trafen;
Und die Fahnen, die den Feinden in den Schlachten wir genommen,
Sind es, drein wie unsre Körper, unsre nackten Körper hüllen.

Wer empfindet nicht Schmerz und Trauer beim Anblick Hydra's, der Wittwe so vieler berühmter Männer, verstümmelt an den Händen und vor Hunger sterbend? Wessen Herz wird nicht gerührt beim Anblicke dieser Amazone, Mutter so vieler Heldensöhne, wie sie einsam dasteht im Meere, gleich dem Eigenthümer eines schiffbrüchigen Schiffes, der den Tod erwartet auf dem Felsen des Meeres? Der Dichter der Κλέφτα dricht darüber in folgende Worte aus:

Hydra, jetzt ohne Reichthum, ohne Schiffe, ohne Volk,
Gleichst fürwahr du dem Vulcane, der nun still und ausgebrannt,
Und verstummt ist alles Leben nun auf ihn, — du scheinst zu ruh'n
Von dem Schlage, den du führtest, daß erzitterte ein Thron....!
Kaum daß man an deinen Küsten jetzt Matrosen noch entdecket,
Deren Tausende vor Jahren sucht' und fand in deinen Häfen,
Auf den Felsen jeder Blick.
Einer Mutter gleich, o Hydra, die, hat sie geboren, stirbt,
Hast auch du ein todtes Kind, hast du Griechenland geboren,
Und sogleich bist du gestorben.

Die letzten Zeilen der Κλέφτα sind trüb und düster, und der Schluß der Dichtung haucht gleichsam Todtengeruch aus; auf den Sarg seiner Geliebten legt der Dichter den Cypressenzweig der sterbenden Freiheit nieder, indem er ausruft:

Des Lebens süße Träume all, du Liebe und du Freundschaft,
Und ihr auch, du des Volkes Ruhm, du Vaterland und Freiheit,
Ihr habt verlassen mich und flieht mein Herz, das ausgestorben;
Und Alles, was ich mir ersehnt und je erstrebt, war eitel.
Gealtert mit dem Vaterland sind meine Leidenschaften;
Einsylbig schwinden nun dahin und farblos meine Tage;
Wie ein Gespenst aus jener Zeit des heil'gen Kampfs der Griechen,
So flieh' ich nächtlich und allein auf der Todtkämpfer Gräbern.

Erinnert Ihr Euch des Ossian, der bei nächtlicher Finsterniß, umgeben von der Asche der verbrannten Wohnungen seiner Vater, die im Gesäusel der Winde ihn umwehenden Schatten seiner gestorbenen Brüder anruft und zu besänftigen sucht? Erinnert Ihr Euch jenes trübseligen Monologs des Goethe'schen Fausts? Einen ähnlichen Eindruck macht auch folgende Anrede an die geopferten Märtyrer des griechischen Freiheitskampfes.

Seyd ihr es, die in den Nächten, wenn der winterliche Sturm
Graufig an den Fenstern rüttelt,
Und ich mit gefalt'nen Händen einsam auf zum Himmel blicke,
Und dem Aug' entströmen Thränen, —
Seyd ihr es, ihr unsre Führer und Vorkämpfer, heil'ge Schatten,
Die ihr bleich mit blutigem Antlitz steigt hernieder von den Bergen?
Warum schauen eure Züge mich so alterthümlich an?
Was erfüllt mit süßem Sehnen mich eu'r alterthümlich Bild?
Wie so ganz und gar verändert seh' ich wieder euch, Gefährten,
Ihr der Lager und der Schlachten! und wie düster und wie traurig
Denket ihr wohl noch zu Zeiten unsres Kampfes große Tage?
Wann hat noch der Sonne Auge schönre Tage je beschienen?
Und was ist aus jenen Tagen, lieben Freunde, nun geworden?
Wohin unser Ruhm gekommen? —
Doch in meinen Liedern, Freunde, mögt ihr jubelnd euch ergötzen!
Kommt heran und jauchzt vor Freude!
Seyd gegrüßt, Odysseus, Gneas, Papaflessas, Karaiskakis,
Botsaris und Hypsilantis, Karaiskos und Miaulis!
Kommet all! und in die Zither eines Dichters mächtig greifend,
Ruft in ernsten Kreis zusammen um mich her die Trauermusen!

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Weg von Kiew nach Krzemieniec.

Von Kiew nach Shitomir findet sich fast nichts Bemerkenswerthes, außer einigen Erdbefestigungen, die man in mehrern alten Dörfern, wie in Bjelogorodki, Motishin, Berfowna u. s. w. trifft. Diese Befestigungen bestehen aus Gräben und Erdaufwürfen, und bildeten wahrscheinlich eine Wachpostenlinie gegen unvermuthete Einfälle der türkischen Horden, welche im 16ten und 17ten Jahrhundert in diesem Lande Schrecken und Verheerung verbreiteten.

Am 24 April war mein Nachtlager in Radomysl, welche Stadt von einem Walde umgeben ist, der sich auf der Seite nach Kiew 25 Werste weit erstreckt; einige lange Dämme sind hier durch die Sümpfe gezogen. Am 25 Mittags kam ich nach Shitomir, wo sich drei russische Kirchen und zwei katholische Klöster, ein Bernhardinerkloster und eines der barmherzigen Schwestern finden; ein drittes, sehr großes Kloster, das ehemals die Jesuiten im Besitz hatten, steht leer. Außerdem ist in Shitomir auch einer der Hauptsitze der katholischen Eparchie von Luzk mit dem dazu gehörigen Capitel, das aus 7 Prälaten und 7 Kanonikern besteht. Hier erhielt ich auch den ersten Begriff von den Juden, indem einige derselben über zwei Stunden lang durch unaufhörliches Anerbieten ihrer Dienste und Waaren meine Geduld erschöpften.

Von hier ging ich nach Berdytschew, wo ich mit meinem Bankier zu sprechen hatte. Sieben Werste von Shitomir, am Flusse Teterew, fand ich noch Spuren weitläuftiger Erdaufwürfe, welche entweder mit den übrigen Befestigungen zur Wachpostenkette gehörten, oder nur zum temporären Aufenthalt der Truppen bestimmt waren, für welches letztere zum Theil der Name des in der Nähe dieser Erdaufwürfe liegenden Dorfes Stanowischtsche (Lagerplatz) spricht. Berdytschew kann man den ewigen Marktplatz der Juden nennen, die auch den bedeutendsten Theil der Bevölkerung dieses Städtchens bilden. Die Männer mit zerzausten Haaren, mit breiten Hüten, langschößigen Nankingüberröcken, in Zwirnstrümpfen und Pantoffeln, mit Pfeifen im Munde, befinden sich vom Morgen bis zum Abend auf dem Marktplatze; die Weiber, zu Hause und auf der Straße, sitzend und gehend, sind unaufhörlich mit Strumpfstricken beschäftigt. Die Juden treten jedem Russen mit merklicher Unruhe entgegen, messen ihn mit scheuem Blicke vom Kopf bis zu den Füßen, und bemühen sich gleich bei der ersten Bekanntschaft seinen Charakter, seine Neigungen, seine Gelüste, und, was für sie am wichtigsten ist, seine Geldmittel kennen zu lernen. Ich hielt bei einem polnischen Traiteur an, und ging dann sogleich in Begleitung eines jüdischen Factors aus, um die Stadt zu besehen. Factor bedeutet in den polnischen Gouvernements eben so viel, als in Italien Cicerone und in Frankreich Domestique de Place. Er ist Diener, Dolmetscher und Führer; seine Pflicht ist, dem Fremden alle Merkwürdigkeiten des Orts zu zeigen, Nachrichten über Alles einzuziehen, was ihm zu wissen nöthig ist, seine Forderungen zu erfüllen, und so viel möglich seinen Wünschen zuvorzukommen. Das merkwürdigste Gebäude in Berdytschew ist das römisch-katholische Carmeliterkloster, das im J. 1630 von dem Kiew'schen Woiwoden Tyszkiewicz gegründet und begabt wurde, um, wie es im Stiftungsbrief ausgedrückt ist, das russische Volk zur heiligen Union aufzumuntern.*) Das Kloster ist von hohen, steinernen Mauern umgeben, und schließt einige steinerne Gebäude für etliche unbeschuhte Carmeliter ein. Von der Terrasse, auf welcher die Klosterkirche steht, hat man einen Ueberblick auf die unteren Theile des Städtchens und seine Umgebungen.

Ueber Berdytschew führt die gerade und kürzere Straße von Kiew nach Radziwilow, aber man kann diese Straße im vollen Sinne des Wortes eine Operationslinie der Juden nennen, denn hier finden sich keine andern Poststationen als jüdische, und auch die Bevölkerung besteht fast ganz aus Juden. Aus Furcht vor Hunger, Durst und Schlaflosigkeit, denen man

*) D. h. zum Uebertritt zur katholischen Kirche unter gewissen Concessionen hinsichtlich des Ritus und der Priesterehe. Die Art, wie die Jesuiten zu jener Zeit die Union der zur griechisch-russischen Kirche gehörigen Bewohner der Ukräne, Podoliens und Wolhyniens betrieben, erklärt die nachmalige Reaction und manches Verfahren der Russen aufs vollständigste. A. d. R.

Digitized by Google

gewöhnlich in diesen unreinen Kneipen ausgesetzt ist, beschloß ich, über die Poststraße durch Shitomir zurückzukehren. Vier Werste jenseits dieser Stadt ist ein merkwürdiges Dorf Sokolowaja Gora (Falkenberg) genannt; es liegt am Fuße eines runden, steilen, oben mit einem Erdwall umgebenen Berges, auf dem, der Volkssage nach, der Räuber Sokol (der Falke) gehaust haben soll.

In Nowgrad-Wolynsk sind von der alten Veste noch einige steinerne mit Moos überwachsene Mauern übrig, von denen eine gegen den Fluß Slutscha zu auf dem hohen, steilen Ufer steht, welches gleichsam ihre Fortsetzung bildet. Nowgrad Wolynsk hieß früher Swägel, und gehörte der Gräfin Sudowa, einer gebornen Lubomirska, wurde aber im Jahre 1796 für die Krone angekauft. Der Weg führt größtentheils durch Wald, der schon am Fuße des Falkenberges beginnt, und sich 80 Werste weit fast bis Korez erstreckt. Dieses Städtchen, das der Gräfin Potozka gehört, kann sich mit den bessern Kreisstädten in Eine Linie stellen. Ueber dem Flusse Kortschik steht ein schönes Schloß mit einem Thurm; auch befindet sich hier ein griechisch-russisches Frauenkloster, das im 12ten Jahrhundert von den Fürsten von Korez gestiftet wurde. Im J. 1633 vermachte Serafima, Fürstin von Korez und Vorsteherin dieses Klosters, demselben das ganze Amt Klinez, das aus einem Flecken und sieben Dörfern besteht. Für Philologen ist der Name Korez darum merkwürdig, weil der hiesige Prototerei Lanrentius Sisani die erste slavische Grammatik verfaßte.

Zwischen Kolkiew und Korostow trifft man an den Seiten des Weges eine Menge Gräber. Die nächste Stadt, Ostrog, wohin ich mit Sonnenuntergang kam, ist berühmt durch den Eifer ihrer alten Fürsten für die griechisch-russische Religion, und dadurch, daß im J. 1581 hier die erste slavische Bibel nach einer von Johann Wassiljewitsch aus Moskau geschickten Abschrift gedruckt wurde; das Häuschen, worin die slavische Druckerei sich befand, gehört jetzt einem Juden. Der fürstliche Palast befand sich wahrscheinlich in der Veste, wo noch einige Gebäude und eine halb zerstörte russische Kirche vorhanden sind, welche von Wassili III, Fürsten von Ostrog im 15ten Jahrhundere erbaut wurde. Man glaubt, der falsche Demetrius sey nebst der Tochter des Woiwoden von Sandomir, Mniszek, in dieser Kirche zu erstenmale gekrönt worden. Die Veste, welche durch einen Graben und den steilen Abhang des Berges geschützt ist, steht auf dem höchsten Punkte der Stadt über einer schönen Ebene, welche sich auf der Südseite gleich einem grünen Teppich ausbreitet. In dem untern Theile der Stadt liegt das Mannskloster zur Verklarung Christi, das im J. 1624 auf Kosten der Fürstin Chodkiewitsch aufgeführt wurde.

In Dubno, wohin ich am 28 April gelangte, ist das größte und auf dem besten Platze gelegene Gebäude, wie in den andern hiesigen Städten, die römisch-katholische Kirche. Das Schloß des Fürsten Lubomirski ist von Häusern eingeschlossen, und hat, ob es gleich erst im Jahre 1817 für das Kriegsdepot erbaut wurde und sehr schön und groß ist, durchaus kein Ansehen. Auf dem Marktplatze der Stadt befindet sich ein Gasthof, der einer der besten in diesem Lande ist.

Mit der Veränderung des Orts verändert sich auch der ganze Umriß der Natur. An den Gränzen des Gouvernements Wolhynien verschwinden allmählich die Ebenen der Ukräne: beim Heraustreten aus Dubno sieht man links die bläuliche Bergkette, welche schon in Gulitsch, 20 Werste von Ostrog, beginnt, und sich südwestlich nach Radziwilow hinzieht. Am Fuße dieser Berge liegt Krzemieniec. Der wilde und großartige Anblick der Steilfelsen und Berge, die die Stadt umgeben, ist ein unerwartetes Schauspiel für den mit Berglandschaften noch nicht bekannten Reisenden. Ueber der Stadt selbst erhebt sich ein runder und schwer zu ersteigender Berg, der mit einer Mauer und Thürmen, den Resten eines alten Schlosses, gekrönt ist. Weder die Gründer, noch die Zeit der Gründung von Krzemieniec sind bekannt, und wir wissen nur, daß die Stadt im Alterthum zu dem Apanage-Fürstenthum Wladimir gehörte, und im Jahre 1240 von dem Schrecken Rußlands, Batu Khan, und um das Jahr 1256 von seinem angeblichen Sohne Kurem Sah ohne Erfolg gestürmt wurde. Im 14ten Jahrhundert kam Krzemieniec an Polen, und wurde unter Sigismund I nach den Regeln der neuen Kriegskunst befestigt; im Jahre 1648 jedoch fiel es vor einer kleinen Schaar Kosaken, welche sich für die Bedrückung ihres Glaubens an Polen rächten. Wenn man der Sage glauben darf, so besaß Krzemieniec gegen 70 Kirchen, und war die Residenz der Königin Bona, die, nachdem sie in Polen große Summen zusammengescharrt hatte, damit nach Neapel ging. Bekanntlich mußten die polnischen Könige jedesmal bei ihrer Thronbesteigung der Republik schwören, alle möglichen Mittel anzuwenden, um diese Summen wieder zu erhalten.

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java.

(Fortsetzung.)

Die Medicin bei den Chinesen.

Ueber 85,000 Chinesen leben auf Java, aber so streng abgeschlossen und Alles, was fremd ist, vermeidend, daß ich trotz aller Bemühungen von meiner Seite, zu erfahren, auf welchem Fuße die Medicin bei ihnen steht, nur wenig Ausbeute machte. Ich war in einer chinesischen Apotheke, welche dem Aeußern nach durchaus wie eine europäische eingerichtet war. Der Apotheker, welcher eben erst aus China angekommen war, sprach das Malayische noch schlechter als ich, und ich konnte mich ihm nicht verständlich machen. Hätten die chinesischen Charaktere vor den Kasten und Gläsern und das große Bild des höchsten chinesischen Gottes mit einem Altar davor, welcher mit zwei dunten Wachskerzen und mehrern Opferschalen mit Speisen besetzt war, nicht hinlänglich gezeigt, daß man in einer chinesischen Officin sey, man hätte wahrlich geglaubt, in einer europäischen sich zu befinden.

Ich bemerkte schon vorher, daß die Medicin der Chinesen denselben festen, unwandelbaren Typus wie ihre übrigen Staatseinrichtungen an sich trage. Diese Wissenschaft läßt nämlich weder der Nationalität des einzelnen Arztes noch der Genialität

Digitized by Google

eines schaffenden Geistes unter der großen Anzahl derselben den geringsten Spielraum, indem der Chinese verpflichtet ist, nach einem medicinischen Codex zu handeln, welcher vor Jahrtausenden durch einen ihrer Kaiser Schi-nong festgesetzt seyn soll. Handelt der Arzt genau nach den hier verzeichneten Regeln, so ist er ein guter Arzt, der Kranke mag dabei zu Grunde gehen oder nicht; weicht er jedoch hievon ab, so ist er des Todes schuldig, wenn der Kranke stirbt. Nach dem Wenigen, was ich erfahren konnte, scheint mir die chinesische Medicin eine große Aehnlichkeit mit der arabischen zu besitzen, denn wie hier, so werden auch dort Elemente angenommen, aus denen der Mensch bestehen soll und zwar der Zahl nach fünf. Diese harmoniren im gesunden Zustande und erzeugen durch ihre Disharmonie die Krankheit. Die Zeichenlehre des Gesichts ist bei ihnen sehr ausgedehnt und wichtig, und längst ist es bekannt, daß sie die Pulslehre bis zu einer übertriebenen Subtilität ausgedehnt haben. Auf die Diät wird eine bedeutende Wichtigkeit gelegt. Größere chirurgische Operationen werden von den Chinesen nicht vorgenommen, obgleich sie von der Anwendung der Moxa und Acupunctur häufig Gebrauch machen. Eine ausgezeichnete Fertigkeit besitzen sie in den Geschäften der untersten Chirurgie und es gehört mit zu der Sitte der Europäer, welche auf Java leben, diesen Nothwendigkeiten von einem Chinesen entsprechen zu lassen.

In Batavia war bei meiner Anwesenheit ein chinesischer Arzt, welcher sich durch seine Curen einen berühmten Namen und ein ungeheures Vermögen binnen sehr kurzer Zeit erwarb, und dessen Hülfe auch oft von Europäern in Anspruch genommen wird. Uebrigens leben die Chinesen abgeschlossen für sich, haben ihre eigenen Tempel, Aerzte, Apotheken, Begräbnisse, gehen niemals in den Militärdienst, nie in ein holländisches Hospital, leben durchaus den chinesischen Sitten getreu, sparsam, aber raffinirt sybaritisch.

(Fortsetzung folgt.)

Geheime Berichte der birmanischen Gesandtschaft in Indien.

Der Generalgouverneur von Indien hat im letzten Jahre eine Reihe birmanischer Staatspapiere drucken lassen, welche nicht nur in dem gegenwärtigen Augenblick von Wichtigkeit sind, wo die Birmanen wieder mit Krieg gegen England drohen, sondern überhaupt von großem Interesse, weil es so selten ist, daß man in die Geheimnisse der Diplomatie halbbarbarischer Höfe eindringt, da diese ihre Berichte noch viel sorgfältiger verbergen, als bei civilisirten Nationen geschieht, welche schon lange gelernt haben, daß der Strauß nicht der weiseste aller Vögel ist. Man ersieht aus diesen birmanischen Berichten aufs deutlichste, wie solche brutal despotische Höfe in ihren Verhandlungen mit civilisirten immer im Nachtheile stehen müssen, weil ihre eigenen Agenten nicht wagen ihnen die Wahrheit zu sagen, und sie daher auf eine falsche Basis hin handeln. Die Umstände, welche zur Abfassung der Berichte an den birmanischen Hof führten, waren folgende. Bei dem Friedensvertrage von Yandabu, welcher den birmanischen Krieg von 1826 schloß, wurde bestimmt, daß jeder der beiden Staaten bei dem andern einen Residenten halten solle, um künftigen Reibungen diplomatisch zuvorzukommen. Der birmanische Hof ließ sich die Bedingung ungern gefallen, war zwar zu geschwächt, um die Ankunft des englischen Residenten, Obrist Burney, zu verhindern, zögerte aber sehr einen eigenen Gesandten zu schicken. Da sich jedoch die Entscheidung der Streitigkeiten über die Gränzen der von Birma beim Friedensschlusse an Indien abgetretenen Provinzen sehr verzog, und der birmanische Hof doch das Bedürfniß fühlte, die ihm vollkommen unbekannten Zustände von Indien beobachten zu lassen, so entschloß er sich, im Jahre 1830 zwei Gesandte nach Calcutta zu schicken und sie bis 1835 dort zu lassen. Nach den Ideen der Birmanen sind Gesandte nur die Ueberbringer der Briefe des Königs, so daß man nie Männer von hohem Range dazu wählt, im Gegentheil würde sich der Hof etwas an Würde zu vergeben glauben, wenn er einem fremden Fürsten die Ehre anthun würde, einen Mann von Bedeutung zu schicken; dennoch bewirkte die Wichtigkeit der Mission, daß man etwas sorgfältiger auswählte. Zum ersten Mitgliede der Gesandtschaft wurde Mong Schui gewählt, ein Mann, der den Rang der ersten Classe der Staatsbeamten hatte, früher Director der Fußpolizei und später Generalaufseher der Frohnarbeiter im Schlosse zu Amarapura war. Der englische Gesandte drückte den Ministern seine Zweifel über die Fähigkeit des Mannes aus, und wünschte, daß einer der ehemaligen Gouverneure von Rangun gewählt würde, da diese durch den Verkehr mit Engländern immer schon etwas gelernt hätten. Aber die Minister entschuldigten die Wahl, auf die sie auch keinen Einfluß geübt hatten, da sie im Innern des Palastes und vermöge eines der Königin gegebenen großen Geschenkes gemacht worden war. Der Gesandte galt übrigens in Birma für einen Gelehrten, besonders in der Geschichte und Geographie des Landes. Der zweite Gesandte war Mong Bigot, und war Generalsecretär des Ministeriums; er war frühere Polizeidirector in Martaban und später Douaneneinnehmer in Ramri gewesen, war ein Mann von mehr Verstand als sein Vorgesetzter, wurde aber von diesem auf der ganzen Reise verhindert, seine Talente zu zeigen.

Die Gesandten hielten während ihres dreimonatlichen Aufenthalts in Indien ein Tagebuch, das von dem zweiten Gesandten verfaßt und von dem ersten sorgfältig revidirt war. Es wurde dem Obrist Burney von den birmanischen Ministern mitgetheilt, enthielt aber keine Erwähnung der politischen Aufträge der Gesandtschaft, noch gelegentlich politische Nachrichten, da über alle diese Punkte besondere Berichte erstattet wurden, und zwar in solcher Menge und Ausdehnung, daß die in den ersten 18 Monaten des Aufenthalts der Gesandten in Calcutta sich auf 105 Nummern beliefen und sieben Foliobände füllten. Es gelang Burney sich alle diese Berichte zu verschaffen, und aus ihnen wählte er die jetzt vom Generalgouverneur bekannt gemachten Documente. Sie sind voll von den ungereimtesten Gerüchten über Kriege, in welche die Compagnie mit Randschit Sing verwickelt sey, und über die Verlegenheiten, in denen sie sich in Folge derselben befinde, geben aber damit einen guten Begriff von dem Ton, der am birmanischen Hofe herrscht, und von den Hoffnungen, die man dort hegt. Die Gesandten verwelgreten mit dem charakteristischen Mißtrauen von Halbbarbaren jedem Wort ihres englischen Begleiters oder der englischen Regierung den Glauben, und wendeten sich heimlich an allerlei Abenteurer, welche ihnen Lügen nach Herzenslust fabricirten, sobald sie einmal bemerkt hatten, welche Art von Nachrichten den Gesandten am annehmlichsten

Digitized by Google

seyen, und trieben es so weit, daß man sogar in Birma anfing darüber Zweifel zu hegen, indem der Gouverneur von Rangun mehreremole nach Amarapura schrieb, man solle doch nicht an diese Lügen glauben. Das Resultat einer solchen Mission konnte natürlich den Erwartungen der beiden Regierungen gleich wenig entsprechen, die Engländer hatten gehofft, daß die eigene Ansicht der Gesandten von der überwiegenden Macht der Compagnie den birmanischen Hof auf friedliche Gesinnungen führen werde, während der birmanische Hof, verführt durch seine Eitelkeit und durch die Berichte der Gesandten, auf eine falsche Basis hin unterhandelte, bei der an kein Verständniß zu denken war. Ein glücklicher Zufall wollte, daß am Ende die Gesandten etwas durchsetzten, was ihren Hof mit dem sonst unglücklichen Resultat der Mission versöhnte, wie man später sehen wird.

Die schriftlichen Instructionen, welche den Gesandten mitgegeben wurden, bezogen sich nur auf die Berichtigung der Gränzen im Norden und Süden, wo die Ausführung des Vertrags von Yandabu Schwierigkeiten gefunden hatte, deren Hauptgrund in der Ungenauigkeit der Karten lag, welche die Birmanen über die Gränzlinie geliefert hatten; das Object dieser Streitigkeiten war von sehr geringem Interesse für die Engländer, aber der birmanische Hof legte aus Eitelkeit vielen Werth darauf; doch war dieß keineswegs der wahre Zweck der Mission, sondern dieser bestand in mündlichen Instructionen, nach welchen die Gesandten Mittel finden sollten, von der Compagnie die gänzliche Wiederabtretung der vier im Frieden von Yandabu erhaltenen ehemaligen birmanischen Provinzen zu bewirken. Denn die Birmanen haben den Verlust dieses Territoriums nie verschmerzt, und ihre Wiedereroberung ist seit 12 Jahren die einzige Triebfeder der ganzen birmanischen Politik. Die Compagnie ihrerseits, welche durch diese Eroberungen anfänglich nichts zu bezwecken suchte, als das Gebiet der Birmanen auf seine alten Gränzen zurückzudrängen, und ihrer Vergrößerungssucht auf allen Seiten ein festes Ziel zu setzen, hat seit der Besitznahme sowohl des ehemals birmanischen Theils von Assam, als besonders der südlich vom Fluß Saluen gelegenen Provinzen von Martaban und Ye den wahren Werth dieser Länder zu gut schätzen gelernt, als daß sie auf die birmanischen Ansprüche je eingehen würden. Daher werden diese widersprechenden Interessen noch auf lange Zeit hin einen beträchtlichen Einfluß auf die Politik von Indien ausüben, und man hat diesen schon in den letzten Jahren bei der Usurpation des birmanischen Throns durch den gegenwärtigen König Thaeawaddy empfunden, da dieser sich vorzüglich der den Engländern feindlichen Partei bediente, seinen Bruder vom Throne zu stoßen, und seit seinem Regierungsantritte die Traktate von Yandabu nicht anerkannte, obgleich er bisher sich noch nicht für stark genug hielt, in Feindseligkeiten auszubrechen. Es ist daher nicht ohne Interesse, aus den Berichten den Geist des birmanischen Hofes kennen zu lernen, und die unglaubliche Unwissenheit desselben über alle auswärtigen Angelegenheiten zu beobachten, da dieß ein beständiges Element von Krieg gegen Indien ist.

(Fortsetzung folgt.)

Sechsmonatlicher Mais.

In der medico-botanischen Gesellschaft vom 25 Januar wurde ein Bericht über den Maiz de seis meses, oder Cariaco, oder Amapa Südamerika's mit Bemerkungen über seine diätetischen und medicinischen Eigenschaften von Dr. Hancock vorgelesen. Er behauptet, diese Art indischen Korns oder Mais sey in Europa und sogar in Nordamerika unbekannt, obgleich es eine Pflanze ist, die wohl Aufmerksamkeit und Pflege verdient. Sie gibt schon reife Früchte zwei Monate nachdem sie der Erde anvertraut worden, und zwar selbst in den Hochebenen von Merida und den kalten Gegenden der Pampas eben so gut, wie in dem heißen Gebiete des Orenoco und Caracas. Dr. Hancock hält sie für eine sehr nahrhafte und gesunde Frucht, und bemerkt, daß sie von den Eingebornen gern gegessen werde. Ob es eine verschiedene Art Korn oder nur eine der Spielarten des indischen Korns sey, ist ungewiß. Sie bringt ungefähr die gleiche Quantität Körner hervor, 50 bis 60 Bushels vom Morgen, doch ist es kleiner und leichter (slender) als das indische Korn gewöhnlich. Die Indianer von Venezuela kannten es unter dem Namen Amopo oder Coriaco, die Spanier und Creolen unter dem Namen von Maiz cariaqueto, oder de seis Meses, oder Pan de provision. Dr. Hancock meint, in unserem Klima, das in den Monaten Junius, Julius und August einen Grade wärmer ist als in den Gegenden der Pampas, würde es besonders in diesen Monaten wachsen, und da es so schnell wächst und reift, würde es im Fall einer Mißernte mit Vortheil zu säen seyn, besonders da es noch die gute Eigenschaft hat, den Boden nicht wie andere Pflanzen auszusaugen, weil drei oder vier Ernten im Jahr in einem Lande gewonnen werden, wo bei der Trägheit der Bewohner das Bauern des Landes fast ganz unbekannt ist.

Miscellen.

Die Abeille de la Nouvelle Orléans enthält nachstehende Anekdote: Der ehrwürdige Hr. Goyer, Prediger einer Anabaptistenkirche im westlichen Theile der Stadt Reading in Connecticut, hatte über die Abschaffung der Sklaverei gepredigt, und dann angekündigt, daß er am Abend des 29 Decembres abermals eine Predigt über denselben Gegenstand halten werde. Den Tag vorher wurde von einer bis jetzt unbekannten Person ein Fäßchen Pulver unter die Kanzel gelegt und dasselbe angezündet. Die Explosion war so stark, daß die Kirche ganz zerstört wurde.

Malayische Manuscripte. Hr. Dulaurier, den die französische Regierung zum Studium der koptischen Sprache und ägyptischen Alterthümer nach England geschickt hat, kaufte daselbst von einem Hrn. Huttmann malayische Manuscripte, die dessen Bruder aus Malacca mitgebracht hatte. Die Mehrzahl davon bezieht sich auf die Geschichte der Malayen in der mohammedanischen Periode. (Echo du Monde Savant vom 16 Januar.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 20** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Tec Blanca-Fall.** Spanische Volkssage; dem Spanischen des D. J. A. de Ochoa nacherzählt von Ferdinand Wolf. — **Die *Kódája* des Panagiotis Sutsos.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 2 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1839.

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java.

(Fortsetzung.)

Die Medicin bei den Europäern auf Java.

Ich komme zu dem Zustande der Medicin bei den Europäern auf Java. Ein Gesundheitsbeamter erster Classe, mit Colonelsrang, welcher zu Weltevreede wohnt, hat die Direction des ganzen Medicinalwesens auf Java; unter ihm sind drei dirigirende Gesundheitsbeamten mit Majorsrang, einer bei jeder der drei großen Militärabtheilungen; unter diesen stehen Gesundheitsbeamte zweiter und dritter Classe. Der pharmaceutische Dienst wird ebenfalls durch Apotheker erster, zweiter und dritter Classe versehen. Die Einrichtung des Dienstes ist durchaus militärisch. Nur zu Batavia, Samarang und Surabaya ist ein Civilarzt vom Gouvernement angestellt. Eine große Anzahl unter den Aerzten und Apothekern sind Deutsche, die andern größtentheils Holländer. Auch Liplappe findet man hin und wieder im Dienste, welche ihre fragmentarische Bildung in einem dortigen Hospital erhalten haben.

Obgleich es auf Java allerdings viel wissenschaftlich gebildete Aerzte gibt, worunter auch einige sind, welche fleißig fortarbeiten, so hat doch die Medicin hier mehr den Charakter eines Handwerks als den einer positiven Wissenschaft. Die Gründe hievon liegen tiefer, sowohl in den individuellen Zuständen derer, welche hieher auswanderten, als auch in den allgemeinen Verhältnissen, welche jeden Europäer auf Java treffen. Viele der hier wohnenden Europäer verließen das Vaterland, weil sie gezwungen waren, ihm Lebewohl zu sagen. Sie lagen entweder mit den bestehenden Gesetzen im Kampf, gegen welche sie gesündigt hatten, und denen sie sich entzogen, um ihnen nicht als Opfer zu fallen, oder ihre Ungebundenheit stand mit der sittlichen Gesellschaft im Widerspruch, welche sie ausstieß, oder sie waren verarmt, und ihre Heimath bot ihnen keine Quellen, um ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen, welche sie sich auf der andern Halbkugel suchen müssen. Alle nahmen, Schmerz und Wuth im Herzen, den schweren, gezwungenen Abschied von der heimathlichen Erde, ihre letzte sanguinische Hoffnung an das Goldland Java knüpfend, welches sie für Alles entschädigen sollte. Andere wieder trieb der Ehrgeiz, die Geldsucht, die Unzufriedenheit mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen von dannen. Sie zogen es vor, ein gefährliches Spiel um ihre Zukunft zu spielen, und setzten ihre ganze Existenz ein gegen einen Treffer unter tausend Nieten. Auch diese sagten mit Resignation und Schmerz dem Vaterlande Lebewohl, welches so wenig ihre Hoffnungen realisirt hatte. Noch andere zogen als Abenteurer aus, das Glück zu erjagen, vergebens das auswärts suchend, was sie in ihrem Innern finden mußten. Auch diese büßten bald ihren schweren Irrthum, und mit tantalischem Schmerze schauten sie von dem Schiffe, was sie hinübertrug auf das mehr und mehr ihren Blicken entschwindende Vaterland zurück. Mehrere dieser Unglücklichen lernte ich auf der Reise nach Java kennen. Ich suchte ihren wilden Schmerz zu besänftigen, aber vergebene Mühe! Mit der letzten Spur des geliebten Vaterlandes hatten sie jeden moralischen Halt verloren. Wenige Andere hatten edlere Gründe zur Ueberreise, unterrichteten sich von den Verhältnissen, in welche sie treten sollten, und gingen ruhig und ernst, mit fester Besonnenheit der Zukunft entgegen, die ihnen nichts Unerwartetes bringen konnte. Sie kamen an auf Java. Alle Fatiguen der Reise waren überstanden, und frische Hoffnung belebte wieder das erstorbene Herz. Doch die ersten vier Wochen reichten hin, um auch die letzte Täuschung für immer zu zerstören.

Ein glühend heißes Klima ermattete Geist und Körper. Nicht selten stigt das Thermometer über 96° F., ja zu Zeiten über 100° F., fällt aber sehr selten bis auf 60° F. Was ich hier von der Temperatur sage, gilt natürlich nur von der im Schatten, denn in der Sonne sah ich das Thermometer gegen 1 Uhr nach Mittags in Surabaya bis auf 131° F. steigen. Die Ungesundheit des sumpfigen Bodens in den bedeutendsten holländischen Etablissements warf die Ankömmlinge nieder, und sie starben entfernt von den ersehnten Ihrigen einsam dahin, oder genasen wieder, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Verhältnisse wohlgeordnet seyen, daß das Gouvernement nach der wirklichen Fähigkeit schätze und belohne, und das Glück für sie hier eben so wenig als in Europa zu finden sey. Sie

Digitized by Google

leben getrennt von Allem, was ihnen werth und theuer ist, mit keinem innigen Bande an den fremden Boden gefesselt. Der Egoismus, welchen Klima und Verhältnisse dem Europäer aufdringen, läßt wohl die Gewinnsucht aufkeimen, unterdrückt aber die Liebe und die Freundschaft. Die Gehalte der Staatsdiener untern und mittlern Ranges sind der Summe nach hoch, im Grunde aber nicht höher als in Europa, denn der eigentliche Werth des Geldes ist gering auf Java und die Lebensbedürfnisse der Europäer sehr theuer. Die höhern und reicher dotirten Beamtenstellen sind aber ausschließlich durch Holländer besetzt. In socialer Beziehung gibt es nur Arme und Reiche. Die Aerzte aber gehören fast nie den letztern an. Ein Mittelstand, welcher von jeher der Kunst und Wissenschaft am zuträglichsten war, fehlt in Ostindien durchaus. Nur Geld gibt dem Manne socialen Werth. Die letzten Hoffnungen sind nun verschwunden, und nur die Sehnsucht nach dem Vaterlande bleibt zurück. Nicht Einen Europäer lernte ich auf Java kennen, welcher sich nicht schmerzlich zurückgesehnt hätte, und dessen höchstes Streben nicht gewesen wäre, die Heimkehr zu erlangen. Die Hinreise war leicht, aber die Rückkehr nach Europa ist schwer. Während die Ueberfahrt nach Ostindien etwa 400 Gulden kostet und diese Summe noch dazu von dem Gouvernement bezahlt wird, so kostet die Rückreise das Fünf- bis Sechsfache, indem die Schiffscapitäne das Geld nach ostindischem Werthe berechnen. Bei der Kostbarkeit der europäischen Lebensmittel wird aber bei den Besoldungen nichts abgespart, um die nöthige Summe zur Heimreise sammeln zu können. Sechzehn Dienstjahre gehören dazu, um zwei Jahre Urlaub und eine freie Ueberfahrt zu erhalten, zwanzig Dienstjahre um Pension zu verdienen. Wenige natürlich erleben diese Zeit, und wie haben sie dieselbe erkauft? — Man sieht diesen geistig kalten und körperlich matten Gestalten mit dem sparsamen Haarwuchs und dem todten Auge wohl an, daß sie in der Blüthe gekuickt sind. Andern Wenigen gelingt es in kürzerer Zeit sich Vermögen zu erwerben, und nur von diesen spricht die thörichte Welt, die große Anzahl derer übersehend, welche Schmerz und Klima früh hinwegraffte, welche, mit schwerem Herzen nach dem Vaterlande blickend, in Indien wie in Europa in bedrängten Verhältnissen lebten. Jenen Wenigen denkt der unruhige Sanguiniker es gleich zu thun, und sie dienen zur Lockspeise für tausend Unglückliche. Außerdem fehlt in den Colonien jede Stütze der Moralität. Glaube, Freundschaft, Liebe sind Worte, welche bei dem größten Theile der Europäer, welche hier wohnen, nur ein Hohnlächeln hervorrufen. Ein kurzer Aufenthalt unter denselben zeigt leicht die grasse Nachtseite der europäischen Civilisation. Wollüste aller Art entnerven bei der Licenz in geschlechtlicher Beziehung den Körper. Der Genuß starker Getränke, deren unsinniger Mißbrauch durch den tollen Glauben unterstützt wird, man müsse trinken, um leben zu können (aut bibendum aut moriendum), die mit erhitzenden Gewürzen übermäßig versehenen Speisen, die künstlichen Geschlechtsreizungen haben die Sensibilität ruinirt und die Lebenskraft aufgezehrt. In dieser üppigen Sinnlichkeit geht die letzte Spur des höhern Lebens unter und das vorherrschende Streben ist nur noch auf Geld gerichtet. Geld muß zusammengerafft werden, um die Bedürfnisse zum Leben erhalten zu können. Geld, um zurückzukehren in das geliebte Vaterland, Geld, um das schmerzliche Heimweh durch Sinnenlust zu betäuben.

Alles, was ich hier von den Europäern im Allgemeinen sagte, gilt auch von den Aerzten, insbesondere aber von den deutschen Auswanderern. Die Holländer, welche nach Java hinüber gehen, kennen die Verhältnisse, in welche sie treten, sind mehr phlegmatischer als sanguinischer Natur und deßhalb auch nicht den vielen getäuschten Hoffnungen ausgesetzt, denen der chevalereske, Abenteuer liebende Charakter des Deutschen unterworfen ist. (Schluß folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Der Berg von Potschajew.

Von allen Bergen, die sich von Gulitsch südwestlich erstrecken, liegt der höchste und von den übrigen abgesonderte jenseits Krzemieniec, links von der großen Straße. Neben Beresowka erhebt sich ein zweiter, steiler und mit Wald bedeckter Berg. Unter den Bäumen, die seinen Gipfel krönen, steht in Form eines griechischen Pavillons eine griechisch-unirte Capelle, die zum Andenken des wunderthätigen Bildes der heiligen Mutter Gottes von Potschajew erbaut wurde. Der Verfasser des Buchs: Potschajewskaja gora (der Berg von Potschajew), das in slavonischer Sprache geschrieben, und in Potschajew selbst im Jahre 1793 zum zweitenmal aufgelegt wurde, erwähnt der Sage, daß vor alten Zeiten auf diesem Berge zwei Mönche von der Regel des heiligen Basilius, also griechischer Religion, lebten, und daß einer von ihnen nebst dem Bauer Johann, genannt der Barfüßige, der hier mit seinen Knechten eine Schafheerde hütete, einstmals die heilige Jungfrau auf dem Berge in einer Feuersäule stehen sahen. Als sie sich aber dem Orte der Erscheinung näherten, fanden sie nur die Abbildung des rechten Fußes in den Stein eingedrückt, und die Höhlung mit Wasser ausgefüllt. Diese Abbildung sieht man noch jetzt in der dort ausgebauten Kirche nicht weit von der Thüre, und das aus dem Steine fließende Wasser, das unaufhörlich von frommen Christen ausgeschöpft wird, bleibt stets in gleicher Höhe, ohne sich zu vermindern oder überzufließen.

Außerdem ist in den Chroniken des Klosters Potschajew gesagt, daß im Jahre 1675 am 20 Julius, als die Türken gegen die Klostermauern anrückten, die Mönche im vollen Vertrauen auf den Schutz der heiligen Jungfrau vor ihrem Bilde den Lobgesang auf sie sangen; mitten in diesem Gesang erschien plötzlich die Mutter Gottes über der größern Kirche in einem glänzenden Kleide, umgeben von Engeln mit bloßen Schwertern, und breitete den weißglänzenden Mantel aus zum Zeichen ihres Schutzes. Auf die Ungläubigen aber fiel ein plötzlicher Schrecken, der sie sämmtlich in die Flucht jagte.

Ueber das Bild der Mutter Gottes von Potschajew selbst hat sich nachstehende Legende erhalten. Im Jahre 1559 besuchte der im hiesigen Lande reisende griechische Metropolit Neophyt die Frau Anna Goiska, und zum Dank für ihre gast-

Digitized by Google

freundliche Aufnahme beschenkte er sie mit dem Bildnisse der Mutter Gottes, das er aus Konstantinopel mitgebracht hatte. Eine Zeitlang blieb dieß Heiligthum im Schlosse des Städtchens Orel, aber Gott wollte, daß das angezündete Licht nicht unter dem Scheffel stehen sollte, und sein Wille erfüllte sich. Das Bild der Mutter Gottes erschien oftmals im Morgenrothschimmer, und vielen Kranken, die vor demselben in heißen Gebeten sich ergossen, gewährte es Heilung. Als endlich auch der Bruder der Frau Goiska, welcher von Geburt an blind gewesen war, das Gesicht wieder erhielt, versammelte seine gottesfürchtige Schwester, als sie den großen Segen erkannte, der ihr mit dem Bilde erschienen war, Geistliche und Laien, brachte das Bild in Procession auf den Berg von Potschajew, und übergab es den in der Höhle lebenden Mönchen zur eigenen Aufbewahrung.

Im Jahre 1770, als noch die Griechisch-Unirten im Besitze des Klosters Potschajew waren, wurde eine besondere Commission zur Untersuchung aller der Wunder niedergesetzt, welche sowohl bei der aus dem Fußstapfen der heiligen Jungfrau entspringenden Quelle, als auch bei dem im Kloster aufbewahrten Bilde geschehen waren. Die von der Commission gesammelten Zeugnisse wurden durch ein in lateinischer und polnischer Sprache verfaßtes Decret des Bischofs von Luzk und Ostrog, Sylvester Ludieniecki Rudnicki, der sich unter Anderem auch Exarchen der Metropolen von Kiew, Gallizien und ganz Rußland nannte, bestätigt. Aus diesen Zeugnissen, die größtentheils von den Zeugen eigenhändig geschrieben waren, ersieht man, daß vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes von Potschajew nicht nur Russen und Griechisch-Unirte sich beugten und Heilung empfingen, sondern auch Katholiken und Lutheraner, ja selbst Juden, wenn sie nur nach der Heilung Christen wurden.

Das Kloster selbst, das im Anfange der Union im Jahre 1597 gestiftet wurde, war durch die Verschreibung seiner Gründerin Goiska nur für Mönche des orientalischen Bekenntnisses bestimmt. Aus einer in Krzemieniec aufgefundenen Schrift ersieht man, daß es im Jahre 1700 noch griechisch-russischen Mönchen gehörte, und daß der König von Polen, August II, ihnen alle ihre früheren Privilegien und alle bis dahin geschehenen Vermächtnisse bestätigte; die Griechisch-Unirten setzten sich nicht früher als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Besitz. Jetzt befinden sich etwa 60 Mönche vom Orden des heiligen Basilius darin, und außerdem eine Unterrichtsanstalt.

Das Kloster von Potschajew hat einen reichen Fonds, und besitzt wahrscheinlich bedeutende Schätze; es liegt auf einer hohen Stelle, hart an den Gränzen des russischen Reichs: man sieht seine weißen Mauern und Thürme in der ganzen Umgegend. — Nachschrift. Als im Jahre 1831 der Aufrührer Dwernicki aus Potschajew und von den Gränzen Rußlands vertrieben wurde, kam auch das Kloster wieder unter die Jurisdiction der griechisch-russischen Geistlichkeit, und erhielt den Namen des Himmelfahrtsklosters. *)

*) Lawra, nicht den sonst gewöhnlichen Namen Monastyr. Frühere führten nur zwei Klöster, eins in Kiew und eins in Tevlzk, den Namen Lawra; das obige ist also jetzt das dritte. A. d. R.

Die Assisen von Jerusalem.

(Herausgegeben von Graf Beugnot.)

Unter den Geschichtswerken, welche die französische Regierung herauszugeben beabsichtigt, ist obiges Werk eines der wichtigsten, und die königliche Druckerei hat mit dem Druck der vollständigen Ausgabe desselben, welche Graf Beugnot übernommen hat, begonnen. Die Assisen von Jerusalem sollen noch nie vollständig herausgegeben worden seyn. Im Jahre 1690 lieferte La Thaumassiere einen Theil derselben nach einem unvollständigen und fehlerhaften Manuscripte. Graf Beugnot wird nun dieses interessante Werk nach einem Manuscripte von Venedig herausgeben, und die wichtigen Abweichungen von fünf oder sechs Manuscripten, die La Thaumassiere nicht kannte, dazu liefern. Die Assisen von Jerusalem sind eine Sammlung von Entscheidungen und Gesetzen, die am Ende des eilften oder zwölften Jahrhunderts für die Regierung des Staates, welchen die Kreuzfahrer in Palästina gegründet hatten, verfaßt wurden. Da die meisten Kreuzfahrer, welche an der Eroberung von Jerusalem Theil nahmen und Gottfried als König erkannten, Franzosen waren, so ist es sehr natürlich, daß der größte Theil der Gesetze, welche diesen Codex ausmachen, nach französischem Herkommen abgefaßt war. Man könnte sogar im Allgemeinen den Grundsatz aufstellen, die Maximen der Assisen von Jerusalem seyen dieselben, auf der das französische Landrecht (coutumes françaises) beruht. Die Assisen scheinen drei Umarbeitungen nacheinander erfahren zu haben. Gottfried ließ sie zuerst im Jahre 1099 nach der Einnahme von Jerusalem ganz oder theilweise verfassen; im Jahre 1260 revidirte man dieselben, und im Jahre 1368 fand eine dritte Umarbeitung derselben statt.

Geheime Berichte der birmanischen Gesandtschaft in Indien.

(Fortsetzung.)

Der englische Resident in Birma wünschte, daß aus Gelegenheit dieser Gesandtschaft die alte Straße, die von der jetzt englischen Seeprovinz Arrakan an den Irawaddy führt, gebahnt und wieder gangbar gemacht werde, schlug daher den birmanischen Ministern vor, daß die Gesandtschaft diesen Weg nehme, und versprach zu gleicher Zeit, daß sein Bruder, Capitän Burney, die Mission nach Bengalen begleiten und von der Seeküste an bis Calcutta ein Dampfboot zu ihren Diensten stellen werde. Dieß wurde auch beschlossen, und die Birmanen schickten sich mit anscheinender Gutwilligkeit, aber mit großem geheimem Mißtrauen in diesen Plan. Die Mission verließ die Hauptstadt den 9 October 1830, und erreichte Membu, ein Dorf am rechten Ufer des Irawaddy, den 18, obgleich es eigentlich nur eine Fahrt von vier Tagen ist, aber die Gesandten hielten an jeder Pagode, um zu beten, da sie ihre Expedition für völlig lebensgefährlich ansahen. Hier hielten sie einige Tage, um Pferde und Träger für ihr Gepäck zusammenzubringen, und Capitän Burney schlug ihnen vor, daß er während der Zeit eine Excursion nach Membu, dem hauptsächlichsten birmanischen Ort auf der Gränze von Arrakan, machen wolle. Die Gesandten berichten nun, „wir widersetzten uns so lange als möglich, aber um nicht zu einem Bruche zu kommen, und zugleich um seine wahre Absicht zu erforschen, willigten wir ein, und richteten es so ein, daß sein Gepäck und sein Dolmetscher mit der Hälfte seiner Bedeckung bei uns blieb,

Digitized by Google

während unsere Dolmetscher ihn begleiteten und Befehl erhielten, Alles zu bemerken.“ So fing gleich beim Beginne das System von Mißtrauen und Spionerie an, das die Gesandten während ihrer ganzen Reise fortsetzten, und wodurch sie den ganzen Zweck ihrer Mission verfehlten. Denn sie fingen nun an die Diener der englischen Beamten, mit denen sie in Berührung waren, zu bestechen, und ließen sich von ihnen die Masse von Unsinn aufbinden, mit der sie den ohnehin schon schiefberichteten Hof von Birma in noch größere Irrthümer stürzten. Um ein Beispiel zu geben: der Oberst Burney schickte seinem Bruder von Amerapura aus eine Uhr nach, welche ihm der König von Birma geboten hatte, in Calcutta reparieren zu lassen. Das glaubten die Gesandten natürlich nicht, und erfuhren nun von dem armenischen Dolmetscher des Capitäns, den sie bestochen hatten, daß in dem Briefe des Obristen der Befehl gestanden sey, die Gesandten nicht nach Calcutta, sondern nach England als ein Geschenk von Seite des Obristen an den König von England zu schicken. Mit solchen albernen Fabeln, die sie um theures Geld bezahlten, ließen sie sich auf der ganzen Reise bethören, und schlossen die Augen aller Wahrheit. Sie langten endlich in Akyab auf der Strecküste von Arrakan an, von wo sie ein Dampfboot nach Calcutta bringen sollte, und beschäftigten sich während ihres Aufenthalts mit der Beobachtung von Vorzeichen des Sturzes der englischen Macht, verzeichneten die Flucht der Raben und Geyer, schlugen astrologische Bücher darüber auf, ließen sich prophetische Knittelverse, die im Lande circulirten, erklären, und berichteten ausführlich über alle diese Wunderzeichen.

Neben diesem Unsinn machten sie jedoch in der Provinz Arrakan einige vernünftigere Beobachtungen, welche uns einigermaßen in die geheimen Aufträge der Gesandten einweihen. Sie machten nämlich einen Bericht über die Auflagen, welche die Engländer in der Provinz erheben, schlugen sie auf 47,000 Pfd. St. an, und bemerkten, daß die Localverwaltung den Gesammtbetrag verbrauche, und daher kein Geld aus der Provinz nach Calcutta gehe. Auf diese Basis hin machen sie einen Bericht, in dem sie sagen: „Nachdem wir die Angelegenheiten der Provinz Arrakan und das Verfahren der englischen Beamten dort beobachtet haben, glauben wir, daß die Wünsche Sr. Majestät in Ansehung von Arrakan erfüllt worden, daß es aber sich noch lange hinausziehen wird, wenn wir die Abtretung der Provinz umsonst verlangen. Wenn dagegen die Engländer die Provinz gegen eine Geldsumme abtreten wollen, so könnten wir berechnen, wie viel Jahre des Einkommens der Provinz dazu gehören mögen, um den Betrag zu entrichten, wenn wir fortfahren dieselben Steuern zu erheben, welche die Engländer gegenwärtig einziehen. Der König könnte auf dieselbe Art das Einkommen von Martaban, Tavoy, Mergui, Ye und Tenasserim berechnen, und darauf hin unterhandeln. Wenn aber der König befiehlt, daß wir seinen Zweck, ohne Entschädigung zu geben, erreichen, so werden wir seine Befehle auf unsre Haupt legen und uns bemühen sie auszuführen.“ Daraus sieht man deutlich, worin die Absichten des Hofes bestanden, und daß die Gesandten schon anfingen an ihrer Ausführbarkeit zu zweifeln.

Die Gesandten wurden auf dem Dampfboote Irawaddy nach Calcutta gebracht, ihnen ein Haus angewiesen und eine Ehrengarde gegeben, sie fanden aber unter ihrer Würde, den Eindruck, den ihnen das Dampfboot und Calcutta macht, zu beschreiben. Bei ihrer Ankunft war der Generalgouverneur in Oberindien, wo er eine sehr friedliche Conferenz mit Randschit Sing hatte, und man sagte den Gesandten, daß man seine Befehle erwarte, ob sie ihm dahin folgen oder seine Rückkunft nach Calcutta erwarten sollten. Alles, was man ihnen sagte, war vollkommen wahr, aber sie suchten natürlich allerlei geheime Absichten darin, und verlieren sich in ihren Berichten nach Birma in Conjecturen darüber. Sie schlossen endlich aus Allem, daß die Engländer im Kriege mit Randschit Sing seyen, und daß man sie daher inzwischen als Geisel behalte; wenn die Engländer den Krieg gewinnen, so werden sie die Abtretung der Provinzen von Birma abschlagen, wenn sie ihn verlieren, werden sie sich nach Arrakan zurückziehen, und es daher ebenfalls nicht abtreten, aber wenn der Ausgang des Kriegs unentschieden bleibt, werden sie die Provinzen gegen Geld zurückabtreten. Diese scharfsinnigen Beobachtungen sind mit einer Menge geheimer Nachrichten begleitet, über den Krieg mit Randschit Sing, über eine große Schlacht, welche die Engländer verloren, über die allgemeine Flucht der reichen Hindus nach Serampur, um ihr Geld in Sicherheit zu bringen, und dergleichen. Nachrichten, welche sich die Gesandten rühmen, trotz der Aufsicht von Capitän Burney aus vielfältigen und sichern Quellen insgeheim erhalten zu haben; sie führen jedoch nur eine dieser Quellen an, nämlich einen Schneider, der Uniformen für die Sipahis zu nähen hatte, und daher mit dem Zustande der Armee gut bekannt seyn mußte. Die Wahrheit war, daß damals der vollkommenste Frieden in ganz Indien herrschte.

Wir haben leider keinen Raum uns bei der Beschreibung eines englischen Balls, einer Baumwollspinnerei und der Geldmachekunst des Münzdirectors Prinsep aufzuhalten, obgleich sie ein sehr gutes Bild der kindischen Unwissenheit der Berichterstatter geben würden. Die Gesandten wurden zum Generalgouverneur nach Oberindien berufen, und fingen ihre Reise den Ganges heraus mit schwerem Herzen an. Die Bemerkungen, die sie über das Land machen, sind sehr unbedeutend, und sie sind beständig damit beschäftigt, den wahren Grund zu entdecken, warum der Generalgouverneur nicht zu finden sey; bald entdecken sie, daß er von Randschit Sing gefangen worden sey und jetzt sich mit 90,000 Pfd. St. loskaufen müsse, bald haben sie Grund zu glauben, daß er Umwege nehme, um sich einer Conferenz mit ihnen zu entziehen, da er sich fürchte ihnen eine abschlägige Antwort zu geben, und daher die Sache in die Länge ziehe. Die Details, die sie über diese Entdeckungen geben, sind überaus komisch, und obgleich ihre beständige Wiederholung unter hundert Formen und mit allen denkbaren Modificationen dem Leser am Ende langweilig wird, so kann es doch kein besseres Beispiel des charakteristischen Mißtrauens von Halbbarbaren geben, das für der Wahrheit völlig unzugänglich macht. Uebrigens war ihre eigene verkehrte Spitzfindigkeit nicht der einzige Grund der Falschheit ihrer Berichte, denn die Furcht, die Vorurtheile Sr. birmanischen Majestät zu beleidigen, und etwas zu schreiben, das seinen Hoffnungen und Wünschen entgegen wäre, bringt sie zu systematischen Unwahrheiten in Dingen, worin sie besser unterrichtet waren. Sie schicken z. B. ein sehr detaillirtes Verzeichniß der Truppen in die Präsidentschaft Bengalen, deren Zahl sie auf 47,500 Mann angaben, die Liste der Stationen und andere Details sind genau genug, aber die Zahl der Truppen ist überall um mehr als die Hälfte verringert; man kann sich daher nicht über den Unternehmuth des Königs von Birma wundern, der auf diese, wie er glauben mußte authentischen, Berichte hin seine Chancen in einem neuen Kriege mit der Compagnie berechnete.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Cambo. — Das Innere des Baskenlandes.

Was für Pau die Bäder von Caurdonnes und der Pic d'Ossau, das ist für Bayonne Cambo und der Mondarrain oder die Rune. Chateaubriand sagt, daß die Berge einer Vorscene von Ebene und Waldung bedürfen. Der Weg von Caurbonnes, welcher freilich drei oder viermal so lang ist — Cambo ist von Bayonne nur 3 Lieues entfernt — bietet überdieß in dem Neesthale ein Gartenland mit Waldung, einen englischen Park als Contrast an; die Ebenen von Arudi und Larruns liegen weiter hin wie ein Vorsaal am Fuße der Pyrenäen. Auf dem Wege nach Cambo kommt man gleich Anfangs durch ein ziemlich offenes, aber nicht gerade ebenes, sondern mit vielen Hügeln besetztes Land, doch sind diese Hügel keineswegs denjenigen, welche man in der von Zeit zu Zeit sich erweiternden Gegend an der Nees antrifft,*) zu vergleichen. Sie sind meistens baumlos, zum Theil beackert, zum Theil mit Gesträuchen und Weideplätzen bedeckt; sobald man eine Viertelstunde über Marrac hinaus ist, sieht man nur wenige Wohnstätten und nicht von dem besten Anblick. Die Vegetation hat hier einen andern, weniger abwechselnden, glänzenden Charakter; es gibt schon Sümpfe und Heidenland, der Weg selbst ist eine Marter für die Pferde, wegen des beständigen Auf- und Absteigens; man braucht daher 3 Stunden nach Cambo, während man in 6 nach Caurbonnes kommt, das 11 Meilen von Pau entfernt liegt, zuweilen ist er romantisch, weil man sich ins Dickicht der Gesträuche verliert, oder auch durch eine Baumpflanzung, welche den Sonnenstrahlen den Eingang wehrt, hindurchzieht. Von Landhäusern sind nur links die Besitzung eines M. de la Roche und rechts auf einer Anhöhe, ganz nahe am Wege, das Landhaus oder Chatean, wie man es in Frankreich nennt, des ehemaligen Deputirten und Ministers Garat zu bemerken, welcher letztere hier in einem hohen Alter, in Kindheit verfallen, gestorben und in einem Monument oder Capelle bei der Kirche von Ustariz begraben ist. Bei der Besitzung eines Mr. Cognac ist man auf halbem Wege, aber das Schwerste ist noch zu überwinden.

Bei Ustariz bekommt man endlich die Nive zu sehen, welche bisher ziemlich weit links geblieben ist: nur die Kirche von Ustariz liegt an der Straße, weil sie nach baskischem Gebrauche außer dem Orte auf einer Anhöhe gebaut ist; nach und nach sieht man unten im Thale die vier in einer Zeile gedachten Quartiere sich entfalten, aus denen Ustariz, ein großer, gewerbsamer Flecken von 5000 bis 6000 Einwohnern besteht; dieser Anblick ist wirklich schön, obgleich er nicht das Großartige der Ebene von Arudi hat. Zu dem Districte von Ustariz gehörten mehrere kleine Gemeinden, Arraunz, Jatson u. s. w.; Ustariz war der Sitz des Bilzaan, oder, wie es das Wort ausdrückt, der auf ihre Stäbe gestützten Alten, denn nur der Präsident und der Schreiber setzten sich auf einem Steine nieder. Die Gemeinde von Ustariz verlangt, daß der neue oder verbesserte Weg nach Cambo durch den Ort selbst laufen soll, denn hier ist eine Douane, aber die Direction des Weg- und Brückenbaues widersetzt sich, meinem Erachten zufolge mit Recht; unterdessen ist die so nothwendige Verbesserung des Weges aufgeschoben, man hofft aber doch, daß sie künftiges Jahr schon ausgeführt seyn wird. Eine halbe Stunde weiter liegt das Seminarium von Vareſſone auf einer Anhöhe rechts vom Wege; hier ist ein gefährlicher Abhang, den man zu Fuß hinansteigen muß, dagegen wird man aber auch durch eine herrliche Aussicht auf die Nive, Ustariz und die am rechten Ufer der Nive liegenden Häuser und Ortschaften entschädigt. Hier sind auch die Pikete (les Nasses), welche man nach einer noch der Kindheit der Wissenschaft entsprechenden Methode in den Fluß in der Richtung seines Laufes gepflanzt hat, um seine Ufer zu befestigen, und in der Mitte ein wahrhaftes Defilé zu bilden, durch welches kaum die langen und schmalen Chalands durchdringen können. Die Nive wird im Winter oder bei starkem Regen zuweilen furchtbar, sie hat einen starken Fall, so daß die Fluth kaum bis Ustariz, nicht zwei volle Meilen von Bayonne eindringen kann, sie überschwemmt selbst den höher gelegenen Weg, und die Einwohner müssen alsdann ihre Verbindung mit

*) Es ist ein großes, regelmäßiges Haus von acht oder zehn Fenstern Front, es gehört noch der Familie Garat, ist aber ziemlich vernachlässigt.

Digitized by Google

Bayonne am rechten Ufer über Villefranque und Saint Pierre d'Irube suchen; dennoch existirt ein Project, sie bis Isatson, eine halbe Meile südlich von Cambo, schiffbar zu machen. Von Baressone ist noch beinahe eine Stunde nach Cambo, man hat zur Linken zuweilen einen Abgrund, von dessen Rande man leicht in die Nive fallen kann, zur Rechten jenes Hügellabyrinth, welches bis an den Mondarrain hinläuft und dem Lande das Aussehen eines plötzlich erstarrten Wellenmeers gibt. Eine vernachlässigte Allee kündigt den Eingang in Cambo an, und das Erste, was man antrifft, ist die Kirche links auf einer Terrasse und vor derselben der Ilherri (Todtenreich) mit seinen vertiealen, trefleförmigen und mit einem Rosenstrauch umgebenen Grabsteinen. So folgt man denn der Terrasse, welche das Thal der Nive beherrscht und zum Sammelplatz dient. Mit der Fronte gegen dieselbe stehen die ersten, nicht unzierlichen Häuser und Gasthöfe von Cambo. Kaum ist man vor diesen Häusern vorbei, so nimmt Alles ein vernachlässigtes Ansehen an, mehrere schlechte und steile Wege setzen den Fremden in Ungewißheit, welchen er gehen soll; sie führen in das Nivethal, zu dem Ballspiel, zu den Bädern und in die Gebirge. Um nun gleich von den Bädern zu sprechen, so kommt man, sobald man den rechten Weg getroffen, in eine schöne Allee und endlich auf einen steilen Abhang, der bis an das Ufer der Nive hinabführet. Hier steht das Badhaus, ein Halbcirkel, dessen Sehne mit der Fronte gegen die Nive die Façade noch und die Cuvette enthält, wo man das Wasser kosten kann. Von dem Ort bis hieher ist wohl eine halbe Stunde zu gehen, und ich kann nicht glauben, daß der so steile, obgleich gut unterhaltene und mit Bänken versehene Weg den Kranken wohl thun kann. Der Halbcirkel enthält nur 11 Cabinete, auf beiden Seiten ist ein viereckiger Saal, ein kleines abgesondertes Gebäude enthält noch andere vier Cabinette; seitwärts ist ein schönes Haus für diejenigen, welche in der Nähe der Bäder ein Zimmer miethen wollen. Jedes Zimmer kostet fünfundzwanzig Sous täglich; es enthält bloß ein Bett, einen kleinen Kasten, einen Tisch, ein paar Stühle und einen kleinen Spiegel; man kann sich im Hause nach eigener Anordnung das Essen zubereiten lassen. Eine der Quellen gibt ein leicht geschwefeltes, angenehmes Wasser, ohne den faulen Geruch, den die stärkeren Schwefelwasser haben. Von dem Badhause schreitet man durch eine Allee längs der Nive noch bis zu der Eisenquelle ort, welche von einem auf vier Säulen gestützten Dache gedeckt ist. Das Ganze hat ein freundliches, niedliches Ansehen; man beredet sich leicht, daß der Aufenthalt in Cambo den Kranken Erleichterung verschaffen müsse. Die Krankheiten, gegen welche diese Wasser als Bad, Douche oder Getränk verordnet werden, sind anfangende Brustleiden oder langwierige Convalescenzen von Brust- und Magenkrankheiten, Hamorrhoidalblut, Verstopfung, Harnschmerz, Bleichsucht, woran die jungen Gasconierinnen sehr leiden, schlecht behandelte intermittiende Fieber u. dergl. Der Arzt Camino hat im Jahre 1827 eine Broschüre über den Gebrauch dieser Wässer drucken lassen, die man den Besuchenden als unumgänglich empfiehlt, und die ich dennoch nicht zu Gesicht bekommen habe. Schon seit 1635 kamen hier Badegäste an; im Jahre 1760 wurden die Quellen um 400 Fr. und nachher um 1200 Fr. vermiethet. Im Jahre 1820 verlieh die Regierung das Ausbeutungsprivilegium auf 40 Jahre einem gewissen Hrn. Fagalde, dem man die heutigen Verbesserungen zu danken hat. Die Jahreszeiten sind zwei: im Mai und im October, d. h. vor und nach den Bädern von Biarritz; es herrscht ein Vortheil, demzufolge die Wasser eines gewissen Grades von Kälte der äußeren Temperatur bedürfen, um ihre volle Wirkung zu thun; dieses Vorurtheil ist wenigstens dem Interesse von Cambo zuträglich; erst gegen Ende Novembers wird es ganz verlassen. Während der Saison gehen alle Tage drei oder vier Diligencen oder Omnibus, in welcher man 3 Franken für den Platz (bloß die Hinreise) bezahlt, von Bayonne nach Cambo;*) wenn aber der neue Weg hergestellt seyn wird, und bei der zunehmenden Zahl der Badegäste, die jetzt nicht über hundert geht, wird man wohlfeiler reisen. Das Hotel des Voyageurs hat nicht viel zu bedeuten, man ißt für 3 Franken sehr mittelmäßig. Kaffeehäuser gibt es nicht, die Badegäste haben aber dieses Jahr ein Vauxhall organisirt. Mehrere neue Etablissements, z. B. bei Loyan an der Mündung der Garonne, bei Garriz im Departement selbst (nicht weit von Saint Palais in einer angenehmen Gegend) suchen Cambo die Gäste streitig zu machen, aber ohne großen Erfolg. Der größte Zulauf, nicht von der eleganten Welt, sondern von den Basken, findet um Sanct Johannis statt; es ist schon einmal Gewohnheit, hier 24 lustige Stunden zuzubringen, und man weiß, daß der Baske nicht leicht von seinen Gewohnheiten abläßt. Außer dem Orte ist der Ballspielplatz, welcher bloß aus einem Wiesenplatze mit einer niedrigen Steinsäule in der Mitte und einer Mauer am Ende besteht; ich habe aber hier keine großen Beweise von der gerühmten Geschicklichkeit der Basken gesehen.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java.

(Schluß.)

Zu den Verhinderungsmitteln an der gehörigen Ausübung der Medicin muß ich den Mangel an Bibliotheken rechnen, welche freilich, auch wenn sie vorhanden wären, nicht von Vielen benutzt werden würden. Studirt wird nur sehr wenig, denn das glühend heiße Klima hat dem Geiste die Elasticität und Energie genommen; die Art hier zu leben, der tägliche Umgang, die socialen Verhältnisse, die Menge der in jeder Beziehung traurigen Erfahrungen der hier anwesenden Europäer, die zerstörten Hoffnungen, die vielen Täuschungen haben dem Gemüthe die Menschenliebe, den Eifer für allgemeines Wohl, die Waerme für höhere ideale Zwecke genommen. Zu diesem

*) Man fährt um 7 oder 8 Uhr von Bayonne ab, und langt in 3 oder 4 ½ Stunden an; Nachmittags um 4 Uhr kann man mit denselben Wägen und um denselben Preis zurückkehren.

Digitized by Google

Allem kommt noch der materiellere Geist der Holländer überhaupt, welche nicht die Blüthe, sondern nur die Frucht wollen.

Nach Erwägung dieser Verhältnisse wird man einsehen, warum ich behauptete, die europäische Medicin auf Java gleiche einem verdorrten Baume; denn zu der Ausübung der Medicin, wie sie das gesittete Europa erfordert, ist der Zusammentritt der physischen und moralischen Kraft des Menschen in einem Maaße nöthig, wie bei keinem andern Fache. Wo aber beide Kräfte ruinirt sind, kann die Medicin nicht gedeihen. Während auf diese Weise der Arzt auf der einen Seite durch klimatische, sociale und individuelle Verhältnisse an dem gehörigen Ausüben seiner Wissenschaft verhindert wird, so wird er von der andern Seite noch mehr gedrückt durch den mangelhaften Heilungsapparat, welcher ihm zu Dienste steht. Man findet auf Java lange nicht den Vorrath von Arzneien, welcher dem Arzte in Europa zu Gebote steht. Von den in der belgischen Pharmakopöe aufgenommenen Mitteln fehlt in den Apotheken wenigstens ein Drittheil und bisweilen noch mehr, darunter nicht selten höchst wichtige, durchaus unentbehrliche Mittel. Von den vorhandenen Arzneien ist ein sehr großer Theil durchaus verdorben durch die lange Seereise, durch die Abwechselung der verschiedensten Klimate und durch die feuchte, heiße Luft auf Java selbst. So konnte man, um die geringste Wirkung zu sehen, von dem concentrirten Bittermandelwasser in der Apotheke in Surabaya Eßlöffel voll nehmen, von dem Opium in Substanz 6 bis 8 Gran, von dem Extract der Belladonna in der in der Hospitalapothele zu Weltevrede 10 bis 12 Gran u. s. w.

Was die Ueberfahrt nicht verdorben hat, verdirbt das Alter der Arzneien. Zu diesen leicht verderbenden, auf Java fast unbrauchbaren Mitteln gehören fast alle Kräuter, Blumen, Extracte und ein großer Theil der officinellen Wurzeln — ein enormer Verlust für den Arzt.

Hiezu kommt, daß von den in Europa jüngst bekannt gewordenen Alkaloiden, außer dem Chinin, nichts zu haben ist. Bei den wenigen guten Chemikern, der Gleichgültigkeit der dabei Betheiligten und dem Mangel an chemischen Apparaten fällt es auch schwer, solche Präparate auf Java selbst zu bereiten. Um so fühlbarer wird dieser Mangel, da hier Unterleibskrankheiten herrschen und namentlich unter diesen Blutdiarrhöen und Dysenterien, welche leider zu oft nur allen europäischen Mitteln Trotz bieten, zur großen Beschämung der europäischen Aerzte, jedoch oft schnell und gründlich von den unwissenden Javaninnen geheilt werden. Dennoch leben unglaublicherweise die Europäer, welche durch kräftige, javanische Heilmittel den Verlust der europäischen reichlich ersetzen könnten, über eben diese in der größten Unwissenheit.

Rumphius, Horsfield, Blume haben in ihren botanischen Werken Winke hierüber gegeben; unendlich verdient hat sich um diese Sache unser gelehrter Landsmann, der fleißige und treffliche Beobachter Waitz, gemacht, indem er mit 26 javanischen Arzneimitteln selbst Versuche anstellte und bekannt machte, und dennoch bekümmert sich Niemand um diesen wichtigen Gegenstand. Die Aerzte sind fast alle Militärärzte, und glauben genug gethan zu haben, wenn der Kranke Arznei erhalten hat. Die Sage wird ja regelmäßig jeden Monat ausgezahlt, und durch besondere wissenschaftliche und philanthropische Bemühungen kann nicht mehr Geld verdient werden. Die Gründe aber zu einer solchen Denkungsart glaube ich vollkommen bezeichnet zu haben.

Für Hospitäler ist dagegen auf Java hinlänglich gesorgt. Es gibt deren sechs verschiedene Classen, wovon diejenigen der unteren Classen leicht, wie die Wohnungen der Javanen, von Bambus erbaut werden, wo sie nöthig sind. Eine Beschreibung dieser Anstalten werde ich jedoch nächstens in einer mehr technischen Schrift geben.

Geheime Berichte der birmanischen Gesandtschaft in Indien.

(Schluß.)

Was die armen Gesandten am meisten in Verlegenheit setzte und in Irrthum führte, war die Unmöglichkeit, in der sie sich fanden, die Hierarchie der englischen Administration zu begreifen. Das erste war, daß sie den Generalgouverneur mit der Compagnie verwechselten, und sie gaben ihm auch nie einen andern Titel als: der Gambhani. Allein ob der Gambhani ein König sey oder nicht, war schwer auszumitteln, und als sie endlich gewiß zu seyn glaubten, daß er kein König sey, so rühmen sie sich sehr, daß sie den Capitän Barnes in keine kleine Verlegenheit gesetzt haben, indem sie ihn merken ließen, daß sie hinter das Geheimniß gekommen seyen. Allein damit waren ihre Zweifel lange nicht gelöst; als sie in Benares waren, kam Sir Edward Barnes dort an, der damals Chef der Armee von Bengalen war. Sie machten einen Gambhani aus ihm, und waren sehr mißvergnügt, daß er ihnen keine Audienz gab, was sie natürlich einer Menge von phantastischen Gründen zuschrieben, als sie aber später auf dem Ganges Lord Dalhousie trafen, der mit einem großen Gefolge von Delhi kam, und auch aus ihm einen Gambhani machten, so waren sie in größerer Verlegenheit als je, was sie von so vielen Generalgouverneuren denken konnten. Ihr Wegweiser, Capitän Barnes, erklärte ihnen umsonst den Rang und das Amt jedes dieser Generale und ihr Verhältniß zum Generalgouverneur, allein sie erkundigten sich weislich insgeheim bei den Bootsleuten, die sie zufällig trafen, und die ihnen mit ihrer eigenen Unwissenheit die Köpfe vollends ganz verwirrten. Endlich verschafften sie sich ein Document, das ihnen aus aller Noth helfen sollte, nämlich einen alten Hofkalender der Compagnie, aus dem sie sogleich einen Auszug an Se. birmanische Majestät schickten, um diese an dem neuen Lichte Theil nehmen zu lassen. Sie sagen darans, daß der König von England oder mächtige Königreiche unter sich habe: England, Irland, Hannover und die Insel Wight; dieser hat unter sich sieben Gambhanis, nämlich in Calcutta, Madras, Bombay, Malacca, Ceylon, dem Cap und der Insel Helena. Die Minister sehen sie als Prinzen vom königlichen Haus an, und machen schlimme Arbeit mit ihren Namen, z. B. der erste derselben ist Prinz Vater von der Stadt Calanbo (der Earl von Liverpool). Als sie in ihrer Uebersetzung an die ostindische Compagnie kamen, so entdeckten sie gar 24 neue Gambhanis (die 24 Directoren), deren Namen sie auch geben, etwa wie europäische Reisende neuseeländische Namen geben mögen, z. B. der gute Mann William Wigram, Esquire, der an der Spitze

Digitized by Google

der Mitte steht, hätte wohl Mühe gehabt sich unter Wilen Waitgran Gerscheekwo zu erkennen, und so durch alle hindurch. Hernach verlieren sie sich in einem wahren Meere von untergeordneten Gumbhanis, von Generalen, Räthen und Commissären, deren englische Titel sie auf dieselbe Art geben, und Se. birmanische Majestät müßte ein besserer Kopf gewesen seyn, als man von ihm weiß, wenn er irgend eine Idee von der wahren Organisation der Compagnie aus dieser doch sehr authentischen Quelle gezogen haben könnte. Aber der große Punkt, daß der Generalgouverneur kein König sey und nach Hause berichten müsse, war nun zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit festgestellt, und ihr Unwille, daß ein so untergeordneter Beamter sich heraus nehme, die Gesandten des Herrn der Menschen und Elephanten so weit reisen zu lassen, ehe er sie sprechen wolle, wird vollkommen pathetisch, aber sie beharren doch tugendhafterweise auf ihrem Entschluß, ihm bis an die äußerste Gränze der englischen Besitzungen zu folgen, so daß er ihnen nicht entgehen könne, und die Wünsche des Königs in Erfüllung gehen.

Aber sie waren nicht bestimmt ihre Ergebenheit und Geduld auf eine so große Probe gesetzt zu sehen, denn der Generalgouverneur gab ihnen eine Audienz in Agra, bei der sie ihm den Brief des Königs von Birma übergaben, in welchem vier Punkte von der Compagnie verlangt waren, nämlich: erstens daß die Nordgränze von Biema besser bestimmt werde, zweitens, daß die Engländer an der Südgränze auf den Saluen-Strom als Gränze verzichten, drittens, daß die Provinzen Ye, Tavoy, Tenasserim, Arracan und Mergui an Birma zurückgegeben werden sollen, viertens, daß kein englischer Resident in Biema bleiben, sondern nur Gesandtschaften alle vier Jahre geschickt werden sollten. Der Generalgouverneur antwortete ihnen, daß sie auf diese Punkte in Calcutta Antwort von den Ministern erhalten sollten, was sie in großen Zorn setzt, da sie so weit gereist seyen, den Gouverneur zu sprechen, und jetzt wieder nach Calcutta an die Minister gewiesen würden. Allein es war nichts zu machen, sie kehrten nach Calcutta zurück und erhielten dort ihre Antwort, über die sie an den König weitläufig berichten. Sie war, daß eine gemischte Commission die Nordgränze berichtigen solle, daß die drei andern Punkte im Vertrage von Yandabu festgesetzt seyen, und die Compagnie auf keine Art eine Aenderung davon zugebe. Dieß wagten die Gesandten nicht nach Birma zu schreiben, denn der Herr der Menschen und Elephanten ist nicht gewohnt solche Antworten anzunehmen, und da er sich nicht am Generalgouverneur rächen konnte, so war sehr zu fürchten, daß er die Gesandten wegen schlechter Ausführung seiner Befehle zu strenger Rechenschaft gezogen hätte. Sie schreiben daher eine unter den gegebenen Umständen musterhafte diplomatische Lüge, die sie jedenfalls für einige Zeit aus der Falle ziehen mußte, und die so vollkommen zu allen frühern Erfindungen ihrer Spione und ihrer eigenen Einbildungskraft paßte, daß kein Zweifel daran seyn konnte, daß sie der birmanische Hof für baare Münze annehmen werde; sie schreiben nämlich, daß die Befehle Sr. Majestät rücksichtlich des ersten Punktes befolgt würden, daß aber der Generalgouverneur, der nur ein sehr untergeordneter Beamter sey, keine Vollmacht habe über die drei übrigen Punkte zu entscheiden, und daher nach England berichten müsse. Die Antwort könne erst in vier Monaten ankommen, und es sey daher zu wünschen, daß sie zurückberufen würden, um der Commission der Gränzberichtigung beigegeben zu werden, und nach einiger Zeit ein anderer Gesandter nach Calcutta geschickt werde, um die Antwort aus England in Empfang zu nehmen. Sie wälzten auf diese Art die Verantwortlichkeit der Nichterfüllung der drei hauptsächlichsten Punkte, welche ihr Hof verlangt hatte, auf ihre Nachfolger, deren Nachlässigkeit natürlich das Nichtgelingen einer so gut begonnenen Unterhandlung zugeschrieben werden mußte. Sie hatten aber das Glück einen andern Triumph über die Engländer davon zu tragen, der allein hingereicht haben könnte, ihre Verantwortlichkeit zu decken. Es war nämlich im Jahre 1825 ein steinernes Bild von Buddha, das unter einem bei den Buddhisten sehr berühmten und heiligen Pepulbaum bei Budhagaga gestanden war, nach Calcutta gebracht, und mit ähnlichen Monumenten unter dem Eingange des Hauses der asiatischen Gesellschaft aufgestellt worden. Dieses Bild erbaten sie sich, und verschafften sich zugleich einen Zweig des heiligen Pepulbaumes, und brachten beide Reliquien mit nach Birma zurück. Seitdem ein König von Ceylon einem frühern Könige von Birma einen Zahn von Buddha und das authentische Gefäß, in dem er seine Speisen zu kochen pflegte, geschickt hatte, war keine Reliquie von ähnlichem Werth und ähnlicher Autorität unter allen buddhistischen Nationen nach Biema gekommen, und der Hof und das Volk ging den Gesandten bei ihrer Ankunft einige Stunden weit entgegen, um das kostbare Denkmal mit gehöriger Ehrfurcht zu empfangen.

So endigte die birmanische Gesandtschaft, aus der man sehen kann, daß der Hof von Ava die Demüthigung, die er im Frieden von Yandabu erlitten hatte, nie vergessen hat, und daß der Krieg, dem sich der gegenwärtige Usurpator von Biema von Seite der Compagnie aussetzt, weil er keinen englischen Residenten an seinem Hofe zulassen will, und überhaupt den Frieden von Yandabu nicht anerkennt, nichts ist, als die natürliche Folge der Verblendung eines barbarischen Fürsten, dem Niemand, selbst seine Gesandten nicht, wagt, die Wahrheit über die Kräfte seines Feindes zu sagen.

Miscellen.

Rhinocerosgerippe im Pacifee Bassin. Beim Graben des Grundes eines neuen Gebäudes beim Hotel de Ville in Paris fanden die Arbeiter in einer Tiefe von 17' in gelbem mit Kieselsteinen vermischten Flötsande die rechte Schulter eines Rhinoceros, von Cuvier R. Tichorhinus genannt. Rhinocerosknochen hat man in der Gegend von Paris bisher nicht gefunden, obgleich Knochen von Elephanten vorgekommen sind. Der humerus, den wir so eben erwähnt, ist nur 16 Linien kleiner als der des Rhinoceros vom Cap im Museum des Jardin du Roi; er ist 16 Linien weniger lang als das einhörnige Rhinoceros in Indien, doch übertrifft sein Umfang beide um einen Zoll. Daher scheint die Meinung Cuviers bestätigt zu werden, der glaubte, die relative Größe des zweigehörnten fossilen Rhinoceros sey in seinen Verhältnissen kürzer und dicker als das jetzt lebende Thier, und daß dieß zweigehörnte fossile Rhinoceros mehr Aehnlichkeit mit der zweigehörnten Species in Afrika als mit denen Indiens habe. (Athenäum vom 2 Februar.)

•

Talma's Statue. Das Théâtre Français hat die in Marmor ausgeführte Statue Talma's von David an sich gebracht. Sie soll neben Voltaire aufgestellt werden in demselben Vorplatz, wo auch Le Kains Statue sich findet. (Voleur vom 5 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Bevölkerung von Wolhynien und Podolien.

Die Bevölkerung in Wolhynien und Podolien besteht vorzugsweise aus drei Stämmen, Russen, Polen und Juden. Jeder bekennt sich zu einem besondern Glauben, und was noch bemerkenswerther ist, nimmt eine besondere Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft ein. Alle die sich Polen, oder, was eines und dasselbe ist, Römisch-Katholische nennen, gehört zum Stande des niedern Adels (schljachta) und der Geistlichkeit, die Juden bilden den mittlern Stand, d. h. die Kaufleute und Handwerker, die Russen aber, sowohl die vom griechisch-russischen als vom griechisch-unirten Bekenntniß gehören zum niedersten Stande, zu den Bauern, und überhaupt zur großen Masse des Volks.*) Man kann nicht umhin, hierin die Spuren der frühern Politik der polnischen Regierung zu erkennen, die unter dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit stand, und den Zweck hatte, den Katholicismus in diesem Lande auszubreiten und das griechisch-russische Glaubensbekenntniß völlig auszurotten. Die Arglist dieser Politik verdient unsere besondere Aufmerksamkeit, und ich werde mich bemühen, sie so viel möglich auseinander zu setzen, vorerst aber mich ausschließlich mit den Juden beschäftigen.

Die Juden.

Die Nachkommen der alten Israeliten, die vor 1800 Jahren ihres Vaterlandes beraubt wurden und allenthalben ihr politisches Leben verloren, schienen verurtheilt, aus einem Lande ins andere zu wandern, als geschähe dieß nur, um der ganzen Welt als Zeugniß für die Unabänderlichkeit der Rathschlüsse Gottes zu dienen. Man kann sie in östliche und westliche eintheilen. Die Geschichte der erstern verliert sich in den Wanderungen der Völker des Mittelalters, und wir wissen bloß, daß sie im 10ten Jahrhundert zugleich mit den Chasaren in der Krim lebten, und daß ihre Gesandten versuchten, den Großfürsten Wladimir zum Gesetze Mosis zu bekehren. Nach dem Einbruch der Petscheneger und Polowzen in die Krim, flüchtete sich, so viel zu vermuthen, ein Theil der Juden in den Kaukasus unter die Bergstämme, Andere fanden wahrscheinlich eine Zuflucht in den südlichen Strichen Rußlands und im Lande der Lächen (Polen). Die, welche von Wladimir Monomach aus dem Großfürstenthum Kiew vertrieben wurden, gingen wahrscheinlich gleichfalls zu den Polen.

Die westlichen Juden erschienen in Europa zum erstenmal in der niedersten Gestalt, angefesselt an den Triumphwagen des Pompejus, der Judäa besiegt hatte; zu dieser Zeit wurde eine Menge von ihnen auf den Märkten Italiens verkauft. Unter der Regierung Augusts wanderten gegen 20,000 Juden nach Rom, und nahmen einen besondern Theil der Stadt jenseits der Tiber ein. Bei der Zerstörung Jerusalems durch Titus wurden gleichfalls gegen 97,000 Juden in die Knechtschaft verkauft. Die Christen der ersten und der mittleren Zeiten stießen die Juden von sich wie Verpestete. Der Fanatismus der Katholiken unterwarf sie in Italien und Spanien allen Verfolgungen der Inquisition, und Mohammed setzte keine geringere Kunst zwischen sie und die Anhänger seines Glaubens. Gleich Verbrechern, die auf ihrem Körper den Stempel der Verwerfung tragen, wurden sie allenthalben um ihrer Religion willen verachtet und verfolgt;*) aber diese Verfolgungen zogen die Bande unter ihnen selbst fester, und bestärkten sie in ihrem Glauben. In Rußland finden sich drei Secten: Karaiten, Rabbinisten und Khasiden. Die ersten nehmen zur Grundlage ihres Glaubens nur das alte Testament, die zweiten nehmen außer dem alten Testament auch die Auslegungen des Talmud an, die letztern lassen auch noch manche Auslegungen nach dem Talmud zu. An Juden in Rußland rechnet man über eine Million; Kahale (Consistorien) zählt man über 1000, Synagogen mit stehenden und temporären Gebetschulen 4481. Ihr geistlicher Stand ist gleichfalls sehr zahlreich: außer den

*) Die Russen haben ein sehr aristokratisches Wort, um den niedersten Stand zu bezeichnen, nämlich tschernj, die Schwarzen, Unreinlichen.

*) In Polen schützte sie Kasimir der Große, der eine Jüdin zur Geliebten hatte; er erhielt Kinder von ihr, und gestattete den Töchtern, der Religion der Mutter zu folgen.

Digitized by Google

Ruww und Raww, d. h. den städtischen und andern Rabbinen, zählt man die Moireoiruje, die Ausleger des Gesetzes, die Chasane oder Vorsänger, Baltore oder Vorleser, Baltoke oder Trompeter, Moilim oder Beschneider, die Schameff, Diener bei den Synagogen, und Gabe, Diener bei den Gebetsschulen; alle diese geistlichen Beamten zusammen betragen gegen 15,000.

Wo es keine Synagoge gibt, dient gewöhnlich eine Schenke zum Versammlungsorte; hier kommen nur die Manner zusammen. Sobald die Stunde des Gebets gekommen ist, umwinden sie die entblößte rechte Hand mit einem Riemen, binden an die Stirne kleine schwarze Bundesladen und werfen um die Schulter eine weiße Tuchdecke. Jeder der Betenden hält eine Bibel in der Hand, beginnt das Lesen mit Geflüster und geht dann allmählich zu stärkeren Tönen über, die einem Geheul gleichen. Diese Ceremonie des Gebets wiederholt sich am Sabbath, und fängt nun Morgens an. Den Rest des Tages widmen die Juden der Ruhe, indem sie selbst die Handlungen der Frömmigkeit als durch das göttliche Gesetz verboten ansehen.

Die hiesigen Juden haben bis zu einem gewissen Grade das Costume ihrer Väter beibehalten: ihre gewöhnliche Kleidung ist ein langer Halbkaftan von Nankin mit einem Gürtel, ein Hut von Filz oder Lammfellen mit breiten Krempen, und an den Füßen Zwirnstrümpfe mit sandalenartigen Stiefeletten.

Schwarze Haare mit langen Locken, als wären sie sorgfaltig aufgerollt, und kleine, unaufhörlich sich drehende Augen sind die letzten Reste der orientalischen Physiognomie der Juden, aber die Körpergestalt ist hager und die Wangen bleich; auf ihrer schmalen Stirne sieht man die Spuren der ausgestandenen Leiden und die Züge ihrer herrschenden Leidenschaften. Groß ist der Gegensatz des männlichen Geschlechts mit den Weibern und Madchen, welche fast immer durch Ebenmaß der Gestalt und regelmäßige Gesichtslinien sich auszeichnen. Ihre großen Augen sind von dichten, schwarzen Wimpern beschattet, die Nase ist asiatisch, die Wangen frisch und roth, der weiße, mit Korallenschnüren umwundene Hals, die volle, von einem seidenen Corset nach Art eines Spencers eingeschlossene Brust, und der theatralische, einem Diadem gleichende Kopfputz erinnern an ihre Herkunft aus dem alten Zion und geben ihrer Schönheit und ihrer herrlichen Gestalt einen neuen Glanz. Einige derselben sind wirklich so reizend, daß man ohne Uebertreibung auf sie den Ausdruck des Korans über die Huris anwenden kann: „und man wird 70 schöne Frauen auswahlen, und alle Schönheit in einer einzigen vereinigen."

Auch in dem Bau ihrer Hauser haben die Juden den Stempel der asiatischen Bauart beibehalten. Trotz der Rauhheit des Klima's öffnen sich doch ihre Zimmer nicht selten in hohen Thüren nach allen vier Seiten, als wollten sie das Wehen des Windes von allen Weltgegenden her auffangen. Namentlich merkwürdig sind die jüdischen Schenken, die aus ungeheuren, nach Art unserer Hintergebaude auf Landgütern, gedeckten Schuppen bestehen, und zwei einander entgegengesetzte Thore haben. Seitwärts von den Thüren rechts sind zwei Zimmer, in deren einem der Wirth mit seiner Familie wohnt, während das andere für Reisende bestimmt ist. Der gedeckte Hof schützt gegen Regen und Schnee, aber in der Nacht ist es darin so finster, daß man an den Wagen und Pferden nicht anders vorüberkommen kann, als mit angezündeter Laterne. In dem Zimmer sind keine andern Meubles als ein Tisch und ein Schenkbrett oder ein paar Stühle, Bettstellen ohne Betten, und nackte Mauern. Die Juden haben keine Bilder in ihren Zimmern, wahrscheinlich nach einer verkehrten Auslegung des Gesetzes Mosis, das Götzenbilder und ähnliche Dinge verbietet.

Die russische Regierung hat Alles aufgeboten, um die Juden zum Ackerbau zu vermögen, aber bei ihrer Gewöhnung an ein unthätiges Leben und ihrer Abneigung gegen die mit dem Landbau verbundenen Anstrengungen ziehen sie den Transithandel allen andern Beschäftigungen vor. Durch ihre Hände gehen die Linnen-, Kattun- und Seidenwaaren, Halstücher, Shawls, Galanteriewaaren, Tabak, und namentlich die Contrebande, die aus andern Staaten nach Rußland und umgekehrt geschmuggelt wird.

Die Juden findet man in unaufhörlicher Bewegung in Städten, Dörfern und auf den Straßen. Ihre aus Reisig geflochtenen Wägen sind leicht, tief und gehen ruhig; sie sind fünf Arschinen lang und mit einem großen Ueberzug gedeckt. In dem Wagen selbst können sechs Juden, je zu zwei, in einer Reihe sitzen; außerdem haben noch einige auf dem Wagendanne und einer auf dem Fußtritt Platz. Es ist ergötzlich, diese tiefe Grotte in der Perspective zu sehen, wenn auf einmal so viele verschiedene Gesichter mit schwarzen und rothen Bärten und mit kleinen Plattmützen auf dem Kopfe daraus hervorschauen. Eine solche Gruppe wäre des Pinsels eines niederländischen Malers würdig.

Gold ist das Idol der Juden; um Gold übertritt er das Gesetz Mosis, und beugt sich dem Kalb, wenn das Kalb nur aus Gold gegossen ist. Ueberdieß verbinden wir mit dem Namen von Juden unwillkürlich den Begriff von Schlauheit, verstecktem Wesen und Hinterlist, Eigenschaften, die freilich eine Folge der politischen Erniedrigung sind, worin sie durch die allgemeine Meinung der Völker gehalten werden. Uebrigens ist zu hoffen, daß die bürgerlichen Rechte, die ihnen in vieler Beziehung in gleichem Maaße wie den andern Bürgern des Staats ertheilt wurden, und namentlich die Sorgfalt der Regierung für die Erziehung ihrer Kinder, mit der Zeit ihre Moralität heben wird.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Cambo. — Das Innere des Baskenlandes.

(Fortsetzung.)

Von dem oberen Cambo steigt man durch eine steile Gasse bis zur Brücke über die Nive herab, welche zu dem niederen Cambo führt; zwischen den beiden Orten liegt eine Wiese, die im Frühjahre einem Blumenteppich ähnlich sieht. Sowohl von der Terrasse des oberen Cambo hinab, als von der Brücke

Digitized by Google

längs der Nive, und von dem unteren Cambo hinauf, ist die Ansicht schön und interessant. Noch am 21 October, auf einer Bank an der Terrasse sitzend, genoß ich einer spanischen Wärme. Die hölzernen Balcone, mehr oder minder elegant, und in der populären Art gemeinerer Häuser von dem zwei oder drei Fuß vorspringenden Dache des Hauses bedeckt, erinnerten mich an die spanische Bauart; es war nichts Seltenes, diese Sprache zu hören, und vor mir vorüber zogen die Weiber von Cambo, welche in die Vesper gingen, mit ihrem schwarzen Mantelet um den Kopf, der bis zur Schulter oder bis zur Taille herabhängt, wie die spanische Mantilla de tira, d. h. die gemeine Mantille, die bloß aus einem Streifen ohne Garnitur von Spitzen besteht. Aber welcher Unterschied in der Haltung, in der Bewegung, in dem Manejo, d. h. in der Handhabung der Mantille! Der Mantelet wird im französischen Baskenlande nur des Sonntags in der Kirche gebraucht, und ist häufig mit dem baskischen Kopftuche, das drei Spitzen wie drei Hörner ausstreckt, abgewechselt. Ich ging dann selbst auch in die Kirche; im untern Theile sind die Weiber, theils auf Bänken, theils auf Strohmatten, wie in Spanien, sitzend; ringsum die Kirche sind drei Stockwerke von Galerien, jede mit ihrer Bank, für die Männer; die oberste Galerie e icht fast bis an den mit Malereien ausgestatteten Plafond, an den Wänden zwischen den Galerien sind auch Bilder und farbiges Zeug, so daß das Ganze wie ein Jahrmarkt-Theater aussieht.

Von Cambo südöstlich ist das sogenannte Lager Cäsars oder vielmehr Augusts; der Weg dahin geht zwischen Mauern, Abhängen und Kirschbaumalleen. Von dem Lager existirt aber kaum etwas mehr als der Name. Mehr nimmt der Ort Itsatsou die Aufmerksamkeit in Anspruch; seine zwischen Bäumen zerstreuten Häuser mit den hölzernen Balconen und großen Schirmdächern geben ihm ein besonderes ländliches Ansehen; die Kirche mit dem Ilherri, oder Kirchhof, ist, wie gewöhnlich, außer dem Orte: sie hat einen von einem gewissen Echegaray, der in Amerika sein Glück machte, gestifteten Schatz: Monstranz, Kreuz, Kelch und Ciborium, Alles von Gold mit Edelsteinen, in Mexico ausgearbeitet; der Sacristan Iharowe erlitt eher alle Martern von den Chauffeurs, als daß er ihn ausgeliefert hätte.

Plötzlich verändert sich die Gegend, man sieht weder Baum noch Feld, noch Schäfer und Heerden; man ist zwischen zwei wilden Felsen, welche die Nive beengen; ihre Wände sind mit vorspringenden Felsstücken, stechenden Gesträuchen und geldblumigem Ginster bedeckt; kaum ist ein Platz für den am linken Ufer in den Stein gehauenen Pfad. Hie und da dringen Quellen aus der Wand, und stürzen in den Abgrund der Nive, deren Bett dem Wanderer zeigt, daß er dem Sturze dahinrollender, losgebrochener Felsenklötze ausgesetzt ist; einen Augenblick sieht man nichts mehr als einen schmalen Streifen des Firmaments: dieß ist die Gorge de Roland, und man steigt zu dem Pas de Roland hinab, einem dreiten Felsen, dessen Oeffnung einem riesenmäßigen Fasse ähnlich sieht; — einige Schritte weiter fließt die Nive wieder breit und sanft, einige Maiereien und eine mit Epheu umrankte Brücke über ein Loch rufen liedlicherr Eindrücke hervor; man kommt nach Bidarray, wegen des Durchzugs der Herzogin von Beira bekannt. Von hier an entfernt sich der Weg von der Nive, welche weiter östlich von St. Jean Pied de Port herabkommt; er zieht sich südlich nach St. Etienne de Baigorri an der Nonrepe, einem Arme der Nive, erst von hier kann man sich wieder östlich nach St. Jean Pied de Port wenden, oder westlich über Espegni und südlich über die Alduiden, ein neutrales Gebiet, in Spanien eindringen. Das Thal von Baigorri ist der Hauptsitz der Schleichhandler; hier haben sich Tracht und Sitten der Basken fast unangetastet erhalten: der Schleichhandel widerspricht diesem nicht, aber schon dringt auch hier die Industrie ein; die Eisenhämmer von Banca sind bedeutend geworden. Dieß und der zunehmende Verkehr haben das Bedürfniß, einen ordentlichen Weg von Saint Etienne nach den Aldniden und nach Spanien herzustellen, zur Sprache gebracht.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Rawlinson in Khuzistan.

Viscount Palmerston theilte in der Londoner geogeaphischen Gesellschaft vom 25 Januar Bemerkungen des Major Rawlinson mit, die derselbe auf einer Reise von Zohab am Fuße des Zageos längs der Gebiege nach Khuzistan (Susiana) und von dort durch die Provinz Lueistan nach Kiemanshah im Jahre 1836 gemacht hatte.

Als er Zohab verlassen, das gegen 100 (englische) Meilen nordöstlich von Bagdad liegt, reiste Major Rawlinson in südöstlicher Richtung längs des Fußes der Zageosgebiege duech Gilan, Zaenah, die Ebenen von Chaedawar, Slewan, Seimarrah, Dizful, die Ruinen von Susa, Shuster, nach Mangaschi am Flusse Dschreabi in Khuzistan; kehete von doet nach Dizful zurück und setzte seinen Weg nordwärts nach Khorremabad, Bisitun und Kiemanschah fort. So machte er einen Weg von fast 600 Meilen zum Theil duech ein fast gar noch nicht besuchtes Land, sah im Laufe der Reise die Ruinen verschiedener alter Oete, scheieb zahlreiche Inschriften ab und erforschte sorgfältig die Geographie von Susiana, welche aus Mangel an genauen topographischen Angaben selbst in den besten Karten in großer Verwierung ist.

Das Paschalik von Zohab ist ein sehr ausgedehnter Distelet und liegt am Fuße des alten Zageos. Nordwestlich wied es vom Flusse Diyalah, östlich duech die Gebirge und südlich vom Strome Holwan begränzt. Es bildete eines der zehn Paschalks, die bis vor 50 Jahren von Bagdad abhängig waren, wo Mohammed Ali Mirza, Fürst von Kiemanshah, es mit der Krone Persiens vereinigte. Die Stadt Zohab wurde ungefähr vor 100 Jahren von einem türkischen Pascha erbaut, und die Regierung blieb in seiner Familie erblich bis zur Eroberung des Paschaliks durch die Perser. Die Hauptstadt war von einer Lehmmauer umgeben und kann anfangs gegen 1000 Häuser enthalten haben. Doch ihre Lage an der Gränze hat sie fortdauernder Plünderung in den Kriegen zwischen der Türkei und Persien ausgesetzt, und jetzt ist sie ein Haufe Ruinen, kaum 200 Häuser sind bewohnt. Unter den Bewohnern sind gegen 20 jüdische Familien, die übrigen sind Kurden von der Secte der Sunniten. An der nördlichen Gränze des Distelets Zohab liegt die kleine Ebene Semiram, außerordentlich duech die Natur be-

Digitized by Google

festigt. Sie wird durch eine Kette hoher und steiler Berge gebildet, die sich im Halbkreise vom Flusse Diyalah erheben, der hier Abi Schirwan heißt, und hat fast 8 Meilen in der Länge und 4 in der Breite. Der Abi Schirwan ist in diesem Theile seines Laufes nur wenige Monate im Jahre zugänglich, und die Gebirgspässe von Semiram können durch eine Handvoll Leute gegen jede Streitkräfte, die gegen sie herbeigebracht würden, vertheidigt werden. Der Name Semiram konnte nicht verfehlen, mir die assyrische Königin Semiramis ins Gedächtniß zu rufen, die, wie die Alten glaubten, Persien mit vielen Werken der Kunst schmückte. Ich suchte daher eifrig nach alten Denkmälern, und als ich keine in der Ebene selbst fand, hörte ich doch jenseits des Flusses in einer Entfernung von ungefähr 3 Farsakhs auf dem Wege nach Suleimaniyeh von Sculpturen und Bildsäulen, die wohl verdienten, die Aufmerksamkeit eines jeden künftigen Reisenden in diesem Land auf sich zu ziehen. Der Ort heißt Pai K'al'ah, der Fuß des Schlosses, oder But Khanah, der Götzentempel. Von den Bergen über Semiram ist die Ebene Schaehyur mit ihren zahlreichen Dörfern deutlich zu sehen, und bei heiterem Wetter auch die Stadt Suleimaniyeh in einer Entfernung von 50 Meilen gegen Nordwest. Die westliche Gränze von Semiram wird durch eine Verlängerung der Gebirgskette des Kara-dagh gebildet, durch welche der Fluß sich seinen Weg durch eine enge und steile Schlucht bahnt; südlich vom Fluß erheben sich die Gebirge schnell und zu beträchtlicher Höhe, wahrscheinlich gegen 5000' über die Ebene, und von hier dehnt sich die Kette fortlaufend in felsigen Höhen fast 50 Meilen weit südlich aus, bis sie sich westlich von Zohab in Sandhügel verliert. Diese Höhen bilden einzelne Bergvesten von großer Festigkeit. Unmittelbar über der Stadt Zohab schwebt die Veste Baa Zardah, oder wie sie zuweilen heißt, Kalahi Yezdischerd. Das ist die Veste des Holwan, wohin sich Yezdischerd, der Letzte der Sassaniden, flüchtete nach der Einnahme von Ctesiphon durch die Araber, und sie ist ein treffliches Muster der Arbeit, welche die Könige jener Zeit auf ihre königlichen Paläste verwandten. Sie wird durch einen Bug gebildet, der westlich aus dem Gebirge Dalaka hervorspringt, auf drei Seiten von unzugänglichen Felsen umgürtet und auf der andern Seite, wo sie allein den Angriff gestattet, durch eine Mauer und trockene Gräben von kolossalen Verhältnissen vertheidigt, die von einem Felsen zum andern mehr als zwei Meilen lang gezogen sind. Die Mauer liegt jetzt in Ruinen und ihre Fragmente füllen zum Theil den Graben, doch bildet sie immer noch eine Vertheidigungslinie von nicht gewöhnlicher Art. In regelmäßigen Zwischenräumen ist die Mauer mit Bastionen versehen, und wenn man nach einem Theile, der seine ursprüngliche Gestalt erhalten zu haben scheint, schließen darf, muß sie 50' Höhe und 20' Dicke gehabt haben; der Rand der Felsenterrasse ist ebenfalls mit einer Mauer von nicht geringern Verhältnissen umgeben gewesen. Der Berg selbst erhebt sich bedeutend über die Ebene von Zohab, vielleicht 2000'; er steigt sehr jäh auf und endet überall mit einer Scarpe von 3 bis 500' Höhe. Die nördliche Seite des Berges ist höher als die südliche, und das Tafelland, das ungefähr zehn Meilen hält und wo die Veste steht, ist deßhalb etwas schief. Am nordöstlichen Winkel, wo die Böschung sich in einer Felsenkette am höchsten erhebt und sich an das Gebirge Dalaka anschließt, ist ein Paß, der in die Veste führt. Der Weg von der Stadt Zohab ist ziemlich bequem, doch an der andern Seite nach der Veste hinab öffnet er sich in eine jähe, beschwerliche Kluft. Major Rennell hat Gilan als die böotische Colonie Teleum dargestellt, und seine Meinung ist allgemein, selbst in die Karten aufgenommen worden. Ich glaube, die Meinung ist nicht richtig, denn Alexanders Marsch nach Ecbatana, der sie bestätigen soll, muß von Susa und nicht von Opis, wie Major Rennell glaubt, angenommen werden, und dann findet man, daß Celonä auf diesem Wege viel zu nahe bei Susa war, um mit der Lage von Gilan übereinzustimmen. Auch sieht man nicht, daß der Weg über das Gebirge Zagros und Gilan im Allgemeinen befolgt worden wäre. Die Pässe zwischen Gilan und Harunabad sind sehr schwierig, und das Land dazwischen bietet nur geringe Zufuhr an Lebensmitteln, so daß, hätte Alexander seinen Marsch von Opis aus unternommen, er gewiß lieber die große Straße durch die Pforten von Zagros als diesen beschwerlichen Weg gewählt hätte. Bei Zarnah wurden die Ruinen einer großen Stadt gefunden. Da ist ein Tapah, den ich für den Platz halte, wo die Citadelle stand, und der an Größe dem einen bei Gilan wenig nachgibt. Die Grundlagen von Gebäuden, die jetzt fast der Erde gleich sind, dehnen sich fast über einen Raum von fünf Meilen in der Runde aus. Die Reihe von Thälern, welche sich längs der großen Kette der Zagros bis zu den Gränzen von Sasiana hinziehen und durch eine Gebirgskette, die mit jener parallel läuft, von den Ebenen Assyriens getrennt ist, bildet eines der am wenigsten bekannten und zugleich interessantesten Länder der Osterne. Hier war der ursprüngliche Sitz der Elamiten, als sie von Babylon auswanderten, und von hier breiteten sie ihre Eroberungen über Susiana und die daran stoßenden östlichen Bezirke aus, die so den Namen Elymais erhielten. Die Elymäer werden von Strabo auf mehreren Stellen beschrieben als längs dem Gebirge Zagros auf den südlichen Gränzen Mediens wohnend, über Babylonien und Susiana sich erhebend (overhanging). Der älteste Name der Gegend scheint „Ebene des Arioch" gewesen zu seyn, von wo der König der Elymäer dem König von Assyrien in Ninive zu Hülfe kam. Seine Hauptstadt, glaube ich, war eben Zarnah, deren Ruinen ich jetzt beschrieben, denn ich habe entdeckt, daß bis zum dreizehnten Jahrhundert nach Christi Geburt es den Namen Ariyahan wirklich beibehalten hat. Auch vermuthe ich, daß derselbe Ort das Hara der Gefangenschaft ist, das man hier in der Nähe suchen muß; ferner kann man nicht zweifeln, daß es mit dem Ariva des Benjamin von Tudela identisch ist, wo er selbst 20,000 jüdische Familien gefunden zu haben behauptet.

Miscellen.

Raupenvernichtung. Nach den Beobachtungen, die der Abbé Mitraud, Pfarrer von Rochechouart und Präsident der Linnäischen Gesellschaft von Haute Vienne, gemacht hat, lieben Raupen von verschiedenen Arten den Spillbaum (Euonymus europæus) so, daß wenn man Gärten mit Hecken dieses Gesträuchs umgibt, sie dieses lieber als die Bäume angreifen, und dann leicht entdeckt und vertilgt werden können. (Athenäum vom 2 Februar.)

Hohe Schulen in der Türkei. Es soll im Plane seyn, sieben Schulen zu Konstantinopel, Adrianopel, Salonikl, Brussa, Smyrna, Bagdad und Trapezunt zu errichten. In diesen soll außer andern Wissenschaften auch Mathematik, Physik und Chemie gelehrt werden, und zwar in Konstantinopel, Salonikl und Smyrna auch in französischer Sprache.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redactur Dr. Ed. Widnmann.

Digitized by Google

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1839.

Briefe aus Griechenland. III.

Nauplia, am 12 Julius.

Am 27sten Junius Abends fuhren wir auf demselben Schiffe, das uns nach Patra gebracht hatte, nach Wostitza ab, von wo wir unsere Reise zu Land weiter fortsetzen wollten. Bei den sogenannten kleinen Dardanellen segelten wir ganz nahe an der Festung Rhion vorbei. Diese ist von den Franzosen wieder in Stand gesetzt worden und bedeutender als die gegenüberliegende des Festlandes. Weiterhin an der Spitze Drepanon, welcher Name noch erhalten ist, und indem eine Aussicht der linken Küste nach der andern mit ihren steilen und zerrissenen Bergmassen, auch das Städtchen Naupaktos, an uns vorüberflog, zogen die Schatten der Nacht herauf. In aller Frühe legten wir an. Wostitza, da wo einst Aegion stand, liegt auf einer Anhöhe; es wird durch eine überaus reiche und schöne Quelle unten am Meeresufer mit Wasser versorgt, neben welcher eine prächtige Platane von hohem Alter steht. Merkwürdig ist auch ein Durchgang durch ausgehöhlte Felsen, von dort hinauf nach der Stadt führend. Aus den Fenstern eines Hauses, worin wir gastfreundlich aufgenommen wurden, genossen wir die heiterste Aussicht über die am Meere sich ausbreitende, angebaute Ebene, über einen großen Theil des korinthischen Busens und auf die gegenseitigen Gebirgszüge, besonders den Parnassus.

Die Sonne stand schon hoch, als wir nach dem berühmtesten Kloster von Moreä, der großen Höhle (*μέγα σπήλαιον*), aufbrachen, und wir mußten eilen, wenn wir noch vor der Dunkelheit dort ankommen wollten. Unser Weg führte zuerst über die Ebene, in welcher der Waldstrom Selinus, wie er bei den Alten hieß, nach dem Meere floß; unweit seiner Mündung soll man in der See noch Trümmer der einst vom Wasser verschlungenen Stadt Helike sehen. Hierauf ging es bergan, vor einer senkrechten Felswand vorbei, zu einer eiskalten Quelle; als wir noch höher gestiegen waren, sahen wir zum letztenmale den Meerbusen und die rumelischen Gebirge. Indem wir dann in einer Vertiefung hinritten, gewahrten wir, durch das Bellen eines Hundes aufmerksam gemacht, mehrere bewaffnete Männer, die links auf der Höhe saßen. Ihr Aussehen war räuberhaft. Sie standen auf, und einer von ihnen kam auf uns zu, und begehrte den Paß. Es war eine Sicherheitswache (*χωροφύλακες*), wie wir nachher in diesen Gebirgen noch mehrere trafen. Ruhig zogen wir weiter, ohne daß irgend ein bemerkenswerther Gegenstand uns vorgekommen wäre, bis wir gegen Abend in eine Schlucht herabstiegen, in welcher ein reißender Strom brauste, der jetzt seinen Namen von Kalábryta hat, wie er ihn in der Vorzeit von Bura trug, was ein Gebirgsstädtchen an seinem linken Ufer, nicht sehr fern von seiner Mündung, war.

Jenseits der Schlucht liegt, gen Westen gekehrt, das Kloster, das wir in einer guten Viertelstunde von der Brücke an, die uns auf die rechte Seite des Flusses brachte, nach beschwerlichem Aufsteigen erreichten. Wir waren ganz überrascht, als wir das weiße Gebäude mit seiner wunderlichen Form, seinen vielen Fenstern, seiner furchtbaren Höhe und der über ihm drohend sich erhebenden Felswand vor uns sahen. Im Thorwege befanden sich viele Mönche, denen die Ankunft von Fremden, wie es schien, nicht sehr erfreulich war, und es verging eine geraume Zeit, bis man uns zu dem Abte führte, dem wir unser Empfehlungsschreiben hatten überbringen lassen. Dieser, ein Mann in kräftigem Alter und von auszeichnender Gestalt, sprach anfangs wenig; erst bei Tische ward er lebhafter. So viel wurde man aber bald inne, daß er seinen Rang nicht seiner Bildung zu verdanken hatte. Freundlicher und redseliger als er war ein Alter, trotz eines Fußübels, an dem er litt, und voll Neugierde, etwas über Deutschland zu hören. In Bezug auf das Kloster erfuhren wir nur, daß seit seiner Gründung etwa fünf Jahrhunderte verflossen seyen, daß es zu verschiedenen Zeiten von Feuersbrünsten heimgesucht worden sey, und daß sich eben deßwegen nichts Schriftliches über die Geschichte desselben vorfinde. Ob man uns die Wahrheit gesagt, will ich nicht entscheiden; aber bekannt ist, daß die Klostervater rücksichtlich etwaiger literarischer Schätze äußerst zurückhaltend sind, und im heiligen Eifer für Erhaltung ihres Eigenthums sich wohl eine kleine List erlauben. Auch bemerkte ich am folgenden Tage, daß man erst Vorbereitungen traf, ehe man uns in das dumpfe Gemach führte, worin die Büchersammlung aufbewahrt

Digitized by Google

ist, und mit einer undegreiflichen Engherzigkeit und ängstlicher Sorge um das, was doch nur den Motten überlassen bleibt, schien man selbst eine nähere Besichtigung der vorhandenen Bücher, meistens Kirchenschriftstellee, nur ungern zuzugestehen.

Im Innern des großen Gebaudes, das gegenwärtig 214 Bewohner enthält, ist Reinlichkeit gerade nicht die lobenswertheste Eigenschaft. Die Höhle, von der das Kloster seinen Namen führt, die schon bei Pausanias als der Oet erwähnt wird, wohin die Sage die Töchter des Prötos in ihrer Raserei fliehen ließ, ist von dem Ganzen überbaut und wird zu unterst als Weinkeller benützt, worin eine Menge großer Fässer liegt; in ihrem obersten Theile ist die kleine, dunkle Klosterkirche, deren Kleinod, ein Bild der h. Jungfrau, wie man sagt, von St. Lukas, einen großen Ruf im Lande hat. Vor dem Kloster steht ein Haus, das zur Herberge für Pilgrime dient, und nicht weit davon eine Kirche, in der nur an einem Tage des Jahres Gottesdienst gehalten wird. Dieses traf sich gerade am andern Tage nach unsrer Ankunft; darauf versammelten sich die Mönche, wie es dann ihre Gewohnheit ist, im Vorhofe, und nahmen ihren Kaffee im Freien, wobei wir denn Gelegenheit hatten, manch anziehendes Gesicht zu sehen. Der Garten, der vorn am Abhange liegt und von Terrassen getragen wird, schien nicht so sorfältig gepflegt, als man erwarten sollte, zumal bei dem großen Ueberfluß an Wasser. Ueber dem Kloster stehen Thürme, deren geringes Geschütz mehrere Angriffe der Araber von dem Gebirgsrücken her vereitelte, so wie auch Ibrahim vergeblich seine Reiterei von vorn anrücken ließ. In jenen bedrängten Zeiten waren die Mönche Krieger geworden, und das Kloster eine Festung, in der sehr viele Familien aus den niedern Gegenden sichere Zuflucht fanden.

Erst nachdem die größte Hitze vorüber war, reisten wir in das Thal von Kalabrota, und kamen nach zwei Stunden in diesem Ort an. Die sonntägige Fröhlichkeit der Einwohner und eine lärmende Musik contrastirten seltsam mit den vielen von der Zerstörungswuth Ibrahims zeugenden Ruinen. Es ist eine glückliche Gabe dieses Volkes, daß es sich von seinem Elende nicht erdrücken läßt. Mitten in der Noth der Türkenkriege, so wurde mir oft von glaubwürdigen Männern versichert, behielt es seinen muntern Sinn, und tanzte und sang unter seinem schönen Himmel, gleichwie die Alten mitten im Waffengetümmel nicht vergaßen, ihre Feste und Spiele zu begehen. Dabei muß man gestehen, daß es von einem Tact und einer Mäßigung geleitet wird, die bei dieser Stufe der Bildung zu bewundern sind; seine Fröhlichkeit artet nicht in Rohheit aus.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Cambo. — Das Innere des Baskenlandes.

(Schluß.)

Stellen Sie sich auf die Brücke Panneeau in Bayonne, so fällt Ihr Blick gegen den Auslauf der Nive immer auf die Citadelle und ihre Alleen, gegen den oberen Lauf des Flusses aber auf die drei Berge, welche das beständige Panorama von Bayonne bilden, so wie sie auch wirklich die Abgränzung dieses Arrondissements bezeichnen: rechts die Rune, einem großen Parallelogramme ähnlich, links nach einem Zwischenraume der Mondarrain mit seinen zwei Spitzen oder Zähnen, und, dem Scheine nach, an denselben stoßend, aber in der That am andern Ufer der Nive der Ourfouya mit seinen drei sich stufenweise erhebenden runden Plateaue oder Kronen. Die Zusammenstellung und Ansicht dieser Berge verändert sich stets nach der Richtung, die man nimmt; sie ist sehr schön bei Cambo, wo man auch die wellenförmige Hügelreihe von Bayonne bis an den Mondarrain großentheils übersieht. Der Mondarrain ist der Hauptgefährte von Cambo, an seinem Fuße von Nordost nach Südwest verfolgt man die Nive von Itsatsou über die Gorge de Roland nach Bidarray. Er ist mit hochstämmigen Eichen und Nußbäumen bedeckt, die, vom Thale aus besehen, nur als Gesträuche erscheinen. Von seinem Gipfel entdeckt man die Nive, aber nur wie einen Silberdrath, die Terrasse von Cambo, aber ohne daß man ihre Erhöhung unterscheidet, die umliegenden Dörfer jedoch nur wie Flecken auf einem Tuch; auf diesem Gipfel existirt auch noch eine jener runden, ganz geschlossenen Einfassungen, hinter welchen die Celten oder Iberier, oder, was weiß ich, was sonst für uralte Einwohner, in Kriegszeiten mit Hab und Gut Schutz suchten. Der innere Umkreis beträgt 160 Fuß, die Mauern sind 5 Fuß dick, und bestehen aus übereinandergelegten und mit grobem Kitt aneinandergeklebten Felsstücken. — Die Nive umfließt den Mondarrain, entspringt aber viel weiter südlich bei dem Port von Lecumberri am westlichen Ende des Waldes von Irati. Ihre romantischen Ufer von Cambo an sind, mit Ausnahme der Stelle, wo St. Jean Pied de Port liegt, wenig besucht, — daeum hat sich der Kibitz (cinele plongeur) *) dort sein Jagdrevier ausgewählt; er stellt sich auf einen Stein, erwartet das Vorbeiziehen der See-Garnelen (chevrettes, squilles de mer) und Mollusken, stürzt sich in das Wasser und läuft ihnen auf dem Grund des Flusses nach, ohne daß man noch weiß, wie er es macht, um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden. Die Höhe des Mondaerain ist 369 Toisen, die der Rune 450, die des Ourfouya 339: diese drei Berge sind deßwegen merkwürdig, weil sie die drei Bildungsaeten darbieten; der Ourfouya, der kleinste und am meisten einwärts (östlich von Cambo) gelegene ist von Granit, der Mondarrain ist von der Zwischengattung, von dichtem Quarz mit schwarzem und haetem Thonschiefer und Grauwacke; die Rune, welche zu dem Kamme der Pyrenäen gehört, **) ist ein Secundärberg von Pudding oder

*) Dieser sonderbare Vogel ist auch nicht sehr selten an den Ufern der Nebenbäche des Guadalete beim Puerto Santa Maria; man nennt ihn „Martin Pescador;" er fängt kleine Fische, wie sie vorbeiziehen.

**) Die Rhune ist 3 oder 4 Meilen von St. Jean de Luz, man kann die schöne Reise von Cambo über den Mondarrain, die Rhune, Aetain, St. Jean de Luz nach Bayonne machen, und sich dabei mehr oder minder in den umliegenden Oertern Ispatsou, Espelette, Saere u. s. w. aufhalten.

Digitized by Google

rothem und weißem Sandſtein mit Schiefer. Die Rune, la Rhune würde richtiger Larrun genannt werden von Larre, Weide, und ona, gut; über ihren Kamm lauft die bloß von einigen ſteinernen Pfeilern bezeichnete Gränze zwiſchen Frankreich und Spanien; hier vereinigen ſich die Schafer von beiden Nationen und ſtreiten auch wohl um die Weideplatze, wahrend der Lämmergeier vielleicht die Gelegenheit erlauert, ſie beide zu berauben. Von dieſen Vögeln (vultur arrianus oder cinereus) kommt alle Frühjahre ein Dutzend an, ſie ſind gar nicht ſo feig wie Temmink behaupten will, im Gegentheil, man fürchter ſie; ſie vertheilen ſich langs der Granze an den Bergen la Rhune, Atchubia, Auza; neben ihnen, aber als beſtandiger Einwohner, haust der Gypaëtus barbatus (Cuvier) der ſein Leben auf den luftigſten Felſenſpitzen führt.

Wenn man den Ourſouya überſchreitet, ſo gelangt man in das Becken der Bidoure oder das Thal von Lantabac, das Centeum des franzöſiſchen Baskenlandes; die Bidouze entſpringt auf einem Gebirge, welches die Quellen mehrerer Nebenwaſſer, der Nive und des Soiſon, nördlich begranzt, und ergießt ſich bei Guiche in den Adour. Die Hauptörter dieſes Thales ſind Saint Palais und ganz nahe daran Garris mit ſeinen Badern. Von Cambo aus geht ein Weg über Ureuray, Haſparren, Boulor, St. Martin d'Arberone, Meharin, Garris nach St. Palais. Ureuray mit ſeinen Lohgaebereien und Weinbergen gehört noch zu dem Becken von Cambo. Haſparren liegt nahe am Urſprunge des Esley, der ſich ein eigenes kleines Thal bildet und bei Urt in den Adour fallt; es iſt eine gewerbſame Stadt von 6000 Einwohnern, mit einer breiten, ganz aus Laden von Schuhmachern, Lederern und Webern beſtehendem Gaſſe und vielen zerſtreuten Häuſern; ſie iſt der Geburtsort des Berus, Favoriten des Kaiſers Hadrian. Von hier ſind noch 3 Stunden eines mühſamen Weges nach der Grotte von Iſturiz in einem einſamen Thale, unter einem vereinzelten kahlen Berge, auf deſſen Gipfel die Ruinen von Gaztelmendia liegen; die Grotte gleicht allen übrigen Grotten, am Fuße des Berges, auf zwei entgegengeſetzten Seiten ſind zwei Teiche, die wahrſcheinlich einen unterirdiſchen Abfluß haben. Das Land iſt ſehr gut angebaut, und zugleich romantiſch: in dem Gebiet der Gemeinden von Ayherre (nördlich von Boulor und öſtlich von Haſparren) und Meharin (1 Meile weſtlich von St. Palais) gibt es Wege, die ſo bedeckt ſind, daß die Sonne nicht durchdringen kann; von Zeit zu Zeit laſſen ſie herrliche Ausſichten offen, zwiſchen dieſen beiden Oertern liegt Iſturiz; nicht weit von Meharin iſt das mit Epheu bedeckte Schloß Belzunce, von dem noch vier Thürme ſtehen. Wenn die Bader von Garris in Aufnahme kamen und der Weg von Cambo nach Garris und St. Palais, welcher an dieſen Gegenden vorbeiführt, in Stand geſetzt würde, ſo könnte dadurch das Angenehme des Aufenthaltes in beiden Badörtern verdoppelt werden, und das Land würde dabei gewinnen. Jenſeits des Beckens der Bidouze ſind die Cantone von Mauleon und Tardets, welche von dem Soiſon durchſtrichen werden. Tardets iſt der Hauptort des Thales von Soule. Der baskiſche Dialekt nimmt hier ſchon etwas von der Weichheit des Beaneſiſchen und die Sitten etwas von der Verſchlagenheit und Proceßſucht der Bearneſen an, daher ſie auch unter den Basken nicht des beſten Rufes genießen. Dieſes Thal hat mit Spanien über die Engpäſſe von Larean, Urdair u. ſ. w. Verkehr, iſt aber außerdem von Reiſenden ſo wenig beſucht, daß ich nichts Beſonderes davon anzugeben weiß. Zwiſchen den Engpaſſen von Leenmberri (am Urſprung der Nive) und Laeren (am Urſprung des Soiſon) iſt der Wald von Irati, deſſen Gewäſſer bereits ihre Richtung nach Süden nehmen.

Der neueſte Ausbruch des Veſuvs.

Folgender intereſſante Aufſatz ward der Redaction des Athenäum von Hrn. Auldjo zur Veröffentlichung übergeben, der mit dem Verfaſſer deſſelben, Hrn. Le Gros, ſich mehrere Jahre beſchäftigt hatte, den Berg genau zu unterſuchen und den Lauf der verſchiedenen Ausbrüche zu verfolgen.

Neſina, den 7 Januar.

Mein lieber Auldjo — Sie, die Sie ſich ſtets ſo ſehr für den Veſuv intereſſiret haben, werden einen treuen Bericht des Ausbruchs, der kürzlich die Einwohner von Neapel ſo ſehr beunruhigte und ſeine Gäſte ergötzte, mitten unter den falſchen oder übertriebenen Erzählungen nicht unfreundlich aufnehmen, auch wenn er nicht wiſſenſchaftlich und umſtändlich genug ſeyn ſollte. Wie beim vorigen Ausbruch, hatte der Veſuv auch jetzt einige Tage vor ſeinem großen Schauſpiele ſich thätig gezeigt. Vom Chriſttag an wurden von Zeit zu Zeit Feuer und Steine aus den beiden Oeffnungen des kleinen Kraters, der ſich im Auguſt bildete, ausgeworfen. Doch fielen ſie in den größern Krater, und verhinderten die Menge bewundernder Zuſchauer nicht, den Berg zu erſteigen und von ſeinem Gipfel ſein Treiben zu beobachten. Am 31 December ſchienen die Auswürfe ſtärker zu werden. Mit einer großen Geſellſchaft, unter der ſich auch der Maler, Hr. Staafield, befand, eilte ich an dieſem Tage zu dem Schauplatze.

Wir erreichten den Gipfel ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, und prieſen uns glücklich gegenwärtig zu ſeyn, als ein Strom Lava durch die Seite des kleinern Kegels durchbrach, während der Krater fortdauernd Ladungen von Steinen auswarf. Um die Wirkung des Feuers in der zunehmenden Dunkelheit zu beobachten, blieben wir auf dem Gipfel, und kehrten erſt am Abend nach Neapel zurück.

So blieb der Berg die ganze Nacht hindurch; erſt kurz vor Tagesanbruch, am erſten Tage des neuen Jahres, fand der erſte große Ausbruch ſtatt, indem faſt vier Stunden lang der Berg einen unaufhörlichen Regen von Steinen auswarf, der eben ſo wie am 8 April 1835 von keinem Lavaſtrome begleitet wurde, doch weit bedeutender als dieſer und jeder andere ſeit 1821 war. Gegen Mittag ließ er etwas nach, doch unterhielt er noch eine prächtige Rauchſäule, die ſich aber nicht völlig wie bei frühern Gelegenheiten zur Geſtalt einer Pinie bildete, ſondern, wenn ſie eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, von einem heftigen Nordwinde, der glücklicherweiſe für Neapel während des heftigſten Ausbruchs wehte, in der Richtung nach Caſtellomare zu getrieben wurde. Bei Sonnenuntergang und eine Stunde lang ſpäter nahm (wie es ſo häufig der Fall iſt, ohne daß man die Urſache angeben könnte) die Gewalt des Feuerſtrahles ſichtbar zu. Später in der Nacht kehrte er ungefähr in demſelben Zuſtande zurück, in dem er während des Tages

Digitized by Google

gewesen war, um mit Tagesanbruch des 2 Januars wieder mit derselben Wuth seine Feuermassen auszuwerfen, wie am vorigen Tag, und zwar in ununterbrochener Heftigkeit wenigstens 42 Stunden lang. Doch hatte bis jetzt noch keine Lava aus dem großen Kegel sich ergossen, und wir glaubten, der Berg werde sich mit dem Auswurfe von Feuer und Steinen begnügen. Wie irrten. Gegen 3½ Uhr am Nachmittage desselben Tages (am 2) lief der Kessel endlich über und sechs ungeheure Lavaströme quollen über seinen Rand herab. Drei davon nahmen den Weg nach Torre Reale und der Lava von 1834, und waren also von Neapel aus nicht zu sehen; die drei andern aber flossen an der Seite nach der Eremitage zu und bedeckten die Lava vom vergangenen August, denn sie nahmen den vierten Theil der Seite ein, die der Berg Neapel zukehrt. Nachdem sie rasch den Kegel herabgeflossen waren, vereinigten sich die drei Ströme unten und bildeten einen Strom ¾ einer (englischen) Meile breit, der sich von Akria de Cavalli gegen Südost über die alte See oder Lavaebene ausbreitete. In der Folge theilte sich dieser Strom wieder, doch der Hauptstrom wandte sich nach S. Salvatore, auf dessen entgegengesetzter Seite die Eremitage liegt, blieb so nahe dem Punkte, wo das hölzerne Kreuz errichtet ist, und erhob sich so hoch über die frühere Lava, daß er in seinem Laufe nach Fosso Grande 16 Morgen (acres) des Weingartens vernichtete, der den Fuß der waldigen und bebauten Bergkette umgibt.

Dieß ist der allgemeine Bericht des Ausbruchs bis 4 Uhr Nachmittags am 2 Januar. Erlauben Sie mir, jetzt mehr ins Einzelne zu gehen, selbst wenn ich zu viel von mir selbst sprechen sollte, da ich als Augenzeuge mich aufführe.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Hr. Pentland in Peru.

In der geographischen Gesellschaft in London vom 29 Januar theilte Sir Woodbine Parish folgenden Brief von dem Consul in Bolivia Hrn. J. B. Pentland mit, datirt aus La Paz vom 20 Jul. 1830:

„In einigen Tagen trete ich eine Untersuchungsreise längs der östlichen Küsten des Sees Titicaca an, dessen entgegenstehende Ufer ich schon untersucht habe; nach meiner Rückkehr nach La Paz werde ich nach Cochabamba über Yungas gehen. Vom General Santa Cruz habe ich ein Versprechen erhalten, einen jungen Engländer, der einige Jahre in Bolivia und Peru gewohnt hat, für die Aufsuchung des Laufes des Apurimac und anderer Flüsse anzustellen, die von den östlichen Cordilleren in den Amazonenstrom fallen. Der junge Mann ist gesund, eifrig und muthig, weiß gut mit mathematischen Instrumenten umzugehen und zeichnet gut. Mein Plan für ihn ist, zuerst den Lauf des Apurimac bis zu seiner Vereinigung zu verfolgen, und dann den Purus bis dahin hinabzugehen, wo er in den Amazonenstrom fällt. Wahrscheinlich wird er von der Umgegend von Abancay ausgehen, dem Apurimac folgen, dann längs des großen Wasserbettes, worin der erstere mündet, fortgehen bis zum Curapaca, wo Smiths Untersuchung begann, und darauf sich auf dem Purus über seinen obern Zuflüssen einschiffen. Ich habe neulich die Knochen des Mastodon am See Titicaca in einer Höhe von 15,000′ gefunden, und fossile Muscheln in der Nevada de Antakena (?) unter dem 16° 21′ der Breite und in einer Höhe von 17,800′ über dem Meere. Im November hoffe ich, die Cordilleren von Carangas, so merkwürdig wegen ihrer thätigen Vulcane, zu besuchen, und bei meiner Rückkehr nach Europa Ihnen in der geographischen Gesellschaft einen guten Bericht von diesem Theile der Welt zu geben."

Ueber die wissenschaftlichen Fortschritte der Dampfschifffahrt.

Hr. Bresson, Civilingenieur zu Rouen, hat an die Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift über die Dampfschifffahrt eingeschickt, die er in vier Abtheilungen theilt, nämlich:

Die Fahrt auf Strömen und Flüssen.

Die Fahrt auf kleinen Meeren, an Küsten von Hafen zu Hafen, sogenannte große und kleine Küstenfahrt.

Die Fahrt auf Canälen, und endlich

Die Fahrt auf großen Meeren, oder Reisen von langer Dauer.

Diesem Ingenieur zufolge ist das Problem der Schifffahrt für die beiden ersten Fälle gelöst, oder wenigstens beinahe gelöst, weil wir Dampfschiffe haben, welche 2 bis 6 Lieues in einer Stunde mit 20 bis 160 Pferdekraft zurücklegen; allein er ist der Meinung, man müsse die Art der Erzeugung des Dampfes verbessern und eine größere Ersparniß des Brennstoffes und mehr Festigkeit des Schiffes erreichen. Hr. Bresson zeigt ferner, daß die Frage über die Fahrt auf Canälen noch ganz zu lösen sey. Es handelt sich darum, eine Schnelligkeit von 5 bis 6 Lieues in der Stunde zu erreichen, ohne daß die Bewegung des Wassers die Ufer beschädigt; er glaubt deßhalb, daß man die Schaufelräder aufgeben müßte. In Beziehung auf die Fahrt auf großen Meeren, sagt der Verfasser, seyen die von Belfast oder Liverpool nach New-York von dem Great Western und andern Schiffen von 5 bis 600 Pferdekraft unternommenen Reisen nichts als verwegene Versuche, denen mehr Kühnheit als verständige Berechnung zu Grunde liege. Als Beweis hiefür führt er die Beschädigungen an, die der Great Western auf seiner zweiten Fahrt erlitt, während welcher er seine Maste und eines seiner Räder verlor. Er fügt noch bei: so lange das gegenwärtige System der Dampfschiffe nicht von Grund aus modificirt wird, so lange bleibt es auch unmöglich, die Fahrten über große Meere mit Sicherheit auszuführen. Am Schlusse seiner Denkschrift fordert Hr. Bresson die Akademie auf, sie möchte Preisfragen über diese Art der Schifffahrt aussetzen. Die Akademie ist auf das Gutachten eingegangen, und hat in ihrer Sitzung am 7 Januar eine Commission von fünf Mitgliedern zur Prüfung aller Memoires, die ihr in Betreff der Dampfschifffahrt zukommen werden, ernannt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 21** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.** Zweiter Artikel. — **Der Blanca-Fall.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl. 45 kr., halbjährlich 3 fl. und einmonatlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 21.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Februar. 1839.

Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.

Zweiter Artikel.

Leicht kann man sich denken, daß E. Quinet, der philosophische Dichter des Prometheus, der geistvolle Vertraute deutscher Wissenschaft und Literatur, der Uebersetzer von Herders Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, bei der Beurtheilung des Lebens Jesu einen andern Standpunkt werde eingenommen haben, als den des Gläubigen gegenüber dem Ungläubigen. Quinet nimmt allerdings die Sache nicht leicht: „Es handelt sich hier nicht um eine literarische Fehde, sondern um ein Buch, das für die meisten Menschen ihre Nahrung, ihre Kraft, ihre Hoffnung, ja ihr Leben ist. Ich gehöre nicht zu denen, die sich mit einer metaphysischen Formel über alle Zerstörung und Ruinen trösten; und wenn unter meinen Lesern nur eine einzige aufrichtige gläubige Seele wäre, hätte sie aus diesem Grunde mehr Anspruch auf meine Achtung, als jener große Haufen ohne Physiognomie und Namen, der weder in der Religion, noch in der Philosophie, noch in der Poesie lebend, eigentlich seine Existenz nur in der Leere hat.“ Aber andrerseits: „wenn eine Lebensfrage einmal alle Geister ergriffen hat, ist es dann erlaubt, still zu schweigen? Wäre auch nur zu wünschen, daß der ganze Lärm erstickt würde, aus Furcht den Zweifel zum Zweifel zu fügen? Oder ist dieß nicht vielmehr der Augenblick, wo, weil der innere Krieg in dem Geist eines Volks zum Ausbruch gekommen, es nöthig wird, daß der Gegenstand des Streits mehr und mehr kundbar werde, damit die Ansicht Aller nach und nach an dem Kampf ihren Theil nehme? Und was wäre es, wenn es sich um das Christenthum selbst handelte, müßte dann nicht am Ende der Proceß durch das Bewußtseyn der christlichen Welt geschlichtet werden?“

Seine Aufgabe stellt sich der Verfasser so: „den Stand der Frage anschaulich zu machen, die Aufmerksamkeit der Redlichen und Unbefangenen jedes Glaubens darauf hinzulenken, den Leser in Stand zu setzen, wo nicht über den letzten Streitpunkt, doch über den Geist im Allgemeinen zu urtheilen, welcher den Streit beherrscht; die Achtung vor der Tradition mit der Erforschung der Wahrheit zu versöhnen.“

Er beginnt mit der Betrachtung, daß es Mode geworden sey, bei den Orthodoxen wie bei den Skeptikern, den Einfluß der Reformation und des Protestantismus gering zu schätzen, die Ohnmacht, die Inconsequenz daran zu rügen; dagegen behauptet er: „in den Bestrebungen der neuern Theologie erkenne man eine der tiefsten und originellsten Offenbarungen des Geistes der Zeit. Zur Charakterisirung des Werks von Strauß übergehend, erkennt er ausdrücklich an, daß es etwas anderes sey, als eine bloße Läugnung des übernatürlichen Theils der Offenbarung, und sich somit von der englischen Schule des 18ten Jahrhunderts wesentlich entferne. Woher aber der ungeheure Widerhall, den das Buch geweckt? Den Grund davon findet er weder im Styl, in der Sprache, welche „trist, nackt, geometrisch“ sey, noch in den einzelnen Behauptungen, da kaum Eine der kühnsten Behauptungen nicht schon vorher aufgestellt worden sey. „Wie nun die wunderbare Wirkung eines Werks erklären, welches aus dem Raub aller zusammengesetzt scheint? Ich antworte: diese Wirkung rührt gerade daher, daß das neue System sich auf alles, was vorangegangen, stützt, und sein Mangel an Originalität im Detail begründet die Macht des Ganzen. Wenn dieß Werk als der Gedanke eines Einzelnen erschienen wäre, so hätte es nicht so viele Geister zugleich in Unruhe versetzt. Aber weil man sah, daß es gleichsam die mathematische Folge beinahe aller seit fünfzig Jahren gemachten Anstrengungen und Arbeiten jenseits des Rheins war, und daß Jeder einen Stein zu diesem traurigen Grabmal herbeigetragen, zitterte das gelehrte und wissenschaftliche Deutschland, und bebte vor seinem eigenen Werk zurück. In der That, wenn man einen Augenblick den Geist verfolgt, der in Deutschland in der Philosophie, in der Kritik und in der Geschichte geherrscht hat, so wundert man sich nur, daß diese letzte Consequenz so spät erst eintrat. Ein so oft prophezeytes System mußte endlich kommen.“

Digitized by Google

Wie die deutsche Philosophie an die Stelle der französischen des 18ten Jahrhunderts getreten sey, da, sagt Quinet, habe man glauben können, was Voltaire zerstört habe, werde durch Kant und Goethe wieder aufgebaut werden; und wer damals behauptet hätte, der Spiritualismus der Letztern werde zu dem gleichen Ziel führen, wie der Sensualismus des Erstern, wäre für einen Wahnsinnigen gehalten worden. Man habe gehofft, in der neuen Metaphysik werde das Christenthum eine vollständige Restauration finden, und die Philosophie selbst habe diesen Wahn zu hegen geschienen; in der That aber habe sie nur die abgestumpften Waffen des vorigen Jahrhunderts mit neuen vertauscht und das Terrain des Kampfes geändert. Dieß gehe schon aus Kants Schrift über die Religion hervor, wornach nur eine Religion des Todes, ein Evangelium der reinen Vernunft und ein abstracter Jesus, ohne die Krippe und das Grab übrig bleibe. Wenn nun die Kritik, das Raisonnement und die Skepsis die Religion noch bestehen ließen, so war sie doch gleichsam eine eroberte Provinz, deren Gränzen sie nach Belieben zogen. Später untergrub der mächtig in die deutsche Metaphysik eingedrungene Pantheismus die alten Ufer der Orthodoxie immer mehr. „Nachdem die Philosophie des 18ten und die des 19ten Jahrhunderts sich lange bekämpft und gegenseitig geläugnet hatten, versöhnten und umarmten sie sich endlich auf den Trümmern desselben Glaubens."

Der Verfasser schildert nun etwas genauer das historische Verhältniß der Metaphysik und Theologie; „während man in Frankreich das Evangelium geradezu mit heidnischen Waffen angegriffen habe, sey in Deutschland eine ganz andere Methode von den Meisten, nur nicht von Lessing, befolgt worden. Um aber Deutschland zum Zweifel zu bekehren, bedurfte es eines Systems, das, den Skepticismus unter dem Gewand des Glaubens verbergend, einen langen Umweg nehmend, ehe es zu seinem Ziel gelangte, auf die Phantasie, auf die Poesie, auf die Geistigkeit gestützt, das zu verklären schien, was es in Schatten stellte, aufzubauen, was es zerstörte, und zu behaupten, was es in der That läugnete. Alle diese Merkmale finden sich an dem System der allegorischen Interpretation der Schrift, oder in der Substitution eines mystischen Sinns statt des buchstablichen. Dieß System, das im Grund allein wahrhaft gefährliche für den Glauben in Deutschland, geht bis auf Origenes zurück." Quinet zeigt nun, wie dieß System verschieden modificirt, bis auf die neuesten Zeiten herab in Anwendung gebracht und dadurch die historische Realität in sehr enge Gränzen zurückgedrängt wurde. „An den spätern Werken Herders z. B. kann man sehen, wie die Poesie und die Philosophie unvermerkt die religiösen Wahrheiten umwandeln, wie man, ohne den Namen der Dinge zu ändern, ihnen einen neuen Sinn gibt, so daß zuletzt der Gläubige, der ein Dogma zu haben und zu besitzen glaubt, in Wahrheit nur einen Dithyrambus, eine Idylle, eine moralische Tirade hat." Man habe immer nur das Sterbliche zu opfern, aber die Seele des Christenthums zu retten geglaubt. „So arbeiteten mit der größten Gemüthsruhe und bestem Gewissen die natürlichen Vertheidiger des Dogma's von allen Seiten an der Umwandlung des bestehenden Glaubens, denn es ist wohl zu beachten, daß dieß Werk nicht wie bei uns von den Weltleuten und Philosophen von Profession ausging. Im Gegentheil, diese Revolution ward fast ganz durch die Theologen herbeigeführt; im Schooß der Kirche selbst schöpfte sie all ihre Kraft. Zu bewundern ist dabei nur die Ruhe, worin diese Männer in Betreff der Zukunft ihres Glaubens lebten." Hier wird Schleiermachers ausführlich Erwähnung gethan. Sodann werden die kritischen Untersuchungen der Bücher des alten und neuen Testaments und ihre Resultate genannt, und so der Uebergang zum Buche Strauß's gemacht.

„Was war denn nun das Buch, das im Lande der theologischen Neuerungen die Kühnsten selbst betreten machte? Es war die Folgerung aus den seit einem halben Jahrhundert gestellten Prämissen. Der Verfasser brachte zum erstenmal die entgegengesetztesten Lehren, die Schulen Bolingbroke's, Voltaire's, Lessings, Kants, de Maistre's in Berührung, unter welche Namen sie sich mochten versteckt und verkleidet haben, Materialismus, Spiritualismus, Mysticismus, die Freunde der Symbolik, der natürlichen, figürlichen oder dogmatischen Erklärungsweisen, der Visionen des animalischen Magnetismus, der Allegorien und Etymologien; und indem er mittelst einer unermüdlichen Dialektik sie durch und mit einander erklärte, in Widerspruch setzte und schlug, entriß er ihnen allen ein und dasselbe Resultat. Mit Einem Wort: er concentrirte alle Zweifel in einen einzigen und sammelte die zerstreuten Pfeile des Skepticismus zu Einem Bündel. Dazu kommt, daß er den metaphysischen Schleier zerriß, der diese Lehren umhüllte, und die Frage auf die einfachsten Ausdrücke zurückführte, so daß man nun, und zum erstenmal, ganz offen sah, welches Zerstörungswerk man angerichtet. Wie Antonius deckte er das Gewand Cäsars auf. Jeder konnte an dem großen Leichnam die Stöße und Streiche erkennen, die er im Dunkel geführt hatte."

„Von dem Pantheismus der neuern Schulen (welcher Quinet zufolge das große Vermächtniß Spinoza's ist), hatte der Verfasser die Kunst entlehnt, die historischen Personen herabzusetzen, zu verkleinern, abzuschwächen; denn es eignet demselben ein Idealismus, der seinem innersten Wesen nach bilderstürmerisch ist. Jede persönliche Existenz ist jenem System lästig und mißfällt ihm als eine Usurpation. Die Helden sind ihm nur, was die hölzernen oder ehernen Bilder dem Mahomedanismus. Er muß sie umstürzen. Einen Schritt weiter, er würde das Leben des vorüberfliegenden Vogels, des summenden Insects, als einen Raub am Absoluten ansehen. Er würde nicht eher zufrieden seyn, als wenn er die Welt und die Geschichte in eine vollkommene Stille verwandeln könnte, um darin friedlich der Harmonie seiner Ideen sich zu erfreuen. Indessen hat Strauß die Existenz Jesu nicht völlig geläugnet. Er behält davon noch einen Schatten übrig, nämlich, daß Jesus von Johannes getauft worden, daß er Schüler um sich versammelt, daß er zuletzt dem Haß der Pharisäer unterlegen sey. Dieß wäre, nebst einigen weiteren Details, der Kern von Wahrheit, woran die menschliche Einbildungskraft alle Wunder des Lebens Jesu angereiht hätte. Die Folge der von den Evangelisten er-

Digitized by Google

zählten Ereignisse wäre in Wahrheit nur eine Reihe von Ideen, durch die Tradition mit einer poetischen Form überkleidet, d. h. eine Mythologie. Die Art wie dieß Werk der Einbildungskraft entstanden seyn soll, stellt sich der Verfasser so vor: die Völker Palästina's hätten, voll von der Erwartung des Messias, nach und nach auf die wirkliche Gestalt Jesu all die Züge des alten Testaments übertragen, die sich auf den Messias bezogen."

Der Kritiker bezeichnet dann die Methode des Buchs: „Seine Kritik verfolgt der Reihe nach alle Momente des Lebens Jesu. Er macht auf die Widersprüche der Evangelisten unter sich aufmerksam; er behauptet, wenn die Orthodoxie in dieser Hinsicht die Vernunft nicht habe befriedigen können, so seyen die sogenannten natürlichen Erklärungsweisen nicht weniger falsch. Diese beiden Interpretationsarten beseitigt, bleibt nun nichts übrig, als die Realität der Thatsache selbst zu läugnen und sie zu einer Legende, einer Allegorie oder Mythe zu machen. Dieß ist die gleichförmige Folgerung, womit der Verfasser jede Erörterung schließt; übrigens nirgends ein Wort des Leidwesens, nirgends eine Trauer um die Gestalten, von welchen er nur den Nimbus übrig behält. Der Eindruck der unermeßlichen Leere, welche die Abwesenheit Christi im Gedächtniß und der Geschichte der Menschheit zurücklassen würde, kostet ihm keinen Seufzer. Ohne Zorn, ohne Leidenschaft, ohne Haß fährt er ruhig, in geometrischer Weise, in der Lösung seines Problems fort. Soll das beweisen, daß er kein klares Bewußtseyn von seinem Werk habe und, das Gebäude in seinen Fundamenten untergrabend, nicht wisse was er thue? Gewiß nicht. Aber es ist etwas Deutschland Eigenthümliches um diese Art von Fühllosigkeit. Die Gelehrten haben dort eine solche Scheue vor jedem Schein von Declamation, wodurch der Haltung ihres Systems Eintrag geschehen könnte, daß sie gerade in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Was die Rhetorik für uns Franzosen, das sind die Formeln für die Deutschen, eine Liebhaberei, die zur Gewohnheit und endlich natürlich wird. Sie nehmen in ihren Büchern gern die unerbittliche Maske des Fatums auf seinem ehernen Thron an. Bei der Lecture manches Buchs könnte man den Verfasser für eine Seele von Erz halten, unzugänglich allem menschlichen Gefühl. Dieß, muß ich gestehen, war auch meine Vorstellung von H. Strauß selbst, bis ich ihn in der Nähe kennen lernte und an ihm, unter dieser fatalistischen Maske, einen jungen Mann voll Offenheit, Milde, Bescheidenheit fand, eine beinahe mystische Seele, gleichsam schmerzlich berührt von dem veranlaßten Aufsehen und Lärm."

Quinet berichtet nun, wie Strauß im Verlauf seines Werks, „Christo seine Wiege und sein Grab streitig macht, und ihm nichts läßt als das Kreuz, welches aber auch wieder an die eherne Schlange des Moses mahnt." Etwas ausführlicher verbreitet er sich dann über die Leidensgeschichte: „Er geht von dem Satz aus, daß das alte Testament nirgends einen leidenden Messias verkündige. Der ganz von der Gegenwart ihres geliebten Meisters erfüllte Geist der Apostel sah ihn in Flammenzügen unter jedem der Sinnbilder und Typen der Bibel; natürlich und unwiderstehlich wandten sie auf ihn alle Worte an, welche man anders als im buchstäblichen Sinn nehmen konnte; sie täuschten sich selbst. In Kraft einer ähnlichen Täuschung beredete man sich hinterdrein, Christus habe seinen Tod, seine Auferstehung, seine Wiedererscheinung vorher verkündigen müssen. Daher die ihm von den Evangelisten zugeschriebenen Prophezeyungen. Die Scene auf dem Oelberg, der Blutschweiß, die Marter und Todesangst am Kreuze, der von dem Engel des Leidens gereichte Kelch — was macht man aus diesem unendlichen Schmerz? Ein Plagiat aus den Wehklagen des Jeremias. Jenes tiefe Vorgefühl, welches jedes, auch das geringste Geschöpf im Augenblick des drohenden Todes ergreift, muß Christo fehlen. Die beiden Schächer müssen dem Jesaias gehören; der verlooste Leibrock, die durchbohrten Hände und Füße, der Lanzenstich in die Seite, der Wermuth und Essig, selbst der Durst am Kreuze sind das letzte Wort des sterbenden Jesu wäre Wort für Wort aus dem 69sten und 22sten Psalm hergenommen, welche Dr. Strauß für Alles was zum Leiden gehört, als classisch annimmt. Dann bemerkt er, daß nur einer der Evangelisten die Anwesenheit der Mutter Jesu unter dem Kreuz erwähnt, und daß dieser Umstand, wenn er wahr wäre, von den andern nicht könnte übergangen worden seyn. Hier, gestehe ich, kann ich es nicht ertragen und nicht begreifen, daß der Verfasser mitten unter diesen Scenen inne hält, um über den Bericht des Johannes von der Leidensgeschichte zu sagen: die Exposition der Scenerie macht der sinnreichen und lebendigen Darstellungsweise des Berichterstatters Ehre. — Glaubt man nicht bei diesem Wort das Gespenst Voltaire's sich aufrichten und applaudiren zu sehen, oder vielmehr würde nicht eine solche Grausamkeit selbst ihn überrascht haben? Wie dem sey, die Kaltblütigkeit des Verfassers verläugnet sich ebenso wenig in den folgenden Scenen. Gewiß nur ein deutscher Gelehrter kann mit dieser Empfindungslosigkeit, wo die moderne Ironie und der Ysop Golgatha's unauflöslich vermischt sind, untersuchen: ob Judas, wie ein Theologe behauptet hat, ein redlicher und verkannter Mensch gewesen; ob Christo die Hände und die Füße durchbohrt worden; wie oft er gedürstet; wie viel Stunden er am Kreuz gehangen; ob aus der frischen Wunde Blut und Wasser fließen können; an welchem Ort, vorausgesetzt daß Jesus nach langer Ohnmacht aus dem Grabe erstanden, der dem Tode nahe Gott eine Zuflucht gefunden u. s. w. Dieser Theil des Werks hat die anwidernde Genauigkeit einer gerichtlichen Instruction. Hier scheint Strauß von seinem mythischen System abzugehen, und einer feindlichen Schule ein Zugeständniß zu machen, wenn er zugibt, daß die Idee der Auferstehung zum Ausgangspunkt eine Vision der Jünger gehabt habe, ähnlich der des Paulus auf dem Weg nach Damaskus; diese Idee aber, glaubt er, habe sich vollständig nur in Galiläa entwickeln können, fern vom Grab und den sterblichen Resten Christi. Die Himmelfahrt erinnert ihn an die Henochs, die Flammenpferde des Elias, die Apotheose des Hercules u. s. w.... Dieß das Buch in seinen Elementen und seiner entsetzlichen Nacktheit; sollte ich diese Analyse noch einmal anfangen, ich hätte nicht das Herz dazu, sie wieder zu vollenden."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Blanca-Fall.

(Schluß.)

Vierzehn Tage darnach traten aus der Burgcapelle die beiden glücklichen Gatten, gefolgt von Don Alfonso, Don Rogerio und vielen anderen edlen caſtilianiſchen Herren. Bei dem glänzenden Hochzeitmahle wurde ſelbſt der ſonſt ſo finſtere Caſtellan von Almodovar heiter und aufgeräumt, brachte Geſundheiten aus, und ſchonte weder Wein noch Witzworte. Nach dem Mahle bereiteten ſich Alle zu einer großen Jagd, womit ſie der Schießherr zu erluſtigen gedachte.

Wohl trübte ſich der Himmel, ein immer dichter werdender Nebel ſenkte ſich von den Bergen nieder, und es ließ ſich vorausſehen, daß bei ſo naßkalter Witterung die Jagd nicht eben ſehr ergötzlich ausfallen durfte. Trotz dem Allem zog man aus; der Wein hatte die Köpfe erhitzt, und man warf ſich mit deſto größerem Eifer auf die Verfolgung des Wildes durch die dichten Fichtenwälder von Almodovar.

Unter denen, die zuletzt ſich zum Auszuge anſchickten, waren auch die Neuvermählten; Rogerio hielt ſie zurück; „Meine Kinder," ſagte er zu ihnen, entfernt euch nicht einen Augenblick von dem Jagdgefolge, der Himmel iſt trübe, — der Nebel dicht, — es könnte euch leicht ein Unglück zuſtoßen!" — Da mahnten ungeduldige Rufe zum Aufbruch, unter denen die Stimme Don Alfonſo's durchdrang. Die Hieſhörner tönten von allen Seiten, die Rüden gaben aus, das Hurrah der Jäger wurde von den wiederhallenden Felſen noch vermehrfacht, die Aeſte krachten von dem aufgeſcheuchten, durchbrechenden Hochwild, und der Jagdlärm tobte und toſete immer toller durch Berg und Thal.

Nach einigen Stunden der Jagdluſt hielt Don Enrique an, und, uneingedenk der Mahnworte des Vaters, entfernte er ſich mit Blanca immer mehr von ſeinem Jagdgefolge, indem er den Weg nach dem Buſche einſchlug, wo ihn einſt Blanca's Pfeil traf. Dieſe folgte ihm nur mit Widerſtreben; wie von böſer Ahnung ergriffen, wollte ſie den Ort vermeiden, der ſo ſchmerzliche Erinnerungen in ihr weckte, und bat ihren Gemahl, die Richtung nach dem Bergſtrom einzuſchlagen. Enrique gab ihren Bitten nach, und, in ſüßem Koſen verloren, gelangten ſie zu der Stelle, wo der Strom mit Gebraus ſich von der Höhe herabſtürzt. Aber Blanca, von einer ihr ſonſt ganz unbekannten Angſt erfüllt, drang immer mehr in ihren Gatten, zu dem Gefolge zurückzukehren, mahnte ihn an die warnenden Worte ihres Vaters, an Alfonſo's unheilbrütende Blicke, und wie er ihnen faſt nie von der Seite gekommen ſey; umſonſt ſuchte Enrique ihr Muth einzuſprechen, umſonſt ſtellte er ihr vor, daß ſie bei ihm, unter ſeinem Schutze ſicher ſey, daß ſie von Alfonſo nichts zu fürchten hätten, der ſein Ritterwort gegeben habe, ihr Glück nicht zu ſtören; die ſonſt ſo unerſchrockene Blanca ließ ſich nicht beruhigen, und da überdieß der Nebel ſich in Regen aufzulöſen und es zu nachten begann, ſo gab Enrique endlich nach, und eben wollte er umkehren, als plötzlich Alfonſo ihnen in den Weg trat. „Euch komme ich zu ſuchen, eure Abweſenheit hat uns beſorgt gemacht; ihr werdet noch Zeit genug haben, allein beiſammen zu ſeyn;" fügte er mit höhniſchem Lächeln hinzu. Blanca erbebte. Sie ſtanden am Ufer des toſenden Bergſtroms. Da näherte ſich Alfonſo noch mehr ſeinem Freunde. „Heute iſt Sanct Laurenzen-Tag. — Das iſt ja dein Geburtstag, Enrique, haſt du dich deſſen erinnert?"

„Wie ſollte ich nicht!"

„Ja heute iſt der Tag, an dem du wieder ein Jahr deines Lebens vollendeſt. — Wie ſehr haſt du das meine in dieſer letzten Zeit durch Lug und Trug vergiftet! — Du haſt mich um das Glück meines Lebens betrogen! — Doppelzüngiger, ich glaube an keines Menſchen Treue mehr, ſeit du mich verrathen! — Du ſelbſt haſt durch deine Falſchheit mich meines Wortes entbunden. Du haſt den ehrlichen Kampf liſtig zu vermeiden geſucht; haſt, Bruderliebe heucheind, nicht mein Blut, aber mein Verderben gewollt. Ja, du ſelbſt haſt das fichrere Mittei zu meinem, aber auch zu deinem und ihrem Verderben erdacht! — Du haſt durch dein Früherkommen mir den irdiſchen Himmel entriſſen, ſo fahr' denn auch zuerſt zur ewigen Verdammniß!" — Bei dieſen Worten war Don Alfonſo außer ſich vor Wuth gekommen, und drang mit gezücktem Dolche auf Don Enrique ein; — in dem Augenblick aber, als er den tödtenden Stoß führen wollte, fühlt er ſich von einem Pfeile durchbohrt; er ſtürzt, gleitet auf dem naſſen abhängigen Raſen zu Enrique's Füßen, die er mit der letzten Kraft umklammert, und reißt ihn und Blanca, die ihn feſt umſchlungen hält, mit ſich fort in die brauſenden Fluthen des Bergſtroms. — Der wurde Blanca's Brautbett.

Rogerio aber war es, der den Pfeil abgeſchoſſen hatte.

Noch jetzt, verſichern die Landleute der Umgegend, ſieht man am Sanct Laurenzen-Tage in den erſten Minuten jeder Stunde des Tages mitten im Stromfall die Geſtalt eines Weibes, weißgekleidet, mit aufgelöstem, ſchwarzem Haupthaar. In den Nachtſtunden aber iſt nicht nur dieſe Geſtalt viel ſichtbarer, ſondern man hört auch ganz deutlich klägliches Rufen und Angſtgeſchrei, wie von Ertrinkenden, die um Hülfe flehen. Daher wagt es Niemand, ohne ſich zuvor bekreuzet und ſeinem Schutzheiligen empfohlen zu haben, ſich dem Falle des Bergſtroms zu nähern, der ſeit jener Zeit den Namen des Blanca-Falls (El Torrente de Blanca) führt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Die Bewohner von Podolien und Wolhynien.

Die Polen.

Unter dem Namen Polen versteht man hier eine kleine Anzahl Russen, die ihren Glauben, ihre Sitten, und die Sprache ihrer Voreltern zur Zeit der Bedrückung des Landes durch Polen und besonders zu der Zeit, als der römische Hof seine Macht hier auszubreiten suchte, gewechselt haben. Vergebens sagen sie sich los von dem Namen ihres Vaterlandes, hier zeugt Alles von dem russischen Namen: die Landgebiete, die Städte, die Denkmale und der Umstand, daß die Mehrzahl des Volkes dem griechisch-russischen Glauben angehört; selbst die Bewohner Galiziens, obwohl seit langer Zeit durch ihr politisches Schicksal unter fremde Abhängigkeit gestellt, erinnern sich, daß sie Glieder der großen russischen Familie sind.

Die Sprache der Litthauer und Letten beweist, daß auch diese nichts Anderes waren, als Slawäno-Russen oder unsere alten Kriwitschen, mit Gothen und Finnen gemischt; in der eigentlich litthauischen Sprache sind nach Wittson zwei Drittheile der Wörter slavisch, im Lettischen die Hälfte, und im Preußisch-Litthauischen ein Drittheil. Die litthauischen Völker waren Rußland tributbar vom eilften bis in die zweite Hälfte des zwölften, ja bis ins dreizehnte Jahrhundert; der Tribut, den sie zahlten, bestand aus Fellen, Lindenbast und Badebesen. *) Im Anfang des 13ten Jahrhunderts benützten sie die innern Streitigkeiten der russischen Fürsten und den Einfall der Mongolen in Rußland, und es gelang ihnen nicht nur sich selbst loszumachen, sondern sie fingen auch an, alle übrigen westlichen Provinzen abzureißen. Erdiwill eroberte im J. 1217 im Kriege mit den Russen Brzesc (russ. Brest), Grodno, Drohiczyn und nahm den Titel eines Fürsten von Nowgrad an. Gedimin vereinigte mit seinen Besitzungen das Fürstenthum Pinsk, die Landschaft Witebsk und das ganze jetzige Weißrußland, und nannte sich Großfürst von Litthauen und Rußland. Wolhynien, Podolien, die Länder am Dniepr und das ganze alte Land der Wiätitschen (das jetzige Gouvernement Orel mit einem Theile von Kaluga und Tula) wurden gleichfalls von den Litthauern erobert, und Gallizien nebst Lodomerien unterwarfen sich Polen. In allen diesen Ländern herrschte einige Jahrhunderte lang keine andere christliche Kirche, als die griechisch-russische. Die Strahlen des Christenthums drangen selbst bis nach Litthauen, und glänzten sogar einige Zeit auf dem Throne der Großfürsten dieses Landes. Der berühmte Olgerd gehörte zum griechisch-russischen Glaubensbekenntniß, und starb im J. 1377 auf Zureden seiner Gemahlin Juliana und des Archimandriten des Höhlenklosters, David, als Anachoret, nachdem er in der Taufe den Namen Alexander und dann den Mönchsnamen Alexei angenommen hatte, um seinen frühern Abfall vom christlichen Glauben gut zu machen.

Die römischen Päpste konnten die Ausbreitung des Glaubensbekenntnisses der orientalischen Kirche, die unter der Jurisdiction ihrer persönlichen Rivalen, der Patriarchen von Konstantinopel, stand, nicht ruhig mit ansehen. Nachdem sie den ganzen Westen ihrer Herrschaft unterworfen, bemühten sie sich, ihre Verordnungen auch nach Gallizien, nach Kiew und bis ins Herz Rußlands geltend zu machen, um die Hauptveste der griechisch-russischen Kirche wankend zu machen und zu zerstören. Schon im J. 1204 schickte Papst Innocenz III einen Gesandten an Roman Mstislawitsch, Fürsten von Gallizien, der damals durch seine Siege über die Ugren und Lächen zu einigem Ruhme gelangt war. Der Papst versprach ihm einige polnische Städte hinzuzufügen, und ihm den Titel eines russischen Königs zu geben, wenn er den lateinischen Glauben annehmen wolle. Der Gesandte fügte seinen trügerischen Reden an den Fürsten hinzu, daß der Papst zu Rom durch St. Peters Schwert ihn reich, mächtig und berühmt machen könne. Fürst Roman hörte den Gesandten an, zog sein Schwert und sagte: „ist St. Peters Schwert wie dieß? Wenn er ein ähnliches Schwert hat, dann kann er Städte vertheilen, ich brauche sie nicht, so lange ich das meinige am Griff habe.“

Im J. 1247 wandte sich Papst Innocenz IV an den Fürsten von Kiew, Daniel Romanowitsch, mit ähnlichen Vorschlagen,

*) Fasces frondei, quibus in balneis sudorem provocare solebant Hartknoch de re nummaria Prussorum.

Digitized by Google

versprach ihm die polnische Krone und Hülfe von den europäischen Mächten gegen die Tataren, die damals Rußland verheerten. Gelockt durch diese Versprechungen, unterwarf sich Fürst Daniel dem Papst, und schrieb sogar einen Brief an ihn über die Vereinigung der griechisch-russischen Kirche mit der römisch-katholischen; aber diese Vereinigung dauerte nicht lange, denn die Bürger von Kiew wollten sich lieber unter den Trümmern ihrer griechisch-russischen Kirchen begraben, als den Glauben ihrer Väter vertauschen.

Im J. 1252 schickte derselbe Papst Innocenz IV Gesandte an den Großfürsten Alexander Jaroslawitsch, mit dem Zunamen Newski, um ihn zu bewegen, die Oberherrschaft des Papstes über die russische Kirche anzuerkennen. Der Großfürst schrieb als Antwort das Glaubensbekenntniß der griechisch-russischen Kirche und die Satzungen der heiligen Väter der sieben allgemeinen Kirchenversammlungen nieder mit dem Beisatz am Schluß: „Dieß ist unsere Lehre und unsere Weisheit; Anderes nehmen wir nicht an, und Eure Worte hören wir nicht."

Seit der Vereinigung Litthauens und aller von den Litthauern Rußland entrissenen Provinzen mit Polen, entwarf die polnische Regierung einen neuen Plan zur Ausbreitung des katholischen Glaubens, einen Plan, der nicht so entschiedener Art, wie die oben bezeichneten, aber weit sicherer, mit größerer Schlauheit entworfen war, lange geheim gehalten, und nur endlich durch die Zeit ans Licht gezogen wurde. Die Hauptvollzieher desselben waren die Jesuiten. Vor Allem wendete man die Aufmerksamkeit auf die Städte und Städtchen, deren Bevölkerung dem griechisch-russischen Glaubensbekenntniß anhing: die Regierung bemühte sich vorzugsweise Juden und Katholiken daselbst anzusiedeln, damit die erstern durch ihre angeborne Schlauheit den Russen allen Handel und die Gewerbe entziehen, die andern aber diese letztern mehr und mehr von allen städtischen Aemtern verdrängen möchten, welche irgend einen Vortheil gewähren. Selbst russische Adelige durfte man nicht zu solchen öffentlichen Aemtern zulassen, in denen sie sich Reichthum hätten erwerben und mit den vornehmsten polnischen Panen in Verbindung hätten treten können.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Griechenland. III.

(Schluß.)

An derselben Stelle, wo jetzt Kalábryta ist, oder doch ganz in der Nähe, stand vor Alters die Stadt Kynátha, deren Einwohner bekanntlich wegen der Rauhheit, ja Wildheit ihres Charakters berüchtigt waren, und ganz und gar des Sinnes für Musik entbehrten. Diese Gegend ist ade auch eine der unfreundlichsten, die wir in Moreás gesehen haben. Pausanias spricht von einer Quelle bei der Stadt, deren Wasser als Heilmittel gegen den Biß wüthiger Hunde gebraucht wurde. In der That befindet sich auch eine Quelle in einiger Entfernung von Kalábryta; indessen konnte man uns nichts von einer besondern Eigenschaft derselben sagen. Dagegen wurden wir durch das, was uns die Leute von der Schädlichkeit des Schwarzwassers (μαυροπόταμος), wie jetzt der Styx heißt, erzählten, nur noch begieriger, als wir zuvor waren, uns selbst davon zu überzeugen. Am andern Morgen waren wir auf dem Wege dahin. Nach steilem Aufsteigen gelangten wir auf eine Hochebene, in die Region des Winters; denn es lag an verschiedenen Stellen Schnee, und ein kühler Wind wehte uns an. Ungewiß über den Weg, den wir sofort einzuschlagen hätten, waren wir schon im Begriff, in ein enges Thal nach dem Dorfe Solos herabzureiten, als wir zum Glück eine Sicherheitswache antrafen, und auf unser Fragen nach dem Schwarzwasser über den Umweg belehrt wurden, den wir machen mußten, wenn wir uns erst von dem nördlich davon gelegenen Dorfe dahin begeben wollten. Wir schickten deßhalb unsern Agojaten mit den Maulthieren voraus nach Solos, und gingen in Begleitung zweier hübschen Palikaren, die des Weges wohl kundig waren, dem gesuchten Gegenstand unserer Neugierde entgegen. Diese hielt uns aufrecht, so oft wir den unendlichen Schwierigkeiten, von denen wir umringt waren, unterliegen zu müssen fürchteten. Bald mußten wir durch ungeheure Schneemassen, die in tiefen Abgründen aufgehäuft lagen, bald waren steile Felsen, worauf der Fuß glitt, zu erklimmen; je mehr wir uns dem Ziele näherten, desto schwieriger ward das Unternehmen. Schon hatten wir uns bis zu einer halben Stunde Entfernung durchgekämpft: da trat uns noch die jähste Schlucht, durch die ein reißender Gießbach stürzte, hemmend in den Weg. Unser Muth fing an zu sinken. Aber sollten wir nach so vieler Mühe unbefriedigt und gedemüthigt zurückkehren? Es mußte gewagt werden. Das Klettern gelang, wir überwanden die Gefahr, stiegen höher, und staunend standen wir da vor der schroffen, schwarzen Felswand von mächtiger Höhe und vor „dem herabträufelnden Wasser des Styx." Hoch von oben fällt es in seinem Staubregen herab, und fließt mit den vielen Bächen des geschmolzenen Schnees zusammen in die Schlucht. Pausanias erzählt viel von der zerstörenden Kraft des Wassers, und versichert in vollem Ernste, daß es jedem lebenden Wesen den Tod bringe, Gefäße von Glas, Krystall, Thon und andere zersprenge, Metalle zerfresse und allein über den Huf des Rosses keine Gewalt habe. Auch ging die Sage, daß Alexander der Große damit vergiftet worden sey. Wir hatten die Ueberzeugung, daß man dieß Alles erfunden habe, um den Namen Styx desto furchtbarer zu machen, und indem wir mehrere Gläser tranken, fanden wir nur, daß das Wasser äußerst kalt sey. Mit Mühe ließen sich unsere Führer überreden, gleichfalls davon zu kosten.

Solos, wo wir erst Abends eintrafen, ist eine große Dorfschaft. Die Gegend bringt kein Getreide hervor, aber Castanien- und Nußbäume gedeihen in Menge. Den folgenden Tag gelangten wir durch eine lange, oft prächtige Schlucht auf eine bewaldete Höhe, wo uns die großartige Aussicht auf einen beträchtlichen, von hohen Bergen eingeschlossenen See, über denen höhere majestätisch in die Wolken ragten, unvermuthet überraschte, und ganz an die schönen Gebirgsseen unseres Vaterlandes versetzte. Wir wußten freilich nicht, daß das, was

Digitized by Google

unsere freudige Bewunderung erregte, einer Menge von Menschen Unheil gebracht hatte. Durch unsere Führer erfuhren wir, was zu unseren Füßen lag. Es war die große, sonst so blühende Ebene, welche der kleine See von Phoneä, wie er nach dem verdorbenen Namen des über den Ruinen der alten Stadt Pheneos gelegenen Dorfes heißt, unter Wasser gesetzt hatte. Schon in der Vorzeit hatte er bei eingetretener Verstopfung der unterirdischen Abzüge, welche von den Eingebornen Katabothra genannt werden, manchmal Verwüstungen angerichtet. Vor dem Ausbruche des Befreiungskrieges trat er wieder aus, und verschlang seitdem immer zunehmend ein Stück Landes nach dem andern. Endlich nach 14 Jahren, gegen das Ende des vergangenen Decembers, begannen die Gewässer gewaltsam durchzubrechen; es erfolgten Erderschütterungen; die Quelle des Ladon bei Lykuria, zwei Stunden von dem See, blieb eine Zeit lang aus, strömte aber darauf mit großer Heftigkeit ein trübes, wie mit Asche vermischtes, Wasser aus. Seitdem dauert zur großen Freude der Landleute, die darin die Vordedeutung einer glücklichen Zukunft unter der königlichen Herrschaft sehen, der Abfluß, jedoch langsam, fort.

Nachdem wir durch Tannenwälder zu den Hütten des Dorfes herabgeritten waren, und daselbst nicht einmal Brod hatten erhalten können, so waren wir gezwungen, weiter zu reisen. Während wir am Ufer in südwestlicher Richtung fortzogen, bemerkten wir an den Felsen in beträchtlicher Höhe über dem Wasserspiegel einen gelben Streifen, bis zu welchem augenscheinlich das Wasser früher gestiegen war. Vom entgegengesetzten Ufer glänzten am Fuße der Berge einige Ortschaften herüber, und der hohe Kyllene (jetzt Ziria) gewährte einen erhabenen Anblick. Unweit eines Abzuges, dem wir uns freilich nicht nähern konnten, verließen wir den See, erstiegen einen waldigen Gebirgsrücken, und kamen in eine Ebene zu dem Dorfe Lykuria. Dieses bestand schon in alten Zeiten. Hier war die Granze zwischen dem Gebiete von Pheneos und Kleitor, und die Straße, welche beide Städte verband, führte hier durch. Am andern Morgen erreichten wir bald die schon erwähnte merkwürdige Quelle. An dem Fuß eines Felsens sprudelte ein trübes Wasser tobend auf, und floß sogleich als reißender Strom dahin. Weiter unterhalb waren Felder und Wiesen auf beiden Ufern überschwemmt, und der Landmann mußte sich über den bedeutenden Schaden dieses Jahres mit der Hoffnung auf vermehrte Fruchtbarkeit im künftigen trösten.

So großen Reiz es auch hatte, dem Laufe des Ladon zu folgen, so glaubten wir doch unter solchen Umständen den Thalweg nicht einschlagen zu dürfen, und andererseits sehnten wir uns auch nach Erholung von den Anstrengungen und Entbehrungen der Reise. Daher eilten wir nach Nauplia, was noch zwei Tagereisen entfernt war. Unser Weg führte wieder durch mildere Gegenden, so wie wir in die Ebene von Dara eingetreten waren; wir fanden den Feigendaum und die Platane wieder, die uns Schatten, und Hirten, die uns von ihrem Vorrathe gaben. Aber einige Khane ausgenommen, stießen wir auf keine Wohnung bis zu dem Dorfe Kakuri, wo wir das letzte Nachtlager unter freiem Himmel hielten; nur entfernter lag hie und da eine Ortschaft, ein altes Castell oder ein Thurm. Unweit des letzten Khans ließen wir das Dorf Kalpaki an der Stätte des alten Orchomenos links, weiter unten das Dorf Lewidi zur Rechten am Fuße des Gebirges. Von Kakuri, das von seiner Lage in den Bergen, die nördlich die Ebene von Mantineia schließen, seinen Namen hat, wandten wir uns östlich, und schlugen die Straße ein, die auch vor Alters, da die zweite über das Gebirg Artemision noch beschwerlicher war, die gangbarste zwischen Mantineia und Argos gewesen, und noch jetzt Steige heißt, indem statt der alten Bezeichnung Klimar das Wort Skala in Gebrauch gekommen ist, wiewohl von den ehemaligen Stufen nur geringe Spuren getroffen werden. Nachdem wir den ungemein steilen, nackten Berg, worauf diese angelegt waren, im Rücken hatten, ritten wir immer abwärts an dem linken Ufer eines wasserlo en Flußbettes, wahrscheinlich des Inachos, bis sich bei einigen alten Ruinen auf einem Hügel links am Wege die Ebene von Argos öffnete, und seine hohe Burg sichtbar wurde. Und als nun vollends die glänzend weißen Häuser von Nauplia herüberblinkten, ergriff uns ein Gefühl, wie wenn man nach längerer Abwesenheit sich der geliebten Heimath nähert, oder nach stürmischer Seefahrt glücklich in den Hafen einläuft.

Mein weiterer Plan ist nun, in den nächsten Tagen von hier nach Athen zu gehen, und, so Gott will, eine Rundreise im Festlande von Hellas (στερεὰ Ἑλλάς) bis an die türkische Gränze zu machen. Möchte er doch gelingen!

Photogenische Zeichnung,

ein Seitenstück zu Daguerre's Erfindung.

In der Sitzung der Londoner königlichen Gesellschaft vom 31 Januar wurde ein Bericht vorgelesen, wonach die so sehr interessante Erfindung des Hrn. Daguerre fast identisch mit einer Entdeckung ist, die durch Hrn. Fox Talbot schon vor fünf Jahren gemacht und von ihm stets zu vervollkommnen gesucht wurde. Diese Kunst ist, wenn man die Mittel erwägt, die dazu verwendet, die beschränkte Zeit, die erfordert wird — oft genügt ein Augenblick — in ihren Wirkungen wahrhaft magisch. Das flüchtigste der Dinge — ein Schatten — wird festgehalten und dauernd gemacht. Hr. Talbot schlägt für diese neue Kunst den Namen photogenische Zeichnung vor. Eine Person, die ganz unbekannt mit dem Zeichnen ist, wird in den Stand gesetzt, treue Abbildungen von Gegenständen zu erhalten, ja ihre Gegenwart ist nicht einmal dabei nöthig, so daß die Gemälde gefertigt werden, während der Verfertiger sich mit andern Dingen beschäftigt. Zwischen den Verfahrungsarten der HH. Daguerre und Talbot ist ein in die Augen fallender Unterschied, indem jener Metallplatten, dieser dazu besonders hergerichtetes Papier gebraucht. Ein anderer Unterschied scheint darin zu bestehen, daß, wie man sagt, Hr. Daguerre auch bei Mondlicht seine Bilder machen kann, was Hr. Talbot nicht vermag.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon erwähnt, daß ich beim Ausbruch in Neapel gegenwärtig war. Am 1 wurde ich verhindert, mich mehr in die Nähe des

Digitized by Google

Berges zu begeben. Doch als um 2 die Lava zu fließen anfing, verließen wir Neapel gegen 4 Uhr. Auf unserem Wege trafen wir viele Wagen mit Hausgeräth beladen, und von den erschreckten flüchtigen Bewohnern von Torre del Greco und Resina begleitet. Es war schon dunkel, als wir die letztere Stadt erreichten. Die größte Verwirrung herrschte hier, die Straßen waren voll Menschen, und der Marktplatz so angefüllt mit Wagen aus Neapel, daß wir mit unsern eigenen nicht durchkommen konnten. Die sonderbarsten und grotesksten Gestalten stellten sich uns hier dar, beleuchtet von dem düstern Lichte des Vesuvs, und das babyloniſche Gewirre von Sprachen mischte sich seltsam in das dumpfe Murren des Berges. Als wir die Kirche von Pugliano verließen und den gewöhnlichen Weg durch die Weinberge verfolgten, hatte das Feuer und der Rauch des Hauptstromes der Lava ganz das Ansehen eines zweiten Vulcans zu unserer Linken. Der Weg nach der Eremitage war von dieser Seite völlig abgeschnitten. Der Feuerstrom, über eine Viertelmeile breit, hatte die Straße gerade unter der Schlucht, die zum St. Salvatore führt, durchschnitten und floß jetzt (um 6 Uhr) über den steilen Abhang in den Fosso Grande. Doch, wie ich schon gesagt habe, der Lavastrom hatte sich getheilt. Auf unserer rechten Seite gegen Südost machte sich ein anderer, breiterer, doch nicht so tiefer Strom als der, welcher in den Fosso Grande fiel, Bahn gegen die Weinberge zu auf der Seite der großen Durchfahrt nach dem Berge, und fürchterlich würde die Zerstörung in dieser bebauten Gegend gewesen seyn. Glücklicherweise war die alte Lava ein Hinderniß dagegen, die größere Macht der Fluth ging in den Fosso Grande, wo sie leichteren Zugang fand und nicht so zerstörend wirken konnte. Wir kletterten über das Vorgebirge, das beide Ströme gebildet, bis zum Punkt, wo sie sich trennten, und während wir einige Minuten dort verweilten, sahen wir einen vierten Strom fließenden Feuers aus dem Krater hervorquellen und eilig seine Gefährten in der Ebene einholen. Während dieser Zeit dauerte das Auswerfen des Berges ununterbrochen fort, und, wie wir es berechneten und später mit andern Annahmen übereinstimmend fanden, die ungeheuren Massen der Steine wurden fast doppelt so hoch in die Luft geschleudert, als die Höhe des Berges vom Meer aus beträgt, d. i. gegen 7000' hoch. Da jeder Weg nach der Einsiedelei von dieser Seite geschlossen war, kehrten wir an den Rand des Fosso Grande zurück, und von der Reihe immergrüner Eichen, die auf dem höchsten Punkte des Abhanges nach Süden zu stehen, sahen wir auf die strömende Lava herab und ihre Werke. Ihr Lauf füllte den ganzen Paß mehrere Fuß hoch, und die Streifen bebauten Landes gingen vor ihr in Feuer auf, so wie sie ihnen nahe kam. Als der Mond aufging zwischen dem Somma und dem Vesuv und seine ruhigen Strahlen durch das düstere Licht des vulcaniſchen Feuers warf, hätten wir nur gewünscht, von der lärmenden Menge befreit zu seyn, um den wundervollen Anblick ganz zu genießen. Denn die ganze Seite des Fosso Grande war gedrängt voll Menschen. So eilten wir nach Neapel zurück, und erreichten unsere Wohnung in der Chiaja gegen 10 Uhr, nahmen unser Mittagsmahl ein und gingen dann auf den Ball in der Academia reale. Abwechslung erfreut.

Nach dem Ball hielten wir eine lange Berathung, ob wir gleich wieder nach dem Vesuv gehen oder erst der Ruhe pflegen sollten. Wir wählten das erstere, und machten uns 5½ Uhr des Morgens zu Fuß auf den Weg. Glücklich genug trafen wir auf der Piazza St. Ferdinando eine Carretella, die uns ohne Zögerung bis an die Thore von Resina brachte. Von dort nahmen wir auf Nebenstraßen hinter Pugliano unsern Weg durch Weingärten und Fußsteige, die mir wohl bekannt waren, gerade nach der Mündung des Fosse Grande. Auf unserem Wege bemerkten wir eine Verschiedenheit in den Tönen, welche der Berg hören ließ, die wir vorher nicht wahrgenommen hatten. Es schien zu donnern, und so fanden wir es auch. Denn als wir den untern Theil der Feuersäule des Kraters völlig übersehen konnten, der bisher durch die dazwischenliegenden Hügel uns verdeckt war, sahen wir heftige Blitze, durch den Ausbruch selbst erzeugt, mitten in dem trüben Feuer und den Wolken von schwarzem Rauch. Mit Hülfe des hellen Mondlichtes und ein wenig Localkenntniß erreichten wir Fosso Grande, die Spitze des Lavastromes war 500 Schritte von seiner Mündung; doch wenn auch immer noch in Bewegung, so war diese doch äußerst langsam. Hier sahen wir eine kleine Gruppe von 10 bis 12 Personen, die mit Thränen und Seufzern den Fortschritt der Verwüstung und den Ruin ihres Eigenthums beobachteten, und mit lauten Gebeten zur Jungfrau und St. Gennaro den fernern Fortschritt hemmen wollten. Nahe bei dem Flecke, wo wir standen, hatte die Mauer der Straße, die in den Paß führt, der Lava einstweilen Stillstand geboten, und innerhalb des so beschützten Eigenthums stand der Besitzer, ein armer Bewohner von Resina, dessen Alles mit Vernichtung bedroht war, beschäftigt, die Kastanienpfähle von den Weinranken zu nehmen, um wenigstens sie zu retten. Auch er murmelte, nicht Verwünschungen über sein Mißgeschick, sondern Gebete zu seinem Schutzheiligen. Und sein Vertrauen trog ihn nicht. Die Lava brach die Mauer nicht nieder. Ueberhaupt wurden am Fosso Grande nur gegen sieben Morgen in Allem verwüstet, freilich meist arme Leute gehörend, die sechzehn Morgen, von denen ich vorher gesprochen bei San Salvatore, gehörten Personen, die den Verlust leichter tragen können.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Eisernes Dampfboot. Am 22 December ließ man zu Glasgow ein eisernes Dampfboot von 145 Fuß Länge und von 25 Fuß Breite vom Stapel. Dasselbe ist für Südamerika bestimmt, ging anfangs nicht über 18 Zoll tief, und wird mit Maschinen und Ladung nur 5 Fuß tief gehen. Dieß Schiff, das ganz besonders für Passagiere bestimmt ist und deren 1000 aufnehmen kann, wird in kurzem nach der Südsee abgehen. (Englische Blätter.)

•

Arsenik im menschlichen Körper. Hr. Orfila hat in einem von der Academie de Médecine vorgelesenen Memoire angekündigt, daß vermittelst eines neuen Verfahrens der analytischen Chemie jetzt im Fall einer Vergiftung die allerkleinsten Quantitäten Arsenik erkannt werden können. (Echo du Monde Savant vom 9 Februar.)

•

Fossile Affenknochen. Hr. Marcel de Serres hat, ohne seine Quelle zu nennen, angezeigt, daß der dänische Naturforscher Lund kürzlich in einer Knochenhöhle in Brasilien die Reste einer untergegangenen Affenart gefunden habe. (ibid.)

•

Negereinfuhr in Brasilien. Nach dem Standard sollen im vorigen Jahre nicht weniger als 52,000 eingeführt worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortliche Redacteure Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1839.

Ueber die Verbindung zu Land zwischen Angola und Mozambique oder der Ostküste von Afrika.

Verschiedene Schriftsteller und Geographen, welche über die portugiesischen Besitzungen in Afrika geschrieben, wozu besonders Malte-Brun und Bory de Saint-Vincent gehören, haben die irrige Meinung verbreitet, als sey die Communication zwischen der West- und Ostküste sehr leicht und sogar frequent durch die Portugiesen unterhalten. Dieses zu berichtigen sey nun der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes, welchen auch schon der portugiesische Geschichtschreiber Jozé Accursio das Neves in seinem Werke Consideraçoes Politicas e Commerciaes sobre os descobrimentos e possessoes dos Portuguezes 'na Africa e na Asia, Lisboa 1830, besonders behandelt hat, und woraus wir die Hauptsachen entlehnen: „Den ersten Versuch eine Communication zwischen den beiden Küsten zu eröffnen, machte der Gouverneur von Angola, D. Manoel Pereira Forjás, ums Jahr 1606. Balthasar Pereira de Aragao, ein furchtloser, kühner Militär, wurde mit dieser Expedition beauftragt; allein schon auf dem Marsche begriffen, sah er sich genöthigt, umzukehren, um dem Fort von Cambambe zu Hülfe zu kommen, welches von aufrührerischen Negern belagert wurde. — Darauf machte einen zweiten Versuch der Gouverneur D. Francisco Innocencio de Sousa Coutinho, allein ohne Erfolg, worauf dessen Enkel, D. Rodrigo de Sousa Coutinho (Graf Linhares), als derselbe in das Marineministerium trat (im Anfange dieses Jahrhunderts), sogleich die Befehle ertheilte, einen dritten Versuch zu machen, und seine Ausführung wurde dem Mathematiker Francisco Jozé de Lacerda Almeida übertragen, der zugleich auch zum Gouverneur am Rio de Sena (Ostküste) ernannt wurde, von wo aus die Expedition ausgehen sollte. Lacerda reiste von Lissabon ab, mit allen nöthigen mathematischen Instrumenten versehen, und sobald er in seinem Gouvernement ankam, suchte er sich alle möglichen Nachrichten über das Innere des Landes zu verschaffen. (Nachrichten, welche wir wegen so mannichfaltigen Interesses weiterhin besonders mittheilen werden.) Er trat seine Reise nach dem Innern von Afrika mit dem größten Enthusiasmus an, und rückte bis ins Land des Königs Cazembe vor, welches in der Mitte zwischen den beiden Küsten zu liegen scheint, ohne auf Hindernisse zu stoßen; hier aber war seiner Reise ein Ziel gesetzt: er starb an den Folgen klimatischer Einflüsse. Er hinterließ eine Reiseroute, die jetzt aber nirgend mehr aufzufinden; auch soll er eine Art Testament hinterlassen haben, worin er seine Begleiter aufforderte, die Reise fortzusetzen und bis zu ihrer Bestimmung vorzudringen, der sie aber keine Folge leisteten, sondern auf demselben Wege zurückkehrten, auf dem sie gekommen waren. Die nachherigen politischen Ereignisse in Europa verhinderten, daß der Graf Linhares, dieser rege Geist für Schaffung und Entdeckungen, von dem Innern Afrika's abgeleitet wurde. Der Graf Porto Santo, der im Jahre 1806 Gouverneur von Angola wurde, brachte abermals dieses Project zur Sprache, und bediente sich dazu eines gewissen Miliz-Oberstlieutenants, Francis Honorato da Costa, eines praktischen Mannes in Kenntniß des Landes und sonstigen Kenntnissen, der ganz zurückgezogen in dem Präsidium von Pungoandongo wohnte. Dieser wurde nun zum Director des Marktes von Cassange, in dem Bezirke des Herrschers Jaga, ernannt, welches der weitentfernteste Regulus oder Häuptling in nordöstlicher Richtung war, welcher portugiesischer Vasall ist; dieses setzte ihn in den Stand, die Nation der Molinas kennen zu lernen, und sich in Verbindung mit dem Häuptlinge Muata Yambo zu setzen. — Cassange liegt, wie gesagt, nordöstlich von Angola; jenseits Cassange kommt man über einen großen Strom, den man für den Rio Zaire hält, und jenseit dieses Flusses leben die Molinas, wo Muata Yambo regierte. Dieser Herrscher schickte an den Gouverneur von Angola eine Gesandtschaft, die mit großem Ceremoniel empfangen wurde. Durch diese, so wie durch die Kundschafter des Honorato erfuhr man etwas Näheres über das Innere des Landes; besonders auch, daß dieser Stamm mit der Ostküste im Verkehr stehe, was man auch aus den Geschenken schließen konnte, welche die Gesandten überbrachten, und die nur auf jenem Wege zu ihnen gelangt seyn konnten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man auch etwas über den Herrscher von Cazembe, wo Lacerda sein Leben geendigt, und daß dieser König Tributair des Königs Muata Yambo

sey, und daß sein Tribut in Salz bestehe, welches von der Ostküste komme. — Durch diese Nachrichten ermuthigt, schickte derselbe seine Emissäre ab, und während dessen diese nun mit dem Befehl, ohne Aufenthalt bis nach Mozambique vorzudringen, sich auf der Reise befanden, ging sein Gouvernement zu Ende. Er kehrte nach Portugal zurück, ohne je wieder etwas von den abgeschickten Menschen gehört zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Die Bewohner von Wolhynien und Podolien.

Die Polen.

(Schluß.)

Eben so wurden die griechisch-russischen Bischöfe aus dem Reichsrath entfernt, die ihnen und folglich der Geistlichkeit gehörigen Güter kamen unter allerlei geheimen und offenen Vorwänden, oder gar mit Gewalt allmählich in die Hände der Jesuiten und der übrigen Mönchsorden. Die Geistlichen wurden in vollständige Abhängigkeit von den katholischen Gutsbesitzern und ihren jüdischen Pächtern gestellt. Selbst die Bezahlung für den Vollzug priesterlicher Handlungen erhielten sie nur nach den Bestimmungen der erstern, und Lebensmittel konnten sie sich nur von den letztern verschaffen. Sie durften nirgends Branntwein kaufen, als von dem jüdischen Localpächter, und nirgends Getreide mahlen, als in der Bannmühle. Wegen Verletzung dieser Verordnungen durfte der Jude im Vorrathshaus der Geistlichen die Thüre einschlagen, und Mehl und alles Korn herausnehmen.

Ueberhaupt waren alle Einrichtungen und Verordnungen der Polen darauf gerichtet, daß die Russen in äußerster Armuth verbleiben und unaufhörliche Erniedrigungen erfahren sollten, so daß sie kein anderes Mittel zur Verbesserung ihres Zustandes hätten, als den Wechsel ihres Glaubensbekenntnisses. Viele Adelige, namentlich die Ehrgeizigen und Kleinmüthigen, sagten sich zuerst von der griechisch-russischen Kirche los. Durch ihren verderblichen Einfluß und ihr Beispiel zogen sie sämmtliche Diener nach, die sie gewöhnlich unter den Bauern auswählten. Nicht selten wurde zur Belohnung für die Glaubensveränderung Leuten vom niedersten Stande, selbst Bauernknechten, die Adelswürde verliehen. So vermehrte und verbreitete sich in den westlichen Gegenden Rußlands ein besonderer Schlachtitenstand, ohne Verdienste, ohne Bildung und größtentheils ohne Grundeigenthum, ein Stand, der dem Müßiggang ergeben war, aber lange die gleichen Rechte mit dem eigentlichen Adel genoß.

In dem Maße, als der lateinische Glaube unter dem Adel sich ausbreitete, erhoben sich mitten in den griechisch-russischen Dörfern reiche und prächtige katholische Kirchen, die absichtlich neben den ärmlichen, mit Stroh gedeckten russischen Kirchen errichtet wurden, um diese letztern herabzusetzen und das leicht durch äußern Glanz verlockte gemeine Volk zu blenden. Einen nicht minder starken Schlag erhielt die griechisch-russische Kirche durch die Unterwerfung der Bauern vom griechischen Bekenntniß unter die katholische Geistlichkeit, welche dieselbe unter dem Vorwande von Vergabungen und Schuldvergleichungen heraus lockte. Einmal im Dienste katholischer Geistlichen und Mönche, und von diesen bei kirchlichen Processionen verwendet, gewöhnten sie sich, willig oder unwillig, allmählich an die Gebräuche der fremden Kirche. Der Einfluß der katholischen Geistlichkeit erstreckte sich auch auf griechisch-russische Dörfer, wo sie als Gutsbesitzer im Stande waren, sich in die Familienangelegenheiten und in das Wirthschaftswesen einzumischen.

Die Polen bemühten sich durch alle möglichen Mittel, die Russen in Unwissenheit und Rohheit zu erhalten, um desto leichter über sie zu herrschen. Selbst dem russischen Adel und der Geistlichkeit wurden alle Mittel zur Bildung entzogen. Kinder griechisch-russischer Eltern konnten nur in den von Jesuiten und andern Mönchsorden geleiteten Unterrichtsanstalten eine Erziehung erhalten, aber aus diesen Anstalten kehrten sie nach Hause zurück mit verdorbenen Begriffen über ihren eigenen Glauben, mit fremdem Herzen und einer neuen Sprache, denn die russische Sprache wurde aus den Gesellschaften, aus den Städten und aus den Gerichtshöfen verdrängt; alle Decrete, Gesetze und Aktenstücke wurden nur in polnischer Sprache abgefaßt. Das polnische Gesetz über die Ehen zwischen Katholiken und Dissidenten, und die Vorschrift, die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der der Mutter zu erziehen, konnten gleichfalls bei allem günstigen Anschein nur der griechisch-russischen Kirche schaden; die scheindare Duldung konnte nur dem stärkern Theile, und dieß war hier der katholische, zu Gute kommen: die nothwendige Folge war entweder eine Hinneigung zur lateinischen Kirche oder Streit und Unfrieden in der Familie.

Die am Ende des 16ten Jahrhunderts eindringende Union gab den Katholiken neuen Anlaß zur Bedrückung der griechischen Kirche: seit dieser Zeit wurden der griechisch-russischen Geistlichkeit unaufhörlich Kirchen entrissen, manchmal unter dem Vorwand der Union, manchmal unter gar keinem Vorwand und völlig mit Gewalt. Die dieser Geistlichkeit gehörigen Güter wurden von den Jesuiten und andern Mönchsorden an sich genommen. Viele Russen, Geistliche und Laien, welche sich nicht mit dem griechisch-unirten Gottesdienst vereinigen wollten, erlitten einen wahrhaften Märtyrertod.*) Und diese grausamen Maßregeln dauerten trotz der lauten Klagen der griechisch-russischen Landboten auf dem Reichstag in Warschau und trotz der kräftigen Vorstellungen der russischen Kaiser von Peter dem Großen an fort, bis Weißrußland und die südlichen Gouvernements wieder von Polen abgerissen wurden.

*) Hierüber haben sich in dem moskauischen Archiv des Fremdencollegiums officielle Aktenstücke erhalten, die zum Theil auch in Bantysch Kamenski's Geschichte der Union veröffentlicht wurden. Man kann nicht ohne Schauder die Strafen lesen, die von den Katholiken und der griechisch-unirten Geistlichkeit und Schlzächta ausgesonnen wurden. Man riß die Geistlichen vom Altare weg, peitschte sie mit Ruthen, trieb ihnen mit Schwefel gefüllte Spitzen in den Leib und zündete sie an, zerhieb sie mit Säbeln u. s. w. Der polnische Magnat, Fürst Sapieha, wandte sich vergebens an die Bischöfe um Verhinderung dieser Gewaltmaßregeln: man hörte ihn nicht.

Digitized by Google

Die russische Regierung übergab alles Vergangene der Vergessenheit, um aber die herrschende Kirche in Zukunft gegen ähnliche Versuche zu schützen, erließ sie bestimmte und strenge Gesetze gegen Proselytismus, und verbot die Erbauung katholischer Kirchen ohne ihre Erlaubniß. Leider fuhren manche Geistliche und Gutsbesitzer ohne alle Erkenntlichkeit für die Regierung, welche ihnen Freiheit des Gottesdienstes nach ihrer Weise gewährte, und gleichsam absichtlich die Anordnungen derselben übertretend, fort, in die griechisch russischen Dörfer zu dringen, und in ihrer Mitte katholische Kirchen und Capellen einzig zu dem Zwecke zu erbauen, um die griechisch-russischen Bauern zur Union oder geradenwegs zur katholischen Kirche zu bekehren. Nach den russischen Reichsgesetzen liegt in allen Privatdörfern die Vorsorge für die geistlichen Bedürfnisse der Bauern, die Herstellung der Kirchen und die Versorgung mit den nöthigen Geräthschaften den Gutsbesitzern ob, aber auf den Gütern der katholischen Besitzer mit Bauern von griechisch-russischer Confession blieben trotz der Vermittlung und Fürsprache der griechisch-russischen Geistlichkeit diese Verordnungen größtentheils unausgeführt; daher kommt es, daß in Weißrußland und in den südlichen Gouvernements fast allenthalben nur ärmliche, hölzerne, mit Stroh gedeckte Kirchen angetroffen werden, die kaum den dritten Theil der Gemeinde fassen können, während neben ihnen prächtige römisch katholische Kirchen mit einer zahlreichen Geistlichkeit, welche großentheils auf Kosten der griechisch-russischen Bauern erhalten wird, leer stehen.

Trotz allen hier aufgezählten Hindernissen und Gewaltmaaßregeln, die geheim und offen zur Vernichtung der orientalischen Kirche geübt wurden, hat der größte Theil der Einwohner von Weißrußland, Podolien und Wolhynien bis zur Wiederabreißung dieser Provinzen von Polen ihren Glauben in seiner ganzen Reinheit bewahrt, und die auf den Trümmern russischer Tempel erbauten katholischen Kirchen und Klöster haben an vielen Orten noch bis jetzt durchaus nur eine griechisch-russische Bevölkerung um sich her. In Podolien zählt man 1500 russische Kirchen, und nur 180 katholische Kirchen und Capellen, in Wolhynien gleich viel russische und nur 84 katholische.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Schluß.)

Doch wir eilten weiter, um die Einsiedelei noch vor Sonnenaufgang zu erreichen. Dieß geschah auch durch einen ziemlich langweiligen Weg durch die Wälder zwischen Fossa Grande und Fosso Vetrano. Unterwegs trafen wir nur drei Franzosen mit ihren Führern, die Letzten, die von den Höhen zurückkehrten, und uns war es nicht unangenehm, uns allein auf dem Berge zu wissen. Nach einem schnell eingenommenen Frühstück in der Eremitage gingen wir längs dem Rande des Berges weiter, was der immer noch wehende heftige Nordwind möglich machte, indem er Rauch und Steine auf die andere Seite trieb. Unser Plan war — und er gelang uns ganz — um den Berg herumzugehen beim Canale d'Arena im Rücken des Kegels und nach Bosco Reale und Torre dell' Annunziata hinabzusteigen. Doch jetzt sind wir immer noch auf dem Rücken des Berges, nicht weit vom hölzernen Kreuz. Wir standen eine Weile still und blickten zurück: unter uns die ruhige Landschaft, über unsern Köpfen das wüthende Toben, dann wandten wir unsere Augen ab von dem sanften Mondlichte, das auf den Wassern des Golfes ruhte, und auf die rothglühenden Steinpyramiden, die, wie sie aufstiegen, die Gestalt von ungeheuren gothischen Spitzbogen annahmen, und auf die zuckenden Blitze, die in dem ganzen prächtigen Bogen von schwarzem Rauche, der sich jetzt vom Vesuv bis zum Monte St. Angelo erstreckte, hin und wieder leuchteten. Wie wir so standen, erhob sich die Sonnenscheibe, die schon einige Zeit über dem Horizonte stand, aber noch nicht sichtbar für uns gewesen war, langsam über den Rand des Kegels, während ihre Strahlen, von dem lichten Rauch aus den Lavaströmen entzündet, den Gipfel erreichten und eine Glorie im Mittelpunkte des Bogens bildeten. Alles dieß, in Verbindung mit dem Brüllen des Berges und den fortdauernden Donnerschlägen, gab eine Scene, die keine menschliche Sprache darstellen kann. Eben so imposant war es, als wir ins Thal traten, und nach und nach Alles aus dem Gesichte verloren, außer dem Kegel mit seiner Feuersäule und den gegenüberstehenden schroffen Abgründen des Monte Somma. Damals befanden wir uns unmittelbar unter der aufsteigenden Rauchsäule, und bei jeder neuen Explosion konnten wir die Bildung ihrer Gewölbe beobachten, die, trotz des Feuers unter ihnen, schwarz wie Erebus waren, außer wenn sie von den lebhaften Blitzen erleuchtet, während sie von außen gegen Osten glänzend vergoldet wurden durch die Strahlen der Morgensonne. Wie wir weiter kamen, fanden wir viele Fragmente von Lava, welche nach ihrer Hitze erst vor kurzem gefallen seyn konnte. Wir maßen den einen, der nach seiner irregulären Form einen festen Würfel von fünf Kubikfuß würde gebildet haben; ein anderes, dessen Umfang, wie wir ihn umschritten, 24 Schritte betrug, lag noch rauchend im Sande.

Als wir aus dem Paß heraustraten und die östliche Seite des Berges erreichten, kamen wir an den breitesten der drei Lavaströme, die auf der entgegengesetzten Seite von Neapel hinabgeflossen waren. Dieser Strom war genau der Lava gefolgt, welche 1834 die Dörfer zerstörte. Ein anderer Strom, der mehr südlich herabgekommen war, hatte sich etwas unterhalb des Fußes des Kegels mit ihm vereinigt, noch ein anderer weiter hin hatte die Richtung nach Torre dell' Annunziata genommen. Jetzt entfaltete sich die herrliche Brücke von Rauch völlig über unsern Köpfen. Vor dem Aschenregen, der immer nach niederfiel und den Hauptstrom der Lava unsern Blicken entzogen hatte, wußten wir anfangs nicht, ob er wie 1834 an der Seite des Berges herausgebrochen oder über den Rand des Kraters gequollen war. Später fanden wir das letztere. Den letztgenannten Strom verfolgten wir, bis er an den Punkt kam, wo er seine letzten Anstrengungen durch die früheren Lava machte, ungefähr eine Meile von dem Orte, wo die Dörfer verschüttet wurden. Der gegenwärtige Strom hat sich weiter als sein Vorgänger gegen Osten ausgebreitet, doch keinen andern Schaden gemacht, als einige der Zwergeichen zerstört, die diese Seite des Berges zum großen Theil bedecken. Als wir bei ihm und dem andern Strome, der fast schon stand, vorübergegangen waren, stiegen wir den sanften Abhang gegen Bosco Reale hinab, nahmen in dem Ort einen kleinen Imbiß zu uns und setzten unsern Weg nach Torre dell' Annunziata fort. Halbwegs zwischen Bosco und Torre wurde der Aschenregen dichter; am Begräbnißplatze lag die Asche mehr als einen Fuß tief

Digitized by Google

in Toere wenigstens zwei. Der Anblick dieser Stadt war höchst traurig. Die Einwohner kehrten die Asche von ihren Dächern, damit sie nicht von der Last eingedrückt werden möchten, und in den Straßen ließen die so entstehenden Aschenhaufen auf beiden Seiten, selbst in der Hauptstraße, kaum Raum für die Wagen. Obgleich die herabfallenden Steine jetzt kleiner waren als im Anfange des Ausbruchs, so fielen sie doch immer noch in großer Anzahl, und das Ganze gab keine unrichtige Idee vom Schicksale Pompeji's. Wir verschafften uns ein Cureienio, und eilten, so schnell es der Weg erlaubte, der auf dem Berge über der Stadt dick mit Asche bedeckt war, in meine Wohnung nach Resina, wo — Dank sey dem Winde! — nichts gelitten hatte, und nach kurzer Rast nach Neapel, das wir gegen 5 Uhr Nachmittags erreichten.

Ich habe nur wenig nach hinzuzufügen. Weitere Lavaergüsse erfolgten nicht, obgleich der Stein- und Aschenregen in gleicher Stärke bis am Morgen des 4 Januars fortdauerte. An diesem Tage sah man wenig Feuer, doch viel Rauch und Asche. Am 5 und 6 nahm auch dieß ab, und gestern, als Alles ruhig war, wurde der kaum noch glühende Vesuv mit Schnee bedeckt, der Ausbruch erstarb nach und nach. Die äußere Form des Kegels ist fast nicht verändert, innen ist der Krater gegen Süden mit den herabgefallenen Steinen erfüllt. Der Schaden ist unbedeutend, den der Ausbruch verursacht hat, wenn man nicht die Mühe rechnet, die das Wegschaffen der gefallenen Asche machen wird, wo besonders die Bewohner von Castellamare und Torre dell' Annunziata ernstlich betheiligt sind. Gestern ging ich über die Lava unter der Eremitage und werde es auch heute thun, um Ihnen einige Proben davon zu schicken, wie ich auch verspreche, alle ferneren Details Ihnen mitzutheilen, die mir über den letzten Ausbruch zu Ohren kommen. Der Ihrige u. s. w.

Neapel, den 5 Januar.

Ich schreibe Ihnen während eines Ausbruchs des Vesuv, auf den wir schon lange vertröstet waren. Am Morgen des ersten Tages im Jahre fing unser feuriger Nachbar im Ernst an furchtbare Massen schwarzen Rauches auszustoßen, wodurch er uns seinen Willen zu verkündigen geruhte, denn ein leichter Wind von Südwest bedeckte bald das Pflaster mit feiner Asche. Der Ausbruch hielt bis zum Abend des 2 an; die Rauchsäule wurde nach und nach am Tage grauer, doch sobald die Sonne untergegangen, war das Schauspiel wahrhaft erhaben und prächtig. Der glühende Ofen innen wirbelte seine Flammen weit über den Gipfel des Berges empor, und der qualmende rothglühende Rauch schoß zu einer ungeheuren Höhe auf, wenn er sich aufrollte und ausbreitete, große Massen glühender Asche und heißer Steine weit hinstreuend, die jedoch im Allgemeinen und glücklicherweise in oder um den Krater zurückfielen. Ein neuer Krater erschien an dieser Seite, und die Lava quoll hervor und stürzte als ein Feuerstrom den Berg hinab, eingehüllt in weißen Rauch, während die großen Dampfsäulen auf dem Gipfel in allen Farbenstufen vom dunkeln Schwarz zum Lichtgrau strahlten, und die großen Feuersbrünsten eigene Färbung verbreiteten, die man kaum auf die Leinwand übertragen kann. Am Abend des 3 stieg der Rauch noch fortdauernd auf, doch das Feuer schien durch die ausströmende Lava u. s. w. gestillt. Natürlich war alles, was nur kriechen konnte, begierig, die Sache näher zu sehen, und zahllose Menschenmassen eilten zum Berg. Und so wird es Ihnen nicht auffallen, daß auch ich, obgleich noch sehr schwach, mich mit meinem Diener auf Maulthieren den Zügen anschloß. Sie können denken, daß mich der Anblick höchst befriedigte. Das Murren des Berges, das Aufrauschen der ungeheuren Säulen machte bei dem Gefühle der drohenden Gefahr einen tiefen Eindruck. Wir verbrannten uns die Finger und rösteten unsere Gesichter, wie wir es wünschten. Der Ausbruch hört jetzt nach und nach auf, und obgleich das Unglück nicht so groß seyn soll im Vergleiche mit dem von 1834, so soll er doch ein weit schöneres Schauspiel, namentlich für Neapel, dargeboten haben, da die Lava damals von hier aus nicht gesehen werden konnte. Wenige Weinberge sind nun bis jetzt verwüstet worden. Die Straße längs den Ufern der Bucht ist 18 Zoll hoch mit Asche bedeckt, da die Veränderung des Windes nach dem ersten Tage sie nach der See zuführte.

Miscellen.

Einsteher in der französischen Armee. Es ist keine gleichgültige Sache, ob in einer Armee, welche durch die Conscription erhalten wird, die Zahl der Einsteher, Stellvertreter, remplaçans, groß oder klein ist, und es ist immer interessant zu wissen, ob in einem Lande sich viel oder wenige dem persönlichen Kriegsdienst entziehen. Die französischen Blätter theilen hierüber Folgendes mit: Die Altersclasse von 1835, welche im Jahre 1836 formirt wurde, hatte am 1 Januar 1837 6497 Einsteher, als aber von dieser Classe 62,000 Mann zur Armee berufen wurden, stieg die Zahl auf 14,038; hiervon hatten 5158 schon gedient, die andern traten zum erstenmal ins Militär. Die Altersclasse von 1836, von welcher am 1 Januar erst eine kleine Anzahl unter die Waffen gerufen war, hatte bis zum 1 Januar 1838 nur 6957 Einsteher. Im Ganzen beträgt die Zahl der Einsteher unter 266,641 Unteroffizieren und Soldaten nicht weniger als 62,547; oder beinahe den vierten Theil; von diesen waren 14,129 vorher schon Soldaten gewesen.

•

Abdruck von Kupferplatten en Relief. Die russischen Journale zeigen an, daß es dem Prof. Jacobi in Petersburg gelungen ist, die feinsten Züge einer Gravure auf Kupfer en Relief aufs genaueste wiederzugeben, indem er sie auf andere vermittelst eines galvanischen Verfahrens zubereitete Platten überträgt. Der Kaiser hat die nöthigen Fonds zur Vervollkommnung dieser Entdeckung angewiesen.

•

Aupographie. Der bekannte J. Prinsep drückt jetzt Münzen unmittelbar ab, indem er sie mit einer Art Druckerschwärze überzieht und nur die Schrift frei läßt. Er hat seiner Erfindung den obigen Namen gegeben. (Asiatic Journal. Februar.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 22 u. 23** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.** (Schluß.) — **Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.** (Fortsetzung.) — **Miscellen.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ganzjährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht beziehen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 22 u. 23.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 Februar 1839.

Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.

(Schluß.)

Quinet gesteht nun aber offen: „Der Geist irgend eines Werks, sey es ein philosophisches, kritisches oder künstlerisches, läßt sich nie in einigen Zeilen wiedergeben; dazu gehört größere Umsicht, als man sich gewöhnlich vorstellt. Ganz darauf bedacht, die Resultate des Autors in ihrer Nacktheit und Schärfe darzustellen, habe ich die Schattirungen, die Milderungen, die Vorbereitungen vernachlässigen müssen, und ganz besonders auch jene Schaar von Beweisen, welche nirgends fehlen. Wider meinen Willen werde ich mich an die frappantesten Partieen gehalten haben, welche am besten den Geist einer Schule im Allgemeinen bezeichnen, auf die Gefahr hin, einige der eigenthümlichen Züge des Schriftstellers selbst im Dunkel zu lassen. Sein durchdringender Scharfblick in der Welt von Detail, seine aufrichtige Wahrheitsliebe, der Erfolg seiner Erklärungsweise an manchem Ort, der Stoicismus einer wahren, genauen Sprache, die frei vom Jargon der Schulen gerade aufs Ziel losgeht, seine Festigkeit und Unabhängigkeit des Geistes, seine Härte selbst, die ihn wie eine scharfe Nadel ins Innerste der Dinge eindringen macht, während andere weichlich an der Oberfläche bleiben, seine tiefe Gelehrsamkeit — das alles sind Eigenschaften, die kein Mann von Verstand ihm absprechen kann. Er hat sich dem abschreckenden Dienst unterzogen, die frische Wunde unserer Zeit zu sondiren, zu betasten, zu erweitern, mit mehr Eifer, Logik und Unerschrockenheit, als irgend Einer, so daß die Gleichgültigkeit selbst gezittert hat und sich auf ihrem Pfühl schreiend erhob; und wenn man dieß Buch, so trist, so eiskalt, so schneidend, in die Hand nimmt, so muß man das Wort jener Frau wiederholen, womit sie sich erdolchte: „Es schmerzt nicht."

„Mit dem fortdauernden Verlangen, der Wahrheit getreu zu seyn, muß ich auch anerkennen, daß man vom Anfang dieser evangelischen Geschichte und Kritik an sieht, daß das System von vornherein feststeht, daß es nicht eine nothwendige Folge aus den Thatsachen ist, daß im Gegentheil der Verfasser mit dem festen Willen, Alles darauf zurückzuführen, sich vor keinem Hinderniß zurückziehen wird; daß er daher zu einer logischen Intoleranz hingerissen wird, die einer Art von Fanatismus gleicht, und bei mehr Kaltblütigkeit und Reife, an den Vernichtungsgeist eines Dupuis und Volney erinnert. Ich habe sogar ernstlichen Grund zu glauben, daß er, von der ersten Hitze des Streites zurückgekommen, sich gegen die Anerkennung der Gerechtigkeit dieses Urtheils nicht sträuben würde. Ein zweiter Vorwurf, den ich dem Werk zu machen habe, weil die deutsche Kritik ihn nicht genug hervorgehoben hat, ist der, daß die wunderbare Kenntniß und Vertrautheit mit den Büchern das Gefühl für die Wirklichkeit ganz darin zu ersticken scheint. Inmitten dieser absoluten Negation alles Lebens fühlt man sich versucht, sich selbst zu befragen, ob nicht die eigenen persönlichsten Eindrücke, ob nicht der eigene Athem und die eigene Seele vielleicht auch nur die Copie eines aus dem Buch des Verhängnisses verirrten Textes sey, und ob Einem nicht das eigene Daseyn plötzlich könne streitig gemacht werden, als ein Plagiat aus einer unbekannten Geschichte. Sobald dem Verfasser eine Erzählung begegnet, welche aus dem Kreis des Allergewöhnlichsten heraustritt, erklärt er: diese Erzählung enthalte keine historische Wahrheit und könne nur ein Mythus seyn. Heißt das aber nicht die Natur und den Gedanken arm machen, wenn man sie so auf dieß Prokrustesbette legt? Als glaubwürdig gelten lassen nur die Eindrücke, welche zu dem Geist einer Gesellschaft stimmen, die so erstorbenen und matten Herzens ist, wie die heutige: heißt das nicht, das Herz des Menschen seltsam einschränken? Wissen wir denn so gewiß, daß wir in Allem das Maaß des Möglichen sind? O Doctor, wie viele Wunder gehen in den Seelen vor, von welchen die Kenntniß der Bücher uns nichts sagen wird! Der Enthusiasmus, die Liebe und die Revolutionen sind hierin unsere großen Lehrmeister! die wissen Dinge, welche alle Bibliotheken der Welt uns nie lehren können!"

Digitized by Google

Die letzte Ausstellung belegt Quinet mit einem Beispiel: Strauß finde es widersprechend, daß die Jünger Jesu, ohne ihn vorher zu kennen, so plötzlich gefolgt, und dann bald nachher doch wieder Zweifel an ihm gehegt haben; aber „wer sieht nicht einerseits die Jesu inwohnende Würde, die Macht seiner Züge, seiner Stimme, seiner Gebärden, seines geheimnißvollen Worts, und andrerseits die Fischer, ergriffen von diesem Wort, hingerissen, überwältigt, bezaubert von dieser unter ihnen erscheinenden Größe? Ergreift denn nicht ebenso der Enthusiasmus die Gemüther, und geben sich nicht so die Menschen den Menschen hin? Wer kennt nicht Beispiele dieser Art, nicht nur im öffentlichen, sondern auch im Privatleben, selbst in den bescheidensten Sphären, welches selten vorübergeht, ohne Einen Tag, Eine Stunde erleuchtet zu werden durch eine jener wunderbaren innern Erleuchtungen? Und die Wunder der Freundschaft, des Heldenmuths — werden sie durch die Erfahrung und durch Hinzögern gewirkt? Die Jünger zweifelten im nächsten Augenblick, wendet man ein. Ein neuer Beweis, daß man hier Wahrheit, Realität, Geschichte hat. Was ist natürlicher, als die Ermattung nach der Spannung des Enthusiasmus? Das sind Züge, welche keine poetische Tradition, keine Mythologie erfindet. Das sind Menschen, keine Mythen. — Ein zweites Beispiel ist die Versuchungsgeschichte; er beweist, daß diese Erzählung keine Vision, kein Traum, keine Parabel seyn könne; daß es nothwendig eine der Erzählungen vom Fasten des Moses und des Elias in der Wüste nachgebildete Mythe seyn müsse. Aber an seiner Analyse, so vollständig sie scheinen mag, fehlt meines Erachtens etwas sehr Wichtiges: eine tiefer gehende Untersuchung des innern Lebens Christi. Er hat so eben die Taufe empfangen. Er tritt zum erstenmal mit seiner Sendung hervor. Im Augenblick, wo er sich völlig zu offenbaren im Begriff ist, sammelt er sich in der Wüste. Wer kann die Angst, die Kämpfe sich denken, die innern Feinde, welche in der Einsamkeit den neuen, mit dem unbekannten Engel ringenden Jakob angegriffen haben? Wer weiß, ob nicht eh' er der ganzen Sichtbarkeit den Krieg erklärte, eh' er die Menschheit in die Zukunft schleuderte, wie eine Welt in eine neue Bahn, der Offenbarer geschwankt hat in seinem Herzen, ob nicht die ganze Vergangenheit sich drohend vor ihm aufgerichtet, ob nicht die stumme Welt, in ihren entlehnten Glanz gehüllt, ihm mit tausend Stimmen zugerufen hat, er solle sich niederwerfen und sie anbeten, statt sie zu bekämpfen; ob seine Gedanken ihn nicht fortgetragen haben auf ihren Flügeln zur Zinne des Tempels und zum Gipfel des Bergs; ob er nicht von da einerseits die weltlichen Reiche mit ihren knieenden, unterwürfigen Völkern, andrerseits das unermeßliche Reich der Gedanken mit dem ewigen Leiden und dem Kreuz statt des Scepters über Juda schaute? Wer weiß, ob er nicht in jenem Augenblick schon ahnte den Blutschweiß von Gethsemane, und ob er auf diesem Gipfel der Schmerzen nicht schon damals beim Anblick der gegen ihn empörten Erde gerufen: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und nun wenn der Zweifel ihm nahen konnte, so war gewiß dieß der schwarze Satan auf dem Thron der Finsterniß. Dann wäre diese Geschichte doch nicht so eingebildet, als man behauptet. Im Gegentheil, sie berührte das Innerste, das heißt das Realste, im Leben Jesu."

„Ich bedaure übrigens, daß der Verfasser, der sich doch in der Literatur der Rabbinen und des Talmud vergraben hat, nicht öfters sich Raths erholt bei den neuern Reisen, welche das Leben im Orient schildern. Ich bin überzeugt, er hätte in dem Schauspiel, welches die Völker des Morgenlandes gewähren, manche Züge gefunden, welche Licht auf seinen Gegenstand geworfen hätten. Ja noch mehr, er hätte dadurch gewiß seine, offenbar allzubeharrliche Tendenz, alles auf Abstractionen zurückzuführen, ermäßigt. Hätte er sich etwas mehr jenen Ufern der Apostel genähert, die Scenen des galiläischen Sees, Christus eingeschlafen im Sturme, die durch sein Wort gestillten Fluthen, — das Alles wäre ihm, glaube ich, dann nicht mehr als körperlose Fiction, als gelehrte Nachbildung des Uebergangs durch das rothe Meer, oder als Bild der auf einem stürmischen Meer schiffenden Tugend erschienen. Sey es mir, trotz der Verachtung der Theologie und Philosophie gegen alle Beobachtungen, die nicht aus einem alten Buch geschöpft sind, erlaubt, hier unter tausend eine der Thatsachen anzuführen, wovon ich selbst Zeuge war? Es war mit Anbruch der Nacht an der Küste von Malta. Ich befand mich mit vier Matrosen von Ipsara in einem Boot ohne Segel und fern von jedem Unterkunftsorte, denn kurz zuvor hatte man uns von der Insel zurückgewiesen. Der Wind ging sehr stark, die Nacht war sehr dunkel, die Ruderer hatten, außer Fassung, ihre Ruder verlassen; wir waren nahe an der Verzweiflung. In diesem Augenblick erhob sich plötzlich der Capitän, welcher das kleine Ruder führte. Es war einer der kühnsten Genossen von Kanaris. Wie inspirirt von der Gefahr flüsterte er geheimnißvoll über das Wasser hin und rief, mit dem Finger auf die sich dahin wälzenden Wogen deutend: „Seht Kinder, die Dämonen, seht, wie sie fliehen!" Die Ruderer schauten sich erstaunt um; dann fingen sie wieder an gegen den Sturm zu kämpfen. Eine Weile darauf ward das Schiff, das wir verfolgten, in unserer Nähe in der Dunkelheit sichtbar, wie eine Erscheinung. Wir waren gerettet. Ist nicht klar, daß, von dem Winkel einer Bibliothek aus, nichts leichter wäre, als diese Erzählung in einen, der Apostelgeschichte entlehnten Mythus umzudeuten?" — — —

Nach einigen nur angeregten, nicht erörterten Fragen, besonders die Mythenbildung und ihre Bedingungen betreffend, kommt Quinet wieder auf einen, übrigens von deutschen Theologen auch vielfach geltend gemachten Satz: „Was Jedem, der sich auf genauere Prüfung einläßt, sich aufdrängen muß, ist, daß vom Gesichtspunkt des Verfassers aus das Christenthum eine Wirkung ohne Ursache wäre. Wie sollte diese ganz geplünderte Gestalt Christi, dieser Schatten, von dem keine ein Urtheil zulassende Spur übrig blieb, diese in der Tradition herumirrende Larve alle folgenden Zeiten beherrscht haben? Ich sehe die ganze moralische Welt erschüttert, aber der ihr den Anstoß gegeben haben sollte, fehlt. Wenn es im neuen Testament kein neues Princip gibt, woher denn entsprang das neue Leben? Was in der That die persönliche Größe Christi beweist, ist nicht sowohl das Evangelium, als die Bewegung und der Geist

Digitized by Google

der Zeiten nach ihm. Wüßte ich auch nichts von der Schrift, und wäre selbst der Namen Jesu von der Erde verschwunden, immerhin müßte ich doch einen allgewaltigen neuen Anstoß um die Zeit der römischen Kaiser annehmen. Wenn Strauß sagt: Wir betrachten die Erfindung der Seeuhr und der Dampfschiffe als etwas Wichtigeres denn die Heilung einiger Kranken in Galiläa, so ist klar, daß er sich selbst mit seinem Räsonnement täuscht; denn er weiß am Ende so gut wie ich, daß das Wunder des Christenthums nicht in diesen Heilungen besteht, sondern in dem Wunder, daß die Menschheit auf ihrem Siechbett dalag, aber vom Leiden, der Sklaverei, vom Aussatz der Kasten, von der Verblendung der heidnischen Sinnlichkeit geheilt wird und plötzlich aufsteht und fern vom Boden der alten Welt wandelt. Er weiß, daß das Wunder nicht bloß in der Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit zu Cana, sondern in der Umwandlung der Welt durch einen einzigen Gedanken, vielmehr in der plötzlichen Verklärung des alten Gesetzes besteht. Das sind die Wunder, die man mit dem Astrolabium und der Magnetnadel vergleichen mußte."

„Wie! die unvergleichliche Originalität Christi wäre nur eine beständige Nachahmung der Vergangenheit, und die neueste Person der Geschichte hätte immerdar nichts Anderes zu thun gehabt, als sich nach dem Muster der alten Propheten zu gestalten oder zu agiren? Mag man immer einwerfen, daß die Evangelisten einander häufig widersprechen, am Ende muß man doch einräumen, daß diese Widersprüche nur Nebenumstände betreffen, und daß diese Schriftsteller hinsichtlich des Charakters Jesu selbst durchaus zusammenstimmen." Dieß führt Quinet weiter aus, und dann kommt er auf den unterscheidenden Charakter des Christenthums zu sprechen.

„Wenn etwas das Christenthum von den vorangegangenen Religionen unterscheidet, so ist es dieß: daß es die Apotheose nicht mehr der Natur überhaupt, sondern der Persönlichkeit selbst ist. Das ist sein Charakter in seinem Anfang und seinem Ende, in seinen Monumenten und in seinen Dogmen. Wie könnte dieser Charakter nun seiner Geschichte fehlen, die geistige Herrschaft einer Seele, die sich größer fühlt als die ganze Sichtbarkeit, das ist das ewige Wunder des Evangeliums. Und dieß Wunder ist keine Einbildung, keine Allegorie — es ist eine Wirklichkeit. Hier stoße ich auf ein seltsames Räsonnement; man sagt: der erste Punkt einer Reihe kann nicht größer seyn als der Schlußpunkt, dieß liefe allen Entwicklungsgesetzen zuwider; und daraus folgert man, daß Christus, der Erste in der Progression der christlichen Ideen, nothwendig habe zurückbleiben müssen hinter den Gedanken und Typen der folgenden Generationen. — Seit wann aber ist die Inspiration im Gebiet der Schönheit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit eine arithmetische oder geometrische Progression? Man sieht, daß es sich nicht mehr allein um Christus handelt, sondern um das Princip aller Persönlichkeit, und daß es darauf hinausläuft, das Leben selbst zu läugnen. Ich meinestheils bleibe der Ueberzeugung, daß die Person Christi dergestalt ein wesentlicher Bestandtheil des Gebaudes der Geschichte seit achtzehn Jahehundereten ist, daß, wenn man sie wegschneidet, man aus dem gleichen Grund und mit gleichem Recht jede andere auch läugnen muß; und als unabweisliche Folge muß man eine Menschheit ohne Völker, oder vielmehr Völker ohne Individuen setzen; Generationen von Ideen ohne Gestalten, welche sterben, und wieder geboren werden und wieder sterben am Fuß des unsichtbaren Kreuzes, wo ewig der unpersönliche Christus des Pantheismus schwebt." — —

„Das Individuum plündern, um die Gattung zu bereichern, den Menschen verkleinern, um die Menschheit zu vergrößern, das ist das Streben der Zeit. Man setzt auf Rechnung Aller, was man von sich nicht zu sagen wagte. Die Eigenliebe wird zu gleicher Zeit erniedrigt und vergöttert. Jene Idee hat eine gewisse titanenhafte Größe, die uns alle bezaubert. Ist aber diese Größe eine wirkliche, und täuschen wir nicht einander auf die sonderbarste Weise? Das ist die Frage. Wenn das Individuum selbst nicht der Gerechte, der Heilige im eigentlichen Sinn seyn kann, wenn es unfähig ist, sich zum Ideal der Tugend, der Schönheit, der Liebe, der Freiheit zu erheben — was heißt dieß? Und wie sollen diese Attribute der Gattung zugesprochen werden können? Sagt mir, wie viel Menschen dazu gehören, die Menschheit auszumachen? Werden zwei, drei Individuen das Ideal erreichen? Wenn das zu wenig ist, werden dreitausend, dreimalhunderttausend, drei Millionen, oder welche Zahl man will, dem Ideal naher kommen? Häufen wir solche leere Einheiten, so viele wir wollen, auf einander, wird das Resultat weniger leer seyn, als sie? Sieht man nicht, daß man hier eine unsinnige Arbeit betreibt? Alles Leben, alle Größe, wie alles Elend haben ihren Grund im Individuum. Wollen wir uns mit sammt der ganzen Menschheit erhöhen, so dürfen wir nicht die Würde der Person läugnen; der ganze Geist des Christenthums besteht darin, sie absolut geheiligt zu haben; denn wenn das Leben des menschgewordenen Gottes einen für Alle verständlichen Sinn haben soll, so ist es der: daß es uns zeigt, wie im Innern jenes Bewußtseyns das Unendliche wohnt, so gut wie in der Seele der Menschheit, und daß der Gedanke jedes Einzelnen sich ausdehnen kann, so daß er die ganze moealische Welt umfaßt und duechdringt."

Quinet wundert sich sofort, daß Strauß die Uebereinstimmung seiner Resultate mit dem eigentlichen Kern und Gehalt der christlichen Kirchenlehre behaupte, und er erklart dieß, in der deutschen Theologie nicht seltene Phäuomen aus der in Spinoza wurzelnden Metaphysik: „In dieser Metaphysik ist der geheime Abgrund, wo sich die deutsche Theologie versteckt, so oft sie sich ihren eigenen Consequenzen entziehen will. Es ist die Wolke, in welche der von Ajar verfolgte Gott im Kampfe sich zurückzieht. Aus der Mischung der Metaphysik und Theologie hat sich in Deutschland eine gelehrte Sprache gebildet, welche nichts Analoges bei allen modernen Völkern findet. Das Wort bedeckt den Gedanken des Schriftstellers, wie der heilige Hain den Sitz des Orakels verhüllte. In diesem prächtigen Dunkel, geschieden von der Welt und Natur, wachst die Kühnheit der Theologen durch ihre Isolirung, und die Einen spornen die Andern zu einer Kühnheit des Gedankens, die sie vielleicht am hellen Tage sich nicht gestatten würden. Dieß ist ein Vortheil

Digitized by Google

des Dunkels; aber es hat auch seine Nachtheile. Erstlich den, daß im Heiligthum selbst Alles in Frage gestellt ist, während draußen Alles in Sicherheit zu seyn scheint; und zweitens, daß bei der seltsamen Logomachie, in die man sich vermummt, nach dem Kampf Niemand mehr recht weiß, auf welchem Boden er steht, ob er im Glauben oder im Zweifel ist; die Fragen verwirren sich ins Unendliche, ohne sich je zu lösen. In solchem Dunkel entstehen dann die phantastische Philosophie und der häretische Glaube."

Quinet unterscheidet drei Perioden in dem Verhältniß von Religion und Philosophie zu einander. Zuerst habe die Religion die Philosophie beherrscht und sie umgebildet und nach ihrem Sinn ausgedeutet — die ersten Jahrhunderte des Christenthums; dann haben sich beide vermischt und unauflöslich verschmolzen, in der Scholastik; später lehnte sich die Philosophie gegen die Religion auf; ein blutiger Kampf begann im 18ten Jahrhundert, der Bund schien für immer gebrochen; aber in unserer Zeit hat die siegreiche Philosophie die Großmüthige gespielt; sie begreift, sie duldet, sie erhebt, sie rehabilitirt den Glauben; die Philosophie deutet, umbildend, den Glauben aus. Die Philosophie unserer Zeit versöhnt sich feierlich mit dem Christenthum, in dem Sinn, daß sie es in sich aufnehmen, es in ihr Wesen verwandeln, oder es als einen rechtmäßigen Theil ihres Reiches besetzen will. Sie läugnet es, sie bekämpft es nicht mehr; sie thut etwas Aergeres: sie beschützt es; sie bemächtigt sich aller seiner Dogmen, um daraus Theoreme zu machen. Aber wer wird sich in der Schlinge fangen lassen? Wenn das Christenthum sich dazu versteht, sich umbilden, ändern, handhaben, ausdehnen, zusammendrücken zu lassen, wie weicher Thon, nach dem Gefallen der Speculation, so kann ohne Zweifel der Bund Bestand haben. Die Philosophie kann bei diesem Friedensschluß nur gewinnen. Gestern nahm sie die Erde ein nach dem Recht des Stärkern, heute behauptet sie ihren Anspruch auf den Himmel, quia nominor leo. Die Metaphysik Hegels ist es, die sich am meisten der absoluten Einstimmigkeit ihrer Lehre mit der positiven Religion gerühmt hat. Sie behauptet nicht mehr und nicht weniger als der verklärte Katechismus, die Identität der Wissenschaft und Offenbarung, die Bibel des Absoluten zu seyn. Und was fand man, wenn man auf den Grund dieser Orthodoxie ging? Eine Tradition ohne Evangelium, ein Dogma ohne Unsterblichkeit, ein Christenthum ohne Christus. Hatte die Kirche dieß erwartet?"

Zur Erklärung der Erscheinung, daß die Philosophen im besten Glauben an ihre Orthodoxie Ideen adoptiren, die nicht nur dem Buchstaben und der Geschichte, sondern dem Geist der christlichen Religion widersprechen, weist Quinet auf den Pantheismus hin und behauptet, eine deutsche Zeitschrift, worin gesagt sey: „Die Franzosen verfallen in den Pantheismus, dem wie mittelst einer gewandten Dialektik klüglich entgangen sind," sehe den Splitter im Auge des Bruders und den Balken im eigenen Auge nicht; „der Pantheismus sucht heutzutage in Deutschland sich an die Stelle des Geists des Evangeliums zu setzen, und darauf kommt der ganze Streit zurück. Bis auf welchen Punkt ist das Christenthum geschmeidig genug, daß diese zweite Reformation ohne einen Bruch sich vollenden kann? Kann der ganz persönliche Kreuzesgott zur Gott-Substanz werden, ohne daß die Völker es merken, weil die Abstufungen und Uebergänge so allmählich und fein sind? In diesen Worten ist Alles enthalten. Christus, auf der Schädelstätte der modernen Theologie, erduldet heute noch ein Leiden, grausamer als das auf Golgatha. Weder die Pharisäer noch die Zöllner von Jerusalem haben ihm einen bitterern Trank gereicht, als der ist, welchen ihm die Doctoren unserer Tage im Uebermaaß einschenken. Jeder reißt ihn gewaltsam zu sich; Jeder will ihn in einem System wie in einem übertünchten Grab verstecken. Welche Verwandlung wird mit ihm vorgehen?"

„Diejenigen, welche das Princip des Christenthums vertilgen wollen, werden ihre Absicht nicht erreichen, denn es hat die Größe und Unabhängigkeit der Person gegründet. Diejenigen, welche die Philosophie verdammen möchten, werden auch ihren Zweck nicht erreichen, denn sie hat die nothwendigen Gesetze der Menschheit geoffenbart. Das Individuum und die Gesellschaft, der Mensch und die Menschheit, diese beiden Mächte, zum erstenmal in gleichem Maaß entwickelt, gleich groß gewachsen, sind überall da, in der Theologie, in der Philosophie, wie in der Politik; wer wird sie in Einklang zu bringen wissen? Es gibt nicht selten Leute, welche für Alles eine augenblickliche und abschließende Lösung verlangen. Ich kenne nur Eine dieser Art, und die überdieß nur eine Umgestaltung der Frage ist: nämlich der Tod. Will man aber im Leben bleiben, so muß man sich wohl dazu entschließen, mit uns sich zu begnügen mit der Verfolgung des ewigen Problems."

Nachdem Quinet gezeigt, daß es mit einem Waffenstillstand, einem friedlichen Nebeneinanderbestehen aller Ansichten und Ueberzeugungen nichts, daß dieß die Weisheit der Todten wäre, und erklärt hat, daß er dieser Ruhe des Grabs den Krieg vorziehe, erhebt er die Stimme zu einer Mahnung: „Die Reformation macht von sich reden; bleibe der Katholicismus seinerseits nicht stumm! Wenn so viele Gegner, so viele feindliche Secten um ihn sich erheben, da ist nicht der Augenblick zu schweigen, sondern zu kämpfen. Die Barbaren strömen von allen Seiten des Horizonts heran mit fremden Göttern; sie sind nahe daran, das hohenpriesterliche Rom einzuschließen. Wie einst jener Leo dem Attila entgegentrat, so wäre es jetzt Zeit, daß das Papstthum in seinem Purpur hervortrete, und mit einer Gebärde, wenn es kann, jene Schwärme von Zerstörern zurückjage in die geistige Wüste, wo sie ihren Wohnsitz haben."

Die große Streitfrage ist: ob man den persönlichen Gott der Offenbarung, oder den unpersönlichen Gott der Philosophie glauben solle; darüber sagt Quinet am Schluß seines Aufsatzes: „Zwar könnte die Menschheit alle Schwierigkeiten durchschneiden, wenn sie sich selbst anbetete. Viele Leute ermuntern sie dazu, und jeden Tag neigt sie sich auch mehr dazu hin. Stehend auf der höchsten Stufe der irdischen Wesenleiter wie auf einem unzugänglichen Thron wird das menschliche Geschlecht, dieser angebliche König der Natur, wie einst Saul, von einem schwindelnden Wahnsinn ergriffen. Alle sichtbaren Creaturen bilden

Digitized by Google

seinen Hofstaat; und was nicht sein Höfling ist, ist sein Sklave. Wie sollte es in diesem beständigen Rausche nicht ausrufen: Ich fühle daß ich zum Gott werde! Wirklich sagt es das auch mit dem goldenen Munde von Tausenden. Aber trotz dieser Einstimmigkeit sind doch seine Rechtsansprüche noch streitig, und ich meines Theils trage Bedenken, die Kniee vor ihm zu beugen; denn einmal gab es ja doch eine Zeit, wo die Welt ohne den Menschen war; und die Welt, ohne diese Lücke zu bemerken, verfolgte ruhig ihre Bahn. Wenn der Mensch in Kraft seiner Erstgeburt sich für den Ewigen hält, so ist das Schilfrohr längere Zeit vorhanden als er. Wenn er pocht auf seine Zahl, so übertrifft ihn der Sand des Meeres, wenn auf das Recht des Besitzes, so macht ihm der Wurm die Herrschaft streitig. Beruft er sich auf das Recht des Stärkern, so gehört allerdings die jetzige Stunde sein; aber wie er durch seine Thronbesteigung die Wesen verdrängt hat, welche vor ihm die Monarchen dieses Erdballs waren — wer bürgt ihm dafür, daß nicht auch ihm das Scepter wieder entwunden werde durch eine jener Revolutionen, wie sie die Welt schon öfters erlebte? So bleibt ihm also nur der Gedanke, dessen er sich rühmen mag. Ich gebe es zu. Wer aber bürgt mir dafür, daß Keiner, in einem entlegenen Winkel der Unermeßlichkeit, ihn in höherem Maaße, in reinerem Gepräge besitze als er? So lebe ich und warte, um ihn anzubeten, ab, bis der Ausgang für ihn entscheidet, und der Tod, Alles lösend, ihn vor meinen Augen zu Schanden macht oder krönt."

Hier schließen wir die Anführungen aus dem Aufsatz. Wie man sieht, hat Quinet zugleich eine allgemeine Uebersicht über den Geist und die Richtung der deutschen Theologie zu geben, nicht bloß das einzelne Werk zu beurtheilen gesucht, und nicht leicht dürfte ein Franzose so wie er in das Innere der deutschen Geistesbewegungen eingedrungen seyn; es gereicht seinem Verständniß und seiner Auffassung zu großer Ehre, daß er das Strauß'sche Werk in seinem Zusammenhang mit andern Bestrebungen, als letztes und gewissermaßen nothwendiges Product längst arbeitender und sich entwickelnder Ursachen begreift. Diese Einsicht indeß theilt er mit manchen der heftigsten Gegner des Werkes in Deutschland, welche nur in andern Ausdrücken sprechen, etwa: daß sich das böse Princip der Feindschaft gegen das Christenthum habe zuletzt in einem gewaltigen Ausbruch concentriren müssen u. dgl.; was ihn dann aber von diesen wesentlich unterscheidet, ist, daß er nicht nur nicht gegen Individuen eifert, sondern auch die Philosophie selbst, so wenig er ihre Resultate gelten läßt, keineswegs verdammt und wegwünscht, daß er in ihr einen unentbehrlichen Factor des geistigen Lebens anerkennt. Merkwürdig aber ist die Erscheinung, daß Quinet, der Franzose, in diesem Aufsatz als der warme Repräsentant des Gemüths auftritt, was man sonst ausschließlich den Deutschen zuzuschreiben pflegte, und die deutschen Philosophen vor der Erkältung, Versteinerung und Erstarrung in unlebendigen Formeln und Abstractionen warnt. Wenn sonst französische Stimmen gegen deutsche Philosophie sich erhoben, so sprachen sie meist nur im Namen des gemeinen Verstandes oder auch wohl der Sinne und des sinnlichen Bewußtseyns; die leichten Rohrpfeile ihres Spottes und ihrer Ausstellungen prallten meist ganz unwirksam an den schweren metaphysischen Waffenrüstungen ab; es konnte ihnen erwiedert werden, daß sie gar nicht verstehen, um was es sich handle; Quinet aber weiß, um was es sich handelt; er hat den Ausgangspunkt, die Phasen und die Consequenzen der deutschen Metaphysik und Theologie wohl begriffen; er hat den Sinn und die Bedeutung der Probleme der Persönlichkeit, der Individualität u. s. w. wohl gefaßt — aber er tritt den Doctrinen der speculativen Vernunft — die ihm vielmehr als Ausgeburten einseitigen Verstandes erscheinen — gegenüber mit den An- und Aussprüchen eines kräftigen, vielfach ausgebildeten, lebendigen Bewußtseyns, das in Natur, Geschichte, Religion, Kunst und Liede tief wurzelt und seine lebendigen und frischen Farben nicht gegen den Schatten eines logischen Systems vertauschen will. Freilich hat er der deutschen Speculation kein eigenes System entgegenzustellen, er widerlegt ihre Sätze, ihre Principien nicht; er deutet nur die Punkte an, wo er an ihr Blößen entdeckt und wo die nicht zu vermittelnde Differenz zwischen ihnen anfängt. Ebenso hat auch seine Kritik des Lebens Jesu nicht den Charakter einer Widerlegung; zum Theil gilt auch von diesem Werk, was er über die deutsche speculative Theologie im Allgemeinen ausspricht; der philosophische Theil und Gedanke des Buchs fällt unter diese Würdigung; der kritische Theil des Werkes dagegen konnte natürlich in einem Revue-Artikel nicht beleuchtet und durchgegangen werden. Mag nun aber immerhin das Werk von Strauß seinen Ursprung in einer philosophischen Voraussetzung, einem Zweifel, einem vorgefaßten System haben, und daher die Beleuchtung und Erörterung dieser philosophischen Anschauungsweise für eine Beurtheilung des Buchs wesentlich und nothwendig seyn: so besteht doch das eigentliche Gewicht des Buchs, die Hebel, welche die bisherige Dogmatik und namentlich die Christologie aus ihren Fundamenten emporheben sollen, gründen sich in der Kritik, welche durch Nachweisung von Widersprüchen der Evangelien theils in sich, theils untereinander, dem von ihnen geschilderten Leben Jesu das historische Gepräge streitig zu machen sucht. Etwas läßt sich wohl auch hier mit allgemeinen Grundsätzen, mit Einwendungen gegen die Methode von Strauß leisten, aber nicht sehr viel; hier müßte theils eine ausführlichere Theorie des Wunders gegeben, theils die angefochtenen Berichte im Einzelnen vertheidigt und die Gränze der Concessionen und des Widerstandes scharf gezogen werden. Dieß hat Quinet nicht gethan. Zwei Facta der evangelischen Geschichte zwar hebt er heraus, um an ihnen zu zeigen, daß das Verfahren von Strauß nicht richtig sey, aber das eine dieser Facta, die rasche Bereitwilligkeit der Jünger, Jesu zu folgen, ist kein, oder höchstens ein psychologisches Wunder, und beim andern Factum, der Versuchung Jesu in der Wüste, begnügt Quinet selbst, die äußerliche historische Realität aufgebend, sich mit einer, übrigens nicht ganz klaren, symbolisch innerlichen Auffassung, und an diesen beiden Beispielen will er nur darthun, daß es Strauß an lebendigem Sinn für die Wirklichkeit fehle. Und wenn er Letzterem eine lebendigere Anschauung des Morgenlandes wünscht,

Digitized by Google

so ist hierauf zu bemerken, daß dadurch wohl etwa eine richtigere Auffassung einzelner Züge und Details möchte gewonnen werden, nicht aber die Ueberzeugung von der historischen Wahrheit der Wunder. Und was soll der Vorfall, den Quinet aus seiner eignen Erfahrung erzählt, beweisen? Daß hier ein Wunder, eine wunderbare Erscheinung von Dämonen stattgefunden, behauptet er ja selbst nicht, mithin hätte der streitbarste Mythiker keinen Grund, seinen Bericht von mythischen Bestandtheilen zu entkleiden. Falls aber einer der Matrosen von wirklich sichtbar gewordenen Dämonen erzählte, so wäre der Mythiker hier in seinem vollen Recht, wenn er diesen Theil der Erzählung wegschnitte, und nur dann ginge er zu weit, wenn er deßhalb die Wahrheit der Fahrt selbst, des Sturms und der glücklichen Rettung bezweifelte und läugnete. Ueber die Wunder im strengeren Sinn erklärt sich Quinet nicht; wie uns bedünkt, faßt er sie symbolisch-ästhetisch, etwa wie Dewette, so daß sie ihn nicht stören und Zweifel in ihm wecken, er vielmehr sich ihres schönen Sinns erfreut und sie als passende und würdige Manifestationen und Attribute einer idealen, göttlichen Persönlichkeit betrachtet, daß er aber doch andererseits den Beweis der Wahrheit des Christenthums nicht auf sie bauen möchte; sie sind ihm integrierende, erdauliche Decorationen, aber keine tragenden Pfeiler des ehrwürdigen Domes des Christenthums. Mit den Flügeln poetischfrommer Begeisterung schwingt er sich hinüber auf das Felsenschloß des Glaubens, fordernd und hoffend von der Wissenschaft, daß sie früher oder später doch auch eine gangbare Brücke hinüber schlagen werde.

Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.

(Schluß.)

V.

Jay.

Antoine Jay aus Guitres bei Libourne, geb. 1770, studirte zu Niort, wo Fouché sein Lehrer war, und hierauf in Toulouse die Rechte. 1793 erhielt er eine Verwaltungsstelle, im folgenden Jahre aber ging er nach Amerika. 1802 wurde er Advocat, plaidirte aber nicht; er übernahm die Stelle eines Erziehers bei Fouché's Kindern. Er bewarb sich mit Erfolg um akademische Preise — sein Tableau littér. d. l. France pendant le XVIIIe siècle. P. 1810. 8. wurde mit V. Fabre's Memoir gekrönt — schrieb Lobreden auf Corneille (1808) und Montague (1812), und erhielt durch seinen Gönner die Hauptredaction des Journal de Paris. 1813 hielt er Vorträge am Athenäum, wo er besonders gegen den neu eindringenden barbarischen Romanticismus eiferte. Es hat kein Interesse, jetzt noch darauf zurückzukommen, wie die Mehrzahl der französischen Litteraten damals über die lächerliche Anmaßung deutscher Pedanten deraisonnirte, als welche, ohne je in Paris gewesen zu seyn, sich einbildeten Geschmack zu haben. Die Herren erklärten kurz und gut, sie hätten nie die sogenannten romantischen Autoren gelesen und würden sie auch nie lesen, weil man a priori wisse, daß sie nichts taugen könnten. Denn da die science littéraire, die Poetik, Rhetorik, Dramaturgie, längst fertig und in Paris zur höchsten Perfection gebracht worden sey, jene Autoren aber, Schiller, Shakspeare, Goethe u. s. w. nicht nach den guten Mustern gearbeitet, so seyen sie ipso facto zu verdammen, wie denn eine allgemeine Wehklage erscholl, als der Buchhändler Ladvocat seine schlechten Uebersetzungen fremder dramatischen Dichter, diese perfides richesses, diesen extrait dangereux des substances étrangères, *) herausgab. Jay erklärte später im Constitutionnel, woran er zwanzig Jahre geschrieben, und in der von ihm mitgegründeten Minerve, daß der Romanticismus weniger eine litterärische als eine medicinische Frage sey, und eigentlich vor das Forum des Dr. Pinel gehöre. Wir lassen das auf sich beruhen, mögen indeß wohl gestehen, daß er in seiner Parodie des bekannten Buches von Ste. Beuve, in seiner La conversion d'un romantique. P. 1830. 8., einige offenbare Abgeschmacktheiten, wie sie beim Auftauchen jeder neuen Sache von den Anhängern pflegen begangen zu werden, mit Geist gezüchtiget hat, wenn auch sein Buch im Ganzen an Nicolai's verbesserten Werther erinnert.

Nach Napoleons Sturz wurde Jay im Constitutionnel wie in der Kammer einer der Hauptführer des Liberalismus; mit Jouy, Norvins und Arnault gab er die leidenschaftlich liberale und imperialistisch-evolutionäre Biographie des contemporains heraus (der eigentliche Redacteur war Bazot); mit Jouy brachte er auch 1822 seines Artikels Boyer-Fonfrede wegen verurtheilt, eine Zeit lang in St. Pelagie zu, wo beide Heroen das bekannte witzige Buch Les hermites en prison schrieben. 1832 wurde Jay endlich in die Akademie gewählt.

Seine Histoire du ministère du cardinal de Richelieu. P. 1815. 2. 8. ist ein gewissenhaft gearbeitetes Buch, das man lesen und so lang unentbehrlich nennen muß, bis ein Mann mit einer tieferen philosophisch-politischen Bildung es durch ein besseres Werk ersetzt. Zum Glücke gesellt sich in vielen französischen Autoren zum plattesten, politischen und religiösen Liberalismus so viel gesunder Menschenverstand und praktische Staatsklugheit, daß sie im Einzelnen die richtigsten und oft tiefsten Bemerkungen machen.

Für Leser des Constitutionnel muß ich noch Etwas hinzufügen. Dieses Journal spricht mit großem Lobe von Jay, d. h. Jay spricht von sich. So sagt er z. B. von seiner Conversion, daß er die Malice des Aristophanes und Lucian, die verve **) Juvenals, die attische Grazie der besten Stellen Xenophons in sein Büchlein gelegt habe. Wenn der Constitutionnel Jay's in der Kammer gehaltene Reden mittheilt, so fehlen die kleinen Puffs nie. Der Redner steigt auf die Tribüne: tiefes Stillschweigen, notirt das Journal in Parentheſe, beim dritten Absatz der Rede fügt das Journal das kostbare Scholion hinzu: Allgemeiner Beifall. Hört der Redner auf, so schließt das Journal mit der sacramentalen Formel, deren Mangel die Demosthenischen Reden so sehr entstellt: Der Redner empfängt die Glückwünsche der Kammer. Uebrigens hat Jay sein Leben hindurch so viele guten Eigenschaften gezeigt, daß man ihm einige kleine Lächerlichkeiten zu gute halten kann.***)

*) Journal des Débats, 19 Octobre 1825. Duvicquet, der Jeremias des Classicismus sprach so. Er fügt naiv hinzu: Que ne nous laissoit-on dans notre heureuse ignorance?

**) Verve ist unübersetzbar; das Wort bedeutet Kraft im Ausdruck.

***) Eine Probe aus Jay's Geschichte Richelieu's gibt mein Tableau anthologique d. l. litt. franç. contemporaine II p. 271—276.

VI.
Joseph Michaud.

Wenn Barante duech sein Zurückgehen auf die Naioität der mittelalteelichen Chronik wohl zunächst einem poetischen Triede gehorchte, die Geschichte wieder zue Nachbarin der Dichtkunst machen wollte; Augustin Thierry in diesee Methode dagegen die gelehrte Seite ausgebildet hat, beide Geschichtschreiber aber weit entfernt von der mittelalterlichen Weltanschauung sind: so ist Michaud dagegen, in dessen Buche das descriptive Moment das Uebergewicht über das peagmatische hat, ein royalistischer und katholischer Historikee, allerdings so, wie man es heutzutage nue noch seyn kann: denn welches heutige Bewußtseyn könnte die modeenen eeligiösen und politischen Vorstellungen ganz von sich abhalten?

Joseph Michaud aus Bourg-en-Bresse kam zwanzig Jahre alt nach Paris (1791) und machte sich alsbald durch eine Reihe keck eopalistischer Artikel bemerklich. 1795 wurde er zu Chartres als Aneeizer zum Aufruhe zum Tode oeruetheilt. Nachdem das Urtheil eassirt worden, fing er aufs neue an; mit seinem Bruder gründete er die Quotidienne, an deren Redaction er seit nun länger als dreißig Jahren thätig gewesen ist. In Folge des 18ten Fruetidors (1797) sollte er mit mehreren andern Jouenalisten und Politikern, Fontanes, Bertin, Fiévée, Ch. Lacretelle, Bardé-Mardois u. A., nach Cayenne deportiet werden — kurz ooeher hatte er Chenier und Roederer in dee Petite dispute entre deux grands hommes. P. 1797. 12. heftig angegriffen, das Directorium in seinem Journal alle Tage; — er flüchtete indeß in den Jura, wo er sein deschreibendes Gedicht Le printemps d'un proscrit. P. 1803. VIIIe éd. 1827 in Delille'schem Geschmacke und Tone schried. Vielleicht schmeichelte er, der während der kaiserlichen Regieeung in steter Verbindung mit den Bourbons blieb, nur daeum Napoleon durch einige Gedichte, um der Akademie möglich zu machen ihn aufzunehmen, was 1812 geschah. Denn ee haßte Napoleon, odee wäre seine leidenschaftliche Histoire des quinze semaines, ou le dernier règne de Bonaparte. P. 1816. XXe éd. 1816 auch nur eine Komödie gewesen? Die Restaueation belohnte Michaud; er wurde Vorlesee des Königs, Censor, erhielt Oeden u. s. w. In der Deputirtenkammee zeichnete er sich 1816 nicht aus. Obgleich nun Michaud sein Leben lang ein Parteimann gewesen ist, so hat er doch den gesunden Verstand gehabt um einzusehen, daß er auch noch etwas Anderes seyn müsse, wenn sein Leben einen wahrhaften Inhalt gewinnen sollte. Auch fanden sich ja füe die Quotidienne leicht andre und für die Zwecke eines Tageblattes geeignetere Federn (Jules Janin z. B., der mehreee Jahre füe Michaud's Jouenal schrieb), wie denn einmal gestanden wurde, daß die desten und geistreichsten ultraroyalistischen Artikel dee Quotidienne von einem alten eegieiden Conventsmitgliede herrüheten. Michaud wandte sich demnach schon früh der Geschichte zu; sein erstes Buch, die Histoire des progrès et de la chute de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Ali et de Tippo-Saïb. P. 1801. 2. 8., verrieth Einsicht wie historischen Blick und Geschmack. In den Kreuzzügen (Histoire des croisades. P. 1811. suiv. Ve éd. corrigée et augmentée d'après le voyage en Orient. P. 1838. 2. 8. Bibliothèque des croisades. P. 1830. 4. 8.) fand er endlich die Hauptaufgabe seines Lebens. Und ee hat eichtig gerechnet; man wird sein Werk noch lange troß seiner Mängel ein Meisteewek nennen und über dem Historiker den Journalisten vergessen.

Als Historiker nun hat Michaud zunächst den Voezug, daß er zu seinem Gegenstande gewisseemassen in einer persönlichen Beziehung steht. Michaud ist Malteserrittee, sein Werk dem Johanniterorden von Jerusalem zugeeignet; es ist aus dem Wunsche heroorgegangen, einen Ehrentitel der Christenheit der vergeßlichen Gegenwart ins Andenken zurückzurufen. Dabei ist er katholisch und sein Royalismus mehr ein solcher, der aus der Begeisteeung für das Mittelalter, als aus ordinärem Servilismus stammt. Wie Chateaubriand, so hat auch Michaud das persönliche Bedürfniß gefühlt, das heilige Gead zu sehen — er wae 1830 und 1831 im Orient; die mit Poujoulat geschriebene Correspondance d'Orient erschien seit 1833. 5. 8.; — lange vorher wae ee für die morgenländischen Cheisten in Frankreich ein gutee Fürspeecher; er erinnerte bei meheeren Gelegenheiten den König daran, daß ee der Schutzherr der morgenländischen Christen ist. Der Katholicismus macht adee Michaud nicht fanatisch; er macht weder den Adoocaten der Kreuzzüge noch der Kreuzfahree; er ist toleeant gegen die Saracenen, und was noch mehr ist (denn in Frankreich legt man leichter religiöse als nationale Voruetheile ab), er läßt den Engländern und Deutschen, die mit und ohne die Franzosen zogen, volle Gerechtigkeit widerfahren. Die moralischen Qualitäten des Historikes hat Michaud in vollem Maaße.

Die gelehrten scheint er ebenfalls zu haben, obgleich möglicherweise Wilken noch gelehrtee seyn mag. Michaud hat nichts veesäumt, um sich in den Besitz des nöthigen Materials zu sehen. Zunächst hatte er das Glück, mühelos in den Genuß einee reichen Quellensammlung zu kommen, die auch duech Silvestre de Sacy für Wilken, obgleich nur theilweise verglichen woeden ist. Der Benedictinee Dr. Bertheeand (1732 — 94) hatte eine unendliche Menge Auszüge aus aeadischen Schriftstellern zusammengestellt, die glücklicherweise in der eevolutionäeen Wuth nicht wie so vieles Andere vernichtet worden sind, sondern den Weg nach dee National-Bibliothek fanden. Auch byzantinische Quellen hat Michaud zu Rathe gezogen, adenländische ohnedieß. Wie dürfen also erwarten, daß der Thatbestand von ihm ermittelt und in seiner Wahrheit daegestellt worden ist.

Nun sind adee die Kreuzzüge ein so eigenartiges Thema, daß es mich dedünken will, als genüge das nicht, und müsse auf Wilken, Michaud und den Engländer Mills noch ein anderer Historiker kommen.

Man kann, scheint es mir, die Kreuzzüge aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten, von denen keiner so recht der Gesichtspunkt der drei eben genannten Historikee ist. Wenn ein heutiger Geschichtschreiber von Frankreich, England, Deutschland die Vorzeit bis in die geringste Einzelheit hinein erfoescht, so hat dieses außer andern Gründen auch noch den guten Geund, daß die Kenntniß dieser Einzelheiten uns vielleicht unsere heu-

Digitized by Google

tigen Sitten, Geſetze und tauſend intereſſante Dinge erklärt. Franken und Gallier ſind zu einem Volke zuſammen gegangen: der gedoppelte Urſprung hat Conſequenzen. Die Kreuzfahrer und die Saracenen haben aber nur Krieg geführt; die Franken haben im Orient zwar Königreiche und Fürſtenthümer gegründet; weil dieſe aber kein Fundament hatten, ſo ſind ſie ſpurlos verſchwunden. Die Kreuzzüge haben allerdings Folgen gehabt, größere auf Europa als auf den Orient, größere auf die Gemüther als auf die Inſtitutionen; aber ſie haben nichts gegründet: das Hauptreſultat iſt negativ — man hat Europa gerettet. Will man nun dennoch ganz genau wiſſen, was und wie Alles ſich damals begeben, ſo habe ich nichts dagegen, nur dürften viele ſonſt verſtändige Leute ſich für dieſe wirkliche Vergangenheit nicht beſonders intereſſiren, wenn die Geſchichtſchreiber die poetiſche Seite vernachläſſigen, die in den Kreuzzügen liegt, dieſer chriſtlichen Iliade, wozu jedes Volk ſeinen Geſang geliefert. Und das hat man gethan, Wilken und Mills noch mehr als Michaud. Michelet hat auf wenigen Seiten mehr Poeſie über ſeine Beſchreibung der Kreuzzüge ausgegoſſen, als Michaud oder Wilken in allen ihren Bänden. Michaud konnte immer ſo genau ſeyn wie ein Protokoll; er mußte aber zugleich Poet und Maler ſeyn; ſein Herz mußte jauchzen, ſo oft es einen Strauß zu beſchreiben gab; er mußte zuweilen (wie Varante) ſagen: „Da wurde prächtige Beute gemacht," oder: „Es iſt zu fürchten, daß hier Viele mit einer Todſünde ſtarben, weßhalb Gott ihrer armen Seele gnädig ſeyn möge;" ſeine Sprache mußte bald naiv ſeyn, wie die des Wilhelm von Tyrus, der Kaiſer Conrad III ohne Umſtände einen virum simplicem nennt, bald ſchwungreich, wenn die Kampfesluſt der Ritter, andächtig, wenn Andacht zu ſchildern war. Michaud hat etwas der Art angeſtrebt, aber der Mann iſt Claſſiker und Akademiker, figürlich und unfigürlich. Er fürchtet ſich vor jedem kräftigen Ausdrucke; wo ein ganz ſpecielles Wort, wäre es auch familiär, ſchlagend wirken konnte, da ſucht er einen edlen, d. h. einen abſtract-allgemeinen Ausdruck, der nur für den Verſtand, nicht aber zum Auge und zur Phantaſie ſpricht. So iſt Michauds Styl denn rein, elegant, harmoniſch, aber blaß, abſtract, kalt, unſinnlich, er begeiſtert nicht.

Die Geſchichte der Kreuzzüge ließ ſich aber auch philoſophiſch ſchreiben, und das hat Michaud eben ſo wenig gethan; das iſt überhaupt noch zu thun, trotz Heerens Abhandlung. Michaud macht ganz gewiß ſehr verſtändige und paſſende Reflexionen, die ſicherlich von tauſend Leſern neunhundert mit Vergnügen antreffen. Aber von ſolchen Reflexionen zur Philoſophie iſt es noch weit hin. Michaud iſt ein breiter, ſchöner Strom, der aber nicht tief genug iſt, um das ſchwere Schiff des philoſophiſchen Gedankens zu tragen.

Ueber die Correſpondenz aus dem Orient wäre Aehnliches zu ſagen; ſie iſt überall intereſſant, wenn auch den Verfaſſern der Tiefblick fehlt, der den Menſchen durch das Kleid hindurch in Kopf und Herz ſieht. Es iſt Schade, daß ein großer Theil dieſer Correſpondenz, ſo wie der den Kreuzzügen angehängten Beweisſtellen, nicht dem Texte des Buches einverleibt ſind. Viel iſt in dieſer Beziehung in der ſo eben erſchienenen überaus billigen und compacten neuen Auflage geleiſtet.

An Ponjoulat hat Michaud einen tüchtigen Gehülfen. Beide Männer geben auch eine Nouvelle Collection des mémoires p. 5. à l'hist. de France depuis 1200, heraus, von der 1838 der *zehnte* Band erſchienen iſt. *)

Miscellen.

Unter den neuen Erſcheinungen, welche die Literary Gazette als vorzüglich der Aufmerkſamkeit des Publicums würdig erklärt, ſind zu erwähnen:

1. Jack Sheppard von W. H. Ainsworth, eine Erzählung, welche theilweiſe ſchon im „Bentley's Miscellany" erſchienen iſt, und die Schickſale eines Kindes erzählt, deſſen Vater den Tod des Verbrechers ſtarb und deſſen Mutter ſehr naiv ihre Neigung zum Branntwein damit entſchuldigt, daß dieſer ihr einziger Freund auf Erden, ihr Troſt gegen Mißgeſchick ſey. Die Charaktere ſollen der Natur getreu gezeichnet ſeyn.

2. Faſt in demſelben Genre hat die fleißige Feder der Mrs. Trollope einen neuen Roman der Preſſe übergeben, betitelt: Die Wittwe Barnaby. Die Charaktere ſind nicht ganz derſelben Claſſe entnommen, und können deßhalb auch nicht denſelben Effect hervorbringen.

3. Peter Pilgrim iſt eine Sammlung von Erzählungen, zum Theil Begebenheiten, die auf ſeinen Wanderungen dem obgenannten Helden begegneten, nach dem Urtheil des obgenannten Londoner Blattes ſehr intereſſant.

4. Melala und andere Gedichte von Elisa Cook. Da dieſe Gedichte vom Athenäum als wenig geeignet bezeichnet wurden, die Aufmerkſamkeit eines großen Publicums auf ſich zu ziehen, haben wir bisher gezögert, es zu nennen; doch die Literary Gazette gibt einen ſo vortheilhaften Bericht von ihm, daß wir wenigſtens es erwähnen zu müſſen glauben. Ueber die Poeſie der Verfaſſerin ſpricht ſich dieſes Blatt alſo aus. „Es gibt viele berühmte Schriftſteller, welche ihren erſten Flug in der Literary Gazette verſuchten, und von hier aus zu bedeutender Höhe emporſtiegen. Unſere gegenwärtige Verfaſſerin iſt die jüngſte, doch nicht die geringſte darunter. Ihre „Maßlieben und Butterblumen" (Buttercups and Daisies) zeigten zuerſt ihre Schönheit in unſeren Spalten, und bald folgten ihnen viele andere „ſüße Lieder" nach, deren Muſik ohne Zweifel noch in den Ohren vieler unſerer Leſer nachhallt. Gleich aus den erſten Liedern erkannten wir, daß ihre Poeſie nicht ermangeln würde, volksthümlich zu werden, da ſie in ihrer edlen Einfalt und Treue unmittelbar zu Herzen geht. So z. B. ihre „Alte Waſſermühle," „Der Küſter," „Der alte Hans" (Old Dobbin), „Der alte Gelbhals," und mehrere andere, welche alle ſo reich an jenen der Natur nur abgelauſchten Zügen und ſo zart und innig gedacht ſind, wie es nur die Hand des Meiſters hervorbringen kann.

M..r.

*) Proben aus Michaud theilt das Tableau anthologique, II. p. 259 — 455 mit.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Die Bewohner von Podolien und Wolhynien.

Die Griechisch-Unieten.

Der erste Grund zur Vereinigung der jetzigen Griechisch-Unirten mit der römischen Kirche wurde auf der Kirchenversammlung zu Florenz fünf Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Ottomanen gelegt. Unter den Deputirten der orientalischen Kirche befand sich auch der Metropolit von Kiew, Isidor, aber die dort getroffenen Anordnungen wurden von der moskauischen Geistlichkeit verworfen, welche weder im Glück noch im Unglück den Glauben ihrer Väter wechseln wollte. Umsonst wandte sich der römische Hof an Czaar Iwan den Schrecklichen, der Jesuit Possevin mußte unverrichteter Dinge aus Rußland abziehen. Inzwischen hatte die polnische Regierung schon Gesetze vom Papst angenommen, der Stuhl des Patriarchen war zertrümmert, und die russische Kirche in Litthauen und Podolien blieb ohne Schutz. Um diese Lage der orientalischen Kirche zu benützen, sparten Clemens VIII und König Kasimir III weder Lockungen noch Drohungen: den ehrgeizigen Würdeträgern versprach man besondere Rechte und Privilegien, und auf die Furchtsamen wirkte man mit Schrecken, indem man den Fall des östlichen Reichs der rächenden Hand Gottes, welche die Ketzerei und den Abfall von den Satzungen des Florentiner Concilums strafe, zuschrieb. Die Kleinmüthigen glaubten, sie hätten zu wählen zwischen Knechtschaft unter Mohammed und der Herrschaft des römischen Hofs, die schon schwer genug auf Europa lastete; sie zogen die letztere vor. Im J. 1595 zogen Hypati Pozei, Bischof von Wladimir und Brzesten, und Cyrill Terlecki, Bischof von Luzk und Ostrog im Namen des Metropoliten in Kiew, Michael Ragosa, und einige andere Aechiereis nach Rom, und küßten Clemens VIII den Pantoffel.

Der Papst triumphirte, und, wie er selbst in einem Schreiben an den russischen Erzbischof und die Bischöfe sagt, seine Freude ließ sich nicht mit Gedanken fassen, noch mit Worten ausdrücken. Unter Anderem ist darin bemerkt, daß die russischen Gebräuche und Cerimonien, als das Wesen des katholischen Glaubens nicht angreifend, in demselben Stande verbleiben sollten, in dem sie durch das florentinische Concilium gestellt waren, d. h. ohne alle Veränderung, und der Papst bat den König Sigismund, die Griechisch-Unirten unter seinen besondern Schutz zu nehmen, und ihren Bischöfen besondere Vorrechte zu geben, namentlich den Sitz im Reichsrathe.

Die Anhänger der griechisch-russischen Kirche wurden von dem Gerücht dieses neuen, ungewöhnlichen Ereignisses wie von einem Donnerschlage getroffen. Geistliche und Laien waren gleich unzufrieden, daß einige Privatpersonen, ohne Vorwissen und Zustimmung des Volks und der geistlichen Behörden, sich von dem Gehorsam gegen ihren eigentlichen Hirten, den Patriarchen von Konstantinopel, losgesagt, von woher Rußland die Taufe und die Kenntniß des Evangeliums erlangt, und über 600 Jahre von den dort geweihten Metropoliten regiert worden war. Von den Geistlichen erließ der Bischof von Lemberg, Gideon Balaban, noch am 1 Julius 1595, alsbald nach der Abreise Pozei's und Terlezki's nach Rom, eine schriftliche Proclamation gegen ihr feiges Vorhaben: „weder ich," sagte er, „noch andere, haben je hierüber weder an den römischen Papst, noch an des Königs Majestät geschrieben, und wenn solche Briefe jetzt geschrieben werden, so ist dieß hinterlistig gehandelt. Denn die Unterschrift wurde auf einem leeren Pergament gegeben, nicht zum Behufe der Union, sondern für eine andere Sache, und einigen derselben von der am 24 Junius 1594 zu Brzesc abgehaltenen Kirchenversammlung anvertraut. Von den Laien protestirte Fürst Konstantin von Ostrog, Woiwode zu Kiew, durch Reichthum, Tapferkeit und seine Senatorenwürde vor Andern ausgezeichnet, und im Besitze der vollen Achtung von Geistlichen und Laien, gleichfalls schriftlich am 25 Julius 1595, daß die Union ihm niemals in den Sinn gekommen sey, und daß er sie nicht annehmen, sondern verwerfen werde. Der Meteopolit Ragosa und der mit ihm gleichgesinnte Bischof Pozei bemühten sich, in vielen Briefen den Fürsten von Ostrog zu überzeugen, daß auch sie an die Union nicht dächten. Sichtlich scheuten sich diese Apostaten durch ihr Bekenntniß den frommen Mann zu kränken, oder sie fühlten Gewissensbisse und fingen schon an, zu schwanken, ob

Digitized by Google

sie ihren Abfall bekannt machen sollten; aber sie waren durch einen Eid gebunden, und sahen sich endlich genöthigt, eine Kirchenversammlung nach Brzesc Litewski zu berufen, unter dem Vorwande, zwischen denen, welche die Union angenommen hatten, und denen, die sie verwarfen, eine Aussöhnung zu bewerkstelligen.

Auf dieser Kirchenversammlung waren, nach Vorschrift des Papstes, drei lateinische Bischöfe und die königlichen Gesandten anwesend. Diese versuchten dieselbe zur Vereinigung mit Rom zu bewegen, und stellten ihnen des Königs Willen deßhalb vor; sie aber dankten dem König für seine Odsorge und erklärten, sie könnten die in Rom geschehene Vereinigung nicht annehmen, und ohne den Willen des Patriarchen von Konstantinopel keine Aenderung im Glauben treffen. In Folge dessen erklarten sie den Metropoliten Michael Ragosa, nebst allen vom wahren griechisch-orientalischen Glauben abgefallenen geistlichen Häuptern (Wladyken) ihrer Aemter verlustig, und zugleich wurden Deputirte an den König gesendet, mit der Bitte, daß er den Gesetzen, Privilegien und Constitutionen gemäß, welche die Freiheit des griechischen Glaubens in Polen bestätigen, alle Bischöfe, welche die Union angenommen hätten, aus ihren Sitzen vertreiben und andere aus der Mitte der Rechtgläubigen gewählte an ihre Stelle ernennen möge. Der König gewährte nicht nur diese Bitte nicht, sondern gab auch strengen Befehl, keinen Senddoten des Patriarchen zu Konstantinopel in die Gränzen des Reichs zuzulassen.

Von dieser Zeit an stieg die Zahl der Griechisch-Unirten von Tag zu Tag, und mit ihnen auch der Haß gegen die ihrer Kirche Treugebliebenen. Aus einer rührenden und kräftigen Rede des Landboten und Schenken von Wolhynien, Laurentius Drewinski, die im J. 1620 auf dem Reichstag vor dem Throne Sigismunds III gehalten wurde, geht hervor, daß schon zu jener Zeit, d. h. 25 Jahre nach Einführung der Union, in der Woiwodschaft Krakau die griechisch-russischen Kirchen versiegelt, die geistlichen Güter gerandt und die Klöster zu Viehställen umgewandelt waren; in Minsk, Mohilew, Orsza und andern Städten an der Gränze des moskowitischen Reichs waren gleichfalls die Kirchen versiegelt. In Lemberg durften die Griechisch-Russischen nicht mehr Bürger werden, Kaufmannschaft treiben und in die Zünfte sich einschreiben lassen. Die Leichen wurden ohne alle kirchlichen Ceremonien aus den Städten geschafft; in Wilna durfte man die Leiche eines verstorbenen frommen Mannes nur zu dem Thore hinaustragen, zu welchem man den Unrath aus der Stadt schaffte.

Die bedeutendsten Klöster und Pfarrkirchen mit reichen Fundirungen, wurden alle von den Unirten an sich gerissen, das Höhlenkloster in Kiew selbst, dieser kostbare Pflanzgarten der griechisch-russischen Kirche, wo die wichtigsten Denkmale und Heiligthümer derselben aufbewahrt sind, stand eine Zeit lang unter der Leitung des Renegaten Michael Ragosa, und nur in Folge der kräftigen Forderungen der Landboten aus den russischen Woiwodschaften und Provinzen wurde es durch die Constitution des Jahres 1607 auf dem Reichstag zu Warschau seiner frühern Bestimmung zurückgegeben.

Zu Civilämtern wurden würdige und gelehrte Männer bloß darum nicht zugelassen, weil sie der Union nicht geneigt waren. Griechisch-russische Geistliche und Mönche wurden gefangen gesetzt und gemartert, und das Volk, das sich außerhalb der Stadt in besonders dazu erbauten Hütten zum Gebet versammeln wollte, auseinander getrieben. Um das griechisch-russische Glaubensbekenntniß offenkundig zu demüthigen, wurde der für die Proceßführenden des griechischen Glaubensbekenntnisses bestimmte Tag der arianische genannt, und ihre Proceße in das arianische Register eingeschrieben; diese Lästerung hörte nicht eher auf, als durch die Constitutionen der Jahre 1678 und 1685, als die polnische Regierung durch ihre politischen Verhältnisse zu Rußland sich hiezu veranlaßt fühlte.

Die heftigsten Verfolger der griechisch-russischen Kirche waren die griechisch-unirten Geistlichen. Unter diesen schlug ein Erzbischof von Polozk, nachdem er alle Mittel gegen die der Union Widerstrebenden erschöpft hatte, endlich in einem seiner Briefe an den Kanzler von Litthauen, Leo Sapieha, vor, sie alle aus dem Reiche zu vertreiben. Die Zeit hat uns die Antwort dieses Magnaten aufbehalten, der durch seinen Verstand und seine Bildung wohl der Lehrer der fanatischen Priester hätte seyn können. „Wäre doch," schrieb er, „diese furchtbare Gesetzlosigkeit nie über unser Vaterland gekommen! Schon längst hat sich die römisch-katholische Religion in diesen Gegenden festgesetzt, und so lange sie keine Nebenbuhlerin ihrer Unterwürfigkeit gegen den heiligen Vater hatte, so lange zeichnete sie sich durch ihre Friedensliebe und Macht aus; jetzt hat sie aber eine streitsüchtige und unruhige Gefährtin in ihre Gemeinschaft aufgenommen, und hat um ihretwillen auf jedem Reichstag, jeder Volks- und jeder Districtsversammlung zahllose Zänkereien und Beschuldigungen zu erfahren. Besser und nützlicher wäre es für das Ganze gewesen, uns von dieser unruhigen Gefährtin ganz zu trennen, denn nie hatten wir in unserm Vaterlande so viele Streitigkeiten, als diese anscheinend so wohlthätige Union erzeugt hat."

Durch den Tractat von 1686 zwischen Rußland und Polen wurde den Bisthümern Przemyszl, Lemberg, Luzk und Weißrußland freie Ausübung des griechisch-russischen Glaubens ohne alle Bedrückung und Nöthigung zum römischen Glauben oder zur Union zugesichert, aber es waren noch keine 20 Jahre vergangen, so waren die beiden ersten schon mit Gewalt zur Union gebracht, und dasselbe geschah mit dem Bisthum Luzk im Jahre 1713.

Die griechisch-unirten Geistlichen erlangten selbst nicht, was sie forderten und hofften; denn trotz der pomphaften Versprechungen des Papstes Clemens VIII, gewährte ihnen die polnische Regierung doch durchaus keine Auszeichnungen, sondern hielt sie stets in Armuth und Niedrigkeit, um diese Form des Gottesdienstes in den Augen des Pöbels, gegenüber der katholischen herabzusetzen — ein Schicksal, das ihnen eine schon im Jahre 1597 unter dem Namen Apocrisis bekannte Schrift prophezeyt hatte. Nur den Mönchen des heil. Basilius, als den Vollstreckern geheimer Plane der römischen Politik, wurden besondere Vorrechte, und unter Anderm auch das Recht voll-

Digitized by Google

ständigen Ablasses aller Sünden ertheilt, wie es die katholischen Mönche besitzen, die sich um die Bekehrung der Ketzer und Ungläubigen bemühen. Diese Mönche waren von den Jesuiten geleitet, welche auch die Erlaubniß erhielten, in ihren Orden zu treten, und ihre Ordensregeln unter ihnen verbreiteten.

Die Kirchenversammlung von Zamoisk im J. 1720 zeigte die geheimen Plane in hellem Lichte. Nachdem der römische Stuhl die Hauptgrundlagen der florentinischen Kirchenversammlung und der zu Brzesc unterzeichneten Unterwerfungsacte umgestoßen, wollte er nun auch das heilige Vermachtniß der orientalischen Kirche, die Gebräuche, Dogmen und das Ceremoniell antasten. Das Project zur Vernichtung aller Uniirten in Polen und Litthauen, das im J. 1786 entworfen wurde, enthüllt auch einigermaßen die wahren Absichten, die man bei der Verlockung des russischen Volks zur Union verfolgte. Dieß Project war damals schon gedruckt, in alle Woiwodschaften und Districte, an alle Reichstagsmitglieder und an den Reichstag selbst geschickt, der sich bald versammeln sollte. Nur der Schutz der Kaiserin Katharina, welche damals die westlichen Provinzen wieder an sich brachte, rettete die Griechisch-Uniirten vom gänzlichen Untergang.

Als der Erzbischof von Minsk, Victor, im Jahre 1794, und der Bischof von Mohilew, Afanasi, im Jahre 1795, durch ihre Rundschreiben das Volk an seinen alten Gottesdienst mahnten, ertönte die ächte Stimme des Glaubens wieder in den Herzen der Russen, und in kurzer Zeit kehrte über eine Million Einwohner dieser Gegenden wieder zur griechisch-russischen Kirche zurück. Aber dem Adel in den westlichen Gouvernements, der seit langer Zeit in dem katholischen Glauben befestigt war, gelang es in der Folge durch seinen Einfluß und durch seine Vorspiegelungen aufs neue, die unter seiner Abhängigkeit stehenden Bauern zur Union, und einige sogar zum Katholicismus zu bekehren, ungeachtet der Decrete der römischen Congregationen vom Jahre 1724 und 1727 und der Constitutionen des Papstes Benedict XIV aus den Jahren 1743 und 1744, welche den Uebertritt aus dem griechisch-unirten Glaubensbekenntniß ins lateinische verbieten.

Ueber die Verbindung zu Land zwischen Angola und Mozambique oder der Ostküste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Der folgende Gouverneur, Jozé de Olioeira Barbosa, genoß die Frucht so vieler Bemühungen; er war es, unter dessen Verwaltung ein Neger, der Officier bei der sogenannten Compagnie der Henriques war, jene ausgedehnten Landstriche durchdrang, und Briefe von dem Gouverneur von Mozambique zurückbrachte. Allein die Entdeckung dieses Wegs war wegen der Qualität des Menschen, den man dazu gebrauchte, ganz und gar von keinem Nutzen, da derselbe weder lesen noch schreiben konnte, und ganz und gar ohne Kenntnisse über den politischen und commerciellen Zustand der Länder, die er durchzogen, keine Bemerkungen zu machen im Stande war, und eben so wenig etwas auffassen konnte. Durch dieses Factum wurde bloß gezeigt, daß eine Communication zwischen beiden Küsten möglich sey, daß keine physischen Hindernisse, z. B. ein breiter Strom, ohne Mittel ihn zu passiren, eine unübersteigliche Mauer, oder eine tiefe Klust ohne Brücke, in den Weg treten, und daß die moralischen Hindernisse, z. B. die Inhospitalität der Völker, auch zu besiegen ist; dieser Umstand ist aber wahrscheinlicherweise leichter durch einen unwissenden Neger zu beseitigen, der sich den Blicken und der Aufmerksamkeit seiner schwarzen Landsleute viel besser entziehen kann, als durch einen Menschen von weißer Abkunft, und darum glückte diesem Neger, was wahrscheinlicherweise noch vielen Europäern mißglücken wird, und deßhalb werden auch wohl noch manche Decennien, ja vielleicht noch Jahrhunderte vergehen, bevor nur die geographischen Verhältnisse des Innern von Afrika, zwischen den beiden portugiesischen Besitzungen von Angola und Mozambique, aufgeklärt seyn werden, und noch weniger über die Völkerschaften, welche diese Gegenden bewohnen, und wovon mehrere, unter andern die barbarischen Jagas, Nomaden sind, die weder säen, noch ernten, auch keine Viehzucht treiben, sondern einzig von Raub und Krieg gegen Menschen und Thiere leben. Malte-Brun erzählt von dieser ausgebreiteten Nation, daß sie ihren Alexander und ihre Semiramis gehabt. Unter den Befehlen des Zimdo streifte dieselbe im ganzen meridionalen Afrika umher, zerstörte Quiloa und belagerte Mozambique. Als sie aber bis Melinda vordrang, erlitt die Armee des Zimdo eine völlige Niederlage, wodurch sein Reich zu Grunde ging. Allein Temba Nedamda, die Enkelin eines seiner Generale, versuchte durch ihre Gesetze (quixilles) die Macht der Nation wieder zu heben. Um ein Beispiel der Befolgung oder des Gehorsams ihrer unmenschlichen Gesetze zu geben, zerstieß sie ihr jüngstes Kind in einem Mörser, und ließ nun aus dieser zusammengequetschten Fleischmasse ein Fett ausziehen, wovon sie, bevor sie in eine Schlacht zog, jedesmal einige Tropfen nahm, um sich damit zu salben. Die Jagas conserviren die Gewohnheit des Salbens mit auf diese Art bereitetem Oel, und glauben sich dadurch unverletzlich zu erhalten. — Wahrscheinlich sind dieses Fabeln, wie so viele andern, die man sich erzählt, und woran die Neger überhaupt sehr reich sind. Daß die Portugiesen mehr wie jede andere Nation über das Innere von Afrika Aufschlüsse geben könnten, ist wohl nicht zu läugnen, besonders da ihre Sklavenhändler so tief ins Innere des Landes vordringen, und mit den entferntesten Volksstämmen in Verkehr stehen, und dieses nun bereits schon länger als seit zwei Jahrhunderten; allein diese schönen Gelegenheiten haben sie immer unbenutzt vorübergehen lassen, und Nachrichten von diesen Sklavenhändlern hat Niemand sich die Mühe gegeben, aufzuzeichnen, oder wenn dieses auch geschah, so gelangten solche Memoiren an das Gouvernement oder an einen Minister, wo sie unbeachtet in der Folge der Zeit verloren gingen, oder auch wohl noch in den Staatsarchiven vergraben liegen. Vielleicht findet man keine Nation in der Welt, die sich weniger um fremde Länder und Menschen bekümmert, wie die portugiesische, und wir sind überzeugt, daß das Archiv des Marinedepartements die größten

Digitized by Google

geographischen Schätze über jene unbekannten Länder besitzt, um die sich aber Niemand bekümmert, und die gewiß von eben so großem Interesse seyn würden, als die Nachrichten, welche Dr. Lacerdo über die einzuschlagende Marschroute einsammelte, und vor seiner Abreise im März 1798 in einem Schreiben an den Minister D. Rodrigo de Sousa Coutinho sandte. Lacerdo erhielt besonders von einem gewissen Manoel Caetano Pereira, einem Bewohner der afrikanischen Küsten, der sich von jeher bei seinem unruhigen und unternehmenden Geiste viele Mühe gegeben, um die Gegend ausfindig zu machen, wo der König, den man Cazembe nannte, seine Residenz habe, und die nach Angola zu liegen sollte, verschiedene interessante Notizen. Lassen wir aber erst einige Nachrichten über dessen Vater vorangehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die westlichen Staaten von Amerika.

Unter diesem Titel ist von James Hall ein kleines Werk erschienen, das interessante Ansichten über diesen Theil der Welt liefert. Wir führen zu seiner nähern Bekanntschaft einige Stellen an.

„Der Staat Ohio ist schnell herangewachsen, und das Neue hat sich hier auf sonderbare Weise mit dem Alten gemischt: hübsche Dörfer, ausgedehnte Höfe und schätzbare Verbesserungen wechseln mit elenden Weilern, einsamen Blockhäusern oder Massen von Urwäldern. Die sichtbare Thätigkeit im Handel und Landbau ist äußerst erfreulich, die wirklichen Verbesserungen, die in jedem Theile des Lebens und der Geschäfte eintreten, sind groß, doch die äußere Entwicklung, wie sie sich dem Auge des Fremden darstellt, ist neu, roh und nicht einladend. Die Schönheit der Natur ist zerstört worden, und noch hat die Kunst keine ihrer Verschönerungen an die Stelle gesetzt. Reichthum und Arbeit werden mit großer Ausdauer und Erfolg angewendet, um das unbebaute Land in bebaute Felder zu verwandeln, die Hülfsquellen des Landes zu öffnen und die Bequemlichkeiten des Lebens einzuführen; doch sind nur wenig Auslagen für Schmuck und Luxus gemacht worden. Demjenigen, der schnell das Land durchreist und nur die rohe Außenseite sieht, scheint Alles ungeschlacht und formlos; doch dessen ungeachtet besteht ein bewundernswürdiges System in der Industrie, wie in den socialen und sittlichen Verhältnissen des Volkes. Das Skelett eines regelmäßig organisirten Staates, mit allen seinen starken Muskeln und Bändern, wird lästig entwickelt, und nur diejenigen Theile mangeln, die nothwendig Fülle und Anmuth den Umrissen geben."

Eine andere Stelle zeichnet drei andere der fünf Staaten:

„Wenn man westlich durch Indiana, Illinois und Missouri geht, wird man immer weniger Anschein von wachsender Ausbildung finden. In einigen Theilen von Indiana tritt das Volk rasch in die Fußstapfen des Staates von Ohio, feste Häuser hat man gebaut und die Landhöfe sind zu einem hohen Grade der Cultur gediehen. Doch im Allgemeinen fahren die Ansiedler dieser Staaten fort in ihren ursprünglichen Wohnungen zu bleiben; das Blockhaus und die rohe Hecke sind die Hauptkennzeichen menschlicher Bauart, auf welche das Auge stößt. Die Felder sind schlecht gepflügt, bringen aber reiche Ernten. Es herrscht ein Ueberfluß an allen Bedürfnissen des Lebens, doch findet man keinen Luxus, und wenig von dem, was man Bequemlichkeiten des Lebens nennt. Doch haben sie manche substantielle Bequemlichkeiten, und das Volk ist unabhängig, heiter und verständig. Die Schönheit, die in diesen Gegenden das Auge anzieht, ist die der Natur, und findet sich in den weiten Wildnissen, welche weder Art noch Pflug berührt haben. Es ist der größere Theil des Landes, über den die Landgüter nur dünn verbreitet sind, und wo das Vieh noch immer wie in den Tagen der Patriarchen durch die Wälder und Haiden zur Weide getrieben wird. Ein großer Theil des Volkes dieser drei Staaten führt mehr ein Hirtenleben als den Ackerbau. Sie gehören einem Geschlecht, dem Reichthum nicht so wünschenswerth ist, um sie zu strenger Arbeit zu ermuntern, und sie trachten nach nichts als einem guten Auskommen. Ihre zahlreichen Hausthiere, die die natürlichen Weideplätze nähren, und das Wild der Wälder geben ihnen Nahrung in Fülle, ihre Felder sind lässig bestellt, weil ihre Ernte nur von geringer Wichtigkeit ist."

Die Erzählungen der Reisenden von dem Feuer in den Prairien sind, wie es scheint, sehr übertrieben. Hr. Hall läugnet den schnellen Fortgang desselben, und sagt, niemals sey ein Mensch oder Thier dabei umgekommen, wenn jener nicht trunken oder dieses nicht verwundet war. Doch der wahre Sachbestand bleibt immer noch entsetzlich.

„Die Prairien enthalten eine bedeutende Masse von Feuerstoff, und geben selbst dem Vordringen des Feuers eine Schranke, die es nicht leicht übersteigt. Das Feuer verbreitet sich nur langsam, doch mit großer Gewalt weiter. Die Hitze ist sehr heftig. Die Flammen verbreiten sich oft über eine weite Prairie und gehen in einer langen Linie weiter. Kein Anblick kann erhabener seyn, als in der Nacht einen mehrere Meilen breiten Feuerstrom zu erblicken, der sich über diese Ebene fortwälzt, hinter sich eine schwarze Rauchwolke und vor sich einen lebhaften Glanz verbreitet, der die ganze Landschaft in die Helle des Mittags versetzt. Ein Rauschen und Prasseln wie das Brüllen des Orkans läßt sich hören. Die Flamme, die gewöhnlich sich 20' hoch erhebt, sinkt und hebt sich in Spitzen, wie die Wellen, die sich an einander brechen und dann der Schaum in die Luft fliegt. Das Ganze bietet oft den Anblick einer wildwogenden flammenden See. Der Fortschritt des Feuers ist oft so langsam und die Hitze so groß, daß alles, was brennen kann, verzehrt wird. Die Wurzeln des Grases allein bleiben durch eine sonderbare Laune der Natur verschont."

Miscellen.

Alterthümerfund in England. Auf der Eisenbahnlinie von Bristol nach Exeter hat man eine große Menge Münzen gefunden, die meistens der Zeit Constantins angehören. Man findet darunter auch einen sehr wohl erhaltenen Julius Cäsar und einen Diocletian. Der Anblick der Ruinen selbst beweist, daß diese Localität eine römische Station war, welche in die Zeit der ersten Besetzung des Landes hinaufreicht. Auch fand man zwei Särge mit riesenhaften Skeletten, das eine von 7 Fuß, das andere von 6' 5". Sie zerfielen in Staub, sobald man sie der Luft aussetzte.

Christenverfolgung in Cochinchina. Den neuesten im Asiatic Journal Februar 1839 mitgetheilten Nachrichten zufolge dauert diese unaufhörlich fort; alle Europäer sind in Gefahr, und die französischen Missionäre müssen sich verborgen halten. Ohne die Bildung einer einheimischen Geistlichkeit wäre das Christenthum in jenem Lande so gut wie verloren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1839.

Chinesische Administration.

Examen.

Das System der Examen ist der eigentlich charakteristische Zug der chinesischen Civilisation, und ein großer Theil der Mängel, so wie der Vorzüge derselben, schreiben sich von ihm her. Es bezeichnet die chinesische Race als eine durchaus civilisirte, daß sie auf diese Art das Princip aufgestellt hat, daß das Verdienst das einzige Recht zum Befehl gebe, und daß sie die beiden Hauptelemente des Einflusses bei andern Völkern, Herkunft und militärisches Verdienst, dem bürgerlichen Verdienst und den Kenntnissen untergeordnet hat, darin ist sie allen andern Racen um ein Jahrtausend voraus gegangen. Aber auf der andern Seite hat man in China die Probe des Verdienstes auf einen zu beschränkten Kreis reducirt, und vor Allem das Gedächtniß und das Talent mechanischen Lernens belohnt. Dieß ist ein Abweg, zu dem jedes System von Examen nur allzu leicht führt, und auf den man auch im Abendland in neuester Zeit, wo das chinesische Examensystem vielfach nachgeahmt wird, verfällt. In China hat es mehr als irgend etwas Anderes beigetragen, der Nation den stereotypen Charakter zu geben, der an ihr auffallt, und den sie auch wirklich hat, obwohl nicht in dem Maße, in dem er einem oberflächlichen Beobachter erscheint. Jedenfalls ist es eine Anstalt, deren Wirkungen auf das Schicksal eines großen Theils der Menschheit von solcher Ausdehnung gewesen sind und noch sind, daß sie einer genauern Betrachtung wohl werth ist.

Die chinesische Erziehung fängt mit dem Auswendiglernen einiger Elementarbücher an, von denen man auf die vier moralischen und die fünf classischen Bücher übergeht, die ebenfalls auswendig gelernt und deren populäre Commentare dabei von den Knaben studirt werden. So weit kann man es in jedem Dorfe im ganzen Reiche bringen, denn keines ist ohne Elementarschulen. Wer sich der literarischen Carriere, d. h. dem Staatsdienst widmet, beginnt dann höhere Studien, liest die gelehrtesten Commentare der classischen Bücher, studirt die Geschichte von China, und übt sich im poetischen Styl. Die reichern Classen haben dazu Hofmeister im Hause, die ärmern studiren aus Büchern oder gehen in die gelehrten Schulen, deren jede bedeutende Stadt mehrere hat. In jedem District sind Schulinspectoren ersten und zweiten Ranges angestellt, welche unter dem literarischen Kanzler der Provinz stehen, und die vom zweiten Rang machen jährlich zwei Visitationsreisen durch den District, wohnen den Schuleramen bei, und ertheilen den besten Schülern die nöthige Erlaubniß, um bei dem jährlichen Districtsexamen zu erscheinen. Bei diesem wird den Candidaten vom ersten Beamten des Districts ein Thema aus den classischen Büchern vorgelegt, worüber sie einen Aufsatz schreiben. Etwa ein Zehntel der Candidaten wird angenommen, ihre Namen in das officielle Register eingetragen und an den Straßenecken angeschlagen, und sie sind berechtigt, sich das nächste Jahr bei dem Concursexamen in der Hauptstadt der Provinz einzufinden. Wer diesen Concurs passirt, hat das Recht allen Examen zur Ertheilung des ersten literarischen Grades (dem eines Siu-tsai) beizuwohnen. Diese werden zweimal in drei Jahren gehalten und außerdem noch in jedem zehnten Jahre der Regierung eines Kaisers, und dauern drei Tage. Die Candidaten werden in einem großen Saal versammelt, der eine Menge abgesonderter Zellen enthält, deren eine jedem von ihnen angewiesen wird. Die Themata werden gedruckt und jedem Studenten bei seinem Eintritt das Thema des Tages in die Hand gegeben. Den ersten Tag werden drei Themata aus den vier moralischen Büchern und ein Thema zu einer Strophe von Versen gegeben, den zweiten fünf Fragen jede aus einem der fünf Bücher von Konfutse, den dritten Tag fünf Fragen über Geschichte und Verfassung von China. Bei ihrem Eintritte passiren die Candidaten zuerst durch einen Hof, von da über eine Brücke, die über einen Graben führt, und von Soldaten bewacht ist, in den Examensaal. Sobald sie beisammen sind, wird das Thor versiegelt, und Niemand unter irgend einem Vorwande mehr zugelassen, die Candidaten selbst je in eine kleine Celle, drei Fuß breit und vier Fuß lang, mit einem Tisch und Bank, eingeschlossen. Hier arbeiten sie ihre Aufsätze aus, und übergeben sie dann dem Pedell, der sie sogleich Abschreibern überliefert, damit die Examinatoren nicht die Verfasser an der Handschrift erkennen können. Die Stu-

Digitized by Google

denten erhalten dann Erlaubniß, spazieren zu gehen, während der Examinator die Aufsätze liest, und die, welche Fehler enthalten, bezeichnet; die Verfasser derselben haben sich als vom Examen entlassen anzusehen. So wird an jedem der drei Tage verfahren, und am Ende werden die siegreichen Candidaten mit Seide beschenkt und zu einem großen Gastmahl eingeladen. Ihre Aufsätze werden herausgegeben, damit das Publicum darüber urtheilen kann. Das Interesse des Publicums an diesen Examen ist eben so groß, als das, welches das englische an Wahlen nimmt; man hat in Canton oft 12,000 Fremde bei solchen Gelegenheiten gezählt. Sobald die Resultate des Examens bekannt sind, werden die Namen der siegreichen Candidaten in der ganzen Provinz verbreitet, Listen davon gedruckt und versendet, und selbst Bauern lesen sie mit großer Begierde. Die Eltern erhalten Glückwünschungen und kleben Anschläge an ihre Thüren, um das Glück, das ihrem Hause wiederfahren ist, bekannt zu machen. Der siegreiche Candidat, der jetzt den Titel Siu-tsai erhält, trägt von nun an einen blauen Rock mit schwarzer Borte und einen silbernen Vogel auf der Mütze.

Die Examen für den zweiten Grad, den eines Kiu-tsekin, sind ähnlicher Art, nur dauern sie neun Tage, und nur Einer von 170 Siu-tsai's erhält diesen Grad. Sie tragen einen braunen Rock und einen goldenen Vogel, und können Aemter antreten. Wenn sie wünschen, ihre Studien fortzusetzen, um den dritten Grad, den eines Tsin-tse zu erreichen, so können sie auf kaiserliche Kosten sich nach Peking begeben, um dem Examen dieses Grades, das alle vier Jahre gehalten wird, beizuwohnen. Die Themas werden dabei von den ersten Staatsbeamten gegeben, und nur wenige von den Tausenden der Candidaten passiren. Wer endlich seinen literarischen Ehrgeiz noch höher treibt, kann den Examen zum Grad eines Hantin beiwohnen, wo der Kaiser selbst die Fragen ertheilt und die Aufsätze liest. Die wenigen, welche dieses Examen passiren, werden mit großem Aufwande vom Kaiser tractirt, und sind plötzlich bedeutende Männer im Staate.

Der Eifer, mit dem die Candidaten sich um einen Grad bewerben, ist unbegreiflich. Man sieht siebenzigjährige Greise, welche noch Siu-tsais werden wollen, und nichts als der Fall einer Trauer um Eltern und Verwandte kann einen Candidaten legal vom Examen ausschließen, in jedem andern Fall ist er gehalten, jedem anzuwohnen. Es gibt Fehler in den Aufsätzen, die einen Candidaten auf immer ausschließen; wenn aber die Examinatoren sich parteiisch zeigen oder die Aufsätze nicht sorgfältig lesen, so empören sich die Studenten gegen sie, und haben sie oft gezwungen, ihren Wünschen nachzugeben. Wenn der Kaiser eine Provinz strafen will, so suspendirt er die Examen, und dieß gilt für die schmählichste aller Strafen; wenn er dagegen seine Gnade zeigen will, so erlaubt er ein außerordentliches Examen, wie z. B. kürzlich geschah, als die Kaiserin Mutter ihren sechzigsten Geburtstag feierte.

Die Intriguen, zu denen die Examen Veranlassung geben, sind zahllos; es gibt eine Menge armer Gelehrten, welche den Candidaten um Geld ihre Aufsätze schreiben, und vor einigen Jahren entdeckte man in Canton einen unterirdischen Gang, der in den Examensaal führte, und durch den man den Candidaten untergeschobene Arbeiten zubrachte. Die literarischen Kanzler der Provinzen werden ebenfalls oft der Parteilichkeit angeklagt und schwer bestraft. Einer der gewöhnlichsten Betruge ist der, daß die Candidaten gegen das Gesetz Bücher mit sich einschmuggeln, und es gibt dazu kleine Ausgaben der Classiker und der besten Lexika, welche sich leicht in den Aermeln verbergen lassen; man sieht bisweilen in europäischen Bibliotheken Exemplare dieser diminutiven Ausgaben. Doch dieß sind unbedeutende Umgehungen des Rechts, die eher beweisen, daß das Gesetz über die Examen mit Strenge gehandhabt wird, da sonst die Candidaten nicht dazu ihre Zuflucht nehmen würden, aber die Regierung selbst hat einen weit größern Mißbrauch einreißen lassen, welcher dem ganzen Systeme seinen Untergang droht.

Ueber die Verbindung zu Land zwischen Angola und Mozambique oder der Ostküste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Ungefähr 40 Jahre früher, als Lacerda seine Reise antreten wollte, kam der Vater desselben, Gonçalo Caetano Pereira genannt, aus Goa, und ließ sich hier an den goldreichen Küsten nieder, wo er besonders seinen Gewinn aus Goldwäschereien zog, so wie durch den Handel mit den Kaffern. Dieser Mann, von hochherzigem Geiste, wurde, ohne eine Macht zu besitzen, doch von allen Häuptlingen (Regulus) der Nachbarschaft geliebt und zugleich gefürchtet, nicht nur wegen seiner Freigebigkeit, sondern auch wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit, so daß man ihm den Beinamen Dombo-Dombo gegeben, was so viel heißt, als der Schrecken (Terror). — Da nun seit langen Zeiten her die Kaffern Muizas (eine besondere Abtheilung des Kaffernstammes) mit dem Stamme der Mujaos Handel trieben, so bekamen sie dadurch Nachricht über den Aufenthalt des obigen Gonçalo in Java, wo er jenseits des Flusses Zambeze, fünf Tagereisen von jenem Orte, Goldwäscherei betrieb. Im Jahre 1793 fanden sie sich also bei ihm ein mit einer Ladung Elfenbein, die sie ihm zum Kauf anboten, versichernd, daß ihr Häuptling Cazembe in Freundschaft mit ihm zu treten wünschte. Dieser Mann vertraute ihren Worten, und sandte ihnen Stoffe auf Credit und fand sich nicht betrogen, sie bezahlten später ehrlich. Hierauf machte er ihnen noch eine zweite Sendung durch seine Muzambazes (dieses sind kaffrische Sklaven, die für ihre Herren Handel im Innern der Sertoes treiben), und hatte ähnliches Glück damit, wie zum erstenmale. — Da nun Gonçalo auch den andern Bewohnern der Flußufer nützlich seyn wollte, so theilte er ihnen diese Handelsverbindung mit, und auf diese Art entschlossen sich mehrere, durch ihre Muzambazes Waaren abzusenden, und zwar zu gleicher Zeit in Begleitung des Manoel Caetano Pereira, Sohn des Gonçalo, der sich nun zum erstenmal auf diese Handelsreise begab. Im Mai 1796 trat er von dem Orte Marengu, drei

Digitized by Google

Tagereisen von Java, seinen Marsch an in Gesellschaft seiner Sklaven und der Muizas, die im vergangenen Jahre das Elfenbein gebracht. Die ersten Länder, welche er durchzog, gehörten dem Regulo Marabes, auch Bive genannt, wo er den drei Häuptlingen Mocanda, Mozes und Mocombanda einen kleinen Tribut in Zeugen entrichtete, um freie Passage durch ihr Land zu erhalten. Fünfundvierzig Tage brachte er bis zur Gränze dieses Landes am Rio Araangua zu, der sich bei dem Flecken Zumbo in den Zambeze ergießt. Bis hierher waren die Portugiesen noch nicht vorgedrungen. Er fand nirgends ein Hinderniß, was angeführt zu werden verdiente, selbst von den Marabes, welches privilegirte Räuber sind, wurde er nicht beunruhigt. — Die Marabes verursachen den Handelsleuten oft großen Schaden, indem sie ihnen ihre Waare unter allerhand Vorwand (Milandos) als Strafe abnehmen, z. B. wenn ein Hund der Kaufleute in ein Haus dringt, oder hinter dem Fedevich herläuft, oder wenn die Muzambazes durch ihre Ortschaften ziehen, ohne dieses vorher anzuzeigen, und solcher Kleinigkeiten mehr, um nur, wie gesagt, einen Vorwand zu haben, den Reisenden etwas abzunehmen. Durch das ganze Land der Marabes hin fand er Mais, Bohnen und Zuckerrohr verschiedener Qualität, auch einiges Rindvieh, allein weder Schafe noch Ziegen und Schweine; bloß Cazembe besaß ein Schwein, was sein Vater ihm geschickt hatte. — Nachdem er einige seiner Sklaven jenseits des Rio Araangua zurückgelassen, um mit den nächstwohnenden Kaffern Handel zu treiben, setzte er seine Reise in das Land der Muizas fort, die jenseits des Flusses begannen, den sie in kleinen Canots überschritten, die hier gegen Bezahlung einer Kleinigkeit stets bereit liegen. Hier hielt er sich mehrere Tage lang auf, um sich mit Allem zu versehen, was zur weiteren Reise nöthig war; 4 bis 5 Lezoas legte er darauf täglich zurück, und gelangte nach zwanzig Tagen an einen andern Fluß, von den Muizas Zambeze genannt, der ein ganz anderer ist, als der von den Portugiesen gekannte Rio Zambeze. — Die Muizas sind ein gefälliges, wohlwollendes Handelsvolk. Im Durchreisen ihres Landes machte er verschiedene Geschenke von Zeugen an die Häuptlinge des Landes, die unter dem Oberhaupte Cazembe stehen, und diesem einen Tribut in Elfenbein bezahlen. Alles Zeug, was bisher zu den Muizas kam, wurde von den Mujaos gekauft, und diese erhielten es von den Mohammedanern in Zanzibar. Alles Elfenbein, was in großer Menge aus Cazembe ausgeführt wird, kommt zuerst in die Hände der Mujaos, ihrer Nachbarn, und diese bringen nicht alles nach Mozambique. Der Cazembe verlangte, wie Caetano Pereira erzählt, damals schon keine Stoffe mehr von den untergebenen Häuptlingen, weil diese dieselben erst beschnitten, und ihm daher theurer zu stehen kamen, als wenn er sie von den Portugiesen erhandelte, die ihm ganze Ballen bringen mußten. Hieraus muß natürlicherweise der Verfall des Handels mit den Mujaos so wie der Mouros erfolgen, und das Aufblühen des portugiesischen, sobald man diesen nur ins Große treibt, und den Fluß hinaufschifft. Der König Cazembe empfängt die Handelsgegenstände nicht als verkauft, sondern gleichsam als ein Geschenk, wogegen er wieder ein Geschenk in Elfenbein macht, wobei man sich nicht schlecht steht. Caetano Pereira wollte dieses aber noch Alles näher untersuchen. So viel Gewißheit habe er schon über den Zustand dieser Länder erhalten, daß besonders dieses Reich, welches ganz im Innern Afrika's liegt, nicht so barbarisch sey, wie es von vielen Geographen geschildert werde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ländliches Fest in Paraguay.

(Aus Robertson: Letters on Paraguay Vol. I.)

Während seines Aufenthalts in Assumpcion war Hr. Robertson durch ein Mitglied der Regierung Don Gregorio de la Cerda bei einer alten Dame Dona Juana de Zequibel eingeführt worden. Die Bekanntschaft zwischen beiden wurde genauer, als Don Gregorio die Dame veranlaßte, ihren Landsitz in Ytayua, in der Nähe von Assumpcion, dem jungen Mann anzubieten, der seit einiger Zeit sich nach einer anmuthigen ländlichen Wohnung umgesehen hatte, und der dieß Anerbieten nicht wohl ausschlagen konnte, wenn der Landsitz auch nicht der reizendste und beste in der Gegend gewesen wäre. Aus diesem Zusammentreffen entspann sich auf Seite der Dame, die trotz ihrer 64 Jahre lebendig an Geist und Körper genug war, ein so zärtliches und heftiges Gefühl für Hrn. Robertson, daß sie nicht zögerte, ihm Herz und Hand anzubieten.

Die Scene, die dieses Geständniß herbeiführte, war drollig genug, indem er seine 62jährige Schöne unter der Leitung eines Guitarista eifrigst beschäftigt fand, eines der melancholischen Lieder der Landleute von Paraguay, für die er eine besondere Vorliebe ausgesprochen, einzuüben. In ziemlich starken Ausdrücken setzte er ihr das Unpassende ihres Unternehmens auseinander, und erregte dadurch ihren Zorn in einem solchen Grade, daß er für ihre Gesundheit fürchtete. Doch am andern Morgen war sie zur Vernunft zurückgekehrt, und schlug ihm als Zeichen ihrer Aussöhnung die feierliche Begehung des St. Johannistages, der nahe bevorstand, vor, womit er gern sich einverstanden erklärte. Die Vorbereitung dieses Festes und seine Feier lassen wir mit Hrn. Robertsons eigenen Worten folgen:

Der Johannistag war nahe. Es ist ein großer Festtag in allen katholischen Ländern, und nicht allein der Namenstag der Dona Juana, sondern auch der meinige. Als Beweis, daß sie mir nicht zürne, schlug sie mir vor, den Johannistag in ihrem Haus in Ytayua oder Campo Grande mit einem ländlichen Feste zu feiern. „So, sagte sie, werden wir unseren Heiligen ehren, und zugleich die Aufrichtigkeit unserer gegenseitigen Versöhnung zeigen. Ich gestehe, ich bin recht thöricht gewesen, doch das ist vorbei.

Ich willigte von Herzen in die Feier dieses Festes, und wir beide, Dona Juana und ich, gingen nach Assumpcion, um die Gäste einzuladen, sie auf einem stolzen Zelter, von zwei hübschen Mulattinnen gefolgt, ich neben ihr auf einem nicht zu verachtenden Fuchs, mit einem schwarzen Diener hinter mir.

In Paraguay weiß man nichts von dem Gebrauche, vier Wochen vor dem für ein Fest bestimmten Tage Einladungskarten herumzuschicken, überhaupt von Einladungskarten hat man keinen Begriff. Der einfache Gebrauch für diejenigen, in deren Hause es stattfinden sollte, ist, drei

Digitized by Google

Tage zuvor persönlich zu ihren Freunden zu gehen und sie zum Abendessen, Mittagessen, zur Hochzeit oder zum Tanz einzuladen, wie es nun gerade sich trifft. Nun war ich mit Hohen und Niedrigen, Armen und Reichen in Assumpcion nicht allein bekannt, sondern sogar vertraut. Obgleich es einen Unterschied, und selbst einen recht bedeutenden, unter den Classen der Gesellschaft gab, so war er doch nicht so scharf wie in Europa, wo ein Mann von gewissem Range sich erniedrigt, wenn er in einem niedrigeren Kreis erscheint. Daher waren unsere Gäste eben so verschieden an Rang, als groß an Zahl.

Doña Juana und ich kamen in Assumpcion zeitig genug an, um in Einem Tag unsern Gästen, wie wir sie uns aufgezeichnet hatten, persönlich unsern Besuch zu machen. Natürlich wandten wir uns zuerst an die Mitglieder der Regierung, und keines derselben schlug es uns ab. Dann folgten Don Gregorio de la Cerda, der Gevatter fast aus ganz Paraguay, und die andern Beamten von Rang und Bedeutung; der Generalpostmeister, der Zolleinnehmer, die weltliche und Ordensgeistlichkeit; die Quartelerös oder die Officiere der Casernen; der alte spanische Gouverneur, General Velasco; einige Landbesitzer; einige Kaufleute und Kleinhändler; Alle, Alle versprachen zu kommen.

Als das große Fest vorläufig so eingeleitet war, fingen wir ernstlich an, die nothwendigen Vorkehrungen zu treffen, um es glänzend zu machen, und darin wurden wir von vielen Familien in Assumpcion unterstützt.

Endlich war Alles fertig, und der Tag des heiligen Johannes ging heiter über Itapua auf. Doña Juana hatte nicht allein an ihre zahlreichen Gäste gedacht. Ein großes Bild des heiligen Evangelisten, das sie in einem kostbaren krystallenen Schrein als die Hauptzierde des Gesellschaftszimmers aufbewahrte, war von neuem gemalt und vergoldet worden; auch hatte man ihm ein schwarzsammtnes Gewand gekauft und reich mit goldenen Tressen besetzt. Ueber ihm schwebte ein Cherub, und mit größerer historischer Treue, als ich es von einem römisch-katholischen Künstler hätte in Paraguay erwarten sollen, erhoben sich hinter dem Heiligen künstliche Felsen, Moos und Bäume, wodurch die Insel Patmos dargestellt werden sollte, wo er die Apokalypse schrieb. Jeder Freund Doña Juana's hatte irgend ein Juwel hergeliehen, um den heiligen Mann zu schmücken. Ringe blitzten an seinen Fingern, Ketten hingen an seinem Hals und eine Tiare schmückte seine ehrwürdige Stirne. Die Riemen seiner Sandalen waren mit Perlen besetzt; ein kostbarer Gürtel zeigte seinen schlanken Wuchs, und sechs große Wachslichter brannten vor seinem Schrein. Da, umgeben von duftendem Immergrün, Orangen, Limonien und Akazien, stand der Lieblingsheilige, um die erste Begrüßung jedes ankommenden Gastes zu empfangen.

Die Orangenwäldchen auf beiden Seiten des Hauses waren mit bunten Lampen geschmückt, die fertig zum Anzünden waren. Die Tische waren von den besten Zuckerbäckern in Assumpcion versehen: der Koch des alten Gouverneurs war für diesen Tag gemiethet worden, und jeder gebeten, so viele von seinen eigenen Dienern mitzubringen, als er könne.

Als dieß Alles in Ordnung gebracht war, setzten wir uns auf eine Bank vor das Haus, und erwarteten die Ankunft unserer Gäste mit aller der Zufriedenheit, die dem Bewußtseyn entspringt, keine Mühe gespart zu haben, Bequemlichkeit und Unterhaltung zu bereiten.

Im Monat Junius, dem Winter von Paraguay, ist das Wetter gewöhnlich kühl genug, um den Leuten zu erlauben am Mittag auszugehen. Kaum hatte daher die Sonne angefangen ihre schrägen Strahlen über die schattigen Ausgänge zu werfen, die aus Assumpcion in die umliegende Gegend führen, als Pferde, Maulthiere, Karren, Kutschen, Wagen jeder Art nach Itapua in Bewegung gesetzt wurden.

Vor allen die Ersten kam eine Gesellschaft Franciscanermönche, mit der Musikbande ihres Klosters voran, auf glatten, wohlgenährten, schön aufgezäumten Rossen. Trotz der Kühle des Tages trug jeder Mönch seinen Schirm, und wenn auch die rauhen Kutten und der Mangel an Weißzeug und Strümpfen ihre Demuth verkündeten, so erzählte doch das stattliche Aeußere Aller und die treffliche Haltung ihrer Pferde schweigend von guter Kost und Bequemlichkeit, was auch dem frommsten Beobachter nicht entgehen konnte. In Bezug auf die Musikbande des Klosters muß ich zur Erläuterung hier hinzufügen, daß in Assumpcion jedes Kloster sein eigenes Orchester hat, um das Hochamt zu feiern; das denn auch ausgemiethet wird in der christlichen Absicht, festliche Fröhlichkeit zu verbreiten und des Klosters Einkünfte zu erhöhen. Die Franciscaner, acht an der Zahl, und nach ihnen die Dominicaner und Recoletanos stiegen von ihren Pferden, knieten nieder und zogen ihre Hüte ab vor St. Johannes; die Musikanten spielten: Jubilate, dann folgten Erfrischungen und Glückwünsche ganz wie in Europa.

Für die Pferde einer solchen Gesellschaft, wie wir erwarteten, gab es natürlich keinen Stall; daher wurden die Thiere, wie sie ihre Herren nach und nach herbeiten, in einen großen Potrero oder Grasgarten für die Nacht geführt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Christenthum auf Neuseeland. Der Missionary Register enthält ein Schreiben aus Mangunga vom 30 November 1837, worin dieser meldet, daß er am 27 August jenes Jahres 129 Eingeborne getauft habe; Leute von jedem Alter, Knaben von 12 Jahren und grauhaarige Greise befanden sich darunter; auch gehörten sie allen Classen der Gesellschaft an, vom Sklaven der Kriegsgefangenen bis zum Häuptling vom ersten Rang. „Es hätten, fügt er hinzu, noch weit mehr getauft werden können, aber wir drangen streng darauf, daß die einheimischen Lehrer uns keinen Candidaten vorschlagen sollten, dessen Benehmen nicht hinlänglichen Beweis seiner Aufrichtigkeit lieferte.“ Ein merkwürdiges Beispiel von Eindringen europäischer Sitte ist noch nachfolgender Vorfall. Ein Eingeborner aus Hokianga wurde kürzlich wegen des absichtlichen Mordes eines Weißen von einer Jury seiner eigenen Landsleute gerichtet, wobei der Häuptling als Richter fungirte; er wurd schuldig befunden, und verurtheilt erschossen zu werden, welches Urtheil auch alsobald vollstreckt wurde.

•

Ueber die Ausfuhr von Kulis nach Mauritius. Man beklagt sich auf dieser Insel sehr über die Art, wie man sich in Indien in neuerer Zeit der Ausfuhr der Kulis widersetzt, und gibt die Eifersucht der Zuckererzeuger in Indien gegen dir auf Mauritius als Ursache an.

•

Verbrechen in Neusüdwales. Die Journale jenes Landes berichten, daß sich die Verbrechen unter dem dortigen Militär reißend vermehren, was namentlich ihrem häufigen Verkehr mit den Deportirten zugeschrieben wird.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Engländer und Franzosen in Canada.

Man hat in England lange und viel gesprochen und debattirt über den Stand der Dinge in Canada; man hat auf der einen Seite die Wuth der Demagogen, auf der andern den Hochmuth und die Willkür der Regierung und ihrer Werkzeuge angeklagt; nichts von allem dem ist die wahre Wurzel des Uebels. Lord Durhams Bericht hat den Schleier, den nur Wenige etwas gelüftet hatten, ganz hinweggezogen. Die Stammfeindschaft der Engländer und Franzosen liegt allen den verworrenen Streitigkeiten zu Grunde, und hat, wie ein ächter Proteus, sich in alle möglichen Farben gekleidet, um nur nicht ganz nackt in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen. Indeß läßt die Auseinandersetzung in der obigen Staatsschrift keinen Zweifel übrig, und alle Fragen über die künftige Verwaltung jener Colonien treten vor der einzigen zurück: wie wird man in Zukunft zwischen diesen beiden Stämmen, deren Unverträglichkeit durch das gezwungene Nebeneinanderbestehen endlich bis zum tödtlichen Hasse gediehen — zu einem Hasse, daß sie gleich zwei zornentbrannten Zweikämpfern das eigene Leben, ihre ganze Nationalität nichts achten, wenn sie sich nur an dem Gegner rächen können — wie wird man in diesem Widerstreit einschreiten können? Es wäre ein Meisterstück der Staatskunst, hier Recht und Unrecht gleich abzuwägen, und die Zukunft beider Stämme gleich sicher zu stellen. Dieß ist aber wohl ein Unding, und die ganze Weisheit wird darauf hinauslaufen, die Unterdrückung des französisch-canadischen Stammes gesetzlich, und für die Einzelnen den Verlust so milde wie möglich zu machen. Ein neuer Zug in der Völkergeschichte Amerika's! Der germanische Stamm macht in ganz Nordamerika sein Herrscherrecht auf eine furchtbare Weise geltend, und er kämpft selbst gegen das Klima an, um sich über das ganze Gebiet, vom mexicanischen Golf bis zum nördlichen Meere, auszubreiten. Aber im Süden ist die Stelle, wo er sterblich ist, und dort wird seine Kraft erlahmen. Was wird aber aus der trotzigen Bevölkerung des Westens (half horse, half alligator) werden? was wird der Weg seyn, der den fremden französisch-canadischen Stamm zum Untergange führt? Diese Frage wird in kurzem das englische Parlament beschäftigen — das zweitemal, daß dieses im Laufe weniger Jahre einen entscheidenden Einfluß auf die ameeitanische Bevölkerung ausübt. Nach der Negeremancipation ist dieß die wichtigste Frage, über die es einer Regierung zu entscheiden möglich ist. Schon jetzt zeigt sich, daß die französische Nationalität weichen wird; jährlich geht aus Canada eine große Zahl junger Leute, um Arbeit zu suchen, in die Vereinigten Staaten: mit jedem Jahre kehren weniger davon zurück. Die Andern bleiben und verschmelzen sich mit der „angelsächsischen" Bevölkerung.

Ueber die Verbindung zu Land zwischen Angola und Mozambique oder der Ostküste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Jenseits des Flusses Zambeze bis zu dessen Ufern beginnt das Reich des Cazembe, welches dessen Vater Morupue eroberte, so wie nun die Muizas durch Cazembe unterjocht wurden. Caetano Pereira brachte von den Ufern des Flusses an bis zu dem Orte, oder der Residenzstadt, wenn man sie so nennen darf, wo der König Cazembe seinen Sitz hatte, 30 Tage zu. Auf diesem Wege passirte er mit seiner Karawane durch manche wüste Gegenden, in welchen sie zuweilen reißende Thiere verschiedener Gattungen antrafen; auch hatten sie einen Sumpf von beträchtlicher Erstreckung zu durchwaten, womit sie einen ganzen Tag zubrachten, und oft ging ihnen das Wasser bis über die Hüften. Dieser Sumpf, oder seichte See, sagen die Kaffern, habe zwei Ableitungscanäle: der eine nach dem Rio Zambeze und der andere nach dem Rio Murusura, an dessen Ufern der König seine Residenz hat, die sich über viele kleine Inseln erstreckt, und deren eine so große Menge sind, die von der Stadt eingenommen werden, daß man drei Tage braucht, um von einem Ende zum andern zu kommen. Der Fluß Murusuea zieht sich hinter dem Gebirge Morembola hindurch. Das entgegengesetzte Ufer führt den Namen Narjaoa-Matope, oder auch Fire. Man sagt, daß unterhalb der Stadt der oben genannte

Digitized by Google

Rio Zambeze sich mit diesem Flusse vereinige. Ob der Rio Zire (Muruſura) derselbe ist, der unter dem Namen Lucuase sich nahe bei Quillimane ins Meer ergießt, da man keinen andern Fluß als diesen zwischen Mozambique und Quillimane antrifft, muß noch näher untersucht werden. Der König Cazembe zeigte dem Pereira seinen größten Wunsch, mit den Portugiesen in nähere Verbindungen zu treten, und es kostete sogar einige Mühe, um die Erlaubniß zu erhalten, seine Rückreise antreten zu können. Er bat ihn, bei ihm zu bleiben, seine Mozambazes mit der Ladung Elfenbein nach der Heimath zurückzusenden und durch diese wieder mehrere Waaren kommen zu lassen. Nur unter dem Versprechen, daß er wieder kommen wolle, ließ er ihn ziehen mit der Drohung, daß wenn er nicht wieder käme, die Portugiesen als Feinde behandelt werden sollen, er würde sie ermorden und ihnen ihre Waaren abnehmen lassen. Während sechs Monaten, daß sich C. Pereira daselbst aufhielt, gab ihm der Herrscher einen großen Strich Landes mit Manihot (Manbioca) bebaut, welches daselbst das vorzüglichste Nahrungsmittel ist, um sich und die Seinigen damit zu unterhalten; außerdem machte er ihm auch noch anderweitige Geschenke und gab ihm und den Seinigen das Privilegium der Befreiung von allen Strafen, denen die übrigen Unterthanen gesetzlich unterworfen sind, wie z. B. das Abschneiden oder das Coupiren der Ohren, der Hände und der Schamtheile, Ersatz des Gestohlenen mit Gewinn für den Bestohlenen ꝛc. Dieser König, unser guter Freund, hatte seine kleinen Eitelkeiten, er that z. B. gegen andere Herrscher groß damit, daß C. Pereira zu ihm gekommen, daß er in Verbindung mit Weißen stehe, wovon noch manche afrikanische Volksstämme glauben, daß sie unter dem Wasser geboren werden. Cazembe schickte eines Tages den Sohn des Königs der Muizas, den er überwunden und getödtet, nebst einem Großen seines Reichs, Namens Catara, zum C. Pereira, um diesem Aufschlüsse über das Innere des Landes zu geben. Diese erzählten ihm nun, daß die Vorfahren des Cazembe von Angola hergekommen und das jetzige Reich erobert haben. Von Cazembe aus kann man in 60 Tagen nach Morupue kommen, aber auch nach Art der Weißen zu reisen, in weniger Zeit, und von Angola aus sollen Canots bis nach Morupue oder in die Nachbarschaft auf dem kleinen Flusse hinauf kommen, um von da aus Sklaven zu holen. Von Morupue würden allerhand Waaren nach Cazembe gebracht, die von der Westküste Afrika's kämen, wie z. B. Spiegel, Gläser, Tassen, Glaskorallen, Leder und wollene Zeuge. Auf dem Wege von Cazembe nach Morupue komme man über vier Flüsse, welche alle von der Rechten zur Linken fließen und folglich an der westlichen Küste ausmünden müssen. Einer derselben sey so breit, daß man einen ganzen Tag damit zubringe, um hinüberzukommen. Ob dieser Fluß der Sememe oder auch Rio Grande und Grande Rio sey, bleibe noch zweifelhaft.

Die Sklaven, welche Cazembe macht, sendet er alle seinem Vater zu, und von diesem gelangen sie auf irgend einem Wege nach Angola, welches die Kaffern Gora benennen, wofür sie dann die oben benannten Waaren zurückbringen. An die Portugiesen dieser Gegenden wollen sie keine Sklaven verhandeln, auch stehen sich die Portugiesen besser dabei, hier nur Elfenbein zu erhandeln, das sie auf kürzerem Wege nach der Küste bringen können, dagegen es den Kaffern schwer fallen würde, diese schweren Gewichte Elfenbein nach Angola zu transportiren. Auf beiden Seiten ist also Gewinn, da der Transport der Sklaven nach Angola, wohin sie die eigenen Beine tragen müssen, nichts kostet.

Das Reich Cazembe ist übrigens sehr fruchtbar an allen Arten von Früchten und Wurzeln jener Klimate, auch wird daselbst sehr viel Dende-Oel fabricirt. C. Pereira erzählt nur, daß er auf seiner Rückreise, wozu er einen andern Weg einschlug, um nicht wieder den großen Sumpf zu durchwaten, großen Mangel litt, und gibt nur noch einige Nachrichten über den Herrscher dieses Landes, z. B. daß ihm allein als ein Hoheitsrecht zustehe, Rindvieh zu halten, seine Unterthanen dürfen nur kleines Hausvieh erziehen. Cazembe lebt auf einem prächtigen Fuße, er hat eine große Dienerschaft, und seine vielen Weiber müssen sehr zurückgezogen leben; er erlaubt ihnen nur, mit Personen seines Vertrauens sich zu unterhalten. Seine gewöhnliche Kleidung besteht in einem großen Stück seidener Zeuge, was, um die Hüften gewunden, mit einem Gürtel festgehalten wird, und eine Menge Falten nach oben hin bildet. Dies scheint überhaupt die Kleidungsmode der Cadundos zu seyn; seinen Kopf schmückt eine mit rothen Federn gezierte Mütze, und an den Beinen trägt er ebenfalls mancherlei Schmuck von Korallen, Glasperlen und andern farbigen, glänzenden Quincailleries. Von seinen Unterthanen wird er außerordentlich verehrt, und um diesen Respect zu erhalten, läßt er sich nur selten unter ihnen sehen, und nur bei Gelegenheit, wenn er mit den Großen seines Reichs eine Versammlung hält. Es wird alsdann anstatt Thee, Kaffee oder Chocolade, zu welchen Getränken er die nöthigen Service besitzt, eine Art Wein herum gegeben, welchen man Pombe nennt, und der aus Mais bereitet wird. Ein delicateres Getränke aber, Sura genannt, das aus einer wilden Palme, Mibiena genannt, ausgezogen wird, wird nur den größten Vertrauten in einem besondern Zimmer verabreicht. Sie trinken nicht so viel, als sie wohl zu sich nehmen möchten, sondern erhalten nur die Portion, welche ihnen der König bestimmt, um sich nicht zu betrinken und in Gegenwart des Königs sich Unanständigkeiten zu erlauben. Das Betrinken wird als ein Verbrechen bei ihnen angesehen und hart bestraft, sogar ein eigener Richter ist dafür angestellt.

(Schluß folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Ueberschreiten der russisch-polnischen Gränze. — Lemberg.

Gefühlvolle Reisende! wenn ihr die Gränze überschreiten müßt, so geht nicht über Radziwilow: die harten Juden hindern euch nicht nur das Herz auszuweinen, sondern geben euch nicht einmal Zeit, ein einziges Thränchen zu vergießen. Das Zollhaus, wo die Päße visirt werden, befindet sich hart neben

Digitized by Google

Radziwilow; der Schlagbaum aber ist zwei Werste vom Zoll entfernt, und steht mitten in einem Wäldchen, umgeben von einigen Häuschen, in denen Officiere und Soldaten wohnen. Sobald Befehl gegeben war mich ziehen zu lassen, warfen sich zehn Juden auf mein Felleisen, wie auf ihre Beute, zerrten es nach verschiedenen Seiten in der Richtung aller centrifugalen Kräfte, stritten sich und gaben einander Püffe; endlich packten sie mich selbst, setzten mich in einen langen, bedeckten Leiterwagen und baten um einige Groschen! Ich war jetzt ganz in die Hände der Juden gefallen. Der Factor Moschka, dem der Zollbeamte befohlen hatte, mich nach Brody zu führen, der jüdische Judemann, und ein dritter bejahrter Jude, der sich zur Gesellschaft mit aufsetzte, geleiteten mich allein durch einen Wald nach dem eine Meile von Radziwilow entfernten Brody. Diese Stadt, in der neben 4000 Deutschen und Polen 22,000 Juden ständig wohnen und 10,000 unaufhörlich wegen des Handels ab und zugehen, ist somit eine völlige Judenstadt, und ich eilte deßhalb wieder fortzukommen. *)

Die Diligence verließ Brody um 12 Uhr Mittags, der mit Paketen und Felleisen beladene Wagen schleppte sich langsam über die Berge hin. Die Umgebungen boten nichts Merkwürdiges, außer die Schlösser von Ludomirski und Kownizki in den Städten Zasow und Zloczew. Nach Lemberg kamen wir um 6 Uhr Morgens: der Weg führt durch eine Hügelreihe und durch Thäler dahin. Die erstern sind mit Wald bedeckt, die letztern, die auf der linken Seite liegen, mit Gärten und mit Landhäuschen geschmückt. Der schöne Boulevard, der sich um die alte Stadt hinschlängelt, steigt einen Berg hinan und stellt von hier aus dem Blick ganz Lemberg dar mit seinen blühenden Umgebungen. Meine besondere Aufmerksamkeit zog das Rathhaus, **) die katholische Kathedrale und der große viereckige Platz mit vier Fontänen auf sich. Hier ist eine Universität mit einem guten, physikalischen Cabinet und einem naturhistorischen Museum. Ich that einen Blick in die öffentliche Bibliothek, die man zu 40,000 Bänden anschlägt; sie befindet sich in einem der frühern Klöster und hat viele Zimmer. Eine breite, von Säulen gestützte Galerie trennt den Hauptsaal in zwei Abtheilungen: oben schwebt ein schwarzer Adler, und unter ihm steht die griechische Inschrift: ψυχῆς ἰατρεῖον (Seelenarznei), welche an die ptolemäische Büchersammlung mahnte.

Unter den Manuscripten bemerkte ich namentlich die Werke des Aristoteles, einen lateinischen Psalter mit deutschen Buchstaben und die Reden von Johannes Chrysostomus. In dem Psalter sind viele Gemälde, der freie Raum ist mit Bildern des Heilands, der Mutter Gottes und vieler Heiligen geziert, und zwischen den Zeilen trifft man unaufhörlich Crocodile und Menschen, die mit dem Gesicht bald nach oben, bald nach unten liegen. Bemerkenswerther als Alles ist aber, daß in dieser von Slaven gegründeten Stadt, die eine Zeit lang sogar die Hauptstadt des Fürstenthums Halitsch gewesen war, sich auch nicht Eine slavische Handschrift findet. Die Politik der Deutschen hat hier Sitten, Gewohnheiten und Sprache der ursprünglichen Einwohner zerstört; es gibt kein Lwow mehr, allenthalben ist Lemberg.

In der Kirche des h. Onufrius findet sich das Grab Johann Feodorows, des „Druckers zuvor nie gesehener Bücher," wie es in der Grabschrift heißt; dieser entfernte sich mit seinem Gesellen Peter Timofejew Mstislawez wegen Ketzerei aus Moskau, wo er seinen Lehrling Andronik zurückließ, unter dem Schutze des polnischen Königs Sigismund II August, und des Gregori Alexandrowitsch Chodkiewitsch u. s. w. Als die Anstalt dieses letztern zu Grunde ging, begab sich Feodorow nach Lwow, und druckte hier im Jahre 1574 die Apostelgeschichte, Mstislawez gab zu Wilna im Jahre 1575 die Evangelien heraus im Hause der Typographen Cosma und Lukas Mamonitsch. Der erstere ging später nach Ostrog, wo er im J. 1580 das neue Testament und im folgenden Jahre die erste Bibel in slavischer Sprache herausgab. Er starb zu Lemberg im December 1583.

*) Die nähere Beschreibung dieses Orts findet sich schon Jahrgang 1837 Nr. 264 des Auslandes.

**) Der schöne gothische Thurm dieses Rathhauses besteht jetzt nicht mehr. Auf meiner Rückreise im Jahre 1838 fand ich an seiner Stelle nur einen Schutt- und Trümmerhaufen; er war kurz zuvor bis auf den Grund eingestürzt.

Der Kinkimanu-Vogel.

Ein Landbauer im Seine-Departement soll ein sicheres Mittel gefunden haben, sich der Maikäfer zu entledigen vermittelst eines Vogels aus den Sandwich-Inseln, Kinkimanu genannt, wovon er sich ein Paar verschaffte; diese sind gewohnt hauptsächlich Maikäfer zu fressen, und in der Zeit, wo diese fliegen, läßt er die Vögel alle Abende los. Morgens kommen sie zurück, nachdem sie seiner Berechnung zufolge etwa 4000 dieser Insecten getödtet haben. Dieser Vogel hat sich bei ihm vermehrt, und er besitzt etwa 100 Paare davon. (Echo du Monde Savant vom 15 Februar.)

Ein ländliches Fest in Paraguay.

(Schluß.)

Kaum hatten wir unsere Franciscanerfreunde empfangen, als ein alter fast hundertjähriger Rumpelkasten — der alte Staatswagen des Gouverneurs von Assumpcion — die Frauen der Mitglieder der Junta heranführte. Sie waren von ihren Ehemännern begleitet auf zierlichen Rossen und im Vollanzug. Ihre schweren Säbel baumelten an ihren Seiten; doch waren sie in kurze Beinkleider und seidene Strümpfe gekleidet, während ihre Pferde, für solche besondere Gelegenheiten zum Tanzen abgerichtet (und deßhalb Bayaringes, Tänzer, genannt), neben dem Wagen gingen, der seine gewichtige Last durch oft acht bis zehn Zoll tiefen Sand hindurch schleppte. Als der Wagen geleert und die Herren abgestiegen waren, wurden die Pferde in den Grasgarten, der Wagen in den hintern Theil des Hauses gebracht.

Dieser Gesellschaft folgte Don Gregorio de la Cerda und zwölf bis vierzehn seiner Comadres. Sie fuhren in Leiterwagen, über welche ein Tuch ausgespannt und die mit Matratzen belegt waren, damit die Frauen das fortdauernde Stoßen der schwerfälligen Wagen nicht zu sehr

Digitized by Google

führen sollten. Jeder derselben war mit vier Ochsen bespannt und fuhr in jeder Stunde zwei (englische) Meilen. Sechs der Comadres hatten kleine Kinder bei sich. Don Gregorio, ihr Schutzengel, saß auf einem herrlichen Schimmel, im höchsten Styl spanischen Glanzes und Alterthümlichkeit aufgezäumt, und vor und hinter ihm saß einer seiner Lieblingspathen. Er trug einen hellgelben Rock mit großen Perlmutterknöpfen, eine gestickte Weste, seidene Strümpfe und goldene Schuh- und Knieschnallen; natürlich hatte er einen sehr hoch aufgekrämpten Hut und einen weiten Scharlachmantel graciös über die Schultern geworfen. Niemand war je so reich an Pathen als Don Gregorio, und deßhalb sah ich Niemand je so mächtig in Amerika. Denn wer in diesem Land eine hohe Stellung einzunehmen wünscht, der muß streben, der Taufpathe von Allen zu werden.

Nach Don Gregorio kamen Officiere in großer Gala, von denen jeder seine Dulcinea zu Pferde begleitete. Häufig ritt die Dame hinter ihrem Dragoner auf einem besondern Sattel, und nicht wenige Zelter trugen zwei Nymphen Paraguay's, von ihren erwählten Payitos oder jungen Landstutzern begleitet. Dann strömten die Tenderos oder Kleinhändler herein in allem Staat übermüthigen Reichthums; dann kam Dr. Vargas, gepudert und pomadisirt und gekräuselt vom Kopf bis zum Fuß, und die Kaufleute voll „weiser Sprüche und neuer Erklärungen," und endlich kam der ehemalige, gebildete, bescheidene, würdige spanische Gouverneur, General Velasco. Er war nur von seinem Mundschenk und Kammerdiener (denn der treue Knecht übernahm beide Stellen) und einem Reitknecht begleitet. Seine Macht war dahin, seine Würden lagen im Staub; seine Nebenbuhler brüsteten sich mit den Ehrenzeichen und Orden, die wenige Monate vorher ihm allein gehört hatten; doch verfinsterte keine Falte, kein Zeichen von Eifersucht und gedrücktem Stolze seine Stirne. Guter Mann! wie wenig verdiente er das furchtbare Schicksal, das ihn in einer spätern Epoche während Francia's Schreckensregierung ereilte.

Während die Gesellschaft sich versammelt hatte, fingen die Abendschatten an ihre dunklern Farben über den freien Platz vor dem Hause zu werfen. Die Sonne sank in großer Pracht unter, und der Mond stieg auf in gleichem Glanz. Der dunkelblaue Himmel war mit Sternen besäet, und auf ein gegebenes Zeichen wurde das ganze Haus erleuchtet; das Orangenwäldchen strahlte im Lichtglanz, und die Klostermusikanten, theils auf dem freien Platz, theils in den Zimmern aufgestellt, spielten einen Tanz auf. Der Glanz des Lichtes in der Nähe und der blässere Schein, der die Gegend und den Himmel wie ein durchsichtiger Schleier umgab, erinnerte mich an die nächtlichen Feste der Feen in Orten, die noch kein menschlicher Fuß betrat. Die romantische Schönheit des Ganzen wurde noch erhöht, als von Zeit zu Zeit kleine Gruppen paraguayanischer Landleute, die von dem Feste bei Dona Juana gehört hatten, in verschiedenen Richtungen das Thal durchzogen, von zwei oder drei Guitarreros (Guitarrenspielee) begleitet, die den Gesang einer klagenden Nationalballade auf ihrem Instrument accompagnirten. Wenn sie hinter dem niedrigen Gesträuche hervorsahen, oder aus den dunkeln Waldungen hervortraten, sahen sie in ihrer weißen Kleidung wie Bewohner einer andern Welt aus, und ihre einfache harmonische Musik, die von verschiedenen Seiten vom Abendhauche herübergetragen wurde, schien den Schäferchören Arkadiens anzugehören.

Ganz anders waren die Freuden innerhalb und in der unmittelbaren Nähe des Hauses von Dona Juana. Einige tanzten auf dem Platz, Andere in den Sälen, Andere gaben unter lautem Gelächter ihren Witz zum besten; hier spielte eine Gesellschaft Mönche eifrig eine Partie Maitla (Whist); dort vergnügten sich Andere an den lockenden Weinen und Speisen, die für Jedermann aufgestellt waren. Einige der Kühnern unter den heiligen Vätern mischten sich in die Tanzenden, und konnten am besten an ihrem Umfange von ihren schönen Tänzerinnen unterschieden werden, da sie beide Weiberröcke trugen. Don Gregorio de la Cerda glaubte seinen Ruf zu verlieren, wenn er die Mütter seiner Pathchen nicht fortdauernd in Fröhlichkeit und Zufriedenheit mit sich selbst unterhielt. Don Fernando de la Mora, ein Mitglied der Junta, tanzte mit dem Podagra, und gleich Andromache, als sie sich von Hektor trennte, lachte und weinte er zu gleicher Zeit.

Ein Mann, Namens Bedoya, fast 7 Fuß hoch und mit einer Breite, die seine Dimensionen der Länge bei weitem übertraf, tanzte mit nicht geringer Freude, und unter nicht geringem Abfluß von Schweiß. Die Mitglieder der Regierung legten jeden Zwang bei Seite, und tanzten, tranken und rauchten ihre Cigarren wie ihre übrigen Unterthanen. Dona Juana trat in ihrem sechsten Jahre auf und tanzte einen Sarandig, oder Tanz auf den Absätzen; zärtliche Pärchen erfüllten den Orangenwald; die Diener standen in Gruppen um die Feuer, die in dem Wäldchen zum Kochen und Braten angezündet waren; jeder kleinen Gesellschaft wurde, wie sie singend heran kam, Platz gemacht und sie gastfrei genährt; allen Uebeln schien Trotz geboten, und so schlecht auch die Musik der Kirchenorchester war und so laut das Getümmel der Gäste, über das Ganze war ein Schimmer von Fülle, Einfalt und herzlicher Fröhlichkeit verbreitet, die ich nicht sobald vergessen werde.

Endlich brach der Tag über unsere Lust herein. Die Frauen fingen an bleich zu sehen, die Lichter und Lampen brannten düster; die Lungen der Musikanten waren erschöpft. Einige der Mönche hatten beim Spiel ihr Geld, viele der Gesellschaft ihren Verstand beim Wein verloren. Die Mütter sahen nach ihren Töchtern, die Diener nach ihren Wagen. Viele Männer lagen schlafend bei ihren Frauen, doch Alle mußten dem Gebot gehorchen. Die Pferde wurden im Garten gefangen und dann gesattelt. Warmer Kaffee und Chocolade wurden herumgereicht, die Diener waren geschäftig, die Equipagen warteten, Reiter erfüllten jauchzend den Weg und fort gingen die Mönche nebst den Musikchören. Gegen 9 Uhr des Morgens war nichts mehr von der gestrigen Fröhlichkeit zu sehen.

Miscellen.

Instruction für eine Reise nach Abyssinien. Wir haben früher schon erwähnt, daß ein Hr. Lefevre sich zu einer Reise nach Abyssinien erboten hat. Die fr. Regierung hat dieß angenommen. Der Akademiker Audouin hat in der Akademie Bericht erstattet über die Aufträge, welche diese ihm gibt; sie sind vorerst nur naturhistorischer Art, da zwei Doctoren, die HH. Petit und Dillon, ihn wenigstens nach dem rothen Meere begleiten werden.

Nachricht aus Madagascar. Die Regierung von Mauritius hat zwei Kriegsschiffe nach dem maderassischen Hafen Tamatave geschickt, um Genugthuung wegen der Mißhandlung eines Einwohners ersterer Insel zu verlangen. Dieser Vorfall hängt wahrscheinlich mit der noch auf Madagascar herrschenden Christenverfolgung zusammen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Przemysl.

Wir blieben in Lemberg nur 6 bis 7 Stunden, um uns mit deutschen Pässen zu versehen. Unsere Abfahrt war im eigentlichen Sinne poetisch. Ein schwerer Reisewagen rumpelte über die Brücke, der Postillon schlug auf der Pauke das Signallied, daß das Echo erklang in den engen Straßen und an den hohen, steinernen Häusern; die Fenster waren mit Zuschauern gefüllt, und muthwillige Mädchen grüßten uns wie alte Bekannte. Kaum waren wir hinaus aufs Feld, so hörten wir neuerdings zarte Töne. Was ist das? Ein kleiner Hirtenknabe hatte seine Heerde verlassen, kam still an den Weg und spielte hier auf der Schalmey. Er blieb stehen, nahm den Hut ab, nickte uns dreimal mit dem Kopfe zu, als wolle er uns glückliche Reise wünschen, wandte sich dann zurück, und spielte aufs neue seine Melodie. Ein Franzose, der mit uns im Wagen saß, sagte seufzend: „er ist glücklich, er wird seine väterlichen Fluren nicht verlassen, und wird nicht weiter gehen, als in sein heimisches Dorf, wohin er seine Lämmer führt. Wir Armen aber sitzen nicht im kühlenden Schatten der heimischen Bäume, und werden nicht in Sorglosigkeit fröhliche Lieder singen." Die Scene hatte in der That etwas Idyllisches.

Das schöne Städtchen Przemysl liegt am Fuße eines Berges, auf dessen Spitze ein Schloß steht. Als wir am Ufer eines kleinen Flusses hinwanderten, wurden wir plötzlich durch einen Deutschen aufgehalten, der uns nachlief und Zoll dafür forderte, daß wir über eine lange hölzerne Brücke gegangen seyen. „Glaubt ihm nicht," sagte eine Schildwache, „diese Deutschen suchen immer uns Russen zu betrügen." (Wir hatten russisch gesprochen.) „Bist du vielleicht ein Russe?" fragte ich erstaunt. „Freilich," fuhr die Schildwache fort, „ich bin ja aus Galizien." — So haben also die guten Galizier noch nicht vergessen, daß sie einst Kinder des heiligen Rußlands (swatoi Russ), und der Herkunft, der Sprache und dem Glauben nach unsere Brüder waren.

Tornau.

Der größte Theil der kleinen Städtchen, die wir auf dem Wege sahen, ist von Juden bewohnt. In Jaroslaw ist außer einer Synagoge auch eine griechisch-unirte Kirche und eine katholische Capelle. Als wir aus diesem Städtchen herauskamen, ergötzten wir uns an der Neugierde der Jüdinnen, welche uns schaarenweise nachliefen. Landshut ist dadurch bemerkenswerth, daß es in einer hohen, flachen Gegend liegt, und einen großen, schattigen Garten hat, in welchem das Schloß des Grafen Potozki sich befindet. Hier setzte sich eine Französin zu uns auf die Diligence nach einem romanhaften und sentimentalen Abschied von ihrem guten, armen Jacquot, einem eisgrauen Verwalter des Grafen: „adieu, mon cher garçon! adieu, mon pauvre Jacquot!"

Madame Rose (doch nur eine verblichene und entblätterte Rose) fing sogleich Bekanntschaft mit dem uns begleitenden Polen an, und versicherte ihn, daß sie Polen sehr liebe, und Rußland nicht ausstehen könne. Auf Befragen wußte sie wenig Anderes zu sagen, als Rußland sey ein barbarisches Land, man finde weder Spargeln noch Artischoken darin. Wir wünschen dieser Gastronomin, welche sich die Tasche mit Gold gefüllt hat, eine glückliche Reise, bedauern aber die armen Kinder, die unter ihrer Aufsicht standen. Gleich Papagaien, welche die Worte ihrer Gouvernante auswendig gelernt haben, werden sie noch lange die Worte lallen: „Rußland ist ein barbarisches Land, man findet darin weder Spargeln noch Artischoken."

Wir kamen schon mit Sonnenuntergang nach Tornau; hier ist ein großer Marktplatz, in dessen Mitte sich ein schönes Rathhaus mit einem hohen Thurme erhebt. Ich sah hier ein Bauernfest in einem Kruge oder Branntweinschenke: die Wände waren erleuchtet, die Thüren geöffnet; alte Männer und Frauen saßen da und tranken Bier, während die jungen Bauern mit wohlgeputzten Mädchen bei dem Gekratz zweier Geigen tanzten. Während hier im einen Theile der Stadt die muntere Jugend sich den Vergnügungen und Lustbarkeiten hingab, sangen am andern Ende derselben fünfzig Schüler geistliche Gesänge vor dem Bilde des heiligen Janus, der in Polen und Gallizien der Schutzpatron der Schuljugend ist. Die Capelle war mit Blumen

Digitized by Google

bekränzt, und von grünen Zweigen beschattete Statuen dieses Heiligen mit dem Crucifix in der Hand trifft man fast in allen polnischen und galizischen Orten.

Ueber die Verbindung zu Land zwischen Angola und Mozambique oder der Ostküste von Afrika.

(Schluß.)

Der König besitzt viele Soldaten, die nach ihrer Art auch gut disciplinirt sind. Alle Abende muß der Commandant derselben Rapport abstatten über das Vorgefallene während des Tages, und erhält alsdann seine Befehle so wie die Parole. Sie bestehen aus verschiedenen Corps für die Wachten und zum Patrouilliren, welche Ruhe und Ordnung erhalten müssen. Seine Residenz ist mit einem großen und tiefen Graben umgeben, und bei Gelegenheit eines Kriegs erlaubt er seinen Vasallen, in diesen Bezirk, der einige Legnas im Umkreise haben soll, sich vor der Gefahr des Angriffs sichre zu stellen und sich hieher zurückzuziehen; allein bis jetzt hat ihm noch kein anderer Herrscher den Rang streitig gemacht und ihn bekriegt. (Man kann sich hier der Bemerkung nicht enthalten, daß der Berichterstatter weiter oben von der Stadt und Residenz sprach, die auf lauter Inseln liegen, und so begreift man denn nicht recht, wie hier von einem meilengroßen Graben um die Stadt die Rede seyn kann.) Die Waffen dieses Volkes bestehen aus 6 Fuß langen Lanzen und kurzen, sehr breiten, aber gut gearbeiteten Messern, die nach dem Stiele zu schmal, nach der Spitze zu, worin sie endigen, aber breiter, sind. Zur Vertheidigung bedienen sie sich eines Schildes in Gestalt eines länglichen Vierecks, aus Baumrinde, was sehr leicht ist und den ganzen Körper decken kann. Nach der innern hohlen Seite zu ist das Schild mit kleinen Schiffsstäbchen überdieß gleichsam ausgefüttert, um es dadurch stärker zu machen. Bevor sie in die Schlacht gehen, wird das Schild in Wasser eingeweicht, wodurch es elastischer und biegsamer wird. Nur die Muizas unter diesem Volke, welche stets die Avantgarde formiren, bedienen sich der Bogen und Pfeile, indem sie drei Mann hoch dem Feinde entgegengehen. Die Tage zu Vergnügungen und Festlichkeiten des Volks werden ebenfalls von dem Herrscher vorgeschrieben, damit kein Mißbrauch deßhalb einreißt, wozu das Volk sehr geneigt ist, und sowohl der Ackerbau darunter leidet, als auch der Soldat an Kraft verlieren würde.

Der Handel mit Elfenbein ist Monopol des Königs, die Großen des Reichs verkaufen zuweilen kleine Quantitäten, allein nur mit Erlaubniß ihres Oberherrn; aus diesem Grunde treibt er auch nur allein den Handel mit den Ausländern. In dem Umfange seines Reichs gibt es Eisen und Kupfer, und in einem benachbarten Staate, mit dem man eben in Krieg war, findet man Messing (wahrscheinlich das hellfarbige Kupfer, auch Tombak in jenen Ländern genannt). Gold kannten zwar die Kaffern, allein sie versicherten, daß ihr Land kein Gold producire. Ihre Handwerker bestanden meistens aus Schmieden und Schneidern. In Rücksicht dem Betragen, den Sitten und Gewohnheiten dieser Kaffern und denen des Rio Sena herrscht ein außerordentlicher Unterschied; diese, um nur die geringste Bestellung auszurichten und ein Geschäft abzumachen, brauchen dazu ungemein lange Zeit, mit einem unnöthig langen und lauten pathetischen Wortkram, begleitet mit den lebhaftesten und widersinnigsten Gestikulationen. Jene dagegen sprechen wenig und mit großer Bescheidenheit, so wie selbst mit einem sudmissen Anstand, und so leise, daß man es kaum versteht. — Der Dolmetscher, dessen sich C. Pereira bediente, war ein Kaffer, der seinem Vater angehörte, und jedesmal, wenn dieser etwas zu übersetzen hatte, raffte er mit den Fingern, nach Gewohnheit seiner Väter, eine Partie Erde zusammen, und rieb sich damit die Oberarme so wie die Brust, und wenn er ausgesprochen hatte, wiederholte er dieselbe Ceremonie. Die Musiker der Kaffern von Sena schlagen auf eine furchtbare Art ihre Trommel, je mehr Larm, desto besser, und sowohl Männer als Weiber tanzen dazu auf die unzüchtigste Weise; die Kaffern von Cazembe dagegen behandeln ihre Trommeln weit sanfter, begleiten diese mit Gesang und tanzen dazu auf eine anständige und ehebare Art.

Catara und ein anderer, der als Spion dem Prinzen folgen mußte, als dieser, geschickt von Cazembe, dem C. Pereira Auskunft über das Innere geben sollte, wie oben erwähnt, wurde, bevor er seinen Auftrag vom König ausrichtete, von Andern durch Umarmungen bewillkommt, so wie auch, daß sie ihnen mit kleinen Stäbchen an die Messer oder Lanzen schlugen, die jene in den Händen hatten; bloß der Prinz schloß sich von dieser Ceremonie aus. — Die Muizas feilen alle ihre Zähne auf den Seiten, so daß sie von einander stehen und die Gestalt einer Säge erhalten: die Vasallen des Königs thun dieses aber nicht, eben so wenig, wie sie sich mit dem Kopfputze beschäftigen, der bei den Muizas die größte Zierde ausmacht. — In Hinsicht der Religion konnte C. Pereira nur so viel ausfindig machen, daß sie hohle Götzenbilder besaßen, in welche sie ihre medicinischen Decocte gossen, bevor sie dieselben einnahmen. An Zauberer scheinen die Muizas nicht zu glauben, als Beweis davon mag gelten, daß sie einen Kaffer mit Verachtung zurückstießen, der sie der Zauberei beschuldigte, und ihm versicherten, daß sie dergleichen sich nicht bedienten. Im Kriege, wenn Hungersnoth eintritt, sind die Muizas Anthropophagen. — Im Verlaufe des Gesprächs mit dem Catara, als dieser einen Compaß zu Gesicht bekam, versicherte er, einen ähnlichen schon in Angola oder Gora gesehen zu haben, und bestätigte bei dieser Gelegenheit ganz unwillkürlich, so daß man an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, daß er in Zeit von drei Monaten die Reise gemacht. Er erwähnte dabei auch des Flusses Lneaia, der in den Coanzo ausmünden soll. So weit erstreckt sich der Bericht des C. Pereira, der noch viel zu wünschen übrig läßt, um eine genauere Kenntniß jenes Landes zu erhalten, und Lacerda, der noch Manches darin hätte aufhellen können, gibt ihn vielleicht noch unvollkommener wieder, als er ihn erhalten. Vor der Abreise des Lacerda nach dem Innern erhielt er noch eine Gesandtschaft von dem Könige Cazembe im Jahre 1798 in der Villa de Tette, wodurch dieser ihm alle

Digitized by Google

mögliche Freundschaft anbieten läßt, so wie eine Einladung, sein Reich zu besuchen und in Handelsverbindungen zu treten. Die Gesandtschaft wurde aufs beste aufgenommen in öffentlicher Sitzung und die Allianee bestätigt, wovon auch ein förmliches Protokoll niedergeschrieben wurde mit den Unterschriften aller Anwesenden — eine Allianee, die unstreitig von dem größten Nutzen für das Unternehmen des Lacerda war, um bis Angola vorzudringen, was aber durch den Tod desselben vereitelt wurde.

Lacerda theilt nun noch an den Marineminister die Aussagen einiger andern Menschen über das Innere und den Weg nach Angola mit; zuerst die von Vandario aus Cazembe, der sich bei einem gewissen Cuvo zum Besuch auf Befehl des Mambo Cazembe aufhielt. Dieser erzählt, daß er als Abgesandter von Mambo Cazembe zum Herrscher von Morupua geschickt worden, und drei Monate auf der Reise zugebracht. Er habe auf diesem Wege vier Flüsse passirt, gleich dem Zambeze an Größe. Der erste führe den Namen Rapusa, der zweite Mufiva, der dritte Guarava und der vierte Rosoi. Man passirte alle in kleinen Fahrzeugen. In dieser ganzen Erstreckung stoße man nur auf vier devölkerte Ortschaften, die an den Ufern der vier Flüsse lagen, und wo die Menschen nichts genießen als Mais und Mandiocawurzeln. Von Morupua gelange man nach einer Reise von einem Monat nach Mueneputo, was nicht weit mehr von Angola entfernt sey. Hieher kamen die Handelsleute von Angola mit ihren Waaren, so wie die Mozungos mit ihren Sklaven und Elfenbein. Mueneputo liege an einem ausgedehnten salzigen Wasser, aus dem an der Sonne Salz bereitet werde, was man nach dem Innern führe. Jenseits dieses Meerarms erblicke man große Schiffe mit Masten, so wie auch am Lande große Wohnungen. Der König Congo wohne auf der andern Seite des Flusses, und sey der Nachbar der Mozungos, und überlasse an den Regulus von Mueneputo und den von Morupua einen Theil der Waaren, die er von Angola erhalte. — Auf seiner Rückreise, berichtet er, habe er zuerst noch in einem Orte, Muenepanda genannt, übernachtet, alsdann nach dreitägiger Reise, ohne irgend einen devölkerten Ort anzutreffen, sey er an einen Fluß gekommen, den man Duana genannt, und nachdem er denselben in kleinen Fahrzeugen (Almadias) passirt, sey er am Schlusse des zweiten Tages nach einer Ortschaft mit Namen Caunde gekommen, und den folgenden Tag habe er in dem Hause des Manero, so wie an dem nächsten in dem Hause des Capangara übernachtet. Es würde von keinem weiteren Interesse seyn, jetzt nun alle die Namen der Bewohner der Hütten und Häuser herzunennen, worin derselbe übernachtet, da dasselbe, so wie die Namen einiger Bäche, ohne ihre Direction zu bestimmen, kein Gewinn für die Geographie ist. Nach sechzehn Tagereisen ist nur demerkt, daß er aus der Gränze der Nation Vavua heraustrat, und nun in das Land der Marave's und von da an nach vierzehn Tagereisen in Java ankam, also schon auf bekanntem Grund und Boden.

Ein Kaffer aus dem Stamme der Muizas berichtet nun noch Folgendes über den Weg nach Angola: Von der Villa de Tette bis zum Rio Arangua sind die Bewohner Moraves und Feinde der Muizas. Von diesem Flusse an bis zum Lande des Königs Cazembe wohnen die Muizas, welche dem Cazembe unterwürfig sind. Bis zum Lande, wo der Vater des Königs herrscht, ist es eine Entfernung von mehr oder weniger zwei Monaten Reise, mit vielen wüsten Gegenden und ohne andere Ortschaften, als an den vier Flüssen. Von Morupue (dem Vater des Cazembe) nach Angola bringt man wohl anderthalb Monat zu bis an eine Bai, wo Schiffe vor Anker liegen. Die Nation der Cadindas liegt mehr ins Innere und gränzt an Morupue und Cazembe. Wenn man Sklaven bedarf, so fangt man Krieg mit ihnen an, und führt die Sklaven nach Angola.

Hiermit schließen alle Nachrichten, welche die Portugiesen seit mehreren hundert Jahren über das Innere von Afrika gesammelt haben, und Niemand wird es in Abrede stellen, daß es verzweifelt wenig ist, was sie uns zum Besten geben. Im Jahre 1823, vor dem Sturze der Constitution, ging man mit dem Plan um, die beiden deutschen Ingenieure in portugiesischen Diensten, den Obersten v. Eschwege und den Oberstlieutenant v. Varnhagen, die nicht lange zuvor aus Brasilien zurückgekommen, an die Spitze zweier Expeditionen zu stellen, wovon die eine von Angola, die andere von Mozambique aus, in das Innere vordringen sollten, um sich zu begegnen; allein das Ende der Constitution machte auch diesem Plane ein Ende, worüber beide Vorgeschlagene sich leicht zufrieden gaben, da sie längst schon die Erfahrung gemacht, daß in Portugal solche lebensgefährliche Unternehmungen nur mit Undank belohnt werden.

Die Carimata-Inseln. *)

Diese Inseln gewähren einen bezaubernden Anblick. Wenn man sich der Küste nähert, so kann sich das Auge nicht sattsehen an den pruchtvollen Aussichten, die sich immer mehr entfalten. Setzt man den Fuß ans Land, so glaubt man in einem Eden zu seyn. Wandelt man in den duftenden Thälern und zwischen den schönen Hügeln dieser Inseln, so erstaunt man über die außerordentliche Fruchtbarkeit eben so, wie über die malerischen Schönheiten. Die Eingebornen dieses glücklichen Landes erreichen ein sehr hohes Alter, man trifft viele, die 100 Jahre alt werden.

Die Zahl sämmtlicher Carimata-Inseln beläuft sich auf einige hundert. Sie liegen zwischen 1° 11' — 1° 46' S. B. und 108° 49' — 109° 58' O. L. Gr.

Die Schifffahrt zwischen Borneo und den Carimata-Inseln ist nicht gefährlich. Selbst bei ungünstigem Wetter findet man einen ziemlich breiten Canal, in dem sich nur eine einzige Klippe über das Meer erhebt, die sich durch ihre weiße Farbe selbst bei Nacht bemerklich macht. Außer den Naturproducten, die sich auf der ganzen Küste von Borneo finden, findet man an den Carimata-Inseln eine große Menge von Schildkröten, vorzüglichen Fischen, Austern, Trivangs und Agar

*) Von Van der Capellen der geographischen Gesellschaft in Paris mitgetheilt. Es soll aus den hinterlassenen Papieren des Hrn. Georg Müller gezogen seyn. Eine größere Mittheilung über mehrere Staaten der Insel Borneo folgt nächstens. A. d. R.

Digitized by Google

ngar,*) ausnehmend viele Hülsen- und andere Früchte, und sonstige Lebensmittel. Die Lage dieser Inseln wäre überdieß für Gründung eines Stapelplatzes sehr günstig.

Folgendes sind die hauptsächlichsten Inseln dieser zahlreichen Gruppe: die eigentliche Carimata-Insel, die Insel Pannmbangan, die Insel Suentu. Wir wollen nun auf jede dieser Hauptinseln einen kurzen Blick werfen.

Carimata.

Diese Insel besteht aus einem einzigen Berg, der sich 2800 Fuß über die Meeresfläche erhebt, und den man auf zehn deutsche Meilen leicht unterscheiden kann. Der Gipfel dieses Berges erhebt sich majestätisch über die Wolken, die den Berg in der Regel umhüllen. Unter der Hügelspitze sieht man mehrere steile 2 und 300 Fuß hohe Felsen aufsteigen, zwischen denen klare Bäche in die Thäler stürzen. Der große Berg von Carimata ist bis an seinen Gipfel mit schönen Bäumen und lieblichem Grün bedeckt. Er liegt unter 3° 35½' S. B. und 108° 49' O. L. v. Gr. Der Umfang dieser Insel mag ungefähr 7½ deutsche Meile seyn. Nördlich und westlich sind die Küsten mit steilen Felsen besetzt. Die südlichen und südöstlichen Ufer sind mit Sand bedeckt. Man findet am Fuße der Berge und Hügel mehrere kleine Thäler, die sehr zum Feldbau geeignet wären. Fünf Flüsse entspringen in den Gebirgen. Früher stand an jedem dieser Flüsse ein sehr bevölkertes Dorf.

Die Hauptflüsse sind folgende: Sungui Radscha (Königsfluß) im Norden der Insel. Er ist 60 bis 70 Fuß breit, und ist für indische Fahrzeuge von 2 bis 4 Tonnen schiffbar. An dem Ufer dieses Flusses stand einst ein schönes Dorf, Kampong Radscha, das gegenwärtig fast ganz verlassen ist. Sungui Paku; dieser Name kommt von der großen Menge Paku-Bäume, die seine Ufer schmücken. Das Dorf, das auf beiden Ufern des Flusses stand, ist gänzlich verödet. Sungui Palimbang;**) dieß ist der größte unter den fünf erwähnten Flüssen. Er fließt von Norden nach Süden, und ist schiffbar für Schiffe von 4 Tonnen (Koyan)***) während der Ebbe; bei der Fluth können Schiffe von 10 bis 12 Koyans ohne Gefahr einlaufen. Dieser Fluß ist bei seiner Mündung 60 Fuß breit. Seine Tiefe ist 4 bis 5 Klafter. Bei seiner Mündung ist eine Sandbank, was das Nahen besonders bei stürmischem Wetter sehr schwierig macht. Links von dem Eingang in den Fluß trifft man eine große sandige Strecke, wo man eine große Menge Schildkröten mit ihren Eiern findet. Das Schildkrot, das man von ihnen erzielt, ist schöner als das an irgend einer andern Stelle bei Borneo. Das Dorf Palimbang, das auf den beiden Ufern dieses Flusses lag, wurde von einer großen Anzahl Eingeborner bewohnt. Im Jahre 1805 fand man noch 70 bis 80 chinesische Familien, die sich vom Fischfang nährten. Seit damals haben sich die Einwohner auf die Küste von Borneo zurückgezogen. Neben diesem zerstörten Dorfe findet man eine ungeheure Vase von chinesischem Porcellan, die 5 Klafter im Umfang und 12 Fuß in der Tiefe mißt. Der Boden bringt noch eine Art schwarzen Thee hervor, den die Chinesen bauen, als sie das Dorf bewohnten.

Von dieser einst so blühenden und volkreichen Gegend sieht man kaum noch eine Spur. Man bemerkt nur einige Kokosbäume und andere Fruchtbäume, die ungefähr zehn elende Hütten beschatten, deren Bewohner nach die freiwilligen Erzeugnisse dieser schönen Einöde, Honig, Wachs, Früchte, Vogelnester, Holothurien u. s. f., sammeln.

Die andern Flüsse sind minder bedeutend, sie haben weder Anwohner, noch sind sie schiffbar.

*) Zwei Gattungen von Holothurien, die bei den Chinesen sehr beliebt sind, und die einen bedeutenden Handelsartikel nach China bilden.

**) Palimbang bedeutet Ueberschwemmung.

***) Ein Koyan ist 30 Pikul oder 3750 Pfund.

Miscellen.

Beurtheilung des Buchs eines englischen Touristen über Rußland. Aus der Vorrede dieses Werkes erfahren wir, daß der Verfasser, Hr. Beemner, eine ziemlich kurze Herbstreise nach Rußland gemacht, und in dieser Zeit versucht hat, es vom finnischen Meerbusen bis zum schwarzen Meere zu durchfliegen — eine ziemlich beschwerliche Aufgabe, wie wir meinen, die zu Beobachtungen und Notizen sammeln nicht viel Zeit erlaubte. Hienach darf der Leser wohl sich wundern, wenn er hört, daß vor uns zwei dicke Bände liegen, jeder mehr als 500 Seiten stark, voll von Abhandlungen und Berichten über den Zustand und das Verhältniß der verschiedenen Classen der Gesellschaft, die Sitten und Gebräuche des Volkes, das Einkommen und die Vergnügungen der Vornehmen, der Lebensweise der letztern und der Nationalkochkunst des ersteren; ganze Capitel über die Hospitäler, Gefängnisse, Universitäten, den Zustand der schönen Künste und Literatur (doch kann Hr. B. nach eigenem Geständniß kein Wort der Sprache), ein halbes Dutzend über den Kaiser, seine Reformen, innere und äußere Politik, über die Armee, Flotte und Kirche, den Republicanismus der Edlen, die Lage der Leibeigenen u. s. w., die die Hälfte oder zwei Drittheile des Ganzen einnehmen. Doch hat Hr. B. auch seine eigenen Ansichten über die besten Mittel Nachrichten zu erhalten, er hat sie außerhalb Rußland gesucht. „Allen, sagt er, die wissen, was Rußland wirklich ist, ist es unnöthig zu sagen, daß die wahre Lage der Dinge unter den Höhern dieses Landes nicht in Rußland selbst am sichersten erkannt werden kann." So, glauben wir, hat er wahrscheinlich von einem oder dem andern jener geschwätzigen Reisenden diese große Masse von Gelehrsamkeit zusammengetragen. Außer diesen Anstellungen können wir mit Vergnügen hinzusetzen, daß Hr. B. ein verständiger, vernünftiger Beobachter ist, und sein Buch wohl gelesen zu werden verdient, wenn auch, wie natürlich, ein großer Theil davon nur oberflächliches Geschwätz ist. (Athenäum vom 9 Februar.)

Failliten in Paris. Im Monat Januar fanden zu Paris 57 Failliten statt, deren Passiva mehr als 7 Millionen betragen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 24** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Lätitia Elisabeth Landon. — Maria Padilla.** Tragédie en cinq actes et en vers par M. Ancelot.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande vorgesetzten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und quartalweise 1 fl. Für Deutschland, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 24.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Februar. 1839.

Gedichte von Lätitia Elisabeth Landon.

Wir theilen hier unsern Lesern einige Gedichte von der englischen Erzählerin und Dichterin mit, deren räthselhaften Tod auf der Küste von Guinea vor einiger Zeit die öffentlichen Blätter meldeten. In Nummer 73 und flg. des Jahrgangs 1838 berichteten wir über einen Roman von ihr, Ethel Churchill, und gaben einige Notizen über ihre Lebensumstände. Seitdem mit einem Mr. Mac Lean vermählt, folgte sie ihm, der zum Gouverneur in Cape Coast-Kastle ernannt wurde, dahin, aber bald wurden ihre zahlreichen Freunde und Verehrer durch die unglückliche Botschaft ihres Todes betrübt, über welchem, wenigstens für das große Publicum, noch ein geheimnißvolles Dunkel ruht.*) Auch als Mrs. M'Lean behielt sie die Chiffre ihres so beliebt und berühmt gewordenen Jungfrau-Namens, L. E. L. bei, und man sieht der Herausgabe ihrer im Manuscript hinterlassenen Schriften mit Verlangen entgegen. Man wird in den hier folgenden Gedichten einen allen gemeinsamen Ton sinniger und so zu sagen andachtiger Wehmuth nicht verkennen.

Das erste Grab

auf dem neuen Kirchhof von Brompton.

Ein einzeln Grab! — das eing'ge auf
Ununsgewühltem Grund,
Wo rings noch, einem Garten gleich,
Stehn Laub und Blumen bunt.
Ein einzeln Grab! — mein Herz empfand
Wohl Einsamseyn auch schon
Im vollen Saal, wo mich umweht
Kein mir verteanter Ton.

Im Schatten auch, wo nichts der Wald
Ließ, als den Himmel, schaun;
Die Einsamkeit fühlt' ich der Nacht,
Bei schwarzer Wetter Grau'n;
Der Schauer jagte meinen Puls,
Athem schöpft' ich mit Noth,
Doch gegen deine Einsamkeit
Was war all dieß, o Tod!

Ein einzein Grab! — wie Band um Band
Zerreißt, vergißt man fast,
Wenn ein Geschlecht versammelt ruht
Am stillen Ort der Rast;
Die stillen Gräber musiern wir,
Bedeckt vom Eibenbaum;
Nur Ernst, nicht Grämen, fühlen wie
Im alten Kirchhofraum.

Von Hoffnung ist geweiht der Platz,
Die aus Gebeten quoll,
Von Menschenliebe, Himmelsflun,
Von Glauben ist er voll;
Wilde Blumen sprossen unterm Gras,
Hervor taucht mancher Stein,
Dem Liebe spendet Thränenthau
Und genb ihr Zeichen ein.

Der goldnen Sait' umfassend Band
Zerriß nicht — ward nur los;
Furcht, Liebe, Hoffnung wecken neu,
Was sank in Todes Schooß;
Doch dieses Grab, öd' und verwaist,
Deckt kein Gedächtnißstein;
Nicht Bruder-Gebern trauern mit —
Es ist ganz, ganz allein!

Nicht Namen weiß ich und Geschick
Deß, der hier schläft den Schlaf,
Ob ihn im Leben gleiches Loos
Wie hier im Tode traf?

*) Vgl. Nr. 18 der Allgem. Zeit. Beilage.

Digitized by Google

Ob er flach un- geliebt, -beklagt,
Am Strauch das letzte Blatt,
Oder ob ein verwaister Herd
Sich jetzt um ihn weint satt?

Doch wohin reißt mein Träumen mich?
Einsam dieß Grab sich hebt,
Doch Gott mit seiner Gegenwart
Nicht minder es umschwebt.
Mag Schwachheit dieß des Herzens seyn —
Es ist ihr Quell doch rein;
Flöß der nur reichlicher, nicht wird's
Auf Erden schlimmer seyn!

Die Rührung, die das Menschheitsband
Enger um Alle schlingt,
Das Mitgefühl, deß heil'ger Ton
Lind in Musik verklingt:
Wie blieb' manch bittres Wort erspart,
Wie manches scharfe Leid,
Wenn's Leben ehrte jedes Band,
Womit das Grab man weiht!

Der Mond.

Luna schifft übern Himmel hin,
Doch einsam, als ob Sehnsucht ganz
Erfüllte, nach Genossen, sie,
Und gält' ihr eitel all ihr Glanz.

Die Erd' ihr Spiegel — ihren Thron
Umglühn, ein Hof, der Sterne Reih'n;
Eine Schönheit ist sie — Königin —
Doch was ist dieß? — Sie ist allein!

Und ist Niemand, der mit dir theilt
Dein sternreich Aetherkönigreich?
Ach! Mitleid muß ich zollen dir,
Du Himmelswaise, gramesbleich!

Lieber wär' ich die ärmste Blum',
Die, Mutter Erde! wächst aus dir,
Hätt' ich nur Meinesgleichen, die
Blühn, welken und vergehn mit mir.

Leid, Gram und Tod hast Erde, du!
Doch all dieß wählt' ich eh'r, als dort
Herrschen, des Glanzes Königin
Und einsam wandeln fort und fort!

Venedig.

Der Morgen schwimmt auf Adria's Meer, die Wellen
Sind all in Licht verwandelt, und wetteifern,
Als wär' das Meer ein zweites Himmel, mit
Des Firmamentes Blau; Säule und Thurm
Und zack'ge Zinnen schimmern weiß im Glanz
Der Sonne, und die wen'gen sanften Schatten
Thun wohl dem Auge nur. —

Die Morgenzeit —
Die Zeit des Sommers, o wie schön sind sie!
Ein Geist der stolzen Lust schwellt die Natur,
Und schüttet auf die Menschheit seine Kräfte;
Der Mensch schöpft leichter Athem und vergißt
Die Wucht des Grams, der ihn die Nacht gedrückt.
Wie ist der Sommer, wie der Morgen schön,
Wenn über Wald und grüne Flur er zieht,
Und die Singvögel weckt, bis jedes Blatt
Bebt von Musik, und auf die Blumen schließt,
Die duftend, schwer, aus thau'gem Schlaf sich lösen.
Hier aber weckt er nur zu Licht und Leben
Die weite Wasserwüste und die Mauern
Von einer stolzen Stadt — und doch wie schön!
Es ist die friedevolle Schönheit nicht
Von einer Waldlandschaft, wo Alles schwelgt
In süßem Müßiggang und Sängerträumen,
Nein, eine Schönheit, welche mehr den Geist
Erweckt, als die Empfindung; — eine Schönheit
Der Macht und des Gedankens — menschlicher
Macht, menschlicher Gedankengröße; denn
Niemals erhob noch eine Stadt ihr Haupt,
Das schönre war und stolzer als Venedigs —
Die Tochter und die Herrscherin der See.

Weit dehnt das Meer sich — doch es dehnt sich nur
Ihre Galeeren über seine Tiefen
Zu tragen, gält' es Schätzen oder Krieg;
Auf Fundamenten, die verdrängt das Wasser
Aus seinem Recht, stehn ihre Säle da.

Tritt ein in die Paläste; eine Welt
Hat ihren Zoll zu ihrer Pracht gesteuert;
Die Rosenernte wird in Syriens Gärten
Gesammelt für Venedig; Indiens Thäler
Senden Venedig zu ihr Sandelholz,
Daß man's verbrenne dort; der Ambra, der
Auf morgenländ'schen Seen schwimmt, die Düfte,
Der Zimmt, die Perlen, welche tief im Golf
Von Oemus liegen — sie sind für Venedig;
Der Webstuhl Persiens deckt mit seidnem Teppich
Ihre Fußböden, und die Edelsteine,
Die klaren, von Golkonda's Schachten brennen
An ihrer stolzen Töchter Schwanenhals —
Denn eines edeln Venetianers schöne
Gemahlin trägt an ihrem Arm, so weiß
Wie Elfenbein, den Werth oft eines Reiches.
Durchs Schwert, von Feinden, Muthigen geführt,
Und durch das Segel, das die See durchstreicht
Nach Schätzen, die das Mark der Macht sind, steht
Der Staat Venedig aufrecht — wie ein Tyrus,
Ein christliches — nur fürchten keinen Feind
Und keinen Fall die meerverschanzten Thore.

Glanzvolles, heitres Adriat'scher Morgen!
Und doch sind wir nicht fröhlich; ein Gefühl

Digitized by Google

Beherrscht uns, stärker als Natur, dein Reiz!
Es weckt die Scene ihren eignen Gram,
Und über dem Gesetz der Sterblichkeit
Bräut zu ernst das Herz, als daß erwarmen -
Es könnte an dem Lustgefühl, das hier
Die Sonn', die Luft, der frische Morgen zeugt.
Denn leicht vergessen wir die Gegenwart
Wenn unterm Schatten der Vergangenheit
So ganz wie stehn, und die Vergangenheit
Ist mächtig hier; auf dieser Atmosphäre
Lagert ringsum sich die Erinnrung schwer;
Hier ist die See — doch wo die Schiffe, die
Venedigs Willen trugen durch die Welt?
Die Segel wo, die Sieg und Schätze heim
Von anderen Nationen brachten? Nirgends
Wühlen der Schiffe freud'ge Schaufel um
Das Wasser, daß es funkelnd schäumt; ich sehe
Nur einige armsel'ge Fischerboote.
Dort die Paläste — ihre Marmormauern
Sind grau und trüb; das reiche Prachtgeräth
Ist weggerissen von den nackten Wänden,
Oder die Motte nagt an Sammttapeten.
Da hängen die Gemälde, die zahllosen,
Der Schönen all, der Tapfern und der Edeln,
Die Venetianer waren einst; doch ständlich
Zehrt Feuchtigkeit an ihrem Glanz; erblichen
Sind Titians Farben, wie das Angesicht
Das auf die Leinwand er hinübertrug.
Gesenkt die Stirne, tief sich hüllend in
Den dunkeln Mantel, der nicht reiche Seide
Und Edelsteine mehr verhüllt jetzt, wandelt
Der Venetianer; stolz — es ist der Stolz
Der Schwermuth, der nur bei der Herrlichkeit
Der Todten noch verweilen kann; dabei
Niedergedrückt, im bittern Gefühl
Der jetzigen Entwürdigung.
Das ist's, was beugen kann des Menschen Stolz;
Die Geisterschriften auf der Wand der Zeiten; —
Des Unsichtbaren Warnungen; daß nicht
Des Menschen Loos in seinen Händen ruht.
Städte und Völker werden nacheinander
Das mächt'ge Opfer, das die Zeit verlangt
Und darbringt vor dem Thron des Ewigen —
Zeugniß von Menschen-Schwäch' und Eitelkeit.

Der Nordstern. *)

Ein Stern nicht mehr am Himmel steht,
Der sonst so hold gelacht!
Wie glüht noch hoch manches Planet —
Doch er verließ die Nacht!

Mich schmerzt, daß ich sein traut Gesicht,
Den Freund ich nicht mehr seh',
Der sich in meine Träume flicht
Vom Land, jenseits der See.

Am Heimathhimmel hob er sich,
Glänzt' über Engelland,
Mahnt' an manch liebend Auge mich,
Und machte sanfte Hand.

Verstehend mich rief er ins Gemüth
Zurück mir frühre Zeit;
Mit ihm war Alles frisch erblüht,
Was mir lag rückwärts weit.

Das Schiff, beglänzt von seinem Licht,
Hält auf Guinea's Höh;
Wie dächt' ich hier der Lieben nicht,
Die ich leicht nimmer seh!

Frisch war in mir der Trennungsschmerz,
Und neuen fand ich noch;
Doch stärkt' ein Ahnen mir das Herz,
Das spricht: Wir sehn uns doch!

Sehn uns, von neuer Lieb' entzückt,
Denn Trennung zeigt den Werth
Von Allem erst, was uns entrückt,
Von Heimath, Freunden, Herd.

Holder Polarstern! die zu war
Mein Blick zuerst gelenkt,
Bis ich nahm staunend traurig wahr,
Daß dein sonst Niemand denkt!

Doch in die Fluth tauchst du hinab,
Entfliehst mit deinem Schein;
Mir ist, ich stünd' an einem Grab,
Und stände dran allein!

Lebwohl! könnt' ich gebieten dir
Und deinem Lichtesquell:
Von deiner Strahlenschrift müßt' mir
Glühn Englands Himmel hell!

Der Lieb' und Hoffnung Gruß und Traum
Vertraut' ich deinem Strahl;
Dein goldner Ring — er faßte kaum,
Was ihm mein Herz empfahl!

Schaum sind solch süße Träumereien;
Doch bleib' auch so ich reich;
Schau' ich nur in mein Herz hinein,
Schau' ich, o Freunde, Euch!

In dem Roman Ethel Churchill sind einige Verse dem Preis des Mandelbaums gewidmet:

Es ist ein schöner Baum der Mandelbaum!
Auf ihn streut aus der Lenz sein erst Versprechen

*) Das letzte Gedicht der Verfasserin, in Guinea gedichtet. Sie bemerkt dazu: „dieser Stern sinkt in gewissen Breiten unter den Horizont. Ich beobachtete ihn in jeder Nacht, wie er tiefer und tiefer sank, bis er endlich verschwand."

Digitized by Google

Von seinem rosigen Glanz; eh nach dir Blätter,
Die grünen, sich aus ihren Knospen traun,
Bedecken diese zarten, flücht'gen Blüthen
Den winterlichen Zweig mit zarten Farben,
Herolde die der Rose gehn voran,
Deren Anacea sie wohl scheinen mögen.
Was lauscht unter dem süßen Rath heraus?
Welch dunkler Geist in diesen schönen Blüthen?
Der Tod!

Es ist ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände; es ist als ob eine unbestimmte Ahnung der Zukunft diese Verse der Dichterin eingegeben hätte: die Blausäure, das Gift das ihren Tod bewirkt zu haben scheint, ist in den bittern Früchten des Mandelbaums enthalten!

MARIA PADILLA, Tragédie en cinq actes et en vers par M. Ancelot.

LE SONNEUR DE St. PAUL, drame en quatre actes, précédée d'un prologue par M. Bouchardy.

Paris. Die Rachel thut Wunder; sie bekehrt die Ungläubigen und weckt die Todten auf; Corneille und Racine hat sie das Leichentuch abgerissen, und mit der sechzehnjährigen Hand die alten Kolosse aus dem Staube aufgerichtet; zwar sehen sie nicht sehr jugendlich aus, allein es ist doch wieder Leben in die schönen Glieder gedrungen. Seitdem beutet nun die ganze classische Zunft in den Gehölzen des alten Parnasses. Delaaigne selbst schreibt eine ächte Tragödie im antik-französischen Styl für die genialе Jüdin. Das Théâtre Français hat bereits unlängst Maria Padilla gegeben, im Theater der Porte St. Martin wird Don Sébastien de Portugal aufgeführt. Herr Ancelot besitzt ein feines, gefälliges, ich möchte sagen schlaues Talent; es nimmt alle mögliche Gestalten an, bleibt indeß immer dasselbe; es sind Maskaraden, changemens à vue. Herr Anicet schreibt Novellen, Reiseberichte, Erzählungen in Prosa und in Alexandrinern, Dramen, Romane und Tragödien und Vaudevilles: in Allem ist Geist und Anmuth und poetischer Aufschwung, aber noch weit mehr Prätension und übersüße Koketterie; das Beste ist eine hübsche Phrasenlogie, welche indeß alle bedeutendern Stücke der heutigen Talente abspiegelt. Man kann Hrn. Ancelot nicht geradezu einen literarischen Speculanten, einen Faiseur nennen; doch sucht er aus seinen Hervorbringungen den größtmöglichen Gewinn zu ziehen: aus den epischen Dichtungen macht er Tragödien, aus den Romanen Dramen, aus den Dramen wieder seine eigenen Romane. Unter der Restauration, wo die Priesterpartei allmächtig war, brachte er den heiligen Ludwig aufs Theater; nach der Julirevolution machte er Vaudevilles, und nun macht er wieder Tragödien.

Maria Padilla ist für die Malvys geschrieben: die Künstlerin ist als Léontine Fay berühmt gewesen; sie hat alles, was zu einem Stück von Ancelot gehört, Pariser Genie, niedliche Gebärden, schmachtendes Pathos und zu Zeiten Begeisterung, die aber nicht weiter und nicht näher greift, als ein Sturmwind, der über das große Bassin in den Tuilerien fährt. Diese Maria Padilla ist die Tochter eines spanischen Edelmanns; sie nimmt den nächtlichen Besuch eines spanischen Königs an und droht sich zu erstechen, wenn er sie nicht heirathe; der König heirathet das Mädchen, läßt aber später den Schwiegervater prügeln. Maria Padilla läuft davon, ihrem alten Vater nach, der verrückt geworden, und in der Narrheit den Ehecontract seiner Tochter ins Feuer wirft. Der König, da ihm seine Frau durchgegangen, sieht sich natürlich nach einer andern um: während der Trauung mit einer Prinzessin von Burgund stürzt Maria in die Kirche und ersticht sich. Der Name des Königs ist mir entfallen, ich frage aber nicht ein, warum ich mich um die Geschichte kümmern soll, um die sich der Dichter nicht im mindesten kümmert.

Wir haben es bisher mit Stylakrobaten zu thun gehabt; dazu gehört Herr Bouchardy nicht, und macht sich auch weiter nichts daraus; er zerhackt und zerfetzt die Sprache und ist so ruhig dabei wie eine junge Katze, welche Antwerper Spitzen zerrissen. Bei manchen Stellen wird einem der Athem von bloßem Ansehen, so unermeßlich erstrecken sich die Perioden übers Papier, so dicht stecken die Sätze in und durcheinander. Herr Bouchardy kann nur immer drauf los schreiben; er hat es mit einem Publicum zu thun, das für Styldelicatessen zu stumpf ist. Das Volk will von dergleichen Genüssen nichts wissen. Es will keine Phrasentänzerei, keine Antithesenfeuerwerke, es will, und hat Recht es zu wollen, es will Menschen von Fleisch und Bein, die selbst Etwas wollen, die das Schicksal verfolgt, die bald oben, bald unten sind, die sich zu helfen wissen, die nicht die Zeit mit Peroriren verderben und ungefähr seine Sprache sprechen. Herr Bouchardy weiß solche Menschen zu schaffen, er versteht sich meisterhaft aufs Combiniren der Effecte, aufs Verwickeln. In seinem Küster von St. Paul laufen drei oder vier Dramen nebeneinander und durcheinander fort, ohne sich wechselseitig zu hemmen, und die alle vier zuletzt in die Schlußkatastrophe zusammenfließen. Von vorne herein wird das Interesse so gespannt, daß man die nahe Erschlaffung als unvermeidlich voraus sieht, und dennoch wüßte ich keinen Act, kaum eine Scene zu bezeichnen, die nicht das Interesse steigerte. Mit der Wahrscheinlichkeit nimmt es der Dichter nicht genau; ist man aber einmal im Strudel, wird man von den unaufhaltsamen Peripetien des Dramas fortgerissen, so hat man nicht Zeit sich zu besinnen und es scheint sich Alles aufs natürlichste zu entwickeln, und das Stück läuft ab, wie von einem Uhrwerke getrieben.

Vom Sujet sage ich nichts, weil ich Alles sagen müßte, um verstanden zu werden: dazu sind mir aber die Spalten dieser Blätter zu enge.

Der Küster von St. Paul wird bereits zum siebzigstenmale gegeben; in dem Théâtre de la gaité. Der Maria Padilla und der Popularité wird es wohl nicht so gut werden.

Zur Rechtfertigung des Königs von Spanien, der seinen Schwiegervater so unhöflich traetirt, muß ich nachträglich bemerken, daß er ihn nicht kannte; warum er ihn aber nicht kannte, weiß ich wahrlich nicht zu sagen.

D—b—g.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1839.

Chinesische Administration.

Verkauf literarischer Diplome.

Je mehr Ansprüche man an die Candidaten macht, und je strenger man bei den Examen ist, um so mehr sollte die erste Regel bei einem solchen System seyn, daß die literarischen Grade auf keine andere Weise erreicht werden könnten. Das Princip des Systems ist, daß das Verdienst allein das Recht gebe Staatsämter zu bekleiden, und was auch die Unvollkommenheiten der Examen, die beschränkte Masse von Kenntnissen oder die Unzweckmäßigkeit derselben, und wie groß auch der individuelle Betrug von Seiten der Candidaten oder der Examinatoren seyn mochte, so war doch das System im Ganzen und Großen gerechtfertigt, so lange man es nicht in seinem Wesen und seinem belebenden Princip angriff. Allein die Versuchung scheint unwiderstehlich gewesen zu seyn, und je größer der Werth war, den die literarischen Grade in den Augen der Nation hatten, um so leichter war es, in Zeiten von Verlegenheit sich durch ihren Verkauf beträchtliche Summen ohne Erhöhung der Steuern zu verschaffen. Sobald dieser Mißbrauch sich einmal eingeschlichen hatte, so trug er in sich selbst die Gründe seiner Dauer und Wiederholung, denn diejenigen, welche die Diplome kauften, waren natürlich Söhne reicher Eltern, welche, wenn sie einmal in der Kategorie waren, Stellen bekleiden zu können, Einfluß genug besaßen, dazu ernannt zu werden, wodurch die ärmern Candidaten, welche ihre Diplome durch die Examen erhalten hatten, in ihrem Avancement verzögert wurden, und großentheils den Staatsdienst erst in höherem Alter zu betreten anfingen. Damit war aber der Verwaltung wenig gedient, und es ist leicht zu glauben, daß man den Verkauf der Diplome um so williger fortsetzte, da er eine Classe jüngerer und rüstigerer Beamten in den Staatsdienst brachte; dazu kam, daß dieß ein Mittel war, die reichen Familien so sehr als möglich in den Staatsdienst zu ziehen, eine Maxime, dem die chinesische Regierung immer treulich angehangen hat, indem sie sich dadurch der Treue der einflußreichsten Familien um so mehr versicherte. Man muß sich daher eher wundern, daß der Verkauf der Diplome nicht noch weiter ausgedehnt worden ist, und das System der Examen nach und nach zerstört hat, und dieses muß in der öffentlichen Meinung sehr hoch stehen, um einer solchen Gefahr haben widerstehen zu können. Dennoch scheint der Mißbrauch auf einen hohen Grad getrieben worden zu seyn; wie man aus einer Remonstranz ersehen kann, aus der wir einen Theil hier geben, da sie vielfach merkwürdig ist.

Die Remonstranz wurde im Jahre 1822 dem Kaiser Taokwang übergeben, und ist von Sintsungdschih, literarischem Kanzler der Provinz Schan-tung, und von Yuesien, Censor der Provinz Yunnan verfaßt, sie lautet so: Wir haben gehört, daß der Verkauf von Stellen unter der Dynastie der Han anfing, aber die Art, wie er unter der gegenwärtigen Dynastie getrieben wird, ist weit schimpflicher, denn die Einkünfte, welche die letzten Kaiser der Dynastie der Han daraus zogen, wurden von ihnen wenigstens zu den Staatsausgaben verwendet, während die gegenwärtige Dynastie den ganzen Ertrag in den Privatschatz der Kaiser fließen läßt. Die gegenwärtige Dynastie begann den Verkauf der Diplome im J. 1637, theils um Geld daraus zu ziehen, theils um Männer von Talent, welche die Examen nicht gehört hatten, in den Staatsdienst zu ziehen. Unter diesen Umständen befahlen die Kaiser, daß die Träger eigentlicher und erkaufter Diplome im Verhältniß von eilf zu acht angestellt werden sollten, was in allen Administrationen den gelehrten Beamten die Majorität erhielt. Aber in diesem Augenblick sind mehr als 5000, welche das Examen des Grades der Tsin-tse bestanden haben, mehr als 27,000, welche den Grad eines Kindschin erreicht haben, ohne Anstellung, und die ersten auf der Liste warten nun schon seit 30 Jahren darauf. Der Zweck Euer Majestät ist ohne Zweifel, daß ihr Talent Zeit habe, zu reifen, aber es ist offenbar, daß die, welche gegenwärtig ihr Examen bestehen, 30 Jahre warten müssen, ehe sie einen Dienst erhalten, so daß sie alsdann im Durchschnitt Greise von 60 Jahren seyn werden, und dabei sind sie erst noch dem fünfjährigen Examen unterworfen, bei denen sie dann entweder als zu alt, oder als zu schwach und einfaltig durchfallen werden. Dagegen die, welche Diplome kaufen, haben Geld und sind jung, und werden daher zum Schaden der andern befördert. Dazu kommt, daß die Bedingungen der Examen sehr strenge sind; ein Candidat

Digitized by Google

muß seine Genealogie auf drei Generationen hin angeben, und wird ausgeschlossen, wenn er von Freudenmädchen, Schauspielern, Henkern oder Bedienten abstammt; er muß fünf Siutsais haben, welche für ihn garantiren, und man nimmt alle mögliche Vorsicht, daß er sich in seinem Examen nicht helfen lasse. Alles dieß fällt bei den Käufern von Stellen weg, und Leute aller Art haben Stellen gekauft; ihre Habsucht und Grausamkeit in der Ausübung ihrer Macht gilt für Tugend, und ihre Vorgesetzten empfehlen sie, sie schrecken das Volk durch ihre Strenge, aber ihre Obern geben dieß für Entschiedenheit aus.

Wenn diese Remonstrirung Eurer Majestät vorgelegt werden wird, so werden die Minister ohne Zweifel sagen, daß die Einnahmen des Staats unzulänglich seyen, wir haben daher berechnet, was man bei dem Stellenverkauf wirklich gewinnt, und wollen dabei mit dem dritten Jahre der Regierung von Kiaking anfangen. In diesem erregten Räuberbanden in drei Provinzen eine Empörung, aber der Stellenverkauf brachte 70,000 Unzen Silber ein. Im eilften Jahre empörten sich die Gebirgsbewohner von Yünnan, aber der Stellenverkauf trug 120,000 Unzen ein; im neunzehnten Jahr brach der gelbe Fluß durch seine Dämme, aber der Stellenverkauf ertrug 60,000 Unzen. Man sieht, daß die ganze Summe des Erlöses in 20 Jahren nur einige hunderttausend Unzen einbrachte. Würden nun die Ausgaben für den kaiserlichen Hof vermindert, so könnte man in Einem Jahre mehr ersparen, als der Stellenverkauf in einem Jahrzehnt einträgt; die Blumen und die Schminke für das Harem des Kaisers kosten jährlich 100,000 Unzen, die Secretäre im Palast 120,000 Unzen, die Bauten im Palast von Yuen-ming-yuen 200,000 Unzen, der Park und Palast von Jehol 480,000 Unzen; die Verwaltung des Parks von Yuen-ming-yuen kostet 160,000 Unzen und die Damen des Palastes 240,000 Unzen. Würden diese unnöthigen Ausgaben abgeschafft, so würde man über 1,000,000 Unzen jährlich gewinnen; Männer von Talent könnten in den Staatsdienst treten und die Wohlfahrt des Volks könnte gesichert werden. Wenn Eure Majestät unsere Vorstellungen für wahr hält und sich nach ihnen richtet, so können die Plane Ihrer Vorväter ausgeführt werden, und die Armee und die Nation werden Ursache haben sich zu freuen; wenn es aber nöthig wäre, daß wir unser Haupt auf den Block legen, so sind wir bereit.

Der Kaiser nahm diese Vorstellung mit großem Lob auf, aber schon im J. 1826 fing er, um die Kosten des Kriegs in Turkestan zu decken, den alten Mißbrauch wieder in ausgedehnterm Maße an, und verkaufte für 6,000,000 Unzen Stellen, und seit dieser Zeit wird fast jährlich zu diesem Mittel geschritten. Die Folge ist, daß die Masse der Candidaten für Stellen ganz unverhältnißmäßig groß geworden ist, und der Gouverneur von Setschuen hat sich kürzlich verbeten, daß man ihm von Peking neue Aspiranten schicke, da er auf mehrere Jahre mit supernumerären Expectanten versehen sey.

Wenn ein Candidat sein Diplom erhalten hat, so wird er vom Ministerium des Personals (Li-pu) noch examinirt, um zu bestimmen, in welchem Zweig der Administration er angestellt werden soll, und dann wird sein Name auf die Liste gesetzt. Wenn ein Dienst vacant wird, so wird der erste auf der Liste nach Peking gerufen, aber diese Regel wird nicht so streng gehalten, daß es nicht das Interesse der Candidaten wäre, in Peking einen Agenten zu haben, der Einfluß beim Ministerium hat und seine Angelegenheiten bei einer Diensterledigung betreibt, damit er nicht übergangen wird. Die ersten Stellen, die ein Beamter erhält, sind immer die von Secretären bei einer Behörde, oder Assistenten der Beamten kleiner Districte; von da an muß er sich durch sein Verdienst oder seine Intriguen heben. Es werden über jeden regelmäßige Berichte an den Li-pu erstattet, und darauf bei seiner Beförderung Rücksicht genommen. Die Versetzungen sind überaus häufig, wahrscheinlich um die Beamten in größerer Unterwürfigkeit zu halten, oder um ihnen nicht Zeit zu lassen, in ihrem District Verbindungen anzuknüpfen, die sie zur Parteilichkeit verführen könnten; aus diesem Grund wird auch nie ein Beamter in der Provinz, wo er geboren ist, angestellt. Wenn ein beliebter Beamter versetzt wird, so erzeigt ihm das Volk alle Art von Ehre, die Landstraße wird weithin mit Tischen besetzt, auf denen Weihrauch und Eßwaaren stehen, und das Volk begleitet ihn unter Thränen. Eine große Ehrenbezeugung ist auch, wenn das Volk dem Abgehenden seine Stiefel aus- und ihm neue anzieht, und die alten zum Andenken in einem Kästchen auf dem Stadtthor aufstellt. Wenn es dagegen mit einem Beamten unzufrieden ist, so begleitet es ihn mit Zischen und Verwünschungen bei seinem Abzuge.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Krakau.

Die Salzgruben zu Wieliczka sollen zu den Naturwundern gehören: ohne Feuer gleichen sie der Hölle, mit Feuer einem Feenreich. Mit jedem Schritt stößt man hier auf eine zauberhafte Erscheinung; in Einem Augenblick erstehen und verschwinden, erheben sich und zerfallen prächtige griechische Tempel, glänzende Königspaläste und schimmernde Feenschlösser. Die Natur spielt und schafft hier, und ihre Materialien sind Krystalle und Edelsteine, Rubinen und Diamanten. Welche Wirkung der Strahlenreflexion! Ich sah die Stadt Wieliczka, die auf Wölbungen über ungeheuren Abgründen liegt, aber zu meinem Bedauern waren die Salzgruben geschlossen wegen des katholischen Pfingstfestes. *)

Die freie Stadt Krakau wird durch die neue und alte Weichsel in drei Theile getheilt; die rechte Seite der neuen Weichsel heißt die Kaiserstadt, die Insel erhielt den Namen der Judenstadt, das ganze linke Ufer aber bildet die deutsche Stadt. In der letztern befindet sich die große, durch die Pracht der Königsgräber ausgezeichnete Kirche, auf dem Berge im königlichen Schlosse. Im Innern fällt vor Allem das sil-

*) In diesen Salzgruben hat sich eine ganze unterirdische Stadt mit Straßen, Quergassen, freien Plätzen und Kirchen gebildet. Sogar ein Plan dieser Stadt ist vorhanden, aber wie mich ein Beamter der Anstalt versicherte, wird er bei dem Director aufbewahrt und geheim gehalten.

Digitized by Google

berne Grabmal des h. Stanislaus auf, das durch einen reichen Baldachin beschattet ist. Vor dem Grabmal ist ein Altar, an welchem Messe gelesen wird. Vom westlichen Thore bis zum östlichen Theile der Kirche laufen auf beiden Seiten Galerien, welche das Gewölbe des Baues in einfachen Säulen halten. Hinter der Galerien, an der nördlichen wie an der südlichen Mauer, befinden sich eine Menge Capellen, und in jeder Capelle Grabmäler von Königen, Königinnen und Bischöfen. Einige sind ziemlich alt, andere jedoch erst im 17ten oder 18ten Jahrhundert errichtet. Auf jedem Grabmal findet sich eine Statue, Büste, Wappen oder sonstige Attribute des Entschlafenen. Zwischen den alten und neuen Statuen ist fast derselbe Unterschied, wie zwischen den ägyptischen und griechischen. Die alten Statuen sind Leichenbilder, die in den Gräbern liegen, und Scepter und Reichsapfel in den Händen halten. Eine Mittelstelle nehmen die Statuen ein, welche auf der einen Seite liegen und sich mit der Hand auf das Grab stützen. Neben dem westlichen Thore auf der rechten Seite wurde vor kurzem einem Bischof (Soltyk), der Gefangener der Russen gewesen war, ein Grabmal errichtet. Auf dem Baldachin ist in Basrelief der Wagen mit vier Pferden abgebildet, in welchem er nach Rußland abgeführt worden war. Das Denkmal Sobieski's, das in einer der Saulen dem Hauptaltar gegenüber angebracht ist, ist dieses Helden würdig. Der Gedanke des Künstlers ist einfach und vortrefflich: Fahnen, Panzer und andere Kriegsrüstungen drücken auf die niedergeworfenen Türken, und der Ruhm mit der Trompete schwebt über den Trophäen. Auf dem Denkmal steht die Inschrift: Cui regnum gloria militaris peperit, Polonorum amor stabilivit, qui Turcicam lunam crucis vexillo minitantem a Christianorum finibus ita prospere fortiterque pepulit ut venisse, vidisse vicisseque unum idemque illi fuerit.

In einer der Capellen sieht man über einigen in der Kuppel al fresco gemalten Bildern einige russische Inschriften, theils lesbar, theils wegen der Höhe der Kuppel und der Beschadigung der Schrift völlig undeutlich. Hr. Köppen versetzt diese Inschriften in den Anfang des 14ten Jahrhunderts, d. h. nach dem Brande, der in dieser Kirche im J. 1320 statt fand. Leider sind die Ueberreste der alten Malerei bis auf wenige Bilder auf Befehl des Bischofs Soltyk alle übertüncht worden. Dieß macht es schwer, irgend einen Schluß über die Bestimmung der russischen Capelle zu machen: wurde sie für die Griechisch-Unirten oder für die zum Hofe gehörigen Anhänger der griechisch-russischen Kirche gebaut, vielleicht für Glieder der königlichen Familie — diese Frage, obgleich von Bedeutung für die Geschichte, ist noch nicht gelöst.

Die Säulen der Kirche sind mit carmoisinrothem Tafft bedeckt, die Mauern aber, vom westlichen Thore bis zum Grabmale des h. Stanislaus, sind mit sechs ungeheuren Bildern verziert, welche die Geschichte Josephs darstellen. Die Brüder Josephs, die Aegypter, die Schafheerden und Landschaften sind sehr künstlich aus verschiedenfarbiger Wolle gewirkt, wahrscheinlich aus der Fabrik von Gobelin. Dieß sind Trophäen Sobieski's, die er den Türken abnahm. Das Aeußere der Kirche ist von der einfachsten gothischen Bauart, und die Aussicht von dem größern Thurme herab sehr schön. Die Sigismundsglocke, die man hier wegen ihrer Größe als Seltenheit zeigt, kann man mit den gewöhnlichsten Glocken in Moskau in Eine Reihe stellen.

Die Polen wollen ihrem Helden, dem General Kosciusko, den sie den letzten Polen nennen, ein prächtiges Denkmal errichten. Eine halbe Meile von der Stadt auf einer bedeutenden Anhöhe ist ein runder Grabhügel mit einigen Stufen aufgeschüttet. Auf diesem soll die Statue des Generals aufgestellt werden, mit deren Bearbeitung der berühmte Thorwaldsen beauftragt wurde. Die Stelle zu diesem Denkmal ist sehr gut gewählt, denn sie ist von allen Seiten frei, so daß man das Denkmal auf 4 bis 5 Meilen überall her sehen kann.

Auf dem Hauptplatz in Krakau steht eine kleine, steinerne Kirche, die mit Baumen umpflanzt ist; die Polen behaupten, sie habe seit der Gründung der Stadt bestanden. Die Kirchen der h. Maria und der zwölf Apostel zeichnen sich durch ihre Größe und ihre Zierrathen aus. In Krakau gibt es auch sehr viele Manns- und Frauenklöster. Die polnischen Klöster und Kirchen waren früher im Allgemeinen durch ihren Reichthum berühmt, vor allen andern aber die Kirche im königlichen Schloß. Im Besitze bedeutender Einkünfte und großer Schätze besaß sie alle Mittel zur Errichtung der prächtigen Denkmäler, welche ihr jetzt zur Zierde dienen. Eisen, Kupfer, Blei und Marmor erhielten sie aus dem fünf Meilen von Krakau gelegenen Städtchen Kielcze. Die jetzigen Geistlichen seufzen über den Ueberfluß, worein ihre Vorfahren versanken.

Hier ist auch eine kleine russische Kirche von einfacher Architektur, und vielleicht die älteste. Gottesdienst wird darin nur am Osterfest und an einigen Apostelntagen von einem aus einem benachbarten Orte kommenden Geistlichen gefeiert.

Der beste Theil von Krakau ist die deutsche Stadt; die Straßen sind hier reinlich, die Häuser von Stein und hoch, die Boulevards sehr schön. Einer der Boulevards führt bis zum Grabe Kosciusko's.

Die wilden Thiere im Mississippi-Thale.

(Aus James Hall: Notes on the western states.)

Der Büffel, das Elen, der Bär und der Biber sind fast aus dem großen Thale verschwunden; doch ist es bemerkenswerth, daß das Rothwild sich vermehrt hat, da es an dem Menschen ehre einen Beschützer als Zerstörer gefunden zu haben scheint. „Dagegen," heißt es im genannten Werke, „leidet es sehr von den Wölfen, die sie gleich Hunden in ganzen Schaaren jagen, und selten die Verfolgung aufgeben, ehe der Hirsch gefangen ist. Oft wenn wir in einer mondhellen Sommernacht vor der Thüre eines Blockhauses auf einer der Prairien saßen, hörten wir die Wölfe das Rothwild jagen, und fast eben so wie ein Rudel Hunde aufheulen. Zuweilen wurde das Geheul in großer Entfernung über der Ebene gehört, dann hörte es auf, und wurde bald in näherer Entfernung und in anderer Richtung gehört, jetzt brach das Geheul in voller Macht aus einem nahegelegenen Dickicht hervor, und wir konnten fast das Aechzen des erschöpften Wildes hören . . . Eine ungeheure Menge von Rothwild wird alljährlich von unsern Jägern erlegt, die

Digitized by Google

nur die Felle und Schenkel davon nehmen und das Uebrige wegwerfen. Wildpretschinken und Häute sind wichtige Ausfuhrartikel. Die ersteren werden den Jägern am 25 Cents für das Paar, die letztere das Pfund um 20 Cents abgekauft. „In den Dörfern von Illinois und Missouri kauften wir für unsern Tisch das halbe Wildpret mit den Schenkeln daran um 37½ Cents, das ungefähr 1 Cent für das Pfund gibt.“

Die Wölfe sind zahlreich und thun nicht geringen Schaden. Zuweilen legen sie sich bei irgend einem Durchgang in Hinterhalt für die Büffel, und fassen das schwerfällige Thier in einer unangenehmen Stellung, springen auf dasselbe und würgen es. Selbst Menschen sind in manchen Fällen Opfer dieser Wildheit geworden.

Durch Preise, die von den verschiedenen Staaten ausgesetzt wurden, sind eine Menge Wölfe vertilgt worden. In Illinois wurde in einem Jahre auf solche Weise so viel Geld ausgegeben, daß die Legislatur das Gesetz aufheben mußte; sie kannten eher Wölfe als die Prämiengelder liefern. Es gibt zwar Panther und wilde Katzen, doch sieht man sie nicht häufig; mit dem Fuchs ist es eben so. Hr. Hall denkt, sie müssen sich wie das Rothwild vermehren. Kaninchen sind im Ueberflusse da; doch des Hasen geschieht keine Erwähnung, und wir können hier vorübergehend bemerken, daß wir glauben, weder dieses Thier noch der Fasan sey in den Vereinigten Staaten zu finden. Alle Arten Eichhörnchen sind zahlreich vorhanden. Von diesen hübschen kleinen Thieren gibt der Verfasser einen sonderbaren Zug.

„Zuweilen werden sie im Laufe weniger Jahre in einem Theile des Landes so zahlreich, daß sie ganze Ernten zu vernichten drohen, wo sie dann, wie mit allgemeiner Einstimmung, auszuwandern beginnen, gewöhnlich von West nach Ost, und in so großer Zahl, daß man sie nicht schätzen kann, und die größten Flüsse, die auf ihrem Wege liegen, werden von ihnen überschritten. Viele ertrinken hiebei. Tausende werden von den Knaben erschlagen, welche an den Ufern zusammenlaufen, um die müden, athemlosen Ausflüglee bei der Landung aufzufangen. Am Anfang ihres Marsches sind sie recht fett, doch gegen das Ende nehmen sie ab und werden krank. Nach einem solchen Ereignisse sind sie einige Jahre hindurch selten, dann vermehren sie sich wieder, wandern aus und streifen wie zuvor. Die Ursache dieser Erscheinung ist noch nicht erklärt worden. Mangel an Nahrung kann es nicht seyn, denn die Distrikte, die sie verlassen, sind oft so fruchtbar, wie die, nach denen sie wandern, und das gesunde Aussehen, mit dem sie ihren Zug antreten, gibt der Vermuthung keinen Raum, daß die Gefahr zu verhungern sie aus der Heimath getrieben. Unsere Jäger schießen diese kleinen Thiere mit Büchsen und bringen sie mit Einer Kugel von der Spitze der höchsten Bäume, und wenn ihre Verheerungen groß werden, bilden sich große Gesellschaften, welche die Wälder durchstreifen und Tausende in einem Tage tödten.

Die Carimata-Inseln.

Die Insel Banumbangan.

Diese Insel liegt unter dem 1° 12′ S. B. und 109° 11½′ O. L. v. Gr. Die Meerenge zwischen dieser Insel und der Küste von Borneo ist 4 bis 5 Klafter tief. Die Schiffe können an diese Meerenge bis an die Küste fahren, ohne daß es Gefahr hätte. Die Insel wird von einem ungefähr 1000 Fuß hohen länglichen Berg gebildet. Er ist wie der Berg auf Carimata mit Pflanzen und Gebüschen bis an den Gipfel bewachsen. Mehrere kleine Flüsse entspringen auf ihm, die nordöstlich und nordwestlich fließen. Aus ihnen nehmen die Schiffe Wasser ein. Diese fruchtbare und angenehme Insel wurde nach und nach entvölkert, seit die Holländer diese Gegenden nicht mehr besuchten (1795). Sie wird von Zeit zu Zeit von einigen Fischerhorden besucht. Im Nordosten der Insel war einst ein bedeutendes Dorf. Die Einwohner zogen sich auf das Gebiet des eigentlichen Borneo zurück. Die Erzeugnisse der Insel Ponambangan sind im Durchschnitt dieselben wie auf Carimata. Die Fischerei ist sehr ergiebig daselbst.

Insel Surutu.

Sie liegt unter 1° 42′ S. B. und 108° 41½′ O. L. v. Gr., und besteht aus mehren kleinen Bergen und Hügeln, deren Kette sich von Osten nach Westen erstreckt. Wie auf den vorhergehenden Inseln, sind auch hier die Berge bis zum Gipfel grün. An dem südwestlichen Theile der Insel liegen einige Korallenbänke. Die Bruchstücke, die man davon wegholt, liefern einen sehr feinen Kalk, dessen sich die Einwohner bedienen, wenn sie Betel kauen. Man findet auch rothe Korallen, denen die Chinesen einen hohen Werth beilegen, und weswegen sie eine bei ihnen sehr geschätzte Arznei bereiten.

Die Insel Surutu wird von einer großen Menge kleiner Flüsse bewässert, und ist voll anmuthiger und fruchtbarer Thäler. Die sanften Abdachungen der zahlreichen Hügel sind zur Bodenkultur sehr geeignet. Früher waren daselbst zwei volkreiche Dörfer. Das nördliche hieß Siak nach seinen Gründern, Abkömmlingen aus der Herrscherfamilie des Königreichs Siak, die hieher gewandert waren.

Miscellen.

Von für die Ausstellung in Paris. Man baut gegenwärtig in den elysäischen Feldern für die Kunst- und Industrieausstellung Galerien, die ein Rechteck von 185 Metres Länge und 80 Metres Tiefe bilden werden. Es sind vier parallele Bauten, durch drei Höfe im Innern geschieden, aber an den Seiten durch Querbauten verbunden. In der Mitte der Hauptfaçade gegen Norden soll der Haupteingang unter einem vorspringenden Portikus seyn. Die Decoration der Hauptfaçade wird mit einem Larus aufgeführt, der um so auffallender ist, als diese Boncken nach zwei Monaten wieder eingerissen werden. Drei bis vierhundert Arbeiter arbeiten fortdauernd daran, und der Bau soll am 1 April fertig seyn. Am 1 Mai werden die Galerien dem Publikum geöffnet.

Polnische Geschichtsdenkmale. Die polnische literarische Gesellschaft hat eine Commission niedergesetzt, um alle Originalurkunden der polnischen Geschichte, die sich in fremden Archiven und Bibliotheken finden, zu sammeln. (For. and Quart. Rev.)

Bevölkerung von Petersburg. Am Ende December 1838 betrug diese 469,720 Seelen, worunter 325,649 Männer. Dieß große Mißverhältniß rührt eines Theils hauptsächlich von dem zahlreichen Militär, dann aber auch von dem ungeheuren Bedientenpersonal des vornehmen Adels her.

Bevölkerung von Frankreich. In den letzten 130 Jahren hat sich die Bevölkerung von Frankreich verdoppelt, und sein Einkommen ist sechsmal größer geworden. (Voleur vom 10 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Februar und Intelligenzblatt Nr. 2.)

Digitized by Google

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1839.

Die Weltgegenden bei den Völkern des großen Oceans.

(Von J. C. Ed. Buschmann in Berlin.)

Es ist kürzlich in einigen Zeitschriften Bericht über ein eben erschienenes schätzbares Werk des Hrn. Ellis, Madagascar betreffend, erstattet, und aus demselben die nue früheres bestätigende Ansicht hervorgehoben worden, daß die Sprache dieser Insel mit den Idiomen des großen Oceans verwandt und das Volk selbst von da eingewandert sey. Wenn es nach diesen Notizen scheint, als wenn der Verfasser unter Wiederholung eines in England eingewurzelten, aber nicht sehr richtigen Urtheils über die malayische Sprache sich vielmehr an die ferne Meeresstrecke von Polynesien halte, so verdient bemerkt zu werden, daß die madeca sische sich vielmehr entschieden den vordern Sprachen des großen malayischen Stammes, d. h. denen von Malacca, Java, Celebes und der Philippinen, anschließt. Diese Thatsache, welche in einem in kurzem erscheinenden, umfassenden Sprachwerke durch eine ganz ins Einzelne gehende Betrachtung dieses Idioms bewiesen werden wird, hat, obgleich merkwürdigerweise von Adelung im Mithridates mit einer Art Rückschritt geläugnet, eine alte Autorität für sich. Die Sprache von Madagascar erscheint neben der von Malacca in dem Werke des Frederick de Houtman von Gouda: Spraeck ende Woordbdeck, in de Maleysche ende Madagascarsche talen. Amst. 1604 4° oblong. Ich habe mir diese Bemerkungen erlaubt, um daran die Mittheilung einiger Beobachtungen zu knüpfen, die ich bei der Beschäftigung mit den Sprachen dieser Meere gemacht habe, da die hauptsächlichste dieser Beobachtungen geeignet seyn könnte, für die Einwanderung des madecasischen Volksstammes von jenen Gegenden her einen Beweis zu liefern und auf seinen frühern Wohnsitz näher hinzuweisen. Die Umstände erlauben mir keine weitläuftige Erörterung, und ich werde daher hier im Wesentlichen nur die einfachen Thatsachen darlegen, ohne sie in ihren Schlußfolgen zu begleiten.

Es ist eine merkwürdige und einige wichtige geographische Fragen berührende Erscheinung, daß zwei diametral entgegengesetzte Weltgegenden auf Madagascar im Vergleich mit Malacca um 90° in derselben Richtung fortgerückt sind, und die eine von ihnen, vielleicht auch sogar die andere, der der Philippinen, genau entspricht, und daß auf dieselbe Weise mehrere Benennungen der Weltgegenden zwischen den einzelnen Sprachen des indischen und des großen Oceans schwanken, und nur in der einen Haltung zu dem nachweisbaren Begriffe des Namens passen, in der andern nicht. In der malayischen Sprache heißt timor, in der javanischen timor und timur (auch wetan), in der Bugissprache auf Celebes timorok Osten. Diese Benennung rechtfertigt sich in Bezug auf die Insel Timor nur für Java und einigermaßen für Sumatra, von welcher letztern Insel, wie bekannt, in ziemlich neuer Zeit die Bevölkerung von Malacca ausgegangen ist. Es ist keine Parteiansicht mehr, daß vor einer genauen Sprachforschung die Eigennamen verschwinden und auf Appellativa zurückgehn. So wenig sich nun die Möglichkeit ausschließen läßt, daß die Insel von irgend einem Begriffe her ihren Namen erhalten habe, und daß sich die Benennung der Weltgegend unmittelbar an den Eigennamen anschließe, so liegt es doch immer näher, in demselben den Begriff der Weltgegend zu finden. Auf diesem Wege kommt uns die Bedeutung jung, welche dem Worte timor oder timur in den Kawi-Wortverzeichnissen beigelegt wird, als nicht unnatürlich auf die aufgehende Sonne zu beziehen, sehr glücklich entgegen. Ich muß aber bemerken, daß meiner vollständigen Erfahrung nach alle auf Java umgehenden Bedeutungen von Kawi-Wörtern so lange für zweifelhaft gehalten werden müssen, bis sie sich durch eine Textstelle oder eine andere Sprache bestätigen, und daß ich keine ähnliche Wortform für diesen Begriff in irgend einer Sprache des Stamms bis jetzt habe auffinden können. Im Neuseeländischen bedeutet timo, timu: langsam sinken (von der Fluth.) In der Sprache der philippinischen Inseln und Madagascars bedeutet nun dieses Wort Süden: tagalisch timogan (timog Südwind), madec. atsimon, mit vorgesetztem a. Ich hatte eine lange Zeit die letzte Form für das arabische Wort Azimuth*) gehalten, da aus leicht begreiflichen Gründen die madecassische Sprache eine nicht unbedeutende Anzahl arabischer Wörter auf-

*) Genau as-semutu, der Artikel mit dem Plural des Substantivs semtun, semt, Weg, aus welcher letztern Form das Wort Zenith entstanden ist.

Digitized by Google

genommen hat; nur stand dem immer der Umstand entgegen, daß diese größten Himmelskreise gar keine Beziehung auf die Weltgegenden haben. Die glückliche Entdeckung seiner Herkunft eröffnete mir auf einmal das Feld zu den Untersuchungen, welche ich hier mittheile. Dieser Umstand verweist, wenn man bei der bloßen Erscheinung stehen bleiben darf, die Bevölkerung von Madagascar unmittelbar nach den Philippinen, denen auch die Insel Timor gerade in der Richtung liegt. Höchst merkwürdig ist eine Notiz Chapeliers in seinem (aus dem Vermächtniß des geheimen Staatsministers Frhr. Wilh. v. Humboldt in die hiesige königl. Bibliothek gekommenen) handschriftlichen mabee. Wortverzeichnisse, daß dieses Wort auch jede ausländische Nation oder Provinz bedeute. Er sagt ausdrücklich, daß ein Reisender auf die Frage, wohin er gehe, antworte: nach Süden. Wenn ich dieß in doppelter Beziehung vielmehr als Osten auffasse, so findet sich dafür auch eine Bestätigung in der Sprache, indem in ihr noch Spuren dieser Bedeutung des Ostens vorhanden sind. Die Formen simoulots, Nordost (bei Flacourt), und timilaute, Nordwind (bei Challan) *) sind ohne Zweifel dasselbe Wort, und geradezu das mal. timor laut, Nordost. Laut bedeutet mal. Meer (also Osten oder Timor des Meeres); die Kawiform ist lot. Jav. ist timor lahut Südost. Dieses Hülfswort findet sich auch in dem mad. talahots, Südwest, und im tag. balaclaot, Nordwestwind.

Der entgegengesetzte Punkt, Westen, heißt mal. barat, bug. barók, tag. habagat, Im Mad. hat dieß Wort wieder den Vorschlag a: avarats, und bedeutet Norden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es sich im Tag. in mehrere Formen geschieden hat, und daß also balas, Nordostwind, und balaclaot, Nordwestwind, dasselbe Wort sind, nur mit veränderter Bedeutung, theils als Norden, wie im Mad., theils als Westen, wie im Mal. Das jav. barat ist Wind, was auffällt, da der herrschende Wind in diesen Meeren der Ostpassat ist.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Le Maranfin. — Mont de Marsan.

Von der jetzigen Mündung des Adour zu der alten (obgleich nicht ältesten), vom Boucau zum Vieux Boucau, ist der Uebergang natürlich. Man weiß nicht genau, wann der Adour seine Mündung gegen Norden hin veränderte; schon seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wurde eine Anlage dazu bemerkbar, hundert Jahre später, man sagt um 1437 oder 1500, war die Mündung verstopft, und der Fluß hatte seine Richtung durch den Plech (playa, niedere Küste) genommen, wo damals die jetzt bis 30 Metres hohen Dünen noch nicht vorhanden waren. Nur Fischer wohnten da; aber die neue Mündung des Adour, 6 M. nördlich von seiner vorigen, gab dieser Gegend Wichtigkeit. Um 1560 lieferte der Vieux Boucau schon 200 Matrosen für die königliche Marine, um 1630 rüstete er 20 Schaluppen gegen Rochelle aus. Die Häuser wurden mit dem Ballast der aus Europa, Afrika und vielleicht schon von Amerika ankommenden Schiffe erbaut, ein Umstand, den die künftigen Archaologen nicht vergessen müssen, wenn sie nicht in sonderbare Irrthümer fallen wollen. Dieser Ort und Cap Breton rivalisirten mit Bayonne, wie wir schon früher erzählt haben. Heutzutage ist der Vieux Boucau wieder einer der traurigsten Weiler des traurigen Maransin, d. h. der sogenannten kleinen Haiden zwischen Dax und dem Meere. Eine Reihe stehender Gewässer, welche in der Regenzeit unter sich und mit einigen ausgangslosen Binnenseen in Verbindung treten, bezeichnet noch an dem Fuße der Dünen die ehemalige Abweichung des Adour in den tarbellischen Meerbusen. *) Nichts ist so wüste wie dieser Boden, den es Mühe kostet zu betreten, und diese wenigen, halb verfallenen Häuser in einem Winkel der Einöde. Aus dem Schooße der letztern erheben sich verworrene Sandhaufen, mit einer aus verflochtenen Zweigen gebildetrn Umzäunung gekrönt. Man kann kaum einen Ausruf der Ueberraschung zurückhalten, wenn man bis an die Kniee in Sand watend hinaufsteigt, und sich plötzlich am Eingange eines Labyrinthes findet, in dessen unzähligen Irrwegen unzählige Weinstöcke ihre grünen Blätter zur Schau stellen. Die Umzäunung (balise) ist dazu bestimmt, den Weingarten gegen den Westwind zu schützen, dessen zerstörendes Blasen die Dünen auflockert und in Bewegung setzt, während die Wogen eines stets erbosten Meeres gegen sie anstürmen, oder neue Sandberge aufhäufen. Man sollte nicht glauben, daß der Wein vom Boucau und vom Vieux Boucau seinen Saft aus einem von den Winden und den Umbildungen der Küste stets geplagten Meersande ziehe, und man vermuthete lange Zeit, unter dem Sande befindr sich ein Thonmergel, wie bei den Kreidehügeln der Champagne: aber alle Beobachtungen stellen uns diese Dünen als reinen Sand dar; man sieht, wie Sandhaufen von mehreren hundert Fuß Umkreis in einer einzigen Sturmnacht ihre Stelle verändern, sich abplatten, sich aushöhlen, sich spitzen oder gar verschwinden, und in ihren schnellen Umwandlungen den lang getragenen Weinberg begraben. Wer kann, der wendet wohl Dünger an, was große Unkosten verursacht; die allgemeinste Methode besteht aber, M. Thoré zufolge, darin, daß man zur Zeit der Absenker eine neue 4 oder 5 Zoll dicke Lage Sand aus einer benachbarten Düne herbeiholt, wodurch der Boden nach Verlauf von 15 bis 20 Jahren um einen Metre erhöht wird, oder daß man die Düne verläßt und eine neue aufsucht; denn die Weinstöcke werden ungefähr alle drei Jahre durch fortschreitende Absenker erneuert, und so bildet sich im Innern des Sandhügels ein Gewebe von Aesten, welches die Ersetzung jedes absterbenden Stockes unmöglich macht; wenn diese mit so vieler Mühe angepflanzte Colonie erlischt, so ist kein anderes Mittel, als auf einem neuen Boden ein edrn so ungewisses, aber ausgezeichnetes Product zu suchen. **)

*) Ich beziehe mich hier auf zwei gedruckte madee Wörterbücher, welche die königl. Bibliothek zu Paris besitzt.

*) Von den Tarbellinen, einem Volke des alten Novempopulaniens.

**) Diese Weine, gewöhnlich von rother Farbe, zeichnen sich durch einen feinen goût paillet, ich weiß nicht, ob wir im Deutschen sagen „Strohgeschmack," aus.

Digitized by Google

Diese palisadirten Weinberge sind wirklich Blumensträuße in der Einöde aufgesteckt, in der Einöde, die man nur zu bald wieder antrifft, wenn man in die Fläche zwischen den Dünen und der im fernen Horizont aufsteigenden schwarzen Linie von Fichtenwäldern hinabsteigt. Und doch ist dieses noch nicht der traurigste Anblick. Man klimme auf die Dünen bis zu den Hütten der Zollwächter hinauf, welche die Küste beobachten, da wird man das Meer mit entsetzlichem Gebrause seine schäumenden Wogen längs einer scheußlichen Küste rollen und von fürchterlichen Winden gepeitscht in die Strömungen des Amphitheaters von Sandhügeln, die ihr zur Gränze dienen, eindringen, da wird man diese Massen schweben und sich bewegen, ihren fruchttödtenden Staubregen weithin ausspritzen, vielleicht sie selbst auseinanderstieben und weithin Verwüstung und Unfruchtbarkeit verbreiten sehen. Diese beweglichen Dünen drohen sich der ganzen 60 Meilen langen Küste zwischen dem Adour und der Garonne zu bemächtigen, sie machen den Strand unzugänglich, sie verschließen alle Ausgänge und haben schon Städte und Ortschaften begraben. Man bemüht sich, ihnen mittelst Fichtenpflanzungen, die dort ein schnelles Wachsthum gewinnen, einen Damm entgegenzustellen. Unterscheidet man schwarze Punkte, die sich langsam auf den weißgrauen Abhängen der Sandhügel bewegen? Es sind die Einwohner, welche mit großer Mühe und für einen sehr mäßigen Tagelohn die Faschinen herbeischleppen, um den Samen des Baumes zu beschützen, der seinerseits nach einem halben Jahrhundert die Pflanzungen an der Küste gegen den verheerenden Seewind schützen wird. Die Canäle, welche von den Teichen und Seen in den Ocean auslaufen, finden sich nur zu oft in der Unmöglichkeit, die Sandberge zu überwinden, welche das Meer an ihrer Mündung aufhäuft. Dann überschwemmen sie die Fläche, und der arme Bauer, in seiner Hütte belagert, betrachtet von dem Dache, wohin er sich geflüchtet, mit Verzweiflung die Zerstörung der Ernte, die er mit so vielem Schweiß und Opfern emporgebracht hatte. Man muß die Leute aus den benachbarten Districten herbeirufen, um den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Das Wasser hat den Sand, den es befruchtet, wieder aufgelöst, und ohne die Hülfsquelle einer gefährlichen und unsichern Fischerei hätten sie nichts, um ihre zahlreichen Familien zu nähren. Muß man sich verwundern, wenn in alten Zeiten der gefürchtete Schrei Avarech oft an dieser mit Recht so genannten eisernen Küste ertönte! Heutzutage und schon seit lange existiren diese barbarischen Sitten nicht mehr, und man muß wenig Achtung vor dem guten Leumund einer ganzen Völkerschaft haben, um, wie es noch neuerlich einem jener Erzählungsfabricanten für die Feuilletons und für das Cabinet de lecture, le Voleur und dgl. gethan hat, eine vielleicht vor 200 Jahren vorgefallene Geschichte, welche die Haare gen Berg sträubt, mit dem Datum von 1835 und als Augenzeuge zu erzählen. Aber, wer fragt nach der Wahrheit? Alles kommt auf den Effect an, den man bewirkt. Die Beraubung und Ermordung der Schiffbrüchigen wäre nicht einmal möglich, denn die Küste ist von einer wohlbesetzten Linie von Zollwächtern bewacht, und außerdem haben auch die Gesellschaften zur Rettung der Schiffbrüchigen ihre Agenten. Aber eine weise Vorsicht wird gebraucht, welche darin besteht, verdächtige Effecten, welche das Meer auswirft, den Flammen zu übergeben. Die Leichname der Ertrunkenen werden am Ufer begraben, indem man sie, ohne sie zu berühren, in eine tief ausgehöhlte Grube stoßt. Der Dünenbauer, in seinen schwarzen, an den Seiten aufgeschlitzten Capuzenmantel gehüllt, bleibt vor dem kleinen Kreuze, welches ihm die letzte Stätte eines Verunglückten anzeigt, stehen, und erzählt seinem Gefährten die traurigen Ereignisse, deren Zeuge er in der letzten Sturmnacht gewesen ist. Der feuchte Sand, der den Leichnam bedeckt, ist nicht so kalt, wie das vorübergehende Mitleid, welches das Loos des armen Fremden einflößt!

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

1. Reise nach Konstantinopel.

Gegen Ende des Jahres 1838 erhielt Hr. Fraser den Auftrag vom englischen Ministerium des Auswärtigen, als Courier nach Teheran zu gehen. Demgemäß verließ er um 1 Uhr des Morgens am 11 December London und eilte seiner Bestimmung entgegen. Von seiner Fahrt durch Europa, die mit der gewöhnlichen Schnelligkeit eines Couriers geschah, kann wenig gesagt werden. Mit geringer Unterbrechung, meist durch die Hinfälligkeit seines Wagens verursacht, den ihm in Calais ein Franzose zur ununterbrochenen Reise bis Wien garantirt hatte, und einigem Aufenthalt, den ihn die schlechten Wege in Ungarn und das mehrmalige Umwerfen seines Wagens auf ihnen zu machen nöthigte, erreichte er Semlin, die letzte Stadt europäischer Sitte und Lebens. Mit seinem Uebergang über die Donau trat er auf türkisches Gebiet und asiatisches Leben, asiatische Sitten umgaben und nöthigten ihn, sich theilweise nach ihnen zu richten. Doch wir lassen Hrn. Fraser selbst erzählen.

Gegen Mittag eilte ich an den Fluß, begleitet von Hrn. Steinus, einem Beamten des österreichischen Postamtes, und einem britischen Cabinetscourier, der damals sich gerade in Semlin befand, nach dem Boote, da mir der Dragoman von Belgrad herüber hatte melden lassen, daß Alles für mich schon bereit sey. Es war, als wenn ich den Styx überfahren sollte, als ich den letzten Handschlag meinen Freunden gab und in das Boot stieg. Eine halbstündige Fahrt brachte mich ans andere Ufer. Es war ein warmer, heiterer Tag, freundlich blickten die alten verfallenen Mauren Belgrads zu mir herab, als wollten sie mich mit dem plötzlichen Wechsel versöhnen, dem ich entgegen ging. Ich trat aus Europa und seiner Civilisation heraus.

Am Landungsplatz empfing uns der Dragoman, der mit einigen seiner Leute in einiger Entfernung stand und uns begrüßte, ohne jedoch uns entgegen zu gehen. Als ich mit den Bootsleuten fertig war, näherte er sich mir erst und streckte mir seine Hand entgegen, die ich erfaßte. „Jetzt, sagte er, sind Sie mit der andern Seite fertig, Sie gehören uns, zurück können Sie nicht mehr.“ Unser erster Gang war zu dem Tatar Aga, um meine Abreise zu betreiben, und, wie mir der Dolmetscher rieth, diejenigen Artikel zu kaufen, die mir für meine

Digitized by Google

fernere Reise von Nutzen oder nöthig seyn könnten. Er hatte freilich dabei das gleiche Interesse mit dem Tatar Aga, da sie beide aus wie Vortheil ziehen wollten. Der Tatar Aga war ein kleiner, sittlicher Mann, lebendiger und thätiger, als man es gewöhnlich bei einem Türken sieht. Er empfing mich mit nicht wenig Gravität, bestellte Kaffee und Pfeifen, und sah mich groß an, als ich die letztere ablehnte. Die Hauptartikel, die ich für mich wünschte, waren ein Paar Tatar Shalwars, oder Reithosen, Tatar-Strümpfe und Stiefel, ein Shawl und einige andere Kleinigkeiten, die in kurzer Zeit herbeigebracht wurden.

Während dieser Zeit trat der Tatar ein, der mein Begleiter und Führer seyn sollte; es war ein schöner Mann, den die malerische Tracht seines Gewerbes gut kleidete, die Pferde, die mich selbst und mein Gepäck tragen sollten, wurden herausgeführt, kleine, häßliche, jammervolle Thiere, die Suridschis saßen auf, ich wurde in den Sattel gehoben und richtete mich mit meinen mannichfachen Kleidungsstücken und Mantel ein, der Tatar sprang in den seinigen und „Ur allah, Ur allah!“ ruft der Tatar Aga von seinem Bein Khauch, „Ur allah!“ rufen die umstehenden Suridschis, mein Tatar und Suridschi, und fort geht der Zug durch den dicken Schmutz der halbgepflasterten Straße, die die Wohnung des achtbaren Beamten, des Tatar Aga, enthält.

Die türkischen Posten, die jetzt im ganzen Umfange des Reichs in Stationen von 5 bis 16 Stunden errichtet sind, haben die Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl Pferde bereit zu halten, die für jeden Courier der Regierung unentgeltlich geliefert, aber von jedem andern Reisenden mit einem Piaster für jedes Pferd für eine Stunde vergütet werden müssen. Doch ist nicht jeder Reisende so glücklich, für diesen mäßigen Preis reisen zu können, Unkenntniß des Landes und seiner Einrichtungen lassen ihn oft noch einmal so viel bezahlen, wie z. B. ich, der statt 1300 Piaster für die fünf Pferde, deren ich bedurfte, 3000 bezahlen mußte. Die Posthäuser, die oft nur ein Bretterverschlag sind und als Stall und Aufenthalt der Suridschis (Stallknechte) zugleich dienen, bieten nur wenig Bequemlichkeit dem Reisenden, doch fehlt Kaffee nie, auch findet der Kahwadschi (Kaffeemacher und Kellner) Eier oder ein Huhn; wird ein Pillaw verlangt, so wird er in dem Harem des Postmeisters bestellt.

Wir hatten Belgrad 5½ Uhr des Nachmittags verlassen. Rasselnd eilten wir durch die schmutzige Straße, den zerfallenen Thorweg, über den einst furchtbaren, jetzt trocknen und seichten Graben der Stadt. Keine Zeit hatte ich die Linien des berühmten Prinzen Eugen zu besuchen, der diese Stadt 1716 belagerte, und die noch jetzt zu sehen seyn sollen, fort eilten wir durch das offene Land, das sich bald in kleine Hügel erhob, mit Zwergeichen und anderem Unterholze bedeckt, und das sich, als die Nacht eintrat, in einen Wald kleiner Bäume umwandelte. Der Weg, der bisher erträglich gewesen war, wurde jetzt, als wir das offene Land verließen, tief und schmutzig, so daß wir den Trott, der uns bisher 4 bis 5 Meilen in einer Stunde weiter gebracht hatte, in einen bedächtigern Schritt mäßigen mußten. Als wir der ersten Gebirgskette Serbiens uns näherten, wurde der Schnee ziemlich tief und der Weg außerordentlich kothig. Das dünne Eis, das Pfützen und Schmutz bedeckte, wich unter den Tritten der Pferde, und die Kälte nahm bedeutend zu; doch sah ich nie eine schönere Mondnacht im Winter.

Nach vier Stunden hatten wir das Ende unserer ersten Station erreicht. Aus dem Posthaus, einem ungeheuren Schuppen, der im Mondlicht noch größer schien, stürzte bei dem Ruf ihres Mitbruders eine Schaar Suridschis heraus. Einer ergriff das Pferd des Tatars am Zügel, zwei andere hielten seinen Steigbügel und hielten ihre Hände unter seine Arme, um ihm beim Absteigen zu helfen. Mit einer angenehmen Miene deutet er ihnen, dem Reisenden zu helfen, der bei dem „ein, ein, tschelebi!“ (steigen Sie ab, Herr!) seines Führers absteigt und einen neugierigen und etwas mißtrauischen Blick auf das Hospitium wirft, in das man ihn einzutreten bittet. In diesem Augenblick sind Tatar und Suridschi in die Hütte verschwunden, und als ich ihnen folge, sehe ich mich in einem dunkeln Raum unter einer Zahl sich bewegender Gegenstände, die ich als Vierfüßler erkenne. Ich schreite weiter, und sehe weit hinten einen rothen Schein, in welchem sich menschliche Figuren bewegen. Nach diesem Lichte steuere ich zu, und nach manchem Stolpern und Stoßen an Gepäck, Sättel und Stallzeug kam ich an einen ungeheuren Klotz von Eichenholz, der auf der irdenen Erde in hellen Flammen lag. Ein Theil davon war schon verzehrt, und die Asche verbreitete eine Hitze, daß man einen Ochsen hätte braten können, während der grelle Schein des noch Brennenden dem Auge kaum weniger beschwerlich wurde, als der beißende Rauch, der in dichten Wolken aufwirbelte und vergeblich einen Ausgang durch das Dach suchte.

Der Tatar saß bereits, und empfing eben von einer sehr schmutzig aussehenden Person eine Schale Kaffee, als ich hinzu trat und er höflich sie mir überreichte. Man schob einen niedrigen dreibeinigen Stuhl herbei für meinen Gebrauch, doch stand er so wenig fest, daß ich eine Ecke eines Polsters zwischen den Ehrensitzen meiner neuen Gefährten und dem Dünger, der den Boden dieses eleganten Refectoriums bedeckte, vorzog. Mehrere der Umsitzenden riefen mir „Khush gueldinis!“ (Willkommen!) zu, doch meine Unkenntniß der türkischen Sprache machte jedes Gespräch unmöglich. Nach einer kleinen Weile wandte sich der Tatar mit einer Miene voll Wohlwollen und Herablassung zu mir, und sprach in einem fragenden Tone die Worte aus: „Mendscha, tschelebi? mendscha?“ (Wollen Sie essen, Herr?) Auf meine bejahende Antwort griff er nach seinen Satteltaschen und zog daraus mehrere Bündel hervor, eingewickelt in Schnupftücher verschiedener Art und Farbe; ein anderes brachte er aus den geräumigen Taschen seines Gewandes, entfaltete einige derselben und brachte daraus verschiedene dunkle Substanzen hervor, die in einzelne Stücke zerschnitten waren. Was aus den andern wurde, bemerkte ich für den Augenblick nicht.

Bismillah! rief der Tatar, und legte eine Handvoll dieser dunkeln Dinge auf eine Art hölzernen Teller vor mich hin, während er selbst eines nach dem andern in seinen Mund steckte. So hungrig ich auch war, konnte ich mich doch nicht gleich entschließen, eines dieser kalten, feuchten Stücke zum Munde zu führen. Als ich es aber that, fand ich sie nicht schlecht, und eines folgte dem andern, bis mein Hunger gestillt war.

(Fortsetzung folgt.)

Polygonum tinctorium. Man hat Proben mit dieser Pflanze angestellt, und gefunden, daß eine Strecke von 32,400 Quadratfuß mit 20,000 Pflanzen 4 bis 5000 Blätter und diese 80 bis 100 Pfund Indigo geben. Dieß ist jedoch ein Minimum. (Athenäum vom 2 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Verbindung zwischen Angola und Mozambique.

Wir haben am Ende vorigen Monats die abgerissenen und höchst unvollständigen Nachrichten mitgetheilt, welche ein gegenwärtig in Portugal sich aufhaltender Deutscher uns einsandte. Wenn wir im Allgemeinen ihm völlig beistimmen müssen, daß sich daraus blutwenig für das Innere jenes Landstriches entnehmen läßt, so lassen sich doch daraus manche Schlüsse ableiten. Wir legen die bekannte Karte von Berghaus (ausgearbeitet im Jahre 1824) zum Grunde. Diese enthält die Angaben des in jenem Artikel erwähnten Pereira, nicht aber die von einigen Negern erhobenen Einzelnheiten. Auch aus Pereira's Reise hat er Einiges auf seiner Karte nicht bemerkt, nämlich den großen Sumpf oder See, den Pereira zu durchwaten hatte, und zweitens die Flüsse, die sich vom Reiche des Cazembe an bis zu dem von Morupue finden, und die von der Rechten zur Linken, also da die Reise in westnordwestlicher Richtung ging, südwestlich fließen sollen. Der Sumpf oder See, der sehr groß seyn soll, ist merkwürdig, weil man in dieser Richtung von mehreren Sumpfseen wissen will, die, ihrer Lage nach, nichts anders seyn können, als Terrassen, die keinen rechten Abfluß haben, wie sie deren das innere afrikanische Hochland mehrere bietet. Pereira's Reiseroute ist folgende: von seinem Wohnorte in der Nähe des Zambeze (etwa unter 51° O. L.) bis an den Araangua oder Aruange (47½ O. L.) brachte er 45 Tage zu; die Entfernung mochte etwa 90 geogr. Meilen betragen. Vom Aruange bis zur Hauptstadt des Cazembe (43° O. L.) brauchte er 30 Tage, und von dort kann man in 60 Tagen nach Morupue (38° O. L. nach Berghaus) gelangen. Einige Tagereisen weiter kommt man in halb und halb bekanntes Land. Der Muruſuru, der vom Zambeze ausdrücklich unterschieden wird, fließt, da wo Pereira ihn trifft, von Norden nach Süden, die vier andern bedeutenden Flüsse, die man von Cazembe's Hauptstadt nach Morupue übersetzt, fließen südwestlich; um über einen derselben zu setzen, braucht man einen ganzen Tag: es scheint dieß also eine Stromerweiterung zu seyn, wie denn eine etwas weiter gegen Nordwesten vom Coanzo und noch weiterhin vom Zaire bekannt ist. Diese fünf Flüsse,*) deren Ende wir nicht kennen, nebst dem Zambeze, der sich östlich ergießt, kommen, dem Obigen zufolge, sämmtlich aus einem weiter nördlich gelegenen Hochlande, und sind durch öde, wie es scheint, nicht sehr hohe Bergrücken getrennt, denn es heißt, die Reisenden seyen durch öde, unbewohnte Strecken gekommen und nur die Ufer der Flüsse seyen bewohnt gewesen. Das Land flacht sich also gegen Süden ab, und die fünf Flusse, die in einem Raume von nicht mehr als etwa fünf Längengraden liegen, werden wohl ziemlich vereint einen Ausgang suchen, aber wo? das ist die Frage, die sich noch nicht beantworten läßt. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie sich westlich wenden; allein vom Oranjefluß bis zum Cap Negro (28 bis 17° s. B.) ist so gut wie gar keine Flußmündung, vom Cap Negro bis zum Coanzostrom sind zwar viele Flüsse, aber keiner von großer Bedeutung. So viel möchte sich also aus den genannten Mittheilungen ergeben: zwischen 15° u. 10° s. Br. steigt das Land gegen Norden an, denn die Flüsse strömen südlich und südwestlich, das Land kann nicht sehr hoch seyn, denn das zwischen 10° u. 5° s. Br. liegende Plateau Dembo wird nur auf etwa 7000 Fuß angegeben; die Frage, wohin die fünf bedeutenden Flüsse strömen, ist noch ungelöst, die Wahrscheinlichkeit mehrt sich aber, daß sie sich in den schon so mannichfach besprochenen großen Binnensee ergießen, der wohl zwischen 15° und 20° S. B. und zwischen 35° und 40° O. L. liegen mußte, etwa da, wo Lopez den ungewissen Dombea-Zoché-See setzt.

Die Weltgegenden bei den Völkern des großen Oceans.

(Schluß.)

Was für den westlichen Ocean Timor, ist für den östlichen Tonga. Das Wort bedeutet in der neuseeländischen Sprache Osten, in der tong. selbst aber Süden, und in der der Sand-

*) Rovuſa, Muſira, Guarava, Roloi (ſ. Nr. 58) und der Muruſuru.

Digitized by Google

wichinseln (hier, jedoch in der den Lautgesetzen der Sprache genau entsprechenden Form kona): Süden und Südwest. Die Insel Tonga liegt in einer Entfernung von beiläufig 15 Längen- und 43 Breitengraden, der Sandwich-Gruppe allerdings südlich, der Insel Neuseeland aber nördlich. Das Wort ist sichtlich durch die allgemeine Substantiv-Endung abgeleitet, welche durch den ganzen Sprachstamm geht, und allein hinreichen würde, die unmittelbare Verwandtschaft aller dieser Sprachen zu beweisen; sie hat in dem westlichen Zweige die Gestalt von an, in den Südsee-Sprachen die ursprünglichere von nga oder ana (nue im Tahitischen die etwas abweichende von raa, welches auf rana zurückgeht), und ihr Anfangs-r ist der Elision oder Zusammenziehung unterworfen. Als Stammwort bietet sich sehr passend das tong. tu (Hawaiisch ku) dar, das stehn und aufstehn bedeutet. Gegen die Annahme, daß dieses Subst. auch in dem tong. tokalau, Ost, dem tahit. apatoerau, Süd, und in tunggaru liege, welches mal. Südost, jav. Nordost bedeutet, erheben sich einige Schwierigkeiten, bei dem letzten Worte das dem Nasenlaute nachfolgende g; aber möglich und zum Theil wahrscheinlich bleibt die Sache immer. Der letzte Theil dieser Composita könnte das obige Wort Meer seyn; dabei noch an das polynes. la, ra, Sonne, zu denken, würde formell nur das mal. und jav. Wort berechtigen.

Es ist nicht meine Absicht, die Namen, welche die Völker dieser Meereswelt den Hauptpunkten des sich ihnen in unendlicher Freiheit darstellenden Himmels beilegen, weiter zu verfolgen, als insofern sie allgemeine Anknüpfungen gestatten. Es versteht sich von selbst, daß die sich an die Laufbahn des erleuchtenden Weltkörpers anschließenden beiden Gegenden auch in ihnen oft unmittelbar von den Ausdrücken aufsteigen und niedersteigen u. a. (hier auch ertrinken) hergeleitet erscheinen; und selbst wo sich die Einfachheit der Ausdrücke, wie der oben betrachteten, in die Anfänge der Sprache verliert, muß dieß die Forschung hauptsächlich leiten. Wenn es eine heilige Sitte der Völker ist, dem wohlthätigen Gestirn, besonders in seinem Aufgange, das Antlitz zuzukehren, so werden sehr natürlich die Volgegenden nach den Seiten des menschlichen Körpers benannt. Hiebei ist es merkwürdig, daß sich in diesen Sprachen nur Spuren der entgegengesetzten Richtung, nach der untergehenden Sonne hin, finden; die namenlose Pracht, welche das Schauspiel des in den Meeresschooß sinkenden Weltkörpers begleitet, könnte dieß rechtfertigen; denn wenn irgend etwas überirdische Glorie zu versinnlichen vermag, so ist es diese Scene des Oceans. In der haw. Sprache bedeutet das Wort rechts (akau) zugleich Norden und das Wort links (hema) zugleich Süden; und das jav. kidhul, Süden, das sich auch im mal. (hier kidol) findet, wird am natürlichsten vom mal. kidal, kidnu, die linke Hand, abgeleitet. Wieder finden sich Spuren, daß diese Volgegenden nach dem ihnen zugewandten Haupte benannt sind. Im Neuseeländischen ist au audu (wörtlich: Wind des Kopfes) Südwind, und dasselbe Wort ist wahrscheinlich im Wesentlichen das haw. hoohua, Nordwind. Das Wort Kopf lautet mal. hulu, dag. ulu, tag. olo, tong. ulu, neuseel. udu, und von diesem Worte kommen in den genannten und andern dieser Sprachen die Ausdrücke für vorn und für oben her.*) Das jav. k-ulo-n, Westen, könnte hievon ein abgeleitetes Subst. und ein fernerer Beleg der Richtung nach der sinkenden Sonne seyn. Das von mir abgetrennte k und n sind die Sylben ka, an, welche in den westlichen mal. Sprachen, so wie die Endung allein in allen Sprachen des Stammes abgeleitete Substantive bildet; diese westliche Bildung habe ich in ihrer ganzen Aus-

*) Um einen Begriff zu geben, wie meiner Ansicht nach die Sprachen eines Stammes behandelt werden müssen und dürfen, und zugleich einen Beweis, wie die, von welchen ich hier rede, sich in vollkommene Einheit zusammenschließen, setze ich dieses Laut-Individuum in einer vollständigen Uebersicht her. Ich bin nämlich überzeugt, daß die, meist, jedoch nicht immer, besonders nicht in den Südsee-Sprachen, formell getrennten Ausdrücke für den Begriff Haar (sowohl des Kopfes, als thierischen und vegetabilischen) und die Zahl zehn mit dem Worte Kopf ursprünglich eins sind. Den Zusammenhang des Zahlwortes mit dem Ausdrucke für Haar hat Wilh. v. Humboldt schon ausgesprochen. In der mexicanischen (aztekischen) Sprache bedeutet das Wort Haupthaar (tzontli) zugleich vierhundert. In der hier überall sichtbaren Abtrennung der Formen überraschen wie die Sprache bei dem Werke ihrer Schöpfung, wie sie, in ihrem Hauptzwecke, dem Verständnisse und der Sonderung der Begriffe, den neuanfänglichen Lautstamm verzweigt. Die mad. Wörter sind nach französischer Orthographie geschrieben. Ein Wort habe ich eingeklammert, um in diesre Vereinigung von Lautgebilden nicht zu kühn zu erscheinen.

	Kopf.	Haar.	zehn.
mal.	hulu, Kopf	bulu, Haar des Leibes, Federn	puluh
	doulo, vorher, der erste		
	haluwan, Vordertheil, bes. des Schiffes.		
jav.	hulu, Kopf (selten) .	wulu, Haar des Leibes, Federn	pulah
	iurah, Häuptling.		
bug.	ulu, Kopf	buin, Haar des Kopfes .	pulo
	riolo, riolok noru, iolo, vorher.	weiusk, Haar des Leibes	
mad.	aulou, der erste, hauptsächlichste, Anfang.	voulou, Haar des Leibes, Federn	foulou
	loha, ioua, Kopf.		
	iohan, Anführer, Hauptmann.		
	sioha, vren, vor (von Ort und Zeit), Anfang.		
	acoloha, Vordertheil des Schiffes.		
tag.	olo, Kopf	bolo, Haar an Früchten .	polo
		poloc, Federn	
		bohoc, Haar des Kopfes	
tong.	ulu, Kopf	fulu, Haar des Leibes . .	fulu, ulu
	lunga, alunga, hoch		
	gi alunga, oben		
neuseel.	udu, Kopf . . .	udu udu, Haar des Kopfes	udu
	adunga, Kissen		
	dunga, oben		
	(upoko, Kopf)		
tahit.	(upoo, Kopf) . . .	. . . . .	huru
haw.	uluna, Kissen, 2) den Kopf unterstützen	huiu, Haar des Leibes, Federn	hulu
	luna, Obertheil, der obere, oben; Aufseher, Befehlshaber	oho, Haar des Kopfes	
	(poo, Kopf.)		

Digitized by Google

dehnung in der Sprache von Formosa wieder gefunden. *) Nordrn ist im jav. lor.

Der Hauptausdruck für dir südliche Himmrisgegend ist in der mal. Sprache nicht das vorhin erwähntr kidol, sondern salatan. Dieß ist ein Derivatum von salat, Meerenge, und vrr-räth dadurch seinen neuen Ursprung, da die Annahme zu nahe liegt, daß es in Zeiten, wo dieß Volk seinen Stammsitz auf Sumatra verlassen hatte, von der Straße von Malacca hergenommen ist. Die Bugis-Nation mag den Ausdruck (hier salatang) von den mal. Seefahrern erborgt haben. Das obige kidol könntr wohl der ältere, auf Sumatra gebrauchte Ausdruck der Sprachr seyn, und Marsden ihn mit Unrecht in seinem mal. Wörterbuche als javanisch bezeichnen.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Le Maransin. — Mont de Marsan.

(Fortsetzung.)

Wenn dieser Fremde, der Gefahr des Todes entgangen, die Dünen überschreitet, und in die weite Einöde eindringt, die sich von Dax bis an die Thore von Bordeaux erstreckt, wenn er die sonderbare Ausrüstung der wenigen Hirten, die er antrifft, sieht, und ihr barbarisches Kauderwälsch hört, muß er nicht eher glauben, daß er einer Horde von Wilden in die Hände gefallen, als daß er vor den Thüren der hohen Civilisation Frankreichs ist? Die ganzr Gegend bietet nichts als sandige, mit Haiden bedeckte Ebenen dar. Der Boden ruht in geringer Tiefe auf einem eisenhaltigen Tuff, der sich im Winter mit Wasser durchdringt. Im Sommer verderben die aus den Moräſten aufsteigenden Dünste dir Luft, und vollenden die Entnervung einer eben so dünn gesäeten, als elend aussehenden Bevölkerung. Hier ist krine Spur von Alterthum, der sandige Boden und der Mangel an Steinen würden der Baukunst nir günstig gewesen seyn; die modernen Gebäude sind klein, armseilig und geschmacklos. Dennoch fängt dir Verbesserung an, sich auch hier ihren Wrg zu bahnen. Dir Pechfichte und die Korkeiche sind ein Element des Reichthums geworden. Man wird von Zeit zu Zeit mit dem Anblick reicher Ernten überrascht, und man begreift, daß die Industrie an vielen Stellen über die Unfruchtbarkeit des Bodens siegen würde, wenn man aus dem fehlerhaften Cirkel, der Arme und Capitalien zugleich als nothwendig und als unmöglich voraussetzt, herausgehen könnte. Wir werden bei einer andern Geiegenheit sehen, was das Genie des Menschen diesem Winkel der Erde für Umwandeiungen vorbereitet.

Unter allen Bewohnern der Haiden ist der Hirt derjenige, dessen Leben auf die traurigste und eintönigste Art verfließt. Auf seine langen Stelzen gestützt, mit welchen rr über das Gestrüpp und durch die Moräſte fortschreitrt, mit seinem langen Stabe versehen, der ihm als dritter Fuß zur Erhaltung des Gleichgewichts im Stehrn und Gehen dient, irrt er auf gut Glück mit seiner Heerde herum, und hat keine andrrr Zerstreuung in seinen langen Stunden der Einsamkeit, als die Wolle seiner Schafe zu stricken. Seine Kleidung ist eine kurze Hose, eine Weste, eine Jacke und ein Paletot mit kurzen Aermeln, alles von Schaffell, Gamaschen, meistens von rben diesem Stoffe, die Füßr bloß, auf dem Kopf eine Art von Barett. Sein Vorrath besteht in einem kleinen Sack von Mais- oder Hirsenmehl und einem Stückr Speck; er führt einen kleinen Kessei mit sich, dessen er sich abwechselnd bedient, um den Escouton (Mais- oder Hirsedrei) odrr das Wasser zu kochen, das ihm zum Getränk dient, und dessen schlechte Beschaffenhrit er durch die Hinzufügnug von ein wenig Salz und Essig zu verdessern sucht. Von der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, trifft er nur zufallig einen andern Hirten an, von dem er sich bald wieder trennt, weil ihre Heerden vereint krine hinlängliche Nahrung auf diesen magern Weiden finden würden. Zuweilen macht auch ein Ochsentreiber Halt, um seine Thiere weiden zu lassen, und die Hirten, welche von der Höhe ihrer Stelzen die Fläche drherrschen, kommen herbei, den Gast der Einöde zu sehen, und ihn in die Wettr mit Fragen zu überhäufen, was er für wunderbare Dinge gesehen, und auf welchr Proben ihn dir Heren gestellt haben. Der Geschlechtsreiz übt auf sie nur einen thierischen Einfluß aus, und selbst Hymens Fackel wirft nur ein dunkles, ungewisses Licht, welches mit allen übrigen Umgebungen zusammenstimmt. Das Fieber verzehrt sir wahrend des größten Theiles des Jahres und entnervt sie durch ein vorzeitiges Alter. Und diese mühselige, so vielen Entbehrungen unterworfene Existenz hat doch für sie einen Reiz, der ihnen ihre Einöde liebgewinnen macht. Die Pracht der Städte, der Anblick lachender Landschaften hat für sie nichts Anziehendes; wenn sie gezwungen sind, der Vertheidigung des Landes ihren Beitrag an Blut zu liefern, so verlassen sie voll Verzweiflung ihre einsamen Haiden, und keine Verführung der Civilisation kann sie zurückhalten, wenn ihrr Zeit um ist.

Dir uncultivirten Haidrn nehmen eine unermeßliche Ausdehnung ein; die Einwohner halten diesen Zustand für die unerläßliche Bedingung der Existenz der Heerden, ohne deren Dünger dir Erde nirgends etwas Anderes als ein unfruchtbarer Sand wäre; aber mit Hülfe des Düngers bringt dieser leichte Boden, ohne daß man ihn ausruhen läßt, zwei und selbst drei Ernten des Jahres hervor. Hier und da an den Bächen trifft man leichte Erhebungen des Bodens an, gewöhnlich ist er aber ganz flach. Die landbauenden Einwohner sind in Weiler oder Quartierr eingetheilt, welche gewöhnlich mit hohen, wegen ihres Schatten im Sommer unschätzbaren, Eichen und mit den Grundstucken umgeben sind. Die Häuser sind niedrig, schlecht

*) Ich verweise auf rinen Aufsatz im Hamburger Correspondenten vom 9 und 10 August 1830 über die großen Sprachstämme der Erde, in welchem ich sowohl meine Grundsätze in Beziehung auf das Sprachstudium entwickelt und das Gebiet der sanskritischen, semitischen, malayischen und amerikanischen Sprachen, so weit es mir zugänglich ist, überblickt, als auch in Rücksicht der malayischen über die großen Resultate berichtet habe, mit welchen der nächstens erscheinende zweite Band des von mir herausgegebenen und fortgesetzten Werkes Wilhelm v. Humboldt's über die Kawi-Sprache, die Kunde der Sprachen und Völker des indischen und des großen Ocean bereichert.

Digitized by Google

gebaut und ungesund. Der Feldbau wird von Familienvereinen oder Colonien, metayers, betrieben, welche unter Einem Dache wohnen und eine Art von Republik unter der Leitung eines Chef du Tinel bilden. Solche Wohnungen enthalten zu gewissen Zeiten des Jahres 30 bis 40 und gemeinhin 20 Personen. Das Hauptstück ist eine große Küche, an deren ungeheurem Feuerherde sich alle diejenigen vereinigen, welche nicht auswärts zu thun haben. Während die älteste unter den Weibern den saftigen Escouton umrührt, drängen sich die übrigen, besonders in den Winterabenden, um das funkensprühende Fichtenfeuer zusammen. Die Weiber spinnen, und horchen aufmerksam auf die Erzählung von der Erscheinung eines Herenmeisters oder von dem Antreffen eines Währwolfes, während einer von den jungen Leuten, neben einem Haufen von trockenen Maisblättern sitzend, die zwei Ochsen, deren schwere Köpfe durch die Oeffnungen der Holzwand wie aus einer Hühnersteige hervorragen, abwechselnd zwingt, diese wenig bekömmliche Nahrung zu sich zu nehmen. Von der Küche oder dem Gemeinsaal kommt man in verschiedene, des Lichtes und der Luft beraubte Cellen, wo die zahlreichen Bewohner des Maierhofes ihre Schlafstellen haben. Die Ställe rühren an die Küche, und sind nur durch einen dünnen Holzverschlag getrennt, in welchem Schieber angebracht sind, damit die Ochsen ihre Köpfe hindurchstecken können, während man ihnen mit der Hand das Futter in das Maul steckt. Die Weiber beschäftigen sich mit Hausarbeiten, mit der Bereitung der Nahrung und mit dem Feldbau, der ihnen vorzüglich obliegt. Von den Männern hüten einige das Vieh, andere verführen mit ihren Wägen die Producte des Bodens, und bringen Wein und andere Gegenstände, deren man nöthig hat, zurück. Die Bienenzucht, der Wollhandel, der Viehhandel und der Pechverkauf bilden eben so viele abgesonderte Zweige. Die Colonie nimmt selten zu Handwerkern ihre Zuflucht, die man aus zu großen Entfernungen herbeirufen müßte; sie hat ihre eigenen kunstverständigen Leute, um die Stoffe zur Kleidung, die Fuhrwerke, die Ackerwerkzeuge und fast alle Gegenstände der ersten Nothwendigkeit zu bearbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

1. Reise nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile hörte ich ein seltsames Zischen und Knistern in einer Ecke der glühenden Asche, und sah, wie ein paar Sneidschis einige dunkle Gegenstände, die fast das Aussehen von gerösteten Aepfeln hatten, beobachteten, und bald darauf einer derselben mit seiner augenscheinlich feuerfesten Tatze eine dieser käthselhaften Massen ergriff, herausnahm und auf die kalte Asche legte, dann nahm er ein Messer aus seinem Gürtel und stach mehrere Mal hinein. Ein kalter Schauder überlief mich, als mein aufsteigender Verdacht zur Gewißheit wurde: es war Fleisch. „Allmächtiger Gott! dachte ich, ist das etwa uns zum Essen bestimmt?“ Der Zweifel wurde bald gelöst, denn mit triumphierender Miene, wie ein Mann, der seine Pflicht gethan hat, legte der Sneidschi die zischende Masse dem Tatar vor, der sogleich zur nähern Prüfung schritt. Doch da er es noch an mehrern Stellen roh fand, wurde es noch einmal dem Feuer übergeben. Endlich entsprach dieses Beefsteak der Urzeit den Erwartungen des epikureischen Tatars, er ergriff es siedend heiß und hielt es fest, während die Sneidschis mit Messer und Tatze es in Fetzen eissen von zwei Zoll im Geviert, die rauchend und dampfend auf eines der Tücher vor mir geworfen wurden. Es hatte am Busen des Tataren geruht, der es durch seine Leibeswärme vor dem zerstörenden Einflusse der Kälte zu bewahren gewußt hatte. Ich war nicht hungrig genug, um der Einladung zu folgen, die Kochkunst der Sneidschis zu versuchen. So wickelte der Tatar Alles wieder in seine Tücher, steckte es zum künftigen Gebrauch in seine Eileh oder Sanelsäcke, die dem neuen Sneidschi übergeben wurden, erhob sich mit dem Rufe: „Haida, haida, tschelebi!“ (Laßt uns gehen, Herr!) und mit dem gewöhnlichen „Ur allah!“ traten wir nach 8 Uhr des Abends unsere Reise wieder an.

Unser Weg führte durch die großen Waldungen, welche die Donau umgeben, die Gegend war öde und traurig, bald mit Morästen bedeckt, durch welche eine sonderbare Kunststraße sich hindurch zog, indem eichene Pfähle und Balken in einer Entfernung von je 12 bis 16' miteinander verbunden, und diese Entfernungen mit Erde und großen Steinen und Eichenästen ausgefüllt waren, ein für den Reisenden sehr beschwerlicher Weg. Die Berge, die sich von Zeit zu Zeit erhoben, bestanden nur aus Erde ohne Steine und Felsen, und waren bis an den Gipfel mit Bäumen und Gesträuch bedeckt; die Dörfer, die hier sehr dünn gesäet waren und oft von den dichten Waldungen ganz verdeckt wurden, hatten ein elendes Ansehen, denn die Häuser waren nur Lehmhütten mit Gras bedeckt. Doch fehlte es der Gegend nicht an manchem Reiz, das Erdreich war fruchtbar und gab den Serviern oft reiche Weideplätze. Manche dieser einsamen Thäler waren außerordentlich lieblich, und nicht vergessen kann ich den Eindruck, den auf mich der Ton einer Flöte machte, die wir hörten, als wir längs dem Fuß eines Abhanges hinritten, wo die Sonne den Schnee geschmolzen hatte. Süßere Töne habe ich wohl nie gehört. Es war eine einfache Melodie, in der eine sanfte melancholische Cadenz häufig wiederkehrte. War es die tiefe Einsamkeit, die Stille und Ruhe des Morgens, oder irgend etwas Anderes, die wenigen Töne füllten mich mit hohem Entzücken.

Nach und nach stellten sich aber auch die Unbequemlichkeiten einer so unausgesetzten Reise ein. Ich empfand ein heftiges Kopfweh, das durch die nasse Kleidung nicht vermindert werden konnte. Hülfe war von meinem Gefährten nicht zu erwarten, denn trotz seiner klugen Augen, hohen Stirn und des Ausdrucks von List in seinen Zügen, war Mehemet Aga doch, wie die meisten seiner Landsleute, sehr langsam im Errathen meiner Gedanken, wie bedeutsam auch meine Gebärden und Zeichen seyn mochten, die ich den wenigen türkischen Worten beifügte, die mir zu Gebote standen. Gleich auf der ersten Station hatte Freund Mehemet einen freiwilligen Versuch zur Unterhaltung gemacht. Doch wie groß auch mein Bestreben war, ihn zu verstehen, und wie sehr er auch schrie und sich gebärdete, wir kamen nicht zu gegenseitigem Verständniß, und der Tatar verfiel mit einem leichten Zeichen der Mißbilligung in sein früheres Stillschweigen, oder tröstete sich mit einem Gesang, der einem entsetzlichen Geschrei nicht unähnlich war.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 25 u. 26.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

2 März 1839.

Ruy Blas.

Von Victor Hugo.

Wir kommen noch einmal auf dieß, früher schon kurz besprochene Deama Victor Hugo's zurück, um einige Proben daraus mitzutheilen und unser Urtheil darüber abzugeben. Obgleich wir beinahe mit Gewißheit voraussetzen düesen, daß unsern Lesern die Verwicklung des Stücks im Allgemeinen bekannt seyn werde, wollen wir doch, um bei den mitzutheilenden Proben uns auf den Plan und die Oekonomie des Ganzen berufen zu können, eine kurze Skizze davon vorausschicken.

Der erste Act führt den speciellen Titel: Don Salluste. Der erste Minister Karls II von Spanien, des fast blödsinnigen Königs, der jenen Namen führet, ist bei der Königin Maria von Neuburg in Ungnade gefallen und verbannt worden, weil er eine Dienerin der Königin verführt und sich geweigert hat, sie zu heirathen. Er sinnt auf Rache und zum Werkzeug dafür erwählt er zuerst seinen Vetter Don Cesar de Bazan, der, nachdem er in früher Jugend sein Vermögen durchgebracht hat, seit zehn Jahren vom Hof entfernt, ein abenteuerndes Leben als Räuber und Bandit führet. Aber zum Werkzeug der Rache gegen ein Weib sich herzugeben, weigert er sich und verwirft Don Salluste's Anerbietungen. Der Letztere belauscht eine Unterredung Don Cesars mit Ruy Blas, seinem (Don Salluste's) Lakaien. Beide kennen sich von früher her und Ruy Blas gesteht dem alten Freund, wie er so weit herabgekommen sey, als Lakai in Dienst zu treten, und daß er eine wahnsinnige Leidenschaft für die Königin hege. Daeauf baut nun der Exminister seinen Plan. Er läßt seinen Vetter festnehmen, in ein Schiff setzen und an die Coesaren verkaufen, überträgt auf den Ruy Blas den Namen seines Vetters, führt ihn als spanischen Geanden am Hof ein, und nachdem er ihu zwei Billets hat schreiben lassen, in deren einem er sich gegen seinen Herrn zum unbedingten Gehorsam veepflichtet, und das zweite an eine Geliebte gerichtet ist, welche aufgefordert wird, ohne Verzug ihrem schwerbedeohten Liebhaber zu Hülfe, zu ihm in sein Haus zu kommen, gibt er ihm auf, gegen die, so eben in den Kreis des Hofes tretende Königin den Liebhader zu spielen.

Zweiter Act. Die Königin von Spanien. Der König ist auf der Jagd, die Königin froh, seine Auwesenheit los zu seyn, aber in Angst vor dem Haß des verungnadeten Don Salluste, voll Sehnsucht nach ihrer Heimath, wo sie der Freiheit genoß, und höchst unglücklich über den Zwang der spanischen Etiquette, welche ihr die Befriedigung selbst der unschuldigsten Gelüste untersagt. Zugleich bewegt ihr Herz der Gedanke an einen Unbekannten, der durch eine zarte Aufmerksamkeit sie erfreut und gerührt hat — dadurch, daß er mit Lebensgefahr täglich sehr seltene blaue Blumen, von welchen sie eine große Freundin ist, auf eine Bank im Park für sie hingelegt hat. Auch hat sie von ihm einen Liebesbrief erhalten, den sie immer und immer wieder lesen muß, so sehr sie sich das Gegentheil vornimmt. Da kommt ein Brief vom König an, und der Ueberdringer ist Ruy Blas. Der Brief enthält nichts als die Worte: „Madame, es weht ein starker Wind und ich habe sechs Wölfe geschossen." Desto anziehender ist für die Königin der Ueberdringer, der sich ihr als Don Cesar de Bazan, Graf von Garosa, darstellt, und den ihr der König als Stallmeister anweist. Ruy Blas fällt vor innerer Bewegung in Ohnmacht; die Königin findet sogleich großes Gefallen an ihm, und erkennt in ihm an gewissen Merkmalen denjenigen, der ihe die blauen Blumen verschafft und den Brief geschrieben. Ruy Blas bleibt verzückt stehen, wie die Königin sich entfernt. Don Guritan, ein alter Haudegen und galanter Mann, ist Zeuge von dem Empfang gewesen, den er bei der Königin gefunden, welche er ebenfalls liebt, und foedert ihn auf den folgenden Tag zum Zweikampf. Ruy Blas nimmt die Ausforderung an; aber eine Hofdame hat gelauscht, setzt die Königin in Kenntniß, und diese bringt durch eine List den alten Haudegen dazu, daß er augenblicklich in ihrem Auftrag nach Deutschland abreist, um ihren Eltern etwas von ihr zu überdringen.

Dritter Act. Ruy Blas. In Zeit von sechs Monaten ist der ehemalige Lakai eester Minister gewoeden und zeigt sich

Digitized by Google

durch Einsicht, Patriotismus und Redlichkeit seiner Stelle würdig. Den Geheimenrath überrascht er, während dessen Mitglieder auf schamlose Weise über die Austheilung des Raubes am Lande hadern und hält ihnen in einer donnernden Rede ihre Nichtswürdigkeit vor. Einige geben ihre Entlassung, den Andern kündigt er sie an, wenn sie sich nicht nach seinem Willen fügen wollen. Die Königin hat, hinter einer Tapetenthüre diese Scene belauscht, sie tritt, wie Ruy Blas allein ist, hervor, spricht ihre Bewunderung für ihn aus, und bekennt dem Glücklichen ihre Liebe. Während er wieder allein, im Gefühl seiner Seligkeit schwelgt und schwärmt, ist Jemand in der Livree von Ruy Blas's Pagen eingeschlichen — er läßt den Mantel fallen und wird von Ruy Blas als Don Salluste erkannt. Ruy Blas ist außer sich vor Bestürzung — Don Salluste behandelt ihn mit der äußersten Kälte und höhnischer Geringschätzung als seinen Lakaien, heißt ihn das Fenster schließen, ihm sein Taschentuch vom Boden aufheben u. s. w., und Ruy Blas, in der höchsten Qual und Verzweiflung, erfüllt seine Befehle. Einmal sucht sich Ruy Blas zu ermannen und sich in die Brust zu werfen — er pocht darauf, daß er allmächtiger Minister und Herzog von Olmedo sey, aber Don Salluste schleudert ihn wieder in das Bewußtseyn seines Nichts zurück, durch die Erinnerung daran, daß er als Glied der Familie Bazan zum Herzog von Olmedo befördert worden sey. Ruy Blas verspricht seinem ihm mit dem Aergsten drohenden Herrn unbedingten Gehorsam.

Vierter Act. Don Cesar. Dieser ist den Corsaren entkommen und hat sich, von den Häschern verfolgt, auf das Dach des abgelegenen Hauses von Don Salluste geflüchtet, welches bisher Ruy Blas bewohnt und wohin ihn Don Salluste bestellt hat. Ruy Blas geht in rathloser Verzweiflung im Zimmer auf und ab; endlich fällt ihm ein, durch den von seiner Reise zurückgekehrten Don Guritan die Königin warnen zu lassen, daß sie ja nicht das Schloß verlasse, um nicht in die ihr gelegte Schlinge zu fallen und er schickt den Pagen mit einem Billet an den Granden. Er selbst geht dann aus, um in einer Kirche zu beten, nachdem er den zwei stummen Schwarzen, den Dienern in diesem Hause, befohlen, Jedermann einzulassen, wer Einlaß begehre. Jetzt fällt Don Cesar aus dem Kamin herunter, wo er sich versteckt gehalten, beschädigt sich ein wenig am Fuß, vergißt aber seine Schmerzen, wie er sich in dem behaglich und reich eingerichteten Zimmer sieht, macht Toilette von der fremden Garderobe; ißt und trinkt vergnüglich, nimmt eine Last Gold für Don Cesar de Bazan in Empfang, macht dessen Ueberbringer betrunken, schickt ihn dann fort, um Gläubiger zu bezahlen, stopft sich selbst die Taschen voll Gold, fertigt eine Duenna ab, die in einer Intrigue zu ihm kommt, von der er freilich nichts weiß, und bestätigt einen Brief, welcher ein Rendezvous für die Nacht gibt. Dann duellirt er sich mit Don Guritan, den er vor dem Hause ersticht, da der Edelmann gekommen ist, um seine Genugthuung einzufordern. Ins Haus zurückkehrend findet er seinen Vetter Don Salluste dort, der ihn an die Corsaren verkauft hat; dieser glaubt seinen ganzen Plan vereitelt, da sich Don Cesar nicht dazu verstehen will, sich sein Stillschweigen abkaufen zu lassen und sich zu entfernen; Don Cesar ruft sogar die vorbeiziehenden Häscher herbei, um die Opfer zu retten, welchen sein Vetter Schlingen gelegt hat; aber Don Salluste, schnell besonnen, gibt den Don Cesar für den berüchtigten Räuber Matalobos aus, weiß dieß ganz wahrscheinlich zu machen und läßt ihn verhaften und wegführen.

Fünfter Act. Der Tiger und der Löwe. Ruy Blas ist allein in dem Hause und fängt wieder an zu hoffen, wenn nicht für sich, doch für die Königin. Aber diese, getäuscht und hergelockt durch das im ersten Act von Ruy Blas geschriebene, ihr jetzt durch Don Salluste zugekommene Billet, tritt ein — denn Don Guritan, der sie hätte warnen sollen, hat die Botschaft gar nicht angenommen und den Boten gefangen gesetzt. Ruy Blas ist in Verzweiflung und beschwört die Königin sich augenblicklich zu entfernen, um nicht in die Hände des Verraths zu fallen; aber es ist zu spät; Don Salluste tritt ein, sich an der Verzweiflung seiner beiden Opfer zu weiden. Endlich sinnt er der Königin die Unterzeichnung einer Schrift an, worin sie in die Scheidung vom Könige Spaniens willigt und verlangt, daß sie augenblicklich mit Ruy Blas nach Portugal abreise. Die geängstigte Königin ist im Begriff zu unterschreiben — aber Ruy Blas hält ihre Hand zurück, erklärt der Königin, daß er der Lakai des Don Sallnste ist, wirft den Mantel ab und stellt sich in der Livree dar. Don Salluste bestätigt es. Die Königin ringt verzweifelnd die Hände und der Erminister läßt seiner Bosheit, seinem Hohn und seiner Rachsucht freien Lauf. Aber während dessen hat Ruy Blas die Thüre verriegelt, sich dem Don Salluste von hinten genaht, hat ihm das Schwert aus der Scheide gezogen, und kündigt ihm an, daß er zur Strafe für seine Frevel gegen die Königin sterben müsse; umsonst bittet die Königin für ihn um Gnade und verlangt Don Salluste einen Zweikampf; Ruy Blas hält ihm entgegen, daß er als Edelmann sich mit einem Lakaien nicht schlagen könne, treibt ihn ins Nebenzimmer und stößt ihn dort nieder. In demuthsvoller Entfernung sich haltend, fleht er dann die Königin um Verzeihung an, die sie ihm lange verweigert, endlich aber, nachdem er eine Phiole, mit einer Flüssigkeit gefüllt, auf einen Zug geleert und bekannt hat, daß es Gift sey, gewährt; worauf er stirbt, mit der Versicherung, daß er ebenso gehandelt hätte, auch wenn ihm die Verzeihung der Königin nicht wäre so lange versagt worden. Sie wirft sich auf den Sterbenden, seinen Namen ausrufend, und sein letztes Wort ist das des Dankes.

Wir lassen nun einige Proben folgen. Im ersten Act, der dritten Scene, erzählt Ruy Blas dem Don Cesar seine Schicksale:

Ruy Blas.

Reiche mir deine Hand daß ich sie drücke,
Wie in der guten Zeit der Lust und Noth,
Wo ich lebt' ohne Obdach, wo ich Hunger
Des Tags, Nachts Kälte litt — doch wo ich frei war!
Als du mich kanntest, war ich noch ein Mann,
Im Volk geboren beide — o schöner Morgen! —
Glichen wir uns so, daß man oft für Brüder

Digitized by Google

Uns hielt; vom Morgengrau'n an sangen wir,
Und Abends unter Gottes Schutz, der unser
Ernährer war und Vater, schliefen wie
Unterm gestirnten Himmel Seit' an Seite!
Ja, — es theilten wir. Doch endlich kam
Die trübe Stunde, die uns zwang zu scheiden.
Ich finde, nach vier Jahren dich, denselben
Noch, lustig wie ein Kind, frei wie ein Zigeuner,
Den alten Zafari, reich in der Armuth,
Der nie etwas gehabt und nichts gewünscht!
Ich aber, welcher Wechsel! Bruder, was
Soll ich dir sagen? Eine Waise war ich —
Und aus Barmherzigkeit — o traur'ge Gunst! —
Hat man aus mir gemacht auf einer Schale
Der Wissenschaft des Stolzes — einen Träumer
Statt einen tücht'gen Arbeitsmann. Du weißt's,
Du kanntest mich. Meine Gedanken stemmt' ich
Und meine Wünsche in wahnsinn'gen Strophen
Dem Himmel zu. Mit hundert Gründen stritt ich
Gegen dein spöttisch Lachen. Selbst nicht weiß ich,
Was für ein Ehrgeiz mir im Herzen schlief.
Wofür arbeiten? Einem unsichtbaren
Ziel schritt ich zu, für wirklich hielt ich Alles
Und möglich — Alles hofft' ich vom Geschick.
Ja, derer bin ich Einer, die nachdenklich
Und müßig einen ganzen Tag verbringen,
Vor einem schätzestrotzenden Palast
Zuschau'nd, wie Herzoginnen aus- und eingehn.
So daß ich, Hunger steifend auf dem Pflaster
Einst Brod aufraffte, wo ich es nur fand,
Bruder, im Müßiggang und in der Schmach.
Ach! zwanzig Jahr alt, stolz auf mein Genie,
Verlor ich, barfuß durch die Straßen wandelnd,
Ueber der Menschheit Loos mich in Betrachtung;
Gebaut hatt' ich mir über Alles Pläne —
Getürmt mir von Entwürfen einen Berg; —
Spaniens Unglück bejammert' ich; ich glaubte,
Daß nur ich armer Thor der Welt noch fehlte —
Sieh, Freund, das End' vom Liede ein Lakai!

— — — — — — —
— — — — — — —

Ersinn', revidire jede Möglichkeit,
Durchwühle deinen Geist! Such etwas, das
Seltsam, toll, gräßlich sey und unerhört;
Such' ein Verhängniß das den Geist betäubt!
Ja misch' ein gelblich Gift, grab' einen Abgrund
Taub wie der Wahnsinn, schwärzer als die Nacht,
Dennoch erreichst du mein Geheimniß nicht.
Du ahnst es nicht? Ha, wer auch sollt' es ahnen?
Zafari! in den Schlund, darein mein Geschick
Mich zieht, wirf einen Blick! — ich lieb' die Königin!

Cesar.

O Himmel!

Ruy Blas.

Unterm Baldachin, geschmückt
Mit kaiserlichem Wappen, lebt ein Mann
Bald in Aranjuez, bald im Eskorial,
Und bald in diesem Schloß — o Bruder! den
Man kaum von unten sieht, mit Angst nur nennt;
Für den, wie einen Gott, wir alle gleich sind;
Den zitternd man schaut an und knie'nd bedient;
Vor dem sich nur die Edelsten bedecken;
Deß Wink kann unsre Köpfe fallen machen;
Von welchem jede Laun' ist ein Ereigniß;
Der stolz und einsam, finster eingeschlossen
Lebt in gefürchtet tiefer Majestät,
Und deß Gewicht die halbe Welt zerpflndet.
Und nun — ich, der Lakai, — hörst du? ich bin
Auf diesen Mann, den König, eifersüchtig!

— — — — — — —
— — — — — — —

Ich laur' ihr täglich auf, wenn sie vorbei geht.
Ich bin wie ein Verrückter. Ach! das Leben
Der armen Frau ist ein Gewebe von Unlust!
Ja, jede Nacht träum' ich davon! an diesem
Hofe des Hasses und der Lügr leben,
Vermählt mit diesem König, der nichts weiß
Als jagen, der schwachsinnig! halb kindisch
Mit dreißig Jahren! wen'ger als ein Mann,
Untüchtig gleich zu herrschen wie zu leben.
Das Ende der Familie naht. Der Vater
War schon zu schwach, ein Pergament zu halten. —
So schön, ach! und so jung! und einem Karl
Dem Zweiten geben ihre Hand! O Jammer! —
Wie dieser Wahnsinn mir im Herzen anwuchs —
Ich weiß nicht. Doch urtheile du! sie liebt
Eine gewisse blaue Blum', aus Deutschland...
Ich mache täglich eine Meile, bis
Nach Caramanchel, holend solche Blumen —
Die schönsten wähle ich zu einem Strauß...
Ach! warum solche Thorheit dir erzählen?
Um Mitternacht dann schleich' ich, wie ein Dieb,
Mich in den königlichen Park und legr
Auf ihre Lieblingsbank die Blumen nieder.
Und gestern wagt' ich in dem Strauß — beklag' mich
Mein Bruder! — zu verstecken einen Brief!....

Aus dem zweiten Act, der zweiten Scene.

Die Königin (allein).

Der Andacht? nein! meinen Gedanken nur!
Wo flieh' ich hin davor, allein gelassen?
Du arme Seele, ohne eine Leuchte
Auf dunklem Weg.

(Nachsinnend.)

O! jene blut'ge Hand,
Die ihre Spuren an der Mauer ließ!
So hat er sich verletzt denn? Gott! doch das

Digitized by Google

Iſt ſeine Schuld auch. Warum eine Mauer
Von falſcher Höhe überſteigen wollen?
Blumen zu bringen mir, die man mir hier
Verſagt — um dieß ſein Leben ſo ausſetzen!
Die Eiſenzacken haben ihn verwundet.
Es hing dran ein Stück Spitzen. Dieſes Blut
Ein Tropfen, das vergaſſen ward für mich,
Wägt alle meine Thränen auf. — So oft
Ich auf der Bank die Blumen ſuchen gehe,
Verſprech ich meinem Gatt, der mich nicht ſtört,
Nicht hinzugehn mehr und thu's immer wieder.
— Doch er! Jetzt ſeit drei Tagen kam er nicht!
Verwundet! — Wer du immer ſeyſt, du junger,
Mir unbekannter Mann! Der du mich ſehend
Allein und fern von Allen, die mich lieben,
Ohne zu fordern und zu hoffen etwas
Von mir, kammſt, trotzend den Gefahren allen,
Die dich bedrohn; der du dein Blut vergießt,
Dein Leben wagſt, um Spaniens Königin
Mit einer Blume zu erfreun; wer du
Auch ſeyſt, Freund, deſſen Schatten mich begleitet,
Da einmal ein unbeugſames Geſetz
Mein Herz beherrſcht — o ſey von deiner Mutter
Immer geliebt! geſegnet ſey von mir!
Ha! wie ſein Brief mich brennt! und dieſer andre!
Von Don Sallust dem Unverſöhnlichen!
Das Schickſal ſchützt mich und es drückt mich nieder.
Zu gleicher Zeit folgt mir ein Engel und
Ein gräßliches Geſpenſt; und ohne ſie
Zu ſehen, fühl ich, wie in meiner Nacht
Vielleicht um mich zu einem Aeußerſten
Zu führen, ſich ein Menſch bewegt, der mich
Haßt, neben einem Menſchen, der mich liebt.
Wird mich der Eine vor dem Andern ſchützen!
Ich weiß nicht. Ach! mein Schickſal ſchwankt, von zwei
Winden beherrſcht, die ſich entgegen ſtreben.
Wie wenig und wie ſchwach iſt eine Kön'gin! —
Beten wie denn.

(Sie kniet vor der Madonna Bild.)

Kamm', Heil'ge mir zu Hülfe!
Zu dir den Blick nicht wag' ich zu erheben'

(Sich unterbrechend.)

O Gott! der Brief, die Blumen und die Spitzen —
Jener iſt Alles!

(Sie wirft die genannten Gegenſtände, die ſie aus dem Buſen zieht, auf den Tiſch, und kniet dann wieder.)

Jungfrau! Stern des Meeres'
Jungfrau! Hoffnung des Märtyrers! hilf mir'

(Sich unterbrechend.)

Der Brief dort! er iſt's, der mich hinzieht immer'
Ich will ihn nicht mehr leſen! Königin
Der Huld, du die zur Schweſter aller Traur'gen
Der Heiland gab! O kamm', ich rufe dich!

(Sie ſteht auf, macht einige Schritte gegen den Tiſch, bleibt dann ſtehen, ſtürzt ſich aber zuletzt auf den Brief, wie von einem unüberwindlichen Zauber angezogen.)

Ja noch einmal, zum letztenmal will ich
Ihn leſen! Und dann will ich ihn zerreißen!

(Mit einem trüben Lächeln.)

Ach! immer ſag' ich das ſeit einem Monat.

(Sie entfaltet entſchloſſen den Brief und lieſt.)

„Heerin, zu Euren Füßen iſt, im Schatten,
Ein Mann, der Euch, verloren in der Nacht,
Die ihn verhüllt, liebt, — der, ein Wurm der Erde
In Lieb' entbrannt zu einem Sterne, leidet;
Der, wenn's noth thut, für Euch gäb' ſeine Seele,
Und unten ſtirbt, indeß Ihr oben glänzt!"

(Sie legt den Brief auf den Tiſch.)

Die Seele, wenn ſie Durſt hat, muß ihn löſchen.
Und wär's mit Gift!

(Sie biegt den Brief und die Spitzen wieder in ihrem Buſen.)

Ich hab' auf Erden nichts,
Doch muß am End' ich Jemand lieben — mich'
Geliebt hätt' ich den König, wenn er wollte.
Er aber läßt allein mich, liebenblößt.

(Die große Flügelthüre geht auf und ein Palaſtbote in großem Coſtume tritt ein und ruft laut:)

Ein Brief vom König!

Die Königin (wie erwachend mit einem Freudenſchrei)

Ha! ich bin gerettet'

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von R. Burns.

Marie Campbell, die Heldin der folgenden Lieder, war wie Burns ſie ſelbſt ſchildert, ein ſo warmherziges, entzückendes junges Weſen, als je einen Mann mit ſeiner Liebe beglückte. Nach einer langen und zärtlichen Zuneigung trafen ſich die Liebenden an einem Sonntage im Mai an den Ufern des Ayr, wo ſie nach den heißeſten Schwüren gegenſeitiger Treue ſich trennten, worauf Marie ſich in die weſtlichen Hochlande begab, um bei ihren Verwandten die Vorbereitungen für ihre bevorſtehende Verbindung zu treffen. Im Herbſte kehrte ſie nach Greenock zurück, wo ihre Eltern wohnten, und wurde, als ſie kaum gelandet war, von einem bösartigen Fieber ergriffen, das ſie ins Grab ſtürzte, ehe noch der Dichter von ihrer Krankheit hören konnte. Dieſer beklagte ihren Tod mit aufrichtigem Schmerze, und beging den Todestag derſelben in tiefer Trauer. Die Frucht einer ſolchen Stimmung iſt das rührende Gedicht unter Nro. 4.

I.

Könnt' eines Liedes künſtlich Maaß
Die meine Leiden klagen,
So ſollt' ein künſtlich Lied dir, daß
Ich heiß dich liebe, ſagen.

Mag, wer bloß heuchelt seinen Schmerz,
Die Leier klagen lehren.
Doch was gilt Kunst, wenn unsre Herz
Sehnsucht und Quat verzehren?

Drum laß die tiefgefühlte Pein
Einen Seufzer dir gestehen,
Und lies in meinem Auge mein
Verlangend Liebesflehen.

Ich weiß, dein gütig Herz verschmäht
Durch Falschheit zu bethören,
Du wirst, wenn sanft sich Laune bläht,
Des Herzens Stimme hören.

II.

Willst mit nach Indien folgen,
Und lassen der Heimath Land?
Willst du über brausende Meere
Mit folgen zu Indiens Strand?

Süß blühet Citron' und Orange,
Es blühet der Apfel roth;
Doch alle Reize von Indien
Sind neben deinen todt.

Beim Himmel hab' ich geschworen,
Marien gehör' ich nur;
Und so mag mich der Himmel vergessen,
Vergeß' ich meinen Schwur.

Verpfände dein Wort mir, Marie!
Verpfände mir deine Hand;
Verpfände dein Wort mir, Marie,
Eh' ich scheide vom Heimathstrand.

Wir haben uns Treue geschworen,
Marie, mit Hand und Mund,
Und Fluch soll treffen, was immer
Will trennen unseren Bund.

III.

Himmelsmächt', in deren Schirme
Immerdar die Tugend ruht,
Nehmt, wenn ich in fernen Zonen
Weile, sie in euer Hut.

Laßt ihr Bild so rein und lieblich,
Lieblich wie ihr selbst und rein,
Laßt Mariens Schwesterseele
Euer wärmste Sorge seyn.

Macht die Luft, die sie umfächelt,
Sanft wie ihres Herzens Ruh;
Hauchet im Lüftchen, das sie kühlet,
Frieden ihrer Seele zu.

Schützet sie, ihr guten Engel,
Wenn ich schweif' im fremden Land;
Wacht ihr Herz zu meiner Heimath,
Wenn das Schicksal mich verbannt.

IV.

O Stern du, dessen schwindender Strahl
Den jungen Morgen gern begrüßt,
Du bringst den Tag mir noch einmal,
Wo sie des Lebens Schmid geküßt.

Wo weilest du in sel'ger Hut,
Mariens theures Schattenbild?
Siehst du, wie von der Seufzer Fluth
Der Busen deines Treuen schwillt?

Kann ich vergessen jenen Hain,
Wo an des Ayr gekrümmtem Strand
Uns einst in seligem Verein
Der Liebe Trennungsstunde fand;

Ja' Ewigkeit selbst ist zu schwach
Zu tilgen das Gefühl der Lust,
Als du — zum letzten Male, ach! —
Gelegen hast an meiner Brust.

Sein Ufer küßte der rieselnde Baum,
Von dichtem Grün beschattet rund;
Die Hecke und der Hagedorn
Schlang liebend sich um unseen Bund.

Sein Blumenbett der Rasen bot,
Der Vögel Lied war Liebesglück,
Als uns zu bald das Abendrot
Mahnt' an den flücht'gen Augenblick.

So schweigt in schmerzlichem Genuß
Mein Herz und immer tiefer fühlt
Es seine Qual, so wie der Fluß
Sich tiefer stets sein Bette wühlt.

Wo weilest du in sel'ger Hut,
Mariens theures Schattenbild?
Siehst du wie von der Seufzer Fluth
Der Busen deines Treuen schwillt?

R. Bockelmann.

Van Lennep.

Seit dem Tode Bilderdyck's, den man den Goethe der Niederlande nannte, seit sein berühmter Zeitgenosse Tolland aufgehört hat, sich dem Dienst der Musen zu weihen, ist keiner unter den Dichtern Hollands beliebter und geschätzter als Jan van Lennep. Seither durch fleißige Uebersetzungen bekannt, im bürgerlichen Leben eine ehrenvolle Stelle bei der Regierung als Gesetzkundiger einnehmend, hat er jetzt, nachdem

er auf verschiedenen Gebieten der Poesie selbstständig gehuldigt hat, Bilderdyks Popularität erlangt, sowohl als Erzähler in Prosa und Versen, als im komischen Drama. Sein glänzendes Vorbild in der Erzählung ist Walter Scott, und ob er schon das Talent, den Reichthum der Ideen, nicht besitzt, wodurch der Engländer sich auszeichnet, so fehlt doch auch dem Niederländer keineswegs die Kunst, seine Charaktere gut anzulegen, lebendig zu beschreiben und dem Verse und der Prosa jene Lebendigkeit zu geben, welche den Leser unwillkürlich fesselt.

Die neuesten Schriften von Lennep's zeigen ihn in allen drei Arten seiner Kunst. Seine niederländischen Legenden (Nederlandsche Legenden in Rijm gebracht. 6 Voll.) sind, wie es der Titel schon besagt, auf die frühere Geschichte der sieben Provinzen gegründet. Unter ihnen ist wohl keine interessanter als Adegild und der Krieg mit Flandern. Um dem Leser einen Begriff zu geben von seiner Darstellung, wählen wir einige Scenen der ersten Legende, welche uns unter die heidnischen Friesen versetzt.

Der König sprach; und in dem heil'gen Chor
Hallt dumpf die Lästrung an des Bischofs Ohr;
„Mein, Mönch! — kehr' um zu Kart! — dein Wort ist leer,
Den Göttern treu, verach't' ich euer Lehr'.
Was nütze nun mir dein göttlich Paradies,
Wenn es die edlen Ahnen nie verstieß?
Ob ich sie so verlasse, spott' ich drin,
Des Wassers und der Taufe Kinderei'n.
Hier bleib' ich, meinem Volke zugewandt,
Mein sey nach seiner Zukunft dunkles Land."

Der Friese sprach's. Verachtung in dem Blick,
Trat er vom heil'gen Wasser schnell zurück:
Verhüllte sich ins warme Pelzgewand,
Das heftig er entriß des Dieners Hand.
Das Fest war aus, der heilige Ersatz,
Die Dankeshymne in der Nacht verklang.
Nicht mehr erscholl der Priester freud'ger Chor
Und schweigend wuchert Graun und Furcht empor.

Der König Radmon verschmäht, von seinem Barden Grimwald, dem Wilden, aufgereizt, die Taufe, und um ihn völlig mit seinen alten Göttern zu versöhnen, soll ein Menschenopfer eintreten. Um Gefangene zu erhalten, schickt er seinen Sohn Adegild unter Grimwalds Führung aus. Sie nehmen ein Schiff, worauf sich ein Prinz und eine Prinzessin aus Northumberland nebst einem Gefolge von Geistlichen befinden. Adegild will die Fürstin retten, und Grimwald wirft sie ins Meer, wohin Adegild ihr folgt. Grimwald überläßt ihn seinem Schicksal, und stellt dem König den Tod seines Sohnes nie von den Christen herbeigeführt vor. Ein Zweikampf soll den Ausgang des bevorstehenden Kriegs mit den Franken bestimmen, und entscheiden, ob die Gefangenen geopfert oder Knei Mantel als Friedenszeichen zurückgegeben werden sollen. Der friesische Kämpfer ist Grimwald, der christliche der gefangene Prinz, fast noch ein Knabe und Priester. Ein Orakel hat Grimwald gesagt, er wäre verloren, wenn er Unruhe fühle, doch wie der Kampf auch ende, die Friesen würden triumphiren, und im Gesicht hat er den ertrunkenen Adegild gesehen. Als der Kampf beginnt, zerschmettert ein Schlag Grimwalds den Helm seines Gegners — Adegild ist es, der wunderbar gerettet wurde. Radbod und sein Volk lassen sich taufen. Die Dichtung, von der wir nur eine kleine Probe geben konnten, ist stets fließend, kräftig und voll Anmuth.

Der Pflegsohn (De Pleegzoon) ist eine historische Erzählung in zwei Bänden, welche in der stürmischen Zeit spielt, wo die sieben Provinzen ihre Unabhängigkeit sich erstritten. Die eigentliche Verwicklung der Geschichte beruht auf der Adoption eines Kindes durch den Baron van Louhenvel, das sein vertrautester Freund hinterlassen hat, das aber der Baron für das Kind des Spaniers hält, der jenen Freund ermordete, und auf die Auffindung seines wirklichen Eltern, die fast eben so verwickelt ist, als die Geschichte jener Zeiten selbst. Zu diesen Hauptbegebenheiten gehört noch die Liebe der Tochter des Barons zu dem Adoptivsohn, die bald getrübt, bald geduldet wird, je nachdem die Wolken kommen oder schwinden. Den Rahmen zu diesem Gemälde bilden die Schilderungen der Zerrissenheit, des Elendes jener vielfach bewegten Zeit; ein Jesuit mit seinen Künsten und Anschlägen wird etwas karikirt aufgeführt; die theologischen Zerwürfnisse und bittere Feindseligkeiten zwischen den Remonstranten und Contra-Remonstranten werden geschildert. Die Scene, in welcher der Jesuit, Pater Engelaid, zuerst eintritt, würde die Gränzen unseres Blattes überschreiten, wir begnügen uns mit einer Stelle von historischem Interesse beim Auftritt der beiden Söhne Wilhelms von Oranien, Prinz Moriz und Friedrich Heinrich. Zum leichtern Verständnisse bemerken wir, daß der Jesuit Zwietracht unter die Brüder gesäet hat, indem er auf den jüngern Bruder den Verdacht wirft, als conspirire er mit den Arminianern, um seinem Bruder die Statthalterschaft zu rauben. Deßhalb schickt er ein Packet Briefe durch den Helden der Erzählung, Joan van Graoinhurst, die, wie er es angelegt, aufgefangen werden und den unkundigen Boten ins Gefängniß bringen. Zu einer ungewöhnlich späten Zeit wird Joan aus seinem Zimmer zu einem Fremden gerufen.

„Es ward schon dunkel, dürftig erhellte nur noch die scheidende Dämmerung das Zimmer, so daß Joan nicht sogleich den Mann erkannte, der in einem bequemen Armstuhl am Tische saß mit über einander geschlagenen Füßen und verschränkten Armen; um so mehr, als sein Kopf mit einem breitkrämpigen Hut bedeckt, sein Körper in einen weiten Mantel gehüllt war. Einige Minuten vergingen, während der Fremde, ohne zu sprechen, Joan fest ins Gesicht blickte; der endlich beleidigt fragte: Wolltet Ihr mich sehen, oder hat man mich falsch berichtet?

Ihr seyd nicht falsch berichtet, junger Mann, war die Antwort. Ihr scheint Euch meiner nicht mehr zu erinnern; doch kennen wir uns schon früher." — „Es ist wahr, sagte Joan, Eure Stimme ist mir nicht unbekannt, aber dieses Zimmer ist so außerordentlich dunkel, daß... —" Capitän Hy'vest von der Garde, Euch zu dienen; wir trafen uns vor 4 Wochen in Tirol. — „Recht, ich erinnere mich vollkommen; doch wie konnte Ew. Gestrengen wissen, daß ich im Haag und in diesem Gefängniß bin? — — Kommt her, setzt Euch. — Ich kann mehr thun als Euch besuchen. Ich komme Euch Mittel zu geben, Euch zu befreien. — Wirklich! rief Joan und ergriff des Capitän's Hand. Glaubt, mein Dank... — Dank! wiederholte der Capitän. Ja, ja, rechnet nur auf Dankbarkeit! Dankbarkeit ist Glockenspeise für Narren. Ich bin nie besser bezahlt worden als in Versicherungen der Dankbarkeit. Dankbarkeit ist die Orangenschale, die man wegwirft, sobald der Saft ausgesogen ist. Dank! Ja in der

Teufels Namen! Ha! ha! ha! Und der Capitän brach in ein bitteres Gelächter aus, während er in Gedanken versunken schien.

Es scheint, als wenn Euer Vertrauen mißbraucht wurde? sagte Joan mit zögernder Stimme. — Was sagst du, Knabe? schrie Holtvest mit einer Donnerstimme und warf seinen Mantel über seine Schultre. Wer dürfte sich solches erkühnen? Oder vielmehr, in wen hätte ich Vertrauen gesetzt? — Joan schwieg erschrocken still. — Morgen ist Euer letztes Verhör, junger Mann! Dann kommt Euer Urtheil. Ihr könnt dem Galgen nicht entgehen, sagte Holtvest kalt. — Unmöglich! Ich habe kein Verbrechen begangen, und so schuldlos... — Wen kümmert das? sagte Holtvest lachend. Wenn nur die Schuldigen gehangen würden... Doch, ich frage nicht, ob Ihr schuldig oder nicht seyd. Ich möchte Euch helfen, mein junger Freund. — Ihr würdet mir nicht helfen, wenn Ihr mich für schuldig hieltet. — Hört! sagte Holtvest lachend und ihn festhaltend. Gerade, weil ich Euch dessen schuldig erachte, dessen man Euch anklagt, möchte ich Euch helfen. Ich weiß, durch Euch correspondirt Graf Friedrich Heinrich mit Grobbendanck. — Sehr möglich, erwiederte Joan ruhig, doch ohne mein Mitwissen. — Wie? Sehr möglich rief der Capitän und sprang auf. Ihr haltet es sehr möglich, daß Graf Friedrich Heinrich — — Warum nicht? fragte Joan. Die Richter, welche mich verhörten, schienen es für sehr möglich zu halten. — Ganz recht, sagte der Capitän, der sich wieder gefaßt hatte, dann setzte er flüsternd hinzu: doch könnt Ihr nicht unbekannt mit dem Plane seyn, Friedrich Heinrich an die Spitze der Geschäfte zu stellen? — Ich höre jetzt zum erstenmale davon, entgegnete Joan. Ich weiß nichts von Graf Grobbendanck und den Briefen. Ich brachte ein Packet von dem verbannten Arminianer, ohne ihren Inhalt zu wissen. Das ist mein einziges Verbrechen."

Der Capitän will ihn dann befreien, wenn er Prinz Moriz ermorden will, was Joan mit Abscheu zurück weist und den Gefangenwärter herbei ruft, der ihn in sein Gefängniß zurück bringt. Doch erlangt er noch in dieser Nacht seine Freiheit durch seinen Mitgefangenen, Hendrick Raesfelt, den Spielgenossen seiner frühren Jugend, einem eifrigen jungen Arminianer, der das Herz der Tochter des Gefängnißwärters gewonnen hat. Sie kommen zu einer arminianischen Versammlung, eine der gelungensten Scenen. Während Groenhovius, ein Remonstranten-Prediger nach dem alten Testamente, das Volk zum Aufruhr ermahnt und Hendrick Raesfelt ihn unterbricht und seine schändlichen Lehren verwirft, erkennt und enthüllt Joan den Jesuiten, Pater Eugenio, der schon früher auf die Anwesenheit des Grafen Friedrich Heinrich angespielt hat, dessen Grundsätze der Prediger nur ausgesprochen.

— „Aller Augen waren auf den Jesuiten gerichtet, welcher so enthüllt unter ihnen stand, doch in demselben Augenblick wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt gerichtet. Neben ihm erhob sich ein Mann, warf seinen Mantel ab und gab sich als Graf Friedrich Heinrich zu erkennen; indem er sagte: Ja ich bin hier, doch keineswegs... — Welche Unklugheit! sprach Ludwig (des Prinzen verrätherischer Secretär, ein Werkzeug des Jesuiten), der neben ihm stand und den Mantel wieder um seinen Herrn zu schlagen bemüht war. Um des Himmels Willen, Euer Hoheit... — Laß mich, Ludwig! rief der Graf. Ich muß mein Betragen erklären, ich muß sagen, daß diese schlechtgeführten Leute... — Diese Erklärung magst du mir geben, sagte in einem halb leisen, doch ernsten Tone ein Mann, der in einen weiten Mantel gehüllt, sich hinter ihm erhob und seine Schulter berührte.

Moriz, rief der Graf, überrascht um sich blickend. — Still! raunte ihm der Prinz ins Ohr, Ich erwarte Dich zu Hause. Kommt, van Kinschot, laßt uns gehn. Und mit diesen Worten machte er sich, begleitet von dem Richter, Bahn durch die Menge. —

„O, van Kinschot!" rief der Statthalter aus, als er seinen Palast erreicht hatte und sich in einen Armstuhl warf, „und der, welcher mich verräth, ist mein Bruder!"

„Ein Kämmerling meldete Se. Excellenz Graf Friedrich Heinrich. Ein kalter Schauer ergriff den Prinzen, doch, schnell sich sammelnd, befahl er, seinen Bruder einzulassen, und bat den Richter, im Nebenzimmer zu warten.

Friedrich Heinrich trat ein und ging einige Schritte seinem Bruder entgegen, als er, verwirrt durch den ernsten durchdringenden Blick, welchen Moriz ihm zuwarf, plötzlich inne hielt, seine Augen senkte, und wie ein Verbrecher vor dem Richter stehen blieb, der sein Urtheil ihm sprechen soll. Moriz ließ ihn einige Augenblicke in dieser Stellung, als erwarte er, daß er zuerst rede. Er hoffte, das Bewußtseyn seines bösen Vorhabens werde den Grafen zu seinen Füßen Verzeihung suchen lassen und er wünschte ihm dazu Gelegenheit zu geben. Aber als er ihn wie eingewurzelt stehen bleiben sah, frazte er ihn mit leiser, doch ernster Stimme: „Nun was wolltest Du?"

Der Ton dieser Frage traf des Grafen Herz wie ein elektrischer Schlag. Er erkannte in ihm den strengen Richter und den tief verletzten Bruder. Doch sich ermuthigend, erhob er den Kopf und sagte mit gebrochener Stimme, die die Unruhe seines Innern offenbarte: „Du riefst mich zu Dir, Moriz. — Und nur deßhalb kamst Du? fragte Moriz mit ausbrechender Leidenschaft. Hätt' ich dich nicht gerufen, wärest Du nicht hier? Dann brauch' ich Dich nicht! — Moriz! sagte der Graf, und trat auf ihn zu, seine Hand zu erfassen. Laß uns nicht so mit einander sprechen. — Zurück! rief der Andere zurücktretend. Keinen Schritt weiter! Ich mag Brudermord nicht veranlassen! —

Allmächtiger Gott! rief von Entsetzen ergriffen Friedrich Heinrich Von wem hast Du diese Idee über mich? —

Von wem? Von Dir. Der, welcher so tief sank, mit gleißendem Lächeln der Unschuld seinen Bruder und Fürsten zu täuschen, von seinem Gott abzufallen, sein Vaterland zu verrathen, und mit listigen Schurken gemeine Sachen zu machen, ist auch des Brudermords fähig!

Bei diesen Beschuldigungen überwältigte Unwille in des Grafen Gemüth die frühere Bestürzung und Sorge. Moriz, rief er, kannst Du deines Vaters Sohn solcher Verbrechen schuldig wähnen? — Ich argwöhne nicht mehr, erwiederte der Prinz mit verrächtlichem Lächeln. Das war diesen Morgen; doch wo Gewißheit, hört Argwohn auf.

Verurtheilst Du mich ungehört? fragte Friedrich Heinrich. Wie? Deinem Bruder verweigerst Du, was dem niedrigsten Verbrecher wird? Ist das die gerühmte Gerechtigkeit des Prinzen Moriz? — Ich höre, sagte dieser. Was führst Du an zu Deiner Vertheidigung?

Erst muß ich wissen, wessen man mich anklagt! erwiederte sein Bruder mit dem Stolz des reinen Gewissens. — Elender! schrie Moriz, indem er wüthend aufsprang, doch schnell sich fassend, setzte er ruhig, doch bittre hinzu: Du hast Recht — Du mußt Deine Schuld erst kennen

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

wie sehr gens und zweygerman dieß Buch auch in Bezug auf Deutschland befunden sey, beweist am besten die Thatsache, daß der hier angezeigten deutschen Bearbeitung eine so allgemein günst

Digitized by Google

Er wirft ihm drauf die Almosen an arminianische Wittwen und Verbannte vor, seine Besuche ihrer Versammlungen, und kommt endlich auf die aufgefangenen Briefe, deren Fälschung bald nachgewiesen und wobei der Verrath des Secretärs Ludwig entdeckt wird. Die Brüder versöhnen sich, und der junge Joan erfährt seinen wahren Vater."

Die Probe der dramatischen Kunst, Van Lennep's, die wir vor uns haben, besteht in einem Vaudeville „Das Dorf über der Gränze," und schildert vom holländischen Standpunkt, in komischer Uebertreibung die Belgier in ihrer Schwäche und Erbärmlichkeit. Die Kleinigkeit hat auf dem holländischen Theater ungeheueres Glück gemacht. Wir erwähnen sie hier, weil man hieraus am besten sieht, wie sich das Verhältniß dieser beiden in so vielen Punkten verschiedenen Nationen bei den Holländern reflectirt. Braafbaet, ein holländisch gesinnter belgischer Manufacturist klagt seiner Tochter Anna, beim Frühstück das allgemeine Stocken im Handel und Gewerbe, und eilt davon, als er den Bürgermeister kommen sieht. Anna, verlegen um eine Unterredung, die sie nicht liebt, bietet ihm ein Frühstück an. Er antwortet halb holländisch, halb französisch.

Pluyskен. Ja, eine tasse de café nehm' ich gern. Doch — was seh' ich?

Anna. Nun, was seht Ihr?

Pluyskен (nimmt vom Tisch einen holländischen Käse).

Wie, ein Käse? ja ein Käs!
O verbrecherisches Haus,
Schaudern faßt mich! Tiefer Gram!
Keine Gnade für 'nen Käs!

Und's Gewissen schlägt Euch nicht?
Hochverrath und Schmuggel! spricht
Dieser Käs! Gedank' voll Gram'n!
Hollands Käse hier zu schaun!
Wie ein Käse? Ja ein Käs! ꝛc.

Anna. Nun, und dürfen wir keinen Käse essen?

Pluyskен. Mamselle! Euer verehrter Vater ist schon lange suspect gewesen, aber jetzt, wo ein Käse, ein wirklich holländischer Käse in seinem Hause gefunden wird, jetzt ist's erwiesen; er ist kein guter Patriot.

Anna. Oh, ist es wirklich Hochverrath, Käse zu essen?

Pluyskен. Hochverrath, wie Ihr sehr gut sagt. Und ich denke, wenn der königliche Commissär kommen wird, den wir erwarten, wird er nicht freundlich zusehen. Doch, es wäre ungeschickt, wenn das corpus delicti unterdeß bei Seite gebracht würde ... (versucht ihn in die Tasche zu schieben.)

Doch der Käse wird vergessen, denn zwei junge holländische Scharfschützen haben sich auf dem Wege nach ihrem Regiment über die Gränze verirrt, da die Gränzpfähle zur Feuerung gestohlen worden sind. Beim Anblick des Bürgermeisters werden sie den Irrthum gewahr, verstecken ihre Uniformen und geben sich für einen Engländer und Deutschen aus (ohne Reck zu reisen nennen sie englische Mode). Anna findet in dem einen Wildervanck ihren Geliebten, und gibt beide gegen den Commissär Tortu, der unterdeß angekommen, für Vetter und Bruder von sich aus. Während Wildervanck sich mit Anna und ihrem Vater entfernt, diesen ins Geheimniß zu ziehen, macht der Andere, Vogelaer, Tortu mit dem Mährchen bekannt, daß er mit König Leopold angekommen und zum Generalgouverneur des belgischen Indien ernannt sey. Unterdeß aber werden die Uniformen gefunden, die beiden jungen Leute erkannt und sollen gehangen werden. Das Gerücht von heranziehenden Holländern verjagt alle Belgier und am Ende entschließt sich der Manufacturist nach Holland überzusiedeln.

M..e.

Der Einfluß des Geldes auf die Literatur.

Ein englischer Kritiker sagt über Charles Lamb: „Die unbefangene Einfalt, womit er häufig auf seine beschränkten Verhältnisse in der Welt anspielt, ist ein charakteristisches Merkmal von dem angebornen Adel seines Wesens und von einer ungezwungenen Großherzigkeit, die sich friedlich bei der nackten Wirklichkeit, wie sie nun einmal ist, beruhigt — und verdient besondere Beachtung in einem Handelsstande, wie das unsrige, wo Reichthum eine der Cardinaltugenden und Armuth ein schimpfliches Verbrechen ist. Daß es den meisten unserer Literaten an einer ähnlichen Gefühls- und Denkweise fehlt, welche sie über conventionelle Formen und Umstände erhebe, ist die Hauptursache davon, daß verhältnißmäßig so wenige von ihnen auf einem vertrauten Fuß mit einander stehen, und nicht die Eifersucht oder die politische Erbitterung, deren man sie so oft beschuldigt. Dieß ist sehr zu beklagen, weil ein persönlicher Verkehr der Mehrheit jener Männer eine größere Uebereinstimmung der Ansicht herbeiführen, manche widrige und kränkende Händel abschneiden, und die Bildung des Landes gar sehr fördern würde, deren Leitung heutzutage in den Händen von Männern ist, die allzuwenig in Gemeinschaft mit einander und mit gemischter Gesellschaft leben; auch wenn sie nicht gerade eingesponnene, einsame Denker sind, sind sie doch zu sehr verflochten mit besondern Clubs, Cliquen und ausschließlichen Parteien, wo man wenige Meinungen außer ihrer eigenen findet oder auch nur erörtert. Wir glauben, ein Hauptgrund hievon ist nicht sowohl Verschiedenheit der Gesinnung als des Einkommens. Offenbar sah Charles Lamb ein, daß, welche Vortheile man auch von der Kunst eines Schneiders und Sattlers ziehen möge, ein Mensch sich doch in seinem Wesen durchaus nicht verändere, wenn er nicht Besitzer von kostbaren Kleidern und Meubles ist, oder kein Interesse daran hat."

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

№ 2.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Bedeutender Verkauf

des berühmten Gemmen- (Antiquitäten, gestochenen Steinen ꝛc. ꝛc.) Cabinets des verstorbenen

Fürsten Poniatowsky.

Die **HH. Christie & Manson** (King-street St. James Square) in **London**, haben die Ehre hiermit anzuzeigen, daß sie

(im Auftrage der Testaments-Vollstrecker)

den **29 April d. J.** und die folgenden Tage in ihrem Saale eine öffentliche Versteigerung des reichhaltigen und sehr schätzbaren Gemmen-Cabinets (bestehend hauptsächlich in gestochenen Steinen) des verstorbenen Fürsten Poniatowsky und aus seinem Palaste in Florenz herrührend, halten werden.

Es enthält sowohl Medaillen und Ringe mit gestochenen Gegenständen aus den griechischen und römischen Dichtern und Geschichtsschreibern, als eine sehr zahlreiche Sammlung von Portraits der ausgezeichnetesten Männer des Alterthums, und einige feine Gemmen (Kameen), Käfer und ägyptische Götzenbilder im Kleinen.

Vierzehn Tage vor der Versteigerung wird diese berühmte Sammlung den Kennern zur Einsicht offen stehen, und der Katalog zu haben seyn.

Literarische Anzeige.

Bei uns ist erschienen:

Reise
in den
Vereinigten Staaten
und
Canada
im Jahre 1837.

Von

L. de Wette,

Dr. Med. praktischer Arzt in Basel.

Gr. 8. Velinp. dr. Preis 1 Rthlr. 18 gr.

Leipzig, im December 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath
beim
An- und Verkauf
von
Landgütern
von J. G. Elsner.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergang ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine wertvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gemälde der Schweiz.

Bei **Huber & Comp.** in **St. Gallen** ist so eben erschienen:

Der Kanton Graubünden,

historisch, geographisch, statistisch geschildert. Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende von G. W. Röder und P. C. v. Tscharner. 1ste Abtheilung (Gemälde der Schweiz 15tes Heft 1ste Abtheilung) gebunden in Futteral . . . 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 14 gr.

Für die Abnehmer der ganzen Sammlung der Gemälde . . 2 fl. — kr. — 1 Rthlr. 8 gr.

Ihren Vorgängerinnen reiht sich hier die Bearbeitung eines Kantons würdig an, welcher in seinen innern Beziehungen eben so interessant als verwickelt, in der letzten Zeit so oft das Auge seiner Bundesbrüder auf sich zog, und jemehr sich das Räderwerk seiner Staatsmaschine unsern Blicken entzogen hatte, destomehr unser Erstaunen, unser Interesse erregen mußte.

Nachdem über Graubünden schon Vieles geschrieben — und vielleicht zu viel „gefabelt" worden, wird hier zum erstenmal etwas Gründliches geboten, was uns möglich macht, uns ein klares Bild von demselben zu entwerfen.

Die 2te Abtheilung wird so schnell, als die Schwierigkeit der Arbeit es erlaubt, nachfolgen.

Folgende Hefte sind nun erschienen:

1.	Zürich von Gerold Meyer v. Knonau, gebunden in Futteral	1 fl. 48 kr. oder	1 Rthlr. 4 gr.
4.	Uri von Dr. K. F. Lusser, gebunden in Futteral . .	— fl. 48 kr. —	— Rthlr. 12 gr.
5.	Schwyz von Gerold Meyer v. Knonau, in Futteral	1 fl. 18 kr. —	1 Rthlr. 4 gr.
6.	Unterwalden von Aloys Businger 1 fl. oder 16 gr., mit Karte	1 fl. 20 kr. —	— Rthlr. 20 gr.
9.	Freiburg von Franz Kuenlin	1 fl. — kr. —	— Rthlr. 15 gr.
10.	Solothurn von U. P. Strohmeyer 1 fl. 36 kr., mit Karte	2 fl. — kr. —	1 Rthlr. 8 gr.
13.	Appenzell von Dr. G. Rüsch 1 fl. 20 kr., mit Karte . .	1 fl. 45 kr. —	1 Rthlr. 4 gr.
15.	Graubünden. 1ste Abtheilung	2 fl. — kr. —	1 Rthlr. 8 gr.
17.	Thurgau von J. A. Pupikofer 1 fl. 52 kr., mit Karte .	2 fl. 12 kr. —	1 Rthlr. 9 gr.
18.	Tessin von Stefano Franscini	2 fl. 24 kr. —	1 Rthlr. 12 gr.

Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die 4te und letzte Lieferung von

Low, der ausübende Landwirth,
oder:
Die praktische Landwirthschaft

auf ihrem jetzigen Standpunkte, in Bezug auf Ackerbau, Pflanzenbau, Viehzucht und Wirthschaftsdirection. Nach der 2ten Ausgabe des engl. Originals übersetzt und bearbeitet von

Dr. V. Jacobi.

gr. 8. 19½ Bogen mit 41 Abbildungen. Preis 1⅔ Thlr.

Das Werk complet 49½ Bogen mit 132 Abbildungen landwirthschaftlicher Gegenstände und einer tabellarischen Uebersicht der Maaße und Gewichte, kostet 4⅔ Thlr.

Schon die wiederholten Auflagen, welche das Original dieses Werkes binnen kurzem in England erlebte, berechtigten dazu, es für eine wichtige Erscheinung in der ökonomischen Literatur zu halten; ein Gleiches wurde in Frankreich, wo es ebenfalls übersetzt worden, anerkannt. Aber wie sehr zeit- und zweckgemäß dieß Buch auch in Bezug auf Deutschland befunden sey, beweise am besten die Thatsache, daß der hier angezeigten deutschen Bearbeitung eine so allgemein günstige

Digitized by Google

Aufnahme zu Theil wurde, als wohl nicht leicht derartige Werke sich zu erfreuen haben mögen. Statt weiterer Lobeserhebungen erlauben wir uns nur, auf die der 4ten Lieferung beigegebene Vorrede und das reichhaltige Inhaltsverzeichniß hinzuweisen, und aus letzterem die Hauptabschnitte hier kurz mitzutheilen: Von der Ackerkrume. — Düngung. — Ackergeräthe. — Die einzelnen Arbeiten der Ackerbestellung. — Fruchtwechsel. — Die Lehre vom Pflanzenbau. — Ackerunkräuter. — Die Behandlung der Grasländereien. — Die Lehre von der Viehzucht. — Allgemeine, zur Landwirthschaft gehörige Gegenstände.

Neue Novelle von Biernatzki!

Von dem Prediger Biernatzki, dessen frühere Novellen nicht allein in Deutschland günstig aufgenommen, sondern auch ins Englische, Holländische und Dänische gleich übersetzt worden sind, — gewiß eine seltene Auszeichnung für einen deutschen Schriftsteller! — ist so eben eine dritte Novelle erschienen, mit dem Titel:

Der braune Knabe,

oder:

Die Gemeinden in der Zerstreuung.

Novelle

von

J. C. Biernatzki.

2 Bände. 8. Altona, **Hammerich**, geh. 2⅔ Rthlr.

Biernatzki's Novellen haben einen großen Kreis von Lesern sich erworben, und sein Name wird im In- und Auslande mit Achtung genannt. Der „braune Knabe" greift lebhaft ein in die gegenwärtigen Verhältnisse, und ist vom höchsten Interesse für jeden, der den kirchlichen Wirren der Zeit Aufmerksamkeit schenket!

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz u. s. w. haben den „braunen Knaben" vorräthig.

So eben erscheint:

Der Freihafen.

Erstes Quartalheft 1839.

Mit Beiträgen von

C. G. Carus, Adelbert v. Chamisso, Rosa Maria, Theodor Mundt, Dr. Crorier, Stephan Thurm, Varnhagen v. Ense, E. Willkomm und Anderen.

8. Altona, Hammerich. geh. 1½ Rthlr.

Unter Mitwirkung der **berühmtesten Schriftsteller Deutschlands** begann der Freihafen. Ganz Deutschland hat den ersten Jahrgang mit freudiger Theilnahme entgegen genommen, da jedes neue Quartalheft das Interesse an diese höchst wichtige litterarische Erscheinung steigern mußte.

Jetzt hat der zweite Jahrgang begonnen; das erste Quartalheft liegt mit seinem interessanten Inhalte vor; die Namen der Mitarbeiter machen jede weitere Empfehlung überflüssig; kein Gebildeter wird es versäumen, dem Freihafen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Freihafen ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben, in welchen stets Exemplare vorräthig sind.

Ludwig Uhland's Sagenforschungen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sagenforschungen

von Ludwig Uhland.

I.

Der Mythus von Thôr

nach nordischen Quellen.

8. Velinpap. brosch. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

„Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die keine äußere Geschichte hinabreicht, haben die Völker altnordischen Sprachstamms sich ein großartiges Geistesdenkmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfassende religiöse Weltanschauung in Sinnbildern."

In diese Tiefen hat der als Dichter so berühmte Verfasser das Grubenlicht der Forschung gebracht, und in gedrängter, klarer, jedermann zugänglicher Darstellung die Resultate jahrelanger, gelehrter Studien niedergelegt, durch welche eine Hauptgruppe des nordischen Göttersystems allseitig beleuchtet und eben so neu als genügend erklärt wird.

Die Fülle und das Gewicht des Inhalts wird den Gelehrten, der seinen Gegenstand erschöpft, die Schönheit und Uebersichtlichkeit der Form, den Dichter, der seinen Stoff beherrscht, auch in diesem neuen Werke in vollem Maße erkennen lassen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

So eben erschien als Nr. 197 des Répertoire du théâtre français à Berlin à ½ Rthlr.:

La Popularité,

comédie p. C. *Delavigne.*

Berlin, **Schlesinger'sche** Buch- und Musikhandlung.

Jahrbuch für 1838.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

JAHRBUCH

für 1838.

Herausgegeben

von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Oltmans, Leopold v. Buch, Kämtz, Moser, Gauß, Oersted, Olbers und Schouw.

8. cart. Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt.

Astronomische Ephemeride für 1838. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen mittelst des Barometers von Gauß. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von J. Oltmans. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des metrischen Barometers. Tafeln für Vergleichung der französischen und englischen Maaße. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Ueber die Temperatur von Jena. Ueber Fluth und Ebbe. Ueber die Wettersäule. Bemerkungen über die wichtigsten Erscheinungen in der Atmosphäre. Gebirgewanderungen im Norden und im Süden. Die Sternschnuppen im August 1837.

Der Inhalt der zwei frühern Jahrgänge, die in zu demselben Kreise gleichfalls noch durch alle Buchhandlungen bezogen werden können ist folgender:

1837. 1. Astronomische Ephemeride. 2. Die Sternschnuppen, von *Olbers.* 3. Allgemeine Uebersicht des Sonnensystems, von *Hansen.* 4. Von den Erscheinungen, welche der Halley'sche Komet gezeigt hat, von *Bessel.* 5. Ueber zwei Versuche den Chimborazo zu besteigen, von *Alex. v. Humboldt.* 6. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von *Gauss.* 7. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. 8) Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. 9. Tafeln zur Verwandlung des englischen Barometers. 10. Tafeln zur Vergleichung der französischen und engl. Maasse. 11. Specifische Gewichte. 12. Ausdehnung der Körper. 13. Bestimmung der russischen Maasse und Gewichte, von *Pauker.* 14. Noch etwas über Sternschnuppen, von *Olbers.*

1836. 1. Erdmagnetismus und Erdmagnetometer, von *Gauss.* 2. Ueber den Halley'schen Kometen, von *Bessel.* 3. Die Maasse und Gewichte Rußlands und seiner Provinzen, von *Pauker.* 4. Einige Ideen über eine bei Hervorbringung organischer Verbindungen in der

Digitized by Google

labenden Natur bisher nicht beobachtete, mitwirkende Kraft, von *Berzelius*. 5. Tycho de Brahe als Homöopath, von *Olbers*. 6. Astronomische Ephemeriden. 7. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. 8. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von *Gauss*. 9. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von *J. Oltmans*. 10. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. 11. Tafeln, um in altfranzösischem Maasse beobachtete Barometerhöhen auf 0° zu reduciren, mit Rücksicht auf die Ausdehnung der Scale. 12. Tafeln zur Vergleichung der Thermometerscalen. 13. Tafeln für Vergleichungen der französischen und englischen Maasse. 14. Specifische Gewichte. 15. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. 16. Vergleichung des Kilogramms von Platina, welches Etatsrath *Schuhmacher* aufbewahrt, mit dem gesetzlichen Kilogramm der Archive.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Thiersch, über gelehrte Schulen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

gelehrte Schulen,

mit besonderer Rücksicht auf Bayern

von

Friedrich Thiersch.

Dritter oder construetiver Band.

Ueber die Einrichtung und Führung der gelehrten Schulen.

Vierte Abtheilung.

gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Inhalt. **Ueber Einrichtung, Ausstattung und Führung der Universität.** 1) Vorredt. 2) Von der Aufgabe der Universität und dem Umfange des Lehrpersonals. 3) Wahl, Besoldung und Stellung der Professoren. 4) Bildung der Corporation der Universität und Begründung eines unabhängigen Vermögens derselben. 5) Von dem Vermögen der Universität und seiner Verwaltung. 6) Ueber den Verkehr der Professoren unter einander. 7) Von den Studirenden und der Studienfreiheit. 8) Geschichtliches über die innere, die Studien betreffende Gesetzgebung der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. 9) Ueber die akademischen und socialen Verhältnisse der Studirenden. Anhang. Belehrungen für die Studirenden des Königreichs Bayern. Vorerinnerung. 1) Einleitung. 2) Allgemeine Uebersicht der Wissenschaften. 3) Verhältniß der Wissenschaften unter einander und zum wissenschaftlichen Beruf. 4) Die philosophische Facultät oder die Facultät der allgemeinen Wissenschaften. 5) Theologische Facultät. 6) Die juristische Facultät. 7) Die staatswirthschaftliche oder cameralistische Facultät. 8) Medicinische Facultät. 9) Ueber Umfang und Ordnung der akademischen Studien im Allgemeinen. 10) Besondere Belehrungen über das Studium der allgem. Wissenschaften, mit Bezug auf die Verordnungen über die Prüfung aus ihnen. 11) Belehrungen über das Specialstudium der allgemeinen Wissenschaften. 12) Belehrungen über das Specialstudium der theologischen, juridischen, cameralistischen und medicinischen Facultät. 13) Ueber die Methode des akademischen Studiums. **Personen- und Sachregister zu allen 3 Bänden.**

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau

von

Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Zweite vermehrte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht

für

Anfänger in der Landwirthschaft

über

Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der zweiten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Gränzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, diese wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahre 1831 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische, und im Jahre 1834 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Vermehrt ist diese zweite Auflage durch das Bildniß, ein Facsimile der Handschrift, ein Vorwort und eine kurze Biographie des verdienten Verfassers; dessen ungeachtet wurde der Preis des Werks von 11 fl., was die erste Auflage gekostet, auf 10 fl. 48 kr. ermäßigt.

In dem Vorworte verabschiedet sich der ehrwürdige 77jährige Veteran von dem landwirthschaftlichen Publicum und entzieht ihm dadurch die Hoffnung, die Lehre vom Anbau der Gewerbspflanzen von seiner Hand unmittelbar zu erhalten; dagegen gibt er die Zusicherung, daß Hr. Oekonomierath Pabst in Darmstadt, welchem er seine sämmtlichen Notizen und Erfahrungen sowohl über jene, als über verschiedene andere landwirthschaftlichen Gegenstände eingehändigt habe, dieselben ordnen und in einem vierten Band des vorliegenden Werks herausgeben werde.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Litter. artist. Anstalt in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

TYROL,

vom

Glockner zum Orteles und vom Garda zum Bodensee.

Von August Lewald.

Zweite durchgesehene Ausgabe in einem Bande,

vermehrt durch:

1) Siebzehn ausführliche Reiserouten in Tyrol mit den nöthigen Bemerkungen für Reisende. 2) Eine Beschreibung von Salzburg, Berchtesgaden und Gastein und dazu gehörigen Routen. 3) Eine Beschreibung des Salzkammergutes nebst den Routen.

Mit 4 Stahlstichen, einer Postkarte von Tyrol, einer vergleichenden Höhenkarte und einigen ausführlichen Beilagen.

Preis: in geschmackvollen Einband 4 fl. 30 kr. im 24 Guldenfuß od. 2 Rthlr. 16 gr.

Nachdem sich das obige Buch durch seine erste Auflage schon ein Publicum erworben, wie es so schnell ähnlichen Werken in der Regel nicht wird, kann ihm eine vollkommene Anerkennung in seiner neuen Auflage um so weniger fehlen, als auf dieselbe von Seiten des Hrn. Verfassers und der Verlagshandlung Alles angewandt wurde, um den früher dem Werke geschenkten Beifall durch viele der Bequemlichkeit und dem Ueberblicke des Reisenden oder des Lesers überhaupt dienende Einrichtungen und Beilagen sich ferner zu erhalten und zu vergrößern. Das Buch hat besonders deßwegen früher so vielen Anklang gefunden, weil es keine bloße Compilation von historischen und statistischen Notizen darbot, sondern sein reichhaltiger Inhalt vielmehr der Ausfluß eines von dem Zauber des herrlichen Gebirgslandes nach allen Seiten hin angeregten Individualität war. Dieser Vorzug und die daraus hervorgehende Frische im Styl sind in der neuen Gestalt dem Buche geblieben, und werden ihm besonders diejenigen Leser erhalten, welche es als geistvolle Reisebeschreibung zur Erinnerung oder Unterhaltung in der Heimath lesen, während das Neuhinzugekommene ihm besonders die Anerkennung der Reisenden hinsichtlich seines praktischen Gebrauchs verschaffen wird.

Digitized by Google

Die neuen Beschlüsse der Londoner Conferenz vom 22 Januar d. J. veranlassen die Unterzeichnete, die in ihrem Verlag erschienene:

Historisch-diplomatische Darstellung
der
völkerrechtlichen Begründung
des
Königreichs Belgien
von
Rothomb und Michaelis.
Mit einer Charte des Königreichs Belgien.

gr. 8. Preis 5 fl. oder 2 Rthlr. 20 gr.

wiederholt anzuzeigen. — Dieses Werk enthält den Stand und die Lage der belgisch-holländischen Rechtsverhältnisse bis auf den heutigen Tag, und gibt in dem reichen Urkundenbuche die sie betreffenden wichtigsten diplomatischen Staats-Acten und politischen Documente. Es verbreitet also ein helles Licht über die bevorstehende Endentwicklung dieser unter allen andern europäischen, gewiß bedeutungsvollsten Angelegenheit, und wird daher gegenwärtig dasjenige Interesse, welches ihm bei seinem Erscheinen zu Theil wurde, in noch erhöhetem Maaße erregen.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Deutsche Vierteljahrs Schrift, V. Heft.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

5tes Heft. Januar—März 1839.

Gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt: Das deutsche Journalwesen, von **W. M.** — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten, von **F. J. G.** — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien, von **F. K.** — Ueber die Hochebene von Bogota, von **A. v. Humboldt.** — Trostworte für Kleingläubige, von **H. E.** — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland, von **Depping.** — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland, von **F. S.** — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von **Dr. Schellwitz.** — Die Holznoth. — Kleine Notizen.

Inhalt des ersten Heftes: Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die litterarischen Zustände Belgiens. — Heine's Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

Inhalt des zweiten Heftes: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wöhnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der Konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

Inhalt des dritten Heftes: Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Litteratur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

Inhalt des vierten Heftes: Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme von **A. v. Humboldt.** — Die Litteratur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf von **G. P.** — Die Stellung Kants zur Philosophie vor ihm und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser von **R. Mohl.** — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst von **Prokesch v. Osten.** — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1839.

Die Thermen von Ofen in Ungarn.

(Von einem österreichischen Arzte.)

Die alte Königsstadt Ofen zählt der Merkwürdigkeiten für Alterthums- und Naturforscher viele; weniger in die Augen fallend, aber gleichwohl der Aufmerksamkeit derselben in jeder Hinsicht werth, sind die von jeher berühmten heißen Quellen und Bäder der Stadt. Ofen selbst, wie bekannt, liegt unmittelbar an dem Donaustrom, gegenüber dem rasch aufgeblühten Pesth, theils am Fuße des St. Gerhards-, Festungs- und Josephberges gelagert, und die beiden ersten halbkreisförmig umziehend, theils — nämlich die alte Festung — auf dem Festungsberge, einer mäßigen, zu den Ufern der Donau gleichsam vorgeschobenen Anhöhe, hinter und neben welcher bedeutendere Bergzüge verlaufen, an denen und deren Niederungen jener edle Wein gedeiht, dessen Ruf einst eben so groß war, als der des Tokayers. Eben diese Bergzüge decken auch die Lagerstätte der heißen Quellen, die in namhafter Anzahl, großentheils innerhalb der Stadt, und meistens nahe am Ufer des Donaubettes aufgehen. Sie concentriren sich gleichsam an zwei Stellen, am südlichen Ende der Stadt, unter dem St. Gerhardsberge (gemeinhin Blocksberg), und am nördlichen, unter dem St. Josephsberg; dort entspringen die Quellen für drei öffentliche Badeanstalten, in geringer Entfernung von einander, für das Block-, das Bruck- und das Raitzenbad; hier für zwei, für das Königs- und das Kaiserbad.

Die Felsarten, welche in der Nähe von Ofen und dessen Bädern vorkommen, gehören alle den normalen an, und sind als auf gering-örtliche Vorkommnisse, in die Juraformation zu stellen; besonders vorherrschend ist magnesiahaltiger Kalk (Jura-dolomit), derselbe wird fast überall angetroffen; auch Granit scheint sich indessen unter den normalen Felsarten fortzuerstrecken, denn in nicht bedeutender Tiefe unter dem Donaubette und in der Nähe von Ofen findet er sich und zwar hier in kleinen Gruppen. Die Betrachtung dieser Thatsachen und die Würdigung noch einiger anderen geognostischen Vorkommnisse führen auch hier zur Vermuthung, daß die Beschaffenheit der Quellen nur durch den dieselben umschließenden Boden bedingt, und keine künstlichen Hypothesen zur Erklärung derselben nothwendig seyen; die Bohrung artesischer Brunnen hat auch über den Ursprung der hohen Wärmegrade der Quellen annehmbare Daten an die Hand zur Erklärung geboten. Doch kehren wir zu den Ofener Thermen zurück.

Die Römer waren in jener Zeit, als ihr prachtvolles Aquincum, größtentheils auf Ofens Stätte, sich ausdehnte, schon auch Freundeswarmer Bäder, und es finden sich mehrere Spuren, die für das Bestehen öffentlicher Badeanstalten damals sprechen; aber das unglückselige Schicksal, welches nach dem Abzuge der Römer das Land in den wechselnden Raubzügen roher Horden traf, ließ dieselben erst unter dem König Matthias Corvin neuerdings in Aufnahme kommen, am meisten jedoch unter türkischer Oberherrschaft gedeihen. Nach der Schlacht von Mohatsch wurde nämlich Ofen (im Jahre 1529) von Sultan Soliman eingenommen und blieb bis zur Befreiung durch Kaiser Leopold (im J. 1686) unter der Gewalt von Stambul. Religion und Sitte der Türken gestalteten die Bäder beinahe zu den schönsten Punkten der Stadt um; Klöster für Derwische wurden daran gebaut, und noch heute gewahrt man, besonders im Bruck- und im Kaiserbade, imposante Reste der großartigen und trefflichen Anstalten; Reiseberichte aus jener Zeit rühmen daran auch die sorgfaltige Reinlichkeit, ein Ruhm, welcher denselben heutzutage nicht überall und immer zukommt. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde den wohl sehr häufig benützten, aber namentlich zum Heilzwecke minder passend eingerichteten Bädern die verdiente bessere Herstellung zu Theil, und wenn auch neu wieder aufblühende ähnliche Curorte, wie z. B. Mehadia, den Besuch von Ofen geschmälert haben, so fehlt es dennoch hier weder an Kranken noch an Gesunden, welche bisweilen sogar in solcher Menge herbeiströmen, daß ihre Wünsche nur unter Verzug befriedigt werden.

Das Blocksbad besitzt ein unansehnliches Aeußere, und nur Eine, jedoch ergiebige, Quelle (+ 37° R. warm) ist wegen des Schlammes, welcher sich aus ihrem Wasser in bedeutender Menge absetzt und als sehr heilkräftig gepriesen wird, geschätzt. Man findet darin, wie in den übrigen Ofener Bädern, ein großes allgemeines Bad von bedeutendem Umfange, das gewöhnlich

Digitized by Google

den Sammelplatz der untersten Volksclassen bildet und um einen äußerst geringen Preis zugänglich ist; ferner drei sogenannte Steinbäder, die aus einem von Quadersteinen zusammen gesetzten und in die Erde gesenkten, geräumigen Kasten bestehen, und acht Wannenbädern.

Das Bruckbad liegt unmittelbar über den steil emporsteigenden Felsenmassen des St. Gerhardsberges, fast am Donauufer, ist ungemein freundlich ausgestattet und wegen seiner Nähe an der Pesth und Ofen verbindenden Schiffbrücke wohl am häufigsten besucht; mehrere Quellen (von + 35 bis 37°) nähren das ungeheure, allgemeine Bad, 10 Stein- und 35 Wannenbäder; während der angenehmen Jahreszeit schmücken Blumenaufsätze den reinlichen, geräumigen Hof und die Säulengänge, in welchen die anmuthigen Weisen des gewählten Musikcorps ertönen; im Hintergrunde des Hofs findet sich auch eine warme Trinkquelle.

Das Raitzenbad liegt mehr nordwestlich am Gerhardsberg und verliert sich, ohnehin einfach gebaut, neben den übrigen Häusern und der nahen griechischen Kirche; Matthias Corvin soll das Bad gebaut haben; eine Quelle (von + 38° R.) strömt in ein großes, allgemeines Bad und acht Steinbäder, welche eine bessere Einrichtung verdienten.

Das Königsbad sammt dem folgenden, am nördlichen Ende Ofens gelegen, besitzt seit dem Jahre 1826 ein hübsches Aeußere und eine treffliche, großartige innere Ausstattung; ein gedeckter Säulengang und zwei Höfe sind mit Bäumen und Blumen geziert, und nächst dem sehr großen allgemeinen Bad trifft man 10 Stein- und 13 Wannenbäder; die Quelle, welche denselben zufließt, kommt durch einen 1000 Klafter langen gemauerten Canal, von der sogenannten Bleichwiese und hat + 43° R.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Le Maransin. — Mont de Marsan.

(Fortsetzung.)

Die erste Erziehung ist hier noch weit zurück; die Sitten sind ein wenig roh und ausgelassen; der Bauer ist gut und gastfreundlich, etwas grob und abergläubisch. Der Pfarrer beherrscht ihn, aber die Religionsbegriffe, die er ihm beibringt, werden durch hergebrachte Vorurtheile und durch den Einfluß eines jeder Bildung widerstrebenden Jargons verunstaltet. Diese Bemerkungen beziehen sich vorzüglich auf die Gegend, welche man Maransin nennt, sie sind aber auf den größten Theil des großen Haidelandes ebenfalls anwendbar. Ihr trauriges Land scheint sie zur Traurigkeit geneigt zu machen; auch ist das Leidtragen dort ein wichtiges Geschäft. Oft sieht man zahlreiche Gruppen von Weibern, eingehüllt in ihre an sich düstere Tracht, und mit langen auf die Achseln herabfallenden schwarzen Schleiern, welche ihnen das Ansehen einer Nonnenprocession geben; man findet sie auf den Kirchhöfen am Fuße eines Kreuzes sitzend, oder in der Kirche vor ihren angezündeten und mit einer Trauergaze bedeckten Wachslichtern knieend. Die Leichenzüge sind zahlreich, und bestehen oft aus dem ganzen Weiler. Während eines ganzen Jahres nach dem Tode eines Vaters oder einer Mutter bleiben die Küchengeschirre mit einem schwarzen Krepp bedeckt, und die Geschirre, die man gebraucht, stehen in einer verkehrten Ordnung, so daß Niemand sich derselben bedienen kann, ohne den Verstorbenen und die Ordnung, welche die Geschirre während seines Lebens hatten, ins Andenken zu rufen. Ah, sieh da! ein Mädchen in Trauer, deren melancholische, aber geistreiche Züge wohl denken lassen, daß sie hier an unrechter Stelle ist, und nur mit Widerwillen einen Stützpunkt unter den jungen Leuten des Orts annehmen wird. Aber sie ist arm, ihre Tante denkt anders, und die Andachts- und Trauerceremonien haben ihr noch Zeit genug gelassen, einen Bräutigam für ihre Nichte zu suchen. Eines Tages kommt ein junger Mensch im Galopp an, grüßt mit Bedeutung, und wird eben so von der Tante empfangen. Aline begreift; dem Mahle, das sie zubereitet, wohnt sie nur mit niedergeschlagenen Augen bei, und sie antwortet nur einsylbig, so sehr sie auch die Tante ausschmückt. Endlich als der Nachtisch aufgetragen werden soll, erhebt sich Aline und entfernt sich eilig. Noch sind die zwei andern Tischgäste stumm und verwundert, als sie hereintritt und einen Teller mit Nüssen, den sie in ihrer zitternden Hand hält, vor den jungen Menschen setzt. Dieser erblaßt, verläßt den Tisch, grüßt die Tante, und der Schall seines Galopps verkündigt seine Entfernung. — Wenn ein junger Mann in den Haiden die Hand eines Mädchens anspricht, so begibt er sich gewöhnlich mit einigen Verwandten nach ihrem Hause, um sein Verlangen anzubringen. Wenn jene ihm den fatalen Teller mit Nüssen darbietet, so ist alle Hoffnung verloren, und er braucht nichts zu thun, als weiter zu gehn.

Wenn die Haiden uncultivirt und die Einwohner abergläubisch sind, so klage man nicht bloß die Natur an; hier, wie in so vielen andern Gegenden, hat der Fanatismus und der Unverstand das Seinige gethan, dem Lande ein trauriges Merkmal einzuprägen, welches wer weiß noch wie viele Zeit braucht, um seine dunkeln Flecken zu verlieren. Wir finden hierüber eine lehrreiche Stelle in Dupleir Geschichte von Frankreich, welche ich daher im Auszuge mittheilen will. Indem er von den spanischen Mohren spricht, sagt er Folgendes: „Diese ungläubige Nation hatte die Taufe und den christlichen Glauben erhalten, aber die meisten verharrten darin nur scheinbarerweise, weil sie sich nur aus Furcht und mit Gewalt bekehrt hatte. So blieben sie immer in der Untreue gegen die Religion und in einer geheimen Verrätherei gegen den Staat, aus welcher Ursache die katholischen Könige sie entwaffnet und mit Geldstrafen überhäuft hatten. Zu diesen Uebeln gesellten sich die schrecklichen Verfolgungen der Inquisition; endlich am 1 Januar 1610 wurden sie gänzlich aus Spanien ausgewiesen. Beinahe 200,000 zeigten sich an der Gränze von Frankreich, und baten, man möchte ihnen erlauben, die unbebauten Haiden zu bevölkern, wohin sie ihre Reichthümer und ihre Thätigkeit übertragen würden. Aber die Unduldsamkeit verfolgte sie noch an

Digitized by Google

französischem Boden. Man versagte ihnen die Freistatte, die sie ansuchten; während sie durch die Halden und die benachbarten pyrenäischen Gegenden zogen, wurden sie gebrandschatzt, beraubt, einige getödtet, die schönsten Weiber und Mädchen gemißbraucht, und nachdem sie alle Arten von Ungemächlichkeit und Mißhandlungen erduldet, schifften sie sich endlich in den Häfen von Languedoc ein, um nach Afrika überzugehen. Um dieselbe Epoche wurden Pierre de l'Ancre, königlicher Rath vom Parlament zu Bordeaux, und der Präsident Espaignel mit der abscheulichen Sendung beauftragt, um über die Hexereien, welche in diesen Gegenden vorgefallen seyn sollten, Untersuchungen anzustellen: man schlägt auf 800 die Zahl der Unglücklichen an, welche auf dem Schaffot oder in den Flammen ihr Leben verloren, nachdem sie die grausamsten Martern erlitten, um ihnen das Geständniß eines ungereimten Verbrechens abzupressen. — Und damals regierte Heinrich IV und sein Minister Sully! — Die Wirkung der Inquisition ist noch heutzutage nicht bloß in Spanien, sondern in dem ganzen mittäglichen Frankreich, wo sie ihre Wüthereien ausübte, sichtbar."

(Schluß folgt.)

Ursache der Erdbeben.

In der Sitzung der geologischen Gesellschaft vom 6 Februar las Hr. Louis Albert Necker einen Aufsatz vor „über die wahrscheinliche Ursache gewisser Erdbeben." Hr. Necker ist der Meinung, daß das Einstürzen der Höhlendecken, die durch die unterirdischen Wasser aufgelöst oder zerfressen werden, einige der Erdbeben bewirken mögen, die keine sichtbare Verbindung mit vulcanischer Thätigkeit haben. Die Wirkungen können, wie er bemerkt, zum Theil von dem Fall der abgelösten Massen auf die untere feste Gebirgslage, zum Theil von dem Zittern der in den Höhlen eingeschlossenen Luft hervorgebracht werden. Gestützt auf die Autorität des Hrn. Virlet, führt er das Beispiel eines Stoßes an, der dem eines Erdbebens gleich war, und in einer Kohlenmine in der Entfernung einer Viertelstunde gefühlt wurde, als ein unterirdisches Werk einstürzte. Auch führt er als Beispiel solcher Wirkungen an, daß auf der Oberfläche der Erde bemerkt wurde, wenn alte Schachte einstürzten, und äußert den Wunsch, daß solche Ereignisse aufgezeichnet und bekannt gemacht werden sollten, um die Erscheinungen miteinander zu vergleichen. Hr. Necker weist auf verschiedene gedruckte Verzeichnisse von Erdbeben hin, und zeigt, daß einige in Gegenden gefühlt wurden, welche in Bezug auf ihre geologische Structur große Höhlen enthalten können. Unter den Documenten dieser Art führt er auch das des Hrn. Risso an. Bei Vergleichung der Zeit der Erdstöße in der Nähe von Nizza, mit denen von verstärkter Kraft im Aetna und Vesuv, fand er, daß einige Erdbeben in sehr kurzen Zeiträumen heftigen Ausbrüchen vorausgingen, doch daß sie bei sehr vielen Gelegenheiten ganz unabhängig von der Thätigkeit des Vulcans gewesen zu seyn scheinen, und daß vier Ausbrüche des Aetna und Vesuv auf die Gegend um Nizza keine Wirkungen äußerten. Daher hält er es für nicht unwahrscheinlich, daß diese Stadt wohl den Einflüssen des Aetna und Vesuv ausgesetzt sey, und Erdstöße verspürt habe, welche von vulcanischem Feuer herrührten, daß sie aber auch auf einem Grunde stehe, der Höhlen enthalte, welche manche Erschütterungen mögen herbeigeführt haben. Er ist ferner der Meinung, daß einige derselben von beiden Ursachen zugleich bewirkt worden seyen, indem die unterminirte Oberfläche geringe vulcanische Wirkungen fühlbar gemacht hätten, die ohnedieß unbemerkt geblieben wären. Hr. Necker schließt aus diesen und vielen ähnlichen Daten, daß es drei Arten von Erdbeben gäbe: eines durch unterirdische Erdstürze, ein anderes durch vulcanische Wirkung und ein drittes durch die Vereinigung der anderen zwei.

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

1. Reise nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Anfangs glaubte ich, daß meine Kenntniß der persischen und arabischen Sprache mir von Nutzen seyn könnte, da mehrere Worte in dem armenischen Türkisch einen gleichen Laut haben, doch ihrer Bedeutung, fand ich, war eine ganz verschiedene, und so blieb auch dieser Versuch ohne Nutzen. Auf der andern Seite war Mehemet mit jeder andern Sprache als seiner eigenen ganz unbekannt, und nur ein halbes Dutzend italienischer Worte, schlecht ausgesprochen, wie z. B. buono, non bono, mezzo, altero, giorno, parler, mangiar, dormir u. s. w. halfen ihm, sich etwas verständlich zu machen. Da aber jede Anwendung einer grammatikalischen Form oder die geringste Annäherung an Declination oder Conjugation von ihm auf eine wahrhaft geßnerische Weise verachtet wurde, so gab nur der Ton seiner Stimme dem Worte die bestimmte Bedeutung; z. B. „mangiar?" fragend gesprochen, hieß: „wollen Sie essen?" „bono?" „Ist es gut?" „bono," ohne Fragezeichen, „es ist gut" Auf solche Weise war natürlich unsere Unterhaltung bald am Ende. Ein heftiger Regen, der uns gegen Abend überfiel und auf unserem nächtlichen Ritte begleitete, und trotz des Mantels fast bis auf die Haut durchnäßte, brachte mich zu dem Entschlusse, bei der nächsten Wohnung, die wir erreichen würden, einige Stunden zu ruhen. Es war ein kleines Kaffeehaus, wo ich durch den tiefen Schmutz, in den ich fast versank, als ich mich matt und schwer von dem schweißigen Sattel meines Pferdes herabließ, watend dem Schimmer einiger glühenden Kohlen entgegensteuerte, die bei Oeffnung der Thüre sich zeigten. Doch die Bewohner dieses Hauses zu einer solchen Stunde (es war gegen 2 Uhr des Morgens) und in einer solchen Nacht aus dem Schlafe zu wecken, war nicht leicht, und schon hatte ich meine tropfenden Oberkleider und meine durchweichten Stiefel ausgezogen und meinen müden Körper auf dem Boden ausgestreckt, ehe der Tatar den schnarchenden Cahwadschi aus seinem Neste bringen konnte. Kaum war dieß aber geschehen, als er sich an mich mit der Frage wandte: „Mangiar, tschelebi? mangiar?" Doch ich bedurfte nur Ruhe, Schlaf, und kaum hatte ich daher das Wort „dormir" ausgesprochen und hinzugesetzt „ekis saat" (zwei Stunden), als man aus einem Winkel ein Bündel Lumpen hervorzog, die wohl schon lange Zeit als Matratze und Kopfkissen gedient haben mochten, denn sie sahen nicht einladend aus, und schienen eher aus Schmutz und Ungeziefer zusammengesetzt. Doch Müdigkeit ist nicht wählig, und kaum waren sie gehörig auf der Bank ausgebreitet, als ich auch schon darauf ausgestreckt war. Aber entsetzt sprang ich wieder empor, als ich schon mit halbgeschlossenen Augen sah, wie der Cahwadschi eine Schaufel glü-

Digitized by Google

Dörfer gehabt hatte; der Bischof von Aine reclamirte seinerseits nach dem kanonischen Rechte das Eigenthum der neuen Kirche, daher ein langer Proceß, der vor dem Erzbischofe von Auch, den vorzüglichsten Bischöfen Gasconiens und der Synode von Nogaro geführt wurde; endlich gab der Bischof seine Ansprüche mittelst einer Summe von 130 Sols Morlaas auf. Mont de Marsan, in der Einöde und in einem barbarischen Jahrhundert gebaut, hatte ein sehr langsames Wachsthum. Zwei Jahrhunderte später baute Gaston Phödus von Bearn dort ein Schloß, um die Einwohner im Zaum zu halten, weßwegen er das Schloß Noulidos (du willst es nicht da) nannte; er vertraute seine Vertheidigung dem Ritter Espoin du Lyon mit 100 Lanzen an. Gaston VII gründete 1270 das Kloster St. Claire zwischen Roquefort und Captieur; in diesem Kloster oder in Mont de Marsan selbst war es, wo Franz I Eleonoren von Portugal, Schwester Karls V, heurathete. Mont de Marsan wurde mehreremal eingenommen; endlich 1726 kündigte der Marschall von Monrevel den Einwohnern an, daß ihr Gesuch, einen Theil der Stadtmauern abzuwerfen, bewilligt sey, und daß man ihre Stadt nicht mehr als einen festen Platz betrachten würde; daher der Spaziergang Monrevel. Seit 1790 ist es Hauptort eines Departements; das Spital, die Caserne, die Kirche, die Halle, die Präfectur, das Tribunal, Alles ist neu und bestätigt die Opfer, welche die Einwohner sich aufgelegt haben, um ihre Stadt zu verschönern. Das Collegium hat einen guten Ruf, das Theater ist klein, aber wegen seines frischen Ansehens angenehm; es gibt eine philharmonische Gesellschaft, die schönen Künste finden nicht nur Liebhaber, sondern auch Unterstützer. Die Montriser sind gut, gastfreundlich, von angenehmem Umgange, wie es von den sanften Sitten und der Delicatesse einer Gesellschaft zu erwarten ist, in welcher die öffentlichen Beamten vorherrschen. Die Spaziergänge sind sehr angenehm, besonders die Pépiniere mit ihren frischen Waldchen und ihren pittoresken Aussichten — es ist der Garten Armidens inmitten der Wüste, deren Anblick durch einen Vorhang von Fichtenwäldern dem Auge entzogen wird.

Unter den übrigen Oertern des Departements sind Tartas an der Douze, nicht weit vom Einflusse in den Adour, und Dar, weiter unten am Adour, wegen ihres Handels und ihrer Viehmärkte belebt; Dar hat auch eine warme Quelle mitten in der Stadt, und die aufledende Industrie bringt bereits die Frage in Anregung, warum die Einwohner von Dar stets nach Biarritz und Cambo gehen, und ob man nicht die Bäder von Dar, und noch andere, die es im Departement gibt, zum Gebrauche der Fremden und Einheimischen ausrüsten soll. Roquefort an der Douze, oberhalb Mont de Marsan, ist ebenfalls wegen seiner Viehzucht und seiner Käse bekannt; hier vereinigen sich die Straßen von Bayonne über Tartas, und von Pau über Aire, doch ist der eigentliche Vereinigungspunkt der Diligencen in Mont de Marsan, wo auch die Straße von St. Jean de Pied de Port über Orthez und Saint Sever zusammentrifft. Aire ist die älteste und am meisten altväterische von den drei Hauptörtern (Mont de Marsan, Dac, Aire, denn Saint Esprit und Peyrehorade gehören zwar politisch hierher, aber sie haben eine andere Physiognomie); er hat, wie die beiden andern, 4000 Einwohner, oder noch weniger. Der Intendant Etigny, welcher mehrere merkwürdige Straßen und Werke in den pyrenäischen Gegenden ausführte, und dessen Statue in Auch steht, hat hier wegen eines unseligen Brückenbaues kein so gutes Andenken hinterlassen. Von 1746 bis 1763 kostete diese leidige Brücke den Einwohnern der Stadt und des Landes auf zwei Meilen in die Runde unsägliche persönliche und Geldlasten, aber der Bischof war nun einmal darauf verpicht, und das Werk mußte fortgesetzt werden. Es wurde am 29 Julius 1763 vollendet, und fiel wenige Jahre darauf ein. Heutzutage ist nicht nur die Brücke solid gebaut, sondern auch eine bewundernswürdige Wasserleitung von dem Mas d'Aire, der die Stadt beherrscht, über ein tiefes Ravin nach dem wohlbekannten Collegium geführt. Und was die neuesten Fortschritte beweist, ist die Herausgabe des Journals Le Pelerin, welches gute Zeichnungen und Nachrichten von den pyrenäischen Localitäten enthält.

Die Thermen von Ofen in Ungarn.

(Schluß.)

Das Kaiserbad, ein Eigenthum des barmherzigen Brüderordens, von den Türken einst mit besonderer Sorgfalt cultivirt, und noch, nächst einer wohlerhaltenen türkischen Inschrift von Mustapha Pascha, die meisten Denkzeichen ihrer Bauart aufweisend, ist auch heute das vorzüglichste; Gilbaba (der Rosenvater), ein berühmter, frommer Derwisch und Glaubenskämpe, soll auf der Anhöhe oberhalb dem Kaiserbad beerdigt liegen; eine Moschee bezeichnet den Platz und alle drei Jahre wallfahrtet aus dem osmanischen Reich ein Mönch hieher, um den gefeierten Blutzeugen im heiligen Kriege im Namen seiner Brüder gebührend zu verehren. Zwei Hofräume, unter denen der größere in terrassenförmiger Abstufung einem kleinen Park ähnlich ist, nebst einem ausgedehnten Gebäude, bilden die Badeanstalt, welche unmittelbar an der Donau liegt; sieben heiße Quellen (darunter die wärmste + 51 R. hält) und zwei kühle, dienen zur Füllung von einem ungeheuren, allgemeinen Bad, 17 Stein- und eben so vielen Wannenbädern; die sogenannten Türkensteinbäder haben eine Tiefe und Ausdehnung, welche sogar einige pas für Schwimmer bieten, und sind der minder hohen Temperatur, so wie der freien, hohen Bedachung halber besonders angenehm. Eine Trinkquelle von + 48° R. Temperatur, seit 1804 im Gebrauche, wird von den Aerzten eben so häufig verordnet, als von zahlreichen Besuchern ohne Grund versuchsweise getrunken. Der Badeanstalt gegenüber sind zwei Inseln gelegen, deren größere, die Margarether- oder Palatinusinsel, Badegästen den freundlichsten, nahen Ausflugspunkt gewährt; sie gleicht einem schönen, englischen Park. Mit den Gartenanlagen wechseln üppige Wiesen und ergiebige Felder, Waldpartien und Weingärten; fast ganz von dichtem, hohem Gehölze umzogen, öffnet sie nur hie und da eine Aussicht, bald auf die alte Festung Ofen und die kranzähnlich um dieselbe gereihte untere Stadt, oder auf den höhern St. Gerhardsberg mit den

Digitized by Google

Zinnen der Sternwarte, bald auf den Spiegel des langen, majestätischen Donaustroms, den in der Ferne eine Linie — die Schiffsbrücke — zu begränzen scheint, und auf dessen Rücken stets Fahrzeuge geschäftig hin- und herziehen, oder auf die Stadt Pesth selbst mit den riesigen Colonnaden, welche stromentlang heraustreten und unabsehbar den Blicken Schranken bieten, bald auf das rührige Akrofen, den Sammelplatz des auserwählten Volkes und seine meistens mit Reben bepflanzten Berge, oder gegenüber auf die nachbarliche Ebene von Pesth, die an Bilder der Haide erinnernd, im Hinausschauen die Augen bis zum Städtchen Waitzen, dem Bischofsitze, hinführt. Auf der Insel selbst zeigen sich mehrere Kloster- und Kirchenruinen; auf dem obersten äußersten Punkte gewahrt man bei niedrigem Wasserstand, mitten im Strombette, heiße Quellen aufwallen, die ehedem gleichfalls zum Baden gedient haben sollen: überhaupt ist das ganze Ofner Gebiet so wie das von Alt-Ofen reich an heißen und warmen Quellen, welche zu Heilzwecken nicht gebraucht werden; hier treiben einige derselben Mühlenwerke und fallen darauf in die Donau ein. Sie würden, in Bassins gefaßt, Sommer und Winter die angenehmsten Bader abgeben.

Fast alle Ofener Thermen gehören in die Reihe der Schwefelwasser, jedoch machen einige davon eine Ausnahme; der Gehalt an Schwefelwasserstoffgas ist bei jenen nur gering, reicher aber an salzigen Bestandtheilen; Dr. Kitaidel und Professor Winterl haben die Quellen der fünf angeführten Bäder schon längst chemisch untersucht, neuerlich Dr. Sigmund die Kaiserbadtrinkquelle und den Wäscherbrunnen, welcher letztere, der wärmste unter allen, + 51° R. mißt; nur Warasdiner-Töplitz, Pöstyn und Mehadia haben in Ungarn gleich heiße Quellen aufzuweisen. In der Blocksbadquelle lebten unter türkischem Besitzthume Fische, die von den damaligen Reisenden als Wunder aufgeführt wurden; Dr. Kitaidel hat aus Großwardein die Nymphæa thermalis in ein Bassin der warmen Quelle über dem Kaiserbade verpflanzt; sie grünt und blüht üppig noch immer fort, und gewahrt den Vorübergehenden einen freundlichen Anblick.

Gegenwärtig werden die Ofner Bäder beinahe mehr von Gesunden als von Kranken besucht; für die Bewohner beider Nachbarstädte Ofens und Pesth geben sie, gehörig temperirt, ein treffliches und sehr beliebtes diätetisches Mittel ab; während der angenehmen Jahreszeit, in den Früh- und Abendstunden, vorzüglich aber an Sonn- und Feiertagen, strömt ein großer Theil der fashionablen Welt in das Kaiserbad; der parkähnliche Hofraum bietet dann dem Beschauer jenes bunte Bild von Nationen und Ständen, das den größern Handelsstädten Ungarns eigenthümlich ist, und in welchem neben den schönen, meist ernsten, orientalischen Zügen der Magyaren, die ausdrucksvollen, meist beweglichen der Israeliten nie fehlen; diese insbesondere sind große Verehrer der Thermen. Ein Bad, einige Gläser von der Trinkquelle, einfach oder mit Milch genommen, eine vergnügliche Promenade unter den kühlen Schatten und bei heiterer Musik des gewählten Corps, und was dabei nie fehlen darf, ein leichtes Frühstück, sind, nächst der persönlichen Unterhaltung in Gesprächen, die Hauptpiecen des Genusses im Kaiserbade.

Unfreundlicher ist das Bild in den Allgemeinbädern sämmtlicher Bäder; freilich vermöchte die größte Sorgfalt schwer Ordnung und Reinlichkeit hier handzuhaben, wo sich in der Regel nur jene Volksclasse ergeht, die wenigstens die letztere nicht kennt. Man denke sich ein ungeheuees Wasserdassin, aus Steinen gebaut, tempelahnlich, von einer hohen Kuppel überwölbt, den großen Raum eben nicht sehr hell beleuchtet, und von dem unablässig zu- und abströmenden dampfenden Wasser mit steten Dunstwolken erfüllt. Ununterbrochen treten neue Badegäste ein, die oft von den eben angesetzten Schröpfköpfen noch bluten, Andere machen im großen Bassin die Runde und wieder Andere sind gerade im Begriffe, entweder das Bad ganz zu verlassen und sich anzukleiden, oder zeitweise sich abzukühlen und neuerdings im Genusse des warmen Bades oft mehrere Stunden zu schweigen; ein solcher Gast tritt gewöhnlich krebsroth und vom Schweiße triefend endlich heraus, und nicht selten beschließt er den der Gesundheit sehr förderlich erachteten Act mit einem reichlichen Mahle, bei dem in Ungarn natürlich der Wein nicht fehlen darf. Wie sich Abends diese ganze Scene gestaltet, wollen wir nicht ferner detailliren.

Kranke finden in den Badeanstalten selbst und eben so auch in der Stadt bequeme und gute Unterkunft, und die freundlichen Umgebungen Ofens, so wie die Vergnügungen der großen Stadt — in Pesth — bieten Mittel zur Zerstreuung in Fülle für jene, welche dafür Kraft und Sinn haben. Den anmuthigen Anstrich, welchen vielen Badeorten die ländliche Gegend verleiht, findet der Badegast hinter Ofen selbst, zwischen und auf jenen mit Wald und Wiesen, Weingärten und Feldern in buntem Wechsel besetzten Bergen, von denen fast jeder eine Reihe imposanter Fernsichten über beide Städte und ihre Umgebungen gewährt; bei Pesth verliert sich der Blick auf der Haide, die nur der Horizont abzugränzen scheint. Diese Aussicht, von einem der höhern Berge genommen, erinnert an jene Gefühle, die in uns bei dem Anblick des Meeres rege werden; die erhaltenen Eindrücke sind großartig, mannichfach, eigenthümlich — und eben darum unvergeßlich.

Anbau der süßen Patate in Frankreich.

Der Courrier de Bordeaux berichtet über die Ackerbauversammlung daselbst vom 5 Februar, und zitirt als einen der wichtigen Gegenstände, die sie beschäftigten, den Anbau der süßen Patate (ypomæa Batatas), die schon seit Ludwig XV in Frankreich eingeführt ist. Die Sache hatte schon seit einiger Zeit Aufmerksamkeit erregt, und die HH. Vallee de Villeneuve und Bergmüller hatten umständlich darüber berichtet; ein Hr. Dupuy, ein ausgezeichneter Botaniker und Director des Gartens du Palais Royal in Bordeaux beschäftigte sich viel damit, und hinterließ Vorschriften über die Art der Anpflanzung, aus denen unter Anderem hervorgeht, daß die Knollen, die er erhielt und die den Hauptheil der Pflanze ausmachen, 7 bis 8 Pfund wogen. (Echo du Monde Savant vom 16 Februar.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

1. Reise nach Konstantinopel.

(Schluß.)

Das Wetter wurde wieder fürchterlich, Schnee und Hagel und ein heftiger Sturm trieben uns vor sich her, und doch wollte der Tatar unterwegs sich nicht aufhalten. Die natürliche Folge bei solchem Wetter trat bald ein: wir verloren den Weg, und brachten die ganze Nacht zu, um ihn wiederzufinden. Erst gegen 5 Uhr am Morgen betraten wir die heerliche Ebene von Sophia, deren obere Theil meist Weideland ist, der untere oder südliche dagegen bis an die Stadt ist fleißig bebaut und dicht mit Dörfern besetzt. Ich war ganz steif vor Kälte, und sehnte mich nach den Strahlen der wärmenden Sonne. Doch Freund Mehemet hatte schon auf andere Art eine Erwärmung uns zugedacht, indem er die verlorne Zeit wieder einbringen wollte. Ungefähr 5 Meilen von der Stadt ließ er nach den Sattelgurten sehen, und begann dann einen so schnellen Trab, daß ich jeden Augenblick fürchtete, die armseligen Pferdchen, die mich und mein Gepäck trugen, würden stürzen.

Auf gleiche Weise verließen wir Sophia, und durchflogen eine geraume Strecke, bis plötzlich eines der Packpferde einen falschen Tritt that, vergeblich Grund zu gewinnen suchte in dem tiefen Schlamm des Weges, und endlich hinabstürzte, eine Wolke von Schlamm und Schmutz nach allen Richtungen umherspritzend. Fast hätte es den Schwanz des vordern Pferdes, an das es gebunden war, und den Suridschi mit sich herabgezogen, der den Zügel um seinen Arm gewunden hatte. „Ah, Pasavinh!“ schrie der Suridschi, während er vom Sattel sprang, „Hoh, Kiope-aglu!“ (O, Sohn eines Hundes!) der Tatar, als er langsamer nachfolgte. Und gewiß, die Sache sah schlimm aus, denn das Pferd lag wie todt unter seiner Last. Doch die gewichtige Peitsche des Tataren brachte es bald wieder zu sich und auf die Beine, und kaum war die Last wieder auf dem Rücken befestigt, als die wilde Jagd wieder ihren Anfang nahm. So erreichten wir Ihtiman in einer kleinen Ebene im langsamen Schritt, weil Tatar und Suridschi und Tschelebi schliefen, die kleine Stadt Tatar Bazarschir, die vom schönen Flusse Mirich bewässert wird, und endlich Philippopoli, wo ich mich in einem Bade zu erfrischen beschloß.

Nach Verlauf von vier Stunden verließen wir die Stadt, durcheilten Lekew, dessen ausgedehnter Begräbnißplatz, auf einer Anhöhe romantisch gelegen, seltsame Gedanken in mir erweckte, eilten durch Hermanli, Heirydscheh und die dazwischen gelegenen oft sehr reizenden Gebirgsgegenden, und kamen am Morgen des 5 Januar gegen 2 Uhr in Adrianopel an, wo, wie ich hörte, neue Befehle für Postpferde bis Konstantinopel vom Mutsellim erhalten werden mußten. Da ein englischer Consul in der Stadt ist, gab ich dem Postmeister die Weisung, diesem wissen zu lassen, daß ein englischer Courier angekommen sey und er mir seinen Dragoman am Morgen zuschicken sollte, und legte mich, wie ich war, auf eine der schmutzigen Decken, wo ich bald in Schlaf versank. Doch nicht lange dauerte es, als mich ein Klopfen an der Thüre wieder aufweckte; ihm folgte die Frage, wer des englischen Consuls bedürfe. Der englische Accent brachte mich auf die Idee, und wirklich war es der Consul, Hr. Blunt, selbst, den der Bote erweckt hatte, und der mich bat, in seinem Hause die Zeit bis zu meiner Abreise zuzubringen. Doch an Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken, denn er war begierig auf Neuigkeiten aus England, ich Erkundigungen über meinen fernern Weg bis Stambul einzuziehen, und selbst als wir endlich das Bette suchten, floh mich der Schlaf.

Gegen 11 Uhr des Morgens verließ ich meinen gütigen Wirth und Adrianopel mit einem tüchtigen Galopp und schönem Wetter, doch gegen Abend überfiel uns abermals ein heftiges Schnee- und Graupelwetter, und die Nacht war so finster, daß der Suridschi den Weg und wir fast den Tataren verloren hätten, der ihn wieder aufsuchen wollte. Das Land von hier bis ans Marmormeer ist eine ungeheure Steppe, ohne Bäume und Dörfer, und namentlich sind die Ebenen um Burgos berüchtigt, den Reisenden bei Nacht irre zu führen, so daß sie oft nach einer mühseligen nächtlichen Wanderung sich am Morgen wieder an dem Orte befinden, von wo sie ausgegangen sind. Uns ging es nicht ganz so schlecht, denn wir kamen endlich in Burgos an, wo wir bis zum Morgen bleiben mußten, da der neue Suridschi erklärte, er getraue sich nicht, uns in dieser Finsterniß sicher zu führen. Die Wege bis nach Konstantinopel waren fürchterlich, und mehrmals mußten die Packpferde aus dem tiefen Schmutz herausgezogen werden, in den sie fast versunken waren. Doch am unangenehmsten war der scharfe, kalte Wind, der von Silivria aus uns begleitete. Das Marmormeer lag schwarz und brausend uns zur Seite, und seine Wogen warfen den Schaum bis an die Füße unserer Pferde. Endlich um 8 Uhr des Morgens am 7 Januar erreichten wir Buyukdscheh Magi oder Pont Grande mit seinem romantischen Begräbnißplatz, und gegen 9 Uhr erblickten wir die Kuppeln und Minarets der Hauptstadt; wenige Stunden später langten wir, mühsam durch endlosen Schlamm watend, in den Vorstädten Galata und Pera an, die durch den Hafen von Konstantinopel selbst getrennt sind.

Miscellen.

Heirathen unter den Indianern in Californien. Ein neues Werk über Californien von einem Hrn. A. Forbes enthält hierüber Folgendes: Heirathen werden ohne alle andern Ceremonien als die Einwilligung beider Theile geschlossen, und eben so leicht getrennt; nichtsdestoweniger gibt es viele Paare, junge und alte, die in großer Einigkeit und Frieden leben, ihre Kinder lieben und von ihnen geliebt werden. Verwandtschaft ist kein Hinderniß einer Heirath. Es ist sehr gewöhnlich, daß ein Weib in ihren Mann dringt, auch ihre Schwestern, ja sogar ihre Mutter zu heirathen, und es kommt daher auch sehr oft vor, daß ein Mann sämmtliche Töchter eines Mannes zur Ehe nimmt. Diese vielen Weiber leben ohne Eifersucht und Streit, betrachten sämmtliche Kinder wie ihre eigenen, und leben sämmtlich in Einem Hause.

•

Die Lava beim letzten Ausbruch des Vesuv. Hr. Elie de Beaumont theilte in der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften eine Nachricht von L. Pilla über den letzten Ausbruch des Vesuv mit, und bemerkt dabei unter Anderem, daß die Lava, statt wie gewöhnlich mit angenehmender Langsamkeit zu fließen, an manchen Stellen mit der Schnelligkeit eines fließenden Wassers geströmt sey.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1839.

Briefe aus Griechenland. IV.

(Von Dr. Gottfried Herold.)

Tines, am 30 Julius.

Es wäre in der That Muthwille gewesen, auf der Reise nach Rumelien zu bestehen, da der Himmel selbst das Unternehmen zu mißbilligen schien. Korinth wae eeeeicht, aber ein fieberhafter Zustand, in welchen ich doet verfiel, bedenklich. Ich glaubte den Wink zu verstehen und zog, obschon nicht ohne Schmerz über den vereitelten Plan, eine Seereise als füe diese Jahreszeit geeigneter voe. Jetzt bin ich mit dieser Wahl vollkommen zufrieden, ja ich schätze mich glücklich, den Anblick dieses Inselmeeres so recht in aller Fülle genießen zu können. Nun höee, wie ich hieher gekommen bin.

Am 18 Julius Abends fuhe ich auf dem kleinen Postschiffe, das zwischen der Hauptstadt und Syea hin und her geht, von Nauplia ab, und als uns am andern Tag in der Nähe von Hydea ungünstiger Wind zwang, an der gegenüeeliegenden Küste von Argolis Ankee zu werfen, beteat ich mit einem geheimen Schaudee das Land, wo ich vergangenen Herbst auf meiner Fahet nach Athen fünf Tage laug unter schmerzlichen Entbeheungen auf das Nachlassen eines heftigen Gegenwindes gewaetet hatte. Die zerstreut stehenden Oelbäume mit ihren dunkeln Blättern speachen mich wieder so melancholisch an, die wilden Birnbäume zeigten in wehmüthigee Erinnerung ihre unerquicklichen Früchte, und selbst ein hydriotischer Garten mit reichen Baumpflanzungen hatte dießmal keinen Reiz für mich. In dem von der See aus nicht sichtbaren, eine Viertelstunde vom Ufer entfernten Dörfchen klagten die aemen Einwohnee jetzt, wie damals, über die Ungesundheit der Lage, desonders übee Krankheiten ihrer Kinder, und über das schlechte Wasser. Glücklicherweise konnten wir bald wieder unter Segel gehen, erreichten aber doch, weil der Wind sein loses Spiel mit uns von neuem anfing, erst am dritten Tage den Hafen von Syra, dessen Eingang gegen Osten liegt. Hier hatte ich voe der Landung ein Abenteuer, das zu geoßem Nachtheile füe mich hätte ausgehen können. Der Moegen graute nur, als die Anker ausgeworfen wurden; die müden Schiffsleute hatten sich zue Ruhe gelegt, nue von Einem hatte ich, in meine Decke gehüllt und halbschlummernd, neben mie ein Tabaksfeuer schlagen höeen. Nach einer Weile machte mich ein Brandgeruch aufmerksam, ich fuhr erschrocken auf und fand die Decke glimmend; es hätte nue eines Lüftchens bedurft, und die hellen Flammen wäeen über mie zusammen geschlagen.

Als die Sonne aufgegangen wae, beleuchtete sie einen Wald von Masten, und eine terrassenförmig sich erhebende ansehnliche Stadt. Es wae ein füe Griechenland fremder Anblick, und ich hatte in diesen südlichen Strichen nue in Zakynthos etwas Aehnliches gesehen. Wäheud mein Vergnügen mit der zunehmenden Regsamkeit auf den Schiffen, am Ufer, auf dem Markte wuchs, war mein Staunen, wie das Alles in nicht viel mehe als einem Decennium hervoegerufen werden konnte, nicht geringer. Vor dem Beginne des Freiheitskampfes war der Hafen beinahe verlassen, ein paar aemselige Hütten standen an dem Strande, und die kleine Bevölkerung der Insel lebte auf einem steilen Hügel zurückgezogen in völliger Dunkelheit. Eest der Krieg, der über andeee Gegenden Verderben brachte, war die Ursache dee Belebung Syeas, gleichwie die Natur aus dem Zerstöeten ein Neues sich entwickeln läßt. Die Thätigkeit der unglücklichen Chioten, Psarianer u. A. schuf sich hiee einen neuen Wirkungskreis, gründete die Stadt unter dem Namen Hermupolis, und hob sie schnell zu einem Klein-Chios empor, so daß sie jetzt die Niederlage für die Erzeugnisse ist, welche aus Europa nach Asien und aus Asien nach Europa geführt werden. Die beträchtlichen Hafenbauten, die von der Regierung dee Leitung eines geschickten jungen Deutschen anveeteaut sind, werden den Platz noch mehr heben.

Sonst hat die Insel keine Bedeutung; was der Boden hervoebringt, ist gering, und eeichte kaum voedem zum Unterhalte des oben bezeichneten Fleckens hin, der jetzt Alt-Syra heißt. Die Einwohner desselben gehöeen als Abkömmlinge des Abendlandes zue katholischen Kirche, und stehen jenen der Hafenstadt ziemlich scheoff entgegen, sind auch durch eigene Oetsverwaltung von ihnen getrennt. Die Griechen speechen von Alt-Syea, ob mit Grund oder Ungrund, kann ich nicht entscheiden, als einem Sitze groeer Verderbniß.

Digitized by Google

Man darf wohl behaupten, daß in Hinsicht europäischer Gesittung Syra unter allen griechischen Orten den ersten Rang einnimmt, und daher ein Fremder keinen unangenehmen Aufenthalt dort haben müßte; er würde nicht auf sich allein beschränkt seyn, wie das im Innern von Morea der Fall wäre; Umgang mit vielen Gebildeten, und die leichte Verbindung mit Europa würde ihm das Abgeschlossene, das eine Insel hat, weniger unbequem machen. Das gesellschaftliche Leben ist bei weitem ausgebildeter, als anderswo; die beiden Geschlechter sind nicht durch starre Sitte auseinander gehalten. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man ihnen an ihre Vergnügungsorte außerhalb der Stadt folgt, wo sie sich zum gemeinschaftlichen Genuß der Abende im Freien sammeln und fröhlich und scherzend unterhalten, wie bei den Windmühlen, bei welchen ein Kaffeehaus mit Geschmack angelegt ist, und von wo man auch eine schöne Aussicht auf das Meer und das Städtchen der Insel Tinos hat. Wie sehr die jungen Leute daselbst nach Bildung streben, beweist besonders der starke Besuch der Abendvorlesungen des Neophytos Wamwas (*Βάμβας*). Dieser Mann, einer der wenigen tüchtigen Lehrer, die Griechenland aufzuweisen hat, ist aus Chios, studirte in Paris Philosophie und Naturwissenschaften, lehrte vor dem Aufstand in der Schule seiner Vaterstadt, wurde in der Folge nach Korfu auf den Lehrstuhl der Philosophie berufen, und wirkt seit kurzer Zeit wieder für seine Landsleute. Ich wohnte einer Vorlesung bei, in der er über den Sehsinn sprach. Sein Vortrag zeichnete sich durch Deutlichkeit und Schärfe aus, und wenn vielleicht etwas daran auszusetzen war, so mochte es nur seine allzu altgriechische Sprachweise seyn.

Seit dem 23 d. M. bin ich nun hier auf Tinos. Das Städtchen St. Nikolaos an der westlichen Küste, das nicht wegen seines Umfanges, sondern als Wohnsitz der wohlhabendsten Einwohner der Insel für den Hauptort angesehen wird, ist so still, daß, wenn man von Syra kommt, man von einer geräuschvollen Stadt auf das Land sich begeben zu haben glaubt. Und dieser Eindruck des Ländlichen wird noch dadurch verstärkt, daß, wie in unsern Dörfern, gewisse unsandere Thiere frei und ungehindert auf den Straßen herumlaufen, obschon sie durch einen ausdrücklichen Befehl des Eparchen daraus verwiesen sind. Dagegen wird man von dem Innern der gutgebauten Häuser recht angenehm überrascht; die Einrichtung ist reinlich, geschmackvoll, oft kostbar, und zeugt von dem Wohlstande, der hier selbst unter türkischer Oberherrschaft emporgekommen war, und in den Zeiten der neuern Drangsale nicht ganz gesunken ist. Die Tracht der Männer ist, wie auf den meisten Inseln, fränkisch, oder sie nähert sich doch der fränkischen, auch wo die weite Hose unterscheidet; seltener ist das lange, weite Gewand des Morgenländers, das nur für weichliche Ruhe und Unthätigkeit sorgenloser Herren zu passen scheint.

Die Bevölkerung der ganzen Insel, deren Umfang, mehr als der doppelte von Syra, auf 66 Miglien angegeben wird, beträgt nach der letzten Zählung 22,000 Seelen in mehr als vierzig Flecken. Da sich diese jedoch bei der dergigen Beschaffenheit des Bodens nicht darauf nähren können, so ist ein Drittel davon beständig abwesend. Männer und Weiber gehen in Smyrna und Konstantinopel, wo sie in dem Rufe der Redlichkeit und Tüchtigkeit stehen, auch jetzt noch ihrem Verdienste nach. Wie wünschenswerth wäre es, daß sich diese vielen fleißigen Hände dem Inlande zuwendeten, und mit ihrem eigenen Vortheile den des Staates vereinigten! Die das Land bauen, treiben auch Handwerke und liefern Arbeiten von Holz und Stein, wozu sie sich nur der einfachsten Werkzeuge bedienen. Die Weiber, welche sich besonders durch schöne Augen auszeichnen, lieben die Arbeit und verfertigen baumwollene Strümpfe, schöne seidene Handschuhe und dergleichen Waaren, die einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmachen. Das vorzüglichste Erzeugniß ist Seide, wovon jährlich 5 bis 6000 Oken (114 bis 136 Ctr.) gewonnen werden; dann Wein, worunter der treffliche Malvasier; Feigen, Gerste, letztere nicht hinreichend für den Bedarf. Größere Wichtigkeit als jetzt, wird mit der Zeit die Ausfuhr von Marmorplatten erlangen, die an mehrern Stellen der Insel gebrochen werden.

Eine andere reiche Quelle der Einkünfte finden wir, wenn wir uns zu der Kirche der Panagia (h. Jungfrau) wenden, deren freundliche Lage in geringer nördlicher Entfernung von dem Städtchen dasselbe beherrscht. Die Tinier haben den Ruf der Wunderthätigkeit eines angeblich hier unter der Erde gefundenen Mariendildes trefflich zu nützen verstanden. Wie einst zur Casa santa nach Loretto Tausende von Andächtigen aus Nord und Süd wallfahrteten, und auf ihren unermeßlichen Opfern ein wundervoller Tempel sich erhob, so drängte sich Alles von nah und fern, von den Inseln und dem asiatischen Festlande, auf die Kunde von dem Gnadenbilde hier zusammen, und Keiner kam mit leeren Händen. Bald waren die dargebrachten Geschenke so beträchtlich, daß mitten in den Wirren des Krieges die marmorne Kirche erbaut werden konnte, die nur von den vielen geschmacklosen Verzierungen mit Gold und Silber frei seyn sollte, und daneben Wohnungen zur Aufnahme der Pilger und Kranken eingerichtet wurden; der Ueberschuß wurde zur Befriedigung der zwei sehnlichsten Wünsche, Volksbildung und Handel zu befördern, für Unterhaltung von Schulen und für Verbesserung des Hafens von St. Johann bestimmt. Noch immer kommen die Gläubigen, um anzubeten oder Heilung zu suchen, und der Kirchenschatz mehrt sich demnach fortwährend. Aehnliche Berühmtheit mag in der Vorzeit das Heiligthum des Poseidon gehabt haben, das vielleicht dieselbe Stelle einnahm, und es bestanden auch damals ähnliche Anstalten zur Unterbringung der zu den Festen zusammenströmenden Stammverwandten. (Fortsetzung folgt.)

Colonialzustände in Niederländisch Ost-Indien.

Schon seit Jahren geben sich die Engländer, vermuthlich aufgemuntert durch Raffles (Verfasser eines berühmten, vielfach lehrreichen, aber auch einseitigen und leidenschaftlich geschriebenen Werkes), sehr viele Mühe, in Europa die Meinung zu verbreiten, daß die Holländer nicht die geringste Ahnung von demjenigen hätten, was man eine gute Colonialregierung

Digitized by Google

nennt. Für die Holländer ist es daher von besonderer Wichtigkeit, bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge und der Richtung der Ideen in England, hinsichtlich der Emancipation der Sklaven und deren Folgen, genaue Aufmerksamkeit auf dasjenige zu haben, was die englischen Blätter und Journale über die Regierung auf Java mittheilen. Die Säumniß der behaglichen Holländer, in Betreff dieses Punktes, hat ihnen schon vielen Schaden gebracht, und das Aufkommen freier Ideen und Vorurtheile, die fast nicht auszurotten sind, auf dem Continente befördert. Andrerseits ist es für dieselben sehr wichtig, auch die im entgegengesetzten Sinne sich bewegenden Nachrichten der englischen Presse, welche jene Andern Lügen strafen, zu vergleichen.

Die Singapore-Free Press vom 26 April 1836 enthält einen Brief aus Batavia, in welchem sich der Correspondent sehr darüber beklagt, daß die Angelegenheiten der niederländischen Besitzungen in Ostindien in den benachbarten brittischen Besitzungen so wenig gekannt, oder vielmehr völlig verkannt seyen, wie denn noch ganz neulich eine periodische Schrift von Batavia als von einer gänzlich in Verfall begriffenen Colonie gesprochen habe.

In einem andern Scheeiben aus Batavia, von englischen Blättern mitgetheilt, liest man Folgendes: „Der Zweck meiner letzten Excursion in das Innere des Landes war, unsern Kaffee- und Zuckerpflanzern einen Besuch abzustatten. Nie hätte ich mir die erstaunenswerthen Fortschritte vorgestellt, welche während der letzten fünf Jahre in den innern Districten stattgefunden, und welche ich zu beobachten Gelegenheit gehabt. Einer unserer Pflanzer besitzt eine Plantage, welche ungefähr 10,000 Picals Zucker erzeugt, und Gärten, welche an die 18,000 Picals Kaffee rentiren. Ein Theil seiner Besitzungen ist auf dem Merassée, etwa 4500 Fuß über der Meeresfläche gelegen, wo der Thermometer auf 64 Grade steht, und Pfirsiche und Erdbeeren im Ueberfluß wachsen. Die Veränderung der Lage des Landes betreffend, kann ich Ihnen sagen, daß ich zu Wagen ein unermeßliches Gehölz passirt habe, wo es noch vor drei Jahren schwer hielt, sich zu Fuße Bahn zu brechen. Hügel, ehedem mit Gesträuchen und Dornbüschen angefüllt, sind heutzutage in duftende Gärten verwandelt, deren untere Partien mit mehreren tausend Kilogrammen Zuckerrohr bedeckt sich zeigen. Der Zauberstab Generals van den Bosch hat in der That Wunder gewirkt. Die Eingebornen sind glücklich und zufrieden, und seit der Zeit, wo ich den östlichen Theil der Insel besucht, hat sich ihre Lage noch fühlbar verbessert. Sogar einer der Prinzen von Solo war mit Errichtung einer Zuckermühle thätig beschäftigt, und ebenso baute er auf einer seiner Besitzungen Zuckerrohr. Die Eingebornen haben ebenfalls eine große Zahl Indigofabriken errichtet, und sind im Besitze beinahe der gesammten Cultur dieses Zweiges. Man kann das Colonisationssystem der Holländer und ihre alten Begriffe von Nationalökonomie tadeln, aber, auf Thatsachen mich stützend, muß ich Sie versichern, daß die Insel dermal sehr gut administrirt ist, und daß man von ihren Hülfsquellen einen unberechenbaren Gewinn ziehen kann."

Ungarns Landeserzeugnisse und Handel.

(Von Elsner.)

Ungarn ist sowohl wegen seiner Lage als auch wegen des Reichthums und der Menge seiner Erzeugnisse geeignet, eine wichtige Rolle im politischen und mercantilischen Verkehr Europa's zu spielen. Denkt man sich seine natürlichen Reichthümer nach ihrer ganzen Größe ausgebeutet und das Land von einer Volkszahl besetzt, wie es ohne irgend eine Unbequemlichkeit ernähren könnte; denkt man sich ferner das Volk auf einer hohen Stufe geistiger Cultur, so dürfte Ungarn wohl ohne alle Frage in die vorderste Reihe der europäischen Länder treten. Daß es auf dem Wege dahin sey, das wird wohl ein jeder bestätigen, der es ein wenig genauer kennt, und seine Fortschritte seit einigen Jahrzehnten beobachtet hat. Wir glauben keine undankbare Arbeit zu übernehmen, wenn wir die Production dieses Landes, die reiche Basis, worauf dieselbe ruht, ihren dermaligen Stand und Gang, so wie die Art ihrer Verwerthung hier ein wenig auseinander zu setzen versuchen. Wer Ungarns Handel auch nur oberflächlich kennt, der weiß, daß fast alle seine Ausfuhrartikel Roherzeugnisse sind, und so ziemlich seine ganze Einfuhr aus Manufactur- und Fabrikwaaren besteht. — Sehen wir zuerst auf den Hauptschatz, welcher in dem vortrefflichen Boden dieses Landes liegt. Mehr als zwei Drittheile seiner Oberfläche sind mit einem Reichthum der Art gesegnet, wie ihn nur wenige und noch dazu bei weitem kleinere Landstriche im übrigen Europa aufzuweisen haben. Wenn nun gleich nicht zu läugnen ist, daß der Landbau hier noch gar nicht einen Aufschwung genommen hat, um die möglich reichste Production hervorzurufen, so sind seine Erfolge dennoch schon von der Art, daß dem Land alljährlich ungeheure Summen für verkaufte Landeserzeugnisse zufließen. Werfen wir einen Blick auf einige seiner Landbauproducte. Die Schafwolle ist für jetzt und wohl auch für die Folge eines seiner Haupterzeugnisse. Es ist keineswegs zu viel angenommen, wenn wir sie nahe an 200,000 Centner schätzen. Der Werth derselben steigt von Jahr zu Jahr, weil man in der Veredlung der Schäfereien nicht still steht, sondern alle pecuniären und intellectuellen Kräfte zu Fortschritten in Thätigkeit setzt, wobei denn der quantitativen und qualitativen Vermehrung noch keine Gränzen gesteckt sind. — Getreide erzeugt das Land in solchem Maaße, daß die Besorgniß wegen übler Folgen, welche der Ueberfluß herbeiführen kann, unendlich öfter Platz greift, als die wegen Mangel. — Auf den reichen Marschländereien Niederungarns gewinnt man bei guten Jahren 15 bis 20fältige Einsaat, und zwar auf großen und ausgedehnten Landstrecken. Freilich kommt dort Mißwachs, durch Dürre oder Nässe erzeugt, nicht selten vor. Man darf jedoch nur ein Paar solche gesegnete Jahre gehabt und den Ueberfluß zu Rathe gehalten haben, so geht der Mißwachs ohne alle Folgen vorüber. Und von diesen Ländereien, wo eine an Humus überschwänglich reiche Ackererde nicht selten eine Klafter tief liegt, baut man durchschnittlich kaum die Hälfte zu Früchten an, und überläßt den größern Theil dem Vieh zur Weide, die oftmals aber viel spärlicher begrünt, wie die öden Sandsteppen in manchen Gegenden Norddeutschlands. Der Mangel an Waldung und überhaupt an Gebüsch hemmt die feuchten Niederschläge der Luft und veranlaßt oftmals eine excessive Dürre. Welche Erfolge stehen da der höhern ausgedehnteren Cultur noch bevor! Der Ueberfluß, welchen Ungarn an Wein hat, ist bekannt. Würde man seiner Güte und Vollkommenheit durch

Digitized by Google

zweckmäßige Behandlung bei seiner Gewinnung noch etwas hinzuthun so würde man vielleicht weniger über Stockung im Absatz zu klagen haben, welche in neuerer Zeit sich besonders empfindlich zeigt, weil seit Entstehung des deutschen Zollverbandes weit weniger wie ehemals nach Preußen, insbesondere nach Schlesien, ausgeführet wird. — Pferde-, Hornvieh- und Schweinezucht legen ein schweres Gewicht in die Wagschale der Production. Alle haben ihre eigenthümlichen, im Auslande gut accreditirten Racen aufzuweisen, und es sind die Summen, welche sie dem Land eintragen, wahrhaft nicht gering. Und dennoch gehen nebenbei noch ungeheure Quantitäten von rohen Häuten und Talg außer Landes. — Knoppern, Pottasche, Soda u. dgl. m. liefert das Land in ungeheuren Massen, und bezieht schweres Geld dafür. Und wer kennt nicht seine unterirdischen Schätze, welche in den Revieren von Schemnitz, Kremnitz, Alt- und Neu-Sohl, so wie im Kraschower Comitat im Banat zu Tage gefördert werden!

Wie aber werden diese Schätze ausgebeutet und zum Besten der Landeseinwohner in Umlauf gesetzt? Handel und Gewerbe haben die Aufgabe zu lösen. Daß letztere noch auf keiner hohen Stufe stehen können, das beweist die Thatsache, daß sie bei weitem dem Bedürfniß und den an sie gestellten Forderungen noch nicht genügen, indem eine Unmasse von rohen Producten ins Ausland gehen und von dort verarbeitet wieder zurückgebracht werden. So unter Anderem dürfte von der ausgeführten Schafwolle wohl mindestens ein Drittheil in Waaren umgewandelt wieder zurückkommen, und für dieses Drittheil zahlt, wenn man es genau berechnen wollte, das Land nicht viel weniger, als was es für seine sämmtliche Wollausfuhr einnimmt. Dasselbe läßt sich von noch einigen andern Producten nachweisen. Mehrere eigenthümliche Landesverhältnisse, wie unter Anderem der Mangel an gewerbthätigen Mittelstädten, bringen das mit sich. Gegenwärtig fängt erst die Hauptstadt des Landes, Pesth, an, Manufacturen und Fabriken aufzuweisen, aber immer noch bei weitem nicht in der Anzahl und Ausdehnung, wie man es von einer Stadt dieses Umfanges und von dieser Bedeutung erwarten sollte. Die Ursache dieser Erscheinung leuchtet dem mit den Verhältnissen des Landes Vertrauten leicht ein. Bis jetzt trägt noch der Handel mit Roherzeugnissen einen bei weitem sicherern und höhern Gewinn, als die Anlage und Unterhaltung von Manufacturen und Fabriken. Vom Auslande, vorzugsweise aus Deutschland, und insbesondere von Wien, bezieht man Erzeugnisse der Gewerbe wohlfeiler und vollkommner, als man sie selbst herstellen kann, wozu denn noch die Bequemlichkeit der Herbeischaffung auf doppeltem Wege kommt, nämlich einmal auf der Donau und zum zweiten vermittelst der Frachtwagen, welche Rohproducte in Pesth holen. Man tritt dem Lande keineswegs zu nahe, wenn man behauptet, daß die Gewerbe gegenwärtig noch auf keiner höhern Stufe stehen, als daß sie nur gerade die ersten und dringendsten Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigen, und daß namentlich der Luxus seine Befriedigung meistentheils noch im Auslande suchen muß. Das ist aber für den Augenblick kein Unglück, denn so lange Ungarn noch im Stand ist, sein Sollen ans Ausland mit seinem Haben an Landeserzeugnissen, ohne Gefährdung seiner Bevölkerung, zu seinem größten Vortheile zu decken, so lange ist keine Befugniß Raum zu geben. — Und wie steht es um den Handel des Landes? Bis jetzt macht er alle diejenigen, welche ihn in allen seinen Zweigen richtig zu erfassen verstehen, reich. Ein großer Theil desselben ist in den Händen der Juden. Nächst den Juden kommen die Deutschen, die sich aber meistentheils nur mit Großhandel beschäftigen. Dem Slawaken fehlt es zwar auch nicht an Neigung und Talent dafür, aber er scheint weniger geschickt im Combiniren und Speculiren zu seyn. Der Magyar hat gerade so wenig Anlage zum Handel, wie der Jude deren viel hat. An den Quellen sucht ihn der Schacherjude auf. Sein Geschäft ist in seiner Art einträglich, und die Fälle sind gar nicht so selten, wo der jetzt noch mit dem Bündel umherziehende und hausirende Jude in zwanzig Jahren Großhändler ist, bedeutende Geschäfte macht und Reichthümer sammelt. In Pesth, und nächst dieser Stadt in Debrezin, sind die Vereinigungspunkte des ganzen ungarischen Handels für Landeserzeugnisse. Uebrigens kann man immer letztere Stadt nur für eine Commandite der erstern ansehen. Nach Szegedin tritt als solche auf. Tienan, Weizen und einige andere Landstädte haben zwar auch nicht unbedeutende Märkte, man kann ihnen jedoch nicht so wie denen in Pesth eine allgemeine Bedeutung einräumen. Die Großartigkeit des Pesther Handels ergibt sich schon in materieller Beziehung, wenn man an die Massen und an das Volumen der ungeheuren Quantitäten rohe Producte denkt. Ist irgend eine Waare, sey es nun Vieh, oder Häute, Talg, Speck und was immer, zufällig überhäuft und weit über den Begehr vorhanden, und bedürfen noch die Eigenthümer dringend Geld, so sinkt sie unter allen Werth, und wird zuletzt um jeden Preis verkauft. So kommt es denn nicht selten vor, daß man, wenn für dieselbe wieder eine günstige Conjunctur eintritt, was oftmals schon in wenigen Wochen der Fall ist, für mehr als das Doppelte des Einkaufspreises wieder verkaufen und ungeheuren Gewinn machen kann. Daher kommt es auch, daß baares Geld auf allen diesen Märkten eine begierig gesuchte Waare ist, und daß man damit nicht selten in kaum vierzehn Tagen durch mehemaligen Umsatz viel gewinnt. Am schwersten verwerthet sich das Getreide, und nur in der Nähe der schiffbaren Ströme und an dem stark bevölkerten Gebirge ist der Handel damit ein sicheres und lohnendes Unternehmen. Wenn auch aus den zu Ungarn gehörigen Ländern Croatien und Dalmatien zuweilen Ausfuhr durch das adriatische Meer stattfindet, so ist der Transport aus andern Theilen Ungarns dorthin viel zu weit und beschwerlich, als daß man an denselben denken könnte. Die Donau allein ist eine Hauptvermittlerin in diesem Handel, und wenn vermittelst der immer mehr erweiterten Dampfschifffahrt der Banater Weizen endlich den Weg nach England durchs schwarze Meer fände, dann würde für den ungarischen Getreidehandel eine neue Aera aufgehen. Am englischen Markte würde seine Waare unstreitig in der ersten Reihe glänzen, da sie schwerlich von irgend einer andern übertroffen werden würde. — Unseres Bedünkens würden bei diesem Handel kaum größere Schwierigkeiten zu besiegen seyn, wie bei dem aus dem Innern Bessarabiens nach dem schwarzen Meere.

Vergleichende Criminalstatistik von Frankreich und England nach Moreau de Jonnès von 1831 bis 1835. Mord ist in England viermal häufiger als in Frankreich; Todtschlag wenigstens um die Hälfte häufiger; Nothzucht siebenmal; Brandstiftung ist etwas seltener. Diebstähle sind wenigstens fünfmal zahlreicher. Die Zahl der verurtheilten Personen ist im Durchschnitt neunmal zahlreicher in England als in Frankreich, und die Hinrichtungen stets im Verhältnisse zur Bevölkerung dreimal.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 1.

In keinem Theile Indiens ist die Gegend so wild, verwachsen mit Gebüsch, und zum Verbergen geschickt, als in der unmittelbaren Nahe von Calcutta, besonders nach dem Meere zu. Zum größern Theil sind die Ufer des Hughly in der Entfernung von den Sandhügeln bis zur Stadt der Paläste so einsam, als man sich denken kann, und man sollte kaum glauben, daß der Strom zu dem Sitz der Regierung eines blühenden Reichs einem der geößten Handelsplätze des Ostens führe. Die Bewohner dieser Küsten sind ein verkrüppeltes Geschlecht und erscheinen dem Fremden noch kleiner, da sein Auge erwartet, in Indien Alles in ungeheurem, prächtigem Maaßstabe zu sehen. Doch wie klein und dürftig sie auch gebaut sind, so sind sie doch außerordentlich thätig und lebhaft, und ersetzen den Mangel an physischer Kraft und Muth durch große Gewandtheit der Glieder und einen nicht geringen Theil List. Diejenigen, welche ihr Leben als Bootsleute fristen, versorgen die vor Anker liegenden Schiffer mit Obst- und Eßwaaren, führen Passagiere nach Calcutta, und sind etwas an die üble Behandlung der Europäer gewöhnt, mit denen sie in Berührung kommen. Man muß gestehen, daß Personen, die ganz unbekannt mit den Landessitten und der Sprache, und geneigt sind, verächtlich von elenden, halbnackten, dem Anschein nach feigen Menschen aus der niedrigsten Classe zu denken, leicht die Schranke der Mäßigung, sobald sie einmal in einem Calcutta Dinghi auf den weiten Gewässern des Hughly eingeschifft sind, übertreten, wenn sie nicht mit einem großen Theil von Nachsicht und Gutmüthigkeit gesegnet sind.

Ein Reisender am Bord eines der Schiffe im Diamond Harbour miethete eines dieser Boote, um ihn den Fluß hinaufzuführen. Er war ein Mann aus dem Mittelstande, der nach Indien als ein freier Seemann kam, von keiner bedeutenden Bildung und von etwas hochmüthigem Wesen. In dem kleinen Schiffe neben Leuten sitzend, die er als schwatzende Affen ansah, ging seine Plage bald an. In Indien kann nichts ohne großes Geschrei, heftige Gebärden und scheinbare Verwirrung gethan werden; daher wähnte unser Freund, sein Leben sey in Gefahr von einem Paar Burschen, die noch nicht wußten, was sie wollten, und unter sich zankten. Als die Fahrt im Gange, ward er noch mehr erzürnt über die Kaltblütigkeit, mit der sich alle an Beschäftigungen machten, welche sein Weiterkommen sehr zu verzögern drohten; einer oder zwei fingen an, ihre Turbane loszubinden, die aus einem ziemlich langen Stück groben Tuches bestanden, und sie wieder aufzuwickeln; andere nahmen ihre Pfeifen heraus und rauchten, indeß die übrigen ein Mahl bereiteten. Auf seine Frage, warum sie nicht fortruderten, erhielt er natürlich keine genügende Antwort; alle schwatzten mit einander in einer unbekannten Sprache, und je mehr sie versuchten, ihm die Ursache des Aufenthaltes zu erklären, desto mehr gerieth er in Zorn. Der Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, daß aller Wahrscheinlichkeit nach diese Schiffer, wohl bekannt mit dem Flusse, einen guten Grund für ihr Betragen hätten, daß es besser sey, sie bei ihrer Art zu lassen, und sie später zu bestrafen, wenn sie nach genauer Untersuchung einer schlechten Fuhrung überwiesen wären. Aufs Aeußerste gereizt, beschloß er, sie zu zwingen, seine Befehle auszuführen. Bewaffnet mit einem tüchtigen Stocke schlug er daher so kräftig darein, daß drei der Schiffer sich über Bord warfen und sogleich aus seinen Augen verschwanden. Das Ertrinken, denn so schien es, dieser Männer brachte den Reisenden zur Besinnung; seine Bestürzung wurde deutlich, und die übrigen Schiffer führten ihn unter Weinen und Heulen an den Ort seiner Bestimmung. Gleich bei ihrer Ankunft übergaben sie ihn einem Polizeidiener; die Sache wurde einer Magistratsperson vorgetragen, der Fremde ins Gefängniß geschickt, und erwartete sein Verhör in tiefster Niedergeschlagenheit.

Die Sache sah sehr ernst aus, da er das Leben von drei Menschen leichtsinnig seinem heftigen Charakter geopfert hatte; und obgleich die Jury in Calcutta wegen ihrer Milde bemerkenswerth ist, so glaubte man doch, der Fall würde ihm schwer genug werden. Ohne Freunde, nur wenig Bekannte in der Stadt, hatte er wenig Trost in seinem Unglück und keine Aussicht für die Zukunft. Wenn er mit dem Leben davon kam, so war Transportation für Lebenszeit das Aeußerste, was er hoffen

Digitized by Google

konnte. Das Verhör kam heran, die Klage war bald bewiesen, und der Ausspruch „Schuldig" ohne die kleinste Zögerung gethan. Doch brachte der Anwalt des Gefangenen einen Anstand vor, der vor den Richtern entschieden werden mußte, und deßhalb wurde das Urtheil verschoben. Unterdessen wurde der unglückliche Verbrecher im Gefängniß von einer Person besucht, welche fließend Englisch sprach und ihm zu verstehen gab, daß, wenn er eine gewisse Summe Geldes bezahle, sie ihn frei machen wolle durch die Herbeibringung derselben Leute, die schon lange die Beute der Fische geworden seyn sollten. Die Gefahr war zu groß, als daß der Gefangene hätte zögern sollen; er gab daher sogleich alles Geld, worüber er verfügen konnte, her, und am folgenden Tage zeigten sich die vermißten Männer, und nachdem ihre Identität hinreichend bewiesen war, wurde der, der ihren Tod verursacht haben sollte, losgesprochen. Es scheint, die Bursche waren geübte Taucher, die, so wie sie aus dem Boot sprangen, untersanken, in einiger Entfernung wieder hervorkamen, und ans Ufer schwammen. Ihre Cameraden wußten recht gut die Umstände zu benutzen, und einverstanden mit einander, erschienen die Flüchtlinge nicht eher, als bis es ihr Vortheil war, sich zu zeigen. Von Seite der Fischer wurde die Sache außerordentlich klug geleitet, so arm, unwissend und verachtet sie auch waren; denn sie fanden das Mittel, ihren Unterdrücker zu bestrafen, und sich gut bezahlen zu lassen für das Unrecht, das er ihnen angethan. Eine Verabredung konnte ihnen nicht bewiesen werden, da sie erklärten, sie wüßten nichts von dem Vorgange, und hätten sich nur deßhalb verborgen, aus Schrecken, daß sie gezwungen worden sich ins Wasser zu stürzen; und wenn man diese Erklärung auch nicht glaubte, so konnte man ihr auch nicht widersprechen, denn diejenigen, welche die Unterhändler gewesen, trugen Sorge, sich aus dem Staube zu machen. Der Fremde aber, der bei seiner Landung sich in solche Gefahr gestürzt hatte, war zu froh, aus seiner schlimmen Lage herauszukommen, um die Sache weiter zu verfolgen, und so wurde dieselbe, obwohl sie anfangs viel Aufsehen machte, bald vergessen.

Briefe aus Griechenland. IV.

(Fortsetzung.)

Von der alten Stadtmauer sieht man Reste unweit der Kirche, und der Name Polis oder Poles wird noch jetzt einem Platze gegeben, an dem man auch Ausgrabungen gemacht hat. Was man gefunden, Bruchstücke von Bildhauerarbeiten, Inschriften u. dgl., wird im Hofe der Kirche und in einem Nebengebäude aufbewahrt.

In den ersten Tagen meiner Anwesenheit wehten die Nordwinde, die wegen der Regelmäßigkeit ihrer Wiederkehr bei den Alten Etesien genannt wurden, und jetzt Meltémia heißen, mit ihrer ganzen furchtbaren Stärke. So wohlthätig diese sind, indem sie die Hitze des Sommers bewältigen, so störend wirken sie doch von der andern Seite auf das ganze Leben im Freien und den Verkehr zur See. Am meisten fühlt diese Insel ihre Heftigkeit, weßhalb eine alte Ueberlieferung den Aeolos in einer Höhle am Vorgebirge Tschykinas oder Kynias hausen läßt. Die Vegetation an der Küste würde unter andern Umständen weit fröhlicher gedeihen, als es jetzt der Fall ist; denn so weit der Bereich des argen Gottes geht, zeigen sich offenbar Spuren von gewaltsam zurückgehaltener Entwickelung. Und wie hart muß es den armen Einwohnern zur Zeit seiner unbeschränkten Herrschaft fallen, auf den gewohnten Genuß der herrlichen Abende, sey es auf den luftigen Terrassen ihrer Häuser oder am kühlen Meeresstrande, Verzicht leisten zu müssen! Ja, man sollte denken, daß sie manchmal ihre Lage recht bedauernswerth finden müßten, wenn ihnen auf lange Zeit alle Verbindung mit den übrigen Inseln, und namentlich mit Syra, abgeschnitten bleibt, und sonach alle Nachrichten von außen fehlen, die allein dem engen Kreis ihrer Unterhaltung Stoff zuführen können. Allein sie hängen mit eben so inniger Liebe an ihrem Eiland, als die Schweizer an ihren Alpen und Thälern, und achten es für ein Unglück, vom Meer entfernt zu seyn. Dagegen ist in dieser Abgeschiedenheit und der daraus entstehenden Sehnsucht nach Verkehr mit Andern gewiß der hauptsächlichste Grund zu suchen, warum sie gegen Fremde eine so ausnehmende Gastfreundschaft beweisen. Für das nicht so häufig gegönnte Vergnügen, aus ihrem gewöhnlichen Geleise treten zu können, und ihre Vorstellungen erweitert zu sehen, wissen sie gar nicht genug dankbar zu seyn; sie bieten Alles auf, was in ihren Kräften steht, um nur einigermaßen ihrer Pflicht, wie sie sagen, Genüge zu thun, und zeigen durch die That, daß Worte, die sie gewöhnlich im Munde führen, wie „unser Haus gehört Ihnen; ist es eng, so ist unser Herz doch weit," keine Redensarten sind.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft besuchte ich mit zwei deutschen Freunden, die ich unvermuthet in Syra getroffen, und die mit mir herüber nach Tinos gefahren waren, das sogenannte Xadorgo (eigentlich ἐξώπυργον, d. i. Außenburg). Es ist dieß ein zertrümmertes Bergschloß, das noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von dem Statthalter der Republik Venedig bewohnt war, nebst einem bis auf wenige Häuser und ein Jesuitenkloster verlassenen Flecken. Das Schloß gewährt, weil auf dem höchsten Theile der Insel gelegen, eine weite Aussicht auf das ganze Inselmeer. Ehe wir die steile Höhe dem heftigsten Sturmwind abgewannen, der uns jeden Augenblick in die Tiefe zu schmettern drohte, hielten wir, schon durch den vorangegangenen Kampf und das beinahe zweistündige Steigen von der Stadt aus ermattet, unter Ruinen des Burgfleckens bei einem dem Anscheine nach bewohnten Hause. Nach wiederholtem Rufen öffnete eine bejahrte Frau die Thüre, und indem sie uns Strümpfe zum Kauf anbot, wornach wir freilich weniger Verlangen hatten, als nach Brod und Wein, traten wir in ein großes Zimmer, das uns sogleich eine gute Meinung von den Inwohnern beibrachte. An schöner Einrichtung, an Ordnung und Reinlichkeit gab es den Wohnungen unten im Städtchen nichts nach. Eine junge Frau von etlichen und zwanzig Jahren, die sich mit Strickarbeit beschäftigte, war indessen der schönste Schmuck. Gleich weit von

Digitized by Google

zudringlichem Leichtsinn als zaghafter Schüchternheit entfernt, zeigte sie sich naiv, unterhaltend, von lebhafter Einbildungskraft. Sie war nie über Tinos hinaus gekommen, und fand es unerträglich, zu denken, daß nicht überall ein blaues Meer mit seinen schwimmenden Inseln vor den wonnetrunkenen Blicken ausgebreitet liege. Ihr Werth wurde noch fühlbarer durch den Gegensatz zu dem Herrn des Hauses, der nach einer Weile im Hintergrunde des Zimmers etwas unruhig erschien, und sich nicht hervorwagte, bis er durch ein dargebotenes Glas Wein geschwätzig gemacht, sich als einen Arzt kund gab, der die Arzneikunde nie studirt, sondern seine Kunststückchen nur von seinem Vater, der ein Italiener gewesen zu seyn scheint, überkommen hat. Dergleichen glückliche Anlagen habe ich noch öfter an diesen Eländerinnen hervorleuchten sehen, und wenn du auch über eine gewisse Beschränktheit lächeln magst, so wirst du diese doch in solcher Umgebung erträglicher finden, als an mancher etwa damit behafteten Schönen unsrer Heimath, für welche die Natur weniger gütig sorgte.

Am Anfange die er Woche, da die Stürme sich etwas gelegt hatten, setzte ich mich auf ein Maulthier und ritt über die Berge gen Nordwesten zu der Meerenge (εὸ στενόν), welche Tinos von Andros trennt, um nach der letztern Insel überzusetzen. Da es sich aber gerade traf, daß keine Barke da war, in der die Ueberfahrt mit Sicherheit hätte geschehen können, indem die See in dem schmalen Canale sehr hoch ging, und man überdieß einen übermäßig hohen Preis verlangte, so stand ich von meinem Vorhaben ab und brachte einige Tage damit zu, daß ich Tinos im Innern nachher in Augenschein nahm. Was mir dabei des Aufzeichnens werth schien, will ich dir noch zum Schlusse mittheilen.

Bei jedem Schritte, den ich that, stellte sich in meiner Seele neben das blühende Bild, das ich vor Augen hatte, das so ganz abstechende, rührende von Moreäs. Nein, du bist zu tief gedemüthigt, seufzte ich, du alte Pelopsinsel, ein kleines Felseneiland triumphirt jetzt über dich; klaffende Wunden bedecken deine Jammergestalt, Krieg und Mord und giftige Zwietracht haben in deinen Eingeweiden gewühlt, und hier in diesen Gründen ist das stille Lager des Friedens aufgeschlagen, der seinen reichen Segen ausgeschüttet hat; deine Kinder sind zu Barbaren geworden, hier ist die Sitte bekannt, und selbst die Tauben auf dem Felde haben bessere Wohnungen; o wann willst du dich aus deiner schweren Niederlage mit neuem Glanze wieder aufrichten!

Es ist erstaunenswerth, mit welchem Fleiß und mit welcher Ausdauer hier der Mensch zu Werke gegangen ist, um sich die Abhänge des Schiefergebirges nutzbar zu machen. Keine Stelle, die nur irgend eines Anbaues fähig war, ist unbeachtet gelassen, Terrasse reiht sich an Terrasse, und die kleinen Felder haben ein nettes und zierliches Ansehen. Freilich wäre jede Mühe vergeblich, wenn nicht die gütige Natur in zahlreichen Quellen und Bächen zu Hülfe käme. Auf den Feldern stehen überall Taubenhäuser, viereckige Gebäude mit flachen Dächern, häufig auch mit Zinnen und Erkerchen versehen; das Hauptgeschoß hat durchbrochene Mauern und ist den Tauben angewiesen, während der untere Stock zu landwirthschaftlichem Gebrauch eingerichtet ist.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

2. Reiſe von Konſtantinopel nach Erzerum.

In einem leichten Kaik ließ ich mich nach Pera überſetzen und eilte zu unſerem Conſul, Hrn. Cartwright, der anfangs mich mit einem ſonderbaren Blick betrachtete, da ich, mit Schmutz bedeckt vom Kopf bis zu den Füßen, in Tatar Shalwars und Stiefeln und einer ſchwarzen Reiſemütze auf dem Kopfe vor ihn trat, ein Auge und die eine Seite meines Geſichtes ſchwarz, blau und grün gefärbt von dem Schlag eines Pferdes. Und in demſelben Aufzuge mußte ich zum engliſchen Geſandten, da meine Depeſchen ſogleich ihm übergeben werden mußten. Er hielt ſich damals in Therapia auf, und ſo beſtieg ich noch einmal einen Kaik, um mich dahin bringen zu laſſen. Die Schönheit von Konſtantinopel, ſeiner Umgebungen und ſeines Meeres iſt zu oft beſchrieben worden, als daß ich es wagen ſollte, hier dieſes Bild, ſo reizend es ſich auch vor meinen Blicken während dieſer Ueberfahrt entfaltete, zu wiederholen. Wenige Stunden brachten mich dahin, und ließen mir Zeit genug, um mich umzukleiden und die Zeichen beſchwerlicher Reiſe von mir zu entfernen, mit Ausnahme meines Auges, das ſchwarz blieb, und die Nachſicht anſprach, die man gewöhnlich den Reiſenden nicht verſagt.

Das Haus unſeres Geſandten in Therapia iſt das eines Armeniers und, wie die meiſten derſelben, von Holz. Lord Ponſonby hat zwar viel gethan, um es wohnlich einzurichten, und die vorzüglichſten Gemächer ſind es jetzt wirklich; doch ſoll der Geſandte anſtändig in Konſtantinopel wohnen, ſo muß man wohl einen andern Palaſt ihm übergeben. Das Haus ſteht am Rande des Bosporus in der Nähe des hübſchen Dorfes Buyuk-Dereh, mit der Ausſicht auf das ſchwarze Meer. Das felſige Ufer erhebt ſich ſo ſchnell hinter ihm, daß kaum ein Fuß breit Raum dazwiſchen bleibt, und der einzige Garten, den es beſitzt, iſt zum Theil in Terraſſen in den Felſen gehauen.

Die Vorbereitungen zu meiner fernern Reiſe erlaubten mir nicht das gütige Anerbieten des Geſandten anzunehmen, meinen Aufenthalt in Therapia zu verlängern. Ich eilte nach Pera zurück, wo ich in dem Generalconſul den thätigſten Freund fand. Hier lernte ich auch einen jungen Mann kennen, Hrn. Edward Bonham, der auf einer Reiſe nach Perſien ſich ſeit einigen Monaten in Pera aufgehalten hatte. Anfangs hatte er zu Schiffe von Konſtantinopel nach Trapezunt gehen wollen, doch zog er jetzt die Gelegenheit, mit mir zu Lande weiter zu reiſen, vor, und gern nahm ich ſeine Geſellſchaft an, die mir in vielen Fällen von Nutzen zu ſeyn verſprach, wenn wir auch nicht hätten beſorgt ſeyn müſſen, auf dem Wege von Räubern angefallen zu werden, denn im Allgemeinen iſt die Straße durch Anatolien ziemlich gefahrlos. Doch trafen wir in Pera zwei Herren, die eines ſolchen Unfalls wegen nach Konſtantinopel hatten zurückkehren müſſen. Ohne Unfall hatten ſie die Stadt Khodſcha Hiſſar erreicht und die Nacht daſelbſt zugebracht; als ſie aber am folgenden Morgen nach Tofia aufgebrochen und an eine Stelle kamen, wo der Weg ſich durch ein dichtes

Digitized by Google

Gehölz in ein Thal hinabzieht und etwas entlegen von menschlichen Wohnungen ist, kamen zwei bis drei Reiter an ihnen vorbei, denen bald mehrere folgten, im Ganzen gegen 15 bis 20 Mann. Der Führer derselben wandte sich zu dem Tatar, an den er ganz nahe anritt, daß er ihn fassen konnte, riß ihn vom Pferd und warf ihn zu Boden. Die Reisenden hatten so wenig Verdacht, daß sie anfangs glaubten, es sey ein Freund, der den Tatar umarme. Als sie endlich ihren Irrthum einsahen und sich zur Wehr setzen wollten, war die Gesellschaft bereits von allen Seiten umringt, zwei von den Fremden ritten neben dem Capitän P..., von denen der eine sehr höflich und mit einem leichten Lächeln seine Hand auf den Arm des Capitäns legte, der eine seiner Pistolen ergreifen wollte, und, indem er seinen Kopf schüttelte, zu ihm sagte: „Olmas, olmas!“ (das nutzt nichts!) Von der Wahrheit dieser Worte überzeugte sich der Capitän sehr bald; er folgte deßhalb geduldig der Einladung der Räuber in ein nahes Dickicht. Hier hat man die Gesellschaft abzusteigen und sich ruhig zu verhalten, und schritt zur nähern Untersuchung der Beute. Aus den Mantelsäcken nahm man nur, was ihnen gefiel, fragte aber auch nach dem Gebrauch mancher Gegenstände, die ihnen neu waren, und entschied sich nach den Antworten, ob sie zurückzulassen seyen oder nicht.

Doch ist dieser Umfall eher der Unklugheit der Reisenden selbst zuzuschreiben. Namentlich war es der Tatar, der die Habgier erregt hatte, indem er eine bedeutende Summe Geldes bei sich trug, die er nach Erzerum bringen sollte (ein Gebrauch, der den Tataren wegen der bedeutenden Geschenke, die für sie abfallen, sehr angenehm ist, und meistentheils sieht man die Führer von Europäern nur, da die Gesellschaft dieser für sicherer gehalten wird als andere), und dieses Geld in dem Kaffehaus in Khodscha Hissar in Gegenwart der Räuber gezählt hatte.

Uebrigens wurde keine Gewalt geübt, Niemand gemißhandelt, sie nahmen nur sämmtliche Pferde mit sich. Die Gesellschaft hatte an dieser Probe genug, um sogleich nach Konstantinopel zurückzukehren, und der Pascha von Tzangrih, in dessen Gebiet der Raub vollführt worden war, streckte ihnen das nöthige Geld dazu vor. In Konstantinopel suchten sie ihren Verlust von der Regierung wieder ersetzt zu erhalten; doch, obgleich der Pascha von Tzangrih den Werth dem Sultan ersetzen mußte, habe ich nicht gehört, daß die Reisenden je die geringste Entschädigung erhalten hätten.

Während ich mich zur fernern Reise rüstete, hatte ich fleißig die Bazars und merkwürdigen Gebäude und Plätze der Stadt besucht, und jeder neue Besuch, namentlich der Bazars, machte mich auf einen neuen begierig. Die dicht gedrängte Menschenmenge, die auf- und abwogt, der Reichthum der Gewänder, die Mannichfaltigkeit der Farben und der Reichthum und Zierlichkeit der Waaren in den Kaufläden bietet einen immer neuen Reiz. Am wenigsten erwecken die türkischen Frauen Interesse, eingehüllt in ihre blauen Mäntel, ihren Kopf behängt mit weißen Tüchern, die nur die Spitze der Nase und ihre Augen sichtbar werden lassen, und in ihren gelben Stiefeln und Pantoffeln. Sie gleichen fast aus den Gräbern gestiegenen Leichen. Anmuthiger sind die griechischen Mädchen, die man hinter den Thüren und Fenstern lauschen sieht, und oft von ausgezeichneter Schönheit sind. Doch ich mußte die Vorbereitungen meiner Reise machen, und war am 25 Januar damit fertig.

Unsere Gesellschaft, die gegen 10 Uhr des Vormittags am 26 in Scutari auf der asiatischen Seite des Bosporus landete, bestand aus Hrn. Bonham und mir, dem Tatar Mehemet Aga, zwei Suridschis und unserem Diener, einem Armenier aus Smirna in Adserbeidschan gebürtig, wohin er mit uns zurückkehren wollte. Wir mußten zwei Suridschis nehmen, da die Zahl unserer Pferde mit drei Packpferden acht betrug, und ein Suridschi nur die Sorge über fünf Pferde übernehmen darf. In meiner Kleidung hatte ich Manches bequemer und, so viel ich kannte, mehr gegen die Kälte schützend eingerichtet als früher. Zwei paar Strümpfe, das eine, wie sie Podagristen tragen, das andere aus starker Wolle gewebt, bedeckten meine Füße, über sie zog ich noch die dicken Tatar-Strümpfe und Stiefeln, die ich schon so nützlich gefunden hatte. Dann hatte ich meinen türkischen Schalwars einen Theil ihrer ungeheuren Weite genommen, und sie nebst baumwollenen und gemsledernen Unterhosen und einem Paar englischer Tuchhosen sollten meine Beine vor Kälte schützen. Dazu kam noch ein tüchtig mit Flanell gefütterter langer Reitrock und ein Pelzmantel, den ich mir in Frankfurt gekauft hatte; gegen Schnee und Regen war ein guter Mackintosh-Gummimantel bereit; den Kopf bedeckte eine Pelzmütze, und verschiedene Shawls und Tücher waren für Nase und Ohren zur Hand, um sie gegen große Kälte im Nothfall zu schützen.

Ich gebe gern zu, daß mein Costume *keineswegs elegant* war, doch um so zweckmäßiger für meine Reise. Das meines Reisegefährten war weit geschmackvoller, denn er trug eine persische Mütze und Kulidschah, oder ein Pelzreitjäckchen, und Schalwars fast so weit als meine, und schön gestickte Tatar-Strümpfe, die mit theatralischem Effect über seine weiten Stiefeln fielen. Wir waren beide mit Degen und Pistolen versehen, und um uns gegen die gewöhnliche Tatarkost zu verwahren, hatten wir Feigen, und der Gaznl, unser Freund, Zungen, Geflügel u. s. w. und einige Flaschen alten Branntwein eingepackt, und ich selbst hatte für eine gute Quantität Thee gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Kuli-Handel. Wir vernehmen von Personen, die kürzlich aus dem Süden Indiens gekommen, daß der Handel mit Kulis längs der Küste sehr zunimmt, und daß der Radscha von Gotschin sie öffentlich verkauft. Wenn dieses System fortdauern sollte, so werden wir bald die Sklaverei in loyaler Form wieder aufleben sehen, und setzt man ihm jetzt keine Gränzen, so möchte es bald schwierig werden, ihm ein Ende zu machen. Selbst verhalten, wird es ein Artikel der Contrebande bleiben, und Kreuzer werden längs der Küste aufgestellt werden müssen, um zu verhüten, Kulis auszuschmuggeln. (Asiat. Journ. Febr.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 27** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Zeitgedanken oder Menschen und Dinge. Von T. H. Browne. — Ray Blas. (Forts.)

Im Laufe Monates liefert dem Auslande begegebene Literaturblatt, von welchem wöchentlich 2 – 3 Blätter erscheinen, kann vierteljährlich eingetreten werden. Es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. 30 kr. Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 März. 1839.

Zeitgedanken oder Menschen und Dinge.

Von T. H. Browne.

Der praktische Engländer, wird, während er dem theoretisirenden und speculirenden Deutschen es an systematischer Consequenz und in Feinheit und Schärfe der Begriffe und Definitionen in den philosophischen Wissenschaften vielleicht nie gleich thut, auf dem Gebiete des einfachen Menschenverstandes (des common sense), in der Sphäre der Abstraction und Induction aus wirklichen Erfahrungen, in aphoristischen und fragmentarischen Maximen, die auf der Grundlage — nicht eines umfassenden Systems, sondern — einer welterfahrenen, erprobten, selbstvertrauenden Persönlichkeit ruhen, ohne Zweifel noch lange ein Uebergewicht über den Deutschen behaupten. Der Deutsche weist dem Engländer leicht das Unzusammenhängende, das Lückenhafte, das dem höchsten Begriff nicht Entsprechende an seinen Vorstellungen nach, er demonstrirt ihm, daß er an längst widerlegten Vorurtheilen hafte, und auf Prämissen baue, deren Haltlosigkeit die deutsche Speculation längst nachgewiesen habe, er bedauert ihn, daß er in Empirie und gemeiner Verstandeslogik wie in einem Sumpfe stecken bleibe und sich nicht in das Empyreum der Idee zu erheben vermöge — aber der Engländer, dadurch ungestört, dankt doch rüstig fort, und die von ihm aufgeführten Bauten bewähren sich wenigstens als brauchbar, nützlich und wohlthätig für sterbliche Menschen, wenn sie auch nicht für die Ewigkeit gemacht sind, wie die Systeme speculativer Deutschen. Der minder systematische Engländer bewegt sich viel freier in seinen Anschauungen und Gedanken, er bleibt origineller und selbstständiger, und man liest mit Vergnügen die Ansichten und Aphorismen eines gebildeten Engländers, weil man ihnen anfühlt, daß sie durch eine Persönlichkeit, nicht bloß durch eine logische Maschine hindurchgegangen sind. Unter dem oben genannten Titel ist neuestens in London ein Bändchen erschienen, das sich über verschiedene Materien in gefälliger Darstellung verbreitet, und aus dem wir ein paar Proben mittheilen.

Geschichte.

„Die Geschichte ist in unserer Zeit mit außerordentlichem Fleiß und Erfolg bearbeitet worden. Die Historiker sind genauer geworden in der Angabe der Thatsachen, gesunder in ihren Grundsätzen, und dabei gewiß nicht weniger malerisch in ihrer Darstellung. Indeß hat auch hier wie anderswo der mechanische Geist des Zeitalters sich eingedrängt; nicht bedenkend, daß eine Vielheit von Theilen, ohne Einheit, kein Ganzes macht, müßten wir auch hier unsere Theilung der Arbeit haben, und so produciren wir aus verschiednen intellectuellen Manufacturen malerische Geschichten, die nicht unterhalten, und philosophische Geschichten, die nicht belehren. Eine Masse mühsamer Untersuchungen und übertriebener Romane zusammengebunden — ist ein armseliges Surrogat für eine lebendige, umfassende Geschichte."

Der englische Nationalcharakter.

„Das ehrwürdige Alter der englischen Freiheit, ihre aufeinandergefolgten, schwer errungenen Siege über die Tyrannei von Königen, Priestern und Edeln haben dem englischen Charaktee etwas Entschiedenes und Praktisches gegeben, das man nicht ebenso bei den andern Nationen Europa's findet. In der Politik sind die Engländer weniger als Andere geneigt, Worte für Dinge zu nehmen, weil vom Hause der Lords herab bis zur Kirchspielbehörde alle Classen an Selbstregierung gewöhnt sind. Und wo findet man eine so zuverlässige Bürgschaft für bürgerliche Freiheit, als die Gewohnheit ist? In Charten? Machthaber, die an solche Einschränkungen nicht gewohnt sind, werden sich an dieselben nur so lange halten, als sie dazu gezwungen sind, und das Volk wird bald müde werden, sie zu bewachen. In der Erziehung? Die Masse der Menschen ist im besten Fall in keinem Lande mehr als halbgebildet gewesen; und halbe Bildung verblendet nur die Menschen gegen Schwierigkeiten und macht sie nach Unausführbarem streben. Daher schätzen besonnene und nachdenkende Engländer altes Herkommen so hoch, und die speculativen Köpfe auf dem Festland so gar nicht. Jene haben die Erfahrung gemacht, welche den letztern abgeht, daß die Wirkungen von Veränderungen immer anders, und meist

Digitized by Google

weniger wohlthätig, ausfallen, als man zuvor sich Hoffnung gemacht hatte, und daß es sich nur dann verlohnt, der Gefahr einer Neuerung sich auszusetzen, wenn es sich davon handelt, einen wirklich empfundenen Uebelstand zu beseitigen, aber nicht um einen unfruchtbaren Grundsatz einzuführen. Nie wird es in unserm Land einen „„König der Engländer"" geben."

Ueber die französische Revolution.

„Es gibt nichts so der Wahrheit Zuwiderlaufendes, als die Doctrinen der abgeschmackten und verderblichen Schule der fatalistischen Historiker, welche behaupten, die gräßlichen Verbrechen der Revolution seyen nothwendig gewesen. Ein nothwendiges Verbrechen ist eine Unmöglichkeit. Aber die Verbrechen der Revolution brachten den Franzosen nichts als Unheil. Sie verminderten auf beklagenswerthe Weise die Masse des Guten, das sonst aus den weiseren Maaßregeln jener Periode würde entsprungen seyn. Und nach allem was sie erlebt und erduldet, ist am gegenwärtigen Zustand der Franzosen wenig Beneidenswerthes."

Der französische Charakter.

„Kein Volk vielleicht versteht die Freiheit so wenig wie die Franzosen. Ein schönklingendes Wort ist für sie, was ein rother Lappen für einen welschen Hahn. Sie schreien nach der Republik und denken nicht an eine Habeas Corpus-Acte. Religion und Sittlichkeit sind es hauptsächlich, woran es in Frankreich fehlt. Ein unmoralisches und irreligiöses Volk kann nicht lange frei seyn, weil es seinem Wesen nach nothwendig selbstsüchtig ist; es ist unfähig, ein andres Motiv des Handelns zu begreifen, als das eigene Interesse, und die Freiheit erheischt Selbstaufopferung. Die sichersten Aufschlüsse über die Ansichten und Gesinnungen einer Periode sind die beliebten, populären Schriften einer Periode. Und dieß gilt von unserem Zeitalter so gut als von frühern, denn kein Mensch kann mit mehr als mit einer höchst beschränkten Anzahl seiner Zeitgenossen genauer bekannt werden. Wenn dieß wahr ist, und wir die Franzosen nach dem Ton ihrer beliebtesten Bücher beurtheilen dürfen, so muß bei ihnen der öffentliche Geist in einem beinahe unerhörten Grad erkrankt seyn. Alles scheint unsicher und aufgestört, und es herrscht eine fieberhafte Gier nach Aufregung, die um jeden Preis befriedigt seyn will."

Allgemeine Betrachtungen.

„Die Demokratie und die Aristokratie sind gleich eifersüchtig auf das Talent; die Aristokratie möchte aus stolzer Höhe darauf herabschauen; die Demokratie möchte es sich nicht über die Ebene erheben lassen. Unter beiden Systemen ist der Gedanke als gefährlich geächtet. Wir haben gesehen, daß Venedig wenig große Männer hervorbrachte; von dem bestehenden System in Amerika kann man nicht sagen, daß es Einen hervorgebracht habe; denn Washington, Jefferson und Franklin wurden in einem andern Zeitalter gebildet. Es scheint ein von dem Wesen reiner Demokratien unzertrennlicher Uebelstand zu seyn, daß in Fällen, welche die Massen in hohem Grad interessiren, es keine Sicherheit für gebührende Ausübung der Justiz gibt. In England halten den demokratischen Tendenzen der Jury die aristokratischen Gesinnungen des Richters das Gegengewicht, in Amerika aber sind Richter und Jury in gleicher Furcht vor der tyrannischen Majorität. Es ist leicht, das Mißfallen eines Fürsten zu ertragen; in solchen Collisionen wird ein Mann von Geist und Rechtlichkeit oft durch eine mächtige Classe unterstützt und ist nie ohne Freunde. Aber ein Kampf mit der Majorität ist ein Kampf mit der Gesellschaft, mit einem Tribunal, von dessen Spruch es keine Appellation gibt, und dessen Strafen, wie Toequeville sagt, ohne dem Körper ein Leid zu thun, geradezu die Seele treffen. Damit ein Mann gegen eine höhere Macht sich behaupten kann, muß er irgendwo Sympathie finden; aber in diesem Falle stößt er überall auf nichts als Muthlosigkeit; selbst die mit ihm Eines Sinnes sind, dürfen ihre Gesinnungen nicht verrathen, um nicht auf dieselbe Weise verleumdet zu werden.... In allen Ländern sind die Leute von den Mittelclassen die Selbstzufriedensten und die am wenigsten Geneigten, intellectuelle Vorzüge zu bewundern. Die höheren, gebildeteren Stände werden interessirt durch eine Berufung an ihren Geschmack; die niederen, wärmern, durch eine Berufung an ihr Gefühl. Die Mittelclassen aber, obgleich geordneter in ihrem moralischen Lebenswandel, als die beiden andern, sind in Folge ihrer Lebensgewohnheiten berechnender und knauseriger und zugleich gemeiner, weil sie beständig bestrebt sind, zu scheinen was sie nicht sind. Um Geld zu machen — die große Aufgabe ihres Lebens! — dazu ist keine Geistesbildung erforderlich, noch auch Geisteskraft, denn der Reichthum fällt nicht immer den Männern von Verstand zu; ihre Eigenliebe ist nicht denselben Kränkungen ausgesetzt, wie die der höhern Classen in einem wohl eingerichteten Staat; denn sie werteifern nicht miteinander in geistigen Bewerbungen und Kämpfen, und ihr Gefühl der Unterordnung, obwohl empfunden, ist nicht so beständig und so schneidend wie bei den unteren Classen. Auch noch eine andere Ursache erklärt den Mangel an Bescheidenheit bei den mittlern Classen. Jeder Mensch hält natürlich die Art von Kenntnissen für die wichtigste, die für ihn die vortheilhafteste ist. Ein Kaufmann versteht natürlich mehr von seinem Gewerbe, als seine Kunden, unter welchen er sein Leben hindringt; ihre Unwissenheit ist sein Triumph und gibt ihm unaufhörlich Gelegenheit, sich selbst zu applaudiren. So ist seine Lebensweise im höchsten Grad ungünstig für die Selbsterkenntniß, und ohne Selbsterkenntniß kann kein Mensch Tadel ertragen."

(Schluß folgt.)

Ruy Blas.

(Fortsetzung.)

Aus dem dritten Act, der zweiten Scene, wo Ruy Blas die Minister überrascht.

Ruy Blas.

Ey, guten Appetit, Ihr Herrn! O Ihr
Unsträfliche Ministre! Tugendhafte
Rathgeber! Das ist Euer Ael zu dienen.
Ihr Diener, die Ihr plündert selbst das Haus!
So wählt Ihr ohne Scham die düstre Stunde,
Wo Spanien in Todeskämpfen weint!
So liegt Euch hier am Herzen nichts, als Eure

Digitized by Google

Taſchen zu füllen und zu fliehen dann!
Schmach Euch vor Eurem Lande, das dahinſinkt,
Die Ihr, im Grab es zu beſtehlen, kommt.
O thut das Aug' doch auf! fühlt ein'ge Scham!
Spanien und ſeine Tugend, ſeine Größe —
Dahin geht Alles. Seit dem vierten Philipp
Haben wir Portugal, Braſilien
Verloren ohne Kampf! im Elſaß Breiſach,
Steinfurt in Luxemburg; die ganze Comté
Bis auf das letzte Haus; dann Rouſſillon,
Ormuz, Goa, fünftauſend Küſtenmeilen,
Und Fernambouc auch und die blauen Berge!
Seht doch! vom Aufgang bis zum Niedergang
Lacht über Euch Europa, das Euch haßt.
Als wär' ein Schatten nur noch Euer König,
Theilen ſich in dieß Reich Holland und England;
Rom täuſcht Euch; preisgegeben iſt zur Hälfte
Ein Heer in Piemont, das uns doch befreundet;
Savoyen und ſein Herzog ſind voll Tücken;
Frankreich erharrt, die Hand auf Euch zu decken,
Den günſt'gen Tag nur; Oeſtreich auch ſteht lauernd,
Und ſterbend iſt, Ihr wißt's, das bayr'ſche Kind.
Dann Euer Vierkönige! Medina
Füllt, liebetoll, Neapel mit Skandal,
Mailand verſchachert Vendemont, Leganez
Bringt Euch um Flandern. — Welche Rettung bleibt uns?
Der Staat iſt arm, von Geld entblößt und Truppen;
Wir haben auf dem Meer durch Gottes Zorn
Dreihundert Schiffe, die Galeeren nicht
Gezählt, verloren! Und Ihr ſeyd ſo frech!...
Ja, meine Herr'n, bedenkt's, in zwanzig Jahren
Hat unſer Volk — ich hab's genau berechnet —
Ertragend ſeine ungeheure Bürde
Die's faſt erdrückt, für Euch, für Eure Lüſte
Und Freudenmädchen, das elende Volk,
Das man noch immer ärger drückt, vierhundert
Und dreißig Millionen Gold geſchwitzt!
Noch nicht genug! und Ihr wollt, meine Herrn!...
Ha, ſchämen muß ich mich in Euer Seelen!
Im Innern ſtreifen Räuber und Banditen,
Oedien das Land, beraubn die Erndten nieder.
Die Büchſe lauſcht aus jedem Buſch hervor.
Als wär's um Krieg der Fürſten nicht genug,
Bekriegen ſich die Klöſter, die Provinzen.
Jeder ſucht ſeinen Nachbarn zu verſchlingen,
Wie auf verſchlagnem Schiff Verhungernde.
Voll Schlangen iſt unſre zerfallne Kirche,
Gras wächſet dein. Unſre Edelleute haben
Nur Ahnen aufzuweiſen, keine Thaten.
Intriguen wirken Alles, Tugend Nichts.
Spanien iſt ein Kloak, wo ſich der Auswurf
Aller Nationen ſammelt. Jeder Herr
Hält hundert Mörder, hundert Sprachen ſprechend;
Sardinier, Flamänder, Genueſer.
Babel iſt in Madrid. Der Alguazil
Iſt hart dem Armen und gelind dem Reichen.
Nachts meuchelt man und Alles ſchreit: zu Hülfe!
Geſtern hat man mich ſelbſt beſtohlen, nahe
Bei der Talavabrücke! Eine Hälfte
Madrids plündert die andere Hälfte aus.
Zeit ſind die Richter, kein Soldat bezahlt.
Wir Spanier, wir, die Sieger einſt der Welt,
Was haben für ein Heer wir? kaum ſechstauſend
Mann, welche barfuß gehen. Bettler, Juden,
Banditen, welche ſich in Fetzen hüllen,
Mit Dolchen ſich bewaffnen; nach verzweifacht
Die Bande jedes Regimentes ſich.
Sobald die Nacht einbricht, verwandelt ſich
Zum Diebe der zweideutige Soldat.
Matriabos hat unter ſich mehr Truppen
Als ein Baron; und ein Feldherr führet
Mit Spaniens König Krieg in ſeinem Lande.
Die Bauern auf dem Felde, ach! beſchimpfen
Des Königs Wagen, der vorüberfährt;
Und Er, Ew'r Herr, voll Gram und Angſt, allein
In dem Escurial, mit den Todten, die
Ruhn unter ſeinen Füßen, ſenkt die Stirne
Nachdenklich, über die das Reich hinſtürzt.
Europa, ſchaut! zermalmt mit ſeiner Ferſe
Dieß Land, dem nichts vom Purpur blieb als Lumpen!
Dieß unglückſelige Jahrhundert hat
Das Reich verwüſtet und geſtürzt; und Ihr
Habert jetzt noch, wer nehmen ſoll den Reſt!
Dieß große ſpaniſche Volk, gelähmt, entnervt,
Das ſich im Schatten nieder hat geſtreckt,
Von deſſen Raub Ihr lebt, ſtiebt in der Höhle,
Wo ſein Geſchick zu Ende geht, trübſelig,
Wie ein von Wunden aufgezehrter Leu.
O fünfter Karl! in dieſer Zeit der Schmach
Und des Entſetzens, wie, o mächt'ger Kaiſer,
Kannſt du in deinem Grabe ruhn? Erhebe dich!
Komm! Sieh! die Guten machen Platz den Schlechten.
Dieß rieſenhafte Königreich, gegründet
Aus rieſem Länderhaufen, neigt zum Sturz ſich...
Dein Arm thut noth uns! hilf uns, großer Karl!
Denn Spanien ſtirbt, denn Spaniens Glanz erliſcht!
Der Glanzball, funkelnd einſt in deiner Rechten
Wie eine feur'ge Sonne, der die Welt
Ließ glauben, daß von nun an in Madrid
Des Tages Wiege ſey, wird jetzt, im Schatten,
Kleiner und ſchwächer, ein entſeelt Geſtirn,
Ein Mond, zum Viertel eingeſchrumpft, und noch
Abnehmend, welchen ganz unſichtbar wird
Die Morgenröthe eines andern Volkes.
Den Mäklern, ach! zum Raube ward dein Erbe.
Piaſter machen ſie aus deinen Stahlen,
Und deinen Glanz beſudeln ſie. O Rieſe,
Iſt's möglich, daß du ſchläfſt? Dem Pfunde nach

Verkauft dein Scepter man; von mißgestalten
Zwergen ein Haufe schneidet Jacken sich
Aus deinem Königsmantel; und der Adler
Der kaiserliche, der, als du gebotst,
Die Welt in Donner und in Flammen hüllte,
Kocht jetzt, entadelt, in der Schurken Topf!

Aus der vierten Scene. Ruy Blas, nachdem ihn die Königin verlassen, allein:

Ruy Blas.

Den Himmel seh' ich denn vor Augen! dieß
O Gott, ist meines Lebens erste Stunde.
Vor mir thut eine ganze Welt von Licht,
Gleichwie das Paradies in unsern Träumen,
Sich auf, Leben und Glanz auf mich ergießend!
In mir und außer mir, all überall
Freude, geheimnißvolle, trunkene
Entzückung, Stolz und was auf Erden sich
Stellt am verwandtesten der Gottheit dar:
Liebe in ihrer Allmacht, ihrer Hoheit!
Die Königin liebt mich! o Gott! 's ist wahr!
Mehr als der König bin ich, weil mich liebt
Die Königin! Ich bin betäubt, geblendet!
Glücklich, geliebt, siegreich! Herzog Olmedo! —
Spanien zu meinen Füßen! mein ihr Herz!
Der Engel, den ich knieend angeschaut
Und angefleht — mit einem Wort verwandelt
Er mich — macht mich zu mehr als einem Menschen.
Wach wandl' ich vorwärts in sternhellem Traum!
Ja, ja, es ist gewiß! sie sprach zu mir!
In mir hat sie Vertrauen! Armer Engel!
Oh! wenn's wahr ist, daß durch ein Wunder Gott,
Die Lieb' uns schenkend, das was groß den Menschen
Mit dem, was mild ihn macht, in uns will einigen:
Schwör' ich, der nichts, geliebt von ihr, mehr fürchtet,
Ich, den allmächtig ihre Wahl gemacht,
Daß stolzes Herz wohl Königreiche beugen,
Furchtlos schwör' ich und laut vor Gott — er hört mich! —
Vertraun darfst du, o Herrin meinem Arm
Als Königin, und auf mein Herz als Frau!
Im tiefsten Grunde meiner Liebe liegt sich
Ergebenheit, aufrichtige und reine!
O fürchte nichts!

Don Sallufte
(der heimlich eingetreten, legt ihm die Hand auf die Schulter).

Recht schönen guten Tag!

Ruy Blas (bestürzt, bei Seite).

Der Marquis! Großer Gott, ich bin verloren!

Don Sallufte (lächelnd).

Ich wette, daß Ihr nicht an mich gedacht.

Ruy Blas.

Ja überrascht hat Eure Excellenz mich.

(Bei Seite.)

Ach! wieder auf geht meines Unglücks Stern!
Dem Engel schaut' ich nach, da kommt der Dämon.

(Er läuft nach der Tapete, welche den geheimen Eingang versteckt und schließt die kleine Pforte mit dem Riegel. Dann nähert er sich wieder zitternd dem Don Sallufte.

Don Sallufte.

Nun, und wie steht es denn?

Ruy Blas

(das Auge auf Don Sallufte geheftet, der ganz kalt bleibt, und kaum im Stand, seine Gedanken zu sammeln).

Diese Livree?...

Don Sallufte (immer lächelnd).

Den Eintritt mußt' ich bahnen mir ins Schloß,
Mit dieser Tracht kommt überall man durch.
Ich nahm Eure Livree, die mir gefällt.

(Er bedeckt sich. Ruy Blas bleibt barhaupt.)

Ruy Blas.

Aber ich hege Eurethalben Furcht...

Don Sallufte.

Furcht! welch ein lächerliches Wort ist dieß!

Ruy Blas.

Verbannt doch seyd Ihr?

Don Sallufte.

Glaubt Ihr? das ist möglich.

Ruy Blas.

Wenn man Euch im Palast, beim Tag, erkennt?

Don Sallufte.

Ah bah! Die Glücklichen, des Hofes Leute
Verlören ihre Zeit — sie sieht so schnell! —
Wenn sie sich sollten auf das Angesicht
Von Einem, der in Ungnad' ist besinnen!
Wer sieht nach dem Gesicht eines Lakaien?

(Er setzt sich in einen Lehnstuhl. Ruy Blas bleibt stehen.)

Ey, seyd so gut, was spricht man in Madrid?
Ist's wahr daß Ihr, in übermäß'gem Eifer
Entbrannt für der Staatscasse schöne Augen,
Verbannt Priego, einen span'schen Granden.

Ruy Blas (sich ein wenig fassend).

Gestattet, gnäd'ger Herr, ein Wort mir doch.
Sehr Unrecht hat Priego, Edelmann
Des Königs, Spaniens Lasten zu vermehren.
Bald wird ein Heer ins Feld man stellen müssen;
Nothwendig ist's, doch haben wir kein Geld.
Dem Tod entgegen weilt der bayr'sche Erbe.
Der Graf von Harrach, den Ihr kennen müßt,
Brachte die Nachricht mir von seinem Kaiser —
Wenn der Erzherzog will sein Recht behaupten,
Bricht aus der Krieg....

Don Sallufte.

Die Luft dünkt mich so kalt.
Seyd doch so gut und schließt das Fenster dort.

(Ruy Blas von Scham und Verwirrung erbleichend, zögert einen Augenblick; dann zwingt er sich gewaltsam, geht langsam dem Fenster zu, schließt es, und tritt wieder zu Don Sallufte, der, in seinem Lehnstuhl sitzend, ihm verächtlich mit dem Auge folgt.)

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1839.

Neuseeland.

(Mit einer Karte.)

Wir theilen hier unsern Lesern die aus Hrn. Polacks*) Werk entnommene Karte der Insel mit, die wir unverändert gelassen haben, obgleich in den Namen der Inseln Manches auszusetzen ist. Daß er der südlichen Insel den Namen Victoria gibt, ist eine englische Lächerlichkeit, die Allem den Stempel ihrer Nation aufdrücken will; der Name der nördlichen Insel ist ziemlich falsch geschrieben, und wir wollen uns an die Schreibart Balbi's halten, welcher die nördliche Insel Ikana-Mauwi, und die südliche Tavai-Punammu nennt; der kleinen südlichsten Insel wird wohl ihr englischer Name Stewart bleiben. Diese Inseln erhalten in neuerer Zeit ein besonderes Interesse, da ihre Europäisirung und Christianisirung nicht unbedeutende Fortschritte macht, ohne daß sich für jetzt noch irgend eine europäische oder amerikanische Macht daselbst als herrschend festsetzte, und die Plane einer Colonisationsgesellschaft wurden von der englischen Regierung zurückgewiesen, wohl aus keinem andern Grunde, als weil ein solcher Colonisationsplan die Engländer in fortwährende Feindseligkeiten mit den kriegerischen Eingebornen verwickeln müßte, und das englische Colonialamt schon mit ähnlichen Streitangelegenheiten in allen Welttheilen hinreichend zu thun hat, zweitens wohl auch, weil ein Fortgang der jetzigen Ansiedelung und Amalgamation mit den Eingebornen die Inseln doch früher oder später unter englische Schutzherrschaft bringen muß, was sich auch schon durch Ernennung eines Regierungsagenten nach Hokianga zu erkennen gegeben hat.

Die Neuseeländer rechnet man gewöhnlich zu dem malayischen Menschenstamm, und sie gehören wohl auch zu demselben, wie man diesen Begriff jetzt aufgefaßt hat; doch darf man nicht glauben, daß die Bevölkerung rein aus diesem Stamm bestehe, sondern es scheinen einzelne Punkte von dem Negritostamme Oceaniens besetzt zu seyn. Die Körperfarbe des Volkes wechselt vom kupfer- oder olivenfarbigen bis zum Schwarzbraun. Die Olivenfarbigen sind das stärkere Geschlecht, sie sind von breiter Brust, sehr gut gebaut, oft über 6 Fuß groß, gewandt und musculös; ihr Haar ist glänzend schwarz und etwas kraus, aber ihre Züge nähern sich den europäischen. Diese bilden, wie auf so manchen Südseeinseln, die höhere Classe, namentlich auf der Westseite, während sich in der Nähe des sogenannten Ost-Caps (East-Cape) unter 37° 40′ s. B. die Negrito- oder Papua-Race**) fast in ihrer Reinheit erhalten hat. Merkwürdig ist der Umstand, daß die Verschiedenheit der Racen weit auffallender unter den Weibern als unter den Männern geblieben ist. Die Stämme am Ostcap sind klein, schwächer und um ein Gutes dunkler als im Westen, und die Frauen gleichen in ihrem Aeußern den Männern dieses Stammes, während die Frauen der malayischen Race sich sehr vortheilhaft vor ihnen auszeichnen. Polack ertheilt nicht nur ihrer Gestalt, sondern auch ihren moralischen Eigenschaften einen fast unbedingten Lobspruch, und erwähnt namentlich der Anhänglichkeit und Liebe zu ihren Männern und eines gewissen keuschen Wesens, das sie vor andern Stämmen der Südsee sehr zu ihrer Ehre unterscheidet, obwohl nach ihren Begriffen Verbindungen von Mädchen mit Männern außer der Ehe keine Schande bringen. In Neuseeland herrscht noch Vielweiberei, die sie wahrscheinlich aus wärmern Gegenden mitgebracht; aber manche Umstände, namentlich die höchst untergeordnete Stellung der Frauen zweiten unter die ersten Rangs, eine Unterordnung, die sie schmerzhaft fühlen, und die sie häufig zum Mord der weiblichen Kinder treibt, lassen die Abnahme der Polygamie erwarten, die durch die allmähliche Einführung des Christenthums nur beschleunigt werden kann. Daß die Polygamie aus einem wärmern Klima her stammt, ergibt sich auch aus dem Schicksal der Kinder; so stark die Hochachtung für eine reine Abkunft von einem Häuptling, also einem dem herrschenden Volke angehörigen Manne, ist, so folgen doch die Kinder nicht nach europäischen Begriffen der „ärgern Hand,“ **) sondern seine Abkunft

*) S. Nr. 291 ff. vom v. J.

*) Domeny de Rienzi schöpft für diese sogar den eigenen Namen Papuasiee.

**) Wie noch jetzt in den Sklavenstaaten Nordamerika's, wo der Vater seine eigenen, mit Sklavinnen erzeugten Kinder verkauft.

Digitized by Google

von einem Vater des höhern Stamms hebt das Kind fast zu dem Range des Vaters empor.

Noch vor nicht langer Zeit betrachtete man die Neuseeländer als unbezähmbare Barbaren, und die hier weiter als irgendwo auf der bekannten Erde getriebene Menschenfresserei, welche diese Meinung erzeugt hatte, gab ihr auch fortwährend eine scheindare Bestätigung. Obgleich es nun nach Polacks Versicherung auch unter ihnen viele gibt, die mit unzweideutigem Abscheu sich von solcher Speise abwenden, so ist es doch auf der andern Seite nur zu gewiß, daß sie nicht nur nach einer blutigen Schlacht die Gefangenen morden und verzehren, was viele mit der feindseligen Wuth der Kämpfe entschuldigen wollten, sondern häufig werden Sklaven um geringfügiger Ursachen willen erschlagen und verzehrt, und es ist auch eine gewöhnliche Handlung der Privatrache, seinem Feind aufzulauern und ihn zu ermorden, um ihn zu verzehren. Natürlich enden dann die Repressalien gar nicht, und Polack, der einen Häuptling fragte, ob es wohl Familien gebe, deren Angehörige sämmtlich eines natürlichen Todes gestorben, erhielt von demselben zur Antwort, er wisse Niemand anzugeben, der nicht eine seine Verwandten betreffende Cannibalengeschichte zu erzählen, oder selbst das Blut seiner Feinde getrunken habe. Trotz dieser schrecklichen Sitte lernte man doch allmählich auch die bessern Eigenschaften der Neuseeländer kennen und schätzen, und Dumont d'Urville nimmt keinen Anstand, ihnen das Zeugniß zu geben, daß sie ehrlich, redlich, gastfrei, treu in der Freundschaft und liebevoll in ihren Familienverhältnissen seyen.

Frühere Reisebeschreiber schildern uns die Neuseeländer als ausgezeichnet tapfer, oder vielmehr ausgerüstet mit einem trotzigen Muthe, der jede Gefahr verlachte, während Polack (II. p. 43) geradezu sagt: „es hieße das Wort tapfer prostituiren, wenn man es diesen Leuten beilegen wollte." Dieser anscheinende Widerspruch löst sich leicht, und Polack selbst liefert die Mittel dazu, ihn zu lösen. Als die Neuseeländer noch ihre eigenen Waffen hatten, nämlich einen kurzen Speer (hani) und eine noch viel kürzere Keule (meri) mußten sie sich näher auf den Leib rücken, und die Aufregung, worein schon die körperliche Anstrengung sie versetzte, stachelte sie auf zu wilder Tapferkeit, wobei sie alle Gefahr vergaßen. Seit Einführung der Feuerwaffen sind die Kriege minder blutig geworden, denn nun halten sich beide Theile, aus Furcht vor dem „fernhin treffenden Geschoß" in „geziemender Entfernung." Es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß ein so rohes Volk den moralischen Muth entwickle, den Feuerwaffen zu trotzen, was nur bei starker Disciplin möglich ist, wenn bei einem Volke der Krieg das Zeitalter des Einzelnkampfes längst überschritten hat. So hat die Einführung der Feuerwaffen auf die Verminderung der Kriege hingewirkt, und sie entschieden minder blutig gemacht. Anfangs zwar, als noch einzelne Stämme mit etlichen wenigen Feuerwaffen versehen waren, hatten diese ein ungeheures Uebergewicht, aber nun luden andere Stämme gleichfalls Europäer zu sich ein, und das Gleichgewicht stellte sich wieder her. Seit vollends die englische Regierung häufiger Schiffe hierher schickt, um Flachs und Schiffbauholz, namentlich Spieren (spars), zu kaufen, und mit Flinten bezahlt, hat sich der Gebrauch des Feuergewehrs sehr verallgemeinert. Dumont d'Urville bemerkt in gleichem Sinne, wie Polack, daß seit Einführung des Feuergewehrs die allgemeinen Schlachten, in denen oft trotz der wenig zahlreichen Stämme mehrere Hunderte auf dem Platze blieben, sehr selten geworden sind, und der Krieg in lauter kleine Scharmützel und Ueberfälle sich auflöste. Dieser Zustand der Dinge muß mit der Zeit immer mehr zunehmen, und die Kriege minder verheerend machen, wenn nicht allmählich die Europäer selbst dort handgemein werden, und die eingebornen Stämme mit sich fortreißen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland. IV.

(Schluß.)

Die vielen Dörfer haben größtentheils eine hübsche Lage, und die Menge der sie umgebenden Maulbeerbäume, Cypressen, Feigenbäume u. s. w. versteckt sie dergestalt, daß man sie aus der Ferne für Gartenanlagen halten möchte. Manche darunter sind sehr bedeutend. So ist Porgos ein Flecken von beinahe 1000 Häusern, der allein an Seide jährlich 1000 bis 1200 Oken (22 bis 27 Ctr.) gewinnt, und auch eine Schule des wechselseitigen Unterrichts besitzt. Westlich davon am Bergabhange, da, wo die κακὴ σκάλα (schlechte Steige) führt, entspringt eine Quelle, deren Wasser, wie man sagt, mit Erfolg gegen den Stein angewendet wird, und früherhin häufig zum Gebrauche des großherrlichen Palastes nach Konstantinopel verführt wurde. In entgegengesetzter Richtung, unweit des Ortes, oder nach dem Ausdruckt meines alten Maulthiertreibes eine Lulia (λουλιά), d. i. so weit davon entfernt, als man Zeit braucht, eine kleine türkische Pfeife zu rauchen, ist der Hafen Panormos, welcher der einzige der Insel ist, wo Schiffe sicher liegen und der auch mit einem Sanitätsgebäude versehen ist. — Bei Erwähnung meines Agojaten fällt mir bei, daß er mir von einer Sage erzählte, nach welcher vor langer Zeit die Insel von der Menge der damals hier befindlichen, jetzt gänzlich ausgerotteten Schlangen ihren Namen gehabt haben soll, und in der That findet sich bei Plinius die alte Benennung Ophiussa (die Schlangenreiche).

Den fruchtbarsten Theil, ungefähr in der Mitte, nehmen die Niederlassungen der aus dem Abendlande stammenden Katholiken, die darum Frankochoriá (Frankenortschaften) heißen, ein, indem sie sich über die wenigen ebeneren Striche ausbreiten, unter denen der vorzugsweise sogenannte Kampos (Feldebene) eine werthvolle Besitzung für sie ist. Zu den größten und wohlhabendsten dieser Dörfer gehören Kilia (κοιλιά) und Komi (κώμη). Es ist zwar geringfügig, aber vielleicht doch nicht zu vergessen, daß ich hier eine ungewöhnliche Verschiedenheit in der Aussprache des Alpha bemerkt habe, indem man es nach Art unserer Bauern mit einem tiefen Tone hervorbringt. Was aber weit größere Beachtung verdient, ist, daß diese Gemeinden durchaus keine Anstalten getroffen haben, um den nöthigen Unterricht ihrer Kinder zu besorgen, vielleicht

Digitized by Google

weil sie in Verlegenheit wären, wem sie denselben übergeben sollten. In Komi fand ich zwar um einen Geistlichen ein paar Jungen versammelt, aber nur, um — italienische Gebetbücher zu durchstudiren. Freilich mochte der gute Herr im Griechischen seinen Zöglingen nicht sehr überlegen seyn, denn selbst das Lesen eines griechischen Buches kostete ihm erstaunliche Mühe, und er betrachtete mich mit großen Augen, als ich, um ihm zu willfahren, einige Stellen fertig vorlas, und rühmte mich seinem Verwandten, den wir besuchten, und der bei großer Unwissenheit sich doch große Hoffnung auf die bald zu errichtende Bürgermeisterstelle machte, als einen tüchtigen Gelehrten an. Er ist, wo ich nicht irre, aus der Schule des Bischofs, der in Kynäta seinen Sitz hat, was ihn genugsam entschuldigt. Denn, wie ich mich später an Ort und Stelle überzeugt habe, gilt bei diesem die geistloseste Lehrweise von der Welt, so wie sie in den Klöstern der Apenninenhalbinsel an ihm selbst in Anwendung gekommen ist. Ich war gerade zugegen, als drei bis vier junge Männer in italienisch-geistlichem Costume, die sich für den Priesterstand vorbereiten, ihre Unterrichtsstunde hatten. Wenn mich nicht die umgebenden Gegenstände anders angemahnt hätten, so hätte ich mich in eine italienische Mönchsschule versetzt geglaubt. Die Schüler waren in tiefster Demuth vor dem Bischofe vorbei hinter den Tisch geschlichen; auf ihren Gesichtern lag jener Ausdruck der Unfreiwilligkeit und des gedankenlosen Hindrütens, der an geistlichen Physiognomien in Italien so häufig wahrgenommen wird: da begannen sie einer nach dem andern, oder richtiger, weil bei dem beständigen Stocken der eine Theil dem andern aus den vorliegenden Heften die Worte laut vorsagte, miteinander in italienischer Sprache ihre Aufgabe herauszustottern, deren Sinn sie offenbar nicht gefaßt hatten, indeß der Bischof sein Heft vergleichend in der Hand hielt, und mit der philosophischen Lection, wie sie es nannten, recht zufrieden schien. — Ich muß gestehen, daß, wenn ich diese Geistlichen mit den griechischen vergleiche, die letztern immer gewinnen; denn mangeln ihnen auch alle ihrem Stande zukommenden Kenntnisse, so zeichnen sie sich doch durch gesundes Urtheil, natürliche Beredsamkeit und eine gewisse Würde aus, sollte diese auch nur der lange Bart verleihen.

Zuletzt gelangte ich noch in das hochgelegene, aus etwa 70 Häusern bestehende Dorf Tripótamos. Daselbst erfuhr ich, was für eine unwiderstehliche Gewalt die zwei Worte „Antiken" und „Tanz" über dieses Völklein haben. Kaum hatte ich das erstere ausgesprochen, so sah ich mich von einer Menge Weiber und Mädchen umringt, die sämmtlich vom Handelsgeiste getrieben waren; und als ich zufällig im Gespräche das Tanzen berührte, wollten sie alsbald Musik herbeiholen, und ich hätte ihnen dieß Vergnügen gerne verschafft, wenn ich nicht noch vor Eindruch der Nacht in St. Nikolaos hätte seyn wollen.

Morgen will ich gen Südost nach Mykonos fahren, wenn der Wind günstig bleibt. Es wird mir schwer fallen, mich von meinen herzlichen Wirthen zu trennen, und das Andenken an dieses liebe Eiland kann nur mit mir selbst erlöschen.

Dünne der Luft im Himalaya.

He. Batten, C. S., erzählt auf einer Reise nach dem Niti-Paß im Himalaya, die er vor kurzem gemacht: „Die Dünne der Luft längs der Hauptstraße nach Daya (gegen 17.000' hoch) war wahrhaft entsetzlich. Meine Leute aus Dandi wollten nicht weiter gehen, sondern kehrten nach der westlichen Seite des Passes zurück. Nur ein Diener begleitete mich, und wir beide, er und ich, gingen im Schritt einer Schnecke auf einer Ebene stöhnend und mit großer Anstrengung fort. Ich kenne jetzt nichts, das mit Engbrüstigkeit zu vergleichen wäre. Die Niti Bhotias werden regelmäßig zum Ertragen dieser Luft gewöhnt, und Manche können es Zeit ihres Lebens nicht lernen. In Daya, sagte man mir, fühlen die Menschen sie besonders des Morgens und Abends, und leiden durchgängig an heftigem Kopfschmerz. Ich fühlte den Schmerz besonders in der Brust, und bei jedem Tritt glaubte ich ersticken zu müssen. In Hunderten fand ich Ammoniten herumliegen. (Journ. Asiat. Society. April 1838.)

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

2. Reise von Konstantinopel nach Erzerum.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Zögerung, die durch meine eigene Beweglichkeit entstanden war, traten wir endlich unsere Reise unter dem gewöhnlichen „Yah ullah!" und „Allah-i-ullah!" des Tataren und der Suridschis an. Der Weg führte uns meilenlang über den Begräbnißplatz von Scutari, voll von Lustwandelnden und Andächtigen, denn es war die Zeit des Ramazan. Dann und wann sahen wir einige hübsch gebaute Moscheen, und eine oder zwei große Casernen zur rechten Hand durch die Bäume hindurch. Endlich aber traten wir aus diesem Thale des Todes heraus, und vor uns lag leuchtend das Marmorameer mit seinen schönen Inseln und dem Berg Olympus in der Entfernung, der sich weit über das dazwischenliegende Hochland erhob. Der Abend war schön, die Luft heiter und die Sonne warf einen hellen rothen Glanz über die freundliche Gegend, durch welche wir heiter dahinritten. Doch die Dunkelheit ereilte uns lange, ehe wir Gheriza erreichten, wo wir Pferde wechselten. Die Lampen, welche die Minarets dieser Stadt erleuchteten zur Ehre des Ramazan, gaben uns eine weit vortheilhaftere Idee von ihr, als wie sie in der Wirklichkeit fanden, und hätten wir nicht selbst uns vorgesehen, so hätten wir die Fasten der Türken gezwungen mithalten müssen. Die Nacht war veränderlich und die Wege fast grundlos, auf denen wir nach Ismid, dem alten Nicomedia, zogen. Aber die Lage der Stadt und ihr äußeres Ansehen ist äußerst malerisch, wie sich ihre alten seltsam gebauten Häuser von der Küste des setzenden Meerbusens hoch an der Seite eines steilen Berges erheben in Terrassen, Schluchten und Felsenspitzen, eines mit Wein- und Obstgärten und Fruchtbäumen umgeben, mit ihrem wilden, romantischen Begräbnißplatz und den alten Cypressen mitten in der Stadt. Nur die Straßen darf man nicht zu dem Malerischen rechnen, denn sie waren knietief mit Schmutz bedeckt, und auf eine Weise gepflastert, als wolle man absichtlich die Pferde zu Grunde richten.

Hier frühstückten wir einige Eier in Butter geschlagen und verfolgten dann unsern Weg, nachdem wir einige ziemlich starke Ströme

Digitized by Google

überschritten hatten, mehrere Meilen lang auf einer alten Chaussee, ein festes, dauerhaftes Werk, aber entsetzlich schlecht für die Füße unserer Pferde. Ein schönes, breites Thal mit fruchtbarem Lehmboden und bedeckt mit Zwergeichen, Dornbüschen und einer Art Ginster eröffnete sich dann. Die hohen Gebirge auf beiden Seiten, besonders zur rechten, waren bis zum Gipfel mit Eichenwaldungen bedeckt und mit Nebel gekrönt. Das Wetter war wechselnd, bald Regen bald Sonnenschein, und in dem tiefen Schmutz der Straße erreichten wir erst nach 5 Uhr des Nachmittags das hübsche Dorf Sabandschah mit seinen schönen Steineichen und Platanen; 24 Stunden von Konstantinopel.

Hinter Sabandschah führte der Weg uns die ersten 6 Meilen längs dem See gleiches Namens, oft ganze Strecken durch seine Wasser hindurch, denn da die alte Chaussée, die sich noch lange hinzieht, sehr beschädigt ist, so nehmen die Suridschis ihren eigenen Weg mitten durch die Felder. Die Gegend ist hier und weit hin sehr eben, an einer Stelle war das Land in ziemlicher Ausdehnung unter Wasser gesetzt, ich glaube in Folge einer Ueberschwemmung des Flusses Sacaria, und dieses überschwemmte Land durchschnitten wir auf einer 2—3 (engl.) Meilen langen hölzernen Brücke oder Chaussée, feucht und schlüpfrig und daher äußerst gefährlich zu passiren, da wir unter uns mehrere Ströme rauschen hörten, denn zum sehen war es zu finster. Dieser hölzerne Damm, den sie Onzunkuyei nennen, ist wahrscheinlich eine neuere Ausbesserung der alten Chaussee, die hier vermuthlich weggeschwemmt wurde; denn am Ende desselben erreichten wir eine Brücke, die uns wieder auf die Chaussée brachte.

Hier hatten wir schon einen guten Weg zurückgelegt, als meine Mähre einen falschen Tritt that, vergeblich sich halten wollte und dann mit doppelter Heftigkeit niederstürzte, über mich hinrollte, doch glücklicherweise nicht auf mir liegen blieb. Der Stoß war ziemlich stark und ein Knie und ein Bein sehr verletzt; doch der Hauptstoß wurde wahrscheinlich durch mein Luftkissen aufgehalten, das ich vor mir hatte, und das zwischen der steinigen Straße und einer scharfen Spitze am Rücken des Thieres geprellt, jetzt nichts weniger als luftdicht war. Es war Mitternacht vorüber, ehe wir unsere Station Khendack erreichten, bis auf die Haut durchnäßt und vollkommen mit Schmutz überzogen, und so hungrig, daß wir uns entschlossen, 6 Stunden zu warten, um unsere Kleider zu trocknen und einen guten Pillaw gekocht zu erhalten.

Doch der Tag brach schon an, ehe uns der Tatar weckte, und als wir nach dem Pillaw fragten, echirten wir zur Antwort: „Pillaw yokdur.“ (Es ist kein Pillaw da.) „So bringt uns Eier!“ Yomurteh yokdur. (Es sind keine Eier da.) Und das war die Antwort auf jede andere Frage nach Lebensmitteln. Da brachen wir zornig los in drohende Worte und Gebärden, nur Schade, daß wir ihn und der Tatar uns nicht ganz verstehen konnte. Um nicht ganz nüchtern zu seyn, nagten wir an einigen Knochen eines kalten Geflügels und kauten einige Feigen, und setzten unsern Zug dann weiter durch Schmutz und Morast über eine Reihe kleiner Berge und Anhöhen mit Eichenwaldungen bedeckt. Der Boden bestand hier aus einer trichten Erdart, die wie ein Schwamm das Wasser anzog und in welche unsere Pferde oft bis an den Sattel versanken. Nie habe ich schlechtere oder schwierigere Wege gesehen. Felsen wurden wenig sichtbar, und diese waren kalkartig.

Nach einem Ritt von 5 Stunden hielten wir an einem Karawanserai, an den Ufern eines Stromes, und kamen dann durch eine anmuthige Ebene von reichem, fruchtbarem Boden, die in Felder und Verzäunungen getheilt und dicht mit Reihen oder Wäldchen schöner alter Wallnuß- und anderer Fruchtbäume besäet war. Die Gegend war sehr anmuthig, obgleich die Gebirge rund herum mit Schnee bedeckt waren, und trug sichtbare Spuren, daß sie im Alterthum von Bedeutung gewesen, denn wir fanden viele Stücke von Säulen und andere Ruinen, und der Begräbnißplatz enthielt statt der Grabsteine Stücke von viereckigen oder cylinderförmigen Säulen, von denen viele Inschriften trugen, zu deren näherer Untersuchung uns leider die Zeit mangelte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gewalt des Sturmes. Ein außerordentlicher Beweis der Gewalt, welche der Wind ausübt, wurde während eines Orkans am 8 April 1838 wahrgenommen, indem ein dünner Bambusstock horizontal durch eine der aufgerichteten mit Ziegel gedeckten Gänge in Hrn. G. Prinsens Salzwerke geworfen wurde, durch die ganze Breite hindurch drang und die Ziegel auf beiden Seiten zerbrach. Er ist abgeschnitten und in seiner Lage als ein Denkmal des Sturmes erhalten worden. Ein Sechspfünder würde kaum einen so leichten Pfeil durch eine Erdmasse von 5 Fuß Dicke hindurch getrieben haben. Die Hagelstücke waren so groß wie Wallnüsse, und ein Stück Eis fiel herab, das 8½ Pfund wog. (Asiatic Journal. Februar.)

Ansicht des Landes von Dschaggernaht. Es ist ekelhaft, die vielen Menschenschädel und Skelette nach allen Richtungen am Wege zerstreut zu finden, besonders in der Nähe der Tschatties oder Bazars. Meist sind es die Ueberreste der unglücklichen Pilger, die vor Hunger, Ermattung und an der Cholera sterben (die häufig in diesen Gegenden wüthet), und ohne weitere Ceremonie in den nächsten Graben, Loch oder Hecke geworfen werden, um die Beute der Vögel und Raubthiere zu werden. Hunderte betrogener Opfer gehen jährlich auf diese Weise unter, wenn sie von oder nach Dschaggernaht gehen. (ibid.)

Cholera zu Delhi. Im Anfang Novembers wurde Delhi von der Cholera in ihrer schlimmsten Gestalt heimgesucht, denn man hat sie selten so heftig gesehen. Unter zehn Kranken starben neun innerhalb einer Stunde, vom Augenblick des ersten Symptoms gerechnet. (ibid.)

Wellingtons Statue in der City. Die Unter-Commitee, die beauftragt ist diese Sache in Ausführung zu bringen, hat, wie wir hören, mit Sir Francis Chantrey einen Vertrag abgeschlossen. Die Regierung hat das Material hergegeben aus Kanonen, welche bei Waterloo genommen wurden, im Werth gegen 1500 Pfd. St., wodurch der Betrag der Subscription auf 10,500 Pfd. St. kommt. Die Kanonen und die Summe von 2000 Pfd. St. müssen sogleich dem Künstler gegeben werden, eine zweite Zahlung findet statt, wenn das kleine Modell fertig ist, und das Uebrige bei Vollendung des Ganzen. Sir Francis verspricht, daß dieß bis zum Sommer 1843 geschehen soll. (Lit. Gaz. vom 16 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Neuseeland.)

Digitized by Google

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1839.

Russische Alterthümer.

Der Russe Glagoljew, aus dessen Reisewerke wir im vorigen Monat denjenigen Abschnitt mitgetheilt haben, der sich mit Rußland und Polen beschäftigt, hat sich seitdem fortdauernd bemüht, das Innere Rußlands, namentlich in archäologischer Hinsicht zu studiren. Er hat jetzt seine Sammlungen dem russischen Ministerium des Innern *) mitgetheilt, und das Ganze soll mit nächstem öffentlich erscheinen. Einstweilen theilt das Journal des Ministeriums des Innern (Oct. 1838) einige Bruchstücke mit, welche für dießmal die alten Festungswerke des eigentlichen Rußlands zum Gegenstande haben, und woraus wir Nachstehendes entheben.

Unsere Vorfahren verstanden schon in alter Zeit, ihre Städte mit Mauern zu umgeben, die, wenn gleich von Holz, doch für die damaligen barbarischen Nachbarn Rußlands unersteiglich waren. Als Beweis davon dient die Benennung Gorod **) (Stadt) und der in den Chroniken häufig vorkommende Ausdruck rubit gorod, die Stadt zerhauen, fällen. Die Kunst, Festungen, Schlösser oder Dietinzen ***) zu bauen, konnten die Russen von Normannen, Bulgaren, Griechen und andern Völkern lernen, mit denen sie Krieg führten oder in Handelsverbindungen standen; in der Kunst, eine Stadt zu vertheidigen, konnten ihnen, nach den Worten eines deutschen Chronisten, die livländischen Ritter als Lehrer und Vorbild dienen. Fremde Beobachter, aus den Zeiten Johanns des Schrecklichen, Fedors und Godunows, bemerkten überhaupt, daß die Russen sich besser in Festungen als in freiem Felde schlugen. Selbst die Lagerplätze waren mit Pallisaden und Flechtwerk eingeschlossen. Zur Zeit der Kämpfe mit den Tataren der Krim vertheidigte sich das Fußvolk in den Steppen gewöhnlich hinter einem Gulai, oder beweglichen Bretterwall, den man auf Wagen fortschaffte. Wenn es nöthig war, stellte man auf eine Strecke von 2 bis 3 Werften zwei Reihen Bretter auf, und schoß aus dieser Befestigung heraus durch die Oeffnungen auf beiden Seiten. Zum System der Gränzbefestigungen dienten Erdwälle, die auf eine bedeutende Länge fortgeführt wurden, und Verhaue in den Wäldern, die 10 Werste und darüber in der Länge und 25 Klafter im Querdurchschnitt hatten. Der größte Theil der Städte in den südlichen Gouvernements verdankt seinen Ursprung solchen Gorodoks,*) die im 16ten und 17ten Jahrhundert auf den Wachtlinien gegen die Tataren der Krim angelegt waren. Von einigen Gorodoks sind jetzt nur noch die Gorodischtsches **) übrig.

Indeß haben sich nicht viele der alten Festungen in ihrem frühern Zustande erhalten, der größte Theil ist erneuert worden, andere liegen in Trümmern. Es wäre merkwürdig, eine vollständige systematische Uebersicht dieser Denkmäler zu haben mit Abtheilung je nach den Perioden, denen sie der Art und Zeit ihres Baues zufolge angehören, aber diese Arbeit, welche gründliche Kenntnisse der Befestigungskunst und der Geschichte unsers vaterländischen Kriegswesens erforderte, überschreitet die Gränzen des mir vorgezeichneten Plans. Wir beschränken uns deßhalb auf die Nachweisung derjenigen Denkmäler, welche durch ihre historischen Erinnerungen mehr Aufmerksamkeit verdienen, oder worüber wir zum mindesten topographische Nachrichten einsammeln konnten.

1. Gouvernement Nowgorod.

Der erste Grund zur steinernen Stadt oder zum Kreml von Nowgorod wurde von Jaroslaw dem Ersten gelegt, der es zu derselben Zeit auch mit einem Wall umgab. In der Sophienchronik ist unter dem Jahre 1302 angemerkt, daß die Nowgoroder abermals diese Umwallung erbauten und sie Djetinez nannten. Uebrigens wurde die Mauer erst im Jahre 1331 durch den Erzbischof von Nowgorod, Wassili, beendigt, und in den Jahren 1364 und 1400 erneuert. Neunzig Jahre später stürzte sie abermals ein, und der Großfürst Johann Wassiljewitsch III de-

*) Auf dessen Kosten auch jenes obige Reisewerk gedruckt wurde.

**) Das bekannte gard, kert und gadir.

***) Soll von djeta, das Kind „wo man die Kinder aufbewahrt," herkommen.

*) Diminutiv von gorod.

**) Runde Erdaufwürfe.

Digitized by Google

fahl, zwei Drittheile davon auf seine Kosten, und das letzte Drittheil auf Kosten des Erzbischofs von Nowgorod, Gennadius, wieder herzustellen. Endlich wurde sie unter Peter dem Großen im Anfang des 18ten Jahrhunderts wieder ausgebessert, im J. 1820 mit Brettern gedeckt, und an den beiden Hauptthoren Gewölbe aus Backsteinen aufgeführt. Thürme zählt man neun, an einem derselben, hinter der Sophienkirche, wurde über dem vorerwähnten Thore im Jahre 1311 von dem Erzbischof David eine steinerne Kirche erbaut zu Ehren des frommen Großfürsten Wladimir, woher auch das unter ihr befindliche Thor den Namen „Wladimirthor" erhielt. Diese Kirche bestand noch zur Zeit der Zerstörung von Nowgorod durch die schwedischen Truppen; wann sie aber aufgehoben wurde, ist unbekannt. Jetzt steht bei dem oben bezeichneten Thurm auf der Ostseite eine steinerne Capelle des Bischofs Nikolaus, die am Ende des 18ten Jahrhunderts aufgeführt wurde. Dieser Thurm ist bemerkenswerth, da in demselben die Versammlungsglocke *) hing. Johann Wassiljewitsch wohnte darin zur Zeit seines Aufenthalts in Nowgorod, die Glocke aber wurde am 15 Jan. 1478 abgenommen und nach Moskau geführt.

In der Johanns- und Sophien-Chronik von Nowgorod ist unter dem Jahre 1383 erwähnt, daß „in diesem Jahre zu Nowgorod an der Sophienseite nach dem alten Walle zu ein mehr als drei Saschenen breiter Graben gegraben wurde." Hieraus ersieht man, daß es der alte Wall mit dem drei Klafter breiten Graben ist, der hier erneuert ward. Weiterhin unter dem Jahre 1386 ist gesagt, daß „in dem großen Nowgorod um die Handelsseite ein Graben gegraben wurde," und unter dem Jahre 1502 ist erwähnt, „daß auf Befehl des Großfürsten Johann Wassiljewitsch auf dem ganzen großen Erdwall Pallisaden eingeschlagen, und Strjeizi (d. h. hölzerne Thürme, statt der steinernen, die damals schon zerfallen waren), erbaut werden sollten." Aus einer Beschreibung von Nowgorod im Jahre 1625 geht hervor, daß um den steinernen Kreml ein doppelter Graben lief, und die ganze Handelsseite am Flusse Wolchow und um den Wall von einer hölzernen Mauer mit vielen hölzernen Thürmen umgeben war. Die Bastionen am Wall um den Kreml wurden im Jahre 1700 von Peter dem Großen aufgeführt, als er nach der Niederlage zu Narwa sich vor der Verfolgung des schwedischen Königs bis nach Nowgorod flüchtete. Damals wurde der freie Platz von vielen großen Häusern und Kirchen gereinigt, die bis an den Wall stießen, welcher breiter gemacht wurde. Damals sollen alle Nowgoroder, ohne Unterschied von Stand, Geschlecht und Alter, zur Arbeit angehalten worden seyn, und der Metropolit Hiob, um die Einwohner zu beschwichtigen und zu erleichtern, trotz seines Alters selbst am Aufgraben und Wegführen der Erde Theil genommen haben. In einigen Wochen war die ganze Arbeit vollendet.

*) wetschewoi kolokol, von wetsche, altslav. die Volksversammlung.

Neuseeland.

(Fortsetzung.)

Wenn man erwägt, daß bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts noch immer nur einzelne Schiffe gelegentlich in Neuseeland gelandet haben, daß die zahlreichern Besuche erst in diesem Jahrhunderte begannen, so muß man in der That erstaunen über die Veränderung, welche bereits in Neuseeland vorgegangen ist. Die Zahl der Eingebornen wird jetzt, so weit hier statistische Angaben überhaupt möglich sind, auf 130,000, die der Europäer auf etwa 2000, und die der gemischten Race, zum mindesten auf das Doppelte angegeben. Die alte Bemerkung, daß die Eingebornen durch den Verkehr mit den Europäern nur gelitten haben, braucht man kaum zu wiederholen; wichtiger ist es, die Art anzugeben, wie dieß geschah. Ohne uns bei den Gewaltthätigkeiten und Schandthaten einzelner Schiffscapitäne und ihrer Mannschaften aufzuhalten, wollen wir nur bemerken, daß mehrere hundert aus Neusüdwales entflohene Verbrecher sich unter den Neuseeländern aufhalten, schändliche Krankheiten unter ihnen verbreiten, und sie ans Branntweintrinken gewöhnen, so daß bereits Branntweinhändler, die den besondern Namen Brandypedlars führen, das Land durchziehen. Die jetzigen Missionäre scheinen sich in ihrer Art sehr viel Mühe mit der moralischen Besserung der Eingebornen zu geben, aber ihre Vorgänger hatten sich Manches zu Schulden kommen lassen. Die Missionsversuche begannen im Jahre 1814, und die Missionäre setzten sich zuerst in der sogenannten Inseln-Bai, wo die meisten Schiffe anlegen, und jetzt auch bei weitem die meisten Europäer und Creolen wohnen, fest; allein unter die wilden Neuseeländer hatten sich nicht viele Freiwillige gemeldet, und man durfte nicht sehr wählig seyn; so kamen Leute mit „sehr weltlichen" Zwecken hin, die sich durch ihre zügellosen Ausschweifungen mit dem weiblichen Geschlechte verhaßt und verächtlich machten, was vielfach noch jetzt nachwirkt, und den Bemühungen der Missionäre hinderlich ist. Dann war wohl auch der priesterliche Hochmuth der Missionäre Schuld, denn der Fall hat sich ergeben, daß ein Mitglied der Mission auch noch in neuerer Zeit sich die schamlosesten Ausschweifungen zu Schulden kommen ließ, daß aber die Brüder den Eingebornen, welche die Sache zur öffentlichen Kunde bringen wollten, dieß verboten, bis endlich das Aergerniß und der Skandal allzu offenkundig wurde.

Indeß hat die Missionsgesellschaft mehrere Niederlassungen gegründet, wovon vier in der Nähe der Bay of Islands, eine am Thamesfluß, mehrere an der Bay of Plenty und noch weiter südlich; westlich von der Bay of Islands ist die Niederlassung Waimate, die man als eine Art Musterwirthschaft ansehen kann, um die Eingebornen im Ackerbau und den nöthigsten Handwerken zu unterrichten; kurz, die Mission hat für die Beförderung des wahren Wohls der Eingebornen ungemein viel gethan, und dieß trotz der Fehler und Laster einiger ihrer Mitglieder und trotz des bösen Beispiels, das entlaufene Matrosen und entflohene Verbrecher gaben. Auch sind die Missionsberichte fast die einzige Quelle, aus der wir, nebst einigen Reise-

Digitized by Google

beschreibungen unsere Kenntniß des gegenwartigen Zustandes von Neuseeland schöpfen müssen.

Dieser Zustand ist seltsam genug und geht einer Krise entgegen. Neuseeland ist schon zum Theil von Engländern angebaut, und die Anzahl derselben beträgt, wie oben angegeben, etwa 2000, aber „außer diesen Ansiedlern halten sich noch viele daselbst einige Zeit lang auf, wie die Mannschaft der Kauffahrer und Wallfischfänger, die sich fast in allen Baien und Häfen beider Inseln finden. Die Zahl der Ansiedler und der zeitweiligen Besucher steigt täglich. Kein Gesetz, keine Regierungsgewalt irgend einer Art ist vorhanden, um die Menschen abzuhalten, den Eingebungen ihres Eigenwillens zu folgen. Man nehme einmal an, die Gesetze würden in England für einen Monat lang suspendirt, und man kann sich dann leicht eine Vorstellung machen, daß die entlaufenen Verbrecher nicht die einzigen drittischen Unterthanen sind, die den Eingebornen ein Fluch werden. Die Verbrechen, welche einige Schiffscapitäne gegen diese begingen, sind so schauderhaft, daß sie kaum glaublich sind. Mit Ausnahme weniger Missionäre in Einer Ecke der einen Insel und wenigen gutgesinnten Ansiedlern in beiden Inseln, scheinen die drittischen Colonisten Neuseelands mit einander zu wetteifern, um dem Guten, das die Eingebornen aus ihrem Umgang mit civilisirten Menschen schöpften, entgegen zu wirken. Es gibt kaum einen Hafen auf beiden Inseln, der nicht von gesetzlosen Engländern heimgesucht (infested) wäre. Sie fördern die natürlichen Laster der Eingebornen und lehren sie noch neue. In ihrem Verkehr mit den Eingebornen, denen sie Land- und Landesproducte abkaufen, suchen sie dieselben auf alle Art zu betrügen, und erreichen nicht selten ihren Zweck, indem sie vorgeben, sie handelten unter der Autorität der englischen Regierung. Sie befördern die Kriege und Metzeleien unter den Eingebornen und nehmen Theil daran; sie verbreiten Krankheiten über alle Küsten von Neuseeland, und haben den Eingebornen Geschmack an hitzigen Getränken beigebracht. Sie verdienen in der That den Namen „Teufelsmissionare," den man ihnen gegeben hat." Diese Stelle ist aus einem Buche: the british Colonization of New Zealand, entnommen, und statt alles Commentars wollen wir nur die Bemerkung hinzufügen, daß er seine Behauptungen mit schauderhaften Beispielen belegt, wovon eines der schrecklichsten wohl das ist, daß der Gouverneur von Neu-südwales den Handel mit tattawirten Neuseeländerköpfen verbieten mußte, weil mehrere drittische Seecapitäne die Eingebornen zum Kriege gegen einander aufgereizt hatten, um sich solche Köpfe zu verschaffen.

Dergleichen Unthaten kamen zur vollen Kenntniß der englischen Regierung, und Lord Goderich, damals (1831) Colonialminister, äußert sich darüber folgendermaßen: „Man kann nicht ohne Scham und Entrüstung die Details lesen, welche diese (vom Gouverneur Darling eingeschickten) Documente enthalten. Ich fürchte, die unglücklichen Eingebornen von Neuseeland werden, wenn nicht entscheidende Maaßregeln zur Abhülfe ergriffen werden, bald die Zahl jener barbarischen Stämme vermehren, die in verschiedenen Theilen der Welt als ein Opfer des Verkehrs mit civilisirten Menschen gefallen sind, die den christlichen Namen entehren." Im Verlaufe dieser Bemerkungen fügt er hinzu, daß nach den Berichten des Missionär Williams die Entvölkerung der Insein mit raschen Schritte fortgehe.

Goderichs Worte beweisen die Wahrheit der Angaben des oben genannten Werkes „British Colonization of New-Zealand, und zum Ueberflusse kann man auch die Bestätigung an manchen Stellen von Polacks Werke, so wie in des wohlmeinenden Barristers Abhandlung über British Colonization and Coloured Tribes, London 1838, finden. Aber nicht gerechte Entrüstung oder frommer Eifer trieben die Verfasser des obigen Werkes, die Unthaten ans Licht zu ziehen, denn dieses ist selbst nur wieder das Mittel zu einem eigennützigen Zwecke, dessen Ausführung größeres Unheil als alles vorhergehende über die armen Neuseeländer gebracht hätte. Aus dem gesetzlosen Treiben der Engländer auf Neuseeland folgern sie die Nothwendigkeit, ihnen durch eine obrigkeitliche Gewalt Zaum und Zügel anzulegen, und die bisher ordnungslos betriebene Ansiedelung in ein System zu bringen. Zur Förderung dieses Zweckes ist das Werk: the british Colonization of New Zealand eingestandenermaßen von der „New Zealand Association" ans Licht gegeben worden. Diese Gesellschaft wandte sich an das Parlament um einen Freibrief, der aber geradezu abgeschlagen wurde, weil das Ganze nur auf Schwindelei und Betrug beruhe, und darauf hinaus laufe, den neuseeländischen Häuptlingen ihr Besitzthum unter nichtigen Vorwänden zu entreißen. Um nicht das Ansehen zu haben, als übertrieben wir die Sache, wollen wir wiederum einen Engländer selbst sprechen lassen. In den Times vom 26 Dec. v. J. heißt es: „es geht aus den vor der Pairs-Committee erhobenen Zeugenaussagen ganz deutlich hervor, 1) daß die eingebornen Häuptlinge sich ihrer unabhängigen souveränen Rechte nicht begeben wollen, so daß man deren Abtretung nie durch ehrenvolle Mittel erreichen könnte; 2) daß sie durchaus nicht wissen, was unter Verkauf und Entäußerung ihrer Landereien verstanden wird, daß sie bei allen solchen Verhandlungen glauben, sie könnten wieder davon Besitz ergreifen, sobald es ihnen genehm sey, und daß die nominellen Preise, die man schon bezahlt hat, und welche die neuseeländische Association künftig bezahlen will, nichts Besseres sind, als ein schändlicher Betrug gegen unwissende Wilde." Nach diesen Bemerkungen ist der weitere Satz überflüssig, daß es nur auf die Bereicherung einiger unersättlichen Speculanten abgesehen, und daß die philanthropischen Erklärungen in Betreff der Neuseeländer, und alle die Paraphernalien von Gouverneur, Bischöfen, Richtern und Commissären, wie sie die Association vorschlägt, lauter Trug und Täuschung (humbug) seyen. Die Times schließen mit den Worten: „Alle diese Thatsachen haben Ihre Herrlichkeiten mit einem Scharfsinn und Forschungsgeist zu Tage gefördert, welche sie zu öffentlichem Danke berechtigen, und wir können der neuseelandischen Association nur rathen, ihre Bude zu schließen, und ihre Gläubiger alsbald zu bezahlen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

2. Reiſe von Konſtantinopel nach Erzerum.

(Fortſetzung.)

Von Duſcheh aus, wo wir Pferde wechſelten, hatten wir eine lange und ſehr beſchwerliche Station nach Bolli. Anfangs in der vorhergenannten Ebene, mit Eichen und Dorngeſtrüpp bedeckt, hinſtreifend und den Fluß, der ſie durchſtrömt, an mehreren Stellen überſchreitend, kamen wir bei anbrechender Nacht in ein Defilée dicht mit hohen Waldungen bewachſen. Am Fuße des erſten Berges ſtiegen wir ab, unterſuchten die Bagage und die Pferde, und machten Alles fertig für den langen und ſchwierigen Paß, der vor uns lag.

Hier fanden wir den erſten Schnee wieder, der nach und nach ſo heftig und tief wurde, daß wir den Weg verloren, und faſt genöthigt waren, ſtill zu ſtehen. Auch kamen wir nicht eher wieder auf den rechten Weg, bis wir wieder umkehrten. Der Wald beſtand aus Eichen und Buchen von großer Höhe, und ließ nur wenig Raum für Geſträuche, die, wie es mir ſchien, meiſt Rhododendren waren. Oft war die Steig ſehr ſteil und mühſam, und Skelette von Pferden, von den Wölfen rein abgenagt, zeugten von der Gefahr unſeres Weges; ein Pferd lag nur noch halb verzehrt in unſerem Wege ſelbſt. Weiter in der Höhe traten wir Buchen und Hagebuchen auf einer ebenern Stelle, tief mit Schnee bedeckt. Es war bitter kalt und rauh, bis wir den Gipfel des Berges erreichten und ein elendes Wachthaus. Der Mond ſchien zuweilen durch die ſchweren Wolken und erleuchtete die hohen Spitzen der Berge, die ſich von allen Seiten erhoben, und, obgleich all Schnee, doch bis an die Spitze mit Wald bedeckt waren. Die Kälte nahm zu, je höher wir kamen, und an dem Wachthaus angelangt, waren unſere Kleider, durchnäßt von dem frühern Schmutz, feſtgefroren wie Bretter, unſere Stiefel, vom Schnee durchweicht, glichen eiſernen Schienen, und waren an die Steigbügel angefroren, ſo daß wir nicht abſteigen konnten, bis wir die Leute geweckt hatten, und dann konnten wir kaum gehen.

Nachdem wir Koffee getrunken hatten, ſetzten wir unſern Weg nach Bolli weiter fort auf einer Steaße von Eis, kamen dort gegen 1 Uhr noch Mitternacht an halbtodt vor Kälte und Ermüdung, und nachdem wir drei Stunden daſelbſt verweilt hatten, waren unſere Kleider nur halb aufgethaut, und wir mußten in dem naſſen, kalten Zuſtand unſere Reiſe fortſetzen. Nie habe ich mehr von der Kälte gelitten, als an dieſem Morgen. Unſere Kleider waren bald wieder ſteif gefroren, und ohne innere Wärme, die ſchneidende Luft des Morgens zu ertragen, auf halbgefrorner Straße, deren Eis bei jedem Schritt brach und die Füße unſerer Pferde verletzte, näherten wir uns nur langſam und halbtodt vor Kälte dem Dorfe Gherija, das, zwiſchen Bergen mit Eichen und Fichten bewachſen, maleriſch am Ufer eines wilden Bergſtromes liegt.

Der Weg nach Humomli führte über bedeutende, tief mit Schneebedeckte Höhen, die Strigen gingen oft am Rande von tiefen Abgründen hin, und da der Tag ſich ſchon neigte, als wir Gherija erreichten und verließen, waren die Ausſichten nicht angenehm. Ein eiſiger Wind empfing uns, als wir unſere Pferde beſtiegen, und geleitete uns die Anhöhr hinab, auf welcher die Stadt ſteht, nicht weit von einer Schlucht, die in ein langes, tiefes Thal hinabführt, und ſo heftig wehte er am Eingange dieſer Schlucht, daß wir kaum unſere Mäntel oder die Pferde ſich auf den Füßen halten konnten. Die Wege wurden immer ſchwieriger, das Schneegeſtöber immer läſtiger und für uns gefährlicher, denn neben uns gähnten die fürchterlichſten Abgründe, und oft, wenn der Fuß meines Pferdes zu gleiten ſchien, drang, trotz der Kälte, der Schweiß zu allen Poren heraus, in der entſetzlichen Erwartung, daß der Abgrund, der durch die Dunkelheit der Nacht noch ſchrecklicher wurde, mein Grab werden müßte. Um unſer Elend voll zu machen, mußte ſich unſer Tatar und der erſte Suridſchi betrinken, daß ſie bald, nachdem wir den Paß überſchritten hatten, feſt einſchliefen, und Banham und ich zur Kurzweil die Laſtpferde antreiben mußten. Dazu wurde der Himmel ſo finſter, daß wir kaum die Erde erkennen konnten, auf der wir ritten, ſo daß wir beim erſten Khan zu halten beſchloſſen. Doch der Entſchluß war nicht leicht auszuführen, indem der nächſte Khan verlaſſen und leer war. So mußten wir weiter, bis wir ein anderes anſehnliches Gebäude mit hohen Mauren erreichten. Es war das Dorf Tſchirkedſch, aber von ſeinen Bewohnern wollte keiner ſein warmes Bett verlaſſen, und nachdem wir lange gelärmt und getobt hatten, mußten wir abermals drei Stunden weiter nach Karadſchalan, wo wir gegen 4½ Uhr des Morgens ankamen, und faſt erſtarrt vor Kälte mit Eis und Allem, was um uns war, auf die erſte beſte Matte oder Matratze hinfielen und vor Erſchöpfung einſchliefen.

Um 7 Uhr des Morgens wurden wir erweckt vom Tatar, der uns ein warmes, treffliches Frühſtück beſorgt hatte, und eilten gegen 8 Uhr neugeſtärkt weiter. Die Gegend hatte ſeit Gherija ihren waldigen Charakter verloren (wir hatten eine bedeutende Höhe erreicht) und beſtand aus fettem Lehmboden, der ſich in erdige Hügel hinzog, ohne irgend einen felſigen Charakter. Wir kamen bei einer Menge griechiſcher und armeniſcher Gräber vorbei, Ruinen ehemaliger Begräbnißplätze, zum Theil mit Säulen und griechiſchen Inſchriften verziert, die wir natürlich nicht unterſuchen konnten. Auf unſerem Wege nach Kodſcha Hiſſar kamen wir durch ein ſchönes Thal, in das uns ein ſteiler Abhang führte. Die Stadt liegt anmuthig auf einer Anhöhe, am Fuß einer Reihe ſonderbarer Erdhügel mit zahlloſen Schluchten, über welche eine Kette hoher Gebirge ſich erhob. Einige dieſer Hügel waren Kies mit Sandſtein vermiſcht. Später berührten wir dieſe Kieshügel, als der Weg durch ein ſchönes, tiefes Thal führte, jene mit Lebensbaum (Arbor vitæ) und Wachholder, dieſes mit Gebüſchen der rosa horrida und andern Dornſträuchen bedeckt.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Wechſelnde Thätigkeit des Veſuv und Aetna. Hr. Pilla macht bemerklich, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1838 zwiſchen Veſuv und Aetna eine auffallend abwechſelnde Thätigkeit ſtattgefunden habe. Der Veſuv warf aus in den Monaten Julius und Auguſt; ſobald dieſer Ausbruch aufgehört hatte, begann der des Aetna, und dauerte fort bis in den December; am 1 Januar war der Veſuv wieder in Thätigkeit. (Echo du Monde Savant vom 23 Februar.)

Ueberſetzung chineſiſcher Abhandlungen. Der bekannte Sinologe, St. Julien, hat dem franzöſiſchen Miniſterium eine Ueberſetzung des chineſiſchen Veterinairs bei der Porcellanfabrication übergeben. Dieſe Abhandlung wird nächſtens mit Abbildungen erſcheinen. Der Miniſter hat nun Hrn. Julien beauftragt, aus den chineſiſchen Werken über den Ackerbau alle Abhandlungen über die Bereitung künſtlicher Düngerarten zu überſetzen. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortliche Redaktur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 2.

Eine andere Begebenheit, wir die in Nr. 1 erzählte, war von weit gefährlicherem und criminellerem Charakter. Dir Begebenheit trug sich in einer großen Stadt des Landes zu, und die Parteien waren von angesehenem Stande. Ein reicher Mahadschun, oder Kaufmann, hattr eine junge und hübschr Frau, gegen welche er sich außerordentlich eifersüchtig zeigte. Sir hatten keine Kinder, und im Falle seines Todes ging sein Vermögen an einen Verwandten über, mit dem er in Uneinigkeit lebte. Dieser Mann, Namens Khan Beg, ein träger, liederlichee Bursche, blickte mit sehnsüchtigem Auge auf die Erbschaft, und dachte auf Mittel sie dalb zu erhalten. Durch seine Verschwendung in Armuth gestürzt, wußte er, daß es vergeblich wäre, seinen Verwandten, den seinr wiederholten Ausschweifungen mit Recht erzürnt hatten, um Beistand zu ditten; und da er in einem der Diener des Kaufmanns einen dereitwilligen Helfershelfer fand, ersann er einen Plan, der ihm Erfolg versprach. Ee erfuhr, daß Idrahim Beg, der Mann, in einem Anfalle von Eifersucht die dienenden Frauen seines Weibes verkauft, entlassen und fortgejagt hatte, und daß nur eine Sklavin noch um sie sey, so dumm, daß sie unfähig war, zu deobachten, was im Hause voeging. Bishee hatte der Mann seine Frau mit Güte behandelt, doch durch diesen Verdacht aufgeregt und durch die Einflüsterungen seines Dieners Emami noch mehr gereizt, erhob er seine Hand gegen sie, und das arme Mädchen schrie vor Schreck und Schmerz wie in Todesangst auf. Am andern Morgen war sie nicht mehr zu finden, und man unterrichtete den nächsten Thanna, daß das Weib ermordet sey. Die Gerichtsbeamten kamen sogleich, und Emami sagte aus, daß ein Streit vorgefallen sey, doch sein Herr habe ihn fortgeschickt, einen Auftrag zu besorgen, und weiter wisse er nichts von der Sache. Nachsuchungen wurden überall angestellt, und da ein Theil des Bodens im Hofraum aufgegraben schien, sah man genauer hin, und fand den Leichnam einer Frau, deren Kopf aber nirgends zu finden wae. Idrahim Beg wurde natürlich verhaftet und ins Gefängniß gebracht. Vergeblich detheuerte er seine Unschuld und erklärte, gleich nach jenem unseligen Streitr mit seiner Frau sey er entweder von seiner Aufregung erschöpft oder von einem Schlaftrunk überwältigt in tiefen Schlaf gefallen, und dis spät am Morgen ohnr Bewußtseyn geblieben. Die Abwesenheit Emami's in Geschäften seines Herren wurde hinreichend durch einige seiner Verbündeten dewiesen; er erkannte eine Spange, die an dem Arm des Leichnams gefunden wurde, als dieselde, die seiner Heerin gehört, und dir er habe ausdessern lassen, wäheend die Sklavin aussagte, sie sey davon gelaufen und hadr sich versteckt, als ihr Herr seinr Frau geschlagen hade, und dann sey die Thür des Gemachs verschlossen gewesen, als sir es hade verlassen wollen; zugleich erkannte sie in dem Leichnam Tschumdili, ihre Gebieterin. Nichts konnte bedenklicher seyn. Der Kopf allein fehltr, um den Beweis zu vervollständigen. Idrahim Begs Eifeesucht gegen srine Frau war bekannt, und ihe Geschrei war an dem verhängnißvollen Abend von allen Nachbarn gehört worden. Beim Verhöre wurdr, der Meinung der Landesgesetzkundigen, weiche auf der Herbeischaffung des Kopfes destanden, zuwider, der Fall dem Nizamet Adawlet überwiesen, und keinem Zweifel über den Mord Raum gegeden. Idrahim Beg hatte einige Freunde, und der größere Theil derselden demühte sich auf alle mögliche Weise, ihn dahin zu dringen, seine Schuld einzugestehen. Im Allgemeinen sind die Indier sehe dereit, sodald sie verhaftet sind, und desonders nach ihrer Verurtheilung, ihre Schuld zu bekennen und alle nähern Umstände zu berichten. Oft bildet das Geständniß des Gefangenen den Hauptbeweis gegen ihn. Idrahim Beg jedoch fuhr fort, jeden Antheil an seines Weibes Verschwinden fest zu läugnen, und behauptete eben so fest, daß der Leichnam nicht der von Tschumdili sey. Zum Unglück für ihn hattr er sie zu verschlossen gehalten, als daß viele Personen über die Identität hätten sprechen können, und seine Versicherungen hatten kein Gewicht. Die Zeit verging; der Beweis gegen den Gefangenen wurde als genügend vom Obergericht anerkannt, und dee Tag der Hinrichtung anberaumt. Khan Beg freute sich schon auf seinr nahe Erbschaft, und gab sich das Ansehen eines reichen Mannes; man sah, daß Emami seinen alten Herrn ganz verlassen

Digitized by Google

hatte, und sich seinem Erben und Nachfolger anschloß, was einigen Unwillen gegen den treulosen Diener erregte, der so lange des Gefangenen Brod gegessen; doch es erzeugte nicht den geringsten Verdacht einer verrätherischen That gegen ihn. Endlich erhielt ein junger Engländer, ein Beisitzer des Gerichts, am Tage vor der Hinrichtung die Nachricht, daß Tschumbili lebe, und zwar 20 Meilen weit von dem Orte, wo der Mord geschehen seyn sollte. Ob er gleich dieser Nachricht nicht traute, so beschloß er doch, da es ein Menschenleben galt, die Sache persönlich zu untersuchen, und nachdem er Pferde und Träger nach dem Ort abgeschickt hatte, ritt er selbst am Abend dahin. Die Frau war, wie er hörte, im Gewahrsam einer Bande Fakirs, die in einem Grabgewölbe wohnten, und weil diese Menschen in allen Ränken wohlerfahren sind, so mußte man sie überraschen. Daher wurde vorsichtig die Dorfpolizei aufgeboten, das Grab umringt, und bei der Untersuchung fand man eine Frau, die Niemand anders war, als Tschumbili selbst, in einem unterirdischen Gemach. Sie wurde sogleich in eine für sie bereitete Duli gesetzt und nach der Stadt gebracht. Der Tag brach an, ehe sie ankam, das Schaffot war errichtet, und alle Vorbereitungen für die letzte traurige Ceremonie vollendet. Große Menschenmassen hatten sich versammelt, um der Execution beizuwohnen, und obgleich in Indien die Zeit ohne Werth zu seyn scheint, da große Massen mit exemplarischer Geduld jede beliebige Zeit warten, so wurde man doch endlich beunruhigt, als, statt des Gefangenen, ein Suwar erschien, der die Zuschauer mit den eingetretenen Umständen bekannt machte. Unterdeß wurden Emami und Khan Beg verhaftet. Der erstere gab sogleich die nöthige Erklärung, als er sah, daß der Plan mißlungen war. Er sagte zuerst aus, daß er durch seine Neigung zum Spiel in die Hand des Khan Beg gekommen sey, und anfangs lange widerstanden habe; die Sache sey lange verschoben worden, bis man einen geeigneten Körper fand, der für den der Tschumbili gelten konnte; endlich hätte ein Mann seine verstorbene Frau gegen eine Belohnung hergegeben, welcher sie, aus Furcht der Entdeckung, den Kopf abgeschnitten hätten; Emami habe durch erdichtete Berichte ihrer schlechten Lebensart seinen Herrn gegen seine Frau aufgebracht, und als sie weinend und seufzend in Schlaf versunken, und sein Herr durch einen Trank besinnungslos geworden sey, hätte er die Sklavin in ihrem Gemache verschlossen, Tschumbili in ein schwarzes Tuch gewickelt, und sie den Fakirs zur Verwahrung gegeben, die schon auf sie warteten; Khan Beg habe ihm in Allem beigestanden, und als die Sache geschehen, hätte er sich in dessen Wohnung begeben, und sey am andern Morgen wiedergekommen, unter dem Vorwande, er habe einen Auftrag seines Herrn in der vergangenen Nacht besorgt. Einige Rupien, die Khan Beg einem seiner Gehülfen verweigerte, brachten die ganze Sache zeitig genug an den Tag, denn dieser wußte mehr von dem Ganzen, als er wissen sollte, und zeigte es dem englischen Richter an. Khan Beg und Emami wurden verurtheilt, lebenslang auf den Straßen zu arbeiten.

Neuseeland.

(Fortsetzung.)

Die neuseeländische Association hatte freilich leichtes Spiel gehabt, den Zustand jener Inseln in einem schrecklichen Lichte darzustellen, denn Verbrechen genug wurden ungestraft verübt, und was schlimmer als Alles zu werden drohte, der Verkehr mit den Europäern lockerte die Bande des Gehorsams, welche sonst die Stämme an ihre Häuptlinge band; man darf wenigstens nur die mannichfachen Berichte von Raubanfällen lesen, womit die australischen Blätter angefüllt sind, und man findet häufig angemerkt, daß die Untergebenen den Häuptlingen, namentlich in der Aufregung des Kampfes und vielleicht auch des Branntweinrausches den Gehorsam verweigt hätten. Riß dieses Band, so waren die Eingedornen bald nichts Besseres mehr als eine Räuberhorde; und vielleicht sind die höchst zahlreichen Gewaltthaten, die in der letzten Zeit verübt wurden, nächst den häufigen Ausforderungen durch das Benehmen der Europäer selbst, diesem Umstande zuzuschreiben. Außer dieser Lage hatten die Engländer noch einen andern Umstand zu fürchten, nicht den abenteuerlichen Baron de Thierry, der sich König von Neuseeland nannte, und am Ende des Jahres 1837 auch wirklich einen Versuch machte, sich in den Besitz seines angeblichen Königreichs zu setzen, sondern einen viel furchtbarern Nebenbuhler, nämlich die Amerikaner, denn wie sich Engländer an den einzelnen Handelsplätzen und Häfen niederließen, so auch die Amerikaner, und diese konnten am Ende mit den Engländern in offene Feindseligkeiten gerathen.

Die erste Veranlassung zum Einschreiten der englischen Regierung gab die Erscheinung der französischen Corvette La Favorite unter Capitän La Place in der Bay of Islands im J. 1821; bekanntlich hatten die eingedornen Anwohner dieser Bay in frühern Zeiten einen französischen Schiffscapitän mit zwölf seiner Gefährten ermordet und verzehrt, und so entstand das einfältige, wie es scheint aber absichtlich verbreitete Gerücht, die französische Corvette sey erschienen, um das Land mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Vierzehn Häuptlinge des Landes wandten sich deßhalb in einer Bittschrift an den König von England, und im Mai 1833 erschien das englische Kriegsschiff Imogene, und brachte einen drittischen Residenten in der Person eines Hrn. James Busby mit; bald darauf kam Capitän Lambert in dem Schiffe Alligator, und ertheilte den dortigen Häuptlingen eine Fahne, die sie als Nationalflagge führen sollten, um dadurch gegen fremde Beästigungen sicher zu seyn. Wenn nicht die Absicht war, die in Neuseeland ansässigen Engländer gleichsam als Nation unter dem Schutze Großbrittanniens zu constituiren, so hatte diese Ceremonie durchaus keinen Sinn, da wahrscheinlich kein von eigentlichen Neuseeländern bemanntes Schiff sich weit von der Küste aus wagen und so mit europäischen oder amerikanischen Fahrzeugen in Collision kommen konnte. Doch wie dem sey, Hr. Busby war als Resident angestellt, und hätte mit den zu seiner Verfügung gestellten Hülfsmitteln sich als Regent, wenigstens der nördlichen Insel, benehmen können, allein es scheint, daß es ihm an dem nöthigen

Digitized by Google

Talent, und noch mehr an Energie fehlte. Wir haben zu wenig einzelne Nachrichten, um ein einigermaßen begründetes Urtheil über ihn zu fällen, allein Polacks Ansicht, das durch mehrere, im Asiatic Journal mitgetheilte Nachrichten bestätigt wird, spricht sehr gegen ihn. „Hr. Busby," sagt derselbe (II. 220) „erhielt eine Besoldung von 500 Pfd. jährlich, und 250 Pfd. weiter zu Geschenken an die einheimischen Häuptlinge. Diese Geschenke würden hingereicht haben, nicht nur dem Geber die Achtung und Zuneigung dieser uncivilisirten Menschen zu sichern, sondern sie würden auch eine Schaar um ihn her gebildet haben, die allen Befehlen des Residenten gehorcht hätte. Aber das Gegentheil fand statt: unbekannt mit der Sprache und den Sitten des Volks, in sich zurückgezogen und selbst die bessern Classen von Europäern vermeidend, ging die Achtung vor ihm als drittischem Consul schnell verloren, und die eingebornen Stämme, auf deren Gebiet er fern von den bedeutenden Häuptlingen, wie von den europäischen Handelsleuten lebte, behandelten ihn mit Gleichgültigkeit, später sogar mit Verhöhnung." Einige Angriffe auf seine Wohnung ließ er trotz der dringenden Bitten der andern Europäer ungeahndet, und so ließen sich die Folgen leicht berechnen.

Betrachtet man freilich die Anstalten, die gemacht wurden, so darf man sich nicht wundern. Hr. Busby sollte in Neuseeland wohnen, alle Klagen vernehmen und die flüchtigen Verbrecher von den Inseln ausschließen. Aber diese waren ohne Erlaubniß gekommen, blieben ohne Erlaubniß, und Hr. Busby hätte auch mit dem besten Willen kein Mittel gehabt, sie aus den Inseln zu entfernen, so gewiß es auch war, daß diese Verbrecher alle Bande, welche die Eingebornen noch zusammenhielten, zu lockern drohten, wie denn auch die Sydney Gazette vom 4 Julius 1834 nach Privatberichten aus Neuseeland bemerkte, die Inseln geriethen in einen immer unruhigern Zustand, und die Eingebornen seyen von Norden nach Süden zu allen Unthaten reif. Nichtsdestoweniger scheint dieß die englische Bevölkerung von Neusüdwales nicht geschreckt zu haben, und zu manchen Zeiten herrschte, namentlich in Vandiemens Land, eine wahre Wuth, nach Neuseeland auszuwandern, und Constitutionen der neu zu errichtenden Colonien wurden bekannt gemacht, die denen in den westlichsten Staaten Nordamerika's noch den Rang abliefen.

Im Jahre 1834 wurden zum erstenmale englische Truppen freilich nur 50 Mann hingeschickt, weil die Eingebornen eines englischen Schiffes sich bemächtigt, die Mannschaft ermordet hatten, und überhaupt immer unruhiger wurden. In der Cloudy Bay (Insel Tawai Punammu) waren die europäischen Ansiedler wiederholt in Gefahr, ermordet zu werden, indem die Eingebornen sich umher sammelten, in der entschiedenen Absicht, alle Weißen umzubringen. Vielleicht war es nur die List eines Capitäns, der mehrere Häuptlinge an Bord lockte, und sich ihrer als Geisel versicherte, was die Weißen rettete.

(Schluß folgt.)

Neuer Brennstoff.

In der Sitzung der Gesellschaft der Civilingenieure vom 5 Februar zeigte Hr. C. W. Williams Proben von Torf von seinem ersten Zustande, wenn er erst aus dem Moor genommen ist, bis zur letzten Vollendung, wo er in eine harte Coke zusammengepreßt ist, und von seinem neuen Harzbrennmaterial, oder künstlicher Kohle, die aus Harz und Torfcoke zusammengesetzt ist. Dieses Harzbrennmaterial hat man auf langen Reisen von großem Nutzen gefunden, sobald es im gehörigen Verhältnisse mit Kohlen gebraucht wird, da es den Heizer in Stand setzt, die erforderliche Dampfmasse regelmäßig zu gewinnen, und im Fall der Noth den Dampf schneller zu vermehren. Als Brennstoff selbst dient es nicht, doch wenn 5½ Centner dieses Brennstoffes mit 20 Centner Kohlen verbraucht werden, so daß er bei jedem Nachlegen der Kohlen zuerst mit dem Feuer in Berührung kommt, so werden die Kohlen weit besser in Brand gesetzt, und die Hitze ist dieselbe, welche 27 Centner Kohlen hervorbringen. So ersetzen 2½ Centner dieses Harzes 7 Centner Kohlen. Die Kosten betragen 55 bis 40 Schilling für die Tonne. Die transatlantischen Dampfboote nahmen 40 bis 60 Tonnen davon, und neben seinem vortheilhaften Gebrauche gewannen sie auch Raum für eine größere Ladung. (Athenäum vom 16 Februar.)

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

2. Reise von Konstantinopel nach Erzerum.

(Fortsetzung.)

Auf dieser Station waren die Reisenden, von denen ich früher erzählte, beraubt worden. Auch wir sahen nach unsern Waffen, als wir an diesen einsamen Ort kamen und aus dem Thal aufstiegen über eine Reihe unregelmäßiger Berge, von denen man auf der andern Seite die schöne Ebene von Tosia sieht, mit seiner schönen, malerisch an der Seite eines Berges liegenden Stadt, überragt von andern Höhen, und die Aussicht auf ein reiches, wohlbebautes Thal eröffnend. Doch Niemand begegnete uns, und im Posthause lud man uns ein, drei Stunden zu ruhen, bis Pferde herbeigebracht würden. Aus drei Stunden aber wurden sechs, und erst am Morgen des 20 Januar setzten wir unsere Reise weiter fort über Erdhügel von seltsamer Gestalt und mit gleichem Gestrüpp bedeckt wie die vorigen, setzten über mehrere breite Ströme, bis wir endlich in das Thal des Kizil Ermak oder eines Armes von ihm und in die befestigte Stadt Hadschi Hamza, malerisch auf einer Höhe über dem Fluß gelegen, kamen. Die umliegenden Berge waren wild und von anderem Charakter als bisher, meist aus Sandstein von verschiedenen Farben, roth, gelb, grün, aschgrau, der leicht abbricht und den Boden des Thales bildet. Die Vegetation besteht nur aus Föhren, arbor vitæ und Wachholder.

Die Pferde, die wir in Hadschi Hamza erhielten, waren so klein und elend, daß wir anfangs glaubten, man treibe Scherz mit uns. Doch es war Ernst (mochten sie keine andern haben oder uns geben wollen), und durch Schnee und Regen zogen wir die Ufer des Kizil Jemak nach, die bis an den Fuß der Felsen in Reisfelder umgewandelt waren, und mit Schmutz dahier uns reichlich segneten. Fünfmal fiel das eine Lastpferd, und der Tatar und die Suridschis mußten sie mit

Digitized by Google

unsäglicher Mühe aus diesem Morasse herauszuziehen. Doch weiterhin fanden wir eine andere Gefahr.

Ein Vorsprung des Felsens endet in einer kühnen senkrechten Klippe von ungefähr 1000 bis 1100' Höhe, an deren Fuß sich der Fluß schäumend beicht. In der Mitte dieses Felsens, vielleicht 4 oder 500' hoch über dem Fluß, ist der Weg durch den Felsen gebrochen worden: eine ungeheure und flechterliche Arbeit. Der Weg ist ungefähr 10' breit, und wo der Felsen nicht ausreichte, aufgemauert und gepflastert worden. Auch ist eine Brustwehr da, doch so dünn und niedrig an manchen Stellen, daß sie schwerlich einen Fallenden aufhalten kann. Das Ganze beträgt ungefähr ¾ (englische) Meile, die Steig dazu ist steil hinauf und hinab. Der Name der Steig ist „Surmasekiayah." Die Aussicht von ihr ist herrlich in das reiche, schöne Thal gegen Osmandschik zu. Zu beiden Seiten steigen die Felsen malerisch auf mit ihren burgartigen Klippen und Spitzen empor. Doch minderte unsere augenscheinliche Gefahr den Genuß bedeutend, da unsere elenden Pferde mit Mühe ihre mit Schlamm bedeckten Füße auf dem mit Eis überzogenen Steingrund aufrecht hielten. Froh waren wir, als wir sie glücklich nach Osmandschik gebracht hatten, denn selbst in den Straßen der Stadt fiel das eine zweimal vor Ermattung nieder.

Mit anbrechender Nacht gingen wir weiter, überschritten den Fluß wieder und verfolgten das Thal eines Nebenflusses bis zu einem nicht weniger gefährlichen Gebirgspaß. Wir näherten uns ihm durch den Berg selbst im Bett eines wüthenden Gebirgestromes, wo Niemand einen Weg sich hätte denken können, und aus dem wir durch eine enge Felsenspalte in der Dunkelheit aufwärts kletterten, bis wir hoch oben am Rand einer dunkeln Abgrundes herauskamen, und an welchem wir immer aufwärts steigend fortgingen auf einem steilen, engen gewundenen Pfad, hie und da gepflastert, doch ohne Brustlehne, in einer Höhe von 5 bis 600', wie ich glaube. Es war ein fürchterlicher Weg. Dabei muß man bedenken, daß die Türken ihre Pferde nicht an den Hufeisen schärfen lassen, und hier war Alles Eis und schmelzender Schnee. Der Abhang war nicht so lang, doch eben so gefährlich, und noch entsetzlicher, weil man stets in den schwarzen gähnenden Schlund hinabblickte und unten die schäumenden Wasser hörte. Doch war die Landschaft entzückend, vielleicht noch schöner durch die Dunkelheit. Die Wolken hingen schwer und drohend an den Felsenspitzen, und vollendeten das Gemälde, das uns der Paß von Derkler-dagh darbot.

Im nächsten Wachthause stärkten wir uns mit einem Weizen-Pillaw, Daurt oder saurer Milch und Koimak oder dickem, gekochtem Rahm für die weitere beschwerliche Reise, denn wir mußten wieder solche Gebirgspässe übersteigen, bis wir endlich in eine weite Ebene kamen, wo die Linie zwischen Schnee und Himmel nicht zu bemerken war, wo wir unsern Weg verloren, und eine solche Schläfrigkeit über uns Alle kam, daß wir unsere Augen kaum drei Minuten aufhalten konnten, und die Rosse langsam des Weges zogen. Erst als der Tag hell leuchtete, konnten wir dieses bleierne Gewicht des Schlafes abschütteln, und ein scharfer Galopp brachte uns nach Marsiwan, dessen Einwohner so streng den Ramazan hielten, daß wir nicht einmal ein wärmendes Feuer erhalten konnten, und vor dem Posthause die frischen Pferde erwarteten.

Unser Weg nach Amasia, der nächsten Station, führte durch die reiche, fruchtbare Ebene von Marsiwan, reich besetzt mit Dörfern und Weideplätzen voller Heerden, die durch eine Kette niedriger Hügel von Amasia getrennt ist. Ein steiler Abhang führte uns in den Kessel, worin es liegt, wie eine Statue in einer Nische, die Füße gegen einen hübschen Fluß ausgestreckt, der aus der Schlucht hervorkommt, in welcher sie liegt. Ueber ihr auf einem kegelförmigen Felsen, der sich mehrere hundert Fuß hoch erhebt, liegt das Schloß am Fuß nach höherer Felsen, die in schroffen Spitzen sich aneinander reihen. Der schmale Streif Land, den der Fluß — ein Hauptarm des Dschepkel Irmak — übrig läßt, ist mit Bäumen und Gärten bedeckt. Ein reizendes Bild. Doch der Regen goß in Strömen, und wir reisten Courier.

Amasia ist eine beträchtliche Stadt, und da wir in den bisherigen sechs Tagen 204 (englische) Meilen gemacht hatten, ohne uns Ruhe zu gönnen, beschlossen wir hier 12 Stunden zu halten. Doch das Posthaus versprach wenig Erholung, überall strömte der Regen herein. Auf schärferes Drängen brachte uns der Tatar in ein Karawanserai, wo wir uns ein Bad bestellten und unsere Kleider trocknen wollten. Doch vergeblich strebten wir das feuchte Holz zur hellen Flamme zu bringen, wir erhielten nur Dampf und Rauch. Erst nach dem Bad empfing uns eine erfreuende Wärme und ein treffliches Mahl, indem wir mit 20 Piastern einen herrlichen türkischen Hahn uns kauften. Am 25 Morgens um 8 Uhr setzten wir unsern Weg weiter fort.

Bald verließen wir das Thal des Dschepkel Irmak, und stiegen ein rauhes seltsam gebildetes Defilée auf, das einem hübschen kleinen Fluß ausgegraben, der jetzt mit Eis bedeckt war. Der Weg war an einem Punkte so enge, daß nur ein Pferd Raum hatte, gepflastert, um ihn gegen den Strom zu schützen, und mochte wohl einmal befestigt gewesen seyn. Als wir beträchtlich aufgestiegen waren, führte der Weg über einige niedrige Berge, dürftig mit Föhren, kleinen Eichen und Dorngesträuch bewachsen, und dann in die Ebene nach Turkhal hinab, einer kleinen schmutzigen Stadt, mit einem Castell am Felsen über ihr. Hier erhielten wir schnell Pferde, und bei heller Mondnacht ritten wir weiter über die Ebene nach Tocat, einer alten schönen Stadt mit einem Schloß auf den sich hinter ihr erhebenden Felsen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Araber aus Constantine in Frankreich. Fünf junge Araber sollen mit nächstem nach Paris kommen, um daselbst ihre Erziehung zu erhalten. Darunter befindet sich der Sohn Ali's, des Kaiden der Arabias und der Bender des Hakem von Constantine.

Eisenbahnfrequenz in Rußland. Im Laufe des verflossenen Januars fuhren auf der Eisenbahn von Petersburg nach Zarskojeselo 40,859 Personen. Die Einnahme dieses Monats belief sich auf 51.255 R. 22 Kop. (Nordische Biene vom 8 (20) Februar.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 28 u. 29** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Schlacht bei Benevento.** Eine Erzählung aus dem 13ten Jahrhundert, von F. D. Guerazzi. — **Zeitgedanken oder Menschen und Dinge.** (Schluß.) — **Neue Blas.** (Schluß.)

Zu den Abonnement dieses Auslande beigegebenen Literaturblatte, von welchem wöchentlich 1–2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 28 u. 29.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 März 1839.

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Von F. D. Guerazzi.

Es war zu erwarten, daß der glänzende Vorgang Manzoni's auf dem Gebiete der Romandichtung mit seinen Verlobten, bei seinen Landsleuten nicht ohne Nachahmung bleiben würde. Wirklich hat auch sein Gedicht, (denn diesen Ehren-Namen verdient mit allem Recht dieser Roman), verwandte Bestrebungen hervorgerufen, und unter den neuern Romandichtern Italiens, die man als Schüler Manzoni's wenigstens zum Theile ansehen kann, nimmt Guerazzi eine der bedeutendsten Stellen ein. Dabei aber unterscheidet er sich doch von Manzoni in sehr wesentlichen Punkten. Bei Manzoni spielt allerdings die Zeit, in welche seine Geschichte fällt, aufs lebendigste und anschaulichste mit, und das ist es, was diesem Roman ein so ausgezeichnetes Interesse, eine solche frische Farbe des Lebens verleiht; aber deßhalb ist doch dieser Roman kein historischer im engern oder prägnantesten Sinne des Worts. Treu dem hergebrachten, alten Begriffe des Romans, daß er eine Lebensgeschichte erzähle, halten Manzoni's Verlobte das Hauptinteresse immer bei den beiden Liebenden und ihren Schicksalen fest; Manzoni's Absehen geht auf die Schilderung allgemein menschlicher Gesinnungen, Empfindungen, Leidenschaften und Seelenumstände; es gibt aber kein allgemein Menschliches, das nicht zugleich in irgend einer Weise individuell, local und national wäre, oder es sänke zur kahlen, interesselosen Abstraction herab. Deßwegen sind Manzoni's Personen allerdings Angehörige eines bestimmten Volks, und zwar desjenigen, das er am genauesten kennt, mit dessen Eigenthümlichkeit und Geschichte er am vertrautesten ist; sie gehören einer bestimmten Zeit an, deren Geschichte und Charakter ihre Schicksale und Bildung zum Theil erklären hilft; sie werden hineingerissen in die Ereignisse jener Zeit und der Dichter bekommt Veranlassung, mehrere hervorragende Personen, die der Geschichte angehören, in seiner Erzählung auftreten zu lassen und historische Ereignisse zu berühren; aber ein eigentlicher historischer Roman sind die Verlobten deßwegen nicht, weil kein ausgezeichnetes historisches Factum, keine geschichtliche Idee, wenn man so sagen darf, den Mittelpunkt der ganzen Erzählung bildet; so anschaulich Einem aus Manzoni's Buche das Bild jener Zeit in vielen Bezügen entgegentritt, so ist doch kein Resultat gezogen oder angedeutet; man findet nirgends das Bestreben des Verfassers, ein bestimmtes Urtheil über jenes Zeitalter beim Leser hervorzurufen, seinen Gefühlen und Wünschen eine Richtung vorzuzeichnen, für irgend eine Ansicht oder Tendenz Partei zu machen. Manzoni ist in seinem Roman ganz Künstler, ohne dabei irgend die humane, sittliche und religiöse Gesinnung zu verläugnen, welche die Grundlage auch jedes ächten Kunstproducts seyn muß. In seiner unbefangenen, leidenschaftlosen Absichtslosigkeit, in der lächelnden Ruhe, womit er den Gang der Ereignisse berichtet, ganz dabei ist und sich doch darüber erhält, hat er viele Aehnlichkeit mit Walter Scott, welchem ihn seine Landsleute an die Seite stellen. Unsers Bedünkens mit Recht; denn wenn man auch Walter Scotts Fruchtbarkeit gegen ihn geltend macht, als einen Vorzug, worin der Italiener dem Engländer weit nachstehe, so dürfte Manzoni darauf erwiedern: „Einen, aber einen Löwen!“ Wenn nun aber Manzoni sogleich ein eigentliches poetisches Kunstwerk auf dem Gebiete des Romans lieferte, sogleich in gewisser Hinsicht ein Maximum, den Culminationspunkt erreichte, so war es sehr natürlich, daß die nach ihm Kommenden sich nicht ebenso wie er in der schönen glücklichen Mitte erhalten würden, wie er; daß bei seinen Nachfolgern nicht mehr das poetische, allgemein menschliche Interesse, so wie bei ihm die Hauptsache und der Mittelpunkt bleiben würde. Ein vollendetes poetisches Werk wird selten als ein solches begriffen und bewundert; weil an einem wirklich schönen Ganzen auch das Einzelne trefflich seyn muß, ergreifen jederzeit Einzelne Einzelnes und setzen oft das Hauptverdienst eines Werkes in ein nur untergeordnetes Moment. Derjenigen werden auch immer nur Wenige seyn, die den Roman rein als Kunstwerk zu behandeln wissen, frei von allen anderweitigen, möglicherweise ganz löblichen und ehrenwerthen,

Digitized by Google

Zwecken und Tendenzen, und man hat sich auch nicht darüber zu beklagen, daß die so dehndare Form des Romans als Vehikel und Träger für solche andere Interessen gebraucht wird, so lange nur auch daneben noch reine Musterbilder geschaffen werden, zur Orientirung des Geschmacks und zur Erhaltung des richtigen Bewußtseyns von dem, was eigentlich diese Kunstgattung zu leisten hat. Der philosophische Roman, der Künstler-Roman, der historische, der politische, der ethnographische Roman (Hope's Anastasius), der Gesellschafts-Roman, der Charakter-Roman u. s. w. — alle mögen ihre bedeutenden Verdienste haben, theils hinsichtlich der Form, welche den Forderungen der Poesie entsprechen oder sich annähern kann, theils auch durch ihren Inhalt, indem sie auf unterhaltende und ansprechende Weise Kenntnisse und Ideen ausbreiten, den Sinn für das über die nächste Wirklichkeit Hinausliegende wecken, den geistigen Gesichtskreis erweitern; aber kein Roman, der in eine solche Classe sich eintheilen läßt, wird ästhetisch so hoch zu stellen seyn als der freie, absolute Roman. Mit dem ästhetischen Werth darf jedoch das Interesse, das ein unter dem Einfluß einer bestimmten Tendenz oder Doctrine geschriebener Romane erwecken kann, nicht verwechselt werden; denn es ist denkbar, daß ein Roman, an welchem der Aesthetiker viel auszusetzen hätte, den Freund der Geschichte aufs lebhafteste anspricht; daß die Fehler in der künstlerischen Organisation durch die Reichhaltigkeit und Bedeutsamkeit des, wenn schon minder glücklich verarbeiteten, Inhalts vergütet werden; daß man dem Verfasser dankbar ist für das herbeigeschaffte Material, bestehe nun dieß in den Resultaten fleißiger Forschung, oder in geistvollen Gedanken und Ansichten, oder in feiner Zeichnung und Analyse von Charakteren, auch wenn die Behandlung ungenügend, roh oder fragmentarisch blieb. Mit diesen Bemerkungen machen wir den Uebergang auf das Werk Guerazzi's, der in seiner Schlacht bei Benevento von dem Vorgange Manzoni's insofern abgewichen ist, als er einen historischen Roman gibt, bei welchem das historische Interesse so sehr in den Vordergrund tritt, daß es das eigentliche Romaninteresse ziemlich zurückdrängt.

Guerrazzi ist weit entfernt von Manzoni's künstlerischer Ruhe. Wenn dieser mit Walter Scott zu vergleichen, in mancher Hinsicht selbst noch über den Britten zu setzen ist, so hat Guerazzi in seiner Geistesrichtung Vieles gemein mit Byron, hinter dem er freilich an poetischem Genius zurückbleibt. Ein brittisches Review nennt, wohl mit Recht, den feurigen, unglücklichen Ugo Foscolo, den patriotischen Restaurator und Commentator Dante's, als denjenigen, der einen bedeutenden Einfluß auf Guerazzi wie auf andere verwandte Geister des heutigen Italiens ausgeübt habe. Weil Italiens Gegenwart für solche heftige, glühende Gemüther nichts Befriedigendes, nichts Begeisterndes hat, flüchten sie sich zu dem Genius, der Italiens mittelalterliche Blüthe am glänzendsten vertritt, dessen göttliche Komödie gleichsam die Ilias der nachgebornen Italiener bildet. Sehr viele Themata der neuern italienischen Dichter sind aus Dante entlehnt und Alle wetteifern, ihre Ehrfurcht vor diesem erhabenen Dichtergeist an den Tag zu legen. So fragt Guerazzi, nachdem er die Treulosigkeit und Verrätherei eines italienischen Großen, der sein Vaterland um Gold an Karl von Anjou verkaufte, erzählt hat: „Ein Geist, der werth gewesen wäre kein Sterblicher zu seyn, der aus seinem Kerker von Staub den kühnen Entschluß faßte, dem Ewigen ins Antlitz zu schauen und alle Heimlichkeit zu erforschen, indem er nach seinem Willen Belohnungen und Strafen austheilte, hat jene verdammte Seele drunten in das höllische Eis eingesperrt:

— „magst du diesen nur nicht schonen,
Der ebenjetzo so geläufig sprach.
Sieh ihn fürs Gold der Franken hier belohnen,
Und sage daß Duera da nicht fehlt.
Wo ziemlich kühl und frisch die Seelen wohnen."

Das Jahrhundert der Hohenstaufen, die Zeit der Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen, die Blüthe der lombardischen Städte — das ist das glänzende Zeitalter — freilich auch kein goldenes — Italiens, welchem sich das patriotische ebenso wie das poetische Interesse der ihr Vaterland liebenden Italiener zuwendet. Durch die Wiederbelebung des Bildes jener Zeit möchten sie ihren Landsleuten einen Spiegel vorhalten, die erstorbene Begeisterung in ihnen wecken und sich selbst über die ruhmlose Gegenwart trösten — vielleicht auch einer glänzenderen Zukunft vorarbeiten. Wahrheitsliebende Geister können sich jedoch nicht verbergen, daß auch jene glänzenderen Zeiten nichts weniger als erfreulich und trostreich für das Gemüth des Menschenfreundes, des Freundes von Tugend und Völkerglück gewesen; daß dem hellen Lichte großer Thaten, ausgezeichneter Geisteskraft und edler Aufopferung die schwärzesten Schatten der Selbstsucht, des Verraths, der Grausamkeit zur Seite gegangen, und daß jene Jahrhunderte, wenn auch für das Nationalgefühl des Italieners theilweise erhebend, für die Menschheit nichts weniger als ehrenvoll waren. Das vorliegende Buch scheint in der That das Product eines tief patriotischen, feurigen, poetischen Gemüths zu seyn, das aber, beinahe bis zum Unglauben, bis zur Verzweiflung an menschlicher Tugend und an der Gerechtigkeit auf Erden verbittert, mit lauter trüben oder blutigen Farben ein Gemälde entwirft, in welchem das Erschütternde, Traurige, Schwermüthige und Entsetzliche selten mit eigentlich wohlthuenden Eindrücken wechselt. Der Verfasser spricht sich am Ende über sein Buch folgendermaßen aus: „Was ist nun die Moral dieses Buchs? die Thorheit, welche urtheilt wie ein Blinder schreitet, schickt sich schon an zu lästern — möge sie lästern." — Wenn die Geister, welche gewohnt sind, tiefer in das Wesen und die Gründe der Dinge einzudringen, aus dieser Geschichte erkennen, wie aus der Uebelthat die Rache erwächst und in unendlicher Fortpflanzung aus der Rache die Uebelthat, wie da, wo die Tugend keinen Reiz mehr besitzt, der sie um ihrer selbst willen lieben mache, kein Mittel, den Menschen vom Sündigen zurückzuhalten, besser ist als das: ihm dange zu machen vor den Wirkungen und Folgen des Bösen selbst, kurz ihn da durch die Furcht zu zügeln, wo man ihn nicht mit der Liebe zügeln kann; wenn jene Geister diese Wahrheiten erkennen werden, so wird ohne Zweifel die Moral des Buchs das leisten, und mehr als ich beabsichtigt hatte."

Digitized by Google

Die Liebe des Verfassers zu seinem Vaterlande spricht sich gleich in den ersten Worten seines Werkes aus; er beginnt: „Hat es je einen Menschen gegeben, der, wenn er die Augen aufhob zum Himmel Italiens, hätte läugnen mögen, daß dieß der freundlichste Himmel sey, den je das Lächeln Gottes erheitert? Hat es je einen Menschen gegeben, der wenn er die Augen aufhob zum Himmel Italiens, wenn die Erstgeborne der Natur (die Sonne) ihn in die Pracht ihrer Strahlen kleidet, nicht empfunden hätte, wie sein Geist sich zu regen begann in der Erinnerung an die Großen, die nicht mehr sind, und deren Namen in der Seele zurückblieb, wie die Harmonie einer Harfe, die nicht mehr gerührt wird? Wessen Arme breiteten sich nicht aus, entgegen jenem Gestirn des Lebens, wenn es der Nacht die Herrschaft des Himmels räumt und am Rande des Oceans ihn mit den letzten Strahlen grüßt, ohne es anzuflehen, es möchte noch verweilen auf seiner himmlischen Pilgerfahrt? Aber wenn es schied mit dem Abend, so kehrte es wieder mit dem Morgen, und sieht die Jahrhunderte sich versenken in die Ewigkeit, die Geschlechter der Menschen ins Grab gleiten und erblickt die unendliche Wechselverkettung der Tugenden und der Sünden. Kurz war sein Licht über der Ehre Italiens, lang weilte es über seinem Leid und seiner Schmach. Ach! nie hätte ich geglaubt, daß die Völker den Tod der Individuen sterben könnten! Und in welches Auge tritt nicht die Thräne, wenn das wehmüthige Licht des Mondes und der Sterne herabflimmert vom Himmel auf die schweigenden Gefilde der Erde? Ein Laut himmlischer Harmonie ertönt von dem Umschwung der Sterne am Firmament, eine Stimme ewigen Gesangs; und obgleich diese Stimme wegen allzugroßer Ferne nicht zum Ohr des Erdensohns gelangt, flößt sie ihm doch ein geheimes Gefühl, eine unüberwindliche fromme Wehmuth ein, welche in der Seele ihm süße und traurige Erinnerungen weckt und zum Weinen zwingt. Schön bist du, o Himmel Italiens, ob nun die Nacht oder der Tag dich schmücke, und wahrhaft ein göttliches Werk! die ewige Weisheit welche das Erschaffene beherrscht, vergönnte Italien diesen schönen Himmel, damit er ihm ein glänzender Zeuge wäre in seinen Tagen des Ruhms.

Und die Erde! — Jeder Zoll enthält die Asche vom Herzen eines Helden. Unsere Füße wandeln über den Staub von Großen hin.. unsere Füße, die wir selbst es mehr verdienten, unter dem Staube zu liegen! Nur der Fremde kennt unsere Geschichte, und voll Ehrfurcht scheut er sich den Fuß von einer Stelle auf die andere zu setzen, damit nicht aus der Erde ein Ruf ertöne: Schwächling, warum trittst du auf einem Starken herum? Aber schreite nur keck dahin, Fremder, denn jeder Rest des Lebens ist erloschen auf dem Gebiet des Todes; es ist ein Sonnenuntergang ohne Morgendämmerung; und aus den Gräbern bricht kein zürnender Ruf, wenn nicht die Tapferkeit oder die Frömmigkeit der Lebenden ein Ohr dafür hat."...

„Ich erzähle eine Geschichte von Verbrechen, von furchtbaren und gräßlichen Verbrechen, wie nur entartete Menschen, die den Schöpfer hassen und das Geschöpf, sie begehen können; von Verbrechen für die, so sollte man glauben, es kaum ein Ohr geben könnte, sie anzuhören, kaum eine Seele, sie zu ersinnen oder einen Arm, sie auszuführen. Niemand klage mich darob an, daß ich mich vorsetze die Menschen zu erschrecken und zu belehren. Etwas Leichtes ist dieß, aber das Wort der Weisheit fließt nicht oft von den Lippen der Menschen. Bedenke zuerst, wer mich anklagen will, die wechselvollen Ereignisse der Jahrhunderte; bedenke er, was es ist um das Herz der Menschen und erkenne, daß die Geschichte der Großmüthigen und Edeln für die Großmüthigen und Edeln ist. Von keinem Lächeln wird erheitert das Antlitz der Tugend; ihr einziger Lohn ist der Ruhm; — der höchste und erste in Wahrheit unter den Tröstungen, welche dem gefallenen Geschlecht Adams geblieben; aber der höchste und erste nur für die edeln Herzen, welche vermögen sie zu lieben, für sie zu leben und zu sterben. Wo das Laster die Geister ausgetrocknet hat, und die Seelen erniedrigt sind von der Angewöhnung der Sünde — was gelten da noch die Bilder und Träume des Ruhms? Es sind verspottete Namen, Gegenstände des Hohns. Einer stärkern Gewalt bedarf es, als der Stimme der Tugend. Der Anblick des aus der Sünde entspringenden Verderbens — oder Nichts, kann solche Geister erschüttern. Nur die furchtbare Stimme des Erzengels zerreißt den Stein und erweckt die Hingegangenen aus dem Todesschlummer..."

In diesen einleitenden Worten spricht sich der Geist des ganzen Buchs nach seinen Hauptelementen aus; glühende Liebe zum Vaterland und zum italienischen Volke, Begeisterung für die Schönheit der Natur überhaupt und besonders für die der Heimath; tiefe Trauer über den Contrast der herrlichen Natur und der entarteten Menschen — ein Contrast, der sehr lebhaft an den Eingang von Byrons Braut von Abydos erinnert — eine gewisse Vorliebe für die Behandlung gräßlicher und empörender Ereignisse und Thaten, jedoch mit einem gewissen moralischen Zweck; Liebe zur Tugend und Reinheit, neben einem tiefgewurzelten bittern Zweifel an der menschlichen Natur. Wie weit dieser Zweifel geht, ist ersichtlich aus Stellen wie folgende: „Sollen wir den Himmel bitten, daß alle Verräther auf solche Weise untergehen (wie Buoso von Duera)? Nein! denn der Wunsch, das die Erde eine Wüste werde, ist Sünde!"

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgedanken oder Menschen und Dinge.

(Schluß.)

Ueber gewisse religiöse Schriften.

„Bücher über diesen Gegenstand sind hauptsächlich auf Atheisten berechnet; aber haben sie je einen bekehrt? Gründen sie sich nicht auf die nichtige Einbildung, daß die Quelle des Unglaubens der Verstand sey und nicht das Herz? Sie machen nicht Ansprüche, die Menschen zu Christen machen, sondern nur, dem Christenthum den Weg bahnen zu wollen; oft aber steht zu befürchten, veranlassen sie sie, so lange auf der Schwelle zu verweilen, daß sie nie den Tempel selbst betreten. Der wichtigste Vorwurf aber, der die meisten Bücher über natürliche Theologie

Digitized by Google

trifft, ist ihr Mangel an Aufrichtigkeit; sie sind über die Maaßen einseitig. Sie sagen uns, in allen Dingen zeigen sich Spuren von Zwecken, und der Zweck setzte Einen voraus, der den Zweck bestimmt habe; und aus diesen Prämissen scheinen sie stillschweigend zu folgern, daß der Zweck ein wohlwollender sey. Große Gattungen von Thieren müssen ihrer physischen Organisation nach von andern Thieren leben; kann dieß geschehen, ohne daß Leiden zugefügt werden, und ist das Leiden nicht ein Uebel, und ist dann nicht das Uebel zum Zweck gemacht? Paley spricht von dem Glück der Fliegen, die im Sonnenstrahl spielen; sind aber diese Fliegen weniger glücklich, wenn sie sich auf das Fleisch eines wundgedrückten Pferdes setzen? Was würde ein Heide denken, der, durch jene glatten Sätze voll Declamationen über das angebliche Wohlwollen in Schlummer und in Vergessenheit seiner eigenen Erfahrungen gewiegt, endlich zum erstenmal in die Bibel schaute, und hier fände, daß die Mehrheit der Menschen für immer unselig seyn soll? Welche Harmonie würde er entdecken zwischen diesen beiden Systemen, und würde nicht eine so furchtbare Entdeckung ihn wahrscheinlich in Verzweiflung und völligen Unglauben stürzen."

Secten.

„Eine Mehrheit von Secten ist in manchem Betracht wohlthätig für die Religion. Da die Genossen von jeder strenge Beurtheiler der Lehre und des Lebens aller übrigen sind, so entsteht eine Art von gegenseitiger Verantwortlichkeit, wodurch alle in gewisser Art controlirt werden, obgleich nur wenige diese Wahrheit anerkennen wollen. Viele Ausschweifungen werden verhindert durch die Furcht vor geschäftigem Uebelwollen und aufrichtiger Entrüstung anderer, verstärkt durch den religiösen Parteigeist. Die Sectirerei hat dem Protestantismus die Dienste geleistet, welche das Mönchthum dem Papstthum geleistet hat — ihn in lebendiger Thätigkeit erhalten."

Das unpoetische Zeitalter.

„Es scheint wenig Grund vorhanden zu der Klage, die wir manchmal hören müssen, daß das gegenwärtige Zeitalter ein unpoetisches sey. Es wäre eine seltsame Anomalie in der Geschichte der Menschheit, wenn es sich wirklich so verhielte, daß ein Zeitalter, so reich an Erfahrung, so fruchtbar an jeder Art von moralischen Phänomenen, welches über so viele der dunkleren Geheimnisse unserer Natur Licht verbreitet hat, nicht Einen Geist sollte hervorgebracht haben, der ihren Charakter der Nachwelt in der dauerndsten und schönsten Gestalt zu überliefern vermöchte. Die Wahrheit ist: es gibt wohl Dichter; aber sey es nun, daß der Geschmack des Publicums, seinem Wesen nach, zwischen Bewunderung und Vernachlässigung oscillirt, oder daß die Realitäten des Lebens interessanter, stärker und mannichfaltiger geworden sind: nie gab es eine Periode, wo es den Dichtern schwerer wurde, sich Gehör zu verschaffen. Ein anderes ernstes Hinderniß, das sich den wenigen Berufenen in den Weg stellt, ist die ungeheure Zahl von Bewerbern, welche alle Zugänge zum Ohr des Publicums versperren. Von diesen Notiz zu nehmen, wäre eine Geduldsprobe und eine Zeitverschwendung; aber wenn wir erwägen, was die Poesie wirklich ist, und manche unsrer Dichter mit einem ziemlichen Maaßstab bemessen, so werden wir finden, daß es unter uns solche gab und noch gibt, welche die Probe bestehen."

Thomas Moore.

„Es gibt eine gewisse Classe in der Gesellschaft, deren Geschmack Moore besser zusagt, als irgend ein anderer Dichter seiner Zeit. Er ist der Dichter der raffinirten, selbstsüchtigen, abgelebten Wollüstlinge. Nicht als ob er im eigentlichen Sinn könnte wollüstig genannt werden. So seltsam es auf den ersten Blick scheinen mag, es liegt in diesem ausdrucksvollen und schönen Wort eine Tiefe und Einfachheit, welche Moore nie erreicht. Es ist bei ihm nicht genug Realität auch nur dazu vorhanden. Er ist ganz „falsch und hohl" — von seiner Liebe an, welche Liederlichkeit, und seiner Politik, welche Aufrührerei ist, bis auf seine Bilder, welche Flitter sind, und seine buhlerische Versification — in Allem, außer in seiner Abneigung und seiner Scheue vor Leuten, die in ihren Ansichten und Gesinnungen aufrichtig und ernst sind. Seine Gedichte sind, zum größten Theil, nur hübsche, ins Auge fallende Trödelwaare. Daher ist er mehr als alle andern der Dichter der Grundsatzlosen, der Blasen und Schäume der Gesellschaft, der Dichter von Leuten, deren Halbliebe zur Literatur beinahe das einzig Menschliche an ihnen ist, und die an ihm eine solche Freude haben, als sie nur überhaupt an der Poesie Freude haben können, weil er sie mit sich selbst aussöhnt, indem er ihnen den Glauben einflößt: die Grundsätze, welche sie sich bewußt sind nicht zu haben, seyen auch bei andern nur Schein und Heuchelei. Es hat unmoralischere Schriftsteller gegeben als Moore, denn er ist selten oder nie tief, aber vielleicht eben deßwegen keinen, der mehr geeignet wäre, in einem großen Kreise verderblich zu wirken. Er verbindet eine sentimental verlarvte Immoralität mit dem seltnen Talent, sich dem allgemeinen Geschmack genau anzuschmiegen; unmerklich vergiftet er die Gefühle und täuscht den Verstand, während er einen Rosenpfad zu dem ewigen Feuer bahnt." *)

Die neuern englischen Dichter.

„Kein Zeitalter, seit dem der Elisabeth, ist so fruchtbar an Dichtern gewesen, wie das unsrige. Die schon genannten (vornehmsten) Dichter sind schon reichhaltig genug, jedem Mann den eine mäßige Liebe zu den Musen beseelt, poetische Lecture für Lebenszeit zu liefern. Aber wie viele zeitgenössische Dichter sind noch sonst zu nennen! Campbell, der Verfasser von einem halben Duzend herzergreifenden Gedichten, die in Jedermanns Mund sind; Rogers, sauber und zierlich, unter den neuern am meisten katholisch; Milman, prächtig; Barry Cornwall, elegant und phantasievoll; Keats, der viel von Shelley's Geist hat; Miß Landon, welche in neuester Zeit große Fortschritte gemacht, und einige lyrische Sachen geschrieben, die Schillers *selbst nicht* unwürdig wären; Mrs. Hemans, sanft, rein und weiblich; Sotheby, einer unsrer sorgfältigsten und geschicktesten Ueber-

*) Wir werden dieß strenge Urtheil über Th. Moore bald in einer ausführlicheren Beurtheilung und Charakterisirung dieses Dichters beleuchten und prüfen. Anm. der Red.

Digitized by Google

seher; Joanna Baillie; Alford, ein junger, vielversprechender Dichter; Wolfe, der Verfasser des herrlichen (bisher Byron zugeschriebenen) Gedichts auf das Begräbniß von Sir John Moore; Hartley Coleridge, der einen nicht unbeträchtlichen Theil vom Mantel seines Vaters geerbt hat; Bulwer, der das Vermögen in sich hat, etwas Besseres zu machen, als er noch je gemacht hat, wenn er es über sich vermag, seine leichtfertige Ziererei wegzuwerfen und zu schreiben wie ein Mann; Elliott, der die Korngesetze als die Ursache aller menschlichen Uebel zu betrachten scheint, aber in dem sich eine Ader wirklicher Anmuth mit seiner absurden Heftigkeit mischt; James Montgomery, der Verfasser einer unserer edelsten Hymnen; Moultrie, der in neuerer Zeit seinen Ruf als Dichter von „Meines Bruders Grab" noch ansehnlich gesteigert hat, und noch manche andere, welchen mehr Beachtung zu Theil geworden wäre in einem Zeitalter, wo die Bücher nicht so im Ueberfluß vorhanden, oder das Talent Verse zu machen minder allgemein wäre. Wie die Welt älter wird und die literarischen Schätze sich häufen, wird es natürlich immer schwerer, einen literarischen Namen zu gewinnen. Auszeichnungen jeder Art werden freilich minder leicht errungen in Folge des veränderten Zustands der Gesellschaft und der allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen, welche die Zahl der Bewerber ins Ungeheure vermehrt hat. Staatsmänner und Berufsleute haben nur mit den Lebenden zu kämpfen, und unter den Lebenden nur mit ihren Landsleuten; ein literarischer Mann aber mit den Lebenden und Todten aller Zeiten und Länder. Mit den Autoren allerersten Rangs in den vornehmsten europäischen Sprachen sich genau bekannt zu machen, ist eine Aufgabe, die schon mehrere Jahre erheischt, daher muß jede spätere Generation in ihrer Selbstvertheidigung immer wählerischer werden, und den Zeiger des Ruhms an dem intellectuellen Barometer einige Grade weiter hinanrücken."

Ruy Blas.

(Schluß.)

Aus dem fünften Act, der ersten Scene.

Ruy Blas (allein).

Aus ist's! Die Traumerscheinungen verschwunden!
Bis Abend irrt' ich planlos durch die Straßen.
Jetzt hoff' ich. Ich bin ruhig. Besser denkt man
Bei Nacht. Der Kopf ist nicht so voll von Lärm.
Die Stimmen schliefen droben. Ruhig ist
Alles im Haus. Oh ja! kein Grund ist da
Zur Unruh; gut geht Alles; treu ist mir
Mein Page; sichre darf Don Sueitans
Ich seyn, wenn es um ihr Geschick sich handelt.
O Gott! Darf ich wohl meinen Dank die opfern,
Daß du die Wendung ihr zukommen ließest,
Daß du mir, Gütiger, Gerechter! hilfst
Schützen den Engel und den Teufel kreuzen,
Daß nichts zu fürchten sie, zu leiden hat,
Daß sie gerettet ist — ich sterben kann?

(Er zieht eine kleine Pistole aus dem Busen, die er auf den Tisch stellt.)

Ja, stirb jetzt, Sünder, und sink' in den Abgrund,
Stirb, wie man muß, zu sühnen ein Verbrechen!
In diesem Haus stirb, elend und allein!

(Er schlägt sein schwarzes Kleid zurück, unter dem man die Livree erblickt, die er im ersten Act trug.)

Stirb, angethan im Tod mit der Livree!
Gott! wenn der Teufel kommt, sein todtes Opfer
Zu schauen noch, so irrt' er wenigstens
Nicht ein durch diese schauerliche Pforte.

(Er verstellt die geheime Thüre mit einem Meuble.)

Gefunden hat der Page Sueitan
Gewiß, es war ja noch nicht acht Uhr Morgens.

(Er heftet seine Blicke auf das Fläschchen.)

Mein Urtheil hab' ich mir gesprochen, und
Vollzieh' es auch, selbst laß' ich auf mein Haupt
Den schweren Sargesdeckel niederfallen.
Den Trost hab' ich zu denken doch, daß jetzt
Niemand dazu kann etwas thun. Mein Fall
Ist rettungslos.

(Setzt sich in den Lehnstuhl.)

Sie hat mich doch geliebt!
Steh' Gott mir bei, ich habe keinen Muth!

(Er weint.)

Ach! man hätt' uns im Frieden lassen sollen,
O Gott!

(Er verbirgt das Angesicht in den Händen und schluchzt laut. Dann erhebt er wieder das Haupt, und starrt wie wahnsinnig die Phiole an.)

Der Mensch, von dem ich dieß gekauft,
Fragte mich, welchen Monntag wir hätten.
Ich weiß es nicht. Der Kopf schmerzt mich, die Menschen
Sind schlimm. Du stirbst, und Niemand kümmert es.
Ich leide! — Sie hat mich geliebt! Ach, daß man
Nie wieder, was vergangen ist, erlangt!
Niemals seh' ich sie mehr! — Die Hand die ich
Gedrückt — ihr Mund, der meine Stirn berühret ...
Du angebeteter, du armer Engel!
Sterben muß ich, in der Verzweiflung sterben!
Ihr, ihr Gewand, in dessen Falten allen
Die Anmuth sich verbarg, ihr Fuß der mir
Vorübergeh'nd die Seele machte beben,
Ihr Aug' in welchem sich berauschten meine
Zweifelnden Augen — ihre Stimm', ihr Lächeln —
Ich werde nie sie sehn mehr, nie mehr hören!
Und wäre dieß denn möglich? Nie — nie mehr!

(Er streckt verzweifelnd die Hand nach der Phiole aus; im Augenblick wo er sie krampfhaft faßt, geht die Thüre im Hintergrund auf. Die Königin, weißgekleidet, erscheint mit einem Mantel von dunkler Farbe, dessen über ihre Schultern herabfallende Kapuze ihr bleiches Angesicht sehen läßt. Sie hält eine Blendlaterne in der Hand, stellt diese auf den Boden und schreitet rasch auf Ruy Blas zu.)

Königin.

Don Cesar!

Ruy Blas

(sich erschrocken aufrichtend und den Rock über der Livree schließend.)

Gott! sie ist's! gefangen in
Der neuen Schlinge! (laut.)
Königin!

Digitized by Google

Königin.

Nun, warum
Dieſee Entſetzensſcheei? Ceſar...

Ruy Blas.

Wer machtr
Hiehee Euch kommen?

Königin.

Du.

Ruy Blas.

Wie? ich?

Königin.

Von dir
Erhielt ich...

Ruy Blas.

Was? Sprecht ſchnell doch!

Königin.

Einen Brief.

Ruy Blas.

Von mir?

Königin.

Geſchrieben, ja von Euer Hand.

. . . . . .

Ruy Blas.

Ich habe die geſchrieben nicht. Ich bin
Ein Teufel. Flieh! Du aber, armes Kind,
Du biſt's, die ſich in einee Schlinge fängt!
Die Höll' umlageel dich von allen Seiten!
Sind' ich denn nichts, um dich zu überzeugen?
So höer denn, du weißt, ich liebe dich.
Um deinen Geiſt von ſeinem Wahn zu retten,
Riß' ich mir gern das Heez aus meinee Bruſt.
Ich liebe dich — oh! flieh!

Nachdem Don Salluſte ſich gezeigt und die Königin zur Unterſchrift gedrängt hat, läßt Ruy Blas ſein Oberkleid fallen und ſteht in ſeiner Livree da, ohne Schwert.

Ruy Blas.

Ich nenne Ruy Blas mich, bin ein Lakai!
Ich ſage: Ruy Blas nenn' ich mich und bin
Der Kammerdienee dieſes Menſchen hiee.
Genug iſt des Verrathes jetzt, ſag' ich
Vom Glück füe mich will ich nichts wiſſen! Danke!
Es iſt umſonſt, daß Ihr ins Ohe mir flüſteet;
Zeit iſt es, daß ich endlich mich ermanne,
Von Euern ſchnöden Ränken ganz umſponnen;
Nicht weitee geh' ich; gnäd'ger Herr, wir beide
Sind ein oerruchtes Paae; ich hab' das Kleid
Eines Lakaien und Ihe feine Seele.

Don Salluſte (lacht).

Der Menſch iſt in dee That mein Kammerdienee.

. . . . . .

Ruy Blas (mit dem Schwerte Don Salluſte's).

Ich glaub' Ihr ſchmähet Eure Königin!
Maeanis, bis heute ſchützte dich der Satan,
Doch, will ee jetzt dich mie entreißen, komm' er!
Die Reih' iſt jetzt an mir! die Schlange, die
Einem kommt in den Weg — die tritt man todt!
Elendee! Du eeferchſt dich, deine Königin,
Eine anbitungswürd'ge Frau, zu höhnen
In meinee Gegenwart! für einen Mann
Von Kopf, wahehaftig ein unglaubiich Thun!
Und bild'ſt die ein, ich weede deinem Treiben
Geduldig zuſehn? Höee, mein Herr Marquis,
Wenn ein Verräther, welchen Slandes auch,
Ein lück'ſcher Schueke ſich erlaubt gewiſſe
Seitne und ungeheure Freveithalen:
Dann hat ein Jedee, vornehm odee niedrig,
Dee in den Weg ihm kommt, das Recht, ſein Urtheil
Ins Antlitz ihm zu ſpeien und ein Schwert
Zu faſſen, eine Hack' odee ein Meſſer!...
Bei Gott! ich wae Lakai — wie, wenn ich jetzt
Ein Henker würde?

Nachdem er ihn umgebracht und wieder ins Zimmer tritt;

Ruy Blas (knieend).

Jetzt, Herrin, muß ich Alles Euch bekennen.
Ich näh're mich Euch nicht. — Ich rede offen.
Ich bin ſo ſchuldig nicht als Ihe wohl glaubt.
Wohl fühl' ich, mein V rath, wie Ihr ihn ſeht,
Muß Euch entſetzlich ſcheinen... Oh! nicht leicht
Iſt's zu erzählen. Dennoch hab' ich keine
Gemeine Seele, und mein Innerſtes
Iſt redlich: Dieſe Lieb' wae mein Verderben.
Ich will mich nicht vertheidigen, ich weiß,
Ich hält' ein Rettungsmittel finden ſollen.
Dee Fehlee iſt geſchehen. — Es gilt gleich.
Seht Ihe, ich hab' von Herzen Euch geliebt.

Königinn.

Herr!

Ruy Blas.

Fürchtet nichts, ich näh're mich Euch nicht.
Von Punkt zu Punkt will Euer Majeſtät
Ich Alles ſagen. Oh! glaubt mir, ich habe
Keine gemeine Seele! Heul hab' ich
Den ganzen Tag die Stadt duecheannt wie ein
Wahnſinn'gee. Oft hat man mie nachgeſchaut.
Beim Hoſpital, das Ihe geſtiftet, fühlt' ich
Ganz dunkel nur durch meine Fieberträume,
Wie mie ein Weib vom Volke ſtumm abwiſchte
Die Tropfen Schweiß, die von dee Stien mie rannen.
Erbarme, Gott, dich mein! mie bricht das Heez!

Wir ſchließen hiemit die Proben und gehen zur Beurtheilung über. Seit Victor Hugo's erſten dramatiſchen Arbeiten haben ſich immer eine Menge lobender und tadelnder Stimmen mit großer Heftigkeit einander gegenübergeſtellt und der nunmehr beinahe antiquirte Kampf der Claſſiker und Romantiker hat ſich großentheils an ſeinen Dramen entzündet und fortgeſponnen. Man kann nicht behaupten, daß die literariſche Stellung und Autorität des Dichters ſeit ſeinem Hernani, an welchen man durch dieß neue, in Spanien ſpielende Stück

Digitized by Google

erinnert werden muß, sich zu seinem Vortheil, oder so wie damals seine enthusiastischen Anhänger und Verehrer hoffen mochten, verändert und befestigt, daß sie große und glänzende Fortschritte gemacht habe. V. Hugo ist zwar keineswegs aus der Mode und in den Hintergrund gedrängt; Frankreich hat inzwischen keine dramatischen Talente erzeugt, welche ihn überflügelten; aber er selbst scheint ziemlich nur von dem Ruhme seiner frühern Tage zu zehren. Die frappanten Wirkungen, die kühnen Neuerungen, die melodramatischen Motive und Reizmittel sind etwas verbraucht und haben den ersten Zauber der Neuheit verloren; und während die Hülfsmittel des Dichters sich eher verringert haben — schon dadurch, daß er keine neue Schachte der Poesie eröffnet — haben seine Ansprüche, seine Eigenliebe, seine Selbstbewunderung nur zugenommen. Davon zeugt auch seine Vorrede zu Ruy Blas, in welcher er, nicht zufrieden, ein dramatisches Gedicht geliefert zu haben, für dessen poetischen und dramatischen Werth er, als Dichter zu stehen hat, und dessen er sich bewußt seyn mag, mit vieler Selbstzufriedenheit auseinandersetzt, welche geschichtsphilosophische Bedeutung dieß Drama habe, wie darin der Zerfall der spanischen Monarchie im 17ten Jahrhundert, symbolisiert in drei Individuen, veranschaulicht werde. In dieser Vorrede schmeichelt sich V. Hugo ferner, daß in seinem Ruy Blas die drei Hauptformen der Kunst personificirt und concentrirt erscheinen. Don Salluste soll das Drama seyn, Don Cesar die Komödie, Ruy Blas die Tragödie. „Das Drama knüpfet den Knoten der Handlung an, die Komödie verwickelt, die Tragödie zerhaut ihn. Das philosophische Sujet des Ruy Blas ist das nach den höhern Sphären aufstrebende Volk; das menschliche Sujet ein Mann, der eine Frau liebt; das dramatische Sujet ein Lakai, der eine Königin liebt. Die Menge, die sich täglich zur Darstellung dieses Werks drängt, sieht in Ruy Blas nur dieß letzte Sujet, das dramatische, den Lakaien, und sie hat Recht." Der Verfasser dringt besonders auf die historische Bedeutung des Ruy Blas, weil nach dieser Seite Ruy Blas sich an Hernani anschließe. Im Hernani kämpfe der Adel, mit seinem Stolz und seinem Degen, gegen das noch nicht unumschränkte Königthum an. Zweihundert Jahre später seyen die Vasallen Höflinge geworden, und wenn der Edelmann seinen Stand und Namen verberge, so sey es nicht, um dem König, sondern um seinen Gläubigern zu entrinnen. Ferner: Der Dichter habe den Hernani mit den Strahlen einer Morgenröthe beleuchten, und den Ruy Blas mit dem Dunkel der Abenddämmerung erfüllen wollen. In Hernani gehe die Sonne des Hauses Oesterreich auf, in Ruy Blas unter. —

Hat, man darf dieß billig fragen, hat wohl der Dichter diese geschichtsphilosophischen und ästhetischen Ideen, welche in Ruy Blas realisirt seyn sollen, bei der Composition seines Drama's gegenwärtig vor der Seele gehabt und darnach gearbeitet? dann müßte man sehr zweifeln an der Freiheit seiner Phantasie, wenn sie von solchen Aufgaben und Rücksichten wäre beherrscht und eingeengt gewesen; wenn er immer darauf wäre bedacht gewesen, die historische Bedeutung des spanischen Adels im 17ten Jahrhundert zur Anschauung zu bringen; und man sollte denken, ein dramatischer Dichter wäre einzig erfüllt von seiner poetischen Idee und hätte schon genug zu thun, um diese nach allen Seiten gehörig auszuprägen. Wir sind indessen überzeugt, daß auch V. Hugo nicht alle jene Nebenideen vor Augen gehabt hat, sondern daß er nur hinterdrein fand, daß dieselben in seinem Drama berührt seyen, daß sie sich in dasselbe hineinlegen oder herausliesen lassen, und es sich nicht versagen konnte, auf die tiefsinnige Fülle seines Drama's aufmerksam zu machen, selbst der Commentator seines Werkes zu seyn. Dieß Hinweisen auf die geschichtliche und philosophische Bedeutung eines Gedichts verräth jedoch kein großes Vertrauen zur unmittelbaren Wirkung und Macht der poetischen Idee und Seele desselben. Nicht unwahrscheinlich ist aber, wovon V. Hugo nichts erwähnt, daß ein politischer Gedanke die Composition einigermaßen influencirte; die ersten Scenen des dritten Acts sind offenbar voll von Anspielungen auf den Zustand des jetzigen Spaniens, und vermuthlich rechnete der Dichter darauf, daß diese Bezugnahme das Interesse seines Stücks im jetzigen Augenblick nicht wenig erhöhen würde.

Einerseits hat das Stück bei wiederholten Aufführungen Aufsehen gemacht und eine Menge Zuschauer herbeigezogen, auch, gedruckt, einen sehr raschen Absatz gefunden. Hier wirkt jedoch die Mode bedeutend ein, und bekanntlich ist auch das fast allgemein verdammte Gedicht Lamartine's: der Fall eines Engels, außerordentlich schnell verkauft worden. Andrerseits hat eine gebarnischte und unbarmherzige Kritik, welche sich für Victor Hugo in der Person des ihn unablässig verfolgenden G. Planche scheint verkörpert zu haben, über dieß neueste Drama, gegen welches alle früheren todend hervorgehoben werden, ein fast totales Verdammungsurtheil ausgesprochen und das Dilemma gestellt: Ruy Blas sey entweder eine herausfodernde Wette gegen den gesunden Menschenverstand, oder ein Product der Tollheit. Ein so strenges Urtheil muß motivirt seyn, und Planche ermangelt auch nicht, die Unwahrscheinlichkeiten, die Unmöglichkeiten, die Absurditäten und Geschmacklosigkeiten sowohl in den einzelnen Charakteren als in der Anlage des Ganzen nachdrücklich zu rügen. Er findet den Grund der Ungnade Don Salluste's ganz unwahrscheinlich; er findet den Racheplan des Exministers und die dazu erwählten Mittel unglaublich. Er findet unbegreiflich, daß er den Vetter, dessen Titel er dem Ruy Blas überträgt, nicht tödtet, wozu es ihm doch weder an der Macht noch an der Entschlossenheit fehlen kann; daß er nicht berechnet, wie Ruy Blas, als Geliebter der Königin, nothwendig sein Feind werden müsse. Er findet es lächerlich, daß V. Hugo einen Lakaien, einen Menschen, der durch Träumerei und Müßiggang zu solcher Dienstbarkeit sich erniedrigt hat, zum Liebhaber der Königin und dann zum einsichtsvollen und redlichen Staatsmann macht, und lächerlich und empörend zugleich, daß Ruy Blas, im Besitz der höchsten Würden und der Liebe der Königin, geschildert als ein Mann von Geist und Herz, in der Scene mit Don Salluste, statt diesen, wie er müßte, niederzustoßen, ganz geduldig wieder die Rolle des Lakaien spielt, die er in der Zwischenzeit ganz vergessen zu haben scheint. Er findet höchst abgeschmackt die Art, wie die Königin in Ruy Blas die

Digitized by Google

Person des unbekannten Liebhabers, des Lieferanten der blauen Blumen erkennt, und Knall und Fall sich in ihn verliebt; absurd das Billet des Königs, widersprechend, daß die Königin, welche nicht nach Belieben ans Fenster gehen, oder etwas essen, oder einen Brief öffnen darf (eine lächerliche Uebertreibung des von Schiller im Don Carlos ergreifend geschilderten Etiquettenzwangs), bei Nacht den Ruy Blas in seinem Hause aufsucht; abgeschmackt, daß Ruy Blas am Ende selbst seine Livree wieder anzieht, um der Königin ad oculos zu demonstriren, daß er ein Lakai sey; und abstoßend gemein die komisch seyn sollende Rolle des Don Cesar, eines wahren Robert Makaire, der im Angesicht des Publicums ißt und trinkt und das System seiner Asotir auseinandersetzt. Das Ideale fehle diesem Drama, das eine Sünde gegen den guten Geschmack, wie gegen den gesunden Verstand sey, völlig, und an die Stelle der Entwickelung der Leidenschaften sey nur der Pomp des Spektakels getreten. Statt, wie der Dichter selbst sich schmeichle, eine Einheit von Komödie und Tragödie in der jene beiden Formen befassenden, verknüpfenden und befruchtenden Gestalt des Drama's zu geben, habe er nur ein — Melodrama geliefert.

In der That, charakterisirt man den Ruy Blas als Melodrama, so läßt sich daran am besten anknüpfen, was man, bei unparteiischer Beurtheilung, zu seinem Lob und zu seinem Tadel sagen muß. Das Wesentliche beim Melodrama ist, nach Victor Hugo selbst, die Handlung — was freilich häufig zusammenfällt mit dem Spektakel; um die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse und Situationen, um die Consequenz der Charaktere, um die Wahrheit oder den Werth der poetischen Idee kümmert sich das Melodrama nicht. Geistig darf darin Alles auseinanderfallen, wenn nur ein äußerlicher Faden und ein pathologisches Interesse die einzelnen Bestandtheile zusammenhält. Ohne Zweifel hat Ruy Blas für ein Melodrama übrig genug Verdienst; nicht nur vergnügt er das Auge mit einer reichen Aufeinanderfolge bunter Tableaux, deren Arrangement und Farben von dem Dichter selbst mit pünktlichster und kleinlicher Genauigkeit vorgeschrieben sind; nicht nur finden sich sehr spannende, ergreifende — vielleicht sollte man eher sagen: rumörende — Situationen; der Dichter zeigt sich auch als gewaltigen und gewandten Meister der poetischen Sprache, und kleidet manchen Gedanken, der, nackt, eben nicht viel besagen würde, in tönende, prächtige Reime; er läßt wenigstens in einzelnen Zügen die Gluth wirklicher Leidenschaft ahnen, und gibt da und dort ernste und würdige Gedanken; aber wenn dieß Drama, nur als Melodrama betrachtet, einen Ueberschuß von Verdienst besitzt, so zeigt sich allerdings ein ungeheures Defizit, sobald man mit den Anforderungen und dem Maaßstab des ernsten, ächten Drama's an dasselbe tritt. Darüber wollten wir mit V. Hugo nicht einmal rechten, daß er mit der Geschichte in solchem Maaß willkürlich verfahren ist; denn er könnte sich dafür auf eine gewichtige Autorität, auf Goethe, berufen, der dem Dramatiker gestattet, historische Personen sich zu wählen und sie zu behandeln, in der Art, daß er für die Geschöpfe seiner Phantasie einen historischen Namen, der ihm gerade passend dünkt, annimmt, ohne von der Geschichte sich viel vorschreiben zu lassen. Ruy Blas ist auch, trotz dem was der Verf. selbst behauptet, gar kein historisches Drama, denn es kommt kein, für die Geschichte eines Volks oder Staats bedeutendes oder entscheidendes Moment darin zur Entwickelung oder Anschauung, und mit einigen Abänderungen des Costumes könnte das Stück überall hin verlegt werden. Bloß vom ästhetischen Standpunkt aus erscheint uns dieß Drama gänzlich verfehlt. Bei einem Drama, dessen Fabel nicht von der Geschichte gegeben und vom Dichter in den poetischen Rahmen gefaßt, sondern von diesem frei erfunden ist, wird nothwendig nach einer Idee gefragt, welche darin zur Anschauung gebracht werden soll. Was ist nun die Idee von Ruy Blas? Man hat geantwortet: wie Marion de Lorme die Rehabilitation der Courtisane, so soll Ruy Blas die Rehabilitation der Livree seyn, und V. Hugo selbst scheint diese Deutung zu billigen. Er ist ein Freund von frappanten Contrasten und Antithesen, und hat hier die Lakaientracht und die, erwiederte, Leidenschaft für eine Königin in Conflict gebracht. Die Person des Lakaien geht unter, mit seiner und durch seine Livree, aber seine, nicht gemeine, Seele ist der Liebe einer Königin nicht unwerth und lebt in dieser fort. Daraus ergäbe sich die Moral: die größten Unterschiede des Standes verschwinden und sind innerlich ungültig vor der Leidenschaft und vor dem Geist. Das ist nun recht schön; aber einmal heißt es doch den Contrast gar zu sehr spannen, wenn zum Repräsentanten der Niedrigkeit ein Lakai gewählt wird, eine Person, mit deren Namen sich, sey es mit Recht oder Unrecht, ein fataler, verächtlicher Nebenbegriff verbindet. Auch scheint V. Hugo im dritten Act den Begriff, den man gewöhnlich von einem Lakaien hat, zu respectiren und seinen Ruy Blas demselben zu unterwerfen; denn in der Art, wie er die Mißhandlungen seines frühern Herrn erduldet, zeigt er wirklich eine Lakaienseele. Aber ein weiterer, sehr großer Uebelstand, wodurch jene Idee gekreuzt und beinahe aufgehoben wird, ist: daß nicht die Leidenschaft des Ruy Blas sich den Weg zur Königin bahnt und ihre Liebe gewinnt, sondern die Rachsucht des Don Salluste, der als Kakodämon alle Fäden in seiner Hand hält, den Ruy Blas der Königin nahe bringt, ihn ihre Liebe gewinnen läßt, mithin die Ausfüllung der Kluft des Standes nicht durch die göttliche Macht der Leidenschaft, sondern durch tückische Rachsucht und verrätherischen Betrug bewirkt wird. Das kühne Streben des Niedrigen ist an und für sich machtlos; das im Ruy Blas personificirte Volk, „welches nach höhern Regionen emporstrebt," erreicht durch eigne Kraft nichts, sondern erringt nur, wenn die boshaften Ränke von Großen ihm Vorschub leisten, einen scheinbaren Triumph, der zu seinem eignen Verderben ausschlägt und in jene hohen Regionen selbst nur Unsegen und Schmach bringt. So zerfällt die scheinbare Idee des Ruy Blas in ein Nichts, und es bleibt nur ein Intriguenstück übrig, dessen Seele boshafte Rachsucht ist.

Beiträge bittet man an **Dr. Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

Der bloße Name des Adour erweckt in dem Fremden aus den nördlichen Ländern die Idee eines irdischen Paradieses, und derjenige täuscht sich nicht, der seine Ufer im Campanerthale besucht; allein das Pittoreske ist meine Aufgabe nicht; nur scheint mir die gute Meinung, die man von diesen Gegenden hat, eine Andeutung zu seyn, daß man nicht ungeneigt seyn werde, sie im Ganzen und im Zusammenhange zu übersehen, und sich bei dieser Gelegenheit in Bezug auf diesen Theil des südlichen Frankreichs eine Ideenreihe zu entwerfen, welcher es weder an Neuheit, noch an Wichtigkeit mangelt; auch ist dieß um so leichter, da man aus den vorhergehenden Beschreibungen schon mehrere einzelne Theile kennen gelernt hat.

Die französischen Pyrenäen sind etwa 100 Meilen (Lieues) lang (es handelt sich hier nicht um eine genaue Statistik), davon kommen nur ungefähr 30 auf den östlichen Theil, von wo die Gewässer (die Aude, der Tets) gegen das mittelländische Meer auslaufen. Ihre Breite wird, was die eigentlichen Pyrenäen betrifft, im Durchschnitt auf 8 Lieues geschätzt, aber ihre Ausläufe begleiten den Adour und die Garonne bis zu ihrer Mündung. Von der Pointe de Grave, gegenüber von Royan an der Mündung der Garonne, kommt man auf die Hügel des alten Herzogthums Albert, welche sich durch das Armagnac verbreiten; bei Vic en Fezensac (westlich bleibt Aire und östlich Auch) wird die Passage enger, und noch enger bei Trie an der Baise Derriere (zwischen Tardes westlich und Castelnau de Magnoac östlich); etwas südlicher bei Tournay am Arros, der sich in den Adour ergießt, öffnet sich die Gegend, aber man steigt bald auf die Berge des Nedouzan, wo der Arros entspringt, und verfolgt, so gut man kann, den Gebirgskamm, welcher zwischen dem Adour und dem Nestes die Wasserscheide macht, und immer dürrer und wilder wird, je mehr man gegen die Gränzen Spaniens hinaufsteigt.*) Diese Reise in einer nordwest-südöstlichen Richtung beträgt ungefähr 100 Meilen. — Wir haben übrigens schon bemerkt, daß das Mittagshorn von Pau noch bei Bazas, 35 Lieues nördlich von Pau, und 12 oder 15 Lieues südlich von Bordeaux, sichtbar ist; von dem Fichtenbaume beim Boucau de Bayonne will man nicht nur diesen Berg, sondern den größten Theil der hohen Pyrenäen entdeckt haben; ich kann dieß nicht verbürgen.

Der Adour reicht nicht bis an die spanische Gränze; der Gebirgskamm, der sich südlich von seinem Ursprung verlängert, gibt jedoch auf seinem westlichen Abfalle dem vorzüglichsten Nebenflusse des Adour, nämlich dem Gave de Pau, sein Entstehen; östlich laufen die Quellen des Nestes, der sich in die Garonne ergießt. Der Gave de Pau ist für das Studium der Pyrenäen weit merkwürdiger, als der Adour selbst; seine unzähligen Arme füllen die Thäler von Azun, Saint Savin, Cauterets, Bareges und Bastan aus, wo in alten Zeiten, vielleicht vor 3000 Jahren, die großen Katastrophen stattfanden, wodurch die Gewässer aus den zersprengten Gipfeln der Pyrenäen den Ausgang suchten, und die heutige Gestaltung des Landes vorbereiteten. Dort stürzt sich der Gave aus der 300 Fuß hohen Rolandsbresche*) in den 1800 Toisen weiten Circus von Gavarnie; dort empfängt er auf 1547 Metres Höhe den wilden Walddach von Ossonne, längs dessen man von dem Thale von Azun von Westen herübersteigt. Dort war es, wo er ehemals als See die Ebene von Sedee und von Luz erfüllte; bei dem letzteren Ort erhält er den nicht minder wilden Walddach von Bastan, der gegenüber von der westlichen Quelle des Adour entspringt, und in den zerrissenen Ufern der Seen von Escobous, Omar, Aigues cluses, Oredon, la Glaire Spuren der Wuth gelassen hat, mit welcher er über Bareges gegen Luz hin losbrach — war es dieselbe vulcanische Convulsion, welche auch dem Gave de Pau nicht mehr erlaubte, sich mit dem Umkreis von Luz und Argeles zu begnügen? Gewiß ist, daß der Gave zwischen den Bergen Beut und Gers bei Lourdes durchbrach, in zwei Strömungen getheilt die Ebenen von Bearn, so wie die von Bigorre, mit Trümmern überhäufte,

*) In der Breite der Pyrenäen ist eine Erhöhung von 25 Toisen einer Entfernung von 25 Lieues gegen Norden gleich.

*) Die Thürme des Maeboré = 5182 Metres Höhe; die Rolandsbreesche 2943 Metres.

Digitized by Google

und die Hügel anschwemmte, welche heutzutage diese beiden Strömungen, nämlich den Gave östlich bei Saint Pé, und die Gewässer von Ossau, die östlich in den Adour fließen, theilen. Mehrere Seen, z. B. die Ousse, wurden zu Flüssen, und man wird wenig Gegenden finden, welche wie Bearn und Bigorre mit einer solchen Menge paralleler Flüsse und Bäche, durch niedrige Hügel in enge, schmale Thäler eingeschlossen, versehen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Neuseeland.

(Schluß.)

Baron Thierry hätte unter solchen Umständen eine nicht unbedeutende Rolle spielen können, wenn er sich mit Geschenken an die immer mehr verwildernden Häuptlinge Neuseelands gewendet hätte, allein es scheint ihm mit der Colonisation Neuseelands wirklich Ernst gewesen, und er mit ächt französischer Unkenntniß fremder Verhältnisse und Zustände zu Werke gegangen zu seyn. Im Frühjahre 1835 erließ „Charles, Baron de Thierry, chef Souverain de la Nouvelle Zélande, et roi de Nukahiva," von den Sandwichinseln aus eine Proclamation zur Besitzergreifung von Neuseeland. Hr. J. Busby nahm die Sache so ernsthaft auf, daß er eine eigene Proclamation deßhalb erließ, und die englischen Bewohner Neuseelands warnte, sich durch keine solchen Lockungen verführen zu lassen. Thierry hatte, wie sich ergab, schon im J. 1822 bei Hokianga (gegenüber der Bay of Islands auf der Westseite) bedeutende Landstriche angekauft, wollte nun Ansiedler dahin bringen, und gestützt auf diese, so wie auf die Missionäre, denen er besondere Besoldungen versprach, eine gewisse Herrschaft ausüben. Allein diese Ländereien waren längst wieder von den Eingebornen, die keine unwiderrufliche Veräußerung des Bodens anerkennen, an andere Europäer verkauft worden, so daß, als der Baron am 4 Dec. in Neuseeland ankam, er gleich wegen seines Besitzthums in Streitigkeiten kam, und sobald er seine Leute ans Land setzte, fanden diese, die, wie es scheint, aus Handwerkern bestanden, vortheilhaftere Beschäftigung bei den dort angesiedelten Europäern, so daß sie ihn trotz aller aller unter Brief und Siegel abgemachten Verträge verließen. Am deutlichsten geht sein Schicksal aus einem bekannt gewordenen Briefe von ihm hervor, worin es heißt: „Der ehrwürdige Hr. Marsden sagte mir mit prophetischer Wahrheit voraus, was mir mit der Mehrzahl meiner Emigranten wirklich begegnet ist, und hätte ich seinen Rath vernommen, ehe ich mich verpflichtete, sie mit mir zu nehmen, so hätte ich viel Geld und noch mehr Plage erspart, indem ich mich hauptsächlich den Neuseeländern anvertraut, und das zügellose Volk, das ich von Sydney aus mit mir nahm, dort gelassen hätte." Mit Einem Worte, das Unternehmen schlug gänzlich fehl, wie es ihm jeder, der die seit 10 bis 12 Jahren in Neuseeland angewachsene fremde Bevölkerung kannte, hätte voraus sagen können.

Diese europäische Bevölkerung, mindestens ein bedeutender Theil derselben, scheint mit den Eingebornen mehr und mehr zu verwildern. Polack sagt, er habe, als er im Jahre 1837, nach einer Abwesenheit von beinahe einem Jahre, wieder nach der Bay of Islands zurückgekommen sey, eine wesentliche Verschlimmerung in dem Charakter der benachbarten Eingebornen bemerkt; auch die Missionäre fanden es. Der oben schon erwähnte Missionär Marsden besuchte im Jahre 1837 wieder die Ostseite Neuseelands, und berichtet darüber (s. Missionary Register, April 1838) Folgendes: „Es ist mehr als sieben Jahre seit meinem letzten Besuche. Bei meiner Ankunft hier fand ich zwei der vornehmsten Häuptlinge, Pomare und Titore, in offenem Krieg; in Folge dessen war die ganze Insel in der größten Aufregung. Von allen Seiten her haben sich die Häuptlinge mit ihrer Mannschaft versammelt, um einen der beiden, Pomare oder Titore, zu unterstützen. Ich habe wiederholt beide Parteien besucht, um sie zum Frieden zu bewegen, es ist mir aber nicht gelungen. In Pomare's Pa (befestigtem Lager) befanden sich 131 Europäer, und gleichfalls eine große Zahl in Titore's Lager; dieß sind durchgängig Leute vom verworfensten Charakter, entflohene Verbrecher, entlaufene Matrosen und Schenkwirthe, welche Branntweinbuden in den Pa's aufgeschlagen haben, wo Trunkenheit und Ausschweifungen aller Art an der Tagesordnung sind." Wenn hier über 200 entlaufene Verbrecher und ähnliches Gesindel als in diesen beiden Lagern anwesend erwähnt werden, so läßt sich leicht abnehmen, daß die Zahl dieser Menschen auf der nördlichen und südlichen Insel zusammen genommen viel größer seyn muß, als die oben angegebene Zahl von 200; auch beklagen sich alle Berichte über den furchtbaren Einfluß dieser Menschen auf den moralischen Zustand des Volks.

Diese Lage der Dinge wurde bei der Unmacht, oder eigentlich zu reden, bei der gänzlichen Abwesenheit aller Regierungsgewalt für die bessern Classen der Europäer endlich unerträglich, sie kehrten zurück zum „Urstand der Natur," und beschlossen, den Schutz, den keine Regierung ihnen gewährte, sich selbst zu verschaffen. Am 23 Mai vorigen Jahrs traten die Bewohner des gleichfalls an der Bay of Islands gelegenen Districts Kororarika, Europäer und Eingeborene, zusammen, und kamen über mehrere Gegenstände der gemeinsamen Nothwendigkeit überein, wovon nachstehende Punkte die wichtigsten sind. „Im Fall eines Angriffs von Eingebornen oder andern Personen gegen das Leben oder das Eigenthum der Mitglieder der Verbindung, machen sie sich anheischig, sich nöthigenfalls bewaffnet bei der Wohnung des Angegriffenen einzufinden. Kein Mitglied soll Matrosen oder Vagabunden verheimlichen oder überhaupt bei sich aufnehmen. Wenn das Gerücht jemanden einer Räuberei beschuldigt, so soll er vor sieben oder mehr Mitgliedern der Verbindung erscheinen, diese die Zeugen vernehmen, und wenn seine Schuld von allen als erwiesen angenommen wird, so soll man ihn dem brittischen Residenten übergeben, daß dieser mit ihm verfahrt, wie er für angemessen findet, oder wenn der Resident sich weigert gegen ihn einzuschreiten, so soll er nach den localen Gesetzen, welche die Verbindung entworfen, bestraft werden.

Digitized by Google

Wenn irgend ein Einwohner, der kein Mitglied ist, sich diesen Bestimmungen nicht unterwerfen will, so sollen die Mitglieder sich vereinigen, um ihn zur Beobachtung der Gesetze zu zwingen. Jedes Mitglied soll sich mit Waffen und Munition versehen. Die diesen Bestimmungen zuwider handelnden Mitglieder sollen mit Geldstrafen von 1 bis 20 Pfund Sterling belegt werden."

Dieß ist die erste Grundlage eines neuseeländisch-englischen Staats; der wichtigste Schritt ist geschehen, und man sieht, wie sich ziemlich deutlich aus dem Obigen ergibt, die Wirksamkeit des englischen Residenten als erloschen an. Aehnliche Gemeindebündnisse werden wohl nach und nach an allen Orten geschlossen werden, wo die Europäer zahlreich sind, und wenn auch nicht durch Zahl, doch durch Verstand und Energie die Gemeinde leiten. Aber die Folgen? Es kann nicht fehlen, daß diese Bestimmungen die solchergestalt zusammengetretenen Gemeinden nach und nach mit den Häuptlingen des Landes und mit den unter ihnen hausenden europäischen Vagabunden in Krieg verwickeln müssen, schon darum, weil solche Gemeinden gewiß Leute, die sich zu ihnen flüchten, seyen es Sklaven oder im Kampfe unterlegene Freie, nicht einem gewissen Tode ausliefern werden. Was wird aber der Erfolg dieser Kriege im besten Falle seyn, als Verwilderung auch der besser gesinnten Ansiedler? Indeß ist auf diese Weise doch den Bemühungen der Missionäre ein Anhalt und ein Schutz gegeben, der ihnen früher fehlte, und dieß wird auch den nicht unbedeutenden Einfluß der Missionäre auf die unglücklichen Neuseeländer, welche wohl fühlen, in welche Lage sie durch die ewigen Kriege gestürzt sind, zum Vortheile aller vermehren.

Jedenfalls bildet sich hier allmählich ein politischer Zustand aus, wie er fast auf der ganzen Welt seines Gleichen nicht hat; eine solche Durchdringung zweier gänzlich verschiedenen Bevölkerungen hat bei anglo-germanischen Ansiedlern noch nirgends statt gefunden; nur die spanischen Ansiedlungen in einzelnen Theilen Südamerika's bieten hier einen ähnlichen Zustand dar. Zudem wird Neuseeland zwar natürlicherweise in Abhängigkeit von England bleiben, ob aber England für klug finden wird, englische Gouverneure hinzusenden, ist eine andere Frage, und so ist auch hier der Grund zu einem künftigen, unabhängigen Staate gelegt, der wenigstens in commercieller Beziehung seine Wichtigkeit in einer nicht sehr fernen Zukunft bewähren dürfte.

Künstliche Spiegel.

Hr. J. Thornton, Professor der Chemie an der Universität zu Philadelphia, hat eine Erfindung gemacht, die ohne Zweifel eine große Revolution in der Spiegelfabrication hervorbringen wird. Es ist ihm gelungen eine flüssige und verglasbare (vitrifiable) metallische Composition zu Stande zu bringen, die auf einer mit Spiegelfolie belegten Fläche ausgebreitet beim Erkalten dieselben Eigenschaften gewinnt, wie Krystallspiegel, mit denen sie die größte Aehnlichkeit hat. Man kann daraus Spiegel von jeder Größe machen. Hr. Thornton hat mit dieser Substanz die Mauern und den Plafonds eines der Säle seines Hauses belegen lassen, und man versichert, daß wenn die Kronleuchter angezündet sind, der Reflex einen wahrhaft magischen Effect mache. (Voleur vom 28 Februar.)

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

2. Reise von Konstantinopel nach Erzerum.

(Fortsetzung.)

Der Weg nach Niskar, unserer nächsten Station, wandte sich durch eine Reihe von Bergen und Thälern hin, von denen einige recht schön und wohl bebaut waren, doch wurde es empfindlich kalt, als wir eine Steig in die Höhe stiegen, die uns über eine Gebirgslandschaft in eine andere Schlucht führte, deren Seiten mit Eichen-, Buchen- und Föhrenwaldungen und Immergrün und anderem niedern Gesträuch bis hinab zu dem lärmenden Strom bedeckt waren, der im Grunde des Thales unter der eisigen Decke hinrollte. Der Weg war mit Eis bedeckt, und merkwürdig war es zu sehen, wie die Pferde mit ihren Eisen, polirt wie Stahl, auf diesem schlüpfrigen, glatten Boden hingaloppirten, gezwungen von der Peitsche des Tataren.

Die Thalschlucht, die weiter unten immer enger wird und mit Lorbeer, Buchsbaum, Rhododendran u. s. w. bewachsen ist, öffnet sich endlich in das schöne Thal von Niskar, trefflich angebaut und rings mit hohen Bergen umgeben. Hier war kein Schnee, er blieb hinter uns auf den Höhen, und man sagt, es sey stets frei davon, aber um so tiefer war der Schmutz der Straße. Doch durchschnitten wir ziemlich schnell die Ebene, an deren nordöstlicher Seite die Stadt liegt, und kamen noch zur rechten Zeit an, um zu frühstücken.

Niskar liegt seltsam, doch anmuthig an der Mündung eines Thales am Zusammenflusse zweier eilender Flüsse, die einen Arm des alten Lycus bilden. Die Stadt selbst liegt, zerstreut zwischen Bäumen und Gärten, am Berg in die Höhe mit unregelmäßigen und steilen Straßen. Der Bazar war dürftig, das Schloß zerstört, doch die Stadt schien volkreich und thätig; die Häuser waren meist aus Holz und mit Backsteinen ausgefüllt, doch das Posthaus das bequemste, das wir noch gesehen. Ich kenne zwar nicht genau die Gränze zwischen Anatoli und Armenien, doch Niskar gehört schon zum letztern. Hier verließen wir die niedrigern Gegenden von Kleinasien und stiegen zu dem weit kältern, gebirgigern Plateau Armeniens auf. Der erste Theil unserer nächsten Station erhob sich nur langsam, und war mit kleinen Eichen, Wachholder und anderem Dorngesträuch bewachsen. Als wir höher aufstiegen, wurde der Wald dichter, und bestand meist aus Eichen und Buchen; doch bemerkte ich auch Eschen, Ulmen, Linden, Hagebuchen und Eibenbäume. Die höhern Theile des Berges waren mit der schottischen Fichte bewachsen, die aber hier keine bedeutende Höhe erreichte. Darunter wuchsen große Aepfel- und Birnbäume mitten im Schnee, und dieser wurde auf unserem Wege so tief, daß er 6' tief lag, und nur ein schmaler Fußsteig, den frühere Reisende gebahnt hatten und wo nur ein Pferd gehen konnte, für uns übrig blieb. Mühsam verfolgten wir ihn, als der Sturz eines Lastpferdes und des einen Surtschi in tiefen Schnee uns aufmerksam machte, daß wir den Weg verloren hätten. Wir kehrten einen Theil des Weges zurück, und fanden dann

Digitized by Google

erſt durch den Inſtinct des einen Pferdes einen beſſern Weg, der uns bald in das Dorf Eskiſur brachte.

In dieſen Gegenden ſah ich auch eine einfache und wirkſame Art, in den reißenden Berggewäſſern eine Furt zu erhalten. Man legt nämlich einen oder zwei Bäume quer über den Strom, legt Zweige und Geſtrüpp darauf und beſchwert das Ganze mit großen Steinen. Der Kies und Sand, der vom Waſſer mitgeführt wird, legt ſich da an, vermehrt ſich und bildet eine Erhöhung im Strom, die man leicht durchwaten kann. Ueberhaupt wie hoch wir auch ſchon geſtiegen waren, die Gegend war mehr bevölkert und fleißiger bebaut, als viele der glücklichern Gegenden, die wir durcheilt hatten. Wir kamen durch viele kleine Dörfer, deren Häuſer roh aus unbehauenen Fichtenſtämmen zuſammengeſetzt waren, mit flachen Dächern aus Erde und Holzblöcken gebildet; einige waren aus Steinen gebaut, die durch Fachwerk aus Holzblöcken zuſammengehalten wurden, welche in der Länge übereinander gelegt waren, 2 bis 5 Fuß von einander entfernt. Viele von ihnen waren an der Seite eines Berges gebaut und halb in die Erde geſunken. Dieſe Dörfchen liegen anmuthig an kleinen Flüſſen zwiſchen Feldern und Gärten, mit Hecken von Wallnuß- und andern Obſtbäumen, wie Aepfel, Birnen und Kirſchen u. ſ. w. umgeben, und überall Zeichen ſorgfältigen Anbaues. Es war die volkreichſte Gegend, die ich bisher geſehen.

Der Weg führte uns ſo bergauf, bergab, bis wir endlich einen Fluß erreichten, deſſen ſchmutzig grüne Farbe und ſchäumende Heftigkeit einen unangenehmen Eindruck auf uns machte. Der Tatar nannte ihn Kizzil Irmak, doch mußte es der Dſcheykel Irmak ſeyn, den wie bei Amaſia überſchritten. An ſeinen Ufern führ feſſige, rauhe Wege trabten wir weiter, bis wir plötzlich auf einer faſt ſenkrechten Felſenwand ſtanden, wo der Weg im Zickzack uns ins Thal führte und in das Dorf Kuli Hiſſar, deſſen Umgebungen aus runden Hügeln von Erde oder leicht ſich bröckelndem Stein beſtehen, und in welche die ſeltſamſten Schluchten und Vertiefungen eingeſchnitten ſind, in deren einer das Dorf gebaut worden. Dürftig wächſt hie und da der Lebensbaum, übrigens iſt die Gegend ohne Intereſſe, wenn man nicht die Blätter der Zwergeiche dahin rechnen will, die, vom Winter roth, braun und gelb gefärbt, einen anmuthigen Anblick gewähren.

Von Kuli Hiſſar ſelbſt ſahen wir nur wenig, da es ſchon dunkel war, als wir es erreichten. Seinen Namen hat es von einem alten Schloſſe, das weiter unten am Fluſſe liegt, wo wir über eine hölzerne Brücke über den Strom gingen. Doch waren auch auf einer zimlichen Höhe über dem Dorfe Befeſtigungen zu ſehen. Als wir nach friſchen Pferden fragten, machte man uns bemerklich, daß der Weg zu gefährlich ſey, um in der Nacht unternommen werden zu können, und ſo kamen wir erſt am andern Morgen gegen 5 Uhr fort. Die Straße, die längs dem felſigen Ufer des Fluſſes hinführte, der ſich oft tief unter uns mit tobender Gewalt am Felſen brach, war wegen des gefrornen Schnees gefährlich genug, und manchmal ſahen wir Adler und Krähen in der Tiefe um einen dunkeln Gegenſtand beſchäftigt, wahrſcheinlich den Leichnam eines Pferdes oder eines armen Reiſenden. Wir endeten aber glücklicher unſern Weg, denn ſchon gegen 5 Uhr des Nachmittags erreichten wir Kara Hiſſar, ein finſteres Schloß, das von einem hohen Felſen eine beträchtliche Stadt beherrſcht. Der Schnee fiel ſehr dicht, und man ſagte uns, daß der Weg ſo ſchwierig ſey, daß wir einige Stunden zu warten beſchloſſen, doch als gegen 4 Uhr das Schneegeſtöber immer heftiger wurde, verweigerten die Suridſchis geradezu, den Weg in der Nacht zu machen. Als wir aber doch darauf beſtanden, war der erſte Suridſchi auf einmal verſchwunden, die andern erklärten ſich für unfähig uns den Weg zu zeigen, und ſo mußten wir uns fügen.

Dieſe Suridſchi ſind eine eigene Claſſe von Leuten. Von Kindheit auf bei und mit den Pferden erzogen, ſind ſie treffliche Reiter und gute Pferdeknechte; an jedes Wetter gewöhnt und ſtets auf der Straße, ſind ſie kühne, unerſchrockene und geſchickte Führer für die Reiſenden in den Gegenden, die ſie kennen. Ihr Aeußeres iſt ſonderbar, wie ihr Charakter. Sie tragen große Schalwars oder Reithoſen, oft ſchön geſtickt, eine kurze türkiſche Jacke von hellen Farben, oft von grünem, rothem, auch ſchwarzem Sammet mit reichen Verzierungen doch meiſt tüchtig beſchmiert; eine geſtreifte ſeidene oder baumwollene Weſte, deren Enden in den Beinkleidern ſtecken, und aus ihrem breiten, ledernen Gürtel ragen ungeheure Piſtolen, oder ein Yatagan, oder beides hervor. Den Kopf bedeckt ein Turban, nachläſſig umwunden, doch tragen ſie gewöhnlich den Fez noch darunter; ihre Füße aber ſind mit wollenen oder baumwollenen Lumpen umhüllt, wie die chirurgiſchen Bandagen um gebrochene Glieder gewickelt werden, und ſtecken in ihren großen Stiefeln oder in einer Art Sandalen von rohem Leder. Ueber die Schultern hängt der Beutel mit Beleſen und Depeſchen, und auf der einen Seite eine Kette mit Stein, Stahl und Meſſer und andern Inſtrumenten ihres Gewerbes; in der Hand aber trägt der Suridſchi im Dienſt eine ſchwere Peitſche, mit der er die unglücklichen Pferde bearbeitet. Wie alle Leute dieſes Gewerbes, vermag Geld Alles über ſie, und da der arme Reiſende ſich ganz in dieſen wilden Gebirgsgegenden auf ſie verlaſſen muß, ſo iſt es höchſt nöthig für ihn, ſie ſtets willig zu erhalten.

Wir hatten auf unſerem Wege häufig Gelegenheit, die Kühnheit und Ruhe dieſer Leute in Gefahren zu bewundern. Denn der Schnee häufte ſich ſo auf unſerem Wege, daß wir nur mit Mühe fortſchreiten konnten, und alle Augenblicke die Laſtthiere aus den tiefen Schneegruben herauszuziehen mußten, in die ſie mit ihrer Laſt verſanken. Wie oft haben da nicht die Suridſchi ſelbſt einen Theil der Laſt ſich aufgeladen, während ſie mit Anſtrengung das ermattete Roß ſich nachzogen. Und als unſere Straße ſich mehrere Meilen weit neben einem Strome hinzog, den wir zuweilen nur unter dem Schnee hörten, zuweilen an großen, grauen, halbzugefrornen Sümpfen erkannten, und wirgends eine Spur von einem Wege zu ſehen war, da waren es wieder die Suridſchis, welche ihre Pferde in den unſichern Schnee hineintrieben, oft kopfüber ins Waſſer ſtürzten, doch ſchnell wieder in die Höhe kamen, und nicht eher ruhten, bis ſie den Weg gefunden hatten.

(Schluß folgt.)

Pairhans'ſche Kanonen. Die 80Pfünder mit Hohlkugeln, welche Pairhans erfand, und die jetzt in ganz Europa ſeinen Namen tragen, haben vor San Juan de Ulloa ihre erſte Probe abgelegt. Alle Schiffscapitäne erkennen einſtimmig an, daß dieſe furchtbaren Zerſtörungswerkzeuge zum ſchnellen und vollſtändigen Erfolg des Angriffs ungemein viel beitragen. Das Aufſteigen der Pulvermagazine und furchtbare Verheerungen in den Vertheidigungswerken folgten ſich mit Schnelligkeit, und hätten in kurzem das Fort San Juan de Ulloa, das Gibraltar Amerika's, zu einem bloßen Trümmerhaufen umgewandelt. (Franzöſiſche Blätter.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1839.

Russische Alterthümer.

Befestigungen im Gouvernement Pskow.

Die Gründung der Stadt Pskow wird der Großfürstin Olga, der Gründerin des Christenthums in Rußland, zugeschrieben. In ihrer Lebensbeschreibung ist erwähnt, daß sie zur Zeit ihrer Reise nach den nördlichen Provinzen um das Jahr 965 bei der Einmündung des Pskow in die Welika drei glänzende Strahlen vom Himmel herab kommen sah, und indem sie Gott für dieß Zeichen dankte, das durch den Segen Gottes auch die Erleuchtung dieses Landes andeutete, errichtete sie hier das Kreuz und befahl, die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit zu erbauen. Es ist kein Zweifel, daß Pskow schon in alten Zeiten Befestigungen von Erde und Holz hatte, aber die steinerne Veste wurde erst im 13ten Jahrhundert gegründet. Es zerfällt jetzt in drei Haupttheile, den Kreml, die mittlere Stadt und die große Stadt. Der Kreml, ganz von Stein, mit dicken Mauern, steht an der Mündung des Pskow auf dessen rechtem Ufer. Seine Befestigung heißt die Dowmont'sche Mauer, nach ihrem Erbauer Dowmont, dem tapfersten der Fürsten von Pskow, der in der Taufe den Namen Timotheus erhielt. Er regierte von 1266 bis 1299, und liegt in der Kathedrale begraben, wo auch sein berühmtes Schwert mit der schönen Inschrift: honorem meum nemini dabo, aufbewahrt wird. Die mittlere Stadt ist von einer steinernen Mauer umschlossen, welche vom Kreml am linken Ufer des Pskow aufwärts läuft, und dann nach Art eines Halbmonds innerhalb der Stadt sich krümmt, so daß das hintere Ende oberhalb des Kreml wieder an die Mauer der großen Stadt stößt. Diese ist von einer dicken, hohen Mauer umgeben, welche gleichfalls am Kreml beginnt, längs der Welika läuft, dann den Pskow überschreitet und die ganze Stadt in Form eines unregelmäßigen Vierecks umschließt. An dieser Mauer, welche sich 7 Werste weit erstreckt, befinden sich viele Thürme, wovon der mit dem Namen Pokrowska (Zufluchtsthurm) seit dem Einfall der Letten besonders bemerkenswerth geworden ist. Im Schwedenkriege, im J. 1701, wurde an die alte Quadersteinmauer noch eine neue gezahnte, gleichfalls aus Sandsteinen, angebaut, und um dieselbe gegen Nordosten und Nordwesten ein Erdwall mit Bastionen und trockenem Graben aufgeführt. Jetzt ist diese neue Mauer an einigen Stellen eingestürzt und die Thürme wegen des mürben Kalksteins zu Trümmerhaufen geworden; innerhalb der Veste aber wurde die sogenannte mittlere Sandsteinmauer im Jahre 1818 abgebrochen und mit dem Schutt die Niederungen ausgefüllt; eben so auch der Erdwall an dem Flusse Pskow bis zur Hälfte niedergerissen, um die Straße zu planiren.

Pskow, in früheren Zeiten eine russische Gränzstadt, war häufigen Anfällen der Feinde ausgesetzt, schlug diese aber immer mit Ehren zurück. In den Jahren 1269, 1271, 1299 und 1367 belagerten es die Liviänder ohne Erfolg. Im J. 1271 wurden die Einwohner von Riga vor Pskow von dem tapfern Fürsten Dowmont geschlagen. In den Jahren 1407 und 1408 lagen die Liviänder lange davor, und im Jahre 1581 unter Czaar Johann Wassiljewitsch IV wurde es von dem polnischen König Stephan Bathory hart belagert. Es ist bemerkenswerth, daß am 8 September in den entscheidendsten Augenblicken des Sturmes, als der Feind schon in die Bresche eingedrungen, die Thürme Pokrowska und Swina genommen, und seine Fahnen auf denselben aufgepflanzt hatte, die Priester in Procession aus der Kathedrale her zogen mit dem Bilde der Mutter Gottes und den Gebeinen des Heiligen Wsewolod-Gabriel, und sich ins Schlachtgedränge begaben, um zu sterben, oder durch Anfachung einer religiösen Tapferkeit die Stadt zu retten. Die Russen faßten wieder Muth, bald flog der Swinathurm, von ihnen angezündet, in die Luft, der Graben füllte sich mit den Leichen der Deutschen, Ungarn und Polen, und die russischen Schaaren, fest zusammen gedrängt, stürzten vorwärts unter dem Geschrei: „Wir wollen die Mutter Gottes und den heiligen Wsewolod nicht verrathen!" Unter Czaar Michael Feodorowitsch wurde Pskow zum letztenmal von dem schwedischen König Gustav Adolph belagert.

Das alte Jóborsk findet sich an einer Stelle, die jetzt Geodischtsche (die Umwallung) genannt wird. Nestor sagt nichts von der Zeit seiner Gründung, und wir wissen nur, daß es mit Polozk und Smolensk gleichzeitig ist; gleich diesen wurde es von den Kriwitschen erbaut, und im Jahre 862 bei

Digitized by Google

der Berufung Ruriks seinem Bruder Truwor als besonderes Fürstenthum übergeben. Das Gorodischtsche war auf der Südseite von einem Erdwall und tiefen Graben, auf der Westseite von einer tiefen Schlucht eingeschlossen. Neben dem steilen Abhang, der die Südseite begränzt, liegt der Begradnißplatz mit alten, christlichen und heidnischen Denkmälern. Unter ihnen ist ein Stein merkwürdig, den man Truwors Grab nennt; es besteht aus einer harten Kalkschicht, umgeben von ähnlichen Quadersteinen. Man bemerkt noch, daß eine Inschrift darauf stand, welche aber die Zeit ausgelöscht hat. Die Veste des jetzigen Isborsk steht auf dem Berge Sheraw, ist aus Kalkstein im Jahre 1330 erbaut, und hatte auf einem Umkreis von 272½ Saschenen 6 Thürme. Jetzt sind die obern Theile der Mauern und Thürme herabgefallen, die vordere Mauer aber und der Thurm über dem Thore bis auf den Grund zusammengestürzt. Auf der südlichen und westlichen Mauer sind kreuzförmige Figuren bemerkenswerth, die aus unbehauenen Sandsteinen zusammengesetzt sind.

Zu Isborsk hielten sich von Alters her apanagirte Fürsten auf, zu denen man auch den Vater der Großfürstin Olga zählen kann. Seit der Erbauung von Pskow, das bald die angesehene Hauptstadt der Provinz wurde, sank Isborsk zur Classe der untergeordneten Städte herab, und gerieth bald in völlige Abhangigkeit. Im Jahre 1238 ging der aus Pleskow — so heißt nämlich Pskow in fremden und auch in alten russischen Chroniken — verjagte Fürst Boris Georgiewitsch zu den Deutschen, verband sich mit ihnen, überfiel unvermuthet Isborsk, und bemächtigte sich desselben, aber die Pleskowitschen vertrieben die Deutschen daraus, und vereinigten es wieder mit ihrer Provinz. Die nordischen Schriftsteller verstanden unter den Namen Ologiadurg, Chunigard, Schuja und Oldenburg vielleicht Isborsk; zum mindesten stimmen alle überein, daß Chunigard in der Nähe des Peipus- oder Tschudensees lag, und die Hauptstadt des Waragerfürsten Truwor war.

In der Stadt Petschory wurde im J. 1473 die Höhlenkirche zur Himmelfahrt der Heiligen Mutter Gottes erbaut, und im J. 1523 das Höhlenkloster mit einer steinernen Mauer und Thürmen, welches im J. 1703 auf Befehl Peter des Großen mit einem Wall, Bastionen und Gräben umgeben wurde. Das Bollwerk an den Thoren des Klosters wurde von dem Kaiser eigenhändig angelegt. Dieses Kloster, dessen die livländische Geschichte oft und mit Ehren gedenkt — es heißt dort immer mit verdorbenem Namen Pitschur — hielt mehr als einmal heftige Belagerungen der livländischen Ritter aus. Im J. 1581 während der Belagerung von Pskow wurde es von einer besondern Abtheilung des Königs Bathory eingeschlossen. Held Fahrensbach mit den Deutschen, und der Heerführer des Königs, Bornemissa, mit der ungarischen Abtheilung, zogen gegen das Kloster und verlangten augenblickliche Uebergabe, aber die kühnen Mönche erwiederten: „ist es rühmlich für Kriegsmänner mit Mönchen zu streiten? Wenn Ihr Kampf und Ruhm wollt, geht nach Pskow, wo Ihr würdige Krieger finden werdet; wir ergeben uns nicht.“ Die Mönche handelten noch besser, als sie gesprochen: vereint mit den Kriegern, deren sich unter Anführung Jurji Netschajews 200 oder 300 zum Schutze der Weiber und Kinder im Kloster befanden, schlugen sie zwei Stürme muthvoll zurück, und nahmen den Neffen des Herzogs Kettler gefangen, so wie zwei andere angesehene livländische Beamte. Die Befestigung des Höhlenklosters, welche Peter der Große angeordnet hatte, rettete auch die Stadt vor einem unvermutheten Einfall der Schweden.

Die Stadt Petschora und das Kloster erhielten ihren Namen von den Höhlen (Peschtschera), die über dem Flusse Kamieniez in den Berg gegraben wurden, und wo vor alten Zeiten der Einsiedler Marko lebte. Eine alte Sage will wissen, es führe von diesem Kloster ein unterirdischer Gang bis nach Kiew.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Fortsetzung.)

Je nach dem sich die fruchtbare Erde vertheilte, sind einige Gegenden wahre Muster von Landschaften geworden, z. B. die Ebenen von Luz, Argeles, das Thal des Gave von St. Pé an; in andern Theilen sind seichte und sandige Felder zurückgeblieben, welche noch jetzt an vielen Orten durch den Beisatz Lanne, Lande, Haide, angedeutet sind; der Pontlong bei Pau hat diesen Ursprung. Noch jetzt ist der Lauf des Gave (36 Meilen) reißend und unregelmäßig, so daß seine Canalisation beinahe unmöglich, seine Eindämmung aber, ohne welche er seine Ufer zerreißt und überschwemmt, eben so schwierig als kostspielig ist. Wenn man einige Felsen zwischen Saint Pé und Lourdes sprengte, so würde er wenigstens zur Holzschwemme brauchbar, die jetzt erst bei Mazeres, etwas oberhalb Pau beginnt; erst bei Peyrehorade, kurz vor seiner Einmündung in den Adour, wird er schiffbar, weil dort seine Masse durch den Zufluß des Gave von Oloron vermehrt worden ist. Dieser letztere besteht selbst wieder aus zwei Hauptarmen, welche den Mittelpunkt des Departements der Nieder-Pyrenäen bilden, dem Gave von Oloron, welcher von dieser Stadt an zur Holzschwemme gebraucht wird, und dem Soison, welcher schon aus baskischem Lande, nämlich aus dem Thal von Soule kommt, und erst kurz vor seiner Vereinigung mit dem erstern flößbar wird. Diese Vereinigung findet etwas unterhalb Sauveterre statt, man hat aber bisher nicht versucht, ob von da an der Fluß kleine Barken oder Flöße tragen könne. Von Sauveterre nach Peyrehorade sind etwa noch 3 Meilen. Alle diese Gegenden haben wir schon beschrieben, auf die Beschiffung des Gave von Pau aber und die Stelle, die ihm in dem pyrenäischen Communicationssysteme angewiesen ist, werden wir noch später zurückkommen. Für jetzt müssen wir eine Bemerkung machen, welche um so wichtiger ist, da sie uns in die Gesetze, nach welchen die Städte, die Verkehrs- und Verzehrs-Mittelpunkte sich bilden, einen Blick werfen läßt. Die Thäler von Ossau

Digitized by Google

und Aspe erkennen als ihr vorzüglichstes Debouché Pau; denn obgleich der natürliche Ausgang dieser Thäler, dem Laufe des Gave von Oloron zufolge, zuerst Oloron, und dann Orthez oder Peyrehorade scheint, so ist es doch nicht so: der Weg über die Berge, welche Pau von Oloron trennen, bietet keine Schwierigkeiten dar, er ist kürzer als der nach Peyrehorade; es ist also natürlich auf demselben das Debouché zu suchen, welches überdieß den Vorzug der größeren Wichtigkeit hat, weil es mit dem ganzen nördlichen ebenen Lande, welches heutzutage das Arrondissement von Pau bildet, in engen Verbindungen steht; auf diese Art ist Pau der natürliche Anziehungspunkt des ganzen Bearn geworden. Nach ähnlichen Gesetzen konnte es aber nicht der Anziehungspunkt des Lavedan werden, denn obgleich dort der Gave de Pau entspringt, so findet doch von Argeles oder Lourdes aus, wo sich alle Arme desselben vereinigen, dasselbe Verhältniß mit Tarbes statt, wie dasjenige, welches wir zwischen Oloron und Pau bemerkt haben; d. h., obgleich Tarbes in einem andern Becken, nämlich in dem des Adour, liegt, so ist der Weg dahin länger als nach Pau, und Tarbes, welches zugleich mit dem Thale von Campan und der Ebene von Bigorre in engen Verbindungen steht, ist für Bigorre ein eben so natürlicher Mittelpunkt, als Pau für Bearn.

Was auf der südwestlichen Seite des eigentlichen Beckens des Adour, der Gave de Pau, das ist auf der südöstlichen Seite der Nestes. Wie der Gave de Pau, entspringt er in den Pyrenäen in unzähligen Armen, welche die sogenannten vier Thäler (unter den zwei Hauptabtheilungen Aure und Louron begriffen) ausfüllen; wie jene bei Argeles, vereinigen sich diese bei Arreau, wie der Gave de Pau von Argeles bis Lourdes, so fließt der Nestes in einem schmalen Thale über Sarrancolin bis in die Nähe von Barthe; wie der Gave de Pau bei St. Pé, so tritt der Nestes bei Monrejau, wo er sich mit der Garonne vereinigt, aus dem natürlichen Anziehungskreise der obern Pyrenäen aus, und nimmt an andern Verbindungen Antheil. Monrejau sollte für den Nestes und die obere Garonne dasselbe seyn, wie Pau für den Gave von Pau und Oloron, denn hier vereinigen sich die Ausgangspunkte nicht nur aus den vier Thälern, sondern auch aus den Thälern von Bagneres de Luchon, Barousse (nördlich von dem erstern) und Nestes (nördlich von Barousse), allein man hat die vier Thäler Barousse und Nestes bei den obern Pyrenäen gelassen und das übrige dem Departement der Haute Garonne zugeschlagen, dessen Hauptort Toulouse ist, obgleich diese Stadt eine weit allgemeinere Wirkung auszuüben bestimmt ist. Um das Gemälde der wechselseitigen Lagen und Communicationen zu vervollständigen, ist zu bemerken, daß man aus dem Thal des obern Adour westlich auf einer mühsam und kostspielig durch den Tourmalet gehauenen Straße nach Bareges, *) östlich auf einem Gebirgswege über das Dorf Aspin nach Arreau, und von dem letztern Orte wieder auf einem Wege über die östlichen Gebirge, der von Abervielle beginnt, nach Bagneres de Luchon kommt. Weiter gegen Norden ist jedoch eine fahrbare Straße von Monrejau westlich über Pinas, Lannemezan und Tournay nach Tarbes, oder über Pinas, Lannemezan, Capoern (wo auch Bäder sind) und Escale Dieu nach Bagneres-Adour; von Monrejau läuft auch ein anderer Arm der Straße südlich nach Bagneres de Luchon, und dieß ist, des Umweges ungeachtet, die bequemste Communication zwischen den beiden Bagneres. Von Bagneres-Adour nach Monrejau sind 11, von Monrejau nach Bagneres-Luchon 8 oder 9, von Bareges über Campan nach Bagneres-Adour ungefähr 8 Meilen. Die Gebirge aber, deren Kamm vom Thale Campan gegen die spanische Gränze ausianfend die Wässer des Gave de Pau und des Nestes scheidet, sind so wild, daß, meines Wissens wenigstens, keine directe Communication zwischen den Thälern von Bareges und Aure stattfindet; man muß den Weg durch das Thal von Campan nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Seitdem führt es seinen celtischen Namen, der „wohl verborgen" bedeutet, umsonst.

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

2. Reise von Konstantinopel nach Erzerum.

(Schluß.)

Die Schneemasse nahm so überhand, daß man uns in dem Dorfe Schehrean nur mit Unglück weissagenden Worten neue Pferde gab. Aber wollten wir nicht Wochen, ja Monate lang in einem elenden Dorfe festgehalten werden, so mußten wir eilen, weiter zu kommen. Noch größere Schwierigkeiten, Pferde zu erhalten, hatten wir in Aschiflik. Denn da in dieser Jahreszeit selten gereist wird, sind nicht Pferde genug vorhanden, und müssen im erforderlichen Fall von den Bauern entlehnt werden. Wir mußten daher uns gedulden bis zum folgenden Morgen, und machten es uns auf den herbeigeschafften Matratzen und Decken so bequem, als wir konnten.

Die armenischen Dörfer und Häuser sind von den türkischen sehr verschieden, indem sie in die Ebne gegeben sind, um größerer Wärme sich zu erfreuen. Die Menge Holz, die die umliegenden Wälder darbieten, geben ihnen Licht und Feuer, und wenn sie zu andern Zwecken Licht bedürfen, so brennen sie einen Span des Terpenthinbaumholzes an, einer Abart der gemeinen Fichte, die durch eine Krankheit entsteht, wo das Harz sich an den kranken Theil hinzieht, und dieser dann von ihnen ausgeschnitten oder der ganze Baum niedergehauen wird, um diese harzigen Theile zu erhalten. Kaum hatten wir uns eingerichtet, als von der benachbarten Moschee die Stimme des Muezzin das Ende der Fasten für diesen Tag verkündigte, und die ganze Hausgenossenschaft, den Postmeister an der Spitze, sich zum Mahle setzte. Kaum war der erste Gang vorüber, als zwei Sneidschis auf den unteren Theil der Bank oder Platform sprangen, wo wir saßen, sich auf ihre Decken hinwarfen und ohne weitere Ceremonie ihren Namaz begannen. Es war bald vorüber, denn es ging handwerksmäßig im Galopp. Sie sprangen wieder herunter, und ein Paar andere folgten ihnen und so fort, bis Alle es verrichtet hatten. Dann ging es wieder ans Essen, und endlich legten sie sich nieder und schliefen.

Digitized by Google

Am andern Morgen eilten wir weiter, nahmen aber, da man uns in einem kleinen Dorfe, wo wir frühstückten, vor dem gefährlichen Paß über den Elmn-dagh warnte, vier tüchtige Bauern mit. Wir fanden bald, wie gut wir daran gethan hatten. Ehe wir noch an die Steig kamen, geriethen wir in tiefe Windwehen, wo die Pferde tief einsanken. Schritt vor Schritt mußten wir hier um den Weg kämpfen, und so beschwerlich war derselbe, daß wir zweifeln mußten, ob wir unsere Station erreichen würden, sollten wir auch vor Einbruch der Nacht den Berg übersteigen. Die Packpferde blieben jeden Augenblick stecken, und nöthigten die Suridschis abzusteigen und sie eines Theils der Last zu entheben. Endlich konnten wir Alle, festgerannt in eine tiefe Windwehe, nicht weiter, mein Pferd fiel zweimal und begrub fast sich und mich im Schnee, und wurde so scheu, daß ich absteig und es führte. Schon hatten wir den größern Theil der Windwehe durchbrochen, als mein Thier den alten Schnee durchbrach und an einem steilen Abhang bis an den Hals versank. Widerstrebend und ausschlagend tummelte es hinunter, mich mit sich ziehend, der es so lange als möglich am Zügel festhielt. Doch endlich mußte ich es loslassen, und es rollte hinab, bis es von der Masse des Schnees selbst aufgehalten wurde. Es von da heraufzuholen, war keine kleine Mühe, und bald hätte ich dabei eines meiner Pistolen verloren, das herausgefallen war. Unterdessen hatten die Bauern die Packpferde herausgearbeitet, die Wehe war überschritten, und wir glaubten, wir hätten das Schlimmste bestanden. Doch thörichte Hoffnung! Die Steig fing jetzt erst recht an, und der Schnee verminderte sich nicht. Manche Stellen fanden wir wohl, wo der Wind den Schnee weggeweht hatte, und unsere Führer suchten diese Seiten besonders auf und verließen den gewöhnlichen Weg. Aber diese Erleichterungen büßten wir doppelt bei neuen Schneefeldern, und der Gipfel des Berges war noch sehr fern. Endlich erreichten wir ihn, und auf ihm ein verlassenes, zerfallenes Wachthaus, wo wir ein wenig ruhten. Vielleicht war es schon der Schutz und das Grab mancher Reisenden vor uns gewesen, und sollte vielleicht auch das unsere werden! Denn kaum hatten wir es verlassen, als von neuem unsere Packpferde feststanden in einer Masse Schnee, und hinter uns jagte der Wind neues Schneegestöber herbei. Allgemeine Muthlosigkeit überfiel uns. Der Abend brach herein und noch hatten wir nicht die Hälfte der Station gemacht, und rund um uns Eis, in uns äußerste Erschöpfung und zunehmende Erstarrung.

Da hörte das Gestöber einen Augenblick auf und zeigte nahe bei uns einen betretenen Pfad, der den Berg hinabführte. Unsere Leute jauchzten laut auf. Die Packpferde wurden von ihrer Last befreit, diese nach einem festen Fleck gezogen, und obgleich die Pferde erschöpft stolperten und häufig fielen, es ging abwärts und dem gewünschten Ziele zu. Doch war der Weg lang und langweilig, schneidend die Kälte, die uns bis an den Fuß des Gebirges begleitete, und ungeheure Schneefelder lagen noch zwischen uns und dem kleinen Dorfe Lori. Hier aber beschlossen wir zu bleiben, da der Schnee fortdauernd fiel, und wir keinen zweiten Paß zu überschreiten wagen wollten.

Doch ging es besser als wir glaubten. Das Wetter war schön, die Berge weniger hoch, und schon um 11 Uhr des Morgens kamen wir auf unserer Station Kara-kniagh, einem elenden Dorf, an. Schon nährten wir die Hoffnung, daß wir Erzerum ohne Aufenthalt erreichen würden, der Weg war gut, und führte uns durch ein hübsches Thal und über mäßig hohe Berge, die zwischen uns und einem Arme des Euphrats lagen. Doch am Fuße des Passes brach ein Streit zwischen dem Tatar und einem der Suridschis aus, worin dieser sich so schlecht benahm, daß ich ihn ernstlich bestraft wünschte, aber der Tatar schien ganz scheu, und sagte uns am Ende, die Suridschis fürchteten den Weg so schlecht zu finden, daß sie in der Nacht sich verirren möchten, sie wollten uns deßhalb in ein Dorf führen, das eine halbe Stunde seitwärts vom Wege lag. Vergeblich remonstrirten wir, wir mußten uns ergeben, und während der Tatar mit einem Suridschi voraus ritt, um uns Quartier zu machen, folgten wir langsam nach. Es war Nacht, als wir ankamen. Die Häuser, tief in den Boden gegraben und mit Schnee bedeckt, waren kaum zu bemerken. Ein sonderbares, sinnverwirrendes Getös empfing uns in unserer Herberge; das Brüllen und Blöcken des Viehes, Geschrei der Kinder, das Geschnatter der Weiber schien uns eine Arche Noä anzukündigen.

Mühsam drängten wir uns hindurch durch das Gewühl nach dem innern Gemach, wo uns ein alter Mann empfing und der Kaffee schon für uns bereit war. Sobald unsere Augen mehr an die Beleuchtung sich gewöhnt hatten und wir unsere seltsame Wohnung näher betrachten konnten, fanden wir sie zwar roh, doch nicht ohne Zeichen von Bequemlichkeit, und selbst Wohlstand. Die Wände waren roh aus Steinen, Holz und Lehm zusammengesetzt, das Dach, getragen von einigen großen Balken, denen kleinere sich anschlossen, war schief und mit einer dicken Erdmasse bedeckt, unter ihm waren mehrere Abtheilungen und Stuben, wir saßen im innern Zimmer, das mit einer Oellampe erhellt und mit Kuhmist erwärmt wurde, da Holz in diesen Gegenden kostbar ist. Der Tatar war auffallend höflich und zuvorkommend gegen die Suridschis, muthete uns sogar zu, mit ihnen zu essen, und gab ihnen, als wir unsere Felgen verlangten, einen gleichen Antheil davon, ohne uns selbst zu fragen.

Später erklärte er uns, daß wir im Lande der Kurden seyen, die keine Autorität anzuerkennen pflegten, und daß selbst die Einwohner des Dorfes, wo wir Halt machten, als gefährliche Räuber bekannt seyen.

Auch an dem folgenden Tag erreichten wir Erzerum noch nicht, denn unsere Führer verloren oft den Weg, und die Kälte nahm gegen Abend so zu, daß wir erst gegen 1 Uhr des Morgens am 2 Februar von Aschkallah, der letzten Station vor jener Stadt, aufbrachen. Streng war die Kälte, fast benahm sie uns den Athem, und Kopf, Gesicht und Kleider waren von unserem eigenen Athem und den fallenden Reif sogleich mit Eis überzogen. Doch erreichten wir Erzerum schon 9½ Uhr des Morgens, und ruhten wieder einmal unter einem christlichen Dach aus, und hörten wieder die heimischen Töne unseres Landes.

Merkwürdiger Ringfund. In der Nähe einer Stadt an der französisch-belgischen Gränze *) hat ein Maulwurf einen goldenen Ring, der einen Streit unter den Alterthumsforschern erregt hat, zum Vorschein gebracht. In der innern Wandung desselben stehen die *Namen der* drei Könige des Morgenlandes, in gothischen Charakteren *graviert* und emaillirt, der von Balthasar in schwarzem, die der beiden andern in weißem Email. Oberhalb ist ein kleines Knochenstückchen, wahrscheinlich eine Reliquie, eingefügt.

*) Der Voleur vom 25 Februar, dem dieß entnommen, nennt, wie es scheint aus Nachlässigkeit, die Stadt nicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 3.

Ein anderer Rechtsfall enthüllt ebenfalls auffallend die Landessitten. Die Parteien standen tiefer in der Reihe der bürgerlichen Gesellschaft. Dhur, ein achtbarer Hindu, der in einem Dorfe im Duab *) lebte, hatte eine Tochter, welche, gleich andeen Dorfmädchen, das Wasser für den häuslichen Gebrauch am Brunnen zu holen pflegte, und eben so mit täglichen Gaben von Obst, Blumen und Getreide zue Pagode ging. Sie zog die Aufmerksamkeit von Kulian, einem jungen Nachbar, auf sich, und zwischen ihnen entspann sich eine Bekanntschaft. Im Frühling des Lebens werden die Kastenunterschiede nicht stets beobachtet von denen, welche eine Neigung gegen Personen fühlen, die dem Anschein nach durch eine unüberschreitbare Schranke getrennt sind. Die Familie von Dhur wae der Vereinigung idrer Tochter mit iheem Freier entgegen, doch blieben ihnen häufig Gelegenheiten, den Verkehr fortzusetzen, der zwischen ihnen entstanden war, denn die Schwestern waren Freundinnen. Endlich beschloß Mussummant Nubia mit iheem Geliebten das Dorf zu verlassen, um eine festere Verbindung einzugehen. Mit allen ihren Kleideen, Schmuck und Geld von bedeutendem Belang, gingen sie mit einander foet. Der Vater, duech den Verlust seines Kindes gebeugt, und in der Veemuthung, sie sey mit dem jungen Mann davon gegangen, der gleichfalls verschwunden war, eilte, sodald er sein Haus verlassen konnte, nach Cawnpur, wo er Kulian fand, doch über das Schicksal der Gefahrtin seiner Flucht nichts erfahren konnte. Er vermuthete, sie sey ermordet worden, und ließ den Verführee sogieich verhaften. Kullan gestand sogleich, daß er Nubia mit sich aus dem Dorfe genommen, und vertraute während der Untersuchung einem Freund, daß er den größern Theil der Kleider und des Schmucks, die sie bei sich gehadt, in einem von ihm genau bestimmten Oet des Hauses verborgen habe, wo er gewohnt, und dat, sie dem Vater auszuliefern. Ueber das Schicksal seiner Begleiterin beobachtete er ein geheimnißvolles Stillschweigen, und da man die Sachen gefunden, fiel auf ihn ein starker Verdacht, sie ermordet zu haben. Vor dem Thanna gab auch Kulian bei fernerm Verhör zu, daß er das Mädchen ermordet und den Leichnam in einen Nullah geworfen habe, den er dem Gerichte zu zeigen sich erbot. Doch weder der Leichnam noch fernere Spuren eines verübten Mordes waren dort zu finden. Auf Befragen, weßhalb er sie so fruchtlos ausgeschickt habe, erwiederte Kulian, aus Furcht einer übeln Behandlung vom Thanna habe er sich des Verbrechens schuldig erklärt, dessen man ihn bezichtigt. Trotz der Bemühungen der europäischen Behörden nämlich, diesen barbarischen Gebrauch abzuschaffen, sind die einheimischen Richter sehr geneigt, durch Anwendung einer Art von Tortur ein Geständniß zu erzwingen, das, wenn bei weiterer Untersuchung genügende Beweise fehlen, nicht selten widerrufen wird. Die weitere Aussage Kulians über das Schicksal des Mädchens war sehe unwahrscheinlich. Er sagte, er habe es lebend und wohl in der Nähe des Lagers bei Cawnpur verlassen, wisse aber nicht, was ferner aus ihr geworden. Er wurde noch einmal verhört, und jetzt ergab sich Alles, wie wir es bis jetzt berichtet haben, nur gestand er, daß, als sie beide in die Nähe von Cawnpur gekommen seyen, hätte die Furcht, von Jemand zusammen gesehen zu werden, sie zu dem Entschluß gebracht, daß er allein in die Stadt gehen und eine Wohnung suchen sollte, und sie wolle seine Rückkehr bei einem Brunnen erwarten; Nubia habe ihm das Bündel mit ihren Kleidern und Schmuck gegeben, da er besser für sie Sorge tragen könne; er habe sie am frühen Morgen verlassen, doch bei seiner Rückkehr am Mittag nicht mehr am Brunnen gefunden. Da er keine geeignete Wohnung ausgemittelt, habe er die Kleider verborgen und sich nach seiner Gefährtin umgesehen, doch, um Aufsehen zu vermeiden, nicht öffentlich nach ihe gefragt. Natürlich glaubte Niemand von der letzten Aussage ein Wort. Daß er das plötzliche Verschwinden einer Person, die mit ihm an einen fremden Ort gekommen war, nicht bekannt gemacht, erregte großen Verdacht, die verborgenen Kleider, die er nicht eher herausgab, als bis sie auch ohne ihn gefunden werden mußten, verstärkten ihn, und seine eigene Erzahlung vermehrte die vorgefaßte Meinung; da aber

*) Zwischen Ganges und Dschemna.

Digitized by Google

das Verbrechen nicht ganz bewiesen war, wurde er nur zu 30 Ruthenstreichen und 14 Jahren Einkerkerung verurtheilt.

Drei Jahre nach diesem Urtheil brachte ein Bruder Kulians, Namens Medari, ein junges Weib vor Gericht, das er für Mussammunt Nubia, Thurs Tochter, ausgab, für dessen muthmaßlichen Mord ihr unglücklicher Liebhaber Streiche und Gefangniß erduldet hatte. Das junge Weib selbst beschwor es, dieselbe Person zu seyn, welche Kulian auf der unglücklichen Reise nach Cawnpur begleitete. Man rief Vater und Mutter herbei, doch sie erkannten sie nicht für ihr verlornes Kind, und da man den Verdacht schöpfte, Medari habe ein fremdes Mädchen zu einem falschen Eide verleitet, um seinen Bruder zu befreien, so wurden beide wegen Meineid verhaftet. Bei fernerer Untersuchung aber traten vier Zeugen auf, die Nubia von Kindheit an gekannt hatten, und ihre Identität behaupteten; man wußte auch, daß achtbare Hindus ungern Kinder wieder anerkennen, die durch ein schlechtes Betragen das Ausstoßen aus ihrer Kaste verwirkt haben; die Geschichte des Mädchens und ihre bisherige Lebensart war nicht sehr zu ihren Gunsten. Sie sagte aus, als Kulian länger, als sie verabredet, ausgeblieben, habe sie ihn suchen wollen, und wie sie fruchtlos das gethan, sey ihr ein Soldat begegnet, der zu einem der Regimenter im Lager gehört, und sie endlich überredet habe, sich unter seinen Schutz zu stellen. Bald darauf hätte das Regiment schnell Cawnpur verlassen müssen; sie sey erst jetzt zurückgekommen, habe Kulians Bruder getroffen, und komme, ihn zu rechtfertigen. Obgleich diese Aussage nicht bewiesen war, so entschied doch der Hof aus obigen Gründen, und weil er selbst eine Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter bemerkte, zu Gunsten der Letztern, und sie und Medari wurden losgesprochen. Das Urtheil Kulians wurde auch einer Revision unterworfen; er unterlag nur der Strafe, eine unverheurathete Frau entführt und ihr Eigenthum von nicht unbetrachtlichem Werth entwendet zu haben. Da er den größern Theil zurückgegeben, schienen die vier Jahre Gefangniß, die er schon bestanden, genügende Züchtigung, und auch er wurde freigelassen.

Dieß letztere Ereigniß fand im Jahre 1809 statt, und Kulians Loos erscheint vielleicht Manchem sehr hart. Doch verdiente er gewiß seine Strafe, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß er das Mädchen absichtlich verließ, sobald er ihr Eigenthum besaß, und dieses war daher gezwungen, den Schutz eines Fremden zu suchen. Daß Nubia von ihren Eltern nicht anerkannt wurde, fließt ganz natürlich aus den Sitten und der Denkungsart der Hindus. Denn wenn auch die Gefühle der elterlichen Liebe und des Familienlebens in Indien im Allgemeinen fast bis zum Uebermaß zu finden sind, so haben sie doch in manchen Punkten so sonderbare Begriffe, daß ihre Handlungen oft mit diesen Gefühlen im schärfsten Widerspruche zu stehen scheinen. Die Furcht vor Entehrung führt in den höchsten Classen zu vielen häuslichen tragischen Scenen, und oft entstehen solche fruchtbare Katastrophen aus phantastischen Ursachen: zuweilen liegt die Schande nur im Worte; in den untern Ständen herrschen andere Beweggründe vor, und man erzählt sich so seltsame und gräßliche Geschichten über das Betragen der Eltern gegen ihre Kinder und umgekehrt, daß man sie nicht glauben könnte, wären sie nicht erwiesen. Ein junger Mann, ein Bhil, wurde wegen eines furchtbaren Mordes zum Strange verurtheilt. Nach der Hinrichtung verlangte der Mann, der sie verrichtet, seine Belohnung, und es fand sich auf weitere Untersuchung, daß der Vater des Unglücklichen seinen Henker gemacht hatte. Als die europäischen Behörden ihr Entsetzen darüber aussprachen, daß so etwas geschehen könne, wurde der Vater durch seine Armuth entschuldigt, und daß der Tod seines Sohnes unvermeidlich war. Da der Vater hierdurch des Sohnes Unterstützung verlor, so suchte er wenigstens aus seinem Tode den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Die Sache trug sich in Candish zu, und ihre Wahrheit wird vom englischen Residenten bekräftigt.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenaische Becken.

(Fortsetzung.)

Der Adour hat zwei Nebenflüsse, welche eine geraume Strecke und auf geringe Entfernung mit ihm parallel laufen, den Ehez westlich und den Aeroz östlich; jener entspringt in dem Thale Cartel lou Bon, dieser im Nebouzan; diese beiden Thäler, besonders das letztere, welches starken, stets in der nämlichen Richtung wehenden Winden ausgesetzt ist, gehören keineswegs unter die angenehmen Gegenden der Pyrenäen, und da sie, so zu sagen, an beiden Seiten des Defilés, womit sich das Thal von Campan in Norden endigt, anspitzen, so ist der Contrast, welchen dieses wunderschöne Thal mit seinen Umgebungen bildet, desto merkwürdiger: es ist wie ein Paradies zwischen die Wildnisse von Bastan (wo Bareges liegt) und von Castel lou Bon, von Aure und vom Nebouzan geworfen. Auch ist das Thal von Campan wirklich mit hohen Bergen, wie mit Schildwachen, umgeben, und der Winter dauert dort lange, daher die Weiber, übrigens groß und frisch wie die Tannen ihrer Wälder, sich gewöhnt haben, wollene Camaschen zu gebrauchen, die so hoch sind, daß sie ihnen im Winter zu Beinkleidern dienen. Diese Leute sind ihrem Lande sehr zugethan, was jedoch nicht verhindert, daß die Männer truppweis sich tief in Spanien verbreiten, und die dortige Hitze nicht scheuen, um Geld zu gewinnen, und den Ertrag ihrer Arbeit nach Hause zu bringen; sie unterscheiden sich von den Bewohnern des Thales Barege in der Farbe ihres groben Tuches, welche bei diesen braun und bei den Campanesen blau ist. Sonst fabricirte man auch in Bagneres und der Umgegend die Schleier und Krepps, welche die Weiber von Bigorre trugen, *eine niedliche Tracht, welche man unter den alten und neuen Griechen*, in Venedig und in Spanien wieder findet; wenn ein Weib einmal an diesen Schleier oder Mantille gewöhnt ist, so stellen sich alle seine Wallungen in Harmonie mit den Bewegungen des Körpers, leicht und durchsichtig läßt er jeden Reiz einer schlanken und doch üppigen Taille errathen; bald auf den

Digitized by Google

Kopf, bald auf die Schultern geworfen, bald frei auf dem Rücken flatternd, gibt er Gelegenheit zu einem ins Unendliche abwechselnden Spiel der Coketterie. Noch vor einiger Zeit kannte man diese Schleier auch in Paris unter dem Namen der Schleier von Bareges, aber man gebrauchte sie bloß an den Hüten. Doch wir kehren zur Topographie zurück. Das Thal von Campan ist von dem Montaigu, der Castel lou Bon von Bareges trennt, dem Tourmalet, wo der Waldbach Bastan entspringt, dem Pic d'Espade, woher eine der vorzüglichsten Quellen des Adour kommt, dem famosen Mittagshorn von Bagneres, das wir schon beschrieben haben, dem nur etwas weniger hohen, aber mit den schönsten Weiden bedeckten Ardrisson, an dessen Ostseite, 6000 Fuß tief, das Thal von Aure liegt, den Bergen des Nebouzan u. s. w. umgeben; auch ist der Heris wegen seines botanischen, und der Beba wegen seines Mineralreichthums (Silber, Kupfer, Eisen, Zink) bemerkbar. Der Adour*) zieht seine Wässer aus allen diesen Bergen, und durchstreift das Thal in 18 Armen, welche zwischen Campan (einem großen, schönen Dorfe) und Bagneres schon nur Einen Fluß bilden. Alle seine Ufer sind wohl bebaut, die Waldregion bildet ringsum eine Krone von dem schönsten Grun, der Boden ist ein frischer, blumter Wasen; wohl angebrachte Pflanzungen und schöne abwechselnde Landschaften verschönern auf eine Strecke von 4 Meilen dieses Thal, welches man nach dem Ausdruck eines französischen Schriftstellers besingen, aber nicht beschreiben soll. Zwischen Bagneres und Campan ist die Ebene von Aste und die Ruinen von Baudean, wo im Jahre 1780 ein aus Deutschland entwichener Tyrann lebte. — Die Quelle von Medour bei Bagneres, mit Lindenbäumen umgeben, ist zu sehr vernachlässigt; hier war ehemals ein Kloster, dessen Mönche eine Art sehr biegsamen Amianth, den man dort findet, in verschiedenen Formen bearbeitet, als Amuletten verkauften. Steigt man weiter hinauf bis zum Cap Adour oder Tête de la Vallée, so trifft man auf Fichtenwälder, die zwar kein Harz, deren Zapfen aber einen sehr angenehmen Geruch von sich geben. Diese dichten Gebüsche, welche das Sonnenlicht unterbrechen, sind angenehm, aber auch gefahrlich, denn obgleich auch hier noch die Pfade oft zu Bienenstatten oder Schäferhütten führen, deren Wände von Marmor und die Dächer von Stroh sind, so ist es doch leicht, sich im Dickicht zu verirren. Gewisse Felsenbrüche, die zur Ausbeutung des Holzes und des Marmors**) dienen, führen zu zwei Päßen oder Hourquettes, durch welche man in das Thal von Aure gelangen kann; Pallol ist der letzte Ort auf dieser Seite; die Felsen sind dort mit Gesträuchen, welche Alles aus der Luft und nichts aus der Erde zu ziehen scheinen, der Boden ist mit Genzian und Pyrenäenveilchen bedeckt; Aspin ist der nächste Ort, den man schon im Thale von Aure gewinnt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aturus; Avrus (daher Aire) Lisse. (in Bayonne führt ein Platz an dem Thore, durch welches man an den Adour kommt, den Namen Place de Lisse) Pontus aureus, auch Alpheus, vermuthlich weil er diesem Fluß von Arkadien durch das theilweise Verschwinden seiner Arme in unterirdischen Verbindungen ähnelt; einer dieser Arme führt den Namen Adour di Suèbe, Atyrus sylvestris, ehe man Bagneres erreicht. Der Adour ist am schönsten zwischen Campan und dem Dorfe Sainte Marie, aber vorzüglich nur auf seinem linken Ufer, auf dem rechten sieht man viele nackte Felsen. Bis Geip behält das Thal seine Fruchtbarkeit, aber weiter hinauf trifft man dichte Tannenwälder und den wir alle diese Berge zerrissenen und vor Alter zerfallenden Pic d'Ereate an.

**) Der Marmor von Campan ist grün und roth gemischt, und schön, aber leicht zerstörbar, wie man an den drei Säulen von Trianon bemerkt. Der Marmor ist so gemein, daß man Kalk daraus macht.

Bemerkungen über mehrere Staaten der Insel Borneo.*)

Der Staat Simpang.

Dieß Fürstenthum liegt zwischen 0° 16' — 1° 15' S. B. und 109° 22' — 110° 42' O. L. v. Gr. Seine Ausdehnung beträgt über 180 deutsche Quadratmeilen. Simpang wird im Süden und Westen von dem Meer; nordwestlich vom Land Kuku begränzt, woselbst der Fluß Padang Fschikar einen Theil der Gränzlinie bildet; nördlich und nordöstlich liegt das Reich Mattan, von welchem es durch die hohen Palongang-Gebirge getrennt ist. Der Fürst von Simpang behauptet, gemeinschaftlich mit dem Radscha von Mattan die Carimata-Inseln (S. Nr. 58 und 59) zu besitzen.

Die Hauptflüsse von Simpang sind der Padang Fschikar, der Mendau, in den der Lebaik, der Kwallan und der Gueroufoh einmünden, und der sich gegen Westen und Süden in mehrere Arme theilt, nämlich den Sidian, Mattan, Rumreh, Buin und Sremandang. Alle diese Flüsse münden in den Simpang ein, der jenseits von Bagnit-Land in das Meer fällt. In der Richtung von Südwest nach Nordost ist das Land von einer Gebirgskette durchzogen, die sich von Bagnit-Land über Sneradanr hinaufzieht. Dieß Gebirge ist das äußerste Ende des Palongang-Gebirge, das sich 20 bis 25 deutsche Meilen in das Innere des Landes erstreckt, und daselbst eine Reihe sehr hoher Berge bildet, unter welchen man hauptsächlich die Kuppen des Syontiak, Lagang, Putong, Pangang, Mendschotah, Mengallat und Lebaik bemerkt; auf diesen entspringen die meisten Flüsse, besonders diejenigen, welche die Gebirte Tagang, Meliassi, Sukodan, Simpang und Mattan durchziehen. Diese hohen Berge scheinen vor Zeiten den Mittelpunkt einer Insel gebildet zu haben, die später in Folge fortgesetzter Anschwemmungen, die gerade auf dieser Seite der Insel in bedeutendem Grade stattfinden, mit der Küste von Borneo in Verbindung kamen. Diese Vermuthung wird in hohem Grade bestätigt durch den Lauf der Flüsse im Innern des Landes, die sich gegen den Mittelpunkt der Berge umbiegen. Ueber ein Drittheil des Simpang-Gebirtes schreint bloß aus Anschwemmungen zu bestehen, die sich im Laufe des letzten Jahrhunderts angehäuft haben. Der Boden ist überall sumpfig und von Flüssen durchschnitten, die eine Anzahl Inseln bilden, in deren Mitte sich hie und da ein Hügel oder ein kleiner Berg erhebt. Diese kleinen Inseln

*) Das nachfolgende Memoire über einige Staaten der Insel Borneo war seit längerer Zeit der geographischen Gesellschaft von Herrn Baron von Capellen, früherem Gouverneur von holländisch Indien, zugesendet worden. Das Memoire ist ein Auszug aus den Arbeiten des verstorbenen Groeg Muller, der Generalinspector eben dieser Niederlassungen gewesen war, und die Küsten und das Innere der Insel mehreremale bereist hatte. Bulletin de la Société de géographie. Junius 1838.

Digitized by Google

waren bis zum Jahre 1786 bewohnt, als der Krieg der ostindischen Compagnie mit dem Mattan-Staate die Einwohner zerstreute. Seit dieser Zeit sind die Inseln verlassen, und dienen bloß als Zuflucht für Fischer und Eingeborne, die das Wachs und den Honig sammeln und das Schilfrohr, rottan genannt, abschneiden. Die Hauptinseln sind Magang, Bumbu, Batu und Ampar.

Das Klima ist gesund, und die Hitze wird durch kühle Winde gemäßigt. Der Aufenthalt an der Küste schlägt dem neuangekommenen Europäer besser zu, als das Binnenland. Der sumpfige Boden der Küste scheint der Gesundheit nicht zu schaden; dagegen werden die Fremden, die in das Innere und besonders auf die Gebirge kommen, häufig von Fiebern und von einer Art Lähmung der Arme und Füße befallen.

In der Regenzeit zeigt das Fahrenheitische Thermometer in der Regel 72 bis 75 Grad; manchmal, wiewohl selten, fällt es auf 69 und 70. Mittags steigt es gewöhnlich auf 85 und 84 Grad. Nachmittags gegen 2 Uhr, in der heißesten Stunde des Tages, kommt es auf 86 bis 87 Grad; Abends bei Sonnenuntergang fällt es wieder auf 76 bis 77 Grad. Die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten ist weniger regelmäßig als auf Java. Ganz unerwartet kommen häufig Regengüsse und Gewitter, oft schon im Julius und August. Von der Mitte November bis zur Mitte Januar regnet es sehr stark. Diese Beobachtungen gelten mit ziemlicher Genauigkeit von ungefähr zwei Breitegraden; aber die Jahreszeiten in Borneo wechseln sehr oft im entgegengesetzten Sinn, diesseits und jenseits der Linie.

Die Bodencultur ist noch nicht weit vorangeschritten. Die Dayaks, die eigentlichen Eingebornen, bauen Reis an den Abhängen der Gebirge und an andern trocknen Orten. Die Reisfelder heißen Ladangs. Sie schicken sich an Fruchtbäume zu pflanzen, mit Ausnahme des Kokosnußbaumes und anderer eßbarer Pflanzen. Die Malayen und andere Völker, die sich mit den Dayaks vermischt haben, sind im Landbau etwas weiter voran, und theilen ihre kleinen Ländereien in ziemlich regelmäßige Gärten ab. Es kommt ziemlich oft vor, daß der Reisertrag für das Bedürfniß nicht hinreicht. In diesem Fall müssen sich die Einwohner in Pontianak versehen, oder bei den Chinesen, die sich zu Paninahan, nahe bei Pontianak, niedergelassen haben. Die natürlichen Landesproducte bestehen hauptsächlich in Folgendem: Wachs, Vogelnester, Bezoar, Gummi, Harz, Schildkrot, rohes Eisen, Zinn, Kaguguru (eine Art aromatischen Holzes), Kulit-lawang (eine aromatische Rinde), mehrere medicinische Drogues, wilde Muscatnüsse, Banholz, Schilfrohr, Zuckerrohr u. s. f. Diese Erzeugnisse werden in Kubu, Pontianak, Rin, Singapur und Palembang zum Verkauf ausgeboten, und hauptsächlich von den in verschiedenen Ländern ansässigen Chinesen gekauft.

Die Gebirge von Simpang enthalten Gold und Edelsteine; es werden jedoch keine regelmäßigen Nachgrabungen angestellt.

Im Innern des Landes gibt es sehr viele Orang-Utangs, wilde Büffel, Rhinoceros, Tiger, kleine schwarze Bären, Eber und Hirsche. Die beiden letzten Thiergattungen finden sich auch in großer Zahl auf den Küsten. Unter den Vögeln bemerkt man hauptsächlich den Pfau, und mehrere Falken- und Geyeracten. Längs den Küsten findet man viele Schnepfen und anderes Geflügel von vorzüglichem Geschmack. Hausthiere gibt es nur wenige. In einigen Gegenden sieht man wenige Ziegen. In früherer Zeit haben die Bewohner vieles Vieh besessen, das sich nach und nach in die Waldungen verlaufen hat.

Die Dayaks sind nicht von Natur grausam. Die Gewohnheit des Kopfabschneidens, von der man sich schreckliche Dinge erzählt hat, ist bei ihnen nicht allgemein Sitte, sondern die natürliche Folge der kleinen Kriege und Fehden, in die sie stets durch ihre Nachbarn verwickelt werden. Die Dayaks haben gute Anlagen, sind jedoch beinahe ohne alle Religion. Ihre Gesetze sind alte Gebräuche ihrer Vorfahren, denen sie sich blind unterwerfen.

Die Einkünfte ihres Sultans kommen aus folgenden Quellen:

1) Abgaben von allen Schiffen und Kähnen, die von Rin, Linga, dem eigentlichen Borneo, Sambas, Pontianak, Kubu, Kotta Ringuin und Banyer Massing kommen, wie auch von den zwei bis drei kleinen Fahrzeugen, die jährlich von Java kommen.

2) Einige Handelsvorrechte und Monopole.

3) Steuer, die die Chinesen zahlen müssen, Kopfsteuer u. s. f.

4) Gebühren vom Handel mit Vogelnestern.

5) Almosen und Confiscationen, oder willkürliche Steuern.

6) Einkauf von wenig Gold und Diamanten, welches die Dayaks von Zeit zu Zeit um einen sehr wohlfeilen Preis anbieten.

7) Endlich Hoheitsrechte, Naturalabgaben in Reis u. s. f., an denen jeder Dayak ein bestimmtes Quantum entrichtet.

Die Bevölkerung des Staates Simpang geht auf 16 bis 18.000 Seelen, von denen drei Viertheile Dayaks sind. Die übrigen sind Chinesen, Malayen und andere Fremde, die sich im Lande niedergelassen haben.

Die Hauptstadt heißt gleichfalls Simpang. Sie liegt auf einem sumpfigen Boden nahe am Meere, das während der Fluth fast alle Quartiere der Stadt überschwemmt, und sie bei der Ebbe wieder abtrocknen läßt. Die Einwohner sind arm, und leben großentheils nur von dem Reisbau und von Prellereien, die sie an den Dayaks verüben.

Miscellen.

Erdbeben auf Martinique. Die französischen Blätter berichten seit einiger Zeit mehrfach von diesem am 11 Januar d. J. vorgefallenen Erdbeben, merkwürdig ist aber, daß man weder auf Guadeloupe, noch auf den andern nicht sehr entfernten Inseln, wie Trinidad, Sta. Lucia, Barbados, Marie Galante und Dominica, durchaus nichts bemerkt hat.

Erdbeben auf den Scilly-Inseln. In der Versammlung der königlichen Gesellschaft zu London wurde ein Bericht über einen auf St. Mary, einer der Scilly-Inseln, am 21 Januar d. J. gefühlten Erdstoß vorgelesen. Die zitternde Bewegung des Bodens, die sich namentlich im südlichen Theile der Inseln kund gab, sey sehr schwach, aber von einem eigenthümlich harten und schnarrenden (grating) Ton begleitet gewesen.

Peganum Harmala. Dr. Falconer, Aufseher des botanischen Gartens zu Saharanpur in Indien, sendet fortwährend Mittheilungen an den bekannten Dr. Royle, den Botaniker des Himalaya, ein. Nach seiner neuesten in der Londoner Linnéischen Gesellschaft (s. Litt. Gaz. v. 25 Febr.) vorgelesenen Mittheilung ist das Peganum Harmala, das den neuerlichen Entdeckungen zufolge als Färberpflanze wichtig zu werden verspricht, eine in Aegypten, Arabien, Syrien, Persien und andern Theilen von Asien und Afrika sehr häufig vorkommende Pflanze.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Fortsetzung.)

Verfolgen wir nun den Adour bei seinem Ausgang aus dem Gebirge. Wer kennt nicht Bagneres und seine Bäder, wo Jeanne d'Albert, lange Zeit Breheigne, nicht umsonst die Fruchtbarkeit suchte? wer kennt nicht die Ebene, wo der Adour ein zweiter Nil wird? Einer dieser Canäle reicht von Pouzac, eine halbe Stunde nördlich von Bagneres bis nach Rabastens, am nordöstlichen Ende der Ebene von Bigorre, man schreibt seine Anlegung dem Gothenkönig Alarich zu, dessen Namen er führt, und der ihn zum Behuf der Versorgung seines Lagers mit Wasser gebaut haben soll. Die Ebene von Bagneres reicht bis Montgaillard, eine halbe Stunde von Bagneres, wo ein Weg nach Lourdes ausgeht; man genießt diese Ansicht am besten bei Trebons, etwas nördlich von Ponzac. Auf dem weitern Wege nach Tarbes läßt man auf einiger Entfernung rechts Baebazan, historisch berühmt wegen des Ritters Barbazan, der um 1400 in einem besondern Kampfe zwischen sieben Engländern und sieben Franzosen den Sieg entschied und wie Duguesclin in Saint Denis begraben ist; links Obos, wo die Königin Marguerite an einem Schnupfen starb, den sie bei der Beobachtung eines Kometen sich zugezogen hatte. Schon bewundert man die Fruchtbarkeit der Erde, die vielleicht noch mehr schöne als nützliche Cultur, mit ihren italienischen, regelmäßig aligurirten Weinguirlanden und frischen Wiesen, welche mit der Ansicht der veralterten Pyrenäen den sonderbarsten Contrast bilden. Tarbes selbst, eine Stadt von 10 bis 12,000 Einwohnern, verdankt den Canälen des Adour die Reinlichkeit und Frische seiner Straßen, von welchen die vorzüglichste eine halbe Meile lang ist; dieser Vortheil ist unschätzbar in einem Orte, wo man nur zwei Jahreszeiten kennt und oft eine afrikanische Hitze aushalten muß. Aber diese Straßen, die Markttage ausgenommen, sind todt, und doch ist die Lage von Tarbes ungemein vortheilhaft; hier vereinigen sich die Straßen von Mourejeau, Bagneres, Lourdes, und wir haben gesehen, welchen Interessen sie zum Fahrwege dienen; es liegt in der Mitte zwischen Mourejeau und Pau, d. h. zwischen der Garonne und dem Gave de Pau; nach Norden hin tritt es über Rabastens, Mielan und Auch, mit Toulouse 33 Meilen und über Aire und Montdemarsan mit Bordeaux (51 M.) d. h. mit den großen Mittelpunkten der Civilisation in Verbindung; es hat Erde und Wasser und alle Materialien einer wohlfeilen Industrie; es ist mit der Elite der pyrenäischen Bevölkerung umgeben. Alles dieß ist bisher beinahe ohne Wirkung geblieben. Doch scheint endlich auch für Tarbes der Zeitpunkt gekommen zu seyn, sich zu einem bedeutenden Brennpunkt der Fabrication und des Handels zu machen, wovon später die Rede seyn wird. *)

Die eigentliche Ebene von Bigorre ist zwischen Bagneres und Pic Bigorre begriffen, sie zählt 60 schöne Dörfer und 600 Einwohner auf die Quadratlieue; die Weiber haben gewöhnlich regelmäßige Züge und eine frische Gesichtsfarbe, welche die Vortheile eines schönen Wuchses noch erhebt. Beinahe bis in die neueste Zeit kleideten sie sich in ein anschließendes Gewand von grobem Tuch, die Füße und Arme bloß, auf dem Kopf einen blauen oder scharlachenen Capulet, an den Feiertagen schmückten sie ihren Hals mit einer Tavelle (eine Art Posamentierarbeit); ein Schleier von Bagneres mit langen Falten bildete eine elegante und beinahe antike Draperie, — aber diese Tracht verschwindet Stück vor Stück vor den neuen Moden. Schon die alten Bigourdiner, obgleich ein wenig schmutzig mit ihren langen Bärten (noch heutzutage sieht es mit der Reinlichkeit etwas mißlich aus), hatten den Galliern die Mode des bigorrischen Mantels mitgetheilt (palla bigorrica — bigorrica vestis hispida). Dieser Mantel (sayon, sagun) von einem doppelten, gekreuzten Gewebe, der zugleich zum Parapluie dient, ist bei dem Volke allgemein im Gebrauche, und man findet ihn nicht nur hier, sondern in ganz Gascogne und

*) Tarbes, Turva, Tarba, Turbia, Tursembillon; auch in Asien gibt es nach Niebuhr ein Tarbes, welches wegen der Wanderungen der Celten oder der Iberer, welche einst Bigorre bevölkerten, nicht zu verwundern ist. Tarbes, obgleich nur drei Meilen von den Gebirgen, liegt kaum etwas höher als Toulouse.

Digitized by Google

Bearn. Auch sieht man die zerstreuten, langen Haare, wie bei den alten Biguriern, und darauf ein rundes, griechisches Barett, welches kaum auf dem Kopfe festhält, und weder gegen Kälte noch Hitze, noch Wasser schützt, aber der Physiognomie ein ganz besonderes Spiel gibt. Die langen Haare sind überhaupt bei den pyrenäischen Gebirgsbewohnern beliebt, und das Barett mit verschiedenen Nuancen zeigt sich auch in Bearn und Gasconien. Unter der navarresischen Regierung kam die Mode der Halskragen, weiten Beinkleider und übereinandergeschlagenen Gilets auf, und ist noch jetzt sehr gemein, fängt aber an, dem Pantalon und der Blonse Platz zu machen. Der Flächenbewohner ist übrigens arbeitsamer und wohlhabender als die Gebirgsleute.

Die Bigourdiner und Bearneser waren, nach Mariane, in alten Zeiten unter dem gemeinschaftlichen Namen Bigorri (östliche und westliche) bekannt, obgleich es Maeca aus einer übelverstandenen Eitelkeit läugnen will. Der Name Bigorre ist celtisch, und bezeichnet ein an dem Ursprunge eines Flusses gelegenes hohes Land (auch kaltes Land, bigole). Der Name Bigerri bedeutet Uferdewohner, und zugleich lebhafte, lustige Leute. Von den Celten kommen vielleicht die kleinen Stäbe (tailles) her, die unter ihnen zum Cadaster dienten, und jetzt noch hie und da in den Rechnungen des kleinen Handels gebraucht werden.*) Die Bigorresen hatten keine Menschenopfer wie die Gallier; aber die Vandalen, welche das Land im fünften Jahrhundert anfielen, fraßen die Brüste und Hinterbacken der Weiber roh auf.**) Der berüchtigtste Menschenfresser unserer Zeiten, Blaise Ferraye dit Sapé von Cominges, wo er in einer Höhle lebte, muß vandalisches Blut gehabt haben; er wurde zu Toulouse am 13 Dec. 1782 hingerichtet, nachdem er so eben einen spanischen Kaufmann, so wie vorher über 80 Personen, meistens Weiber, verzehrt hatte. Die Vandalen wurden zurückgetrieben, und drachen über Azun in Spanien ein. Dasselbe widerfuhr 300 Jahre später den Saracenen; sie wurden in der Lannemourine (Mohrenhaide), westlich längs der Straße, die von Tarbes nach Lourdes führt, von dem Priester Missoulin zurückgetrieben und in Stücken gehauen. Diese Geschichte ist verdächtig, dieß hinderte aber nicht, daß Missoulin in der Kirche von Aruzac eine hölzerne Statue zu Pferde hatte, welche alle Jahre von den Mädchen mit Blumen geziert wurde. Die Gothen hatten einige Civilisation in Bigorre eingeführt; die politischen Formen versicherten auch hier, wie in Bearn, Gasconien, den vier Thälern und Foix, die Theilnahme des Landes an der Verwaltung. Die Stände entschieden sich für den Grafen von Armagnac, als zwischen diesem und dem Grafen von Foix der bekannte Successionsstreit über Bearn und Bigorre statt fand; da aber Bernard I, Graf von Bigorre, zu Velay die Mutter Gottes vom Puy (welche eine Isis ist) als Oberherrin anerkannt hatte, so mischten sich auch die Mönche unter die Prätendenten: zum Glück wußte Philipp der Schöne, auch ein Prätendent, sich mit der Madonna abzufinden, und sein Sohn, Karl der Schöne, nahm für eine Zeit den Titel eines Grafen von Bigorre an. Bigorre war immer in Verhältnissen mit Spanien, besonders mit Arragonien, gestanden. Von Petronillen von Cominges und Gaston Phöbus haben wir schon anderswo gesprochen; — hiermit sind die „Schönheiten der Geschichte von Bigorre" ungefähr erschöpft. Von Alterthümern ist manches anzutreffen, unter andern gewisse künstliche Erderhöhungen, von welchen man nicht weiß, ob man sie den Celten oder andern nordischen Völkern zuschreiben soll; bei Lourdes ist eine unter dem Namen Aoestron bekannt, aber die Etymologie dieses Wortes ist verloren.

Die Lannemourine trennt von der Nähe von Tarbes den District von Ossun, einen großen, schönen Flecken, dessen Einwohner eine besondere Tracht, Sitten und Dialekt haben, und aus welchem die unter dem Namen Cenraires in und selbst außer Frankreich bekannten Fuhrleute mit ihren schweren Wägen kommen. Der District ist von der Sardine, einem Nebenflusse des Ehez oder Echez bewässert. Der letztere entspringt im Thale Castel-London, ungefähr auf der Höhe von Bagneres, und hängt in der Fläche von Bigorre durch mehrere Arme mit dem Adour zusammen, er ist wegen der Mannichfaltigkeit seiner Fische bekannt: mehrere andere kleine Flüsse begleiten den Adour auf eben diese Art auf seinem östlichen Ufer. Noch weiter östlich, schon außer der Fläche von Bigorre, lauft der Aeroz, ein reißender Fluß, welcher an den Bergen des Nebouzan (zwischen den Thalern Campan und des untern Nestes) entspringt, und nachdem er aus dem wilden Becken des Nebouzan heraus gekommen, das Thal Rustan, dessen Hauptort Tournay ist, in seiner ganzen Länge durchzieht. Zwischen Tournay und der ehemaligen mächtigen Abtei von Saint Sever de Rustan, wachsen die berühmten Weine von Mun, Peyrehiguier und Aubarede, leider wird die Weinlese nur zu oft durch Wind und Hagel zeestört. Die Einwohner (Rusticani) in 65 Dörfer und Ortschaften vertheilt, unterscheiden sich von den Bigorresen durch eine gewisse Erniedrigung, welche von ihrer ehemaligen Unterwürfigkeit unter die Mönche und Edelleutr herkommt; denn hier waren viele kleine Edelleute oder Landjunker, und das nächstgelegene Land, welches heutzutage auch noch zu dem Departement der hohen Pyrenäen, obgleich nicht mehe zum Becken des Adour gehört, war der Hauptsitz der Landjunker (hobereaux) vom Gers. Das Rustan hat übrigens den Vortheil, von mehrern Transversalstraßen durchschnitten zu seyn, welche von Monrejau nach Bagneres oder Tarbes, von Tain aber nach Tarbes oder über Saint Sever nach Rabastens führen. Der letztere Ort liegt, wenn man von Mielan, das heißt von Auch, herkommt, am Eingange der Fläche von Bigorre; man sieht dort noch die Ruinen aus den Zeiten der Belagerung, welche es von Montluc, der Geißel der Calviniſten, auszuhalten hatte. Montluc wurde dabei verwundet, er und sein Lieutenant, der Spanier Mandillano, tödteten alles, was ihnen in die Hände fiel, Katholiken oder Protestanten, nach der Maxime des Stifters der Inquisition Guz-

*) Der Verfasser vergißt wohl die deutschen Kerbhölzer, denen die Tailles sichtlich nachgebildet sind, wie Hüllmann nachweist. A. d. R.

**) Dieß wäre doch das erste Beispiel von Menschenfresserei bei den alten Deutschen. A. d. R.

Digitized by Google

man, unter dem Namen des heiligen Dominicus bekannt, welcher zu sagen pflegte, es liege nichts daran, im Zweifel einen Unschuldigen umzubringen, Gott werde die Seinigen schon erkennen. Die Straße, welche von Nadastens über Pic Bigorre nach Pau führt, dient im Norden der Fläche von Bigorre gleichsam zur Gränze; der weiter nördlich gelegene Distriet führt den Namen der Riviere basse, wo die berühmten Weine von Castelnau de Riolere basse und Madiran wachsen; aber man macht einen Mißbrauch vom Weinbaue, es geschieht zuweilen, daß man nur mittelmäßige Weine, die Scheunen leer, und wenn man etwas vom Adour entfernt ist, keinen Tropfen Wasser hat. Bei Maubourguet, etwas unterhalb Vic, vereinigt sich der Chez völlig mit dem Adour, aber der Arroz verfolgt noch eine Weile seinen eigenen Lauf bei Marziac und Plaisance (im Dep. du Gers) vorbei, bis er sich bei Risele ebenfalls in den Adour ergießt; zwischen Marziac und Maubourguet bei Auriebat in der Riviere basse hat man eine schöne Ansicht der Pyrenäen.

(Fortsetzung folgt.)

Bestätigungen von W. L. Reids Theorie der Stürme.

Wir haben im vorigen Jahre (S. Nr. 290, 291) diesen Gegenstand berührt, und es ist nicht zu verwundern, daß eine so sinnreiche Idee, welche hauptsächlich Hrn. Readfield von New-York gebührt, mannichfache Aufmerksamkeit erweckt und zu Beobachtungen Veranlassung gegeben hat. Das American Journal of Science and Arts vom Oct. 1838 drückt sich über diese Stürme mit großer Genauigkeit so aus: „Die heftigen Stürme der nördlichen Hemisphäre sind Wirbelwinde in einem großen Maaßstab, die sich von Rechts nach Links drehen, innerhalb der Tropen entstehen, zuerst in einer gegen Norden sich krümmenden Linie westwärts vorrücken, etwa unter 30° n. B. sich wenden und dann einen nordöstlichen Lauf verfolgen." Ein Correspondent des Athenäum (s. Nr. vom 23 Februar) bemerkt, er habe zwei Wasserhosen, eine im October vorigen Jahrs in der Nähe der Bai von Bourla, die andere im Jahre 1814 in Westindien beobachtet und gefunden, daß sie sich durchaus von Rechts nach Links gedreht hätten. Damit stimmt denn die Beschreibung des Orkans vom 7 Januar d. J. überein, in so weit derselbe zu Dumfries in Schottland beobachtet wurde. Diese Beschreibung wurde am 7 Febr. in der Versammlung der königlichen Gesellschaft zu London vorgelesen, und ist mit den nöthigen Abkürzungen folgende: „Am 6 Januar Abends nach 10 Uhr begannen heftige Windstöße mit völlig ruhigen, aber immer kürzern Zwischenräumen. Um 10 Uhr kam der Wind von Osten, und seine Schnelligkeit betrug 40 (engl.) Meilen in der Runde. Nun wurde er heftiger und drohte die Kamine herabzustürzen. Um Mitternacht ließ er nach und wandte sich zugleich gegen Süden oder Westen. Um 2 Uhr Morgens begann seine Heftigkeit aufs neue, und da mehrere Fenster im untern Stock offen gelassen worden waren, erschütterte er das Haus so heftig, daß man glaubte, es finde ein Erdbeben statt. Während des größten Theils der Nacht fiel der Regen in Strömen, und von 2 bis 2½ Uhr Morgens sank der Barometer um 1½ Zoll, und erreichte seinen tiefsten Standpunkt; der Sturm aber dauerte fort bis um 4 Uhr, wo er allmählich nachließ. Große Verheerung wurde unter den Bäumen angerichtet, von denen einige 2 bis 3 Tonnen Thonboden mit ihren Wurzeln emporhoben. Mehrere so niedergeworfene Bäume lagen mit den Spitzen nach Nordnordwest. Der Verfasser schließt aus diesen und andern Bemerkungen, daß der erste Theil des Sturms von Ostsüdost begann, um Mitternacht aber aus Südwesten blies. Dann wandte er sich bis gegen Mittag allmählich gegen Westen, und bis gegen 8 Uhr Abends blies er aus Nordwesten.

Bemerkungen über mehrere Staaten der Insel Borneo.

Der Staat Mattan.

Die Europäer kennen diesen Staat seit 1520. Succadana, durch seinen Handel eine der bedeutendsten Städte, gab später dem Lande den Namen, so daß europäische Nationen, die diese Gegenden besuchten, die ganze Küstenstrecke von Boneo, welche die Kantone von Kubu, Manpawang, Simpang, Lebait und Succadana und selbst die Carimata-Inseln umfaßt, Succadana nannten. Dieß Gesammtgebiet bildete früher das einzige Reich Mattan.

Die Gränzen dieses Staates sind im Süden und Westen das Meer, im Norden die Flüsse Puagoh, Ullah-Ullah, Kapuas, Mendan und Lebait; im Norden und Nordosten die hohen Gebirge von Mendschorah und Sucadan; im Osten und Südosten das Land der unabhängigen Dayaks und der Dayaks von Banjer und Colta-Ringain. Dieß ganze Gebiet betrag zusammen 1000 deutsche Quadratmeilen.

Gegenwärtig kann man die Ausdehnung des Reichs Mattan bloß auf den Zwischenraum von 0° 42′ — 2° 56′ N. B. und von 109° 52′ — 111° 30′ O. L. v. Gr. bestimmen. Die Gränzen sind im Nordosten die Gebirge von Paiongang, Mahm und Sarabau; im Osten (24 deutsche Meilen vom Meer) das Land der unabhängigen Dayaks, und weiter entfernt das Land der Dayaks, über die sich der Sultan von Banjer Massing die Herrschaft zuschreibt; im Südosten das Land von Colta-Riagnia; im Süden und Westen das Meer. — Die Inseln Carimata gehören zum Reiche Mattan.

Mattan hat zahlreiche Flüsse, worunter nicht weniger als fünf und zwanzig schiffbar sind, und die westlich und südlich zum Meere laufen. Einige entspringen auf den Bergen, die sich nördlich im Innern von Mattan erheben, nahe an den Gränzen von Sucadan, von dem sich ein bedeutender Ausläufer, das Paiongang-Gebirge nämlich, bis an die Westküste hinzieht, und an Bugnit Lant, Bangaiong, Petirongan, Succadana, Datu und Meliugsan stößt.

Mit den Flüssen Kapuas, Melawie und Arut bildete früher ein Meeresarm eine Insel, was wir schon bei Simpang bemerkt haben. In der Mitte derselben befanden sich die hohen Gebirge von Mahm, Mendschorah, Mengallat und Lebaik, auf denen die Flüsse Sucadan, Metian, Lebaik, Simpang und Mattan (Gayong) entsprangen. Mehrere Seen im Innern von Colta Riagnia scheinen ebenfalls der Veränderung des Terrains ihre Entstehung zu verdanken.

Das Klima dieses Landes wird gemildert durch die abendlichen

Digitized by Google

See- und Landwinde, die auf der ganzen Küste von Borneo sich ziemlich regelmäßig wiederholen. Die bedeutende Höhe der Berge im Innern der Insel, ebenso die unaufhörliche Bewegung der Luft, die von der fortgehenden Strömung einer großen Anzahl Flüsse herrühret, tragen gleichfalls dazu bei, das Klima mild und angenehm zu machen. Der Boden ist so fruchtbar, als die Luft gesund. Man findet unter den Eingebornen sehr alte Leute. Der große Reichthum der Pflanzenwelt macht, daß der Ackerbau noch sehr vernachlässigt wird. Die Einwohner begnügen sich mit dem, was ihnen der Boden freiwillig gibt.

Der Witterungswechsel in den verschiedenen Jahreszeiten entspricht dem, was wir darüber vom Königreich Simpang gesagt haben. Die Richtung und die Abwechslung der Monsoons sind beinahe ganz die gleichen.

Es gibt nur wenige reißende Thiere. Der Tiger und eine Art kleiner schwarzer Bären finden sich in ziemlich großer Zahl in den Gebirgen. Man trifft dort auch mehrere Affenarten, wilde Ochsen, Büffel, Rhinoceros, Eber, mehrere Hirschgattungen, Rehe, das Babirussa, *) das Pilandone (eine Art Hasen), den Orang-Utang, den Pongo, das Armadill, das Stachelschwein, zahlreiche Arten von Schlangen, sehr große Fledermäuse u. s. w.

Das Land hat nur sehr wenige Hausthiere. Einige Geflügelarten für den Hühnerhof, Ziegen u. s. f. in kleiner Zahl.

Dagegen trifft man längs der Küsten und an der Mündung der Ströme einen Ueberfluß von vorzüglichen Fischen der verschiedensten Art, unter Anderm eine Gattung, welche ganz unsern Salmen entspricht. Man fängt sie im Monat August und September.

Es gibt Tausende von Insectenarten, deren Mehrzahl schädlich oder wenigstens höchst lästig ist. Die Muskitos namentlich erreichen in diesem Land eine erstaunliche Größe, und ihr Stich ist höchst schmerzhaft. Man vertreibt sie mit Rauch. Die Einwohner sagen sprüchwörtlich von einem schlechten Charakter: „Er ist schlimm, wie die Muskitos von Mattan.“

Die Felsen von Mattan enthalten eine große Zahl von Vogelnestern, die sehr weiß und darum auch sehr viel werth sind. Die Dayaks sammeln sie und verkaufen sie einfältiger Weise um einen sehr wohlfeilen Preis theils an den Fürsten, theils an Chinesen. Die übrigen Erzeugnisse sind beinahe dieselben wie in Simpang. Außer diesen bieten namentlich die Tetyangs, so wie der Rottan oder das Schilfrohr einen sehr bedeutenden Handelsartikel.

Das Mineralreich scheint in Mattan großen Ueberfluß zu bieten. Es ist ausgemacht, daß daselbst mehrere Gold- und Diamantengruben sind, die man aber nur lässig ausbeutet. Die Diamanten, die aus diesem Lande sind, werden meist nur zufällig von einem Dayak gefunden, der in den Gebirgen herumschweift.

Die vegetabilischen Producte sind dieselben wie in Simpang, nur viel reicher in Mattan. Die Volkszahl ist im Verhältniß zu der Ausdehnung des Landes sehr klein. Meist sind nur die Ufer der Flüsse bewohnt. Die Bevölkerung beläuft sich zum mindesten auf 15,000 Seelen. Der Hauptort oder die Hauptstadt von Mattan heißt Gayong. Ihre Einwohnerzahl mag ungefähr 5000 Seelen betragen. Sie ist 10 bis 12 deutsche Meilen vom Meer entfernt, und liegt am Fluß Gayong, der aber jetzt Mattan heißt. Er ist vor der Hauptstadt so reißend, daß man von der Meeresküste an vier Tage dahin braucht. Die Fahrt geschieht auf kleinen leichten Schiffen, Sampangkähne genannt. Mit größeren Fahrzeugen würde man zu dieser Fahrt wenigstens 7 bis 8 Tage brauchen. Der Name der Stadt kommt vom Flusse her. In einer Entfernung von 5 deutschen Meilen theilt sich letzterer in zwei Arme. An dem Ufer des Ketappan genannten Armes liegt eine ziemlich volkreiche Stadt, Kampong Ketappan. Sie ist von Malayen, Chinesen, Arabern und Eingebornen bewohnt. Die gesammte Bevölkerung mag 1100 Seelen betragen. Die Mündung des Flusses war früher ein Schlupfwinkel für Seeräuber. Die Einwohner treiben großentheils dieses Gewerbe im indischen Archipel bis zur Wiederherstellung der holländischen Macht. Die mit den Fürsten abgeschlossenen Verträge verpflichten letztere, die schändliche Seeräuberei so viel wir möglich zu unterdrücken, die seit dem Verschwinden der Holländer in diesen Gegenden aufgekommen ist.

Die Regierung des Sultans ist sehr absolut. Seine Einkünfte fließen aus denselben Quellen, wie die des Fürsten von Simpang. In frühern Zeiten bekam der Fürst von den Seeräubern einen Brutantheil. Durch die Unterhandlungen der holländischen Regierung ist diesem Unfug ziemlich gesteuert worden. Man stößt zu Mattan selten auf Seeräuber; in Sambas, Mempawa und Pontianak gibt es keine mehr. Die Fürsten selbst befinden sich besser dabei und die Einwohner sind friedlich.

*) Ein Thier, das zwischen dem Hirsch und dem Eber steht. Vom ersteren hat es die Füße, vom Eber den Kopf, auch nährt es das Geäuzen des letzteren nach; das Babirussa (Eberhirsch) hat zwei kleine rückwärts gebogene Hörner auf der Schnauze.

Miscellen.

Kaolin. Die HH. Brongniart und Malagutti haben nach mannichfachen Versuchen über die bei der Fabrikation von Porcellan benutzte Erde, Kaolin genannt, endlich gefunden, daß er eine chemische Decomposition von Feldspath sey. Man wird also vielleicht dahin gelangen, diesen Kaolin künstlich zu bereiten.

Erdbeben in Lissabon. Am 18 Februar fühlte man zu Lissabon, mehr jedoch auf dem rechten Ufer des Taja, einen Erdstoß. Den Tag zuvor war es ungewöhnlich warm gewesen, indem das F. Thermometer 65° (14½° R.) zeigte. Der Stoß wurde auch am Cap St. Vincent an Bord der brittischen Kriegsbelgg Espoir gefühlt. (Times vom 27 Februar. Liss. Corresp.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 30** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhofe.** Von Gray. — **Die Schlacht bei Benevento.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Theilnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Deutschland, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 30.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 März. 1839.

Elegie,

geschrieben auf einem Dorfkirchhofe.

Von Gray.

Die Abendglocke wiegt den Tag zur Ruh,
Schwer zieht die Heerde brüllend heim vom Feld;
Der müde Landmann schleicht der Hütte zu
Und läßt der Dunkelheit und mir die Welt.

Stets bläßer nun der Landschaft Schimmer wird,
Die Luft muß feierlich und stille seyn;
Nur noch den trägen Zug der Käfer schwirrt
Und schläfrig Klingeln lullt die Hürden ein.

Aus jenem Thurm im Epheuefankenkleid
Verklagt die Eule träumend bei dem Mond
Ihr, der noch ihres Nestes Heimlichkeit
Naht, nicht ihr alt einsames Reich verschont.

Wo Ulme Schatten wirft und Eibenbaum,
Auf Moderhügeln sich der Rasen hebt,
Für immer schlafen in dem engen Raum
Des Dörfleins Ahnen, die hier einst gelebt.

Des weihrauchduft'gen Morgens Säufelhall,
Die Schwalbe, zwitschernd vom Strohhüttendach,
Des Hahns Trommetenton, des Hornes Schall
Ruft aus dem tiefen Bett sie nimmer wach.

Für sie entbrennt des Herdes Gluth nicht mehr,
Sorgt keine Hausfrau abendliche Müh,
Kein Kind grüßt eilend ihre Wiederkehr,
Klimmt um den Fuß mit Neid empor am Knie.

Den Weizen ihre Sichel oft gewann
Und oft die harte Scholle brach ihr Pflug;
Wie froh ins Feld sie trieben ihr Gespann,
Wie ihre starke Faust die Wälder schlug!

Ehrgeiz verspotte ja so dunkles Loos,
Nützliche Arbeit, niedre Freuden nicht;
Vornehm belächle nie, wer reich und groß,
Den Lebenslauf des Armen, kurz und schlicht.

Der Wappen Glanz, der eitle Prunk der Macht,
Was Schönheit und was Reichthum immer gab,
Sinkt unvermeidlich einmal in die Nacht,
Des Ruhmes Pfade leiten uns zum Grab.

Werft nicht auf sie die Schuld im stolzen Sinn,
Wenn man kein Denkmal auf die Hügel stellt,
Wo durch die langen Kirchgewölbe hin
Der Chor des Preises Laute tönend schwellt.

Bildreicher Aschenkrug, beseelter Stein,
Bannt er den flieh'nden Hauch in die Gestalt?
Kann Ruhm herauf den stummen Moder schrei'n?
Rührt Schmeichelei den Tod, so taub und kalt?

Hier ruht vielleicht in unbekanntem Grab
Manch Herz, erfüllt einst von des Himmels Feu'r,
Hände die hätten wohl den Herrscherstab
Geschwungen und mit Gluth durchströmt die Lei'r.

Doch hielt Erkenntniß nie entrollt ihr Buch,
Reich von dem Raub der Zeiten, ihnen vor;
Den edeln Drang hemmte der Armuth Fluch,
Des Geistes schöpferischen Strom gefror.

Gar manchen Edelstein im reinsten Glühn
Birgt unergründlich schwarz des Meeres Gruft;
Gar manche Blume muß verborgen blühn
Und haucht die Süßigkeit in öde Luft.

Manch ein Dorf-Hampden, der auf seiner Flur
Furchtlos dem kleinen Zwingherrn widerstand,
Ein Milton ruht hier, stumm und ruhmlos nur
Ein Cromwell, unbefleckt mit Blut vom Land.

Digitized by Google

Beherrschen folgsamen Senates Schluß,
Verachten drohend Weh und Mißgeschick,
Streu'n auf ein lächelnd Land aus Ueberfluß,
Ihr Wirken lesen in des Volkes Blick.

Verbot ihr Loos: doch schrieb es nicht ein Ziel
Der Tugend nur, auch dem Verbrechen zu,
Verbot den Weg zum Thron durch Blutgewühl,
Wo sich der Menschheit schließt des Mitleids Thor.

Nicht hehlen durften sie Gewissenspein,
Zertraten edler Scham die Blüthe nicht,
Noch füllten stolzer Ueppigkeit den Schrein
Mit Weihrauch sie, entzündet im Gedicht.

Fern aus des tollen Haufens rohem Streit,
Nüchtern ihr Wunsch den Irrweg nie betrat;
Dahin durchs Thal in kühler Einsamkeit
Verfolgten sie geräuschlos ihren Pfad.

Doch selber dieß Gebein vor Kränkung schützt
Noch ein zerbrechlich Denkmal, hier erhöht,
Das mit den Reimen, Bildern, rohgeschnitzt,
Um eines Blickes kurzen Zoll dich flieht.

Durch Namen, Jahrzahl hat einfach statt Ruhm
Und Trauerlied die Muse sie geehrt,
Und manchen Bibelspruch streut sie herum,
Der fromm und froh den Landmann sterben lehrt.

Wer trennt als Beute der Vergessenheit,
Sich gern von dieses Daseyns holder Qual,
Verläßt besonnter Fluren Heiterkeit
Und schaut nicht sehnend rückwärts noch einmal?

Noch scheidend sucht der Geist ein theures Herz,
Um eine Thräne fleht der letzte Blick;
Vom Hügel selbst ruft die Natur im Schmerz,
Im Staub noch ist gewohnte Gluth zurück.

Du, welchen ihr ruhmloser Tod gelenkt,
Der ihr Geschick in diese Zeilen schloß,
Forscht, einsam in Betrachtung tief versenkt
Einst ein verwandter Geist nach deinem Loos:

So spricht vielleicht ein Hirt, von Locken grau;
Oft haben wir früh Morgens ihn gesehn,
Abwischend hastig schnellen Scheitts den Thau,
Der Sonne zu begegnen auf den Höhn.

Hier an dem Fuß der weh'nden Buche lag,
Die hoch die Wurzeln krümmt und wunderlich,
Langhingestreckt er sorglos um Mittag,
Aufs Bächlein starrend, das vorüberschlich.

Er schweift' am Wald, nun lächelnd, Spöttern gleich,
Und murmelte seltsame Phantasei'n,
Nun, wie Verzweifelnde, so traurig bleich,
Vor Gram, vor hoffnungsloser Liebe Pein.

Doch eines Morgens sah ich ihn nicht mehr
Am Hügel, auf der Heid', am Lieblingsbaum;
Am andern Tag nicht bei dem Bach war er,
Nicht auf dem Anger, noch am Waldesraum.

Mit Grabgesang im Trauerzuge sah
Man bald ihn tragen hin den Kirchhofpfad:
Tritt her und lies die Schrift, (du kannst es ja),
Die unterm alten Dorn der Grabstein hat:

Grabschrift.

Da ruht im Erdenschooß sein Haupt so müd,
Ein Jüngling, unbekannt dem Glück und Ruhm;
Die Muse war nicht abhold seinem Lied,
Schwermuth erkor ihn sich zum Eigenthum.

Redlich sein Herz, von liebevoller Gluth;
Hold hat's der Himmel auch mit ihm gemeint;
Er gab dem Elend Thränen, all sein Gut,
Ihm ward vom Himmel all sein Wunsch, ein Freund.

Enthüllt nicht weiter seine Tugend nun,
Und seine Schwächen geißle nicht der Spott;
Laßt beide gleich in Hoffnung bebend ruhn
Im Schooße seinem Vater, seinem Gott!

Julius Krais.

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Die Schlacht bei Benevento, von Karl von Anjou gegen Manfred, König von Apulien geschlagen, im Jahr 1266, gibt dem Buche Guerazzi's den Namen. Manfred war der unehliche Sohn Friedrichs II, nach dem Tode des deutschen Königs Konrad von den italienischen Baronen zum König gewählt, aber dem Papste verhaßt, welcher den Grafen von Provence, Bruder Louis IV (des Heiligen) von Frankreich herbeirief und ihm die Krone Neapels anbot. In jener Schlacht verlor Manfred Krone und Leben; mit der Schilderung dieses Treffens und des Todes von Manfred schließt Guerazzi's Werk, welches die Ursachen, die Verräthereien und Treulosigkeiten, die dieser letzten Katastrophe vorangingen und deren Wurzel bis in frühere Jahrhunderte reicht, in einer Reihe von sehr lebendigen aber meist düstern Bildern veranschaulicht. Die Erzählung hat zwar einen Haupthelden, Ruggiero, und es fehlt auch ein Liebesverhältniß nicht, aber der romantische, sich durch das Ganze ziehende Faden

Digitized by Google

ist ziemlich dünn und locker. Der Verfasser ist von seinem historisch-nationalen Interesse so erfüllt, daß er zwei Capitel hindurch nur die Geschichte der hohenstaufischen Kaiser erzählt. Es ist nicht uninteressant zu lesen, wie ein Italiener, der ein tiefes und feuriges Nationalgefühl besitzt, sich über Fürsten ausspricht, welche den Deutschen als Zierden ihrer Geschichte, als die stolzesten Namen in ihren Annalen erscheinen. Guerazzi verweilt lange bei den Kriegsthaten und Schicksalen Friedrich Barbarossa's, dessen Tapferkeit und Heldenmuth er zwar anerkennt, dem er aber seine Kriegs- und Eroberungslust und seine oft grausame Härte bitter vorwirft und die oberitalischen Städte preist, welche ihm mit mehr oder minder Glück sich widersetzten. Nicht vergessen wird hier das Schicksal Arnolds von Brescia: „Unter dem Pontifikat Eugenio's war Arnold nach Rom zurückgerufen worden, wo er bis 1155 blieb, immer besorgt und wachend für die Größe eines Volks, das vom Himmel bestimmt war, nicht mehr groß zu werden. Jetzt verlangte Adrian seine Auslieferung von Friedrich; dieser wollte gern vom Papst gekrönt seyn; er nahm den Baron, bei welchem Arnold eine Zuflucht gefunden, in Verhaft und zwang ihn, den Unglücklichen ihm zu übergeben. Von zahlreicher Mannschaft eingeschlossen, ward Arnold nach Rom geführt, um wie ein Missethäter am Ort seines Verbrechens die Strafe zu erdulden. Der Scheiterhaufen erhob sich, die Flamme wird angefacht — sie wächst, sie versengt ihm die Kleider — sie erstickt sein Klaggeschrei — und wo blieb das Volk, das Arnold groß zu machen beabsichtigte? — man sammelt die Asche, man verstreut sie in den Wind; das Volk läuft zusammen, heult, wehklagt und will ihn retten. Oh! wie lächerlich wärest du, o Menschheit, wenn du Einen nicht so oft weinen machtest!"

Mit den schwärzesten Farben wird Friedrichs I Sohn und Nachfolger Heinrich VII geschildert: „Sturm, Blitz und Erdbeben sind schreckliche Zeichen Gottes; aber schrecklicher als Erdbeben, Blitz und Sturm ist ein lasterhafter König. Wenn nicht der ewige Lenker der Welt einem solchen die kürzeste Lebensdauer zuerkennte, so schiene es, als ob er nicht mehr halten wollte den Bund, den er mit Noah errichtete, wo er versprach, daß von nun an die Erde nicht mehr solle verwüstet und vertilgt werden, weil das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Aber wenn das Leben kurz, so ist die Schande lang; und wir Nachkommen wollen das Gedächtniß der schuldbelasteten Gewaltigen der Vergessenheit streitig machen; wir wollen in die Gräber hinabsteigen und die Asche aufwühlen. Die Krone, welche diese häßlichen Schädel schmückt, ist ein Hohn für sie, ein Hohn für uns. Das von den Jahren gestumpfte Schwert liegt an ihrer Seite ohne Schneide und ohne Spitze; — dieser einst so furchtbare Arm kann nicht mehr hauen und stürzen... der Wurm hat ihn besiegt. Und wir entreißen ungestraft den Zeiten und der Erde diese Namen und überhäufen sie mit Schimpf und überliefern sie so der Zukunft. Wenn meine Stimme wird vergessen seyn, erstehe ein heißerer Geist, der strafend dieß Gedächtniß der Sünde wieder belebe, und ein Jahrhundert überliefere es dem andern, wie einen anvertrauten Schatz, den ein Freund dem andern übergibt, daß die Verzweiflung langsam, langsam in feurigen Tropfen brenne auf den Geist des Frevlers und er erkenne, daß für ihn der Tod eine Taufe des Fluchs ist für das endlose Leben der Seele." Ein kurzer Abriß vom Leben Heinrichs wird gegeben, wie er Apulien gegen Tankred gewann und wie er als Sieger wüthete: „Jetzt zeigte er seine grausame Gemüthsart; er ließ Alle, die sich auf Tankreds Seite geschlagen hatten, festnehmen und befahl, ihnen glühend gemachte Kronen aufs Haupt zu setzen und sie mit glühenden Nageln anzunageln. Graf Riccardo von Acerra, der in seine Hände gefallen, wurde einem Pferde an den Schweif gebunden und dann an den Füßen aufgehängt; und nie, so lang der Grausame lebte, gab er zu, daß er vom Galgen genommen wurde. Dem Großadmiral Margarito wurden die Augen ausgestochen und er entmannt. Den Genuesern und Pisanern hielt er nicht bloß die gemachten Zusagen nicht, sondern verhöhnte sie auch wegen ihres guten Glaubens. Darauf, als ob ihm nicht genügte, gegen die Lebenden zu wüthen, kehrte sich seine Grausamkeit auch gegen die Todten. Er ließ die Leichname Tankreds und Bogiero's ausgraben und riß ihnen voll Wuth die Krone vom Haupte. Seine Raubsucht und Grausamkeit nahmen so arg überhand, daß der Papst einen Legaten an ihn sandte, um ihm Einhalt zu thun; dennoch ließ er nicht nach, sondern wurde immer ärger; zum unendlichen Leidwesen der Palermitaner schickte er alle Schätze der verstorbenen Könige, die goldnen Gefäße, das Silber, die Tische und Geräthe von denselben Metallen, die kostbaren Seidenstoffe, die Purpurwebereien und sonstige unermeßliche Kostbarkeiten nach Deutschland. Während dem überraschte ihn die Hand des Todes; man erzählt, daß er, verhaßt seinen Untergebenen und seiner eigenen Gattin Constanza, durch Gift, das letztere ihm hatte beibringen lassen, in Messina gestorben. Der Papst gestattete nur gegen gewisse Bedingungen, daß man ihn in heiliger Erde begrabe; Costanzo wollte dem Abt eines Cistenzienserklosters 300 Mark Silbers geben, wenn er die Bestattung erlaube, aber dieser weigerte sich. Endlich fand man Mittel, Heinrich hinter einer Porphyrsäule im Dom zu Palermo zu begraben, wo er das Gericht Gottes erwartet."

Merkwürdig ist, wie Guerazzi gegen Friedrich II, obgleich er ihn auch einen Schwaben nennt, doch weit milder gestimmt ist, weil er doch von mütterlicher Seite italienischer Abkunft war, und Manfred gilt ihm beinahe ganz als Italiener. Manfred verfocht die nationale Sache gegen den Fremden, Karl von Anjou, bei Benevento, und wird als italienischer Held gepriesen, trotz seiner Verbrechen, die ihn Guerazzi in seinen letzten Augenblicken gestehen läßt, die aber die Geschichte keineswegs für erwiesen annimmt, sondern für Erfindungen seiner Feinde, der Guelfen und des Papstes hält. Der Hergang der Dinge nach Friedrichs Tod wird so erzählt: Friedrich II hat in seinem Testament zu seinem Nachfolger seinen Sohn Konrad, zu dessen Stellvertreter in Italien aber Manfred ernannt, dem er überdieß das Fürstenthum Tarent und andere Herrschaften übertrug. — „Dieß war der Wille des Kaisers; aber nicht war es der Wille des Papstes Innocenzio. Wir haben gesehen, daß die Politik seiner Vorgänger darin bestand, zu hindern,

Digitized by Google

daß der deutsche Kaiser keine Besitzungen in Italien habe, und da er nicht hintertreiben konnte, daß durch die Heirath mit Constanza Heinrich das Königreich Neapel erlangte, richtete der römische Hof sein ganzes Trachten darauf, zu verhindern, daß diese Herrschaft sich nicht in der Hand des Kaisers befestige. Innocenzio hatte keinen andern Weg zu verfolgen. Der mächtige Freund in der Nähe, der, wenn er will, dich vernichten kann, ist gefährlicher als der Feind, der mit noch ungewissem Glück dich angreift. Innocenzio, ein umsichtiger Mann und wohl kundig des Gangs der weltlichen Dinge, entflammte die herrschsüchtigen Wünsche der neapolitanischen Barone. Jeder von diesen, in der Hoffnung sich unabhängig zu machen, regte mit der alten schmeichlerischen Hoffnung auf Freiheit die Völker auf, und sagte, man müsse den Tyrannen aus dem Wege räumen und das Reich von den Barbaren säubern. Manfred seinerseits forderte das Volk auf, treu zu bleiben, er erinnerte sie an die Ehre und die Freuden der Treue und des Gehorsams und nannte seine Feinde Rebellen. Die Namen Rebellen und Tyrann bei Aufständen und Revolutionen sind für sich ohne einen bestimmten Sinn und ohne eine moralische Bedeutung für das Gemüth der Völker, und erwarten ihre Erklärung von dem Ausgang der Schlachten. Dann, wenn man die Einkerkerungen, die Verbannungen, das Kopfabschneiden, das Pfählen u. dgl. sieht, dann gibt man, vermöge jener altherkömmlichen Verbindung, welche in den Köpfen der Menschen zwischen Strafe und Schuld besteht, dem Besiegten Unrecht. Der Namen der Verwerfung bleibt lasten auf dem, der zu welchen gezwungen ward, der Andere hat seine Schmach durch den Sieg gereinigt, Manfred siegte — und er war im Recht; die Barone wurden überwunden und mithin waren sie Verbrecher. Beim Tode des Kaisers empörte sich das Königreich von einem Ende bis zum andern, und in weniger als einem Jahr stellte Manfred die Ruhe wieder her und unterwarf sich Alles, mit Ausnahme der Städte Napoli und Capua. Dieser Held war der natürliche Sohn Friedrichs II und einer Marchesa Lancia aus der Lombardei, den aber sein Vater vor seinem Tode noch legitimirt hatte. Außerordentlich schön von Körper, mit blonden Haares und von blauen Augen, wie alle Glieder der schwäbischen Fürstenfamilie, war er dabei von majestätischem Wuchse, von edler Haltung, sein Wesen und seine Sitten einnehmend und freundlich. Die Natur hatte ihn mit einem wunderbaren Geiste begabt, so daß er sich aufs Dichten verstand in der Weise der Troubadours; er sang und keine der ritterlichen Künste war ihm fremd; wie sein Vater Friedrich sprach er geläufig mehrere Sprachen und verstand sich auf die Naturwissenschaften, wie man aus seinem Buch über die Jagd ersieht; von nagendem Ehrgeiz beseelt, schien ihm jedes Mittel tödlich, wenn es nur zum Ziele führte; er war im Stande jedes Verbrechen auszusinnen, auszuführen, und die Reue zu verhehlen; im Verstellen und Heucheln war er der vollendetste Meister, ein Verächter der Menschen und Gottes, während er, in seltsamem Widerspruch hiemit, sich immer menschlich, großmüthig und edelmüthig im Verzeihen erwies. Seine Seele war groß, aber dunkel; kein Mensch auf Erden hat wohl je so dem Lucifer geglichen, als er einen Theil des Himmels seinem gewaltigen Herrn abtrünnig machte und auf der Stirne die ewigen Narben vom Blitze Gottes davon trug. Conrad kam, um das Königreich Sicilien zu besuchen. Manfred ging ihm mit prächtigem Gefolge entgegen und erzeigte sich gegen ihn als der zärtlichste Bruder; er erzählte ihm von den ausgeführten Thaten, von den überstandenen Gefahren und setzte ihm den Zustand des Königreichs auseinander. Conrad antwortete, er sey ihm unendlichen Dank schuldig; er bat ihn, ihm mit seinem Rath beizustehen und nie von seiner Seite zu weichen. So ging anfangs alles in bester Eintracht. Bald brach der Krieg wieder los. Conrad, unterstützt von Manfred und von den Saracenen, eroberte in kurzer Zeit Aquino, Suessa und San Germano; aber wie sein Vater Friedrich behandelte er die Besiegten hart und brachte sie grausam um. Da zeigte Manfred Mitleid mit ihnen, verwandte sich oft für sie, half ihnen noch öfter zur Flucht und unterstützte sie mit seinem Geld; schon zuvor hatte sein edles und gefälliges Wesen die Herzen der Sicilianer eingenommen und nicht wenig zur Unterdrückung der Aufstände beigetragen; jetzt, wo eine Vergleichung mit Conrad so nahe lag, wandten sich Alle an ihn als ihren Beschützer, und sie nannten ihn den gottgefälligen Fürsten und baten ihn ihr König zu werden. Conrad, von Natur argwöhnisch, wurde bald auf Manfred eifersüchtig und fing an, ihn für zu mächtig zu halten; daher entzog er ihm seine Lehen, beschränkte ihn in seinen Befugnissen und demüthigte und erniedrigte ihn auf jede Weise. Manfred ertrug dieß alles mit heitrer Miene und zeigte durchaus keinen Verdruß; ja, in eben dem Verhältniß, als er Kränkungen zu dulden hatte, schien er seinen Eifer für Conrad zu verdoppeln. Capua fiel nach enger Einschließung in Conrads Hände, der sofort vor Napoli zog. Lange hielt sich diese Stadt, mußte sich aber endlich auch ergeben. Conrad verübte auch hier Thaten der Grausamkeit; Manfred war überall bereit, Balsam in die Wunden zu gießen; die beiden Brüder erschienen wie der Genius des Guten und des Bösen, die sich verbunden, über die Erde hinzuziehen.

Mittlerweile riefen Nachrichten aus Deutschland den Kaiser Conrad zurück. Er fürchtete, wenn er Sicilien verlassen sollte, Manfred, und noch vielmehr fürchtete er den jungen Heinrich, einen Jüngling von herrlichen Hoffnungen, dem sein Vater (Friedrich II) große Schätze hinterlassen hatte. Zu groß waren, wie Jedermann einsieht, die Vortheile, die aus seinem Tode für Conrad entsprangen, als daß dieser ihn hätte leben lassen können. Heinrich ward nach Melfi berufen und starb; Conrad stellte sich an, als empfände er unermeßliches Leid über diesen Tod, und Manfred stellte sich an als glaube er an diesen Schmerz.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1839.

Die ausgewanderten Boers in Südafrika.

Die Lage der Dinge in Port Natal, demjenigen Hafen, der dem jetzigen Aufenthalte der ausgewanderten Boers zunächst liegt, lauteten seit einiger Zeit sehr widersprechend. Die englischen Blätter waren meist voll ungünstiger Nachrichten über die jetzige Lage der Ausgewanderten, die theils durch Krankheiten, theils durch die Angriffe der feindlichen Stämme in höchst bedrängten Umständen sich befinden sollten. Man tadelte den englischen Gouverneur vom Cap, daß er die Ausfuhr von Gewehren und Munition nach Port Natal verboten habe, und so die Auswanderer außer Stand setze, sich der rohen Stämme des Landes zu erwehren. Jetzt ist aber eine Nachricht eingetroffen, welche mit einem Male Alles in einem andern Lichte erscheinen läßt, und eine Lage der Dinge enthüllt, welche der englischen Regierung Besorgnisse einflößen muß. Der Gouverneur der Capcolonie hat Truppen — freilich nur hundert Mann — nach Port Natal geschickt, wohl kaum in der Hoffnung, die Boers zu schrecken und zur Unterwerfung zu nöthigen, sondern wohl in der Absicht, diesen Platz selbst zu besetzen, und so den Boers die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden. Diese Truppen sollen mit den Boers handgemein, und völlig geschlagen worden seyn, sey es nun, daß sie gänzlich aufgerieben wurden, oder zum Theil auch gefangen in die Hände der Boers fielen. Wie es mit den einzelnen Umständen sich verhalten mag, die Feindseligkeiten sind eröffnet, und der Gouverneur mißtraut der holländischen Bevölkerung der Colonie, das heißt der ungeheuren Mehrzahl derselben, so sehr, daß er an eine militärische Bewaffnung und Organisirung der englischen Ansiedler denkt — eine Maßregel, die wohl nur zum Verderben dieser letztern ausschlagen kann.

Die Lage der Engländer in jener Colonie ist durch eine Reihe theils verkehrter, theils unüberlegter Maßregeln im höchsten Grade schwierig geworden. Den Grund der Auswanderung der Boers haben wir früher schon angegeben: er liegt kurz darin, daß die englische Regierung die Freiheit der von den Boers zum Theil in Knechtschaft gehaltenen Hottentotten und Bastarde (Mischlinge von holländischen Boers und eingebornen Weibern) aussprach. Diese bildeten nun an manchen Orten Vagabundentrupps, die sich hauptsächlich durch Viehdiebstahl von den wohlhabenden Boers nährten, welchen aber verboten war, sich dieser Vagabunden mit gewaffneter Hand zu erwehren; und da der langsame Gerichtsgang, so wie die dabei nöthigen Formalitäten ihnen keine genügende Sicherheit gewährten, so faßte eine Anzahl derselben endlich den Entschluß auszuwandern. Seit zwei Jahren dauert diese Auswanderung nun bereits fort, und nach einer mäßigen Berechnung mag die Zahl der Ausgewanderten jetzt zwischen 7 und 8000 betragen, worunter zwischen 1500 und 2000 Waffenfähige, lauter wohl geübte Schützen, abgehärtete Jäger und Reiter. Wenn es nun den Engländern auch gelingt, den Hafen von Natal zu sperren, so können sie doch nicht verhindern, daß ihnen zu Lande Munition zugeführt werde, wie sie auch bisher nicht verhindern konnten, daß man einzelnen wilden Stämmen an der Gränze der Capcolonie solche zuführte, denn an eine Gränzbewachung ist gar nicht zu denken, und wenn man die an der Gränze wohnenden Boers verhindern will, ihren abgezogenen Freunden Beistand und Unterstützung zu leisten, so wandern auch sie aus, und entblößen die Gränze noch mehr. Was aus diesem Streite werden soll, ist noch nicht abzusehen, da kein anderer Ausweg ist, als mit der tief unzufriedenen holländischen Bevölkerung sich friedlich abzufinden, indem Gewalt auf keine Weise ausreicht: eine große Truppenzahl können die Engländer jetzt nicht entbehren, und sie würden auch dort bei der Schwierigkeit des Unterhalts und der Transportmittel mehr schädlich als nützlich seyn; eine kleine Truppenzahl aber wird leicht eine Beute des Feindes, der ohne Mühe sich einige Tagereisen ins Innere zurückziehen und die nachfolgenden Truppen vereinzelt aufreiben kann.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Fortsetzung.)

Der Adour, nachdem er aus Bigorre ausgetreten, macht einen großen Halbcirkel nach Norden, auf welchem er von Osten

Digitized by Google

her noch die bei Mont de Marsan vereinigten Flüsse Douze und Midou empfängt. Schon früher hat er die Mauern von Aire benetzt, und ist bei Grenade — etwas östlich von Saint Sever, welches letztere gerade südlich von Mont de Marsan liegt — schiffbar geworden. Von Saint Sever senkt er sich wieder abwärts, und läßt zwischen seinem Bette und dem Ocean einen Raum, den mehrere Küstenwässer durchstreichen; über Tartas und Dax nähert er sich endlich bei Bayonne seinem Ziele. Sein Lauf wird auf 55 Lieues angeschlagen. In seinem unteren Laufe dreitet er sich öfters aus, und umfaßt auch zuweilen eine Insel, wie z. B. die schöne Insel Role, etwa 2 Meilen oberhalb Bayonne; aber bei seiner Mündung hat man ihn durch Dämme, wie wir schon früher bemerkten, auf eine Breite von 150 Toisen beschränkt.

Da man die kleinen Küstenflüsse zwischen den Paralleln, welche das Becken des Adour nördlich und südlich begränzen, natürlich zu diesem Becken rechnen muß, so umfaßt also der Adour das französische Baskenland, Bearn, Bigorre (die vier Thäler und das Land am Gers nicht dazu gerechnet), die Districte Cazaubon, Nogaro, Risele, Plaisance und Maurice, welche zum Departement des Gers gehören, und fast das ganze Departement der Landen. An den Pyrenäen nehmen seine und seiner Nebenwasser Quellen die ganze Linie von dem Wald von Irati (Pont de Larrau) bis an den Gebirgskamm, welcher das Thal von Barèges von dem Thal von Aure scheidet, ein.*) Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß die Straße von Monrejau über Tarbes und Pau nach Bayonne gleichsam die Achse dieses Gebietes ist, und die Erfahrung hat es durch die Entstehung dieser Verkehrsmittelpunkte bestätigt. Jeder dieser Punkte hat seine eigenen Vortheile: Bayonne als Hafen und Verkehrspunkt mit dem westlichen Spanien, Pau wegen seiner Centralität und der Straße nach Saragossa, Tarbes wegen seiner nähern Verbindung mit den Bädern, mit der Garonne und mit Toulouse; aber keiner dieser Puncte hat es über eine bleibende Bevölkerung von 12,000 bis 15,000 Seelen gebracht, und keiner ist weder als Debouché noch als Centralpunkt vorherrschend geworden. Ohne Zweifel hängt dieß langsame Fortschreiten zum Theil von einer nicht immer wohlverstandenen Ruralökonomie, von dem gänzlichen Mangel an Industrie, von dem schlechten Zustande des Hafens von Bayonne und den noch nicht mit den Bedürfnissen der neuern Zeit ins Gleichgewicht getretenen Communicationsmitteln ab. Aber es gibt eine andere Ansicht, welche tiefer in den Grund der Sachen eingeht. Pau wird nie ein großer Centralpunkt und Bayonne nie das Hauptdebouché dieser Gegenden werden. Diese ganze Linie ist nur die erste Stufe, an welcher sich die pyrenäische Production in Reih und Glied stellt, sie ist einer andern Hauptlinie untergeordnet, von welcher nicht nur das Schicksal des Adourbeckens, sondern des ganzen westlichen pyrenäischen Beckens zwischen den Pyrenäen und den Scheidegebirgen der Garonne und Loire abhängt, nämlich die Linie von Toulouse nach Bordeaux, welche sich, wie man weiß, andererseits bis an das mittelländische Meer verlängert. Es erhebe sich Toulouse zu einem Centrum nicht nur der ästhetischen, sondern vorzüglich der industriellen Intelligenz, und das traurige Land zwischen der Garonne und dem Adourdecken wird bald eine andere Gestalt annehmen, Toulouse wird seine Bevölkerung verdoppeln, und man berechne, wie weit ein flammender Brennpunkt von 200,000 Seelen seine Wirkung erstrecken kann. Aber vorzüglich Bordeaux ist bestimmt, die Metropole nicht nur des ihm so nahen Adourdeckens, sondern des ganzen südwestlichen Frankreichs zu werden,*) denn Toulouse ist zu weit vom Ocean und von dem nördlichen Theile des Garonnebeckens entfernt, während Bordeaux seine Radien nicht nur über Toulouse nach Perpignan und Montpellier, sondern auch über Perigueux, Tölle und Montdrison nach Lyon und über Angouleme nach Paris aussendet, an der Küste aber nebst Rochelle und Nantes, das Centrum der langen, geraden Linie bildet, welche von Cherbourg nach Bayonne reicht. Weil man wegen der veralteten Begriffe des Colonialhandels und der Departementalzersplitterung diese hohe Bestimmung von Bordeaux nicht begreift, klagt man über den Verfall dieser Stadt; zum Glück haben die Völker einen Instinct, der sie nie ganz verläßt, und ohne eigentlich auf den Grund der Frage gekommen zu seyn, hat man das, was zuerst am nöthigsten war, die Herstellung einer leichtern Communication zwischen Bordeaux und Toulouse mittelst des Seitencanals der Garonne beschlossen. Allein diese Verbesserung wird nur mittelbar und nach einem langen Zeitverlaufe auf das Becken des Adour, welches uns hier speciell beschäftigt, Einfluß haben. Kehren wir also zu dieser Specialität zurück.

Der gerade Weg von Toulouse an das Becken des Adour geht über Auch, Vic Fezensac, Nogaro nach Aire (35 Meilen), von Auch kann man südlich abbiegen, um über Mirande und Mielan nach Radastens in Bigorre zu kommen (9 M. von Auch); endlich von Toulouse längs der Garonne über Müret, Martres, St. Gaudens nach Monrejau sind 24 Meilen. Die Garonne scheidet das schöne Occitanien (Languedoc) von dem Armagnac; auf einige Myriametres von Toulouse findet man nicht mehr die Redensart, welche von einem allgemeinen Wohlstande zeugt, noch den Reiz einer freien und ausdrucksvollen Sprache.**)

*) Auf dieser Linie trifft man den Berg von Aspe, den Pic d'Ossau, den Malferrat, den Vignemale, den Marboré an.

*) Das südwestliche Frankreich begreift nach meiner Ansicht das ganze Gebiet, welchem die Verbindungslinie beider Meere von Celle, oder wenn man will, von Montpellier bis Bordeaux zur Achse dient. Das zwischen dieser Achse und den Pyrenäen begriffene Land nenne ich das pyrenäische Becken, und lege als dessen westlichen Theil die Gegend an, welche von der Garonne (auf ihrem Laufe von dem Thal Aran bis Toulouse) bis an den Ocean reicht. Das südöstliche Frankreich begreift das Becken der Rhone und einen Theil der obern Loire.

**) Die besondere Sprache des südlichen Frankreichs und selbst des östlichen Spaniens, obgleich unter verschiedenen Namen, Languedoc, Limousin, Provençal, Gascon bekannt, ist im Grunde die nämliche; man könnte sie mit dem allgemeinen Namen, der jetzt in Frankreich aufkommt, nämlich néolatine, bezeichnen, obgleich sie hier und da, besonders in Catalonien, so verdorben ist, daß man sie kaum mehr erkennt. Jul. Scaliger, der selbst aus dieser Gegend, ich glaube aus Escale Dieu, herstammte, sagt: Bearnenses purissime Vasconico loquuntur. In der That ist das

Digitized by Google

Dieſe traurigen und armen Armagnacs mit dem magern Geſicht, der bleichen Farbe, mit einem dünnen Kittel von grauer Leinwand bedeckt, haben kein Bewußtſeyn von der Rolle, die ſie einſt geſpielt haben, und wodurch ſie vielleicht erſchöpft worden ſind; ihr Land wird von den zwei kleinen Flüſſen Baiſe und von dem Gers bewäſſert, und zeigt in den Anſchwemmungen die Nähe der Pyrenäen. Wir haben ſchon bemerkt, daß es, wie das Ruſtan, und noch mehr, von den Winden und von den Landjunkern geplagt war; die letzteren haben abgenommen, aber leider nicht die erſteren. Der andere Weg, von Toulouſe nach Auch, führt durch Gasconien, deſſen Hauptſtadt Auch (Augusta Anciorum), ſo wie einſtens Cauze, Eluſa, deſſen Ruinen 7 Meilen nordöſtlich liegen, die Hauptſtadt von Novempopulania war. Man iſt ganz erſtaunt, keine Gascogner in der Hauptſtadt von Gasconien zu finden. Auch iſt berühmt wegen ſeiner Kathedralkirche und ſeinen Birnen ohne Kerne; ehemals war dort der Hauptſitz der Inquiſition. Dieſes ganze traurige Land zwiſchen der Garonne und dem Adour mag über 600 Quadratlieues haben. Auch iſt eine Stadt von 11,000 Einwohnern; auch hier fängt der Drang nach Bewegung an, ſich bemerkbar zu machen; es iſt der vorzüglichſte Punkt auf dieſer zweiten Routenlinie, welche ſich über Aire und Saint Sever gegen den kleinen Golf oder See von St. Leon an der Küſte verlängert. Dieſes führt uns auf die Betrachtung des Küſtenlandes, um eine vollſtändige Idee von dem Becken des Adour und ſeinem Zuſammenhange mit dem Küſtenlande von Bordeaux zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Bearniſche der gebildetſte Dialekt des Gaskoniſchen, doch iſt dieſer mehr zum Naiven und Satyriſchen, als zum Feinen, Empfindſamen geeignet, in der letztern Hinſicht hat der Dialekt von Toulouſa und Montpellier den Vorzug. Ich kann nicht ſagen, ob dieſes der Limouſiner oder der Provençaldialekt iſt. Der letztere im engeren Sinne, wenn man ihn von dem Jargon von Marſeille verſtehen will, iſt weit verdorbener; der Name Provençalſprache in weiteren Sinn, ſcheint ſeit dem 18ten Jahrhundert in Umlauf gekommen zu ſeyn, und den beſonderen Dialekt der ſüdlichen Provinzen im Gegenſatz des in der Hauptſtadt geſprochenen Franzöſiſchen zu bezeichnen. Ich lege hier eine Idylle im Dialekte von Toulouſe bei; man wird ſich überzeugen, daß dieſes Gaskoniſche ſich wenig von dem bearneſiſchen Gaskoniſchen unterſcheidet. Das Gaskoniſche muß man aber nicht mit dem Baskiſchen verwechſeln, welches eine Urſprache iſt, und nur in dem ſpaniſchen und franzöſiſchen Baskenland geſprochen wird; auch das Baskiſche hat ſeine Dialekte, die ſpaniſchen und franzöſiſchen Basken verſtehen einander nicht immer. Der verdorbene Jargon von Bayonne iſt eine Miſchung aus Baskiſchen und Gaskoniſchen; was der Jargon der Halden für eine Sprache iſt, das wiſſen nur die, die ihn reden.

La matinada d'estiou à Monnpéié.

Idyla.

Vesá su l'ouliaié la barjeyra cigála
Aou sourel desplegá le gesa de soun ála;
Lou moure d'eau luzér pounja vers lou camé,
A travars lou rustincle ol lou vert jaoussemé;
Mourents da calou dins lou prat la Floureta
Tout escas d'aou Zephir pot fugi lous poutous.
Philomela s'acála et finia sas cansous;
Es houra de cercá l'oumbretta,
Accu-noun, ma pastourelelu:
Aou bord d'aquel riou que courís
Jout lou seouze et lou tamaris,
La naida graciausetu
Nous fay sinne et nous souris —
De sa part ma pastourèla,
Crénigues pas res d'indiscret;
Ah creyme, nympha ou mourtela
Lu aou n'a pas besoun d'aou secret?

Der Sommermorgen in Montpellier.

Idylle.

Ich ſehe auf dem Olivenbaum die geſchwätzige Heuſchreck,
Ihren Schleierflügel an der Sonne ausbreiten.
Die Schnauze einer Eidechſe ſchaut gegen die Straße hervor,
Durch den Hagedorn und den Jasmin.
Die Wieſenblume vor Hitze ſterbend,
Kann kaum den Küſſen eines Zephyrs ausweichen;
Philomele ſchweigt und endet ihre Geſänge.
Es iſt die Stunde, den Schatten zu ſuchen;
Gehen wir, mein Schäferdirnchen:
Am Rande jenes Fluſſes, welcher lauft,
Unter dem Weidenbaum und der Tamarinde
Winkt und lächelt uns zu
Die anmuthige Najade;
Von ihrer Seite, meine Schäferin
Fürchte nichts Indiscretes:
Ach! glaube mir, Nymphe oder Sterbliche,
Wer bedarf nicht eines Geheimniſſes?

Ueber das Maaß der Waſſerverdampfung.

In dem amerikaniſchen Journal der Franklin findet man eine ſehr genau auseinandergeſetzte Reihe von Verſuchen, die im Laufe des vergangenen Jahres von Hrn. Eſpy, einem Phyſiker von Philadelphia, in Beziehung auf die Quantität Waſſers gemacht wurde, die aus der Oberfläche des Waſſers eines Sees oder aus der Oberfläche eines feuchten Bodens von ſelbſt verdünſtet; die Verſuche haben im April angefangen und wurden bis zum Monat Auguſt fortgeſetzt. Bei ſeinen Verſuchen bediente er ſich zweier irdenen poröſen Vaſen, die man zum Erfriſchen des Waſſers gebraucht (alcarazas); ihre Oberfläche betrug 24 Quadratzoll. Jede derſelben enthielt 12 Unzen Waſſer, und man erhielt ſie immer voll. Die eine derſelben war der Sonne ausgeſetzt, die andere war im Schatten aufgeſtellt. Der Unterſchied in der Verdünſtung war ziemlich bedeutend, denn die der Sonne ausgeſetzte Vaſe verdünſtete vom 2 April bis zum 26 Junius 144 Unzen Waſſer, und um in der zweiten dieſelbe Quantität zu erreichen, dauerte es bis zum 24 Julius.

Bei einer zweiten Reihe von Verſuchen nahm Hr. Eſpy drei Gläſer von gleicher Größe und ſetzte ſie der Sonne aus; das eine derſelben ſtand an freier Luft, zwei andere wurden bis an die Mündung in die Erde eingegraben; von dieſen beiden war das eine mit Waſſer, das andere mit befeuchteter Erde, mit Koth, wenn man ſo ſagen will, angefüllt; die Luft der innern Oberfläche am Rand eines jeden betrug 12 Quadratzoll.

Das an die freie Luft geſtellte Glas hatte vom 2 April bis zum 19 Mai 21½ Unzen Waſſer und die in die Erde eingegrabenen nur 11 Unzen verdünſtet. Das mit Waſſer gefüllte in die Erde eingegrabene

Digitized by Google

Glas hatte am 12 Junius 21½ Unzen Waſſer verdünſtet, und am 15 Junius, alſo einen Tag ſpäter, hatte das mit beſeuchtetee Erde angefüllte Glas ſeit dem 2 Aprli ebenfalls 21½ Unzen verdünſtet.

Bemerkungen über mehrere Staaten der Inſel Borneo.

Der Staat Succadana.

Seit mehreen Jahrhnadereten gehört dieß Laad den unabhäagigen Fürſten auf der Weſtküſte van Borneo, den Barfahren des Sultanſ, der gegenwäetig in Mattan herrſcht. Succadana und die ganze Küſte van Mattan ſind gegenwärtig eatvölkert und verlaſſen; kaum entdeckt man einige Spuren von dem Staadaet dee alten Stadt. Die Urſachen des früheen Glanzes und Wohlſtandes von Succadana beſtehen heutzntage nach. Die Lage iſt ſehe angenehm, und für den Handel ſehe vortheilhaft. Die Luft iſt geſnnd, die übeemäßige Hitze wird durch kühle Seewinde gemildert. Dee Boden erzeugt mehreere Artikel, die für dea Handel mit China und auf dem indiſchen Archipel van hohem Weeth ſind. Die Einſammlung dieſer Producte iſt eben ſo leicht als ihr Bau und Transpart. Dee Baden ſchickt ſich ſehr leicht zum Bau mehereer ausländiſchen Prodnete, und braucht nicht die mindeſte Arbeit, um den Eiawahneen die nuentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen, wie Reis, Sago, Tataten, Hülſen- und andere Früchte der vorzüglichſten Art. Das Meer wimmelt von Fiſchen, Schildkröten, Halothurien u. ſ. f.

Die Lage der Uſee iſt ſehe bequem für das Aniaaden und den Aufenthalt aan Kauffaheteiſchiffen. Die Rheden ſind unſtreitig denen der Carimata-Inſeln vorzuziehen, und ſind wenigſtens eben ſa gut, wie die an der Küſte von Borneo, ohne ſelbſt den Sambas-Strom auszunehmen. Die natürliche Fruchtbackeit des Landes würde jedem Pflanzee die weſentlichſten Vartheile ſicheen. Der leichte Verkehr mit dem Janeen zieht viele Fremde zu einem gewinnbringenden Handel herbei. Das Uſer beherrſcht das Meer, und die Anlegung eines feſten Platzes an einem ſo günſtigen Orte würde dem Eigenthum dee Handeltreibenden Sicherheit aerſchaffen. Die Bai von Succadana bildet ein Halbaval, umgeben aon Hügeln, die mit Bäumen und Geſträuchen von ewigem, mannichfach wechſelndem Grün bedeckt ſind. Es iſt ein reizendes Amphitheater, aau dee Hand der Natue aor die Gebirge hingeſtellt, die ſich ſtufenweiſe gegen die Mitte des Landes zu immee weiter erhben, ſo weit das Auge reicht, um ſich zuletzt in dem bläulichen Schein eines ſtets klaren Horizaats zu verlieeen.

Die Bai iſt 5oon Taiſen laag und 1230 Toiſen breit. Am Eingaag iſt das Meer während der Ebde 10 Fuß tief, während der Fluth 18 Fuß. Man aakert mit vollkammener Sicherheit in einem maeaſtigen mit Kies gemiſcheen Grunde. Nur wenn der Weſtmanſoan weht, ſind die Schiffe nicht vollſtändig geſchützt. Vom Jahre 1780 bis 1796 kamen häufig chineſiſche Schiffe aon 300 Tonnen in dieſe Bai, um eine Ladung an Bord zu nehmen.

Mitten im Hinteegeunde dee Bai mündet dee Succadana-Strom ein unter 1° 16' S. B. Seit langer Zeit ſind keine Handeiesſchiffe mehr in denſelben hineingefaheen, ſa daß die Mündung gaaz mit Hochſtämmen bedeckt iſt, die aaa ſeinen Ufern herabſtürzen. Kaum kann man ſich einen Durchgang durch die in einander verſteckten Zweige bahnea, die über den Fluß ſich erſtecken, ab ee gleich so Fuß breit und mehreee Faden tief iſt. Ganz nahe an der Mündung iſt eine ſteinige Sandbank, auf welcher das Waſſer nur 4 bis 5 Fuß hoch ſteht. Dieſe Stelle iſt alſa nur für kleine Kähne fahrbar.

Man findet Klippen, die bis an den Waſſerſpiegel unter denſelben hervorragen, nahe an den Landſpitzen, welche duech die nordweſtlich und ſüdweſtlich ſich erſtreckenden Hügel gebildet werden. Die ſüdweſtliche Spitze ſetzt ſich im Felſenvorſprunge fort, der mit Geſträuch bedeckt iſt, und ganz nahe dabei iſt die Inſel Salaaama. Zwiſchen der Inſel und dem Vorſprnag iſt für die kleinen Schiffe dee Eingebarnen oder für Schalnppen eine bequeme Durchfahrt. Nördlich van Salaaama, ganz nahe bei dieſer Inſel, ſieht man einen großen Felſen mit vier einzelnen Spitzen übee das Meer hervarragen. Man nennt ihn Batmandi (Felſen der Bädee). Zwiſchen der Inſel und den Felſen iſt dat Meer tief genug, aber für die Durchfahet zu ſchmal. Während des weſtlichen Manſoans finden die indiſchen Fahrzeuge einen guten Ankerplatz hinter dee genannten Inſel, wa ſie vollkommea grſchützt ſind. Es ſind keine verborgenen Felſen da, außer zwei kleinen ſteinernen Dämmen, die bei der Fluth bedeckt ſind. Sie befinden ſich an der Einmündnag des Succadana. Dieſe Dämme ließ der verſtarbene Sultan Jadri-Laya im Jahee 1781 bauen zum Schutz der Uferbewohner. In dee Nähe der Mündung des Fluſſes Succadana iſt dee Boden aageſchwemmt and moraſtig; im Innern feſt und gebirgig. Die Abdachungen der Hügel bieten dem Ackerbauee einen fruchtbaeen, fetten Boden, der alle Aeten von Pflanzen erzeugen könnte. Frühee pflanzte man hier Pfeffer, mit dem man einen vartheilhaften Handel trieb. Dee Kaffeebaum würde bei einiger Sorgfalt aortrefflich gedeihen. Der ſüdliche Theil des Landes ſcheint für den Reisbau geeignet, da man ihn nach Belieben unter Waſſer ſetzen kana.

Wenn man in den Succadana-Fluß hinanfährt, ſo trifft man eine halbe Meile weit aon dee Mündung an lein ſüßes Waſſee, und ſa weit hinaufzufahren iſt durch die Maſſe in einaader verſchlungenee Baumzweige, die vaa einem Ufee zum andern gehea, ſehr ſchwierig. Beſſer iſt es, wenn man an der, Telagu Tudſchu (ſieben Mündungen), genannten Stelle ein Loch gräbt, wo man ohne Mühe und in kurzer Zeit eine große Menge guten, ſüßen Waſſers für mehrere Schiffe findet. Größere Schiffe können ſich an dee nordweſtlichen Spitze aan Succadana mit Waſſee verſehen bei Tampang Malam, wo mehreee Flüſſe mit ſüßem Waſſee in die Bai aon Rawaag einmünden.

Den Staat Succadana findet man nne auf ſehr wenigen Karten bezeichnet. Auch die beſten geben die Gränzen dieſes großen und intereſſanten Laades nicht an. Es ſcheint, daß man die Beabachtungen nnd Plane übee die Küſte nur in einer weiten Entfeenung gemacht hat, in welcher man die genanten Umriſſe des Ufees nicht bemerken konnte.

Celtiſche Alterthümer. Man hat in dem Arrondiſſement aan Valagnes einen für die celtiſchen Alteethumsforſchee intereſſanten Gegenſtand entdeckt, nämlich eine Form (moule), vermittelſt deren man die bronzenen Schlachtbeile der alten Gallier gaß. Man findet bekanntlich dieſe alten Schlachtbeile ziemlich häufig, abgleich ſeltener, als die gelliſchen Keile (coins) aan demſelben Metall, deren Gebeauch man indeß nach nicht errathen konnte. Die obenerwähnte Form iſt aus Sandſtein, und bildet das Seitenſtück zu der bronzeaen Form zum Gießen der gelliſchen Kelle, die man im Jahre 1827 im Walde von Briquebee fand, und die ſich in der Bibliothek dee Stadt Cherbaurg befindet. Dieſe zwei Gegenſtände ſind einzig in ihrer Art, und die Alterthumsfoeſcher legen einen hahen Werth daraaf. (Nouv. Ann. des Voyages. Januar 1829.)

München, in der litteraeiſch-artiſtiſchen Anſtalt dee J. G. Catta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 4.

Die weiten Reisen, welche häufig von den Eingebornen Indiens unteenommen werden, und ihre lange Abwesenheit von Hause verursachen oft Todesgerüchte, welche in manchen Fällen schon tragische Folgen hatten. Eine Familie von hoher Kaste, aber herabgekommen in ihren Vermögensumständen, lebte in der Nähe der Stadt Etawah nur zwei Brüder waren übrig, und der jüngere, der mit seinen beschränkten Mitteln seinen Unterhalt nicht zu sichern hoffen konnte, beschloß in einem fernen Lande sein Glück zu suchen. Er nahm demnach Abschied von seinen Freunden, und übergab seine junge Frau, mit der er erst ein Jahr verheurathet war, der Obhut seines Bruders, da die ganze Familie, wie bei der patriaechalischen Lebensweise Indiens nicht selten ist, in Einem Hause lebte. Im ersten und zweiten Jahe kamen Geldsendungen von Baldschit Singh nebst Briefen, die jedoch nur einen unbestimmten Bericht über seine Lage und Aussichten gaben. Wäheend der drei nächsten Jahee kam gar keine Nachricht, und endlich traf die ziemlich sichere Kunde seines Todes ein. Ein Landsmann, der mit ihm im Heere der Mahratten gedient hatte, war Zeuge seines Todes gewesen: mehrere Reiter, worunter Baldschit Singh, waren beim Uebersetzen über einen Fluß von der Strömung fortgerissen worden und ertrunken. Der Freund und Genosse des Verstoebenen, Tschait Ram, hatte das Eigenthum desselben an sich genommen und der Familie überliefert. Verschiedene Umstände hatten indeß seine Rückkehr verzögert, und nach seinem Bericht mußte Baldschit Singh schon ein Jahr todt seyn, ehe er der Familie die Nachricht gab. Der ältere Bruder, Harral Singh, hatte inzwischen seine Vermögensumstände nicht verdessert, und bei der Todesnachricht hielt er es für rathsam, daß seine Schwägerin als Sutti enden solle. Obgleich ihr Unteehalt bei ihrem Wittwenstande nicht viel kosten konnte, so waeen doch andere Gründe vorhanden, welche ihren Tod wünschenswerth machten. Es fehlte nicht an Beispielen im Dorfe, daß Wittwen wieder geheurathet hatten, oder ganz offen in unehrenhafter Weise lebten, während einige mit Mohammedaneen auf und davon gegangen waeen. Um diesen Schimpf zu vermeiden, und das Ansehen zu erlangen, das eine Sutti stets einer Familie ertheilt, wuede beschlossen, daß Kutschili, — so hieß die Wittwe — den Holzstoß besteigen und sich mit dem Turban ihres verstorbenen Gemahls verbrennen solle. Obwohl sie mit Baldschit Singh glücklich gelebt und sich seiner Freundlichkeit lebhaft erinnerte, so hatte die lange Abwesenheit doch die Wittwe über ihren Verlust getröstet, so daß sie über seinen Tod keinen heftigen Kummer fühlte, und keineswegs Lust hatte, ihr Leben zu opfern, um sich den Weg ins Paradies zu öffnen. Sie befand sich indeß in der Hand von Leuten, die ihre Absicht duechzuführen entschlossen waren.

Sobalb Harral Singh davon spaach, daß seine Schwägerin sich opfeen wolle, wuede das Haus von Braminen umgeben, und jede Kunst angewandt, die Aeme zu begeistern, die Handlung mit Anstand zu begehen. Betäubt durch die scheinbare Hülflosigkeit ihrer Lage, versank Kutschili in eine Art von Erstarrung, und war unfähig, den schwachen Widerstand zu leisten, der in iheer Gewalt war. Sie hatte zu zurückgezogen gelebt, um zu wissen, daß die englische Regierung Personen in ihrer Lage in Schutz nimmt, und daß im Dorfe mohammedanische Beamten waren, die zu ihren Gunsten einscheeiten konnten; doch Niemand ahnete, daß das beabsichtigte Opfer von ihrer Seite unfreiwillig geschah. Während des ganzen Tages nach Tschait Rams Ankunft wuede Kutschili fast von Liebkosungen erdrückt, man schmückte sie festlich, und gab ihe von Zeit zu Zeit kleine Dosen von Opium, die einzige Nahrung (wenn man so sagen darf), welche über ihre Lippen ging.

Gegen Abend schien sie in einem Zustande, die verhängnißvolle Cerimonie zu bestehen. Das ganze Dorf war natüelich in großer Aufregung, denn eine solche Begebenheit war seit langer Zeit nicht vorgekommen. Wie die Zeit herankam, fühlte sich Kutschili immer weniger geneigt, einem grausamen Tode sich zu unterwerfen, doch sie konnte keinen Widerstand leisten, und zur bestimmten Stunde wurde sie eher fortgezogen, als geführt, da sie sich nur mit Widerstreben ihrem Geschick ergab. Das Dorf lag an den Ufern des Dschumna, am Wege eines Ueberfahrtsortes, und die Cerimonie fand nach der Sitte des

Digitized by Google

Landes am Ufer des Flusses statt. In Folge des Vermögens, das Tschait Ram mitgebracht hatte, wurden die Vorbereitungen mit einiger Pracht gemacht; der Holzstoß war hoch, gut zusammengesetzt, und mit einer hinreichenden Menge von Brennstoff versehen. Kutschili warf einen Blick darauf, war aber nicht im Stande, ihre Augen vom Boden zu erheben; doch da sie aus Entsetzen, oder wirklich betäubt, keinen Versuch machte, zu entkommen, so wurde die Cerimonie nicht beschleunigt. Gewöhnlich legt man einer Sutti Fragen vor, da man ihre Antworten als Orakelsprüche ansieht; doch nur diejenigen, welche fanatisch diesen Tod als eine Art Triumph ansehen, können solche prophetische Anworten geben. Kutschili antwortete unzusammenhängend oder gar nicht, und so überließ man sie sich selbst.

Dreimal war sie um den Holzstoß gegangen, ihr Schmuck war von ihr genommen und unter ihre Verwandten vertheilt, die Blumen aus ihren Kränzen hatten sich die umstehenden Zuschauer begierig zugeeignet, und plötzlich von vier Braminen ergriffen, wurde sie mit Gewalt auf den Holzstoß gesetzt. Die Mussals oder Fakeln waren alle bereit, als sie mit einem durchdringenden Schrei an den Rand des Holzstoßes sprang — zu ihrer Verwandten nicht geringem Entsetzen und Verwirrung — und ausrief: „Er ist nicht todt, mein Gatte kommt, mich zu erlösen!“ Alle Augen wandten sich nach der Seite, wohin sie deutete, und auf dem Wege sah man einen Mahrattareiter, der aus der Fähre gesprungen war und jetzt im vollen Galopp herbeieilte. Es war in der That Baldschit Singh, der vom Pferde sprang und sie in seine Arme auffing, nicht wenig entzückt über den Beweis von Anhänglichkeit, den sie gegeben. Unerwartet vom Tode errettet und in beträchtlicher Entfernung von der Furt ans Ufer geworfen, war er anfangs zu erschöpft, um seine Gefährten einzuholen, und als er später Gelegenheit fand, einen vortheilhaften Dienst zu übernehmen, fand er es nicht nöthig, ihnen Nachricht von sich zu geben. Ueber Erwarten glücklich in seinen Unternehmungen, konnte er endlich nach Hause zurückkehren, und kam zu rechter Zeit, um sein unglückliches Weib von dem schrecklichen Tode zu retten. Die Braminen wurden tractirt und Geschenke unter die Armen ausgetheilt — es war ein Abend allgemeiner Freude, für Niemand aber mehr als die erlöste Märtyrin, deren Leiden durch die Achtung belohnt wurden, die sie gewonnen.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Fortsetzung.)

So wie der Adour sich südlich gegen Bayonne, so wendet sich die Garonne vor ihrer Mündung auf einer langen Strecke nördlich gegen Bordeaux. Zwischen der Linie, welche die beiden Flüsse bilden, und der Küste bleibt also eine 60 bis 70 Meilen lange und schmale Strecke, auf welche jene Beschreibung, die wir von den Haiden gegeben haben, angewendet werden muß. Nur ein irgend etwas beträchtlicher Fluß, der Leyre, welcher auf der Scheidelinie des Adour und der Garonne zwischen Captieux und Roquefort entspringt, und sich in das Bassin von Arcachon ergießt, durchschneidet dieses Küstenland; aber von Süden nach Norden findet man häufige Seen und zeitweise oder bleibend mit dem Meere und unter sich in Verbindung stehende Binnengewässer, welche bei dem Fortschritte der Industrie den Gedanken hervorgebracht haben, eine Binnenschifffahrt von Bayonne bis an die Mündung der Garonne zu eröffnen, wodurch zugleich der Boden verbessert und dieses lange wie zum Tode verdammte Land aus seiner Nichtigkeit herausgerissen würde. Der Anstoß mußte natürlich von Bordeaux ausgehen; dort hat sich die Gesellschaft des Arcachon gebildet, welche bereits die Schifffahrt auf einer Strecke von 20 Meilen zu Stande gebracht hat und ihre Arbeiten fortsetzt; aber es scheinen sich Schwierigkeiten über die Richtung, welche der Schifffahrt bis Bayonne am vortheilhaftesten wären, darzubieten. Die merkwürdigsten Punkte an der Küste sind von Bayonne gegen Norden zuerst Capbreton und le Vieux Boucau, wovon wir schon gesprochen, gegenüber von Dax und Tartas, dann die kleinen Seen oder Golfe von Saint Leon, gegenüber von Castets, Saint Julien und Cazau, an welchem letzteren auch Mimizan und Biscarosse liegen; gegenüber von Lipostey dann la Teste de Buch und der Golf von Arcachon gegenüber von Risonne; zwischen der Garonne und dem Meere folgt dann noch eine Strecke von 30 Meilen, wo la Canau, Hourtin, Soulac und Lesparre liegen: diese letztere Gegend bis la Teste de Buch hat einen Fahrweg, aber von der Teste de Buch wendet er sich einwärts, und schlägt bei Belin in die Straße ein, welche über Lipostey, Castets und Saint Vincent nach Bayonne führt; Mont de Marsan bleibt von derselben 13 Meilen gegen Osten. Was den Hafen von Bayonne betrifft, so hat er die Vortheile, einen Zufluchtsort an einer Küste, wo auf 60 Meilen kein Hafen anzutreffen ist, und einen wohlfeilen Schiffsbauplatz anzubieten; er ist das nächste Depot für den spanischen Handel, auch ist seine militärische Wichtigkeit nicht zu vergessen. Dagegen hat er mit seiner Sandbank, welche jedoch durch anhaltend fortgesetzte Arbeiten verbessert werden kann, und mit seiner Lage im Fond eines Meerbusens zu kämpfen, aus welchem der Ausgang so schwer ist, daß man sicherer ist, von der 60 Meilen entfernten Mündung der Garonne, als von der des Adour, das hohe Meer und selbst die nahen spanischen Gewässer zu gewinnen; die Schiffe erwarten oft Monate lang einen günstigen Wind, und man hat Convois von 50 bis 60 Schiffen gesehen, die nach langem Warten zusammen ausliefen; die Dampfschifffahrt, welche auch zum Tauen der Fahrzeuge angewendet werden kann, und die kleine Küstenbefahrung sind jedoch Hülfsmittel gegen dieses Uebel. Im Ganzen genommen wiederhole ich, daß Bayonne nie ein großer Verkehrsmittelpunkt werden kann; es versteht sich zum Theil selbst aus Bordeaux, und eben dieß ist mit Pau und Tarbes der Fall, so daß Bayonne, obgleich ein integrirender Theil der oben erwähnten ersten pyrenäischen Stufenlinie, doch nicht das

Digitized by Google

Hauptdebouché derselben ist. Die Communicationsmittel von Pau und Tarbes nach Bordeaux sind an Kürze und Leichtigkeit wenig von denen nach Bayonne unterschieden, und Bordeaux hat den entscheidenden Vorzug, als ein Handelsplatz vom ersten Range und Brennpunkt der Civilisation einen überwiegenden Einfluß auszuüben.

Nun können wir endlich zu einem Resultate gelangen, die Veränderungen, welche dem Lande zwischen der Garonne und dem Meere bevorstehen, unter die Hauptgesichtspunkte, aus denen sie beurtheilt werden müssen, zusammenfassen, und den Werth einiger schon angefangenen oder entworfenen Unternehmungen nach ihrem Zusammenhange mit einem allgemeinen Systeme schätzen.

Die erste und vielleicht am schwersten zu erfüllende Bedingung scheint mir die Auffassung eines solchen Systemes zu seyn. Die französische Revolution hatte ohne Zweifel ihre Ursachen, die Organisirung der Departements, wie sie jetzt besteht, zu machen; aber so wie sie ist, entspricht sie nicht mehr den Bedürfnissen eines industriellen Zeitalters. Es fehlt offenbar ein mittlerer Grad zwischen d e allgemeinen Centralisirung und der Zerstückelung der Interessen in kleine Cirkel. Die Verwaltung muß mit den geographischen Verhältnissen übereinstimmen, und das kann sie nicht, wenn sie nicht mit speciellen Functionen für die großen, natürlichen Unterabtheilungen eines Reiches ausgerüstet ist. Ob dieses zum Föderalismus führe oder nicht, daran liegt wenig; das Bedürfniß an sich ist zu offenbar, als daß man es lange umgehen könne. Eben dieses muß man von der geographischen Gestaltung der Departemente selbst und von der Anweisung der Verwaltungsmittelpunkte sagen. Diese letzteren sollten nicht sowohl mathematisch als dynamisch genommen werden d. h. sie sollten in die natürlichen großen Brennpunkte der Bewegung des Handels, der Industrie, der Interessenvereinigung verlegt werden. Was die Abrundung der Departemente betrifft, so will ich hier nur ein Beispiel aufführen, welches gerade in den speciellen Kreis unserer Betrachtungen schlägt. Saint Esprit ist eine Vorstadt von Bayonne, ein Drittheil seiner Bevölkerung geht alle Tage über die Brücke, um in Bayonne seinen Taglohn zu gewinnen, ein Theil der Marineanstalten, der Weg nach dem Bouean und die Citadelle — alles dieß ist in Saint Esprit; nun wohl, Saint Esprit gehört einem andern Departement als Bayonne zu. Diese letztere Stadt als Seehafen, als Festung, als spanisches Handelsdepot, als Hauptort des französischen Baskenhandels, hat einen eigenthümlichen Wirkungskreis — umsonst; es hängt von Pau ab, dem alle diese Interessen fremd sind. Die Districte von Marzial und Plaisance hängen offenbar mit der Riviere basse, die Districte von Cazandon, Nogaro und Risele offenbar mit den Mittelpunkten Aire und Mont de Marsan zusammen; dieß hindert nicht, daß man sie alle zum Departement des Gers geschlagen hat. Die Municipalität von Bayonne verlangt mit Recht, daß man ein neues Departement bilden soll, dessen Hauptort Bayonne und die Bestandtheile des Baskenlandes und das Arrondissement von Dax (St. Esprit und Peyrehorade eingeschlossen) wären; das Departement der Landen könnte durch die Aggregation von der jetzt widernatürlich zum Gers gehörigen Districte Cazandon, Nogaro und Riscle entschädigt werden. Alsdann würde folgendes Verhältniß stattfinden: Niederpyrenäen 286,000 Einwohner, Adour (neues Departement) 235,000 E., Landes 225,000 E., Gers 274,000. Was macht man für einen Einwurf dagegen? Daß man von Pau alle Jahre Subsidien nach der Subpräfectur von Bayonne senden muß und folglich das neue Departement die Kosten einer unabhängigen Administration nicht bestreiten würde. Man sieht, wie folgerecht dieses folglich ist, es ist zu absurd, um sich dabei aufzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

3. Reise von Erzerum nach Teheran.

Erzerum war vor der Einnahme durch die Russen 1828 und 1829 ein sehr blühender Handelsplatz, wo namentlich Persien seine Bedürfnisse an europäischen Waaren befriedigte. Doch als die Russen dieses Land überzogen, vermochten sie, unter dem Vorwande, sie vom mohammedanischen Joche zu befreien, viele armenische Familien von Erzerum, Beibut und der Umgegend theils durch List, theils durch Gewalt ihre Heimath zu verlassen und sich auf russisches Gebiet zu begeben. Gegen 9000 Seelen, und mehr als 7000 aus Erzerum, sollen aus dem türkischen Armenien damals weggezogen seyn. Man hatte ihnen goldene Berge versprochen und selige Tage unter dem väterlichen Scepter des Moskowiters; doch an diese glänzenden Versprechungen dachte Niemand mehr, als ihre Erfüllung eintreten sollte, und die unglücklichen Auswanderer starben zu Hunderten vor Mangel und Elend. Endlich wurden sie nach Akhiska und in die Provinzen am schwarzen Meere geführt; doch diese Gegenden, an sich schon sehr bevölkert, gaben ihnen wenig Gelegenheit ihre Existenz zu sichern, zugleich rissen Krankheiten unter ihnen ein, die die reine Bergluft gewohnt waren — und doch erlaubte diese väterliche Regierung den Elenden nicht einmal in ihre frühere Heimath zurückzukehren, sondern bestrafte diejenigen hart, die es wagten. Diese Vorgänge wurden uns von Personen erzählt, an deren Wahrhaftigkeit wir nicht zweifeln konnten.

Den Tag nach unserer Ankunft in der Stadt, Sonntag den 5 Februar, widmeten wir der Ruhe und den nöthigen Vorbereitungen für unsere Weiterreise. Der Weg zwischen Erzerum und Tabriz ist sehr gebirgig, wo viele gefährliche Pässe zu übersteigen sind, und die Theile des Landes, die von Kurden bewohnt sind, namentlich von Erzerum bis Khoi, werden zu allen Zeiten als unsicher angesehen. Pferde sind in den kurdischen Dörfern zu jeder andern Jahreszeit schwer zu erhalten, wie viel mehr in diesem rauhen, strengen Winter. Es war daher wohl der Ueberlegung werth, wie wir reisen wollten, ob mit Postpferden durch ein wildes Gebirgsland, und es zu wagen, Pferde um jeden Preis uns zu verschaffen, oder einen Maulthiertreiber zu miethen, der uns in einer gewissen Anzahl Tagen und zu einem festbestimmten Preis an unser Ziel schaffe. Hätten wir einen finden können, der versprochen hätte, uns in 10, ja 12 Tagen nach Tabriz zu führen, wir hätten die letztere Art zu reisen vorgezogen; doch keiner

Digitized by Google

war aufzutreiben, der sich an bestimmte Zeit binden wollte, und so vertrauten wir uns der Führung des Himmels und der Post an. Doch verging der Sonntag und ein Theil des Montags, ehe wir unsere Sachen in Ordnung gebracht hatten.

Unterdeß besahen wir die Stadt, so viel wir von ihr bei dem schlechten Wetter sehen konnten. Wir fanden viele Ruinen, und selbst das Castell ist so beschädigt, daß manche Gebäude fast scheinen, als müßten sie gleich auseinander fallen. Einer der neuen Nizam, regulären Soldaten, hielt uns am Thor auf, bis einer der höhern Officiere herbeikam und uns zu führen versprach. Doch ob er gleich sich uns als den Befehlshaber der Artillerie zu erkennen gab, verschmähte er doch die 10 Piaster (gegen 1 fl. 12 kr.) nicht, die ihm unser armenischer Führer anbot. Als er uns verließ, flüsterte er mit einem der Soldaten der Thorwache, von dem wir nur das Wort Bukschisch vernehmen konnten. Was es bedeutete, erfuhren wir bald, denn als wir uns entfernen wollten, kreuzten die Schildwachen ihre Bajonnette, und ließen uns nicht eher hinaus, bis wir uns mit einigen Piastern losgekauft hatten. Noch besuchten wir zwei Bauwerke von hohem Alterthum. Wahrscheinlich war das eine früher ein Collegium für Derwische gewesen, jetzt dient es als Arsenal, und das, wie man uns sagte, köstlich verzierte marmorne Portal wurde vom Fürsten Paskewitsch abgebrochen und nach Petersburg geschickt. Das andere dient noch jetzt als Moschee, scheint aber in derselben Zeit von Saracenen gebaut zu seyn.

Am 4 Februar endlich nach 5 Uhr des Morgens heulabten wir uns von unserem gütigen Wirth, Hrn. Zohrab, englischem Consularagenten, und setzten unsere Reise weiter fort. Es schneite heftig, und die Finsterniß war fast zu greifen. Auch waren wir noch keine (englische) Meile von der Stadt entfernt, als wir den Weg verloren, und weder ihn noch die Stadt wiederfinden konnten, so daß wir in dem fürchterlichen Wetter auf offener Straße den Tagesanbruch erwarten mußten. Ein böses Zeichen für unsere fernere Fahrt, das nur zu sehr in Erfüllung ging.

Der Tag kam in Sturm und Nebel, wir arbeiteten uns mühsam aus der Menge von Hügeln, Schneewehen und andern Unebenheiten des Weges heraus, in die wir oft fast gänzlich versanken, und eilten dann nach Hassan Kallah, einer Festung, die auf einer Kette von Felsen nicht allein die Stadt darunter, sondern auch eine weite Ebene beherrscht. Der Weg schien gut, denn überall trafen wir nur wenig Schnee, doch er folgte uns auf dem Fuß, und bald waren wir reich damit gesegnet. Spät am Abend kamen wir nach Delli-baba, das wir vielleicht in der finstern Nacht, die uns umgab, gar nicht gefunden hätten, wenn das Bellen eines Hundes uns nicht die Richtung gezeigt hätte. An Fortsetzung der Reise in der Nacht war nicht zu denken, denn kein Suridschi war dazu zu bewegen, und gern ließen wir uns zur Nachtherberge bereitwillig finden, obgleich an Ruhe bei der Masse von Flöhen, die unser Lager belebten, und dem Geruch der Büffel, der mehr und mehr unerträglich wurde, nicht zu denken war.

Am andern Morgen, nachdem ich lange Zeit vergeblich unsere Leute zum Aufbruch getrieben und auch aus Versehen in den Haram unseres Wirths gekommen war, wo ich ein bis zwei Dutzend Weiber bunt durcheinander liegen fand, mit Kindern, Lämmern und Schafen untermischt, näherten wir uns einem sehr beschwerlichen Paß über den Berg Deha. Anfangs war der Weg ziemlich gut. Doch hinter dem elenden Weiler Deha, der dem Paß den Namen gibt und den wir gegen Mittag erreichten, fingen die Schwierigkeiten an. Der Weg mußte Schritt für Schritt mit unsäglicher Mühe erkämpft werden, da die Pferde bei jedem Schritt in den alten halbgefrornen Schnee bis an den Gurt versanken und herausgegraben werden mußten, nachdem das Gepäck erst abgenommen und an eine feste Stelle getragen und dann wieder aufgeladen worden. Als wir aber den Gipfel des Berges erreicht hatten, boten sich neue Schwierigkeiten, denn hier hatte der Wind den Schnee so hoch aufgethürmt, daß wir in der That rathlos dastanden, wie wir einen Weg finden sollten, sicher genug, um die Lastpferde darauf den Berg hinabzubringen.

Endlich stürzte sich einer der Suridschis mit seinem Pferd in die Schneemasse und war augenblicklich verschwunden, bis er endlich tief unten, von einer festern Masse, Schnee oder Erde, aufgehalten, doch getrennt von seinem Pferde, wieder zum Vorschein kam, sich den Schnee abschüttelte und zu uns heraufschaute. Wir sahen mit nicht geringer Verlegenheit zu ihm hinab. Der andere Suridschi stieg ab von seinem Pferd und wollte ihm folgen; doch er fand keinen Grund, und kämpfte verzweiflungsvoll mit dem Schnee, wie einer, der zu ertrinken fürchtet, bis er sich zu seinem Cameraden hindurch gearbeitet hatte. Ihm folgte das Pferd des Suridschi, das ohne Führer oben geblieben war, endlich der Tatar. Jetzt kamen die beiden Suridschi wieder herauf, und traten einen erträglichen Weg, um die Saumrosse hinabzubringen, aber unter ihrer Last gab der Schnee nach, und sie mußten wieder abgeladen und hinuntergezogen werden. Wir waren die letzten, Bonham und ich, welche fallend und kämpfend den steilen Abhang hinunterstürzten. Noch einigemal wiederholte sich diese Art den Berg hinabzusteigen, ehe wir an dem Fuß des Berges ankamen, und in einem kleinen kurdischen Dorfe, Sedinhan oder Seyedkhan, unser Nachtlager aufschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Masse versteinerter Bäume in Mosul. Ungefähr in der Mitte zwischen Navarin und Pylos, eine Lieue von der Rhede entfernt, ist eine Cascade, deren Wasser eine versteinernde Kraft hat. Das große Plateau, durch welches das Wasser strömt, ist bedeckt mit versteinerten Baumstämmen, die zum Theil sehr dick und 2 bis 5 Fuß hoch sind. Die umherliegenden Felsstücke sind wahrscheinlich abgebrochene Theile der Bäume. Je weiter man sich von dem Wasser entfernt, desto mehr verlieren die Petrificationen ihren ursprünglichen Baumcharakter, und haben nur das Ansehen sehr granitischer Felsbrocken. Auf welche Weise das Wasser auf eine solche Entfernung hin seine Wirkung ausüben konnte, ist nicht bekannt. (Mittheilung des Schiffslieutenants Caligny in Ann. Mar. et Col. Januar 1829.)

•

Brodpolizei in Paris. Am 24 Februar wurden nicht weniger als 147 Bäcker auf einmal wegen zu geringen Gewichtes des Brodes vor die Polizei geladen, und auch sämmtlich, theils mehr, theils minder stark, ja sogar mit Gefängniß gestraft. (Franz. Bl.)

•

Ungeheures Wespennest. In der entomologischen Gesellschaft zu London am 7 Januar zeigt ein Hr. Waterhouse Theile eines ungeheuren 7 bis 8 Fuß langen Nestes von einer Art Wespe in Indien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Krieg gegen die Bhils.

Wir haben früher gelegentlich erwähnt, daß die allmähliche Auflösung der gegenwärtigen Staaten Indiens die Engländer nach und nach mit den ältesten Nationen, deren Name in der Liste dieser Staaten gar nicht erwähnt ist, in Berührung bringe. Zu diesen alten Nationen Indiens gehören auch die Bhils, welche von dem Nordende der Vindhyaberge bis südwärts über den Tapti hinaus an vielen Orten, namentlich aber in den rauhern Gebirgsgegenden die Masse der Bevölkerung ausmachen. Sie wurden theils schon vor der mohammedanischen Eroberung, theils erst nach dieser von den Radschputen unterjocht, und waren ein vielfach unterdrücktes und mißhandeltes Geschlecht, sanken aber in Folge dieser Unterdrückung nicht zu feigen Knechten herab, sondern wurden Räuber, und jeder Abenteurer, der Sold oder Beute verhieß, war sicher, bei ihnen eine Unterstützung zu finden. Wir verweisen hinsichtlich ihrer politischen Stellung und ihres gesellschaftlichen Zustandes überhaupt auf Ritters Erdkunde von Asien (IV. 2. p. 607—620.)

Die mildere Behandlung, welche dem rohen Geschlechte von Seiten der Engländer, namentlich seit der definitiven Unterjochung der Mahrattastaaten im Jahre 1818 zu Theil wurde, konnte bei dem verwilderten Theile derselben anfangs nur Veranlassung zu größern Zügellosigkeiten geben, und Vorfälle, wie in Indur (Indore), wo nach dem Tode Mulhar Rao Holkars eine Schaar von 400 Bhils den seit 15 Jahren in einer Veste eingesperrten Neffen desselben, Harri Holkar, befreite, und ihn in den Stand setzte, den von den Engländern bereits anerkannten Thronerben, Martand Rao Holkar, zu verdrängen, konnten bei ihrer Ungestraftheit nur die Keckheit des wilden Volks vermehren. Da man befürchtet, es möchten, in Folge der jetzigen bedrohten Stellung der Engländer im Nordwesten und Nordosten, auch in Radschputana, Mewar und Malwa Unruhen ausbrechen, so wollen wir einer Fehde — man kann es keinen Krieg nennen — erwähnen, worein die Engländer schon seit vier Jahren verwickelt sind, ohne daß bis jetzt die indischen Nachrichten deren Ende angezeigt hätten. Es ist in mehr als Einer Hinsicht interessant, zu sehen, mit welchen Elementen hier die Engländer in Berührung kommen.

Im Jahre 1834 waren die Bhils allenthalben in Bewegung: der oben erwähnte Vorfall, die Befreiung Harri Holkars im Staate Indur, nördlich von der Nerbudda, fand im Frühjahre statt; am Ende desselben Jahres wurden die Bhils südlich von Tapti in der Nähe von Adschantai unruhig, so daß man von dem östlich gelegenen Nagpur aus Truppen hinschicken mußte. Zu gleicher Zeit brachen im Gebiete des Radscha von Ahmednagor, ganz im Westen des Bhillandes, gleichfalls Unruhen aus; der alte Radscha starb, und es sollten fünf von seinen sieben Weibern den Holzstoß besteigen. Als die Engländer sich widersetzen wollten, rief man allenthalben die Bhils in die Stadt herein, um ihnen zu imponiren, und als diese mit Mühe wieder hinausgeschafft worden waren, flüchtete der älteste Sohn des Radscha sich mit seinen Anhängern gleichfalls in die Gebirge; warum? sagen uns die englischen Berichte nicht, sondern klagen bloß, daß „die Bhils im ganzen Lande so unruhig werden, daß Niemand ohne starke Escorte reisen könne." In Edur, einem benachbarten Fürstenthume, das gleichfalls noch zu Guzerat gerechnet werden kann, war ein ganz gleicher Fall eingetreten, und englische Truppen hatten gegen die widerspänstigen Bhils ausziehen müssen. Die Bombay Gazette vom 8 April 1835 bemerkt: „Die Unruhen in Guzerat erhalten einen weit ernsteren Charakter, als man anfangs glaubte; der unruhige Geist der wilden Stämme, gegen welche die Truppen ausgeschickt wurden, scheint durch den Widerstand, den sie erfahren, nur zu wachsen." Und der Bombay Courier enthält unter dem 7 desselben Monats Folgendes: „Die Enlis (ein den Bhils verwandter Stamm) in dem Mhyewasi und Caunta sind noch keineswegs beruhigt, der Aufstand erstreckt sich bis nach Disa (24° 10′ N. B.) und bis herab nach Baroda (22° 20′ N. B.), wo man allenthalben auf ihre Raubtrupps stoßt." Damit noch nicht genug, brechen auch weiter nordöstlich Unruhen aus. Die Araber und Mukranis*) im Solddienst des Radscha von Dschaddoah, 18 bis 20 Meilen

*) Wahrscheinlich Mecranis, nämlich Belutschen aus Mecran.

Digitized by Google

nordöstlich von Baroda, empörten sich gegen ihn, und wollten seinen ihnen besser zusagenden Oheim auf den Thron setzen. Die englische Regierung, welche die Festsetzung dieser zügellosen, aber tapfern Schaaren in Malwa nicht gern sah, hatte den Radscha aufgefordert, sich ihrer zu entledigen. Da der genannte Oheim in die Hände des Radscha fiel, so zogen die Arader und Meeranis vorerst den Kürzern, verließen die Stadt, und vereinigten sich mit den im Aufstand befindlichen Bhils, so daß von Nimutsch aus abermals englische Truppen gegen sie aufbrechen mußten.

Es wäre eine undankbare und überflüssige Mühe, den Berichten der Engländer über die Bewegungen und Thaten dieser Truppen zu folgen. Genug, alle diese Berichte stimmen überein, daß sich die Bhils mit Muth und Ausdauer schlugen, wenn sie gleich den geordneten Angriffen der Engländer nicht widerstehen konnten, und da die Beruhigung des Landes noch keineswegs erreicht ist, vielmehr immer noch einige Regimenter sich mit diesen räuberischen Stämmen herumschlagen, so kann man sich wohl vorstellen, daß sie, wenn auch kein gefährlicher, doch ein sehr lästiger Feind sind. Die Worte eines Correspondenten des Agra Ukhbar vom 28 April 1836, „daß sich der Zustand von Malwa nicht verbessere, sondern mehr und mehr in völlige Anarchie übergehe," möchte noch immer wahr seyn, und den Engländern unter den gegenwärtigen Umständen große Verlegenheiten bereiten.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorr — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Fortsetzung.)

Der zweite Umstand, welcher eine große Veränderung in dem pyrenäischen Becken hervorbringen wird, ist das Eindringen der Industrie und die Verbesserung der Methoden zur Benützung der natürlichen Producte. Wir haben bei einer andern Gelegenheit gesehen, wie weit man hierin in den Pyrenäen zurück ist. In einigen Thalern, wo die Einwohner zur Industrie aufgelegt sind, steht diese dennoch erst auf der niedrigsten Stufe. So fabricirt man z. B. im Thal von Aure Cordelats oder grobe Tücher, welche in Toulouse oder Limoges aufs neue umgearbeitet werden; es fehlt an Unterricht und Capitalien, oder vielmehr an Unternehmungsgeist unter den französischen Capitalisten, welche hier vortheilhafte Plätze zur Anwendung ihrer Reichthümer finden würden. Man ist heutzutage einstimmig darüber, daß Tarbes ein Hauptsitz der Industrie seyn könnte, wenn ihm alsdann Bordeaux, in dessen Nähe die Fabrication zu theuer ist, zum Debouché dienen würde. In Bearn fabricirt man mehr, aber zu theuer; indessen hat man einige Artikel, z. B. Tafeltücher, vervollkommt, und sucht neue besonders mit der Landwirthschaft in Verbindung stehende Arbeiten einzuführen. Man dringt z. B. darauf, das Haidenland bei Pau, welches man Pontiong nennt, und welches jetzt bloß zu Gemeinweiden dient, als bestimmtes Eigenthum zu vertheilen; ein industriöser Kopf hat der Municipalität von Pau bereits den Vorschlag gemacht, auf dem Theile, welcher der Stadt zufallen würde, eine große Maulbeerbaumpflanzung und Seidenzuchtanstalt anzulegen, und dadurch nicht nur 2000 Arbeiter zu beschäftigen, sondern den Seidenbau, der bis jetzt ganz mangelt, in den Pyrenäen oder wenigstens in Bearn einzuführen. Wer Tarbes, Pau, Orthes, Bayonne besucht hat, der wird, vergleichungsweise mit der Vorstellung, die man sich gewöhnlich von der französischen Industrie macht, einen unglaublichen Rückstand in der Versorgung mit einer Menge Artikel, wovon die Bequemlichkeit des Lebens abhängt, finden, und diese Orte sind nicht die einzigen, wo ich während meiner Reisen in Frankreich diese Bemerkung gemacht habe; man sollte glauben, Frankreich sey bloß in Paris und zwei oder drei größern Städten eingeschlossen; selbst in den letztern ist noch ein ungeheurer Abstand gegen Paris. Armagnac, das östliche Gaskonien (Gers), die Haiden gehörten bisher unter die ärmsten Gegenden von Frankreich, es fängt jedoch schon an, dort rege zu werden und die allgemeine Bewegung erwartet vielleicht nur den Einfluß der großen Brennpunkte und die Herstellung der Communicationen nach dem neuern Systeme. Die größern Städte, Bordeaux, Toulouse, erwarten ihrerseits, daß ihnen die umliegenden Länder und besonders die productenreichen Pyrenäen neue Gegenstände der Beschäftigung liefern, um ältere, in unsern Zeiten versiegte Quellen des Reichthums zu ersetzen.

Die pittoresken Journale, Musée du Midi, Mosaique du Midi, die Monatschriften oder Revuen, die wissenschaftlichen Congresse beweisen, daß Toulouse seinen Anspruch, eine Art von Hauptstadt des südwestlichen Frankreichs zu werden, thatsächlich unterstützen will, und es ist mir leid, daß ich diesen Anspruch mit größerem Rechte Bordeaux, welches bisher gar nichts gethan hat, ihn zu verdienen, zuzuschreiben genöthigt bin. Bordeaux ist der oceanische, Toulouse der mediterraneische Brennpunkt dieser Gegenden, und das letztere kann für das südwestliche, also größtentheils oceanische Frankreich nur eine verhältnißmäßig untergeordnete Wichtigkeit haben.

Was aber die Gestalt des Landes völlig verändern und das neu erwachende Leben der Industrie in alle Winkel verbreiten muß, das ist ein wohlverstandenes Communicationssystem, dessen größere Linien ich den vorausgeschickten Daten zufolge bezeichnen will. Hier bietet sich vor Allem die Frage über die Verbindung beider Meere an; denn Alle begreifen, daß diese Verbindungslinie die Hauptader der industriellen Bewegung sey, aber in den neuesten Zeiten haben sich zwei Parteien gebildet, von welchen die eine behauptet, der oceanische Endpunkt dieser Linie sey Bordeaux, die andere Bayonne; von dieser Streitfrage hing der Vorzug ab, den die Regierung dem Seitencanal der Garonne oder dem pyrenäischen Canal der Compagnie Galabert geben sollte, und sie ist mit Recht zu Gunsten des erstern entschieden worden. Man muß überlegen, daß es sich nicht bloß um das pyrenaische Land, d. h. um die Gegend zwischen den Pyrenäen und der Garonne, sondern um das Becken der Garonne überhaupt handelt; das nördliche Ufer dieses Flusses ist so wichtig als das südliche, und die Garonne ist unstreitig

Digitized by Google

eine Centrallinie; eben darum, und selbst seine schlechte Lage abgerechnet, kann nie Bayonne, sondern nur Bordeaux der oceanische Hauptagent der industriellen Bewegung des südwestlichen Frankreichs seyn. Allein die Frage über die Achse oder Centrallinie des diesseitigen Garonnedeckens ist schwieriger. Der Adour kann ihm nicht zur Richtschnur dienen, weil er keinen geraden, sondern einen cirkelförmigen Lauf hat, also große Umwege verursachen würde. Wir haben übrigens schon bemerkt, daß die Richtung des Verkehrs nicht sowohl von Westen nach Osten, vom Meer nach Toulouse, als von Süden nach Norden, von den Pyrenäen nach Bordeaux geht, sondern daß es transversale Linien gibt, welche die auf den verschiedenen in der letztern Stadt zusammenfallenden Radien gelegenen Städte unter sich verbinden. Unter diesen Linien ist diejenige, welche von Toulouse über Auch an den Adour geht und sich westwärts über Castets an den kleinen Golf St. Leon verlängern kann, die mittelste; aber sie ist bereits zu weit von den Pyrenäen entfernt, um eine unmittelbare Wirkung auf eine vortheilhafte Zusammenstellung ihrer Producte auszuüben; dieses ist nur von derjenigen Linie, welche unmittelbar am Fuße der Pyrenäen läuft, also von derjenigen, welche durch Monrejau, Tarbes und den Lauf des Gave de Pau bezeichnet wird, zu erwarten. Dieß würde also die von der Natur vorgeschriebene Richtung eines mit Recht so genannten pyrenäischen Canals seyn. In der That geht das Project dahin, einen Canal von der Garonne bei Monrejau über Pinas nach Tarbes an den Adour zu führen. Pinas liegt 500 Metres über dem Meere auf dem Punkte, wo sich zwischen Lannemezan und Labarthe die Gewässer des Gers und des Nestes scheiden; westlich von Lannemezan hat man noch eine Wasserscheide zu überwinden, um an den Arroz und so fort an den Adour bei Tarbes zu kommen, man müßte ungefähr die Richtung der Straße, an welcher Tournay liegt, befolgen. Allein wozu dient der Adour? Sein Lauf geht von Tarbes nach Norden, er zeigt also die Richtung von Bordeaux und nicht von Bayonne an, und in der That ist die Communication von Monrejau über Tarbes, Aire und Montdemarsan nach Bordeaux eine der wichtigsten, nur ist die Frage, die wir hier nicht auflösen können, ob sie dessen durch einen Canal oder eine Eisenbahn benutzt würde. Allein die Aufgabe des Pyrenäencanals ist, alle die Mittelpunkte, welche in den von den Pyrenäen nach Bordeaux auslaufenden Strecken liegen, durch eine am Fuße der Pyrenäen laufende Transversallinie zu verbinden, welche zugleich eine Verbindung zwischen Bayonne und Toulouse, den zwei untergeordneten Debouchés der Pyrenäen, herstelle. Der Canal müßte also von Tarbes nach Pau und so fort längs dem Gave und dem untern Adour fortgesetzt werden. Die Schwierigkeit liegt darin, den Gave zu canalisiren. Ohne die Rolle zu ahnen, die er in dem pyrenaischen Communicationssystem spielt, haben die Localinteressen verschiedene Versuche hiezu veranlaßt. Um die Mitte des 18ten Jahrhunderts ließ Duloin d'Arce, Parlamentsrath von Pau, Barken von Saint Pé nach Bayonne hin- und zurückführen; er erhielt dafür 1759 eine Pension von 3000 Livres, aber dabei blieb es; im J. 1769 sendete M. Petel ein Fahrzeug mit Böttcher-Holz nach Bayonne. Allein diese Versuche entsprachen den Bedürfnissen des Handels nicht; man erkannte zugleich die Schwierigkeit, den reißenden Lauf des Gave zu bändigen, denn wie Mr. Dujourdain in einem 1789 in Pau herausgekommenen Memoire bemerkt, so müßte man bloß auf einer Strecke von 79,700 Metres, während welcher der Fluß einen Fall von 195 Metres hat, 60 Schleußen, jede von mehr als 3 Metres Fall, anlegen; leichter ist die Canalisation von Orthez bis Peyrehorade, deren Kosten im Jahre 1782 nur auf 202,500 Livres angeschlagen wurden. Diese Betrachtungen machten, daß schon seit 1789, in welchem Jahre der Ingenieur Tours den Ständen einen Bericht abstattete, die Anlegung eines Canals über den Pontlong in Gunsten kam, um so mehr, da hierdurch diese Haide in Benutzung gebracht würde. Der Canal würde nach dem 1789 von Dujourdain ausgearbeiteten Projecte vom See von Lourdes ausgehen, und über Poeyferré, Pontac, Pau, Sault de Navailles, Terris, an den Adour zwischen Dar und Saubusse laufen. Allein diese Linie weicht zu sehr von den Pyrenäen ab, um dem Innern von Bearn einen Vortheil anzubieten; man hat daher an einen Seitencanal von Pau bis Peyrehorade gedacht, welcher jedoch dem Memoire des Ingenieur Baudre zufolge 6 bis 7 Mill. Franken kosten, und nur 115,000 Fr., also kaum 1¼ Proc. eindringen würde. Von der andern Seite ist es auf jeden Fall nothwendig, den Gave einzudämmen, und es fragt sich, ob diese Eindämmung und die Anlegung eines andern Canals nicht so viel als die Canalisation des Gave kosten würde, oder ob durch einen Seitencanal, welcher die Wasser ableitet, die Eindämmung leichter und wohlfeiler gemacht würde?

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

(Fortſetzung.)

Auf ziemlich gutem Wege kamen wir durch Mullah Suleiman, das in einer herrlichen Ebene gelegen iſt, von Bergen umgeben, über welche ſich im Oſten der Ararat in die Wolken erhob, nach Topra Kale, wo 1822 die türkiſche Armee von dem perſiſchen Thronfolger eine Niederlage erlitt, und wo wir die verheerenden Spuren der Ruſſen aus dem letzten Krieg abermals wahrnahmen; erlangten vom Paſcha von Bayazid, der ſich eben daſelbſt befand, einen neuen Befehl, uns Poſtpferde zu verſchaffen, und eilten weiter, d. h. wir wären gern geeilt. Doch wir hatten jetzt nicht mehr türkiſche Surdſchi bei uns, es waren Kurden, welche ihre Pferde zwar vermiethen, doch nicht angeſtrengt haben wollten, und ſie hielten eher die Pferde vom ſchaalen Trott ab, als ſie dazu anzutreiben. So mußten wir ſchon um 4 Uhr des Nachmittags in Karakliſſia Halt machen, und obgleich ich ſchon um 2 Uhr des Morgens aufbrechen wollte, denn die Hitze, der Dampf im Gemach und das Ungeziefer in den Decken ließen mich zu keiner Ruhe gelangen, ſo war es doch 6 Uhr, ehe wir in die Sättel kamen.

Einen kältern Morgen habe ich ſelten erlebt. Gegen die durch-

dringende Kälte schützte weder Pelz, noch Wolle. Noch um 11 Uhr des Morgens hatte die Sonne so wenig Kraft, daß die Eiszapfen an unseren Bärten eher größer wurden, als abthauten. In diesem Zustande begegneten wir mehreren Gesellschaften von Kurden von wildem Aussehen, phantastischem Aufputz, und bewaffnet mit Speer, Schwert, Pistolen und Flinten. Hätten sie uns angegriffen, wir würden sogleich erlegen seyn, da wir keinen Finger rühren konnten. Doch unser Aussehen erregte keine Begierde in ihnen, und nach einer kurzen Untersuchung mit ihren durchdringenden schwarzen Augen erwiederten sie unser „salaam aleicum" und ritten weiter. Doch sahen wir uns noch oft um, ob sie nicht wieder umkehrten. Der Weg wurde immer schwieriger. Wir waren auf der höchsten Hochebene Armeniens, nahe den Quellen des Euphrat; die meisten Dörfer, durch die wir kamen, waren zerstört und verlassen; dahin wären wir gern in Entsch-Ecclesia (Drei Kirchen) geblieben, einem armenischen Dorfe, das aber nur eine Kirche hatte, doch von sehr hohem Alterthum. Der Tatar mahnte aber noch die drei Stunden bis Deiadin zu machen, wo wir gemächlich am folgenden Tage bis Bayazid kommen könnten. Nur schwer konnten wir uns dazu entschließen, denn die Kälte war streng, es mußten mehr als — 50° R. seyn, und die Suridschis suchten alles Mögliche hervor, uns in unserer Schwäche zu bestärken. Die Richtigkeit der Gründe des Tataren waren aber zu einleuchtend, um ihm nicht zu folgen. Ein beschwerlicher, langweiliger Weg war es, den wir vor uns hatten, voll von Gefahren und Mühseligkeiten, und als wir nun Deiadin erreicht hatten, war Alles schweigend wie das Grab; Niemand wollte seine armselige Hütte den Wanderern gastfreundlich öffnen, nur das Geheul eines Hundes, der vielleicht wie wir ausgeschlossen war, ließ sich von Zeit zu Zeit hören. Während ein Suridschi ging, den Tschiausch zu wecken, und der andere träge den Saumrossen nachschlenderte, die sich selbst einen Stall aufzusuchen gingen, standen wir hinter einer verfallenen Mauer, um uns nur ein wenig vor dem schneidenden Nachtwind zu sichern. Eine tödtliche halbe Stunde verstrich und darüber, ehe man uns einen dunkeln Schlund öffnete, der sich zu unserer Aufnahme bereit erklärt hatte. Aber da war weder Licht noch Feuer, Alles tief im Schlaf, oder nicht geneigt, zu unserem Dienst herbeizukommen. Endlich kam der Tschiausch, den man aus dem Hause des Beg aufgestört hatte, und brachte Leben in das Haus. Ein Licht kam, und wir wurden in ein kleines inneres Gemach geführt, das voll von Leuten jeden Geschlechtes war, die bunt durcheinander auf dem Boden lagen. Wie ein Wetter fuhr des Tschiausch Stock unter sie und brachte sie auf die Beine. Heulend und keifend taumelten sie wie Betrunkene auseinander, Einige nackend, Andere nur dürftig bekleidet, bis endlich das Zimmer geräumt war. Darauf rief der unermüdliche Tschiausch nach Kumuds, Teppichen und Kissen, ein Feuer wurde angezündet, nach einiger Zeit brachte man uns Kaffee und einen erträglichen Pillaw, und so von innen und außen angenehm erwärmt, legten wir uns zur Ruhe.

Es war das Haus eines Kurden, in dem wir uns befanden. Ein sonderbares Volk, unabhängig und kriechend, gastfrei, schmutzig und geldgierig. Ein jeder dünkt sich ein Aga, Herr, zu seyn, doch waren sie für Lob oder Tadel, Schimpf oder Schmeichelei unzugänglich. Freilich machten die Suridschis des Tataren Sprachweise, der sie bald als Hunde und niederträchtige Schurken anredete, bald wieder mit Dschanum, mein Herz, mein Leben, begrüßte, nur für Redensarten halten; aber als sie nun ihm noch einige Piaster über ihren Lohn verlangten und sich in Schmähworten über die Geringfügigkeit des Erhaltenen aussprachen, durch keinen Grund jedoch ihn dazu bewegen konnten, ihnen sie ihm endlich die Hand, erflehten Gottes Segen für unsere Weiterreise und gingen scheinbar ganz vergnügt davon.

Dem Tschiausch hatten wir aufgetragen, für uns die nöthigen Schritte zu thun, um am andern Morgen unverweilt Pferde zu erhalten, doch das war nicht geschehen; auch schien der Beg von Deiadin wenig geneigt, die Befehle seines Bruders, des Pascha, zu respectiren. Endlich kam der Befehl nach Bitten, Drohungen und Schmeichelreden, aber die Pferde, die uns hierauf vorgeführt wurden, waren so erbärmlich, daß wir sie zurückschicken mußten, und nur durch die Vermittlung Hrn. Bonhams, der des Türkischen mächtiger war als ich, erhielten wir ein wenig bessere Pferde aus dem Marstall des Beg, mit denen wir Bayazid am Fuß des Ararat erreichten, eine Stadt, die vor der Occupation des Landes durch die Russen schön und volkreich gewesen seyn muß, jetzt ist sie entvölkert und ein Haufe von Trümmern. Unsere Herberge war ein Stall.

Wir waren jetzt an einer Stelle angekommen, vor der uns schon früher die Sagen des Volkes bang gemacht hatten. Um nach Agatschik, unsere nächste Station, zu kommen, mußten wir nicht allein den steilen Paß dieses Namens, sondern auch ein sehr hochliegendes Gebirgsthal, Kazli-göl genannt, hinter uns haben, das seines tiefen Schnees wegen bekannt ist. Nach diesem Paß gibt es zwei Wege. Der eine kürzere führt über ein hohes Gebirg, und war, wie man uns sagte, wegen der Menge Schnee, die kürzlich gefallen, ganz unwegsam; der andere führte uns 12 Meilen auf unsern gestern gemachten Weg zurück, und war der gewöhnlicher Karawanenweg über das Dorf Kizil-Dizah. Diesen letztern Weg mußten wir nehmen, und traten unsere Reise unter der Leitung von vier Kurden an, die als Eigenthümer der Pferde bewaffnet uns begleiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Elephanten-Transport. Kürzlich hat man zu Bombay zwei Elephanten eingeschifft, welche dem Vicekönig von Aegypten zum Geschenk gemacht werden sollen. Das Männchen ist 10, das Weibchen 9 Fuß hoch. Das Männchen wollte die Brücke, die zum Schiffe führte, nicht betreten, so daß kein Mittel übrig blieb, als ihm die Schlingen anzulegen, womit man es an Bord in die Höhe heben wollte, und es dann ins Wasser zu treiben. Sobald es schwamm, fing man an es in die Höhe zu ziehen, und trotz alles Stampfens brachte man es glücklich an Bord und in seinen dort für dasselbe eingerichteten Stall. (Engl. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 31 u. 32** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Ball.** Von Alfred de Vigny. — **Jules Janins Reise in Italien.** — **Die Schlacht bei Benevento.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht beziehen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 31 u. 32.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 März 1839.

Der Ball.

Von Alfred de Vigny.

Die Harfe zittert noch, die Flöte flüsternd säuselt,
Des Saales Menschenmeer der Sturm des Walzers kräuselt;
Das Auge blendet fast der flücht'gen Paare Glanz,
Wie sie vorüberfliehn, ein schöngewundner Kranz;
Jetzt eine Pause hemmt ihrer Bewegung Flügel;
Bewundernd ihren Schmuck stehn sie vor einem Spiegel;
Beginnen neu, und dann, in froher Raserei,
Stoßen sie, ungeschickt, einander mit Geschrei.
Die Tänzerin, berauscht vom Fest und hocherfreuet,
Den schönen Blumenstrauß aus ihrem Haar verstreuet,
Gibt sich dem Arm ganz, der sie hält und kehrt sich um,
Bleich, auf die hohe Brust senkend das Aug', und stumm.

* * *

Eilt, junge Schönen, eilt zum raschen Doppeltanze!
Hört Ihr den muntern Geigenbogen nicht,
Ihr Schönen? Bald, ein anmuthsvollres Ganze,
Zusammen die Musik vor meinem Aug' Euch flicht!

* * *

Tanzt, und mit Blumen Euch die Marmorstirn umwindet!
Zur blauen Hyacinth' die Malenblume findet!
Gleit' Euer mark'ger Schritt, eines Anbeters Stolz,
Zierlich und leicht dahin auf blankem Eichenholz!
Tanzt! denn es werden Euch die Mütter morgen schelten
Ob Unfleiß bei dem Werk, das als Geschäft muß gelten;
Die böse Nadel wird der schlaffen Hand entfliehn;
Oder der Finger wird, störend die Melodien,
Wenn übers Instrument er hinschwebt, dessen Tasten
Von Elfenbein, verirrt auf falscher Harfe rasten;
Morgen, im Alltagskleid, empfindend Eva's Fluch,
Gemüdet Euer Aug' ein unschmackhaftes Buch;
Suchen wird es umsonst auf dem mißfäll'gen Blatte,
Was doch die Rede will, die einfachklare, glatte;
Fern von dem schwarzen Druck, betäubt und wir verwirrt,
Einsam zum göttlichen Ball Euer Geist hin irrt,
Und läßt das Auge, das nur *scheint* darob zu sinnen,
Den Satz, den ewigen, wohl zwanzigmal beginnen.
O dehnt, wenn's möglich ist, o dehnet diese Nacht,
Weiche mit raschrem Schritt, als Eurer, fort sich macht!

* * *

Gegeben ist's Signal, und wieder tönt der Bogen,
Auf, und die kunstvoll neuen Knoten schlingt,
Welchen, des Dritten Ruhm, Terpsichore gewogen,
Wo Glied um Glied sich wie an einer Kette ringt.

* * *

Tanzt! Einen Abend noch genießet Eures Lebens!
Es folgt der Schimmernacht ein Tag verdrossnen Strebens,
Die lustige Musik der Stille weichen muß,
Dem süßen Rausch des Balls folgt peinlicher Verdruß,
Oh! haltet fern den Tag, wo Ihr, besorgte Mütter
Erfahret, wie die Angst an einer Wieg' ist bitter;
Denn wenn einmal erscholl des Kindes erster Schrei,
Dann ist's mit dir, o Lust, dann mit dem Schleier vorbei,
Und mit des Putzes Glanz, den hellen Festjuwelen,
Und mit dem Abend, wo nicht die Triumphe fehlen,
An dem, in Stunden, süß von junger Liebe Glück
Der Glanz der Lichter ruft den müden Tag zurück.
Doch niemals bleibt erspart das Wachen bis zum Morgen
Der Mutter bangem Aug', und jenes stumme Sorgen,
Welches der Mann verschmäht, das Kind noch nicht versteht
Und deß Erinnerung durch alle Träume geht.
So sieht die Mutter, ganz dem Wiegendienst ergeben,
Mit ihren Thränen auch hinfließen trüb ihr Leben.
Die Freuden ruft zurück, sie halten nicht mehr Stand,
Es reißt ihr Blumenkranz entzwei Euch in der Hand!

* * *

Digitized by Google

Zusammen, leichten Schritts, durcheilt den Raum, verwegen!
Zwei Hände sey'n vom leisen Druck beglückt,
Dann mit gelehr'gem Fuß, schwebend auf Doppelwegen,
Wieder am Ort, von wo Ihr ausgingt, eingerückt!

* * *

Tanzt! eines Tages, ach! eintägige Königinnen,
Wird Eurer Herrschaft Traum, noch jung, in Nichts zerrinnen!
Nichts wird ausfüllen mehr Euer entzaubert Herz,
Als Liebesträume, die gar bald erwacht zu Schmerz,
Und ferne Sehnsucht nach der Jugendzeit, die welken
Von einem Hauch gemußt, schneller als Rosen und Nelken,
Die Eure Stirn geschmückt in frischer Lieblichkeit;
Und wenn die Unbill naht der unbezähmbarn Zeit:
Wie werdet Ihr, zu spät erschreckt, Euch dran gewöhnen?
Ein Teint, gefärbet schon, wird bleichen unter Thränen —
Thränen, der Liebe jetzt ein süßer Heer und Schutz;
Thränen, die fruchtlos ganz dem Alter bieten Trutz;
Mit Fingern, kalt, wie Eis, werden, sich zu vertreiben
Die Zeit, Euch Gram ins Herz kränkelnde Jahre schreiben,
Das mürr'sche Alter... Oh! Ihr schönen Kinder! laßt
Austoben Euren Tanz in ungestümer Hast!
So recht! wenn fröhlich sich die weißen Hände fanden!
Die Blicke voller Feu'r! zerknittert die Guirlanden!
Das muntre Lachen schallt, es blitzt der Freude Strahl!
Fern höre schütteren man von Eurer Lust den Saal!

Jules Janin's

Reise in Italien.

Man hat es sonst schon den Büchern des berühmten Feuilletonisten Jules Janin nachgesagt, daß sie aus Feuilletons-Artikeln entstanden, die nachher zu einem oder ein paar Banden unter der unermüdlichen Feder des Autors angeschwollen seyen. Diese Reise in Italien besteht aber wirklich aus solchen Feuilletons-Artikeln, aus Briefen, die er von Zeit zu Zeit an das Journal des Débats schrieb, und die nun gesammelt erscheinen mit einem Vorwort des Verlegers, dem aber wahrscheinlich der Verfasser selbst auch hier wieder seine Feder geliehen, um mit minderer Unbescheidenheit sein eigenes Lob singen zu können. Dieß Vorwort lautet so:

„Wir haben mit größter Sorgfalt die Schilderung dieser Reise durch die süßesten Orte und Punkte Italiens gesammelt, geschrieben mit der naivsten Leidenschaft und der natürlichsten Begeisterung von einem jungen, glühenden und überzeugten Schriftsteller, der zum erstenmal in seinem Leben den Fuß außer Frankreich setzte, und sich in den poetischen Zaubern verlor, von welchen er, obwohl sein ganzes Leben die Geschichtschreiber und Dichter lesend, kaum eine Idee gehabt hatte. Auf dieser schnellen Fahrt von Lyon nach Turin, von Turin nach Genua, von Genua nach Lucca, wo der Zufall, dießmal nicht blind, ihm ein schönes Landhaus bescherte, wie es Horaz selbst sich nicht schöner hätte wählen können, von Lucca nach Pisa, unter den dreigroßen, von ihm so schön beschriebenen Bauwerken, dem Campo Santo, dem Dom und dem Baptisterium von Pisa; von Pisa nach Florenz, wo er die schönsten Wochen seines Lebens verlebt, und endlich von Florenz nach Mailand, von wo er in möglichster Schnelligkeit über den Splügen und die Schweiz zurückeilte, um den Krönungsfeierlichkeiten zu entgehen, hat Herr Jules Janin keinen Augenblick seine alltägigen Leser vergessen. Er wußte, daß die Popularität des Schriftstellers nicht allein seinem Talent, sondern auch seinem Eifer gilt; und so sehr er überzeugt war, daß Alles, was ihm vor Augen kam, schon tausendmal beschrieben worden, so schilderte er doch Alles noch einmal — so sehr durchdrang ihn die Ueberzeugung, daß Andere Italien wohl schon besser gesehen haben möchten als er, aber daß Niemand es so gesehen, wie er es sah. Und in der That haben diese schönen Blätter, niedergeschrieben im Enthusiasmus der Reise, im Angesicht der Monumente und der Menschen, von welchen die Rede ist, ein gewisses Gepräge und einen Reiz der Neuheit an sich, die man für unmöglich gehalten hätte. Frankreich hat sie gelesen, als wäre Italien ein neuentdecktes Land; und als der Reisende zurückkam, war er nicht wenig überrascht von einem Erfolg, den er nicht gehofft hatte, da wir schon so viele Bücher über denselben Gegenstand besitzen, von den emphatischen Briefen des Präsidenten Dupaty an bis zu der chronologischen Tafel von Valery. Ein Land muß wohl sehr reich an Meisterwerken und an Erinnerungen seyn, um durch die bloße Kraft seines Namens den verschiedenartigsten Werken solches Leben zu verleihen. — Wir unsers Theils haben aus diesen zerstreuten Blättern ein Buch gemacht, um sie nicht den Winden und der Volkslaune ein Spiel zu lassen, und damit dem Buch nichts fehle, sich Gunst zu verschaffen, haben wir es mit den schönsten Stahlstichen begleitet."

Wir wollen gleich hier unsere Leser daran erinnern, daß der Enthusiasmus von „Frankreich" für diese Briefe nicht überall getheilt wurde, daß vielfache Reclamationen erhoben wurden gegen die sträfliche Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, womit der Autor, der zum erstenmal den Fuß außer Frankreich setzte, wie ein literarischer Cäsar auf den ersten Blick Alles zu erfassen, zu verstehen, zu beurtheilen sich anmaßte und von Kunstwerken, ja wohl gar, wenn wir nicht irren, von Künstlern berichtete, die gar nicht existirten. An der Originalität von Janins Reisebriefen zu zweifeln, wäre sehr unrecht; wenn auch Italien von Tausenden schon beschrieben worden ist, so hindert dieß durchaus nicht, daß ein neuer Reisender nicht auch wieder das Land, die Menschen, die Denkmale neu und interessant sollte schildern können; dieß ist es nun aber freilich nicht, was man an J. Janin rühmen kann; die heutige Art der Reisebeschreibungen — versteht sich abgesehen von gründlichen, ernsten, wissenschaftlichen Werken, welche zu den stolzesten Schätzen der heutigen Literatur gehören — die im Flug entworfenen Reiseskizzen, Reisebriefe, Reisenovellen u. s. w. würden eigentlich mit mehr Recht den Namen Reisephantasien an der Stirne tragen; denn es sind zum größten Theil Reflexionen, Betrachtungen, Urtheile, à propos einer Reise gemacht, welche man meist ebenso gut in der Studirstube hätte produciren können, und welchen einige wenige eigenthüm-

Digitized by Google

liche Anschauungen und wirklich neue Reiseeindrücke zu Grund gelegt werden. Am meisten gilt dieß ohne Zweifel von den reisebeschreibenden Franzosen, welche die nationale Atmosphäre ihres esprit und ihrer Anschauungsweise in alle Länder und Welttheile mitzunehmen pflegen, und welchen neue Scenen und Länder gleichsam nur die Stelle der Leinwand vertreten, auf die sie die schon bereit gehaltenen Farben ihrer Einbildungskraft und ihres Styls auftragen können. Man denke nur an die Reisebeschreibungen eines Lamartine und A. Dumas, die man, bei manchem Verdienst der Darstellung, doch keineswegs als zuverlässige Quellen der Belehrung über den Orient wird benützen wollen. Das obige Vorwort rühmt die naive Leidenschaft J. Janins; uns scheint, damit ist recht glücklich die Eigenschaft bezeichnet, welche J. Janin, wie vielen seiner Landsleute, fehlt: das Talent, bei aller Wärme und Lebhaftigkeit der Erregung durch neue Eindrücke, doch die Sachen und die Personen zu sehen und zu nehmen, wie sie wirklich sind, statt sie nur zu Trägern und Ausgangspunkten einer mehr zufälligen, bald verfliegenden Begeisterung zu machen. Diese „naive Leidenschaft" ist es, die das Meisterwerk eines Goethe, dessen Briefe aus Italien, charakterisirt, welcher freilich mit J. Janin kaum zusammen genannt werden sollte. Goethe hat Alles gesehen mit dem Auge eines Künstlers, und zugleich es geschildert mit der Feder eines belebenden Dichters. Was an Goethe's Reisebriefen poetisch ist, das ist die Poesie der Gegenstände selbst, mit leise berührendem Zauberstab hervorgelockt; J. Janin dagegen, wie viele Andere, dringen die poetischen Blumen und Kränze im Vorrath mit und behängen mit ihnen, was sie verherrlichen wollen, oder sie spornen ihre Phantasie zu einem manchmal glänzenden, aber oft innerlich kraftlosen und hohlen Aufschwung. Es ist gar nichts dagegen einzuwenden, wenn die Persönlichkeit des Reisenden selbst auch sich einmischt und häufig hervortritt, wenn man immer daran gemahnt wird, daß man nicht eine Geographie und Topographie, sondern etwas von einem Individuum Erlebtes und Angeschautes liest; aber nur dränge sich diese Persönlichkeit nicht gar zu anmaßend und eitel hervor, und wolle nicht fast alles Interesse, das den Gegenständen zugewendet werden soll, auf sich oder auf ihren Styl concentriren. Wir theilen einige Stellen aus den an Herrn Bertin, Redacteur des Journal des Débats, gerichteten Briefen mit, in welchen der Autor sich und seine Art der Reiseschilderung selbst charakterisiren möge. — — „Als Sie mir mit wahrhaft väterlicher Güte den literarischen Zaum über den Hals warfen, mit den Worten: Geh mein Sohn! erlaubten Sie mir zugleich, Ihnen über einige der lebhaften Eindrücke der schönen Reise zu schreiben, die ich machen sollte; denn Sie wissen wohl, daß es mir unmöglich wäre, auch nur für einen Augenblick ganz der süßen Gewohnheit zu entsagen, mich offenherzig mit unsern alltägigen Lesern zu unterhalten. Es besteht schon so lange zwischen ihnen und mir ein Wechselverkehr der Gedanken, der Ansichten, des Lobs und Tadels, daß ich mir schmeichle — ist es zu stolz von mir? — es werde ihnen nicht unangenehm seyn zu erfahren, was jetzt aus ihrem in der Welt umherschweifenden Kritiker wird, und wie er sich in sein müßiges und beschauliches Leben findet; was aus ihm wird in jenem Italien, das sich zum erstenmal seiner sehnsüchtigen Neugier darstellt... Unsere Abreise von Paris war traurig, schon wegen der Länge der Reise. Es ist in Wahrheit nicht leicht, das Wort: Lebewohl! auszusprechen, wenn man es richten muß an Alle, die man liebt, an die Freunde jedes Tages, die mit uns unsere Gedanken und unser Leben durchleben, — Lebewohl den treuen Genossen meiner Arbeiten, meiner Studien, meiner Vergnügungen; Lebewohl dem süßen Herumstreifen in der Pariser Welt, die unsere Welt ist; Lebewohl allen unsern großen Männern der nächsten Vergangenheit, allen großen Genies der nächsten Zukunft, unsern Meisterwerken der Gegenwart. Wie viele große Namen mögen aufgehen und sterben, ohne daß ich Zeuge ihres Lebens oder Todes bin! wie viel schöne Werke, von welchen man nicht einmal den Namen mehr erfährt! wie viel glänzende und Aufsehen machende Genies, von welchen man mir bei meiner Rückkehr nichts mehr wird zu sagen wissen!"

Wir lassen seine Schilderung von Pisa folgen.

„Wir sind nunmehr in Pisa angekommen, das sich rühmt, von den Griechen gegründet zu seyn, und das auch bis auf den heutigen Tag, ich weiß nicht was für einen atheniischen Duft sich bewahrt hat; noch rühmt es sich, daß es von Rom nicht besiegt worden, daß es sich frei an Rom ergeben habe. Der Name der Pisaner ist mit Ehren in der Aeneis genannt, diesem bewundernswerthen römischen Stammbaum. Ehmals hatte Pisa einen berühmten Hafen; zuerst zog sich das Meer vom Hafen zurück, und später kamen, das Elend auf die Spitze zu treiben, die Barbaren; denn dieß ist die gemeinsame Geschichte aller italienischen Städte; im Augenblick ihrer größten Blüthe sieht man auf die erschrocknen Städte all die fürchterlichen Sendlinge der Barbarei sich stürzen, Alarich, Attila, Genserich, Odoacer, die Lästerung und die Verwüstung, das Feuer und das Schwert; dann verschwindet Alles in gleicher Finsterniß, Städte, Menschen, Gesetze, Sitten; bis endlich in dieser tiefen Nacht des Mittelalters die ersten Strahlen anbrechen, die ersten Freiheitsspuren der Wiedergeburt der Bildung. Bei ihrem wohlthätigen Licht sieht man allmählich die im Staub liegenden Völker wieder erwachen zur Hoffnung. Von neuem versuchen sie ihre Kraft und ihren Gedanken; bald erheben sich die hanseatischen Städte aus ihren Ruinen; die Republiken erstehen wieder, die unterbrochenen Jahrhunderte beginnen wieder, bis zu dem Tag, wo all diese wiedererstandnen Städte stark genug sind, einander zu verschlingen — eine Geschichte ohne Ende, erfüllt von Räubern und von Helden. Aber ich will hier keine geschichtliche Vorlesung halten; ich will nur die Geschichte auf meine Weise errathen und deuten, indem ich diese schweigsamen Straßen, diese verlassenen Thäler, dieß ganze Land, bedeckt mit halbzerstörten Thürmen, mit zerbrochenen Zinnen, mit zertrümmerten Bollwerken und blühenden Feldern, durchstreife; denn, Gott sey Dank, das Grün ist ewig wie die Sonne. Der Mensch kann eine Stadt zerstören, aber er vermag nicht die Lilie des Thals zu vernichten, deren unvergängliche Herrlichkeit Salomo gefeiert hat. Frevelhafte Menschen, die Ihr in Euern Einge-

Digitized by Google

weiden das Geheimniß Eures Nichts, oder Eurer Größe sucht, Ihr könnt Marmor- und Erz-Bilder zerbrechen, aber Ihr könnt nicht die kleinste Quelle des Waldes verstopfen. Ihr könnt in diese Mauern die Stille des Todes werfen, aber nicht den Gesang der morgendlichen Lerche zum Schweigen bringen, welche den Aufgang der Sonne begrüßt. Und nichts in der Welt verschwindet überhaupt gänzlich; die Ruinen sind beinahe unsterdlich; es sind die heiligen Reste von Städten, die nicht mehr sind. Pisa jedoch ist nicht eine Ruine; es ist ein Mittelding zwischen einer gestorbenen und einer sterbenden Stadt. Pisa ist eine Stadt des Mittelalters und des Wiederaufledens der Bildung geblieben; sie hat keinen Schritt vorwärts oder rückwärts gemacht. Der Lärm und die Bewegung haben sie verlassen, wie das Meer, das man fern rauschen hört, ohne daß es je wieder diesen verlassenen Mauern sich nähern möchte. So muß man sie denn betrachten wir sie ist, ausgestreckt auf ihrem Marmorsarg, schön noch im Tode, diese kriegerische und handeltreibende Stadt, einst die Rivalin Venedigs, die Meisterin Carthago's, die zu den Zeiten der Kreuzzüge ein Königreich in Afrika besaß. Glücklich, daß sie noch jetzt beschützt ist von den Werken einiger großen Künstler, deren Mutter und Ammr sie war; denn hätte sie nur noch ihre Quais am Arno, ihre hohen Mauern, ihre zerrütteten Thürme und ihren in der Geschichte verschollenen Namen: Pisa wäre nur noch ein hohler, im Raume verhallender Name. Zum Glück bleiben, von all ihren entschwundenen Herrlichkeiten, von allen Bauwerken, die sie gegründet, allen umgestürzten Städten, von allen Eroderungen und Zerstörungen, es bleiben Pisa drei unvergänglichr Meisterwerke: der Dom, der hängende Thurm und der Campo Santo; mit solchen Trümmern kann eine Stadt, selbst eine Ruine, nicht sterben.

Gleich im ersten Augenblick wurde ich von bewunderndem Erstaunen erfüllt beim bloßen Anblick dieser großen Massen voll gewaltig ergreifender Majestät. In der Baukunst ist das Große schon auch beinahe schön. Auch haben in der Kunst die ersten Zeugnisse des Genius eines Volks, das wieder erwacht, an sich etwas Heiliges und Gewaltiges, das sie einem achtungswerth macht. Was wäre das für ein passender Augenblick, den Mann von Geschmack zu spirlen, wenn man auf dem Gipfel des hängenden Thurmes steht! Welcher Einfall, eine kleinliche Kritik üben zu wollen unter dem Dom von Pisa, und wie sinnreich und vernünftig, die Steine des Kirchhofs zu zählen! Um diese großen Monumente vergangener Jahrhunderte zu beurtheilen, kommt nichts der Ehrfurcht und dem Herzen gleich. Darum habe ich in aller demüthigen Einfalt meines Geistes sie in ihrem geringsten Detail studirt, diese drei Meisterwerke; und jetzt, die Augen geschlossen, sehr ich sie noch im Grunde meiner Seele, wie in einer Camera obscura. Diese drei Monumente erheben sich auf Einem Platz, etwas vor der Stadt, auf einer großen Ebene, die sie allein mit ihrer Masse und mit ihrem Schatten erfüllen, ohne daß irgend ein profanes Gebäude ihnen Eintrag thut. Der Dom, der Thurm, der Kirchhof — das Alles ist Ein und dasselbe Werk; es sind die verschiedenen Gesänge Eines und desselben christlichen epischen Gedichts, das sich sehr gut mit Dante's göttlicher Komödie vergleichen ließe, denn Dante hat zu dessen schönsten Blättern begeistert; hier das Leben, dort weiter entfernt der Tod; dort oben der Himmel, hier unten das Grab; zwischen den beiden so verschiedenen Monumenten, dem hohen Thurm, der ewig den Sturz drohen wird, und dem Campo Santo, welcher schweigt, bis auch er wie die übrige Welt wird verschlungen werden in das dröhnende Thal Josaphat, erhebt sich die Kirche, gleichsam um durch ein heiliges Band zu vereinigen, was der Künstler getrennt hat. Der Dom in Pisa wurde in Folge eines Siegs der Pisaner über die Saracenen erbaut; er ist das schönste Denkmal der gothischen Kunst in Italien in jener feierlichen Zeit, wo schon die Morgenröthe der Wiedergeburt andrach. Vermöge ihres Verkehrs mit dem Orient hatten die Pisaner allmählich den Geschmack und die Leidenschaft für die großen Bauwerke sich angeeignet, welche bestimmt sind, die Spur der Völker in der Zukunft zu bezeichnen. In dieser Leidenschaft für bir großen Künste ist Pisa selbst Florenz vorangegangen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Jetzt war Conrad bereit zur Abreise nach Deutschlands und hatte den größten Theil der Barone in Lavello unter dem Vorwande prächtiger Feste versammelt, in Wahrheit aber, um ihre Gesinnungen auszuforschen und sie im geeigneten Fall sämmtlich ums Leben zu bringen. Die Feste wurden abgehalten und das letzte Bankett wurde gerüstet; Manfred saß Conrad gegenüber und schmeichelte ihm mit vielen freundlichen und höflichen Worten; plötzlich stand er auf, und zu einem saracenischen Pagen sich wendend, sagte er: „Ali Haggi, brim Propheten, den du besucht hast, reiche mir von dem edlen Wein, womit Friedrich auf das Glück seines Hauses zu trinken pflegte!" Der Saracene reichte ihm eine silberne Flasche, Manfred füllte daraus einen Pocal (der seinige war schon gefüllt), und bot diesen Conrad an, mit dem Ausruf: „Aufs Wohl Schwabens, auf den schwarzen Adler im goldenen Feldr!"

„Und auf den silbernen Adler im dimmeidlauen Feldr!" erwiederte Conrad, nahm den Pocal, setzte ihn an den Mund und leerte ihn hastig. Manfred hatte den seinigen in der Hand behalten und sein Auge heftete sich unwillkürlich auf das Antlitz Conrads, und als dieser den Pocal niedergesetzt, führte er schnell den seinigen zum Munde, wie um damit sein Angesicht zu verdergen, und leerte ihn auf Einen Zug. Dann zeigte er eine unmäßige Lustigkeit und verlangte eine Laute; aber beim Anschlagen sprengte er die Saiten: — er warf das Instrument weg und fing an zu singen; seine Stimme war himmlisch, aber er verwirrte sich in den Tönen, brachte die Musik in Unordnung — kurz, seine Seele war unfähig zu diesem Thun. Das Fest ging zu Ende und Alle zogen sich zurück zur Ruhe.

Digitized by Google

Auch Manfred suchte sein Lager, aber ob er dort Ruhe und Schlaf fand, weiß man nicht zu sagen. Noch lag er nicht viele Stunden, als eine Stimme durch die Thüre rief: „Messere Fürst, wacht auf, kommt zu Hülfe, der Kaiser stirbt!“ Manfred erhob sich vom Lager, legte einen eisernen Panzer unter den Kleidern an und eilte zum Kaiser. Er kam an das Bette des Sterbenden.... Das Antlitz von diesem, blaß und geld durch seinen Krankheitsanfall und noch mehr durch die Erinnerung an seine Missethaten, war wieklich furchtbar. Er riß die ganz schwarzen Lippen auf wie ein Verdurstender; seine Haare waren gesträubt, er war von Schweiß bedeckt. Manfred stürzte sich auf das Bett, indem er sich an die Brust schlug, heftig weinte und von Zeit zu Zeit ausrief: „O, mein Fürst, was ist doch das?“ — „Manfred,“ versetzte mit großer Anstrengung der Kranke, „ich sterbe, und Gott weiß, auf welche Weise!.. habe... wenigstens... Mitleid mit meinem Sohn, o Manfred...!“ — Er stöhnte, sank aufs Kopfkissen zurück und verschied.

Ein Mann, der weder Leid noch Freude an den Tag gelegt, aber immer undeweglich wie die Bildsäule eines Heiligen an der Seite des Kaisers geblieben war, zog Manfred bei Seite und sagte zu ihm mit ruhiger Stimme: „Mein Herr und Fürst, es ist nothwendig Vorsorge zu treffen; wollt Ihr die Reichsverwesung übernehmen?“ — „Ich herrschen, Maechese Berthold!“ antwortete Manfred; „Oh! ich bin satt, übersatt der Dinge dieser Welt... ich will den Rest meiner Tage damit zubringen, meinen Bruder zu beweinen.“ — „Gut gedacht, mein Fürst; ich mit meinen Deutschen werde in Sicilien das Recht Conradino's wahren,“ erwiederte Berthold von Hohenberg. „Helfe Euch Gott bei Eurem Unternehmen!“ — „Amen,“ sagte Hohenberg, und entfernte sich.“

Die Erzählung versetzt uns zuerst in die Hofhaltung Manfreds im Schloß zu Capua; der Hauptheld der Geschichte, Rogiero, ein Knappe von Manfred, weiß seine eigene Herkunft nicht; er ist aber, trotz dieser hoffnungslosen Lage für einen kühnaufstrebenden Geist, in Liebe zu der schönen Yole, Manfreds und Helena's Tochter, und seine Liebe wird erwiedert. Die Ahnung nahen Unheils lastet schon schwer auf dem königlichen Hause, denn Karl von Anjou zieht heran. Unter den nächsten Freunden und Dienstleuten Manfreds sind Verräther, die Grafen von Cerra und von Caserta; diese locken den unglücklich und hoffnungslos Liebenden Rogiero von seinem Wachtposten vor dem Schlosse weg, führen ihn durch dunkle Gänge in ein kerkerartiges Gemach und zeigen ihm hier den unglücklichen Heinrich, Friedrichs II ältesten Sohn, der sich gegen seinen Vater empört hatte und deßwegen zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt worden war; das Gerücht hatte ihn todt gesagt; die beiden Verräther bereden den Jüngling, der eben noch zum Sterben des unglücklichen Mannes kommt, der so jammervoll zu Tod Gemarterte sey sein Vater, sey Manfreds Opfer; Schmerz und Rache erfüllen Rogiero's Brust; er erklärt sich bereit, eine Botschaft zu bestellen an den Grafen von Provence. So verläßt er das Schloß; unterwegs hat er Gelegenheit, einem berühmten Verbannten und Räuber, Ghino di Tacco, das Leben zu retten, und schließt mit diesem kräftigen und großherzigen Manne, der schweres Unrecht in der Welt erduldet hat und das Amt der Nemesis im kleinen zu verwalten sich berufen glaubt, Freundschaft. Der Rauber kann seine Mißbilligung von Rogiero's Vorhaben nicht verhehlen; aber dieser, vom Rachegespenst seines vermeintlichen Vatees gehetzt, setzt seinen Weg, Karl von Anjou entgegen, fort. Er überbringt den Brief, er wird freundlich aufgenommen, die herrschsüchtige Gemahlin Karls, Beatrix, hängt ihm eine goldene Kette um — aber jetzt erwacht in ihm das Gefühl der Schande, sein Vateeland an die Fremden zu verrathen; er kehrt wieder um. Bei Rom wird von den tapfern und stolzen Baronen Karls von Anjou ein Turnier gehalten; zwei vermummte italienische Ritter besiegen acht französische, welche Italien geschmäht und verachtet, und entfernen sich, ohne den Preis in Empfang zu nehmen, ohne sich zu erkennen zu geben; diese beiden Ritter sind Rogiero und Ghino di Tacco. Sie begeben sich miteinander auf des letztern Burg bei Radicofani; Rogiero's Wunden werden hier geheilt, aber seine Schwermuth und Verzweiflung wächst — von allen Seiten sieht er Jammer und Entehrung. Er denkt sein Leben zu endigen. Da begegnet er einem alten Mönch und bekommt Lust ins Kloster zu gehen; der Mönch rühmt gegen ihn, wie ein Bruder Egidio, der auch am Heile verzweifelt habe, im Kloster wieder zu Trost und Freudigkeit gekommen, jetzt aber dem Tode nahe sey; man hört die Glocke, und die beiden gehen miteinander ins Kloster. Wir wollen die nun geschilderte Scene zur Probe, wie Guerazzi die heftigsten Leidenschaften schildert, den Lesern übersetzen; Rogiero, im Kloster umirrend, war zufällig in das Krankenzimmer gerathen. „Die Sonne, dem Untergang nahe, hinter dichtem Dunkel verdoegen, färbte eine hoch am Himmel schwebende Wolke blutroth, und die Wolke warf dieß rothe Licht in unheimlicher Art auf die Gegenstände zurück; es drang durch ein kleines Fenster und beleuchtete das Angesicht und einen Theil der Brust eines Sterbenden; sey es nun, daß die Krankheit ihm nicht gestattete ausgestreckt zu liegen, oder aus welchem andern Grund — er saß aufrecht, die Schultern mit einer Matte gestützt; eine Hand hatte er offen auf dem Bette liegen, und sie hatte keine Bewegung mehr, und das Aeußerste der Finger war veilchenblau; das Uebrige weiß, und sie schien schon ganz erstorben; die andere hatte er unter der Decke; auf der Matratze sah man links ein Crucifix, aber der Sterbende hielt den Kopf nach rechts gewendet, gleichsam um diesem Anblick auszuweichen; von Zeit zu Zeit schlug er die Augen auf, die jetzt von einem dreifarbigen Nebel verschleiert, jetzt hell waren wie Glas, aber irr, sich auf keinen Gegenstand hefteten und zeigten, daß sie nichts sehen; die hinter die Ohren zurückgestrichenen Haare ließen auf der Stirne den Engel des Todes sehen; die zusammengekniffenen Lippen stießen einen geldlichen Schaum aus, der ihm in den Bart träufelte; der Hals verlängerte sich bei der Anstrengung des Schluckens, und nach einer peinvollen Anstrengung that er den Mund auf, so weit er konnte, und stieß einen klaglichen Seufzer aus. Die übrige Scene war in Dunkel gehüllt; in dem Dunkel war der Mönch, der, zu den Füßen des Bettes knieend, die heiligen Gebete las.

Digitized by Google

Rogiero trat geräuschlos ein. Warum entfärbt auch er sich? warum stockt der Pulsschlag seines Herzens? Er eilt sich, er nähert sein Angesicht dem des Sterbenden: „Großer Gott! Roberto!“ *)

Das schwach gewordene Gehör des Sterbenden wurde wie gegen seinen Willen von diesem Rufe getroffen; er hob sein Antlitz auf und betrachtete den Ritter; plötzlich floß ihm das zuvor stockende Blut wieder durch den Körper, die Haare sträubten sich ihm, er zitterte, daß das ganze Bett davon schütterte, und mit furchtbarem Geheul rief er aus: „Der Verrathene! der Verrathene! Vater, Ihr habt mich betrogen; warum sagtet Ihr mir, Gott habe mir meine Schuld vergeben? Seht Ihr nicht, daß er die Steine der Gräber zerbricht und die Todten schickt, um mich im Todeskampf zur Verzweiflung zu bringen?“ Der Mönch, der am Fuße des Bettes kniend, ihn aufzurichten und zu trösten suchte, wunderte sich, daß er so laut schrie, und lief herbei, um ihn zu beruhigen. „Es sind Täuschungen des Teufels; richtet Euern Sinn auf das Bild des Erlösers!“

Roberto sah kaum den sich ihm nähernden Mönch, als er sich ihm um den Hals hing, seinen Kopf an seiner Brust verbarg, und diese abgebrochenen Worte ausstieß: „Seht ihn da... da.. auf der andern Seite des Bettes. Um der Liebe Jesu willen beschwört ihn... meine Gedanken können nicht aufs Paradies sich richten, wenn er nicht weg ist!“ Der Mönch, der, ganz in seine Gebete vertieft, nicht auf das achtete, was vorgegangen, richtete jetzt seinen Blick auf das Dunkel und bemerkte den Ritter. Zwar erfaßte auch ihn ein Schauer, aber nur vorübergehend; und der göttlichen Hülfe vertrauend begann er, sich rasch ermannend: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes beschwöre ich dich...“ — „Mein Vater, ich bin noch nicht todt, daß Ihr mich beschwören müßtet.“— „Hört nicht auf ihn, Vater, hört nicht auf ihn; fahrt fort ihn zu beschwören; seht Ihr nicht, daß er Euch zu betrügen sucht, um nicht welchen zu müssen.“— „Unglücklicher! Roberto, kennst du meine Stimme nicht mehr?“ — „Oh, hätte ich sie doch nie gehört!“ — „Das letztemal, wo ich Euch verließ, drückte ich Euch die Hand, und wir versprachen uns, wenn wir uns wieder in der Welt begegneten, daß es seyn sollte als Freunde; und jetzt empfangt Ihr mich so? Laßt doch all Furcht schwinden, seht nur, ich lebe“ — und mit diesen Worten legte er ihm freundlich seine Hand auf den Arm.

„Er verbrennt mich... Vater... er verbrennt mich... besprengt ihn mit geweihtem Wasser... ich kann es nicht mehr aushalten... jagt ihn fort, oder ich muß sterben unter Lästerungen.“ — „Mein Sohn, redet nicht so gottlos; sodt die göttliche Vorsehung, der Ritter, der vor Euch steht, lebt.“ — „Er lebt!“ — „Ja er lebt, betet an den göttlichen Rathschluß; vielleicht ist er hieher geführt worden, um Euch den Tod zu versüßen durch seine Verzeihung.“ — „Er lebt!“ rief der Sterbende und ließ den Hals des Mönchs fahren, faßte Rogiero bei der Hand, betastete ihn mehreremalr mit unendlicher Angst, wie um sich zu vergewissern, daß es keine Täuschung sey — „er lebt!“ rief er und führte die Hand an seinen Mund und vergoß einen Strom von Thränen darauf.

„Aber so geht mir doch, Roberto!“ sagte Rogiero; „faßt Muth, weint nicht so sehr, weit größere Sünder als Ihr haben Vergebung erlangt mit geringerer Reue!“ Roberto, ohne Rogiero's Hand loszulassen, sah ihm ins Gesicht und flehte mit kläglicher Stimme: „Verzeihung — Verzeihung!“ — „Ihr habt mir nichts zu Leide gethan, Roberto, daß ich Euch zu verzeihen hätte!“ — „O, meine Verbrechen sind zu viele, und es bedarf der ganzen Kraft der Hoffnung, um nicht zu verzagen an der Vergebung, und der ganzen Barmherzigkeit Gottes, um mir zu vergeben; diese Verbrechen hab' ich begangen gegen den Unschuldigen — gegen Euch — warum hab' ich Euch verrathen!“— „Warum hast du mich verrathen? was hatte ich dir zu Leide gethan?“ versetzte Rogiero in einem Ton, der das wildeste Gemüth hätte erschüttern müssen; „also ist es nicht genug, um ungekränkt zu bleiben, daß man keinem Menschen ein Leid thut?“ — „Ha — ich habe Euch eben verrathen!“ — „O edler Ritter, wenn Eure Seele mild ist, wie Euer Aeußeres hoffen läßt, so gebt nicht zu, daß diese Seele scheide ohne Eure Vergebung; er hat Euch beleidigt, aber seine Reue hat seine Schuld ausgelöscht, und jetzt soll er erscheinen vor dem Gericht Gottes.“

„Guter Vater, ich erinnere mich nicht, wo und wann mir dieser Mann ein Leid gethan hätte; aber wenn er, wie er sagt, mich verrathen hat, verzeihe ich ihm. Das Unrecht kann, wie Ihr wißt, nur auf zwiefache Art getilgt werden, entweder durch Rache oder durch Vergebung; das erste ist nicht möglich, und so bleibt mir nur das zweite übrig. Ich vergebe ihm.“ —

„Vater, Ihr habt's gehört, er hat mir vergeben.“ — „Ja, seyd getrost; der Mensch hat verziehen; urtheilt, ob Euch nicht Gott verzeihen werde, der um so viel barmherziger ist!“ — „Amen.“ — „Roberto, ich bitte Euch, sagt mir nun auch, wie Ihr mich verrathen habt?“ — „Warum sollte ich es Euch nicht sagen? O wäre doch alles Volk der Welt hier, um meine Selbstanklage zu hören, und zu sehen, wie ein großer Verbrecher ich gewesen im Angesicht des Herrn, so würde diese meine Demüthigung ihn bewegen, mich gnädiger anzuschauen in dieser bittern Stunde des Todes, und Viele würden sich bessern... aber nein, denn Ihr könntet ja Eure Vergebung wieder zurückziehen, und bereuen, daß Ihr sie mir gewährt und mir fluchen auf immer, — nein, ich will Euch nicht sagen, wie ich es gemacht habe, Euch zu verrathen.“ — „Roberto, mehr als Ihr glaubt, bin ich gewohnt Schlimmes zu hören; Ihr könnt mir nichts erzählen, was ich mir nicht vorgestellt oder empfunden hätte; schon seit einiger Zeit bin ich auf Alles gefaßt; sprecht; ich verheiße Euch, meine Verzeihung nicht zu widerrufen.“— „Schwört Ihr es?“ — „Ich schwöre es!“ — Rogiero leistete den Eid auf das Bild des Erlösers, und Roberto begann.

*) Dieß war der Name des Knechts, durch welchen im Schloß in Capua die Grafen von Cerra und Caserta den Rogiero von seinem Wachtposten hatten weglocken lassen.

Digitized by Google

„Es war eine Winternacht; am Herde verſammelt hörten wir dee grauſigen Erzählung des Hausmeiſters zu — von ungewohntem Schauer ergriffen, drängte ich mich mehrere Male an meinen Nachbar und drückte ihm, wie zum Zeichen der Zuneigung, die Hand; in Wahrheit aber weil ich Angſt hatte; gewiß war die Geſchichte des Hausmeiſters ſchauerlich und das Feuee verzehrte ſich und die Finſterniß nahm überhand, aber ich empfand doch in meinem Innern eine ſolche Verſtörung, wie ich ſie aus jenen Umſtänden allein nicht ableiten konnte. Ich habe ſpäter ſpotten hören über jene geheimen Stimmen, mit welchen eine innere Macht Einen zu warnen ſcheint, daß Einem ein Unheil drohe, aber ich habe doch nie ein Unglück erfahren, vor dem mich nicht mein Herz vorher gewarnt hätte. Jener Abend war von der Hölle zum Anfang meiner Miſſethaten beſtimmt! — Ein leichter Schlag machte mich das Geſicht umwenden; die Miene des Grafen Odriſio di Sanguine, meines Gebieters, war immer ſteeng und herb geweſen — an dieſem Abend erſchien ſie mir fuechtbar — vielleicht war es die Wirkung des rothen Lichts, das dem Erlöſchen nahe wae und das, auf ſein faltenvolles Antlitz fallend, ihm dieſen neuen Ausdruck mittheilte; vielleicht kam es von den Gedanken an die Dinge her, mit denen ee umging; — wie ich dieſe weißen ſtraffen Haaee ſah auf der blaſſen Stiene, die ſchwarzen, peinlich zuſammengezogenen Augenbrauen, die Röthe auf den erſtorbenen und magern Wangen, hätte ich faſt aufgeſchrien; — er riß die Angen auf, wies mir die kaum zuvoe noch unſichtbaren, im heftigſten Zorn funkelnden Augenſterne, und gab mie dadurch zu verſtehen, daß ich ſchweigen ſollte; dann ſich über die Lehne meines Stuhles beugend flüſterte er mir ganz leiſe ins Ohr: Folge mir, ſo daß Niemand dein Weggehen bemerkt! Ich that wie er mich geheißen. Kaum hatte ich die Mitte des Gangs vor dem Zimmer erreicht, ſo fragte mich die Stimme des Barons: Biſt du es, Roberto? — Ich bin's. — Sage mir, Roberto, füe was für einen Mann achteſt du deinen Gebieter? — Für einen weiſen, gütigen und adeligen Herrn. — Gewiß? — So wahr ich an Gott glaube. — Weehüten die Heiligen, daß ich dich aufſuche, um die meine Wohlthaten voezurücken; aber wie meinſt du daß ich mich gegen dich bewieſen habe? — Wie ein Vater gegen einen geliebten Sohn. — Gewiß? — Bei meiner Dienſtmannstreue. — Wenn ich nun von dir einen Gefallen verlangte, wüedeſt du ihn mir erweiſen? — Herr, Alles was man von einem Chriſten foebern kann, bin ich bereit, füe Euch und die Eueigen zu thun, wenn es nur nicht mein Seelenheil gilt. — Haſt du einen Bruſtharniſch? — Nein, Herr! — Einen Dolch? — Ja, Herr! — Ich verlange von dir nichts als den Tod eines Menſchen. — Meuchlings? — Wie du ſehen wirſt, genügt es, wenn du ihn nur umbringſt — aber — wenn ich darüber nachdenke — meuchlings würde wohl das Beſte ſeyn. — Herr, es ſteht bei Euch zu befehlen, für mich iſt es all eins. — So mach' denn Roberto, daß du dich eine Stunde vor Tagesanbeuch unter dem Balcon rechter Hand meines Schloſſes einfindeſt, dee auf den Gaeten geht. — Herr, verzeiht, welchen von den beiden Balconeu meint Ihr? — Den eechts — rechts wenn man von der Pinienallee kommt. — Wenn ich Euch richtig verſtanden, ſo iſt es derjenige, der zu den Gemächern von Madonna Curer Tochter gehöet? — Ja! (dieß Wort ſagte ee zögernd, wie gewaltſam nnd mit einem ſchmerzlichen Seufzee.) Doet alſo ſtude dich ein und warte mit dem Dolch in dee Hand; du wieſt Jemand heradſteigen höeen; warte bis er der Erde nahe gekommen, dann... — Soll ich ihm den Dolch in den Leib ſtoßen, Herr? — Ja... ich komme dann gleich, wie graben ein Grab... und Niemand wied von der Sache eefahren, als du. — In mie ſoll ſie begeaben ſeyn, wie ſeine Leiche in der Erde. — Ich hoffe es, obgleich die Sache es nicht verdieut, denn er iſt ein Räuber... — So... — der ſeit mehreren Nächteu den Schatz meiner Familie zu entwenden ſucht, und vielleicht... So, ſchon eecht! — Dennoch aber nimm dich in Acht, ſo werth dir meine Liebe iſt, die Sache nicht kundbae weeden zu laſſen. Gute Nacht, Roberto. — Ich kehrte in den Saal zurück und nahm wieder meinen Sitz ein und überließ mich meinen Gedanken. Von einem Räuber, dachte ich bei mie, kann wohl nicht die Rede ſeyn. Gewiß iſt es ein heimlicher Liebhader ſeiner Tochter.. Ha! wäre es denn nicht beſſer, den Wunſchen dieſer Liebenden zu willfahreu, als ſich im hohen Altee noch die Hände mit Blut zu beflecken! aber vielleicht iſt der Jüngling nicht von edlem Blut; vielleicht iſt es ein Page oder Dienee des Hauſes — vielleicht ſitzt er neben mie. Ich wandte mich um und eedlickte an meinee Seite einen alten Falkner, beinahe blind voe Alter, und ich fuhr ermuthigt in meinen Gedanken fort: — wird der Staub zu Gold werden, in den ſich dee Leib meines Herrn auflöſen wird? leitet er ſeine Abkunft von einem älteren Menſchen ab als Adam? ſoll ich meuchlings einen umbringen dem ich vielleicht Bruderſchaft geſchworen? — Und ſo erging ich mich in Gedanken, daß ich, als ich wieder mich beſann, fand, daß mich meine Genoſſen ganz allein gelaſſen hatten, und ohne mich zu rufen ſchlafen gegangen waren. Ich eilte in den Garten. Vielleicht eine Stunde wae ich auf der Lauer geſtanden, und dieſe Stunde kam mir in meiner Ungeduld ſo lang voe wie eine ganze Nacht, als ich ein leiſes Geräuſch vernahm; ich ſteengte meine Blicke an und ſah etwas Schwarzes in der Luft ſchweben; ich zog den Dolch, näherte mich und ſtieß, als ich ihn nahe genug zum treffen glaubte, wie ein Verzweifelter zu; ein Glück füe den Unbekannten! als ee auf drei Armlängen dem Boden ſich genäheet, beliebte es ihm vollends mit einem Speung herabzukommen, weßhalb es geſchah, daß der Dolch gegen die Mauer ſtieß und die Funken ſtoben — weh ihm, wenn ich ihn geteoffen! ich hätte ihn durch und duech gebohrt! Ich weiß nicht wie es kam — vielleicht hielt der Unbekannte das Schwert zwiſchen den Zähnen — ich ſah mich augenblicklich aufs wüthendſte angegriffen; wie wechſelten einige Stöße, aber von ſeiner weit größern Kraft und Geſchicklichkeit überwältigt, ließ ich den Dolch fahren, und von einem Hieb auf den Kopf ſtürzte ich zu Boden. Obgleich ich ganz betäubt wae, erinnuee ich mich doch wohl noch, daß ſich ſofort das Fenſter an dem Balcon aufthat und ein nackter Frauenarm mit einer Kerze ſich zeigte und darauf ein todesbleiches Antlitz; ein wilder Schrei ließ ſich hören und die Worte: Laß mich, daß ich mit ihm ſterbe; — und eine andere Stimme innen: große

Mutter Gottes! was macht Ihr, meine holde Gebieterin? Ihr stürzt Euch ins Verderben — Madonna, vielleicht ist er gerettet. Ein ferner Ruf, um diese Worte zu bestätigen, ertönte: Ich bin gerettet! Inzwischen suche ich wieder auf die Beine zu kommen und höre das Geräusch hastiger Schritte, die sich mir nähern, und die Stimme des Barons, der mich fragt: Wo ist der Todte? — Er hat sich nicht umbringen lassen wollen, Messere, und ist entflohen, nachdem er mich beinahe getödtet hat.— Der Baron brach in einen Fluch aus und entfernte sich murmelnd. Es war ein Räthsel mit ihm. Wohl acht Tage lang in seinen Gemächern eingeschlossen, redete und that er nichts, als daß er einen gewissen Rinald von Aquino, Grafen von Caserta, rufen ließ, der bisher sehr vertraut im Schlosse gewesen und von welchem sich die Dienerschaft ins Ohr sagte, daß er der ungern gesehene Liebhaber der Madonna Spina sey. Nach Verfluß der acht Tage ward den Vasallen angekündigt, sie sollten sich zur Hochzeit der Tochter des Grafen rüsten, die am folgenden Tage stattfinden sollte. Gewohnt, die Befehle des Barons zu vollziehen ohne ein Wort zu äußern, erschien uns doch dieser hastige Entschluß staunenswerth, und wir wagten dieß zu sagen; ja noch mehr, wir wagten die Vermuthung, er sey gegen den Willen der jungen Dame gefaßt; gewiß ist, daß sie sich selten unter uns zeigte, aber wir begrüßten ihre liebliche Erscheinung mit einem Lächeln, und sahen sie nur mit Seufzen sich entfernen — sie war wie ein Engel unter Teufeln; — überzeugt, daß das Gebet von unsern Lippen keine Erhörung droben finden könne, baten wir sie, für uns zu beten; — wir betrachteten sie gleichsam als einen Ring, der unsere Seelen noch mit dem Paradiese verband — nie ward ein Gebet von einer schönern und liebreichern Creatur dem Himmel vorgetragen und nie vielleicht eines so angenehm... Ach, mein Vater, glaubt Ihr, daß mir meine Sünde wirklich vergeben sey?" fragte er den Pater und fuhr, nachdem dieser ihn zum Vertrauen ermahnt hatte, fort:

„Ja ich will Vertrauen haben, da mir nichts anderes übrig bleibt. Ich erinnere mich noch, wie wenn es heute wäre, denn ich war ihr ganz nahe, als sie vor dem Altar sich niederwarf; sie zitterte in einem flüchtigen Schauer, der minder aufmerksamen oder weniger liebevollen Blicken als den meinigen entgehen konnte; der Brautschleier, mit goldnen Sternen geschmückt, bedeckte ihr Antlitz, aber ich weiß gewiß, daß sie weinte — ihr Busen hob sich unter den Gewändern von Zeit zu Zeit so, daß er sie schien zerreißen zu wollen; doch hörte man keinen Seufzer, sondern nur ein tiefes Aufathmen, wie das des Tauchers, wenn er Athem schöpft, ehe er in die Tiefe hinabgeht; das Mißwollen hätte ihren Leib etwas voller und runder finden können, als einer Jungfrau ansteht... vielleicht sah ich falsch... ich hatte aber meine Vermuthungen. Es war der erschütternde Augenblick gekommen, wo der Priester von den Knieenden das Opfer der Leidenschaften, der Gedanken, der Seufzer verlangt zu Gunsten eines einzigen Wesens in der Welt; wo er die Seelen bindet mit der Kette, deren Schlußring der Tod in der Hand hält... da schlug sie den Schleier zurück und sah ihren Vater an und ihr Vater sie... Heilige Jungfrau! welche Blicke! der der Braut war wie das ängstliche Flattern der jungen Schwalbe, die aus dem Neste gefallen, ehe ihr noch die Flügel ausgewachsen; begierig zu sehen und doch voll Angst, dem gesuchten Gegenstand zu begegnen — er offenbarte eine verzweiflungsvolle Ergebung, die mehr die einer Verdammten als eines Sterblichen war — er flehte um Erbarmen. Der des Grafen war anfangs gütig, und wenn ich mich nicht täuschte, so fing an die Ahnung einer Thräne ihm ins Auge zu treten, plötzlich aber schleuderte er einen Blitz der Hölle, — wer weiß, ob nicht in diesem unseligen Augenblick der böse Geist in ihn fuhr? er wurde stier und unbeweglich, es lag darin ein unendlicher Vorwurf — ein tiefer Groll — und ein Fordern von Vergeltung; meine Seele fühlte in jener Stunde die Empfindungen, die in ihm todten, aber ich kann es jetzt nicht wiedererzählen; das unheilvolle Jawort wurde den halberstorbenen Lippen abgepreßt, der Segen gesprochen; ich hörte die Einwilligung und den Segen — es klang mir wie das Dröhnen des Beils, das, nachdem es den Kopf vom Rumpfe getrennt, noch in den Block einschneidet; ich entfernte mich aus der Capelle... freudlos war jene Hochzeit! Am andern Morgen fanden wir den Grafen Odrisio todt in seinem Bette, wir beweinten ihn als einen Mann, der uns weder Liebes noch Leides gethan hatte... der Graf Rinaldo bezog nun das Schloß, und für uns Diener änderte diese Heirath nichts als die Wappen...

War zu Lebzeiten des Grafen Odrisio Madonna Spina wenig sichtbar für uns gewesen, so kam sie uns jetzt gar nicht mehr zu Gesicht; einen Monat nach der unglückseligen Hochzeit sah ich sie in die Capelle gehen, die Augen waren roth und geschwollen, das übrige Gesicht blaß, die Lippen bläulich; die Knochen waren unter der Haut sichtbar; ich bekreuzte mich aus Mitleid, denn, wenn auch der Tod auf dem Antlitz der Schönheit ohne Schrecken seyn mag, so ist es doch gewiß die Krankheit nicht. Und der Graf Rinaldo? er war doch sonst ein so stattlicher Mann gewesen, hatte seine Freude gehabt an Jagden, Turnieren und andern ritterlichen Uebungen; jetzt schweifte er mit verstörter Miene in den Pinienalleen herum, stieß schmerzliche, klagende Ausrufe aus und verlor täglich mehr sein stattliches Aussehen, die blühende Farbe der Wangen; die Pferde weideten müßig auf den Wiesen, die Hunde lagen faul auf dem Hofe oder am Herde; und nicht vermochten ihn aus seiner tödtlichen Schwermuth aufzurütteln die häufigen Besuche, die ihm sein König Manfred machte, und die Würde eines Connetabels, die höchste im Reich, die ihm um jene Zeit übertragen wurde. Die Diener, die Sitten und das Wesen des Herrn annehmend, gingen auch mit gesenktem Kopf umher, ohne einander zu grüßen. Es war ein Haus voll Trauer, welche dem Unglück voranging.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1839.

Russische Alterthümer.

Befestigungen im Gouvernement Moskau.

Die Stadt Moshaisk steht auf dem rechten Ufer der Moshaika auf einem hohen Hügel, der von drei Seiten durch einen kleinen, auf der Ostseite mit einem großen Erdaufwurf befestigt ist, an welchem eine steinerne Mauer von drei Arschinen Breite mit sechs halb eingestürzten Thürmen sich befindet. Die ganze Befestigung gleicht einem unregelmäßigen Sechseck, und hat 269 Saßenen im Umkreise. Auch befinden sich daran zwei Thore, von denen eines stets geschlossen ist, durch das andere gelangt man hinein, und zu diesem führt von dem Stadtgebäude aus eine hölzerne, auf massiven Säulenmauern erbaute Brücke, die 65 Saßenen lang, 4 Saßenen breit und 13 Arschinen hoch ist. An den Thoren ist eine neue Kathedrale mit fünf Kuppeln zu Ehren des wunderthätigen Nikolaus aufgeführt, innerhalb der Veste aber steht die alte Kathedrale aus weißem Stein. Hier befand sich einst ein nicht austrocknender See und ein Brunnen.

Moshaisk gehörte im Alterthume zu dem Fürstenthume Tschernigow, später kam es zum Großfürstenthume Smolensk, und hatte seinen besondern Fürsten. Im J. 1307 nahm der Großfürst Georgi Danilowitsch den Fürsten Swatoslaw Gljedowitsch in Moshaisk gefangen, und vereinigte diese Stadt mit dem Großfürstenthume Moskau. Im Jahre 1293 wurde die Stadt von dem tatarischen Fürsten Düden verheert, und im Jahre 1341 von dem litthauischen Fürsten Gedimin belagert, in Folge des kräftigen Widerstandes der Bürger aber zog er bei Eintritt des Winters wieder ab. Die jetzige steinerne Mauer, welche die Stadt umgibt, wurde im Jahre 1541 erbaut, wie man aus der an der nördlichen Thüre der alten Kathedrale aufgefundenen Inschrift ersieht: „Im Jahre 7049 (der Welt) erbaute man die Vorhalle, so wie auch die Ringmauer (gorod)." Die Inschrift stimmt mit den Zeitumständen überein, denn der junge Czar Johann Wassiljewitsch, der sich noch unter der Obhut seiner Mutter befand, war genöthigt, sich gegen die Litthauer, die krim'schen und kasanischen Tataren in Vertheidigungsstand zu setzen. Im Jahre 1625 wurde Moshaisk von dem Sohne des polnischen Königs belagert, aber Dank dem männlichen Widerstande des Wojewoden von Wolhynien nicht eingenommen.

Serpuchow besaß in früheren Zeiten alle Vortheile einer befestigten Stadt. Der Fluß Nara, der von Nordosten herkommt, und sich mit dem von Nordosten kommenden Flüßchen Sarpeika vereinigt, schließt einen langen, hohen Berg ein, der auf der Nordseite durch einen tiefen Graben abgeschnitten ist. Auf diesem Berge wurde im Jahre 1556 unter Czaar Johann Wassiljewitsch eine steinerne Mauer aufgeführt, die 10 Arschinen hoch und 370 Saßenen lang war, 4 Thürme und Ein Thor hatte, durch das man von der Nordseite her längs dem Walle hineingehen mußte.

Ueber die Gründung der Stadt hat man keine Nachrichten, aber im J. 1328 gehörte sie schon zum Großfürstenthum Moskau. Im J. 1374, unter dem Großfürst Dmitri Joannowitsch, war es die Apanage seines Vetters Wladimir Andrejewitsch, der das Schicksal der Schlacht auf dem kulikowischen Felde (gegen die Tataren) entschied, und dafür den Beinamen „der Tapfere" erhielt, wie es eine im Kloster Wysozki zu Serpuchow aufbewahrte Chronik besagt. Im J. 1382 wurde es von dem Tatarenkhan Tochtamysch eingenommen und zerstört, und im J. 1410 abermals von Swirdigail Olgerdowitsch, als er aus der Provinz Rjäsan nach Litthauen zurückzog. Im J. 1598 unter Czaar Boris Godunow, als man einen Einfall der Tataren fürchtete, sammelte sich das ganze russische Heer in Serpuchow, das wegen seiner Lage an der Südgränze Rußlands die letzte Wehre des Großfürstenthums Moskau und das erste Opfer der transwolganischen und krim'schen Horden bei ihren Einfällen in Rußland war. (Schluß folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Schluß.)

Die Belebung der französischen Pyrenäen wird indessen nie den Grad, dessen sie fähig ist, erreichen, wenn nicht das alte

Digitized by Google

Kriegs- und Befeindungssystem, welches die spanischen Pyrenäen so unzugänglich macht, vor den modernen industriellen und socialen Bedürfnissen verschwindet, und Spanien selbst durch wachsenden Reichthum und Civilisation eine fruchtbarere Grundlage des Austausches und Umlaufes darbietet. Man zählt über hundert Pfade, welche durch die Pyrenäen führen, und den Schleichhändlern mögen deren wohl noch mehr bekannt seyn, allein wie viele davon sind das ganze Jahr hindurch ohne Gefahr für Fuhrwerke oder auch nur Lastthiere zugänglich? Man begreift nicht, wie sich ganze Divisionen mit Artillerie über Canfrane, wo man oft einen zwei Fuß breiten Weg mit der Art im Eise aufhauen muß, gezogen haben; dieß beweist nur, daß der friedliche Verkehr durch große Hindernisse gestört wird, welche dennoch dem Lande keine militärische Sicherheit verschaffen. Eine ganz kurze Uebersicht der vorzüglichsten Communicationen über die westlichen und mittleren Pyrenäen wird, besonders unter den jetzigen Umständen, nicht unnütz seyn. In das spanische Thal von Bastan führen mehrere Wege, welche von Biriatu, Sarre und Ainhoa auslaufen; die ersteren vereinigen sich bei Vera am Bidassoa, von Sarre geht auch ein Weg nach Echalar, von Ainhoa kommt man über Urdach nach Elizondo; die Berge Larunne und Atchubia machen hier die Gränze. Von St. Etienne de Baigorri führen zwei Wege, der westliche über die Alduiden (ein neutraler District) nach Zudiri; von St. Jean Pied de Port zwei Wege, der westliche über Valcarlos, der östliche über Orissan, nach Roncesvaux und Burguete. Alle diese Wege vereinigen sich bei Villaba, anderthalb Meilen von Pamplona. Weiter gegen Osten macht der Wald Irati die Gränze; auch seine dunklen Schatten hat die Fackel des Bürgerkriegs unheimlich erhellt: als Torrijos im Jahre 1822 die constitutionellen Truppen gegen die Casa de Irati führte, wo die Carlisten ein Munitionsdepot hatten, so machte die feierliche Stille dieser furchtbar schönen, fast nie betretenen Wildniß auf das poetische Gemüth dieses verunglückten Patrioten einen Eindruck, dessen Gepräge er seinem officiellen Berichte mittheilte; die Carlisten zogen sich über die französische Gränze zurück. Vor kurzem sind hier einige dreißig Muñagorrianer, welche in einer für Rechnung der französischen, aber, wie es scheint, mit Bewilligung der spanischen, Regierung unternommenen Holzschlägerei verwendet wurden, von den Carlisten aufgefangen worden. Ueber Irati kann man von St. Jean Pied de Port nach Ochagavia und dem Thale von Roncal gelangen, durch den Pont de Lecumberri, welchen man jedoch nicht mit dem oft genannten Defilé von Lecumberri zwischen Tolosa und Pamplona verwechseln muß. Von Tardets führen mehrere Wege in das Thal von Roncal, über die Defiléen oder Ponts von Larrau, Urdair, St. Engrace und Arlas; neben dem Roncal östlich liegen (schon in Arragonien) die wilden Thäler Anso und Echo, mit ihren gleichnamigen Defiléen, welche in Frankreich über das Thal von Lescau in das von Aspe leiten. Der Hauptausgang dieses letzteren nach Spanien ist der Pont de Canfrane, der sich bei Santa Cirstina mit dem Coll de Moines aus dem Thale von Ossau vereinigt; von diesen Defiléen und demjenigen, welches aus dem Thale von Ossau nach Sallent und dem etwas südlicher gelegenen Panticosa führt, haben wir schon gesprochen. Die fünf Defiléen, welche aus den Thälern Azun, Canteretó, Gavarnie und Bareges nach Panticosa, Toria und Fanlo, dann andere vier oder fünf, welche aus den Thälern Aure und Louron über Bielsa im Westen und St Jean de Gistain im Osten nach Badain leiten, vereinigen sich alle bei Ainsa, schon 7 Meilen von der Gränze. Diese wird auf der Seite des Thals von Bareges durch die Pierres St. Martin bezeichnet, welche oft Zeuge der Feindseligkeiten zwischen den Schäfern aus Bareges und Arragonien gewesen sind; aber der Pyrenäenfrieden und besondere, jährlich am 29 Sept. erneuerte Verträge haben die Interessen ausgeglichen. Sowohl aus dem Louron als aus dem Thale von Bagnères de Luchon führen mehrere Defiléen nach dem befestigten Orte Venasque. Dieses war die vorzüglichste Communication der Römer von Bordeaux nach der Hispania tarraconensis; noch jetzt wird ein Theil der Straße, welcher das Land in der Richtung von Comminges (welches ein locus convenarum, Sammelplatz der Truppen, war) durchstreift, von den Bordelesen la voie Césarée genannt; diese Defiléen waren durch Militärcolonien bedeckt, von welchen vielleicht die heutigen Anroiser abstammen; hohe Thürme, von denen man noch Reste sieht, dienten zur Vertheidigung und zu Signalen. In neuern Zeiten hatte man angefangen, den Berg la Pès zu durchgraben, um eine nahere Verbindung mit Gistain zu eröffnen, und die spanischen Wälder auszubeuten, nachdem man die der Thäler von Aure, Louron und Luchon erschöpft und zerstört hatte; man hoffte 30,000 Stück Bau- und Mastholz daraus zu ziehen; aber der Intendant von Auch, Jouvent Berg, verspliterte die öffentlichen Gelder, und schnitt sich den Hals ab; die Unternehmung blieb also kurz vor der Revolution im Stocken. In unsern Tagen hat Toulouse, dessen Departement (haute Garonne) hier eine Zunge über Luchon bis an die Gränze ausstreckt, den Wunsch erneuert, eine eigene wohleingerichtete Straße zur Communication mit Saragossa und Madrid zu haben; denn von Venasque kann man über Ainsa und Huesca diese Richtung nehmen. Von den hohen Bergen bei dem Pont de Venasque kann man das Languedoc, das mittelländische Meer, und am Fuße des Gebirges, im Thale Aran, die Quellen de Garonne entdecken. Das Thal von Aran (12,000 Einwohner in 33 Dörfern) hat eine gemischte französische und spanische Verwaltung. Die Brücke des Königs (pont du roi), über welche man auf dem Wege von St. Beat in das Thal eintritt, macht jedoch in ihrer Mitte die Gränze zwischen beiden Königreichen. Ludwig der Eilfte und die spanische Regierung verliehen dem Thale gemeinschaftlich große Privilegien, unter andern, daß es in Kriegszeiten mit beiden Reichen Handel treiben könne. Es wird noch von zwei andern Defiléen von St. Girons her durchschnitten, welche eine kürzere Communication mit Toulouse darbieten; alle vereinigen sich bei Castel de Ton, und führen nach Lerida, — doch die Verbindungen von Toulouse und dem östlichen pyrenäischen Becken mit Catalonien gehören nicht mehr in den hier gezeichneten Rahmen.

Digitized by Google

Die Verhältnisse der Bewohner der ganzen Pyrenäenlinie längs der aragonesischen Gränze sind vielfältig und würden es in bessern Zeiten und mittelst der Herstellung mehrerer Postwege noch mehr seyn. Nicht nur findet ein lebhafter Austausch der Producte statt, unter welchen die Wolle und der Wein aus Aragonien einen beträchtlichen Platz einnehmen, sondern die Franzosen und Spanier überschreiten jährlich zu gewissen Jahreszeiten die Gränze, um in dem Nachbarlande für Taglohn zu arbeiten. Man kann es sonderbar finden, daß die Aragonesen, welche mit dem Eintritt des Winters die härtesten Arbeiten der südlichen französischen Provinzen zu theilen kommen, im Sommer bei der Ernte die Limousiner und Gascogner zu Hülfe rufen. Dieß läßt sich jedoch dadurch erklären, daß die Aragonesen, denen es an Industrie mangelt, im Winter ohne Beschäftigung sind, und daß dagegen bei der strichweisen großen Fruchtbarkeit des Bodens und der eben nicht zahlreichen Bevölkerung fremde Hülfe zur baldigen Einsammlung der Ernte nothwendig wird. Eine andere Classe, welche diese Oesteen häufig besucht, sind die Schleichhändler, welche sich hier gleichsam ein zweites Vaterland geschaffen haben. Sie sind getreu und verschlucken im Nothfall das Geld, das man ihnen anvertraut; man erzählt Bei piele, daß sie bis 50 Piaster von sich gegeben haben, nachdem sie die Gränzen überschritten.

Ich habe diese Gegenden, mit Ausnahme der Straße von Saragossa nach Oloron, nicht selbst besucht; hier folgen die Bemerkungen, welche ein französischer Reisender auf dem Wege von dem Thal von Cauterets nach Huesca gemacht hat. An den Bergen, welche dieses Thal südlich begränzen, entspringt der Fluß Ara und läuft durch das (spanische) Thal von Broto. Von Toria an entfernt man sich von der Region der Gletscher. Das Thal von Broto ist der Sitz eines ekelhaften Elendes, man trifft nichts als Greise, abscheuliche Weiber und Bettler an, die das Almosen wohl auch mit dem Dolche in der Faust fordern; wer ein in Weihwasser getauchtes Skapulier trägt, kann ungestraft plündern und morden. Am wildesten ist das Land bei Bujaruelo, aber endlich nehmen die Berge ein gewisses Ansehen von Pracht und Majestät an, da sie sich mit Bäumen und Gesträuchen bedecken, man sieht die Kermeseiche, die Korkeiche, den Meerkirschenbaum (arbousier), den Mastixbaum (lentisque), das Süßholz, den Spart u. s. w. Unterkunft findet man in den Ventas, einer Art von schmutzigen und widerlichen Schoppen; einige Edelleute, stolz auf ihren genealogischen Baum, den sie sogar in den Ställen und an den Dachtraufen ihrer weitläuftigen Wohnnester aufhängen, lassen sich wohl bis zur Profession von Wirthen herab; man bezahlt theuer genug das Recht, sich selbst zu nähren und zu bedienen. Die spanischen Wirthshäuser haben alle ihren großen pyramidalischen Feuerherd mit der classischen Bank an demselben, und in dem Winkel am Feuer den Mährchenkundigen, der sich bis in die Augen in seinen Mantel hüllt, oder den Blinden, der aus der Nase singt, und sein Brummeisen, d. h. seine Guitarre, kratzt. Die Gerichte, die man sich selbst machen, oder im Hause antreffen kann, beschränken sich auf einen mit Safran, Piment und Stockfisch gekochten Reis. Nach einem dreitägigen Herabsteigen fängt man an, eine sanftere Temperatur zu genießen. Das Gebiet von Huesca liefert vortreffliche Früchte, der Wein von der Karthause ist berühmt. Huesca ist der Sitz eines Bischofs und einer Universität. Der jetzige Bischof von Huesca war Procer, und stimmte als solcher für die Ausschließung des Don Carlos. Er befand sich in Huesca, als der Prätendent im Jahre 1837 dort einrückte. Er überließ den Carlisten seinen Palast, und sperrte sich in ein kleines Zimmer ein, wo nichts als ein schlechtes Bett und ein Betstuhl anzutreffen war. Der Pratendent, erstaunt, daß sich der Bischof nicht sehen ließ, sandte einen Adjutanten, um ihn vorzufordern, mit der Androhung, ihn wegen der oben erwähnten Stimmgebung, einem von Don Carlos publicirten Decrete zufolge, als Verräther zu behandeln. Allein der Bischof blieb unbeweglich; der Prätendent kann meinen Kopf nehmen, sagte er, aber mich nicht wider mein Gewissen zu seiner Anerkennung zwingen. Man wagte es nicht, sich an diesem wegen seiner Tugenden verehrten Manne zu vergreifen.

Alte Verbindung zwischen Irland und Island.

In einer neulichen Versammlung der irischen Akademie wurde ein Brief von Professor Rafn aus Kopenhagen vorgelesen, der mehrere Fragen enthielt, deren Beantwortung zur Abfassung des Werkes: „Historische Monumente Grönlands," welches die Gesellschaft für nordische Alterthümer beabsichtigt, von Wichtigkeit ist. Sie betreffen namentlich die irische Grafschaft Mayo und ihren Zustand am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Es ist in dem Briefe bemerkt, daß Professor Magnussen und viele andere ausgezeichnete Isländer von irischen und schottischen Königen und Fürsten abstammen, wonach also in einer gewissen Zeit die Verbindung von Schottland und Island mit dem Norden sehr häufig gewesen seyn muß. (Athenäum vom 2 März.)

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

3. Reise von Erzerum nach Teheran.

(Fortsetzung.)

Schon der Anfang war viel versprechend. Denn während die Kurden wilde Gesänge brüllten und unbekümmert um uns voran eilten, schienen die Pferde gar keine Lust zu haben, die Stadt zu verlassen, und liefen wie hirtenlose Schafe bunt durcheinander in den Straßen umher. Mit Mühe brachten wir sie zu einem regelmäßigern Gang. Als die Stadt hinter uns lag, ging es anfangs recht gut, doch je höher wir kamen, wurde der Schnee tiefer und tiefer, bis wir gegen Mittag auf die Höhe kamen, und nun statt eines abwärts gehenden Weges eine lange Ebene vor uns sahen, tief mit Schnee bedeckt: es war das Kazil-göl.

Langsam mit wachsender Anstrengung setzten wir unsern Weg fort, bis wir eine tiefe Gebirgsschlucht erreichten, aus welcher ein kleines Wasser in die Ebene sich hinabstürzte. Der Wasserfall war gefroren und bildete eine sonderbare Eismasse: der Schnee hatte sein Bett in der Ebene ausgefüllt und mit dieser gleich gemacht, und verdeckte den

Digitized by Google

Weg am Felsen. Hier blieben unsere Pferde stecken, und nirgends war ein sicherer Weg für sie zu finden, wenigstens war er für unsere suchenden Begleiter nicht da. Zwei Perser, die hinter uns kamen und uns einholten, boten sich uns als Führer an, doch unsere Pferde konnten ihnen nicht nachfolgen, der Schnee war für sie zu tief, und unsere Saumrosse legten sich erschöpft nieder. Was sollten wir thun? Der Abend kam heran, der Schnee fiel in dichten Massen, es war kein anderer Rath, als umkehren.

Da kam einer unserer persischen Freunde zurück, und rebat sich, uns sicher durch den Paß zu bringen; wir sollten die Saumrosse in den Händen der Kurden zurücklassen und morgen nachkommen lassen. Doch durften wir den Kurden trauen? Wir wagten es nicht. Und wohl uns, daß wir das Anerbieten ausgeschlagen hatten! Nur ein Perser hatte Agatschik erreicht, und zwar ohne Roß, das im Schnee umgekommen war, von dem andern konnte ich nie mit Bestimmtheit das Geschick erfahren.

Die Rückkehr war aber keineswegs leichter als der Hinweg. Wir mußten Fuß für Fuß dem Schnee abkämpfen, was unsere Leute so entmuthigte, daß sie das nächste beste Dorf aufsuchten zur Herberge für die Nacht; um unsere Meinung fragte man uns nicht.

Ein halbes Hundert wilder, ungeheurer Hunde, die eine Schafheerde vor ihrer Heeren Thüre bewachten, empfing uns mit wüthendem Gebell, und brachte ihre Herren aus den Erdhütten, wilde, ungeschlachte Gesellen, die uns mit mißtrauischen Blicken beobachteten, während die Hunde knurrend und lauernd uns umkreisten, als wollten sie immer noch einen Angriff wagen. Endlich war die Unterhandlung geendet, der Tatar winkte uns in ein Loch, und wir befanden uns in einer jener nachtlichen Gesellschaften, jagten einigen Ziegen ihr warmes Lager ab, das ein junger Kurde von dem Dunge reinigte, und fragten nach dem Zustande der Speisekammer. Doch da war nichts, weder Hühner, noch Eier, weder Reis, noch Milch und Butter. „Yok! yok!“ hieß es bei jeder unserer Frage. Nur etwas Brod war vorhanden, und man bot uns an, für uns ein Schaf zu schlachten. Auch hatten wir noch nicht den Kaffee getrunken, den ich bestellt hatte, als man zwei ungeheure Schüsseln voll halbverbrannter Fleischstücke hereinbrachte, in dem geschmolzenen Fette des Schwanzes schwimmend, und Alles, Wachen, Tatar, Tschelebis und Wirth, drängten sich herzu, ihren Antheil davon zu nehmen. In einem Augenblick waren die Schüsseln mit manchem „Alhamdulillah“ geleeret, und wir suchten unser Lager, wobei wir die Vorsicht gebrauchten, unsere Wachen zunächst der Thüre zu lagern. Als ich aber mit dem Häuptling des Dorfes, einem alten, ehrwürdigen Mann, mich für morgen nach kräftigen Männern erkundigte, die uns durch den Schnee arbeiten könnten, antwortete er nur: „Wallah, billah!“ und fand nur einer, die er verschaffen könne, da ich vorher doch zwanzig stämmige Bursche gesehen hatte, und von diesen würde jeder einen Ducaten fordern — wir legten uns schlafen.

Am folgenden Morgen weckte uns der gewöhnliche Ruf unseres Tataren: „Kolk, kolk, tschelebi!“ doch meine Hoffnung zur Weiterreise sank gewaltig, als ich den Schnee durch die Oeffnung hereinfallen sah, die dem Hause Licht und Luft gab, und erfuhr, daß er in der Nacht wieder an 6 Zoll hoch gefallen war. Auch weigerten unsere Begleiter sich geradezu, uns nach Agatschik zu begleiten. So mußten wir wohl einwilligen, nach Kizil-Dizeh zurückzugehen. Als aber auch hier uns die Frage traf, ob wir mit ihnen nach Bayazid zurückkehren wollten, da sie hier nicht zu warten gedächten, bis der Weg wieder offen würde, da fiel es uns schwer, der Nothwendigkeit nachzugeben. Und doch — was blieb uns Anderes übrig? Ohne sie, die der Pascha uns zur Begleitung gegeben, geriethen wir ganz in die räuberischen Hände der wilden Horden, und verloren jeden künftigen Anspruch auf die Hülfe des Pascha. So gingen wir denn zurück.

Als wir durch den Bazar in Bayazid ritten, erkannte Bonjean einen Armenier, bei dem er früher gewohnt, und der erfreut war, ihn wiederzusehen und uns in seine Wohnung aufzunehmen. Auch traf sich's glücklich, daß der Mutsellim, den der Tatar für uns um Wohnungen gebeten, dieselbe Person nannte; so waren wir bald in einem obern gemächlichen Zimmer mit guten Teppichen und Kumads versehen und konnten die Schritte, unsere Weiterreise zu beschleunigen, mit Bequemlichkeit thun. Vor Allem bahnte mir meine Kenntniß der persischen Sprache den Weg zur Unterhandlung mit dem Mutsellim selbst, dann nachdem ich mit dem Tschiausch gesprochen und den für unser Interesse gewonnen hatte, fanden wir auch Zugang zu dem Durbar des Mutsellim, und der Zufall brachte mich neben einen wohlgekleideten, dunkelfaebigen Derwisch, der, des Persischen mächtig, mir die unmittelbare Mittheilung mit dem Statthalter möglich machte. Er war aus Rampoor Bareilly in Indien gebürtig, viel gereist, und kannte Hrn. Elphinstone und meinen Bruder.

Doch auch der Mutsellim tröstete mich auf besseres Wetter, da nicht allein der Schnee den Weg geschlossen hatte, sondern auch kurdischer Räuber vom Stamme Dschelalli von Persien her die türkische Gränze sehr beunruhigten und erst vor drei Tagen zwei Personen, Diener eines vornehmen Mannes, im Kizil-göl verschwunden waren, man wußte nicht, was aus ihnen geworden. Zwar versprach er, Alles zu thun, was in seiner Gewalt stehe, unsrer Reise zu fördern, doch waren mußten wir.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdiges Phänomen beim Erdbeben auf Martinique. Hr. Moreau de Jonnès theilte in der Sitzung der französischen Akademie vom 4 März d. J. einige nähere Umstände dieses Erdbebens aus seiner Privatcorrespondenz mit, namentlich einen Umstand, der beweist, daß heftige Stöße in völlig verticaler Richtung vorkamen. Ein neugefrztes eisernes Gitter vor dem Hospital wurde losgerissen und von der Mauer, die ihm zum Stützpunkt diente, auf eine ziemliche Entfernung fortgeschleudert. Einen ähnlichen Fall hatte Hr. Gay aus Chili erzählt, wo ein vertical in den Boden gepflanzter Mastbaum durch den Erdstoß auf eine bedeutende Entfernung fortgeschleudert wurde, wobei das Loch unversehrt blieb, wonach ein Stoß von unten genau diesen einzelnen Punkt getroffen haben muß. (Echo du Monde Savant vom 8 März.)

Zahl der Gasthöfe in Paris. Nach einer auf Befehl des Polizeipräfecten von Paris entworfenen Tabelle betrug die Zahl der Hotel Garnis am 1 Januar 1839 nicht weniger als 4907; am 1 Januar 1833 hatte sie nur 3147 betragen. Die Zahl der Bewohner dieser Gasthöfe, welche im Jahre 1833 nur 59,619 betrug, hatte am 1 Januar d. J. die Ziffer von 62,143 erreicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 5.

Die Rückkehr der Todten oder Todtgeglaubten ist ihren Erben und Nachfolgern nicht immer sehr angenehm, besonders wenn Maßregeln genommen wurden, die Möglichkeit eines solchen Ergebnisses zu verhüten. Khyrun Khan war ein junger Mensch von großem Vermögen, das die Begier seines nächsten Verwandten erregte. Als er einige Zeit über die Mittel nachgesonnen hatte, die ihn in den Besitz der Erbschaft setzen konnten, an die er das nächste Anrecht besaß, sobald der Knabe gestorben, beschloß Mumtaz Ali ihn wegzuschaffen. Der Knabe liebte die Fischerei, und fuhr oft in einem Nachen allein aus, den er wohl zu regieren wußte, und sein Vetter kam anfangs auf den Gedanken, ihn zu ertränken. Doch schien dieser Plan zu gewagt, da der Fluß sehr besucht war. Er begnügte sich daher an dem Abend, wo er sein Verbrechen ausführte, damit, den Nachen loszubinden, und dem Strom zu überlassen, und zugleich einen Turban und Shawl seines Opfers ins Wasser zu werfen. Dann lockte er seinen jungen Verwandten in ein Gebüsch, um mit Bogen und Pfeil Pfauen zu schießen, da die Vögel in der Umgegend ihres Wohnorts geheiligt waren. Schon vorher hatte er diesen Platz untersucht und ergriff jetzt plötzlich den Knaben und warf ihn in einen Brunnen, der, wie er wußte, 54′ tief war, und 12′ hoch Wasser enthielt. So wie das Verbrechen vollbracht war, eilte er fort, um nach Hause zu kommen, ehe seine Abwesenheit bemerkt würde.

Einige Stunden verstrichen, ehe Khyrun vermißt wurde; endlich erinnerte sich einer seiner Diener, daß er ihn seit dem Morgen nicht gesehen hätte, und fragte die andern Diener, ob sie wüßten, wo ihr Herr sey. Keiner konnte genügende Antwort geben. Man eilte zuerst an den Fluß und vermißte das Boot; und als man dann den Turban und Shawl fand, dachte man, der Körper sey fortgerissen oder die Beute eines Alligators im Flusse geworden. Kein Verdacht fiel auf Mumtaz Ali, und als man hinreichend sich vom Tode Khyruns überzeugt hatte, nahm er ruhig Besitz von seinem Vermögen.

Doch Khyrun Khan lebte. Beim Hinabstürzen in den Brunnen hatte er sich an einem hervorragenden Stein gehalten, einer seiner Füße hatte einen Anhaltspunkt gefunden, und so war er vor der Hand über dem Wasser geblieben. Zufällig kamen am folgenden Morgen einige Fakirs durch das Gebüsch und zu dem Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Sie fanden den Knaben und retteten ihn.

Khyrun war zwölf Jahr alt, und wünschte, nachdem er sich erholt hatte, nicht sogleich wieder nach Hause zu gehen, weil er nach diesem Vorgange einen neuen Angriff auf sein Leben fürchten mußte. Einiger Schmuck, den er an sich trug, setzte ihn in Stand, die Fakirs zu belohnen, und sie zu vermögen, ihn unter ihre Gesellschaft aufzunehmen, damit er den Schutz einiger Verwandten seiner Mutter aufsuchen könne. Die Fakirs, welche einen für sie wichtigen Auftrag hatten, gingen gern in seine Wünsche ein, verschafften ihm passende Kleider und setzten ihre Reise, von ihm begleitet, fort. Einige Monate verstrichen, ehe sie ihre Wallfahrt geendet und die Freiheit hatten, für ihren Schützling zu sorgen. Jetzt führten sie ihn in die Stadt, wo die Verwandten seiner verstorbenen Mutter wohnten — er war eine Waise — und machten sie mit dem Vorgang bekannt. Groß war das Erstaunen bei dieser Entdeckung, denn Oheime und Großvater des Knaben waren mit seinem Tode bekannt gemacht worden. Doch durfte man nicht zweifeln, denn die Fakirs bestätigten die Aussage durch die Kleider und den Schmuck, die sie immer noch aufbewahrt hatten.

Nach einiger Berathung beschlossen die Oheime nach dem Wohnort von Mumtaz Ali zu reisen und ihn zur Herausgabe seines schlecht gewonnenen Reichthums zu nöthigen. Die Fakirs mußten sie natürlich begleiten, und die ganze Gesellschaft brach auf. Mumtaz Ali war etwas erstaunt, als er den unerwarteten Besuch erhielt, indeß nahm er sie sehr höflich auf. Doch als der Knabe hervortrat, der, zwar größer geworden, doch sogleich von ihm und seinen Dienern als Khyrun erkannt wurde, erschrack er heftig. Die Geschichte wurde bald bekannt und er von den Behörden ergriffen. An der Wahrheit konnte nicht gezweifelt werden, denn noch fand man in dem Gebüsch Pfeil und Bogen und den Stein im Brunnen. Auch wartete Mumtaz Ali sein Verhör nicht ab, sondern tödtete sich durch Gift.

Digitized by Google

Russische Alterthümer.

Befestigungen im Gouvernement Moskau.

(Schluß.)

Das sergiew'sche Dreifaltigkeitskloster ist nicht nur durch das abgeschlossene und heilige Leben seiner Mönche, sondern auch durch ihre Standhaftigkeit und ihre blutigen Anstrengungen in manchen für das Vaterland traurigen Zeiten bekannt. Gegründet in einer Waldeinöde, mitten unter Schluchten und Bergen, war es schon unter Johann IV auf einer Strecke von 642 Saßhenen von steinernen Mauern umgeben, die 4 Saßhenen Höhe, 5 Saßhenen Dicke, 8 Thürme und ein Pallisadenwerk hatte. Im Jahre 1609, zur Zeit der Belagerung durch die Polen, wurde um das ganze Kloster ein tiefer Graben mit zwei steinernen Brücken gezogen, und unter Peter dem Großen nach dem Strelitzenaufruhr 4 Thürme mit Erdbefestigungen umgeben. Besondere Beachtung verdient der sogenannte rothe Thurm wegen der vortrefflichen gothischen Bauart: er wurde im Anfang der Regierung Alexei Michailowitschs 25 Sash. hoch aufgeführt und endet in einen Obelisk, auf welchem eine in Stein gehauene und vergoldete Ente aufgestellt ist. Ein neuer Thurm, Kalitsch genannt, wurde erst im J. 1771 durch die Bemühung des Metropoliten Platon errichtet, an der Stelle eines ältern, der den gleichen Namen geführt hatte und im J. 1757 wegen Baufälligkeit abgetragen worden war.

Die Mönche dieses berühmten Klosters dienten vor Alters dem Vaterlande mit Gebet und Wort und That. Der hochehrwürdige Sergei segnete im J. 1380 den Großfürsten Dimitri Joannowitsch zum Kampfe mit Mamai ein, gab ihm zu Mitkämpfern zwei Mönche, Alexander Pereswiet und Herodion Oslád, und sprach, indem er ihnen das Zeichen des Kreuzes übergab: „Hier ist die unvergängliche Waffe! Möge sie euch statt des Schildes dienen.“ Beide geistliche Helden fochten muthvoll, und nach dem Bericht der Chroniken fiel einer von ihnen, Pereswiet, noch vor dem Anfang der Schlacht im Einzelnkampfe mit einem Petscheneger, der in Mamai's Heer diente. Unter der Regierung Wassili Joannowitsch Schuiskoi's (1609) zur Zeit des Archimandriten Joasaph wurde das Dreifaltigkeitskloster von den Polen ein Jahr und vier Monate lang belagert, aber eine Handvoll großherziger Krieger-Mönche, Diener und Landbauer kämpfte, obwohl durch Krankheiten und Anstrengungen erschöpft, unablässig mit den Schaaren Sapieha's, und schlug alle Stürme muthvoll zurück. Als die Polen Moskau nahmen, schickten der Archimandrit Dionysius und der Pater Kellermeister Abraham Palizyn, Briefe in alle russischen Städte an die Bojaren und Woiwoden, schilderten den kläglichen Zustand Moskau's und flehten um Einigkeit und Unterstützung für die Hauptstadt. Als Michael Feodorowitsch zum Czaren ausgerufen wurde, wandte sich der polnische Prinz Wladislaw, der keinen Erfolg seiner Bemühungen, sich Moskau's zu bemächtigen, mehr vor sich sah, unvermuthet mit seinem Heere gegen das Kloster, aber tapfer zurückgeschlagen, wurde er genöthigt, um Frieden zu bitten, der auch im J. 1619 im Dorfe Deulin *) abgeschlossen wurde. Endlich fanden in dieser Behausung zur Zeit der Aufstände und Verschwörungen, welche Chowanski unter den Strelitzen angezettelt hatte, beide Czaren, Johann und Peter, Schutz vor den verbrecherischen Händen Schaglowitoi's.

Nach mündlicher Ueberlieferung wurde die Veste von Kolomna im Jahre 1525 unter Großfürst Wassili Joannowitsch erbaut. Anfangs hatte sie zwei Werste im Umkreis und war mit vier Thoren und zwölf Thürmen versehen. Jetzt ist die Mauer nach der moskauischen Seite zu (auf einer Strecke von 390 Saschenen mit drei Thürmen und drei Thoren) fast ganz vor Alter zerfallen, auch an den übrigen Theilen finden sich stellenweise Breschen, und die Zinnen sind eingestürzt. In ganz gutem Zustande ist nur das sogenannte Freitagsthor; auch das war schon etwas zerfallen, wurde aber im Jahre 1825 durch den freiwilligen Eifer der Bürger wieder hergestellt. Die Thürme Kolomenskaja und Tainizkaja bedürfen keiner großen Ausbesserung. Die Backsteinmauer hat auf beiden Seiten gegen drei Viertel Arschinen Dicke; in der Mitte befinden sich Kieselsteine, die Thore und Thürme aber sind ganz aus Backsteinen aufgeführt.

Die Chroniken erwähnen Kolomna's zum erstenmale im zwölften Jahrhundert. Hier regierte im Jahre 1180 Gleb Swätoslawitsch, und nach ihm sein Sohn Wsewolod Gledowitsch. Im Jahre 1609 wurde die Stadt von Lisowski besetzt, der zwei Kirchen zerstörte und den Bischof Joseph gefangen nahm, aber das folgende Jahr 1608 zeichnete sich durch zwei glückliche bei Kolomna vorgefallene Gefechte aus: im ersten schlugen die czaarischen Woiwoden, Fürst Prosorowski und Sukin, den Pan Chmielewsky; im zweiten wurden die Litthauer und die aus Wladimir gekommenen Verräther geschlagen, von dem Fürsten Dimitri Michailowitsch Posharski, der damals noch ein junger, und wie Karamsin sagt, unbekannter Heerführer war, und dem die Vorsehung den schönsten Ruhm in der Welt, den Ruhm eines Helden und Vaterlandsretters, gewährte. Posharski wollte den Feind nicht erwarten, ging ihm im Dorfe Wyssokoje, 30 Werste von Kolomna, entgegen, überfiel denselben bei Tagesanbruch, und nahm ihm eine reiche Casse und eine Menge Gefangene und Lebensmittel ab.

*) Das Dorf Deulin liegt vier Werste von dem Kloster gegen Norden, an der großen Straße nach Uglitsch; man sieht daselbst noch Spuren von Batterien, ob polnische oder russische, ist unbekannt. Die dortige Kirche zu Ehren Sergei's ist an die Stelle der in jenem Kriege in Asche verwandelten erbaut worden. Die Bewohner dieses Dorfes schreiben, wenn sie des hier mit Polen abgeschlossenen Friedens gedenken, den Erfolg der Unterhandlungen der Fürbitte des heiligen Sergei zu, den sie deßhalb auch den Friedensstifter (mirotworez) nennen. Diese Unterhandlungen sind wichtig, weil in Kraft derselben der polnische Prinz Wladislaus seinen Ansprüchen auf den russischen Thron entsagte, Michael Feodorowitsch als rechtmäßiger Czaar anerkannt, sein Vater aus polnischer Gefangenschaft befreit und ganz Rußland von innern Unruhen und der Wuth seiner Feinde befreit wurde, die es so lange Zeit mit Feuer und Schwert verheert hatten. Das Dorf Deulin ist auch in geologischer Beziehung bemerkenswerth, denn es hat Quellen, von denen die einen nach Süden zur Oka, die andern nach Norden zur Wolga fließen.

Digitized by Google

Fische mit vier Augen.

(Revue britannique. Januar 1839.)

In der Nähe von Paramaribo, der Hauptstadt von holländisch Surinam, hat man bemerkt, daß jährlich eine besondere Fischart am Ufer des Meeres erscheint. Sie sind drei Zoll lang, von grünbrauner Farbe auf dem Rücken und von einem glänzenden Orange am Unterleibe, mit schwarzen und weißen Streifen in der Richtung der Schwanzflosse. Der Mund ist mit kurzen, kleinen, sechseckigen Zähnen bewaffnet, um damit die kleinen sechseckigen Crustaceen, von denen der Fisch sich nährt, zu zerbrechen. Die Zahl seiner Gesichtsorgane ist vier. Das vordere Paar gleicht den Augen anderer Fische durch seine Stellung nahe an den Nasenlöchern, das hintere Paar steht weit zurück hinter einer hornartigen Protuberanz, die sich oben auf dem Kopf erhebt, so daß die vordern Augen nicht rückwärts und die hintern nicht vorwärts sehen können. Der Capitän Spandermann von der holländischen Marine bemerkte, daß die vordern Augen sich schlossen, wenn die hintern sich öffneten, und umgekehrt, woraus hervorgeht, daß dieser Fisch sich vor den andern auch dadurch auszeichnet, daß er die Augen schließen kann.

Da die Existenz eines vieräugigen Fisches ein unter den Wirbelthieren einziges Factum bildet, so glaubte man eine Zeitlang, es sey diese Angabe Folge einer ungenauen Beobachtung des Anableps, dessen Augen durch eine transversale Membrane in zwei Theile gespalten sind, aber die Beobachtungen sind so genau, daß kein Zweifel mehr an der Sache walten kann.

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

3. Reise von Erzerum nach Teheran.

(Fortsetzung.)

Während der langweiligen Zeit meines gezwungenen Aufenthalts in Bayazid, einer Stadt, die mehr Ruinen als Häuser zählt, machte ich eine nicht uninteressante Bekanntschaft. Mein neugewonnener Freund, Nur Ullah, der indische Derwisch, überredete mich, einen Kranken von hohem Range, Sadik Beg, zu besuchen, der schon seit neun Monaten leide, und deßhalb nicht im Stande sey, mich aufzusuchen. Ich ging ungern, doch ließ ich mich endlich dazu bewegen, und fand einen Häuptling des Landes aus einer der angesehensten Familien, der an einer chronischen Krankheit litt, durch Unordnungen in seinen Verdauungswerkzeugen herbeigeführt. Ich verordnete ihm einige leichte Mittel — denn jeder Europäer ist in den Augen der Orientalen ein Arzt — und rieth besonders Bewegung und Veränderung seines Wohnorts an, da er seit vier Jahren selten oder nie seine Wohnung verlassen hatte. Doch zu dem letztern war er nicht zu bewegen. Vielleicht mochte wohl auch die Zerrüttung seiner Gesundheit von dem Verfall seines Vermögens herrühren, der theils durch Angriffe ihm feindlicher Familien, theils durch die Russen verursacht war. Einst der Herr von achtzehn schönen Dörfern und der Beschützer von fast 2000 Familien, blieben ihm jetzt nur noch acht Dörfer, und diese fast zur Hälfte unbewohnt. Dazu kam noch, daß er, der sonst der erste Rathgeber des Pascha gewesen, von diesem Pascha verdrängt worden. Mehr als körperliche Beschwerden mochten wohl diese Umstände und Gedanken seine Kräfte verzehren, denn sein Aussehen ließ mich fürchten, daß seine völlige Auflösung nicht mehr fern sey. Doch fühlte er sich durch meine Vorschriften bald erleichtert, und kam einige Tage darauf früh gegen 8 Uhr uns einen Gegenbesuch zu machen, gerade als wir mit einem gewissen Mahomed Aga, der früher die Stelle eines Mutsellim verwaltete, wegen der nöthigen Pferde zu unserer Weiterreise unterhandelten, denn ein Gerücht war uns zu Ohren gekommen, daß eine Karawane aus Agatschik den Weg gebrochen habe. Sadik Beg, begierig uns seinen Dank abzutragen, erbot sich sogleich, die Sache durch seine Leute untersuchen zu lassen, und bot uns seine eigenen Pferde und Diener als Begleiter an. Das war freilich nichts Erfreuliches für Mahomed Aga, der von uns bedeutend zu gewinnen gehofft, und uns nicht in freundlicher Laune verließ. Wirklich bestätigte sich das Gerücht. Einige Reisende von Agatschik hatten den kürzern Weg über das Gebirg genommen, und Sadik Beg, als er uns entschlossen fand, denselben Weg zu gehen, versprach uns, frei von allen Kosten bis zur ersten persischen Station Kara-Giueh mit seinen eigenen Pferden zu bringen. Vergeblich bat ich ihn, uns bis Tabriz zu begleiten, und dort einer ärztlichen Cur sich zu unterwerfen, er wünschte nur meine Heilmittel zu behalten, die ihm gut gethan, worein ich endlich willigen mußte; doch ist er bald nach unserer Abreise gestorben.

So konnten wir endlich Bayazid verlassen, das zwar früher unter kräftigen, eroberungssüchtigen Fürsten zu einiger Bedeutung gekommen war, aber durch die Kriege mit den Persern und innere Unruhen und am meisten durch die Russen so heruntergekommen ist, daß es von 10 bis 12,000 Einwohnern, die es sonst besessen haben soll, kaum so viele Hundert enthält. Auch scheint seine Lage es nicht zu begünstigen, je wieder seine frühere Stellung einzunehmen, denn sie ist weder für Handel noch Manufacturen günstig gelegen.

Schon lange vor Tagesanbruch war der Tatar beschäftigt, das Gepäck zu besorgen und Alles zur baldigen Abreise zu bereiten, doch als ich mich nach dem Wetter umschaute, bedeckten Wolken die nächsten Berge und der Schnee fiel. Aber fort mußten wir, und nachdem wir wacker gekämpft hatten mit der Habsucht unseres Wirths, des Armeniers, der nicht begreifen konnte, wie unser Tatar nicht eifriger war, unsere Geldbeutel zu leeren zu seinem Vortheil, nachdem wir noch einmal dem kranken Sadik Beg für seine Güte gedankt hatten, und von seinen Leuten um die kleinen Beutel betrogen worden waren, in denen Hr. Bonham unsern Thee- und Kaffee-Apparat und andere Bequemlichkeiten aufgehoben, und die nirgends zu finden waren, ob sie der Tatar gleich selbst auf das Pferd gebracht zu haben versicherte, eilten wir aus der Stadt.

Wir folgten einem Wege, der von Viehtreibern gebahnt worden war, den aber der fallende Schnee schon tief wieder bedeckt hatte, und erreichten den gewöhnlichen Karawanenweg ziemlich schnell, aber hier war nicht fortzukommen, da die Schneewehen aus dem Kazli-göl immer häufiger wurden; daher kletterten wir durch die Gießbäche und über die Höhen, von denen der Wind den Schnee weggetrieben hatte, und da unsere Begleiter tüchtige Leute waren, so waren wir endlich so glücklich, nach achtstündigem Kampf mit Schnee und Wind und dem rauhen Wege den furchtbaren Berg von Agatschik hinabzusteigen und in das elende Dorf Ecclesia am Fuße des Passes zu kommen, und mußten uns Glück wünschen, daß wir zur Nacht eine Zuflucht fanden in dem Hause von Jussuf Khan, der uns selbst dazu einlud. Denn

Digitized by Google

den folgenden Morgen war der Wind zum Orkan geworden, und so kalt, daß einer der Männer, der beim Tränken der Pferde einen Handschuh verlor, seine Hand fast erfroren hätte, bis er ihn wieder aufnahm. So mußten wir wieder einen Tag warten, und zwar unter einem Volke, das nur die Gelegenheit zu erwarten schien, uns zu berauben, weßhalb wir auch zu gleicher Zeit der Ruhe pflegten.

Am folgenden Morgen hatte der Wind sich gelegt, es fiel Schnee und wir eilten nach Kara-Eikeh, wo die Bauart der Häuser und die Kleidung der Bewohner schon mehr persischen Charakter trägt. Doch obgleich der Weg nicht sehr lang war, durften wir doch nicht daran denken, weiter zu gehen. Ich war dreimal mit meinem Pferde gestürzt, und das eine Mal ziemlich gefährlich von einem 40 bis 50' hohen Abhang herab, wo ich nur durch das Zerbrechen meines Steigbügels vom gänzlichen Untergang gerettet wurde. Die Andern, namentlich die uns begleitenden Kurden, hatten den Schnupfen und Husten in dem Maaße bekommen, daß an eine Nachtruhe nicht zu denken war.

Da wir jetzt die erste persische Station erreicht hatten, wo wir uns Postpferde verschaffen mußten, fingen wir schon am Abend vorher an, diese Sache zu besprechen; doch dauerte es fast zwei Stunden, ehe wir fünf Pferde und drei Männer zu Fuß erhalten konnten, und am Morgen mußten wir noch einmal von vorn anfangen; auch kamen wir nicht eher ans Ziel, bis wir mit dem Amir Zadeh drohten, der sich in Khoi befinden sollte. Auch unsere kurdischen Wachen suchten auf alle mögliche Weise Geschenke von uns herauszulocken, obgleich sie selbst gestanden, daß ihr Herr es ihnen verboten habe, dergleichen anzunehmen. Ich gab ihnen reichlich, doch immer nicht genug in ihren Gedanken, und der Tatar rief mit frohem Heczen „Alhamdulillah!" als sie von uns fort waren, denn es seyen Alles Diebe und Räuber, und Unrecht hatte er nicht. Denn Alles, was ihnen gefiel — und was gefiel ihnen nicht Alles! — sahen sie als gute Beute an, wenn sie es ungesehen oder ungestraft nehmen konnten.

Unser Weg war einer der beschwerlichsten, die wir gehabt hatten. Denn die Schneewehen machten den ordentlichen Weg unzugänglich, und wir mußten an den Seiten der Berge hinreiten, was ohne lange und beschwerliche Umwege und plötzliche und steile Abhänge nicht geschehen konnte, wo wir häufig absteigen und das Pferd am Zügel hinabführen mußten: bei unserem Anzug eine höchst unangenehme Sache. Dieß wurde namentlich auch nöthig, als wir endlich einen Berg aufsteigen mußten, den höchsten und steilsten in dieser hohen Gebirgskette. Und als wir den Gipfel erreicht hatten und um uns nichts als eine endlose Reihe hoher mit Schnee bedeckter Berge sahen und nirgends ein Zeichen frohen Lebens, da sanken wohl unsere Lebensgeister ein wenig. Mehrere Meilen weit eilten wir auf dem Kamm des Gebirges hin, dann mußten wir die ganze Höhe des Berges (wohl an 5000' hoch) hinabklettern in einen Gebirgskessel, in dem ein kleines ormselliges Dorf lag. Gewiß der Muth der Maulthiertreiber, welche diesen Weg zuerst betreten hatten, um diese steile Höhe hinanzusteigen, muß nicht gering gewesen seyn.

Ueberhaupt ist es nicht uninteressant, das Verfahren dieser unerschrockenen, abgehärteten Leute zu beobachten, wie sie und ihre Thiere sich Bahn brechen durch die Massen von Schnee und Eis, die den Weg verschlossen halten. Voran schreitet ein großes, kräftiges Maulthier, unbeladen und schön aufgezäumt, mit Glocken und Franzen geschmückt, und stolz auf das Vertrauen, das man ihm schenkt, treibt es jedes andere Thier von seiner Seite, das ihm seinen Ehrenplatz streitig machen will. Mit einem Instinct, der wahrhaft wunderbar scheint, erräth es den alten betretenen Pfad unter dem Schnee oder sucht einen neuen sichern; mit ungebeugtem Muth stürzt es sich in die tiefen Schneemassen, um sie auseinander zu treiben, dann und wann auf die Stimme seines Herrn horchend, der ihm die Richtung angibt, bis es ganz erschöpft durch ein frisches Leitthier ersetzt werden muß. Ist der Schnee sehr tief, so genügt ein einziges Thier nicht, um den Weg zu bahnen, und es werden mehrere an die Spitze des Zuges gestellt. Eben so bewundernswürdig ist der Muth und die Ausdauer der Leute. In ihren schweren Pelzröcken stürzen sie ihren Thieren nach, ihnen Muth einzusprechen oder aus allzu tiefem Schnee zu helfen, lösen einem gefallenen Maulthier die Last und tragen sie selbst eine ziemliche Strecke, oder salgen einem hinuntertollenden Thier in die Schlucht, oder prüfen mit ihren langen Stäben an gefährlichen Stellen den Weg, oft selbst bis an die Brust im Schnee. Dazu das Schreien, Wiehern der Thiere, die Zurufe der Führer, die Angstschreie der Reisenden, welche in den Kadschawehs oder Körben auf beiden Seiten der Maulthiere schweben, das Alles bietet eine so belebte und interessante Scene, daß man sie nicht leicht vergessen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bleiminen von Leadhills.

(Revue britannique. Januar 1819.)

Diese Minen liefern jährlich 800 Tonnen Blei, wovon der größte Theil nach Leith geschickt und dort verarbeitet oder ausgeführt wird. Hier kommen sehr selten Unfälle durch Unreinigkeit der Luft vor; nichtsdestoweniger ist die Luft nicht gesund, und die Arbeit dauert gewöhnlich nicht über sechs Stunden, die auch völlig genügen, um dem Mann ein ordentliches Auskommen zu verschaffen. Die Bevölkerung des Dorfes beträgt über 1200, wovon 500 als Minirer, Gießer, Wäscher u. dgl. arbeiten; der Rest besteht aus Frauen, Kindern und alten Leuten, die nicht mehr arbeiten können. Die hiesigen Bergleute haben sich stets durch ihre Einsicht ausgezeichnet, was hauptsächlich eine Folge einer vortrefflichen Bibliothek ist, die im Jahre 1741 angelegt wurde und aus 1700 Bänden besteht.

Hanf- und Flachsbau in Frankreich.

Der Hanf- und Flachsbau nimmt in Frankreich jährlich 170,000 Hectaren in Anspruch, nämlich 120,000 für den Hanf und 50,000 für den Flachs. Man kann sogar 190,000 Hectaren annehmen, da eine Menge kleiner Stücke Landes, die damit angebaut sind, in den Statistiken nicht aufgeführt werden. Die Ackerarbeiten, welche dieser Anbau erfordert, geben den nebeitenden Classen im Durchschnitt 540 Franken auf den Hectar, was für 180,000 Hectaren eine Summe von 61,200,000 Fr. ausmacht. Der Ertrag an Urproducten beträgt von einem Hector mit Flachs 950 Fr., von einem Hectar mit Hanf 750 Fr., was, den Mittelpreis zu 800 Fr. genommen, eine Summe von 144 Millionen für 190,000 Hectaren ausmacht. Der Ertrag an Leinsamen ist 200 Fr. auf den Hectar, an Hanfsamen 150 Fr., wovon der Mittelpreis zu 175 Fr. 31,500,000 Fr. gibt. (Revue britannique. Januar 8159.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1839.

Wanderungen durch Batavia im Januar 1838.

(Von Dr. E. Selberg.)

Seit hundert Tagen hatte ich nur Wasser und Himmel gesehen, und das Land hatte zwar hin und wieder, aber fern wie eine unerreichbare Wolke vor mir gelegen. Die Fatiguen einer so langen Seereise waren mir lästig geworden. Die glühende Hitze unter der Linie hatte mich betäubt, und die im zu schnellen Uebergange folgende empfindliche Kälte in der südlichen gemäßigten Zone (in Zeit von acht Tagen sank das Thermometer um 30° F.) war nicht ohne nachtheilige Spur an mir vorüber gegangen. Inniger sehnte ich mich nach dem Ende meiner Reise, welches mich für die vielen Entbehrungen, die ich ertragen hatte, entschädigen sollte. Endlich am 29 December vorigen Jahrs (dem 102ten Tag der Reise), lag die Küste von Sumatra vor uns, und wir liefen in die Straße von Sunda ein, welche, von Südost nach Nordwest laufend, nordöstlich durch die Küste von Sumatra, südwestlich durch Java eingeschlossen wird. Die Zahl der Inseln mehrte sich, die Prinzeneilande, Kraketau, Twarsindeweg, lagen nach und nach so nahe vor uns, daß wir die Blätter an den Bäumen zählen konnten. Ich fühlte ein inniges Vergnügen, und eine Heiterkeit, wie ich sie lange nicht empfunden hatte, herrschte in meiner Seele. Man muß selbst alle Entbehrungen einer so langen Seereise durchgemacht haben, um empfinden zu können, welch süßes Gefühl der Anblick des Landes hervorruft. Oerüst, Middelburg schwand vor unsern Blicken vorüber, und am ersten Januar Mittags lag die Rhede von Batavia vor uns. Ein schwacher Südost hauchte wenig Kühlung durch die schwüle Hitze. Wir hatten alle Segel beigesetzt, und die Fregatte zog wie ein stolzer Schwan mit ausgebreiteten Schwingen durch die vielen Schiffe hindurch, welche auf der Rhede lagen. Da donnerten in kurzen, abgemessenen Zwischenräumen unsere Kanonen dem Wachtschiffe den Gruß entgegen. Zwischen dem Brummen der Geschütze tönte die metallene Stimme des Capitäns, die schrillen Gutturaltöne der Matrosen. Mit dem letzten Schusse waren die Segel verschwunden, und wir lagen ruhig und still vor Anker wie ein müder Wanderer, welcher schnell sein Reisegewand abwirft, um sich der ersehnten Ruhe zu überlassen.

Unser Ankerplatz war etwa ein und eine halbe Stunde von dem Lande selbst entfernt, weil Moraſtbänke an der Mündung des Flusses, welcher bei Batavia ins Meer strömt, die Annäherung eines großen Schiffes unmöglich machen. Manche Schiffe gehen in noch weiterer Entfernung vom Lande vor Anker, um weniger der schädlichen Luft Batavia's ausgesetzt zu seyn, welche der Landwind über die Rhede verbreitet. Uebrigens ist die Rhede gut und sicher, und bietet auf 6 bis 9 Faden Wasser einen vortrefflichen Ankergrund dar. Sie ist zum Theil von den oben genannten Inseln umgeben und gedeckt, welche jetzt größtentheils unbewohnt sind, aber früher der ostindischen Compagnie zu verschiedenen Etablissements dienten. Die hauptsächlichste unter diesen ist Oerust, von den Malaien Pulu Kapäl (Schiffsinsel) genannt, welche etwa drei Meilen nordwestlich von der Stadt Batavia entfernt liegt. Die Compagnie hatte hier eine vortreffliche Werfte, woselbst die größten Schiffe kielen und ausgebessert werden konnten, und hinlänglichen Vorrath von Material und Arbeitern vorfanden. Treffliche Gebäude zu Wohnungen und Vorrathshäusern waren vorhanden, welche jedoch alle bei der Occupation der Engländer im Jahre 1811 zerstört wurden. Im J. 1823 ließ der damalige Gouverneur, Baron van der Capellen, die Gebäude herstellen und legte wieder die nöthigen Vorräthe dahin. Nach der Rückkehr dieses ausgezeichneten Mannes nach Europa jedoch, kamen diese Anstalten wieder in Verfall.

Mehr westlich, ungefähr jedoch eben so weit von Batavia entfernt, liegt die Insel Edam, von den Malaien Pulu Dammar (Fackelinsel) genannt, weil hier früher ein Leuchtthurm stand. Später wurde hier ebenfalls von der Compagnie ein Magazin und eine Seilerbahn angelegt. Noch näher bei Oerüst liegt das Inselchen Pärmerend, welches die Eingebornen Pulu Sakiet, d. h. Insel der Kranken, nennen, weil hier früher ein Hospital für Aussätzige war. Noch weiter südlich liegt Pulu Burong (Vogel-Insel) und viele andere, welche zum Theil von einigen malayischen Familien bewohnt sind. Holländische, englische, amerikanische und französische Schiffe, untermengt mit

Digitized by Google

abenteuerlich geformten, chinesischen Dschunken, arabischen Küstenfahrern und malayischen Pranen lagen auf der Rhede.

Die Hitze ist zu stark, als daß man dem europäischen Matrosen die Arbeit des Ruderns zumuthen könnte; einige Stunden später nahmen wir deßhalb vier Malaien an Bord, welche als Ruderer die Verbindung mit dem Lande unterhalten sollten. Heiter sprang ich am andern Morgen in die Schalnppe, welche mich nach Batavia brachte. Wir landeten im Hafen, Boom, wie man es dort nennt, weil hier eine hohe Stange mit der holländischen Flagge steht, um das Zollhaus anzukündigen, und vor mir hatte ich nun jene große Stadt, welche früher die Perle des Orients genannt wurde. Aber der Glanz der Perle ist verschwunden, und nur noch die Trümmer des ehemaligen Glanzes sind sichtbar. Batavia liegt auf der Nordküste der Insel Java unter 6° 12′ s. Br. und 106° 54′ 30° ö. Länge von Greenwich. Eingestürzte Gräben, verfallene Häuser, todte Straßen begegnen überall dem erstaunten Blick, und nur einige wenige Gebäude zeigen noch, was Batavia war. Zu diesen gehört vor Allen das Stadhnis, im einfachen aber edlen Styl im Jahre 1630 gebaut und 1706 wieder hergestellt, ein riesiges Gebäude mit schönen Seitenflügeln, welche einen großen, trefflich gepflasterten Hof zwischen sich fassen. Früher hatte hier der hohe Gerichtshof, das Tribunal, die Waisenanstalt und die Wechselbank ihren Sitz; der Ungesundheit Batavia's wegen jedoch sind diese Institute nach dem höher gelegenen Weltevreden gelegt. Die Flügel des Gebäudes werden zu Gefängnissen benutzt. Zwischen dem Stadhuis und dem Eingang zum ehemaligen Castell, welches jetzt zerstört ist, liegt die lutherische Kirche, welche gut gebaut ist, doch sonst nichts Merkwürdiges hat. Die sogenannte Buitenkerk ist für die reformirte Confession bestimmt, und läßt ihres ganzen Zustandes wegen keinen günstigen Schluß auf übermäßige Kirchlichkeit der hiesigen Europäer machen. Die übrigen Gebäude, als die Börse, Packhäuser u. s. w. haben zu wenig besonderes, als daß es der Mühe verlohnte, sie zu beschreiben. Nur bei Tage ist Batavia belebt, gegen Abend jedoch flieht der Europäer diese ungesunde Stadt, weil sich um diese Zeit jener giftige Nebel erhebt, welcher wie ein Leichentuch über die einst großartige Stadt ausgebreitet liegt und ihr den Namen des großen europäischen Grabes erwarb. Batavia ist durchaus nach einem der Stadt Amsterdam ähnlichen Plane erbaut, und das enge Zusammendrängen der Gebäude mit den die Straße durchschneidenden Gräben hat nicht wenig dazu beigetragen, die Luft zu verpesten. Diese ungesunde Lage ist durch die vielen Opfer, welche ihr die Europäer brachten, so berüchtigt geworden, daß ich am Schluß dieses Aufsatzes einige Zeilen über dieselbe hinzufügen will. Die eigentliche Bevölkerung der Stadt wohnt auf dem höher gelegenen Molenvliet, Rijswyk, Weltevreden, Koningsplein ꝛc., aber des Morgens gegen 9 Uhr belebt sich die todte Stadt. Alle Wege sind mit Wagen bedeckt, welche, wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, für den Europäer auf Java eben so wichtig sind, als in Europa Schuhe und Stiefel, da das brennende Klima das Gehen nicht zuläßt. Der Chinese, der Araber, der Armenier öffnet seinen Laden (Toko), wo oft die Luxusartikel aus drei Welttheilen zusammengehäuft sind; der europäische Kaufmann in seiner leichten weiten Kleidung öffnet sein Comptoir, der Beamte sein Bureau, und die Märkte (Bazar) füllen sich mit den vielen Völkerracen, welche der Handel hier vereinigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Alterthümer.

Das Gouvernement Tula.

In der Stadt Tula auf der linken Seite der Upa ist eine steinerne Veste, die im J. 1514 begonnen und im J. 1521 vollendet wurde. Sie hat die Form eines Parallelogramms, und ihre langen Seiten erstrecken sich auf 145, die kurzen auf 100 Sash. und ihre Höhe beträgt deren fünf; auf den Ecken befanden sich runde, in der Mitte jeder Mauer viereckige, 9 Sashenen hohe Thürme mit Thoren. An der langen Mauer gegen den Fluß Upa zu befand sich noch ein gleich hoher, viereckiger Thurm, aber ohne Thore. Alle Mauern waren mit Zinnen und Schießscharten versehen; von dem Boden an waren sie zwei Sashenen hoch aus weißen, behauenen Steinen, weiterhin aus Backsteinen gebaut. Dieser Bau wurde im J. 1784 und noch einmal im J. 1821 erneuert. Ueber die Gründung der Stadt Tula hat man keine genauen Nachrichten, aber die Chronisten erwähnen ihrer schon im 12ten Jahrhundert, nämlich im Jahre 1147. In eben diesem Jahre wurde Moskau von dem Fürsten Jurji Wladimirowitsch gegründet, folglich ist Tula älter. Wenn man den Ueberlieferungen der Einwohner glauben darf, so stand es früher an der Stelle, wo sich jetzt die alte Umwallung (gorodischtsche) und die Gewehrfabrik befindet.

Mongolen, krim'sche Tataren und Polen gingen, so lange ihre Einfälle ins moskowitische Gebiet währten, größtentheils über Tula und plünderten und verheerten es jedesmal. Besonders verheerend für die Stadt waren die Einfälle Batu's im J. 1238, Temirs im J. 1348, Tochtamysch's im J. 1383 und Achmeds im J. 1472. Der Mursa Tokusan aus der Krim fiel im Jahre 1517 mit vielen andern Mursas in das Gebiet von Tula ein, wurde aber von den russischen Truppen unter Anführung des Fürsten Odojewski aufs Haupt geschlagen. Im J. 1552, als Johann Wassiljewitsch gegen Kasan zog, wollte Dewlet Girei seine Abwesenheit benützen, vielleicht auch die Aufmerksamkeit auf sich selbst lenken, um dadurch die Stammgenossen in Kasan von der ihnen drohenden Gefahr zu befreien: er rückte mit einem zahlreichen Heere von krim'schen Tataren und türkischen Hülfstruppen heran, am 22 Junius mit Tagesanbruch begann der Sturm, den ganzen Tag ward die Mauer aus Kanonen beschossen und Feuerpfeile und glühende Kugeln in die Stadt geschleudert, wodurch viele Häuser in Brand geriethen, aber die Bewohner löschten den Brand und vertheidigten sich so tapfer, daß der Feind ablassen mußte.

Am andern Tage erneuerte der Khan, in der Furcht, der Czaar möchte Tula Truppen zu Hülfe schicken, den Angriff mit Kanonen und anderm schweren Geschütze. Aber die Belager-

Digitized by Google

ten, welche schon Nachricht von der Annäherung Johanns erhalten hatten, und von den Thürmen der Stadt aus eine auf dem Wege sich erhebende Wolke Staub sahen, waren munter und guter Dinge. Ein allgemeiner Ausfall wurde gemacht: nicht nur die Besatzung, sondern auch alle Einwohner, junge und alte, ja selbst die Weiber waffneten sich, und strömten aus den Thoren, fielen über die Feinde her, und erschlugen ihrer eine große Menge, unter ihnen Kamberdei, den Schwager des Khans. Der Geschichtschreiber setzt, nachdem er Alles erzählt, hinzu: „und das Geschütz, die Kugeln und die Feuerpfeile und eine Menge Pulvers, das zur Zerstörung der Stadt hergeführt war, wurde von den Rechtgläubigen weggenommen.“ Die geschlagenen Tataren flohen in die Steppen, verfolgt von den indeß angelangten Russen; angeführt von dem Fürsten Schtschenhäjew und dem jungen Heerführer Fürst Andrei Knedski, machten sie auf dem Wege noch Viele nieder, oder nahmen sie gefangen; am Flusse Schiworona aber, in dem heutigen Kreise von Bogorodizk, erreichten sie das Hauptheer der Tataren und Türken, und schlugen es so völlig, daß sich der Khan selbst mit Mühe durch die Flucht rettete. Er opferte alles Gepäck, ließ die Kamele erstechen, und sprengte mit wenigen Trümmern seines Heeres davon. Das Kloster Johannes des Vorläufers wurde von den Bojaren der Stadt und ihren Hintersassen zum Dank für diesen glänzenden Sieg über die Feinde Rußlands erbaut; die wichtige Folge dieser Niederlagen Dewlet Girei's bei Tula und an der Schiworona war aber, daß dadurch die Bezwingung des stolzen Kasan viel leichter wurde, das auch in demselben Jahre vor den siegreichen Waffen Johanns fiel. Im Jahre 1587 zogen die krimischen Tataren unter Anführung von Salamet Girei aufs neue gegen Tula, kehrten aber auf die Nachricht vom Anrücken eines russischen Heeres alsbald wieder um.

Die ersten Jahre des 17ten Jahrhunderts, die für ganz Rußland unglücklich waren, waren es besonders für die Einwohner von Tula. Zur Zeit der Hungersnoth unter Boris Godunow (im Jahre 1602) bildete sich eine Räuberschaar unter Anführung des Atamans Chlopski, vergrößerte sich bis auf 20,000 Mann, und bemächtigte sich Tula's und Kaluga's, machte diese beiden Städte zu ihren Sammelplätzen, und hauste dort so lange, bis sie durch das Heer Basmanows geschlagen und zerstreut wurde. Im J. 1605 übergaben sich die Aufrührer, sey es aus Haß gegen Godunow, oder bloß aus Leichtsinn und blindem Eifer für die frühere Czarenfamilie dem (falschen Dimitri) Grischka Otrepiew, und nahmen ihn am 1 Junius unter Freudengeschrei in ihren Mauern auf. Im Jahre 1607 schützten sie in ihren Mauern einen andern Usurpator, einen Diener des Hauses Jelagin, Namens Petruschka; als seine Banden von Wassili Ioannowitsch bei Tula am Flusse Woronka geschlagen waren, befahl der Czar, den Fluß Upa zu dämmen, und da nun das die Ufer überschreitende Wasser die Stadt überschwemmte, sahen sich die Belagerten genöthigt, um Gnade zu bitten, und den Usurpator mit seinen Genossen, den Fürsten Schachowskoi und Borotnikow auszuliefern.

Als Michael Feodorowitsch, mit dem das Glück, die Größe und der Ruhm Rußlands begann, zum Czaar gewählt war, fing Tula an, seine Wunden zu heilen, indem die Regierung nicht nur die Gränzen durch Truppen schützte, sondern auch die wirksamsten Maßregeln zur Verhinderung innerer Unruhen ergriff.

Chronik der Reisen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

(Fortſetzung.)

Unſere Führer waren ſo ermüdet, daß ſie in dieſem Keſſel bleiben wollten, doch war die Sonne noch zu hoch, als daß wir ſchon an die Nachtruhe denken ſollten, beſonders da wir trotz aller unſerer Mühe nicht mehr als drei Stunden Wegs zurückgelegt hatten, und als ſie unſern Vorſtellungen kein Gehör geben wollten, trieben wir ſelbſt die Saumthiere an, und drohten ihnen ebenfalls die Peitſche fühlen zu laſſen, wenn ſie nicht gehorchten. Das half. Zwar war der Anfang unſeres neuen Weges ſehr ſchlecht, und einer der Männer, der in eine Quelle gefallen war, behauptete geradezu, jetzt ſey es um ihn geſchehen, denn er werde den Fuß einbüßen, er könne nicht weiter. Wir zeigten ihm aber, daß Bewegung für ihn das beſte Heilmittel ſey, und ſpäter kamen wir auf einen Weg, der von einer Heerde Schafe feſtgetreten worden war, wo unſere Thiere ohne Beſchwerde ſchnell vorwärts kamen. So erreichten wir gegen 10 Uhr des Abends das elende Dorf Skeffleck, das zwar von Perſern, doch auf kurdiſche Weiſe bewohnt iſt. Die Kälte war ſo arg, daß wir eine Schaar Rebhühner und einen Geyer am Weg erfroren fanden.

Die Hütte, die uns für die Nacht aufnahm, war ſehr ärmſelig. In dem Raume, wohin man uns führte, waren Vieh aller Art, Männer, Weiber und Kinder in der friedlichſten Eintracht nebeneinander. Auch galt es, ſich einander anzuſchließen, denn es gab hier keinen Kamin, noch irgend ein Feuer; ausgenommen einen ſogenannten Tendur, oder Backofen, d. h. ein großes Loch im Boden, in dem ein ungeheurer irdener Topf ſteht, an welchem das Brod der Familie gebacken wird. Um dieſen Ofen der Uezeit hatten ſich die Bewohner geſchaart und ſteckten die Glieder, die den Froſt am meiſten fühlten, hinein; doch machte man uns höflich Platz, als wir Schneemänner in das Gemach traten; fünfzehn Eier und ein treffliches Gericht äb-e-ghuscht, oder Suppe, wurden als Abendeſſen zu unſerer Verfügung geſtellt, und behagten uns ſehr.

Unter den Bewohnern der Hütte ſah ich auch einige Seeboy, perſiſche Soldaten, die mich an meinen früheren Aufenthalt in Tabris und den damaligen Feldzug erinnerten. Ihre Anhänglichkeit an den verſtorbenen Thronerben ſprach ſich lebhaft bei jeder Gelegenheit aus; beſonders gefiel mir eine Anekdote, die mir der eine von einer Tochter des Prinzen erzählte. „In einer kalten Winternacht, erzählte er, ſtand ich Schildwache in des Prinzen Quartier vor dem Haarem, wo viele der Frauen und Kinder ſich befanden, als ein kleines Mädchen, die Tochter Se. Hoheit, den Kopf zwiſchen den Seerpeedahs (Leinwandwänden) herausſtreckte und mich fragte: „Seeboy, friert dich nicht?“ — „Sehr,“ ſagte ich. — „Und biſt du nicht auch hungrig?“ — „Sehr hungrig, Hoheit, aber mich friert ſo, daß „be-ser-i-embárik i schumah!“ (bei Eurem erhabenen Haupt) ich keinen Biſſen Brod halten und eſſen könnte

hätte ich es auch." — „Sábr-kun" (habe Geduld, warte!) sagte das kleine Mädchen, und lief zum Nazir oder Hausmeister, der mir Lebensmittel aller Art und einen großen Rock geben mußte, wobei sie mir sagte: „Hier, Serbaz, hier ist ein Ducaten für dich und ein großer Rock, dich warm zu halten." Wallah billah! fügte der Mann hinzu, das ging mir zu Herzen, ich kann es nicht vergessen."

Um 7 Uhr des andern Morgens bei hellem Sonnenschein und ziemlicher Kälte bestiegen wir unsere Thiere wieder, und folgten einem Strom, der in den Arras bei Ostandus fällt, bis wir ein kleines That aufstiegen, das uns nach dem hübschen Dorfe Zoharab brachte. Hier gab ich einem Tatar, der nach Konstantinopel ging, einige Zeilen an meinen dortigen Freunde und eilte weiter. Das Land neigte sich jetzt merklich abwärts, und als wir die weite Ebene von Khoi erblickten mit Dörfern und Gärten bedeckt, wenn auch verhüllt in Schnee, ging uns das Herz auf voe Freude und Hoffnung. Rasch ging es jetzt vorwärts; doch so sehr wir eilten, fanden wir doch die Thore der Stadt schon geschlossen, und kein Rufen, kein Schreien brachte Jemand herbei, der uns Einlaß gegeben hätte. Wir mußten nach vergeblichem Suchen nach einem Karawanserai außer den Thoren ein Nachtlager annehmen, wie wir es schon mehrmals gefunden hatten; nur fanden wir keine Ruhe, denn das Gemach war lange nicht bewohnt gewesen, und mit Kälte und Feuchtigkeit so gesegnet, daß das Feuer, das man angezündet, sie nur empfindlicher machte, statt sie zu vertreiben. Am andern Morgen eilten wir sogleich in das Haus meines alten Freundes Mirza Reza, dessen Bekanntschaft ich bei meinem frühern Aufenthalt in Persien zu Recht gemacht hatte. Er erkannte mich sogleich wieder, und bald waren wir in die alten frohen Zeiten versunken, und Manches der neuen Zeit, das mich schmerzlich berühren mußte, hüllten jene Erinnerungen frühere Tage in einen tröstenden Schleier. Mancher Freunde und Bekannte waren nicht mehr, manche Veränderungen waren im Lande geschehen in den zwölf Jahren, daß ich abwesend gewesen, und der Abend brach herein, ehe ich es ahnte, und erinnerte mich an meine vorhabende morgende Reise.

Da ich hörte, daß auf dem Wege zwischen Khoi und Tabris keine Postpferde zu haben wären, kam ich mit einem Tscherwadar, oder Maulthiertreiber, überein, uns Pferde zu schaffen, die uns in drei Tagen nach Tabris brächten. Am folgenden Morgen aber schickte mir dieser das Geld wieder, und ließ mir sagen, er könne keine Pferde auftreiben, und gäbe sein Wort zurück. Später fand sich ein anderer, der uns führen wollte, aber vier Tage brauchte und noch mehr Lohn forderte. Es war, wie es sich nachher auswies, der Herr des ersten. Da wir keinen andern fanden, mußten wir das Gebot annehmen.

Es war Mittag, ehr wir Khoi verlassen konnten, eine Stadt von beträchtlicher Größe und eine der wenigen ziemlich regelmäßigen Festungen Persiens. Ich hatte mir ein Pferd hier gekauft um den bedeutenden Preis von 6 Pfd. St., und so machten wir unsern Weg mit ziemlicher Bequemlichkeit. Doch wollte unser Führer nicht weiter als bis Seyed Hadschi, das nur 16 Meilen von Khoi entfernt ist, und wo wir nur mit Mühe Herberge für die Nacht finden konnten. Früh am Morgen waren wir aber schon wieder auf dem Wege. Die Nacht war heiter und still gewesen, doch mit Sonnenaufgang hüllten sich die Berge in dichte Schneewolken, und bald kamen sie auch ins Thal herab, und zwar mit einem so heftigen Winde, daß wir uns kaum auf den Pferden halten konnten, und jede Spur des Weges in einem Augenblick verschwand. Je höher wir stiegen, desto mehr ließ die Heftigkeit des Wetters nach, und nach einem kurzen Ritt über eine Bergfläche sahen wir den See Urumia in der großen Ebene von Tabris zu unsern Füßen liegen.

Ein besonderes wohlthuendes Gefühl ergriff mich, als wir in der Ebene ankamen, und nach Wochen wieder zum erstenmal den erquickenden Hauch warmer Lüfte empfanden. Zugleich wurde die Gegend mir immer bekannter; liebe Erinnerungen stiegen vor mir auf, als wir unserem Nachtlager nahe kamen, dem Dorfe Tesvitsch oder Tessutsch, es war, als wenn ich einer zweiten Heimath mich näherte. Hier hatte ich fast vor zwölf Jahren eine Nacht mit Obrist Monteith zugebracht, als wir in diesem Theile des Landes uns aufhielten.

Tesvitsch ist eines jener ziemlich zahlreichen Dörfer am Fuß der Gebirge, die sich vom nördlichen Ufer des Sees Schahi erheben. Die Ebene ist groß und fruchtbar, und könnte mehr Menschen fassen, auch das Dorf selbst, das sichtbar an Wohlstand zunimmt und fast an 1000 Einwohner zählt, ist fast, wie in Persien nicht selten, reicher an Ruinen als an bewohnten Häusern, doch seine Lage zwischen Wein- und Obstgärten ist sehr anmuthig. Unsere Aufnahme war eine sehr gastliche, denn wir hatten zu wählen unter den Wohnungen, die man uns anbot, und wählten eine, die uns ein kleines freundliches Zimmer für uns einräumte. Der Wirth war sehr dienstfertig, was um so angenehmer war, da der Tatar so heftig an seinen Augen litt, daß er ganz unbrauchbar für unsern Dienst war. Zu unserem Glück gab sich das Uebel bald, so daß wir keinen Aufenthalt durch ihn erfuhren. Es war kälter, und schneite wieder, als wir am Morgen unsern freundlichen Wirth verließen, und der See Urumia war an manchen Stellen fest zugefroren, unser Weg ward beschwerlicher, und noch einmal mußten wir in einem kleinen schlechten Nest Allischah über Nacht bleiben. Doch schon um 2 Uhr erwachte ich und trieb zum Aufbruch, der freilich erst gegen 3½ Uhr geschah. Bis zum Anbruch des Tages blieben wir bei den Saumthieren; doch gegen 6½ Uhr verließen wir sie unter dem Schutz des Tataren und eilten mit schnellern Schritten nach Tabris. Mit sonderbarem Gefühl sah ich die alte Stadt vor mir aufsteigen, und erkannte freudig alle ihre Umgebungen wieder; als ich aber vor dem Thore zögerte, zweifelhaft, wohin ich mich wenden sollte, rief Bonham eifrig: „O ich kenne den Weg, folgen Sie mir nur." Rasch flog der Schnee unter den Füßen unserer Pferde dahin, und in einem Augenblick hielten wir im Hofe des englischen Residenten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Erdbeben im westlichen Frankreich. Der Courrier de la Limagne berichtet von mehrern Erdstößen, die am 10 Februar 9½ Uhr Abends zu Aigueperse (Dep. du Puy de Dome) in sehr heftigem Grade gefühlt worden seyen; auch in Riom und Gannat spürte man sie.

Kohlen am Marmorameer. Ausgedehnte Kohlenlager sollen auf der asiatischen Küste des Marmorameeres entdeckt worden seyn — ein wichtiger Umstand für die künftige Dampfschifffahrt in jenen Gegenden. (Litt. Gaz. vom 2 März.)

Wissenschaftliche Reise nach Sibirien. Hr. Robert, der die letzte wissenschaftliche Expedition der Franzosen nach Spitzbergen begleitet hatte, will nun eine Reise in den nördlichen Theil des russischen Asiens machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1839.

Der römische Carneval 1839.

Wenn man nach geräuschvollen Ereignissen die Stille der darauf folgenden Tage oft schmerzlich empfindet, so vielleicht selten in solchem Grade, als nach der Mänadenwelt des römischen Carnevals. Und hier ist die Scheidewand zwischen Getöse und Ruhe so streng gezogen, daß sie gleich einem militärischen Commandowort einen Eindruck hervorbringt, welcher, bedingt durch die unabweisbare Hand der ehernen Zeit, nur um so stärker ist. Das letzte Moccolo geht zur Ruhe, gleich dem letzten glimmenden Funken auf einem halbverbrannten Papier; der letzte Maskenball wird noch mit aller Fröhlichkeit genossen, denn die Mitternacht rückt schnell heran, und schon eine Stunde vor Anbruch des folgenden Tages werden die Thüren der Sale geschlossen, innerhalb deren die Dauer der glücklichen Flitterzeit so gewissenhaft benutzt wurde; auch das Theater Apollo, welches die Saison über geöffnet war, bevölkert seine Bretter nicht mehr in der bevorstehenden Nacht, sondern schließt Mittags, denn die nahende Fastenzeit muß heilig gehalten werden. Aschermittwoch brach mit derselben glänzenden Sonne an, die, nur Einen naßkalten Tag ausgenommen, die Festlichkeit des Carnevals beschienen hatte; es war Alles so still, jeder hatte die unterbrochen gewesenen Geschäfte wieder aufgenommen, die Zeit der Freude schien gänzlich vergessen, aber die Reinigung des Corso, der, einem Schlachtfelde gleich, mit süßer Munition bedeckt war, zwar nicht Pulver-, doch Confettidämpfe aussandte, war noch der thatsächlichste Beweis des regen Treibens, das ihn mehr als eine Woche beherrscht hatte. Der Abend vor Beginn der Tage, wo das römische Volk sich und seiner Freude überlassen einen stürmischen Sinnenrausch träumt, war schon recht lebhaft, und das erwartete Vergnügen lief durch alle Glieder. „Acht Tage dauert Carneval," sang ein junger Bursche in einer Bude; „nein, nein, nur sieben," schrie ein anderer dazwischen, und es war ihm ein lebhafter Schmerz, daß durch einen Fasttag dessen Dauer beschränkt war.

Nach langem Harren brach der erste Tag einer Art Volksfeste an, wie sie nur Rom aufweisen kann; es war rüstige Tramontana, klarer tiefblauer Himmel, und die Sonne erheiterte das Gemüth noch mehr. Die Anstalten waren getroffen, Gerüste und Schranken auf der Piazza del Popolo und Piazza Colonna errichtet, auf welch letzterer die ungeheure Säule von Aurel Antonin ernst und schweigend ins Getümmel blickt; die Fanfaren des Militärs ertönten, die Fenster und Balcone aller Häuser und Paläste am Corso waren festlich mit großen, seidenen rothen Stoffen behängt, die Fremden eilen aus der Trattorie oder aus den Cafés begierig auf die Straße, aber es ist noch kein Leben; einige Masken laufen schüchtern durch die Menge, die Verkaufer der Confetti und Blumen finden noch wenig Absatz, der Abend wird indeß rühriger, und das erste Pferderennen findet reichlichen Beifall. Je weiter der Carneval vorrückt, desto mehr steigert sich das Leben, die Masken vermehren sich und eilen freudebeflügelt die Straße hinauf und hinab, sie halten Bekannte und Unbekannte an, fassen sie am Kinn, an der Halsbinde, drücken ihnen die Hand, erobern einen Blumenstrauß, fortwährend mit Addio, Addio! grüßend, das die hübschen Kinder wunderlieblich aussprachen, aber im Nu sind sie leider wieder verschwunden, denn da sie sich so gar schön auszudrücken wissen, und die herrliche Sprache im Munde der Römerinnen, besonders wenn sie im geschmackvoll gewählten Maskencostume ihre reine Stimme zu einer wohllautenden Höhe steigern, einen so magischen Einfluß der Harmonie ausübt, der gleichsam in innniger Verbindung mit dem schönen italienischen Himmel steht, so bedauert man, diese Töne nicht länger festhalten zu können, und sucht, in der dichtesten Masse weiter dringend, neue Erscheinungen, um den Augen die prächtigen Gestalten, dem Gehör den Genuß der angenehmen Sprache wieder zu verschaffen. Eidechsen gleich gleiten und schlüpfen die Mädchen, allein oder an der Hand ihres Begleiters, durch Pferde und Menschen, wo durchzukommen für weniger lebhafte Naturen oft sehr schwierig wäre; sie girren und jagen, hüpfen und springen, rotten sich zusammen, sodald sie einen andern Maskenzug gewahren, und dann erst geht der rechte Jubel an; es wird herzlich gegrüßt, gelacht, Einzelne theilen sich in der Stille und Eile kleine Abenteuer mit; jetzt stürmt man weiter, die Schaar erhebt ein eigenthümliches Geschrei, es schließt sich ein zweiter, ein dritter Trupp an, und es öffnet sich dem wilden Heere die Straße, wo es fast unmöglich scheint durchzukommen.

Digitized by Google

Der größte Theil der Masken sind einfache, aber hübsche Costumes, von Landmädchen, welche Tracht bei der Grazie, mit der sich die Mädchen benehmen, sehr gut läßt; die Männer stellen theils Policinelle, alte französische Perücken, gelehrte Aerzte vor, und es macht einen komischen Eindruck, diese beweglichen Italiener in der steifen Kleidung so gravitätisch einherschreiten zu sehen; sie kommen sich in derselben selbst so wunderlich vor, und unterhalten sich den ganzen Nachmittag bis zum Abend mit einigen vorher gewählten Redensarten, die sie überall hin wiederholen. Fast jeden Tag erschien ein alter Rockschoß, und ging stundenlang den Corso auf und ab, sich herzlich daran erfreuend, daß seine gewichtig ausgesprochenen Worte: io so' conte, so' conte (ich bin ein Graf, ein Graf), die Menge entzückten; oder ein anderer verschaffte sich an den dichtest besetzten Orten Platz durch den gewaltigen Ausspruch: viene l'autorità! (die Autorität kommt!); besonders aber ergötzte sich das Volk an den Trägern von drei ungeheuren Klystierspritzen, welcher Suite ein großer Schild mit der Aufschrift: Fama volat! vorangetragen wurde. Solche größere Züge — und sie waren die einzigen, auch erschienen keinerlei mythologische Anspielungen noch Allegorien — thun sich hauptsächlich bei anbrechendem Abend zusammen, wenn nach der zweiten Kanonensalve die Masse von Carrossen und Festwägen den Corso verlassen hatten, und es beginnt dann überhaupt für die kurze Zeit, bis das Rennen anfängt, ein wo möglich noch größeres Getümmel, da sich das Volk nach Entfernung der Gefahr freier bewegt. Jetzt sind auch die erbittertsten Confettischlachten, und von den Balconen herab regnet der weiße Staub auf den wogenden Strudel; ist es denn aber doch oft zu toll geworden, so wird die Hand zur Versöhnung gereicht, und es fliegen Blumen und wahre Confetti aus schönen Händen auf die besiegten Kämpfer auf der Straße, welche ihre Schutzmaske abnehmen, und zu den schwarzen Augen auf den Balconen dankbar aufschauen

(Schluß folgt.)

Wanderungen durch Batavia im Jahre 1838.

(Fortsetzung.)

Ich fuhr in den arabischen Kamp, wie man den Theil Batavia's nennt, wo die Araber und Mauren wohnen (an der Rua Malacca). Niedrige, holländische Häuser wechseln mit leichten, inländischen Wohnungen von Bambus ab, als Sitz dieses stillen, von den Javanen und Malaien hochgeachteten Theils der Bevölkerung. Die Araber leben sehr zurückgezogen und ruhig, und nie soll einer aus diesem Stamme eines Verbrechens wegen vor Gericht gestanden haben. Der strengen Befolgung der mohammedanischen Lehre wegen stehen sie bei den Eingebornen in dem Rufe einer besondern Heiligkeit, welcher so verbreitet ist, daß ihre Schiffe sogar von den Seeräubern verschont bleiben, welche noch immer einen großen Theil des ostindischen Archipels unsicher machen. Sie stehen unter einem Chef, welcher den Titel Major bei dem Gouvernement führt und für die Thaten seiner Landsleute verantwortlich ist. Hauptsächlich treiben die Araber Handel mit Gold, Silber, Diamanten, Perlen und andern kostbaren Stoffen. Vor mehrern Thüren war eine Art Ehrenpforte aus grünen Zweigen errichtet und mit buntem Papiere verziert — ein Zeichen, daß die Inhaber dieser Gebäude vor kurzem von einer Wallfahrt nach Mekka zurückgekehrt waren und hiedurch noch einen besondern Anspruch auf die allgemeine Achtung gewonnen hatten.

Von hier fuhr ich in den chinesischen Kamp (Kampong China). Verfallene Häuser, eingestürzte Gräben, verschlossene Wohnungen, todte Straßen, welche ihrer Ungesundheit wegen verlassen sind, führen in diesen Theil Batavia's, dessen Lebhaftigkeit einen auffallenden Gegensatz mit der Oede bildet, welche ihn zum Theil umgibt. Handwerker aller Art sieht man hier, welche mit einfachen Geräthschaften zierlich und schnell ihre Arbeiten vollenden, Läden, worin Kleider, Confituren, Galanteriesachen aufgehäuft waren, dazwischen Fleischbuden, Gahrküchen, Fruchtläden, Apotheken, kurz alle Bedürfnisse für Chinesen, Javanen und Europäer sind hier aufgestapelt. Auf den Dächern mehrerer chinesischer Häuser sah ich Töpfe, bald mit der Oeffnung, bald mit dem Boden der Straße zugekehrt stehen. Eine sonderbare Sitte beurkundet sich hierdurch. Der Topf, welcher den Boden der Straße zukehrt, zeigt an, daß eine Tochter im Hause sey, welche aber noch unerwachsen ist; wird die Chinesin heirathsfähig, so wird dieser Topf mit der Oeffnung nach vorn gekehrt; verheirathet sie sich, so wird der Topf heruntergenommen. Die Chinesen sehen widerwärtig aus. Sie haben gewöhnlich große und lange Gesichter, die untere Gesichtspartie tritt mehr hervor als bei den Europäern, und der Mund ist groß; die schiefgeschlitzten, halbgeöffneten Augen haben einen listigen, lauernden Blick, dessen Ausdruck durch den gelben, tonlosen Teint des Gesichtes noch unangenehmer wird. Den Kopf haben sie durchaus kahl geschoren, bis auf einen kleinen Fleck des Scheitels, von wo aus ein sorgfältig geflochtener Zopf weit über den Rücken hinabhängt. Sie sind von unserer Größe und haben oft ein bedeutendes Embonpoint, welches ihre Erscheinung noch widerwärtiger macht. Eine große und entehrende Strafe bei ihnen ist das Abschneiden des Zopfes. Ihre Gesichtseigenthümlichkeiten sind schon bei den Kindern von einem Jahre sehr auffallend, wozu freilich der in der zartesten Jugend schon rasirte Kopf mit beiträgt. Die Frauen dagegen betrachten ihr glänzend schwarzes Haar als ihre größte Zierde.

Da die Chinesen nächst den Javanen durch ihre bedeutende Anzahl (über 85,000 zählt man auf dieser Insel) und Industrie zu den wichtigsten Bewohnern dieser Insel gehören, so will ich noch einige Worte über dieselben hinzufügen. Vorzüglich finden sie sich zu Batavia, Samarang, Surabaya, Cheribon, Djocjo und überhaupt an allen Orten, wo sie geduldet werden und Geld verdienen können. Nur der Kern der großen Anzahl ist in China geboren, der bei weitem größte Theil jedoch auf Java. Sie verheirathen sich mit Inländerinnen, welche dann gezwungen sind, die chinesischen Sitten anzunehmen; die Kinder aus diesen gemischten Ehen werden Pernakans ge-

Digitized by Google

nannt, und immer wieder mit Chineſen verheirathet. Hierdurch iſt eine Race entſtanden, welche von den eigentlichen Chineſen nicht mehr zu unterſcheiden iſt. Die Emigration von China nach Java und andern oſtindiſchen Inſeln findet jährlich ſtatt, und gewöhnlich von ſolchen Provinzen dieſes ungeheuren Reiches her, welche übervölkert ſind, als Makao und andere Inſeln an der Mündung des Stroms von Canton (Sikiang), von Canton ſelbſt, oder ſie ziehen von Orten weg, welche wenig zum Handel gelegen ſind, als Fokien und Hannang, ſeltener von Tſekian und Honan. Die chineſiſchen Geſetze verbieten ſtreng das Auswandern, aber die Noth treibt die Chineſen den Geſetzen in dieſer Beziehung Trotz zu bieten. In Jahren, wo in China die Ernte ſchlecht ausfällt, iſt die Zahl der Auswanderer beſonders groß. Früher kamen jährlich allein 2000 nach Java; doch iſt jetzt die Zahl der hier Aufzunehmenden durch Geſetze vom Gouvernement beſchränkt worden. Während ich in Surabaya war, kam hier eine große Dſchunke mit 400 Chineſen an, mußte ſich aber wieder entfernen, ohne debarkiren zu dürfen. Wollte man allen Chineſen freie Einwanderung geſtatten, ſo würden ſie wie eine Schmarotzerpflanze ganz Java umſchlingen, und deſſen beſte Kräfte aufzehren. An 6000 wandern jährlich noch nach andern oſtindiſchen Inſeln, als Borneo, Sumatra, Rioum, Singapore u. ſ. w. Außer ihrer Kleidung beſitzen die Chineſen bei ihrer Ankunft ſehr wenig, und werden auf alle Weiſe von ihren Landsleuten unterſtützt, bei denen ſie arbeiten, bis ſie die baaren Auslagen abverdient haben, und Land und Sprache hinlänglich kennen, um ſich ſelbſt etabliren zu können. Obgleich in ſeinem Vaterlande der Chineſe ſtolz auf alle ſeine Eigenthümlichkeiten iſt, ſo iſt er doch auf Java unterthanig und demüthig, mit raffinirter und conſequenter Liſt ſeinen Zweck, ſich zu bereichern, verfolgend. Oft ergreift ihn aber das Heimweh, und ſtürzt ihn, in Verein mit den klimatiſchen Einflüſſen, bald nach ſeiner Ankunft in das Grab. Seine Kleidung iſt ſehr zweckmäßig, kurze, weite Beinkleider von weißer Farbe und leichtem Zeuge, und eine Art Kittel (Kabaje) von demſelben Stoff machen die Garderobe aus. Der Kopf iſt gewöhnlich unbedeckt, häufig doch tragen ſie große Strohhüte und die Hand iſt mit einem Schirm (Pajong) bewaffnet, deſſen Ueberzug aus ſtarkem, geöltem, bemaltem Seidenpapier beſteht, und gegen Regen und Sonne beſſer ſchützt, als unſere Schirme.

Der chineſiſche Theil der Bevölkerung iſt ſehr wichtig für Java, denn er iſt arbeitſam und thätig, und würde bei weniger Gewinnſucht und mehr Rechtlichkeit eine Wohlthat für die Colonien ſeyn. Alle Zweige der Induſtrie werden durch ihn gepflegt, und europäiſche Künſtler können um ſo weniger mit Chineſen concurriren, weil die letzteren das Klima beſſer ertragen und mit einem viel anhaltenderen Fleiß arbeiten können, als jene, welche die glühende Hitze ermattet, und zu körperlichen Arbeiten unfähig macht. Der Europäer bedarf auch eines viel größeren Apparates, als der Chineſe, deſſen Werkzeuge gewöhnlich ſehr einfach ſind. Uebrigens ſind die Chineſen wollüſtig und ſchwelgeriſch, und haben eine heftige Neigung zum Hazardſpiel. Ihr gewöhnliches Spiel iſt das Typho und Typho, welches Aehnlichkeit mit dem Rouge et Noire hat. Ein Würfel mit zwei Farben wird in einer Büchſe geſchüttelt, dieſe ſodann geöffnet, und durch die Lage der Farben beſtimmt, welcher Pointeur gewinnt oder verliert.

Um die Speiſen zum Munde zu bringen, bedienen ſie ſich zweier Stäbchen von Holz, mit welchen ſie die Speiſe in den Mund ſchleudern, und oft habe ich die Handfertigkeit bewundert, welche ſie hierbei an den Tag legen.

Auch die Chineſen ſtehen, wie die Mauren, unter Landsleuten mit dem Titel eines Majors, Capitäns u. ſ. w., welche die häuslichen Streite ſchlichten, und die civile Juſtiz nach chineſiſchen Geſetzen ausüben.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

(Fortſetzung.)

Unſere Aufnahme war freundlich und herzlich, und unſer Behagen groß, wieder bei Freunden zu ſeyn. Die drei Tage, welche ich zu den Vorbereitungen für den noch übrigen Weg bis Teheran brauchte, verlebte ich heiter in dem Kreiſe meiner Freunde und Bekannten, und ging am 25 Februar weiter. Da man mir ſagte, daß die Poſtſtationen ſelten Pferde liefern könnten oder wollten, und daß der Weg durch Räuber aus den Wanderſtämmen und Serbazen unſicher und durch Schnee und Schmutz ſchwierig gemacht werde, kaufte ich zwei Packpferde, und ſchloß mich einem Gholam an, der mit neuen Depeſchen wieder nach Teheran zurückkehrte. Herr Bonham mußte ich zurücklaſſen, da er ſehr an ſeinen Augen litt, eine natürliche Folge unſerer anſtrengenden Reiſe über die Schneefelder des Gebirgs. Er wollte mir ſpäter mit Hauptmann Mardonald nachkommen.

Der böſe Weg zeigte ſich ſchon am folgenden Tage nach meiner Abreiſe. Wir waren glücklich durch den Gebirgspaß Schibli und im Dorfe Thilmadas abgeſtiegen, um uns zu erholen von dem anſtrengenden Ritt durch die Schneefelder ohne Ende, als hinter dem Karawanſerai Dſchilleki der Sturm und das Schneegeſtöber einem meiner Packpferde ſo weg wurden, daß es umwandte und im vollen Trabe den Weg zurückeilte. Der Abend brach herein, und da das Einfangen des flüchtigen Thieres eine geraume Zeit dauerte, mußte ich mich endlich auch entſchließen in das Karawanſerai zurückzukehren, das aber mit Reiſenden ſo überfetzt war, daß wir kaum ein ganz beſcheidenes Plätzchen erhalten konnten. Eben ſo ſchlecht und dürftig als die Wohnung war das Nachteſſen, das man uns bereitete, und das nur durch eine Taſſe leeflichen Thees erträglich gemacht wurde. Am Morgen ſtürmte der Wind mit noch größerer Heftigkeit, ſo daß wir Gott danken mußten, in einem Hauſe Schutz und Wärme zu finden. Erſt gegen 10 Uhr ſchien ſich die Heftigkeit ein wenig zu legen, und da einige Reiſende das Karawanſerai betraten, ein Zeichen, daß der Weg gangbar ſey, ſetzte ſich Alles, Treiber und Paſſagiere, in Bewegung. Auch ich that deßgleichen. Doch wer beſchreibt meinen Schrecken, als ich bemerkte, daß eines meiner Saumthiere lahm war, und eine nähere Unterſuchung zeigte, daß der eine Fuß ganz ſteif gefroren war. Beweglich war alles Reiben,

Digitized by Google

ich mußte es zurücklassen, und beweg einen Maulthiertreiber dir Last auf seine Thiere zu nehmen. Der Zeitverlust, der dadurch entstand, kam uns fast theuer zu stehen. Denn der Schnee fiel so dicht und der Wind war immer noch so heftig, daß wir keine Spur mehr fanden von den Reisenden, die eine halbe Stunde vor uns fortgegangen waren; ja selbst die Hufspuren der Pferde, die vor uns einherschritten, waren verschwunden, wie im Wasser, sobald der Fuß weg war, der sie gemacht hatte. Der Schnee floß buchstäblich dahin wie ein Strom, und der Wind war so heftig und kalt, wie ich ihn selten empfunden. Ohne die Menge von Maulthieren, die vor uns herschritten, und die wir erreicht hatten, wären wir durch diesen Gebirgspaß nicht hindurchgekommen, er heißt Eutsch Derrehier (Drei Thäler), und ich werde mich seiner, wie des Elmagh-Dagh und Kasli-göl noch lange erinnern. Die ganze Gegend vom Paß Schibli bis Turkomantschai besteht aus Yeilaks, oder Bergweiden, wo, wie zu Agatschik, sechs Monate Winter ist, „und wenn es Gott gefällt, sieben."

Den folgenden Morgen brach die Karowane, der ich mich meiner Sachen wegen angeschlossen hatte, erst spät auf, und ich hatte Gelegenheit, wieder die Ausdauer und Kraft der Maulthiere und ihrer Führer zu bewundern, in den tiefen Schneemassen den Weg zu finden oder einen neuen zu bahnen. Endlich wurden sie nach einer mühseligen Arbeit von mehrern Stunden durch den frohen Ausruf: „Eine Karawane!" belohnt. Es war eine ziemlich große Gesellschaft, die, abgetheilt in mehrere kleine Züge, uns bald entgegen kam.

Die Freude war groß auf beiden Seiten, und die Erkundigungen über den Weg u. s. w. verlangten schon einige Zögerung. Die uns begegnende Karawane bestand aus Hussein Khan, Miretschor, oder Stallmeister von Feridun Mirza, der mit seinen eigenen Frauen und einer von Abbas Mirza von Kerbelah zurückkehrte, begleitet von einer tüchtigen Zahl Maulthiere mit Koffern und Betten, Kochgeräthen, Dienern u. s. w. beladen. Sie hatten einen breiten Weg ausgetreten, und doch brauchten wir sechs Stunden, um vier persische Wegstunden zurückzulegen, denn dieß ist die Entfernung von Karatschumman, unserem letzten Nachtquartier bis Turkamantschai, wo 1828 der letzte Friedensschluß zwischen Persien und Rußland unterzeichnet wurde. Wir wechselten hier die Pferde, um über Hadscheria, einem andern kleinen Dorfe, wo der Weg sich bedeutend abwärts senkte, nach Miana zu kommen. Die Sonne wurde uns jetzt eher etwas lästig, und überall in den Dörfern waren die Leute außer ihren Hütten, um sich des warmen Sonnenscheins zu freuen. Unsern Pferden schien aber auch der Weg nicht zu behagen, der freilich etwas schlüpferig und zähe geworden war; namentlich zeigten sich die Packpferde so unfügsam, daß der Gholam Gregur dem Tschoppertschi sein Messer oder Dolch reichte, um es als Sporen zu gebrauchen. Ich konnte dieses sonderbare Mittel um so eher anwenden lassen, da persische Messer nie zu scharf sind.

Noch einmal schien der Winter uns seine Nähe zeigen zu wollen, und zwar auf eine recht empfindliche Weise. Eine Strecke des Weges war durch einen ausgetretenen Fluß unter Wasser gesetzt worden, das gefroren war, doch nicht an allen Stellen trug; doch mußten wir darüber weg. Der Tschoppertschi ritt voran mit den Depeschen des Gholam in einem Sacke. Doch wer er noch nicht weit, als das Eis brach, und er mit Depeschen und Pferd in ein tiefes Loch fiel. Es war Abend, und wieder so kalt geworden, daß meine Stiefel am Steigbügel angefroren waren. Mit welcher Mühe wir uns aus dem Sattel brachten, um dem Versunkenen beizuspringen, kann man sich denken. Zwar fanden wir ihn noch mit sammt den Depeschen, ehe er erfroren war, und brachten ihn in die Höhe, aber um das Pferd herauszuziehen, mußten wir das ganze Eis aufschlagen, bis es endlich auf ein stärker gefrornes herausspringen konnte. Damit verschwendeten wir eine volle Stunde, und kamen erst um 11 Uhr in der Nacht nach Miana, halbtodt vor Kälte.

Auch hier fanden wir im Tschoppertkhaneh wenig für unsere erstarrten Glieder, denn der Postmeister war todt, und unser Abendessen bestand in Thee, Brod und einigen Bracken Käse, indem uns die Aussicht trösten und erheitern mußte, den schlimmsten Theil unserer Reise hinter uns zu haben. Denn der Kaflankoh, der wahlbekannte Paß, der Irak von Aderbeidschan trennt, ist ohne Schwierigkeit und bedeutende Höhe. Auch das bekannte Schreckbild der Reisenden in Miana, die Wanzen, deren Stich sehr empfindlich seyn und oft den Tod zur Folge haben soll, habe ich nur zu Gesicht bekommen, und muß es unter die mancherlei Fabeln setzen, womit man so gern die Fremden schreckt und ängstigt.

Spät am andern Morgen brachen wir auf. Die Luft war heiter und angenehm, und der Anblick der braunen Erde, der uns von Zeit zu Zeit erfreute, ließ bald das Ende unserer Mühsal erwarten. Zuvor hatten wir noch ein Gebirg zu übersteigen. Vor uns lag es weiß genug, über welches der Paß Kaflankoh gerade an dem Punkte führt, wo der Kizil-Oüzun aus einer dunkeln Schlucht, die er selbst ausgehöhlt hat, hervorbricht, um durch die Districte von Tarum und Khumza nach Ghilan und dem kaspischen Meere zu gehen. Die Straße, welche früher durch die Türken gebaut, in der neuern Zeit durch die Russen wieder ausgebessert worden, ist sehr bequem, und wir kamen über den ersten Bergrücken ohne besondere Schwierigkeit, wählten aber später lieber einen Weg, der uns erlaubte, mehr in der Ebene zu bleiben, da ich der Höhen schon genug gehabt hatte, über Sertschun nach Zengun, und hatten unsere Pferde, die wir von Miana brachten, in einen innern Stall verschlossen, damit der Führer uns nicht davon gehe. Als wir aber am andern Morgen aufbrechen wollten, war der Tschoppertschi schon vor uns mit dem besten Pferd, unter dem Vorwand es zu tränken davon geritten. Nur mit Mühe erhielten wir im Dorf ein elendes Thier bis nach Nipke, wo wir es gegen ein besseres vertauschten, und noch den Abend nach Zengun aufbrachen, eines der elendesten Nachtlager, das ich gehabt habe, wo ich weder Bequemlichkeit noch Nachtruhe fand.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Schloß Bractin. Zwei Meilen von Totes (Departement der untern Seine) liegt das alte Schloß Bractin. Fast alle umliegenden Oerte sind ihrem Namen nach römischen Ursprungs, Bractin aber, das in celtischer Sprache wahrscheinlich „befestigte Stadt" bedeutet, muß wohl in die Zeit vor der römischen Eroberung hinaufreichen. (Echo du Monde Savant vom 6 März.)

Erdbeben in Guiana. Nach dem Guyana Chronicle fand am 11 Januar zu Demerary ein heftiger Erdstoß statt, an demselben Tage also, wo Martinique heimgesucht wurde. Bekanntlich haben am letztern Ort noch später einige Stöße stattgefunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1839.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Das Foreign Quarterly Review vom Januar d. J. enthält einen fast 100 Seiten langen Artikel über diesen Gegenstand, einen Artikel, der großentheils Auszug eines Pamphlets von einem Major Sutherland ist, das im J. 1833 in Calcutta erschien, meist nach officiellen Documenten, so wie nach eigenen Beobachtungen bearbeitet ist, aber von der Regierung der Compagnie aufgekauft wurde, augenscheinlich weil es dem Publicum mehr zeigte, als man dieß sehen lassen wollte. Der Gegenstand hat natürlich seit den kürzlich in Indien eingetretenen Ereignissen sehr an Wichtigkeit gewonnen, und wenn Major Sutherland schon 1833 seine Besorgnisse aussprach, so müssen sie seitdem unendlich gestiegen seyn, auch ist es in der That kein Zweifel, daß das anglo-indische Reich Ereignissen entgegen geht, die, wenn sie auch Englands Herrschaft nicht stürzen, doch sie in ihrem Grunde erschüttern und verändern müssen. Bei einem so umfangreichen Gegenstande müssen wir einzelne Puntte auch unbewiesen als wahr annehmen: dazu gehört namentlich der Umstand, daß der Einfluß der Engländer, so mächtig er auch ist, doch keineswegs eingreifend genug war, um die politischen Ansichten der Völker zu ändern. Wir hören jetzt nichts mehr von dem Moghulkaiser in Delhi, ja sein Name ist unter uns verschollen, und doch hat dieser Schatten eines Schattens in Indien noch eine politische Bedeutung. Wie im Abendlande lange nach dem Sturze des weströmischen Reichs unter Romulus Augustulus die Idee eines römischen Kaisers als einer politischen Nothwendigkeit noch unter den Völkern fortlebte, und zum Wiederersiehen dieses Kaiserthums in einem Manne des siegenden Volkes Veranlassung gab, so ist auch dieser Schattenkaiser in Delhi noch etwas Wirkliches, nämlich das Symbol der Einigung sämmtlicher Mohammedaner Indiens, und die mohammedanischen Fürsten erkennen nicht nur noch die nominelle Oberhoheit des Kaisers von Delhi an, sondern sie bewerben sich auch, gleich andern Vornehmen, bei ihm um Titel und Ehrenämter, und dieß ist z. B. von Seite des Nizam von Heiderabad, dessen Gebiet fast 90,000 englische Quadratmeilen umfaßt, um so mehr eine Art Protestation gegen die englische Herrschaft, als diese ihm einen Minister aufdrang, der, ein Hindu von niederer Herkunft, weder ihm, noch dem gesammten reichen mohammedanischen Adel seines Landes genehm war. Ueberhaupt läßt sich als allgemeiner Zug der englischen Politik in Indien erkennen, daß sie geneigt ist, die Hindus vor den Mohammedanern zu begünstigen, was seine natürliche Erklärung darin findet, daß die letztern, als das vor noch kaum einem halben Jahrhundert herrschende Geschlecht, Ansprüche und Hoffnungen nähren, welche der Herrschaft der Engländer am meisten zuwider sind. Man könnte diese Tendenz der Engländer wenigstens vom politischen Standpuntte aus rechtfertigen, wenn sie dadurch die thätige Zuneigung und Erkenntlichkeit der Hindus gewonnen hätten, aber dieß ist nicht der Fall; die wahre Kraft des Hindustamms beruht in den Mahrattenstaaten, die sich in neuerer Zeit sehr feindselig oder mindestens eifersüchtig gegen die Engländer zeigen, und in den Rabschputenstaaten von Centralindien sind offenkundige Gründe des Unmuths und des Hasses gegen die Engländer genug vorhanden. Die politische Stellung der großen Parteien Indiens, Engländer, Mohammedaner und Hindus, gegen einander ist kurz folgende. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts erhebt sich die Macht der Mahratten, und sie steigt fortwährend, bis sie im J. 1761 in der Schlacht von Panniput durch Ahmed Schah, den Stifter des Afghanenreichs und Vorkämpfer des Mohammedanismus, gebrochen wird. Bis sie von diesem Schlage sich erholen konnte, war die Macht der Engländer emporgestiegen, trat dazwischen und überwältigte bald beide. Die natürliche Folge war, daß diese wenn auch nicht ihre gegenseitige Abneigung aufgaben, doch sich in gemeinsamem Hasse gegen die Engländer vereinten.

Wenn von dem Verhältniß die Rede ist, in welchem die angloindische Regierung zu den einheimischen Staaten steht, so theilt man diese letztern gewöhnlich in solche ab, mit denen sogenannte Subsidiarverträge bestehen, und in solche, die bloß englischen Schutz und Freundschaft anzusprechen haben. Der anfangs genannte Artikel des Foreign Quarterly Review geht nach dem Vorgang Sutherlands hierin noch viel weiter, und theilt sie je nach der Verschiedenheit der mit demselben bestehen-

Digitized by Google

den Verträge in sechs Classen ab. Erste Classe. Schutz- und Trutzbündniß, welches den Staaten ein Recht auf den Schutz der Compagnie auch in innern Angelegenheiten gibt, also der letztern ein Recht zur Einmischung in dieselben einräumt. Dieß ist nun hauptsächlich Audh (Oude), Mysore, Berar (ein Mahrattenstaat), Travancore, Cotschin (beide letzter an der Südwestspitze Indiens). Zweite Classe. In gleicher Stellung wie die vorigen, nur daß die indische Regierung kein Recht zur Einmischung in die innern Angelegenheiten hat. Hiezu gehören der mohammedanische Staat Heiderabad, und der mit den Mahratten in Verbindung gestandene Guicowar (oder Gakwar, wie man jetzt schreibt) mit Guzerat und Baroda. Wesentlich ist diese Classe von der erstern nicht unterschieden. Dritte Classe. Schutz- und Trutzbündnisse mit Staaten, die der Compagnie tributbar sind, ihre Oberherrlichkeit anerkennen, auch nöthigenfalls ein Contingent stellen, aber keine Einmischung in ihre innern Angelegenheiten gestatten. Dieß sind nun hauptsächlich die zahlreichen Radschputenstaaten vom Tapti und Nerbudda nordwärts bis gegen den Setledsch und Dschumna hin. Vierte Classe. Gewahrleistungs- und Schutzverträge, nebst Unabhängigkeit in ihren eigenen Besitzungen. Hiezu gehören vorzugsweise die Sikhhäuptlinge auf dem südlichen Ufer des Setledsch. Fünfte Classe. Freundschaftsvertrag ohne sonstige Verbindlichkeiten. Gwalior oder das Gebiet Scindiahs. Sechste Classe. Schutzverträge, welche der englischen Regierung eine Controle über die innern Angelegenheiten gestatten. Hiezu gehören die beiden Mahrattenstaaten Sattara und Kolapur, und das Gebiet des Nominalkaisers von Delhi.

Der praktische Unterschied unter den verschiedenen Arten von Verbindungen zwischen der anglo-indischen Regierung und den einheimischen Staaten ist gering, und modificirt sich je nach den Umständen. Während z. B. der Schattenkaiser zu Delhi so gut wie gar keinen Anspruch auf Selbstregierung macht, ist Sattara, das juridisch in derselben Kategorie steht, eifersüchtig darauf bedacht, die Engländer zurückzuweisen. Die obige juridische Unterscheidung kann allenfalls nur dazu dienen, um zu zeigen, daß Verträge leere Worte sind, wo ein wohl oder übel verstandenes politisches Interesse zu fordern scheint, daß man sich darüber wegsetze; der angeführte Artikel des Foreign Quarterly Review nimmt auch gar keinen Anstand, der anglo-indischen Regierung wiederholte und offenkundige Treulosigkeit vorzuwerfen, und zu erklären, daß sie sich dadurch in den Augen der Eingebornen Indiens einen großen, und wahrscheinlich nicht wieder gut zu machenden Schaden gethan habe. Doch statt allgemeiner Bemerkungen wollen wir auf die Wirkungen und Folgen eingehen, welche das System der anglo-indischen Regierung auf die einzelnen Staaten gehabt hat, indem wir den Faden da aufnehmen, wo ihn Sutherland und sein sichtlich weit minder gut unterrichteter Extractor gelassen haben, um ihn durch die letzten Jahre fortzuführen, und an die neuesten Verhältnisse anzuknüpfen. Wir beginnen unsere Aufzählung mit

Audh, dessen Beherrscher lange Zeit den Titel Wesir führte, weil er ursprünglich nur der Beamte des Kaisers von Delhi war, und verweisen in historischer Hinsicht auf den kurzen Artikel über die neueste Thronveränderung in Audh (siehe Nr. 39 vom vorigen Jahre).

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Batavia im Januar 1838.

(Fortsetzung.)

Von hier fuhr ich nach dem höher gelegenen Weltevrede. Der Weg dahin ist unendlich schön, und hat die üppigste indische Vegetation zu beiden Seiten. Es war glühende Mittagshitze, und die Sonne, welche im Zenith der Insel stand, schoß ihren senkrechten Strahl auf den Wanderer. Die Wagen, welche man hier gebraucht, sind an der Rückseite offen, damit durch das schnelle Fahren Luftzug entstehen könne, welcher eine angenehme Kühlung durch die drückende Schwüle hinhaucht. Mit diesem Luftzug wird der Duft von tausend würzigen Blüthen dem durch die Hitze Ermatteten entgegengetragen, und versetzt ihn in eine liedliche Trunkenheit. Kokosnußwäldchen, Pisangbäume, Pompelmußen wechseln ab mit dem riesigen Bambus, dem Citronen- und Apfelsinenbaum. Zwischen diesen liegen die Wohnungen der Europäer zerstreut wie in einem paradiesischen Garten, und tragen selbst durch ihre Einrichtung mit dazu bei, den ganzen Anblick noch feenartiger zu machen. Die Gebäude sind groß, aber nur einstöckig, haben ein plattes Dach und immer einen trefflichen Säulengang vor sich. Zwischen den schlanken, weißen Säulen sind Rouleaux befestigt, um die brennenden Sonnenstrahlen abhalten zu können. Die Zimmer sind groß und hoch und mit allen Bequemlichkeiten, welche Europa und Asien darbietet, versehen. Glanz und Luxus herrscht in ihnen, und die große Zahl der schwarzen Dienerschaft lauscht auf den Augenwink des durch das Klima ermatteten Europäers. Dieser blickt apathisch auf den Luxus um sich, der einzigen Entschädigung für so viele Entbehrungen; doch seine Einsolbigkeit wird beredter, und sein matter Blick erhellt sich, wenn er an das ferne Vaterland erinnert wird. Die Garcinia mangostana, die Mangifera indica, die Eugenia jambos, die Punica granatum, die Nephelia lappacia, das Psidium pomiferum, die Annona squammosa und viele andere bieten ihm ihre liedlichen erfrischenden Früchte an, die Gardenia florida, das Jasminum sambac und der Hibiscus rosa sinensis schmeicheln seinen Augen, die Balsamina impatiens, Polyanthes tuberosa und die Mirabilis dichotoma hauchen ihm den liedlichen Duft entgegen, aber ruhig und stumm schaut er auf Alles, und empfindet, daß ihm der ganze Zauber Indiens das Verlorne nicht ersetzen kann.

Ich fuhr in das Hospital zu Weltevrede, und durchwanderte mit zwei deutschen Aerzten, welche den Landsmann erfreut aufnahmen, die schönen Säle dieser Anstalt. Ein Saal war mit Europaern, ein anderer mit Buginesen und Javanen, ein dritter mit Afrikanern von Aschante angefüllt. Diese Aschantesen (von der Küste von Guinea) erhalt Holland von ihrem

Digitized by Google

Beherrscher, und sie werden als soi-disants Freiwillige jährlich in größerer oder geringerer Anzahl nach Java übergeführt, um Militärdienste zu thun. Doch derselbe milde Geist, welcher überhaupt die holländische Regierung in Bezug auf ihre Colonien beherrscht, bewirkt auch, daß die Verhältnisse dieser Afrikaner ungleich weniger drückend sind, als die absolute Regierungsform ihres natürlichen Beherrschers. Leider verstand ich eben so wenig als die behandelnden Aerzte ihre Sprache. Sie wurden zuerst nach Samarang gebracht, da aber hier eine große Anzahl derselben schnell durch die Ruhr hinweggerafft wurde, so hatte man einen Theil davon nach Weltevrede genommen, um sie hier erst zu acclimatisiren. Sie haben große Gestalten, eine glänzend schwarze Farbe, kurzes, wolliges Haar, eine hohe, aber schmale Stirn, zusammengedrückte Schläfe, starke Jochbeine, ausgeprägte Gesichtszüge, welche durch ein glänzend schwarzes Auge mit blendend weißer Bindehaut belebt werden. Ihr Gebiß ist vortrefflich, tritt aber etwas mehr als in der kaukasischen Race hervor, die Zähne elfenbein weiß, Muskeln und Knochensystem gut ausgebildet, ihr Wuchs schlank, ihre Haltung kräftig. Sie haben keinen Bart, aber tragen alle eine drei bis vier Zoll lange Nacke auf der rechten Wange, welche sie sich künstlich schneiden, um dem Gesichte einen kriegerischen Ausdruck zu geben. Denselben edlen Geist, welchen ihre Körperstructur ausdrückt, sollen sie auch in ihrer Handlungsweise fortwährend zeigen. Sie sind, wie mir Officiere versicherten, welche sie anführten und von Guinea herübergeführt hatten, großmüthig, ehrgeizig, tapfer und dankbar im höchsten Grade. Fühlen sie sich glücklich in ihren neuen Verhältnissen? ich weiß es nicht, aber mehrere waren im Hospital, welche an Geisteskrankheiten mit vorherrschender Melancholie litten. Ich besah sodann das Schloß zu Weltevrede, ein riesiges Gebäude, welches für die Justizbeamten und die hohe Gerichtsbarkeit zur Sitzung dient. Von hier fuhr ich zu einem javanischen Campong. Die Häuser sind klein, einstöckig von Bambushölz erbaut, ohne Fenster, und haben gewöhnlich nur zwei Abtheilungen im Innern, welche als Zimmer dienen. Das Licht fällt zur Thüre hinein, und ein Vordach, welches einige Bambusbäume als Säulen tragen, erlaubt den Javanen, sich fast das ganze Jahr hindurch im Freien aufzuhalten. Eines der Zimmer ist von den Häuptern der Familie bewohnt, gewöhnlich Vater und Mutter, während das andere Zimmer der ganzen übrigen Familie, den Kindern und der Dienerschaft zum Schlafgemach dient. Die häuslichen Geschäfte werden fast alle unter dem Vordach vorgenommen. Hier saß eine Familie um ein Feuer niedergekauert, ihre einfache Speise aus gekochtem Reiß und Fisch bereitend, dort verzehrte eine andere ruhig und stumm mit den Fingern ihr Mahl, denn der Gebrauch der Messer, Gabel und Löffel ist bei den Javanen nicht üblich. Eine ausführlichere Beschreibung der javanischen Eigenthümlichkeiten spare ich jedoch einer andern Arbeit auf. Von hier fuhr ich weiter in das Land hinein, um einer javanischen Festlichkeit noch an demselben Abende beizuwohnen.

(Schluß folgt.)

Der römische Carneval 1839.

(Schluß.)

Am Ave Maria, wenn der herrliche blaue Himmel mit Abendroth geschmückt und der Horizont von der untergegangenen Sonne noch vergoldet ist, laufen auf der Piazza del Popolo acht bis zehn schöne Barberpferde ab, und obwohl sie keine Reiter tragen, fühlen sie doch den brennendsten Wetteifer zuerst ans Ziel zu kommen, das ihnen am Ende des Corso gesteckt ist; merkwürdig ist ihre ungemeine Ungeduld, ehe das hindernde Seil fällt, auch die Menge wartet gierig auf diesen Augenblick, und ein über den Weg laufender Hund erregt die lebhafteste Sensation. Die Carnevaltage gleichen wahren Schlachttagen, und höchst ermüdet zerstreut man sich, nachdem man sich nach geendigtem Pferderennen etwa noch eine Stunde auf der Straße herumgetrieben hat, in die nahe liegenden Café's, wo Maskirte und Unmaskirte sich behaglich ausstrecken, und von den Fatiguen des Tages sprechen. Noch ist aber das Tagewerk nicht vollbracht, man entzieht sich dem Tabaksqualm im Café, eilt nach Hause, wirft andere Kleider oder ein neues Maskencostume um und geht in den Festino im Theater Alibert. Beim Eintritt in diese reich erhellten Säle möchte man sich fast in ein Feenreich versetzt glauben, es glänzt und funkelt Alles, und die geräumigen Hallen nehmen die herbeiströmende Masse kaum auf; trotz des lebendigen Treibens, des Summens der undurchdringlichen Menge Menschen, fühlt man sich nicht beengt, und vielmehr ein friedlicher Eindruck, eine reine Freude über die einträchtige, große Versammlung dringt in die Brust.

Bei den Italienern finden Maskenfeste ihr kräftigstes Gedeihen, sie sind recht heimisch in denselben, und das bewegliche Volk, noch ausgestattet mit äußerlichem Glanze, worin es sich so gut gefällt, ist hier recht in seinem wahren Elemente. Die glänzendste Imagination ist sein Haupterbe, und die herrliche Sprache, welche die Producte einer immer fruchtbaren Phantasie ausdrückt, verleiht den herrlichen Innogestalten der graciösen Römerinnen einen neuen Reiz. Harmlos und lustig bewegt man sich in dieser allgemeinen Freude, Alles geht in der besten Ordnung, weder Augen noch Ohren werden in irgend einer Weise beleidigt; hier sieht man die schönsten Gesichter, männliche wie weibliche, bewundert aber vorzüglich die Schönheit der Frauen und Mädchen an Hals und Nacken, deren Wendungen vom reinsten Ebenmaße sind, den Rosenteint, die rabenschwarze Haare. Was aber die Majestät des Kopfes betrifft, so stehen die Römerinnen hierin den Landmädchen nach, welche, aus dem Sabiner- und Albanergebirge kommend, die Lustbarkeiten der Stadt neugierig mit ansehen, mit Feueraugen um sich blicken, und nachdenkend die vielen Gegenstände betrachten, was schon das ernste Angesicht beweist, auf dem die antik-römische Nase thront.

Das römische Carnevalleben, möchte man sagen, gleicht dem Leben einer Familie, und die Fremden sind die Besuche, welche die Familie empfängt, man kennt in Rom keinen Unterschied der Stände. Jeder hat das gleiche Recht, sich zu divertiren, und er ist stolz auf seinen Fasching: man mag hinkom-

Digitized by Google

men, wo man will, sey es z. B. nur in einen Laden, um etwas zu kaufen, so spricht der Römer unmittelbar vor uns während seiner Feste vorzüglich nur davon, und es freut ihn, wenn man ihm zu seiner Befriedigung antwortet, daß sie gefallen haben. Im tollsten Gedränge geht Alles in Fugen und Geleise, trotz der ungeheuren Menge von Wagen und Pferden, welche gleichsam schon aus Instinct sich ruhig verhalten; man hört nie etwas von einem Unfalle, und ist ja einmal ein Phaeton so unklug, seine Pferde nicht mit der gehörigen Vorsicht für die umwogende Menge zu lenken, so wird er alsbald zurechtgewiesen, daß er seine Accidente vermeide, und schämt sich. Nicht eine einzige Gemeinheit entdeckt man, das Volk ist ruhig in seiner Art, es verlangt nicht mehr, als ihm hier geboten ist, es drängt sich nicht in Weinkneipen nach dem geendigten Festtage, man sieht niemals einen Betrunkenen, keinerlei Exceß wird begangen, aber am Abend werden die Gegenstände und die gemachten Erfahrungen sich in traulicher und gutmüthiger Unterhaltung mitgetheilt, und man schläft ruhig, um den folgenden Tag mit gleichem Genusse verleben zu können.

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

3. Reise von Erzerum nach Teheran.

(Schluß.)

Sobald das Land sich wieder erhob, wir auf der Straße nach Sultanieh, trafen wir auch wieder Kälte und Schnee, doch wir verließen diese höheren Gegenden zu schnell, um ernstlich davon zu leiden. Einen unangenehmern Eindruck machen die zahllosen Ruinen und Spuren von Verwüstungen, mit denen Persien übersäet ist, und welche Zeugniß geben von den immer täglich zunehmenden Zerwürfnissen, die das Land zerfleischen. So war früher Sultanieh berühmt wegen des Mausoleums von Sultan Mahomed Khodah-bendeh, einem Abkömmling von Tschengis, und dem ersten persischen Monarchen, der sich für den Glauben der Schiiten öffentlich erklärte; ferner hielt sich früher der Schah alle Jahre in den heißen Monaten mit seinem ganzen Hofe hier auf. Die Nähe der russischen Gränze hat ihn jetzt davon abgebracht, und der Palast und der Ort verfallen. An andern Orten haben die Söhne des Königs, besonders seit dem Tode des Thronfolgers, Zerstörung und Schrecken um sich verbreitet, und durch ihre Gewaltthätigkeiten und Erpressungen die Einwohner verscheucht. Daher herrscht in den meisten Provinzen eine gereizte, wenn auch noch unterdrückte Stimmung, die bei dem geringsten Anlaß in hellen Flammen auszubrechen droht. Eine solche Scene erlebte ich in Siadehn, dem letzten Nachtlager vor Caswin (Casbin). Wir hatten mit unsern Begleitern aus Khorum-derreh den Vertrag gemacht, uns bis Caswin zu führen, und ihnen im voraus das Geld dafür gegeben. Sie aber hatten es vorgezogen, mit dem Geld und ihren Pferden sich bei Nacht davon zu machen. Sobald das bekannt wurde, ließ der Postmeister auf Anrathen des Gholam die nächsten besten Pferde im Ort anhalten und in sein Gehöft bringen. Natürlich protestirten die Eigenthümer gewaltig dagegen, und als ihre Vorstellungen kein Gehör fanden, riefen sie das Dorf zu Hülfe, das mit allen möglichen Werkzeugen gegen das Posthaus losstürmte. Ihnen entgegen rückte der Postmeister und seine Knechte, und es kam zu einem heftigen Kampfe, der wer weiß wozu hätte führen können, wenn die Weiber sich nicht darein gemengt und den Streit geendet hätten. Ich war mit hinausgetreten, und wurde durch ein anderes Ereigniß auf seltsame Weise berührt. Eine trächtige Ziege nämlich, die nicht weit von diesem Auflauf sich befand, wurde dadurch so erschreckt, daß sie auf der Stelle zwei jungen Ziegen das Leben gab, und einen sonderbaren Kontrast bildete die Zärtlichkeit dieses Thieres, mit der es seine zwei zitternden Jungen bedeckte gegen die wilden Leidenschaften des Zornes und Hasses in dem Getümmel der Menschen.

Noch schwieriger ward es uns in Caswin Pferde zu erhalten. Zwar wandte ich mich sogleich an den Untergouverneur, Mahomed Sheriff Khan, meinen frühern Freund, der mich gastlich in sein Haus aufnahm; aber Pferde waren im ganzen Ort nicht zu finden, da den Tag vorher Mirza Nubbi Khan, ein vornehmer Mann, mit einem großen Gefolge abgereist war und alle Thiere in Bazars und Straßen in Beschlag genommen hatte; auch in einigen Tagen der Prinz-Gouverneur des Districtes Alli Nuki Mirza abreisen wollte und Jedermann seine Pferde verbarg, um durch die Gewaltthätigkeit der Großen sie nicht einzubüßen. Zwar hatte mir mein Wirth seinen ganzen Einfluß versprochen und sich verpflichtet mit eidlichen Versicherungen, mich eilig nach Teheran zu schaffen, aber ohne meine eigene Thätigkeit würde ich haben lange warten können. Lachen mußte ich, als der gute Mann das, was ich gethan, sich aneignete, und seine warme Freundschaft für mich und alle Engländer in ein glänzendes Licht stellte.

Gegen 10 Uhr des Morgens am 7 März verließ ich Caswin, und erreichte am folgenden Tage bei freundlichem Wetter und gutem Wege glücklich das Ziel meiner Reise, Teheran, nachdem ich seit unserer Abreise von Belgrad 7 Wochen lang mit Eis und Schnee zu kämpfen und die furchtbarsten Anstrengungen zu erdulden gehabt hatte.

Die Revue du Havre enthält Nachricht von mehrern Veränderungen, die am Meeresufer in der Nähe von Cherbourg und im Laufe der Seine stattfanden. Am Vorlande La Hève sind mehrere Landschlipfe vorgekommen, und nicht wenige Besitzungen am Meeresufer sind gefährdet durch Einbrüche, welche das ungewöhnlich bewegte Meer gemacht hat. Auch im Bassin der Seine sind ähnliche Veränderungen vorgegangen; bei Honfleur, Quilleboeuf und Tankarville wurde das Ufer weggerissen, das sich schon mit grüner Vegetation zu bedecken anfing, und diese so fortgerissene Erde hat das Fahrwasser verschlemmt, und hindert nun zum Theil die Schifffahrt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 33** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Jules Janins Reise in Italien.** (Fortsetzung.) — **Die Schlacht bei Benevento.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 33.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 März. 1839.

Jules Janin's Reise in Italien.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die detaillirte Beschreibung des Doms und Thurms und theilen die des Campo Santo mit:

„Verlassen wir nun aber diese Höhen und steigen hinab in das unermeßliche, zu unsern Füßen sich öffnende Grab — so erkennen wir endlich, was Ruhm, Ansehen, Wissenschaft, Macht und Freiheit werth sind. Denn zu den Füßen des Thurms, der mit Schauder sich davon zu entfernen scheint, im heiligen Schatten der Kathedrale, die ihn scheint beschirmen zu wollen, nicht weit vom Baptisterium, dieser heiligen Pforte, durch welche der Christ ins Leben eingeht, dehnt sich der Campo Santo, halb versteckt unter den Arkaden und den trauernden Cypressen. Der Campo Santo war der Kirchhof der Republik Pisa, wenn sie ihre Helden, ihre Vertheidiger, ihre Magistrate, ihre Künstler zu begraben hatte. So lang die Republik stark, mächtig, glorreich dauerte, blieb auch der Campo Santo ihren Todten offen; er wurde geschlossen mit ihrem letzten großen Mann. Die Geschichte von Pisa und sein Nationalkirchhof haben an Einem und demselben Tag ihre Aufgabe geschlossen.

Ja, dieß ist was man ein Pantheon nennen darf, ein unverletzliches und vernünftiges Pantheon, wo die Apotheose von gestern sich nicht morgen in Verwünschung verwandelt. Ja, das ist ein nationaler Kirchhof, ein Kirchhof ohne Verwirrung, wo Jeder den gleichen Platz behauptet in dem gleichen glorreichen Nichts. In der That, diese Erde, in Folge eines ganz besondern Vorrechts eigens aus Jerusalem geholt, verzehrt die Leichen, die man ihr übergibt. Sie läßt nichts vom Menschen übrig als seinen Namen und seinen Ruhm. Ha! welches Bedürfniß hat denn der Mensch, ewig diese sechs Schuhe Erde zu besitzen, darauf er so stolz ist? Der Campo Santo läßt ihm kaum einige Tage diesen letzten Titel seines Ehrgeizes; dann ist nichts mehr übrig von diesem Leichnam, nicht einmal jenes Etwas ohne Namen, wovon Tertullian spricht. In diesem leeren und doch so gefüllten Kirchhof fände der Todtengräber im Hamlet nicht einmal einen Schädel, um ihm zum Text für seine Philosophie zu dienen, kein Bein, um mit seinen Cameraden damit zu spielen; kaum könnte der Prinz von Dänemark ein wenig Gras dort pflücken, um daraus den Brautkranz Opheliens zu flechten! An diesem heiligen Ort, einem wahren Feld der Ruhe, wo Alles ruht, selbst die Todten, ist Alles gleich; da ist keine Verwierung, kein Vorzug, kein Ehrgeiz, wie auf unserm Gottesacker Père-Lachaise, dieser ernsten Carikatur von allen Eitelkeiten der Welt; aber es sind da Namen auf Stein geschrieben, und über diesen Namen ein unsterbliches Leichengebet, nicht das Leichengebet von Einigen aus der Menge, sondern die ewige Lobpreisung der Geschichte zum Frommen all der Menschen, welche diese gastliche Erde verschlungen.

Als die alten Pisaner auf würdige Weise die kriegerische Tugend und die bürgerliche Tugend, welche der erstern an Werth wenigstens gleich steht, belohnen wollten, da wußten sie nichts Besseres zu ersinnen, als diese Erde von Jerusalem kommen zu lassen; um diese heilige Erde herum errichteten sie hohe Mauern und leichte Bogen, wie in einem Kloster. Johann von Pisa, der Sohn von Nikolas, war es, der diese gezackten Steine meißelte, so passend für die milden Strahlen des Mondes im Junius, die aber am Tag all ihre Wirkung verlieren. Dann, als diese Mauern errichtet waren, als Johann von Pisa sein Werk vollendet hatte, überließ die Republik diese Todtenmauern ihren Lieblingskünstlern, damit diese das gemeinschaftliche Grab und zugleich ihr eigenes verschönerten. Eine eigenthümliche Aufgabe, von der wir, wir leidenschaftlichen und enthusiastischen Kinder der gegenwärtigen Stunde, keinen Begriff haben. Diesem Aufruf der Republik leisteten alle Künstler mit ernstem Eifer Folge. Sie wollten, daß kein Zoll dieser Todtenmauern nackt oder leer bliebe, damit doch wenigstens ein Echo in dieser Stille, eine Bevölkerung in dieser Einsamkeit wäre.

Digitized by Google

Niemand vermöchte den Eindruck dieser durch die Zeit halb ausgelöschten Gemälde zu schildern, die aber doch noch vom Genie und vom religiösen Glauben ihrer Urheber zeugen. Umsonst sucht das thränenvolle Auge einige verwischte Spuren der ersten Versuche des toscanischen Genius zu entdecken; mit Mühe nur kann man aus einigen rein erhaltenen Linien die naiven Dramen errathen, womit diese alten Mauern bedeckt sind. Und doch haben sich auf diesen entwürdigten Mauern die besten Schüler Giotto's versucht, jenes Mannes, der das Geheimniß der Malerei ahnte, und der auf der von ihm neu gebrochenen Bahn erst ein Jahrhundert später an Bruneleschо Donatello und Masaccio, den großen Meistern, Nachfolger fand. Indeß liest man auf den Mauern des Kirchhofs von Pisa doch noch einige Namen: Buffamalco, jener geistreiche Buffano, den Boccaccio feiert, die Freude von Florenz, das seine lustigen Einfalle wiederholte, und der im Hospital laut lachend starb; Bruno di Giovanni, der Freund des Buffamalco, aber ein eifersüchtiger Freund, welchen der Kalnskopf nicht schlafen ließ. Noch andere standen dort, besonders der große Orgagna, eine Art von Vorläufer Michel-Angelo's, einer der Ersten, welche die Mauern des Campo Santo schmückten. Dieser Orgagna war Bildhauer, Maler, Architekt und Poet, wie dieß im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert, die man die dardarischen nennt, der Brauch war; er war einer der ersten Italiener, der den Dante gelesen, und er hatte sich mit dieser neuen Poesie erfüllt und getränkt mit einem Fanatismus, der an Adgötterei gränzte. Die Hölle, das jüngste Gericht, die im Raum irrenden Welten, die ganze Metaphysik, ich hätte beinahe gesagt die ganze Theologie der Poesie, waren von nun an die einzige Beschäftigung von Andrea Orgagna. Ganz voll von Dante's Gedicht wollte er auf den Mauern des Campo Santo die Hölle der göttlichen Komödie darstellen. Aber dieser große Genius sah in der Poesie Alighieri's nur erst die Form, die Farbe, die Bewegung, das Dramatische. Er begriff weder ihre tiefe Schwermuth, noch ihren verborgenen Schmerz, noch ihre innige Wehmuth. Er hatte noch nicht die Ahnung jener weltlichen Schönheit, welche später Raphael begeistern sollte. Orgagna hat höchstens das jüngste Gericht auf den Mauern des Campo Santo skizzirt, Michel-Angelo hat es im Vatican vollendet.

So lang es Tag ist, ist nicht die günstige Zeit, diesen Kirchhof zu besuchen, von dem man sagen könnte, er sey gemacht für einen Congreß von Königen — dieß heilige Feld, wo alle Gräber gleich sind. Zwar kann man die Sonne benützen, um nacheinander alle diese Marmor zu studiren, alle diese Trümmerreste des Alterthums, da und dort in der pisanischen Republik aufgerafft, die endlich auch ihren Ruheplatz gefunden, wie wenn sie ein menschliches Leben durchlebt hätten. Unter diesen Fragmenten, welche aus diesem Kirchhof ein Museum machen, sind sehr merkwürdige. Man benütze den Tag, diese zu besehen; und endlich, wenn die Nacht gekommen, wenn der Mond mit seinem friedlichen Strahl die letzte Wolke durchbrochen, wenn der letzte Engländer mit seinem lästigen und langweiligen Gewisper in seinen Gasthof zurückgekehrt ist, dann ist es Zeit, dann schlüpfe man in den Campo Santo von Pisa. Die Nacht, die so viel andere Bauwerke auslöscht und sie im Schatten läßt, erfüllt im Gegentheil dieß mit tausend vortheilhaften Lichtern. Das düstere Grün der Cypressen mildert sich in dieser glücklichen Beleuchtung. Die schlanken Colonnaden werden gleichsam kühner in diesem erhellten Dunkel, das alte Kloster wird größer in diesem melancholischen Licht, der halb verschleierte Mond wirft unbestimmt und schwankend seine matten Strahlen auf all diese Reste der alten Zeiten; er ist die Sonne der Gräber.

Treten wir ein in den Raum der Trauer. Schon die Pforte ist mit einem Sarkophag geschmückt; kein Raum ist verloren in diesem letzten Asyl des Todes. Diese sinnreichen Trümmer der griechischen, der etrurischen, der italischen Kunst stellen sich Einem in dieser Stunde der Nacht dar, als ob sie eben aus den Händen des Bildners hervorgegangen wären. Die am Morgen verstümmelten Marmorbilder, die in der Sonne halb erloschenen Gemälde — die klare italienische Nacht bringt sie wieder zu Ehren; sie ergänzt, sie vergrößert, sie restaurirt, sie straft die Zeit förmlich Lügen, sie erfüllt diese Einsamkeit, belebt diese Stille. Wandle leise, damit zu dieser Stunde die um ihre Grabmäler schwebenden Schatten dich für ein Phantom halten. Zu deiner Rechten sind die am Morgen so friedlichen Gemälde in voller Bewegung; zu deiner Linken flieht in weiter Ferne der schmale Bogengang des Klosters, sanft im Schatten dahingleitend, während dein Fuß tritt auf tausend Grabschriften, zerbrochene Wappen, halb erloschene Namen, Embleme, die einst sagen wollten: Hier ruht die Schönheit, die Jugend! und die jetzt kaum noch sagen: Hier ruht ein Todter vier Jahrhunderte alt! Langsamer und feierlicher Spaziergang, ganz erfüllt von ehrfurchterweckenden Erscheinungen! Seltsames Durcheinander von heidnischen und von christlichen Monumenten, die sich wenig wundern, in demselben Nichts sich beisammen zu finden. Das alte Rom hat hier seinen Hercules, seine Juno, seinen Vulcan angesiedelt; Griechenland hat hier seine Venus und seine Amorn gelassen, Aegypten seine Sphinx; besonders aber haben sie gewetteifert, die Proben ihrer Gräber hieher zu schicken. Und weißt du wohl? mehr als einmal haben sich in diesen leeren Särgen, in diesen ägyptischen Sarkophagen mit dem Ibis, oder umschlungen von den Myrten der Venus oder von dem Weinlaub des Bacchus die glaubensvollsten Christen des Mittelalters zur Ruhe gelegt, um nicht früher als am Tage des Gerichts wieder aufzustehen. All diese Urnen des mythologischen Todes haben sich zum zweitenmal gefüllt, aber dießmal sind es die Anbeter Christi, die sie füllen. Treffliches Beispiel, das jene Künstler, die darin ruhen, den künftigen Generationen gaben; nämlich, daß das Alterthum nicht dazu da sey, unwürdig verstümmelt und den Winden preis gegeben zu werden; sondern daß es im Gegentheil heilig und ehrwürdig sey, selbst in seinen Trümmern, und daß ein Christ friedvoll schlummern könne selbst in den von den Priestern Jupiters geweihten Särgen.

Die Nacht vergeht sehr schnell unter den feierlichen Beschwörungen des Gedächtnisses der Todten. Indessen hört man alle Arten von Geflüster und Tönen. Die Cypressen wiegen ihren schwarzen Blätterschmuck, der Wind stöhnt unter den

Digitized by Google

gothischen Bögen, das Meer rauscht fern; in einer Seitencapelle beleuchtet eine brennende Lampe einen gemeißelten Christus; dieser, voll Schmerz und Vergebung, schleppt sein Kreuz auf seinem leidenvollen Weg; draußen singt von Zeit zu Zeit die Nachtigall Juliens, von Verona nach Pisa gekommen; aus den Brombeerdüschen flattern plötzlich Tausende von fliegenden Funken empor, ein geflügelter Phosphor! Gewiß, dieß sind die Seelen der Todten! Zu gleicher Zeit wirft der Mond vom Gipfel des hängenden Thurms zitternde Strahlen über die Mauern, und plötzlich umflattern einen all die christlichen oder weltlichen Bilder, die dem Pinsel so vieler großen Meister entquollen sind; das ist die Stunde der allgemeinen Auferstehung. Welches Staunen und welche Freude! Und wie erwehrte man sich, Angesichts so vieler Tugenden und so vieler Genien die hier versenkt liegen, des Glaubens an jenes Wort des obersten Priesters der Kirche, welcher den Campo Santo weihte: „Wer in diesem heiligen Gottesacker begraben wird, der wird das ewige Leben besitzen!" — — —

Nun, das sind recht hübsche Worte, sie fließen dem Verfasser glatt aus der Feder, J. Janins Styl ist, und wir wollen gern glauben mit Recht, berühmt, und in der neuesten Zeit, wo in Frankreich die Religion wieder anfängt Mode zu werden, wird dieser christelnde Ton des Feuilletonisten nicht wenig Anklang finden bei seinen Landsleuten; kann aber ein ernsterer und soliderer Geschmack sich wirklich erfreuen an solchen erkünstelten, religiös seyn sollenden Stimmungen? Das Vorwort rühmt an dem Verfasser, daß er ein „überzeugter" Schriftsteller sey; davon lassen wir uns nicht so leicht überreden! All die schönen Floskeln und christlichen Gefühle, die er hier preis gibt, halten wir für nicht mehr und nicht minder ernst und aufrichtig, als seinen Glauben: daß der Campo Santo in wenigen Tagen die Gebeine der darin Begrabenen verzehre, oder: daß die Leuchtkäfer die Seelen der Verstorbenen seyen. Dieser allerdings classische Repräsentant der modernen Oberflächlichkeit und Frivolität, paßt nicht in das classische Land im wahren Sinn, und seine Schilderungen von den gediegensten Gegenständen haben immer etwas Kleinliches und Profanes. So ruft er über Florenz aus:

„Florenz! da da liegt Florenz vor uns! Man denke sich einen Steinpalast, leicht auf Rosen aufgesetzt, so daß die Blumen ihn tragen ohne das Haupt zu beugen — den edeln Bau, Museum innen und außen eine Festung. In der That, die Stadt ist gebaut auf einem Feld voll Lilien und Rosen, ohne weder die Rosen noch die Lilien zu erdrücken. Sie versteckt sich wie eine wahre verschmitzte und kokette Italienerin zwischen zwei Hügeln, bedeckt mit Oliven, Weingärten und blühenden Granatbäumen; sie hat, um ihre leise gebräunte Schönheit zu bewundern, ihren Arno, der ebenso stolz und nicht minder anmuthig ist, als die Seine bei Paris."

(Schluß folgt.)

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Als ich mich spät Nachts in meine Kammer begab, ergriff mich ein Gelüsten, nahe an dem Zimmer des Grafen vorbeizugehen; kaum setze ich einen Fuß in den Saal, so höre ich ein Getöse von redenden Personen; ich näherte mich vorsichtig und lauschte . . . der in dieser Nacht heftig tobende Wind verhinderte, daß ich die Worte vollständig verstehen konnte, doch erhorchte ich Manches: — „Graf Odrisio du hast mich betrogen! wenn es bei mir stände, so hätte deine Seele keine Ruhe unter der Erde" — der Wind verschlang das Folgende; als er aufhörte, vernahm ich wieder von einer andern Stimme das Wort: „Unersetzlich," und ein neuer Windstoß schnitt mir wieder das Weitere ab; die erste Stimme (es schien mir die des Grafen Rinaldo) sagte dann: „sie verließ das Bette, ich wachte, aber stellte mich als ob ich schliefe" — und nach einer neuen Unterbrechung: „ich stand vor ihr auf, fand das Papier und las: Eure Verwunderung, Fürst, über meine beharrliche Weigerung, das Sacrament zu verrathen, schließt einen schmachvollen aber verdienten Vorwurf in sich, denn das Weib, das ihre erste Pflicht gebrochen, kann auch die zweite und alle brechen . . . und ich beklage mich auch nicht darüber, sondern sehe es als eine der leichteren Züchtigungen an, mit welchen die ewige Gerechtigkeit mich für den Tod meines Vaters büßen läßt; glücklich wenn . . ." hier raubte mir wieder ein gewaltiger Windstoß die Fortsetzung der Rede und ich vernahm nur noch die abgebrochnen Aeußerungen „Er konnte mir das Leben nehmen, aber nicht die Ehre; dieser Sohn soll nicht die Wappen von Aquino auf dem Schilde tragen" — „es war ein Betrug, ein Verbrechen;" — „Ihr dürft nur ein einziges Wort sagen," — „es ist aus mit ihr, es ist aus," — „die Todten reden nicht mehr." — Ich zog mich zurück, mit vorsichtigen Schritten; jetzt wußte ich genug von Madonna Spina; meine Vermuthung am Hochzeittage war nicht ungegründet gewesen.

Eines Abends, als ich allein ging um nachzusehen, ob das Thor des Schlosses gut verschlossen sey, gesellte sich zu mir ein gewisser Graf della Cerra, der, als ein armer Edelmann oft auf die Burg meines Gebieters kam und sich sehr bei ihm in Gunst gesetzt hatte, so daß er ihm alle seine Geheimnisse mittheilte. „Vasall," redete er mich an, „was würdest du thun, um deine Freiheit zu erlangen?" — „Was ich thun würde? sagt Ihr was ich thun soll, denn ich weiß es nicht." — „Man verlangt einen kleinen Dienst von dir, Vasall, den dir dein Herr auch befehlen könnte, aber er will dich lieber darum bitten und verspricht dir zur Belohnung die Freiheit und ein hübsches Gut." — „Und was ist dieser Dienst?" — „Ein Dolchstoß." — „Ich habe hunderte ausgetheilt zu meinem Schaden; urtheilt ob ich nicht auch einen führen würde zu meinem Gewinn." — „Bemerke aber, daß er einem Schlafenden, mit großer Vorsicht, bei Nacht, gegeben werden muß, ohne daß du etwas Anderes bei dir hast als den Dolch." — „Es handelt sich ja nicht davon, einen Menschen zu zerspalten — so ist ein Dolch Alles was man braucht — sollte denn darin eine Schwierigkeit liegen?" — „Für

Digitized by Google

mich nicht, Roberto, aber für dich vielleicht, der du an Hirbwaffen gewöhnt bist, wir es sich für einen getreuen Dienstmann ziemt." — „Wenn ich für gewöhnlich bei Tag fechte, so glaubt darum nicht, daß ich nicht noch lieber bei Nacht fechten und Einen rücklings treffen kann; wenn man gerad aus gehen kann, so bin ich nicht der Mann, der Berg und Thal aufsucht." — „Wohlgesprochen, Vasall; halte dich bereit auf morgen um diese Stunde, dann will ich dich selbst auf deinen Posten führen ... ich gebe dir diese Zeit zur Vorbereitung ... deines Dolchs." Um mich über die Versprechungen sicher zu machen, zeigte er mir den R g meines Gebietes.

„Du zitterst," sagte zu mir am andern Tag, als wir uns wieder trafen, der Graf, indem er mich mit verbundenen Augen einen unterirdischen Weg führte. — „Ja, ich zittere, aber vor Kälte." — „Man zittert auch vor Furcht." — „Man zittert ... Aber am Treffen erkennt man, ob aus Kälte oder aus Furcht." — „Das können wir jetzt im Augenblick sehen, denn wir sind am Platz." Er nahm mir die Binde ab; Dunkel umgab mich, eine Finsterniß, wie sie paßt zur Gesellschaft des Verbrechens.

„Jetzt steige so leise als nur möglich hinab durch diese Oeffnung, die etwa zwei Schuhe über dem Boden ist," sagte er mir; „steige zuerst mit dem einen Bein hinab, dann mit dem andern; thue drei Schritte rechts, so wirst du neben dem Bette stehen wo er schläft ..." — „Wer schläft?" — „Was trägt es für dich aus zu wissen wer dort schläft! du brauchst an nichts zu denken, als dich deines Auftrags zu entledigen." — „Was es mir austrägt? Heilige Maria! es trägt mir viel aus! könnte es nicht einer meiner Cameraden seyn?" — „Habe ich dir nicht gesagt, die Furcht habe sich deiner bemächtigt? komm, daß ich dir wieder die Binde anlege und dich ins Schloß zurückführe." — „Antwortet mir — und hier, mein Vater, stieß ich einen gräßlichen Fluch aus, — antwortet mir, ob es ein Camerade von mir ist?" — „Es ist kein Camerade von dir." — „Auch kein Freund von mir?" — „Auch kein Freund!" — „Nun sollt Ihr sehen, ob ich Furcht habe." —

Ich stieg auf den Zehenspitzen hinab, tappte mit der Linken durch das Dunkel, in der Rechten hatte ich den Dolch, betastete den Körper im Bette, zielte nach dem Herzen, näherte ihm die Spitze des Dolchs, erhob ihn, stieß ihn hinein — ha! welch ein herzzerreißendes Geschrei," — und der Sterbende hielt sich in diesem Augenblick die Ohren, zu als ob er es wieder hörte. — „Der Graf Anselmo de Cerra näherte sich der Oeffnung, brachte eine brennende Laterne zum Vorscheln und fragte: „Ist sie auch wirklich todt?" O Ihr Mächte des Paradieses! ein Lichtstreifen, der auf das blutige Bett fiel, zeigte mir in der Ermordeten die Züge der Madonna Spina! Ich rannte, blind vor Entsetzen und Wuth im Zimmer herum, und schrie voller Verzweiflung, als das Gewimmer eines Kindes sich zu den Tönen des Grausens, des Zornes und Entsetzens gesellte ... ich stürzte an das Bette — ein neugebornes Kind krümmte sich darin, dessen Geburt durch den Todesschmerz der Mutter war beschleunigt worden. Die Mutter küßte es und drückte es an ihre Brust, wo das Blut aus der Dolchwunde strömte und sagte mit schwacher, sterbender Stimme: „Nimm, Unschuldiges, das ist dir Milch, welche ihrem Kinde diejenige reichen sollte, die ihren Vater vor Kummer sterben machte!" und sank todt zurück.

Ich wickelte das Kind in ein Leintuch, lief damit zu dem Grafen Cerra und gab es ihm, selbst nicht wissend was ich that, in die Hand. — „Anselmo, was hast du gethan, Anselmo!" rief jetzt die Stimme des Grafen Rinaldo vom Gang her, und beim Anblick des grausen Schauspiels stürzte er halbtodt zu Boden. — „Ich habe die Gränzen Eures Befehls nicht überschritten, Rinaldo!" versetzte lächelnd der Graf della Cerra, „und darum seyd Ihr verpflichtet, mich gegen jede Anfechtung und Verantwortung in dieser und in der andern Welt zu vertheidigen." — Was soll ich Euch weiter erzählen von dieser teuflischen Scene? er legte die Absicht an den Tag, die Bewußtlosigkeit des Grafen von Caserta zu benützen und schlug mir vor, das Kind an der Wand zu zerschmettern, um sich, wie er sagte, diese weitere widrige Last vom Halse zu schaffen; ich sagte ihm, er solle sich wohl hüten dieß zu thun, denn wenn diese Seele in die Vorhölle käme, würde sie ganz gewiß der seinigen dereinst den Weg zur rechten Hölle zeigen; so rettete ich das Kind. Der Graf Rinaldo erwachte aus dieser Bewußtlosigkeit kaum mehr halb zum Verstande; er war sich des Verlustes seiner Gattin bewußt, weil er ihn jeden Augenblick empfand; die andern unglücklichen Vorfälle vergaß er, oder wenn sie ihm auch durch die Seele gingen, so glaubte er, es seyen Ausgeburten seiner erschütterten und erschreckten Einbildungskraft. Anselmo della Cerra, der nach kurzer Zeit seinen Sinn änderte und auf einen noch schlauern Plan dachte, hatte mir keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt, das Kind zu retten, und mir nur einen Eid bei den Heiligen abgenommen, daß ich keiner Seele etwas von seiner Geburt sagen wollte; er unterstützte mich mit seinem Rath und seiner Hülfe um ihn gut aufzuerziehen zu lassen, so daß er, den Menschen und dem Himmel angenehm, heranwuchs, nachdem man ihn an den Hof gebracht, gefiel er dem König Manfred so, daß er ihn unter seine Pagen und in reiferen Jahren unter seine Knappen aufnahm ... und dort wäre er noch jetzt, wenn ..." — „Vollende!" — „Wenn er nicht jetzt vor mir stände!"

Wenn du günstiger Leser von der Zahl der Erwählten bist, welche das Verständniß haben, kannst du dir aus dir selbst vorstellen, was die Schrift, die nur Zeichen hat, um den Zustand des Gemüths zu schildern, nur schwer und ungenügend darzustellen vermag; denn für die meisten Menschen, geboren mit einem vereisten Herzen, bedeutet jenes Zeichen nichts, und einem kleinen Theile, der wohl darauf achtet, nur sehr wenig, da die von uns geschilderten Empfindungen nicht bloß selten vorkommende, sondern in ihrer Art einzig sind und zu der teuflischen Wissenschaft gehören, die Seelen zu verderben.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ph. Wiedemann.

Digitized by Google

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1839.

Einige Bemerkungen über die russische Literatur.

Th. Bulgarin hat in Nr. 31 der Nordischen Biene einen ersten Brief über den jetzigen Zustand der russischen Literatur einrücken lassen, der zwar keine vollständige Mittheilung verdient, auch wegen der Bemerkungen über einige russische Sprachverbesserer keiner solchen fähig ist, doch aber einige interessante Bemerkungen enthält. Es ist freilich etwas Eigenes um eine Nation, deren Literatur ein so beschränktes einheimisches Publicum hat, indeß ist trotz der Klagen Bulgarins die russische Literatur sichtlich im Fortschritt begriffen. Eine seiner Klagen besteht darin, daß fast alle Literatoren Rußlands sich im Staatsdienste befinden, und somit nur ihre Mußestunden der Literatur widmen könnten, da doch ein eigentlicher Literator, der sich mit den wichtigern Erscheinungen der Zeit auf dem Laufenden erhalten wolle, Alles lesen müsse. Dieß läuft auf eine Polyhistorie hinaus, die man noch in einem so literaturarmen Lande, wie Rußland, aber nicht mehr in einem an Literatur so überreichen Lande, wie etwa Deutschland ist, üben kann. Eine zweite Klage ist, daß Alles sich in die Journalistik wirft, und fast Niemand mehr sich die Mühe nehmen will, etwas gründlich zu bearbeiten und ein Buch zu schreiben, oder auch nur eines zu übersetzen. Bulgarin bemerkt, daß jährlich etwa 3000 Bogen Journalliteratur erscheinen, was freilich für Rußland sehr viel ist. Zudem glaubt sich jeder fähig und berufen, in ein Journal zu schreiben, obgleich es diesen Journalisten sogar an grammatikalischer Kenntniß ihrer eigenen Sprache fehlt. „In ganz Europa," sagt Bulgarin, „gibt es kein Beispiel, daß ein Buch mit grammatischen Fehlern in die Welt tritt, bei uns aber ist es die größte Seltenheit, ein Buch oder auch nur einen Journalartikel zu sehen, der rein und regelmäßig russisch geschrieben ist. Allenthalben halten sich die Journalisten für die Wächter und Bewahrer der Reinheit und Regelmäßigkeit der Sprache, bei uns ist das Gegentheil der Fall. Allen Gebildeten ist bekannt, in welchee Sprache die „Lesebibliothek," die „literarische Beilage zum russischen Invaliden," der „Zeitgenosse," die „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" und der „Moskauische Beobachter" erscheinen. Wenn in diesen Journalen einmal ein gut geschriebener Artikel vorkommt, so sind die Herausgeber vollkommen unschuldig daran." Dieß ist denn nun freilich arg, und man kann wohl mit Recht sagen, daß dieß eine Folge der treibhausmäßig geförderten Civilisation Rußlands ist. Zum Unglück haben diese Schriftsteller, die so hochmüthig auf die Grammatik herabsehen, noch die Eitelkeit, dieß für eine Tugend zu halten, und wollen ohne Rücksicht auf Etymologie nach dem Gehör und der gesprochenen Sprache schreiben, wovon auch in Frankreich vor zehn Jahren ein gewisser Hr. Merle ergötzliche Proben geliefert hat. Hr. Bulgarin fragt nicht ohne Grund: „Wie sollen Vaterlandsgenossen, die eine fremde Sprache sprechen, das Russische lieb gewinnen, wenn man es mit einer solchen Barbarei verhunzen läßt."

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Audh.

Vom Jahre 1768 bis 1816 wurden mit dem Beherrscher der Provinz Audh nicht weniger als neun Verträge abgeschlossen, die alle Ländertausch, Truppenstellungen, Geldbewilligungen und dergleichen zum Zwecke hatten; Audh, das seit der Thronbesteigung des vorigen Herrschers den Titel eines Königreichs führte, und somit die ehemalige nominelle Abhängigkeit vom Moghulkaiser gänzlich aufzugeben schien, sank im Verlaufe dieser Verträge zu gänzlicher Abhängigkeit von den Engländern herab, von deren Gebiet es umrungen war. Durch sie vor äußern und innern Feinden geschützt, wurden die empörendsten Erpressungen ausgeübt, und wenn der Haß zum Ausbruch kam, waren die Engländer mit ihren Truppen zur Hand, um die Rebellen zu strafen. Die Größe dieses Uebels hatte endlich die angloindische Regierung vermocht, durch starke Vorstellungen einen ausgezeichneten Mann, Namens Ali Mehndi Khan, dem K ig als Minister aufzudringen, und dieser hatte in seiner kurzen, nur zweijährigen Verwaltung (1830 bis 1832) doch wenigstens so viel gethan, daß er die Verpachtungen der Steuern, welche namenloses Elend und zum Theil blutige Auf-

Digitized by Google

stände über das Land gebracht hatten, größtentheils aufhob; als er aber durch die Höflinge und den Einfluß des Harems verdrängt worden war, ging die alte Unordnung von neuem an, und der Generalgouverneur drohte dem König mit Entsetzung oder zum mindesten mit einer Leitung der Verwaltung und der Finanzen des Königreichs durch englische Beamte, wenn er nicht ernstliche Reformen in seinem Lande vornehme. Hiezu nahm der schwache, von Weibern und Günstlingen beherrschte Wollüstling auch wirklich mehrmals einen Anlauf, allein mit schlechtem Erfolg, und der Generalgouverneur hätte wohl seine Drohung wahr gemacht, wenn nicht der König im Julius des Jahres 1837 glücklicherweise gestorben wäre.

Es war vor seinem Tode in den angloindischen Journalen viel von der angedrohten Maßregel die Rede, und die Meinungen waren sehr getheilt. Viele waren der Ansicht, wenn die Regierung des Königs von Audh schlecht sey, so habe sie doch noch den Vorzug, daß sie von Eingebornen verwaltet würde, englische Beamte aber, mit dem Volk und den speciellen Verhältnissen unbekannt, würden in Prari noch schlimmer wirthschaften. Triftiger scheint der Grund, daß ein Ansichreißen der Regierung nicht nur dem Volke überhaupt, das die Engländer mit Haß und Eifersucht betrachtete, zuwider seyn würde, sondern hauptsächlich den höhern Classen, die dadurch aller Aussicht auf den Staatsdienst verlustig gingen, und somit eine mächtige Opposition bilden würden. Indeß mußte gegen die Uebel der Verwaltung im Königreich doch Rath geschafft werden, denn die angloindische Regierung konnte die Sache nicht sich selbst überlassen; einestheils weil die Erpressungen im Königreich Audh die Sipahis unzufrieden und schwierig machte, — indem zwei Drittheile der bengalischen Armee aus Audh gebürtig sind, und dort meist kleine Ländereien besitzen, welche durch die Erpressungen der Steuerbeamten werthlos wurden, — anderntheils weil das gewaltsame Verfahren dieser letztern die stolzen Radschputen, aus denen zum Theil die großen Güterbesitzer und Lehnsherren bestanden, zum offenen Aufstand trieb, wo sodann die Engländer mit gewaffneter Hand einschreiten sollten.

Wir können nicht umhin, hier einen dieser Vorfälle zu erzählen, da derselbe vielleicht indirect zum Tode des Königs beitrug. Im Mai des Jahres 1834 zogen einige Steuerpächter *) gegen einen Radschputenhäuptling, der, der Geldanforderungen müde, sich mit zwei tapfern Söhnen und fünfhundert Anhängern in seiner Veste einschloß, dort den mit 4000 Mann und Artillerie gegen ihn marschirenden Tschakladars Trotz bot, sich 14 Tage gegen sie behauptete, und als alle Munition verschossen war, mit dem Säbel in der Faust sich einen Weg durch die feindlichen Schaaren bahnte. Bei der Verfolgung fielen die meisten seiner Leute, und das drittische Gebiet ward verletzt, wofür Genugthuung gefordert wurde, indem man die Absetzung der Beamten verlangte. Diese Beamten waren aber die Söhne eines Günstlings bei Hofe, und die ganze Genugthuung bestand darin, daß man die Verwaltung der Tschakla dem Neffen dieses Höflings, statt den Söhnen übertrug, und dieser Neffe soll erst selbst noch an dem Zuge gegen den obgenannten tapfern Radschputenhäuptling Theil genommen haben. Natürlich begnügten sich die Engländer damit nicht, und jener Günstling selbst, Subhan Ali Khan genannt, wurde entfernt, worauf er nebst andern gleichfalls gefallenen Günstlingen, welche befürchteten, daß sie noch einmal ihr übel erworbenes Vermögen herausgeben müßten, dem König nach dem Leben getrachtet haben soll. Der König, Nasireddin Heider, starb auch wirklich an Gift, und der oben erwähnte Subhan Ali Khan wurde, als des Mords höchst verdächtig, gefänglich eingezogen. Was aus ihm geworden, ist uns noch unbekannt, kann uns hier auch gleichgültig seyn.

Die Engländer schienen von den Vergiftungsversuchen, die in großer Zahl vorangegangen — der König aß und trank am Ende fast nichts mehr, als was er selbst oder ein ihm vertrauter englischer Arzt bereitete und holte — unterrichtet und auf seinen Tod gefaßt gewesen zu seyn, und hatten ihre Augen auf den Oheim des Königs, Nasir-ed Daulah geworfen, und diesen zu seinem Nachfolger bestimmt, da der Verstorbene einen ihn überlebenden Sohn, Namens Munadschan Feridun, selbst für unächt erkläet, *) und ihn auch die Compagnie nicht als legitimen Sohn anerkannt hatte. Die Mutter Munadschan Feriduns wollte indeß die gebotene Gelegenheit ergreifen, ging mit ihrem Sohne in den Palast und erklärte ihn als rechtmäßigen Beherrscher des Königreichs Audh, welche Erklärung das Volk mit Jauchzen aufnahm. Aber der englische Resident, Oberst Low, handelte mit kalter Entschlossenheit: er ließ die Truppen aufmarschiren, forderte von Munadschan Feridun augenblickliche Verzichtleistung auf den Thron, und gab ihm hiezu nur eine Viertelstunde Bedenkzeit. Als diese ohne Antwort verstrich, und das Volk Miene machte, sich den Engländern zu widersetzen, ließ er mit Kartätschen feuern, und seine Soldaten drangen in den Palast, wobei der Thron von Audh seiner meisten Kostbarkeiten beraubt wurde. Der junge Prinz ward sehr hart behandelt, mit auf den Rücken gebundenen Händen in den Kerker geführt, und bald darauf über die Gränze gebracht, nach dem Fort Tschunar bei Cawnpur, wo er unter strenge Aufsicht gestellt wurde. Alles dieß war das Werk von vier Tagen, denn am 7 Julius Nachts starb der König, und am 12 war der Prinz schon auf dem Wege nach Cawnpur.

Es bestätigt sich durch alle Nachrichten, daß das Volk im Ganzen genommen für den jungen Prinzen gestimmt war, und ein Officier ließ sich in einem Schreiben also vernehmen: „hätte die Padscha Begum (Königin Mutter) sich nicht in einen Palast eingeschlossen, sondern auf das Land gezogen, so würde sie in kurzem ein Heer von 40,000 Mann, darunter alle königlichen Truppen um sich versammelt haben, und im Stande gewesen

*) Tschakladars, Districtsinhaber.

*) Aus späterer Abneigung gegen dessen Mutter, was in den Augen des Volks kein Hinderniß seyn konnte, da Nasireddin Heider selbst früher von seinem Vater als unächt erklärt worden war, und doch den Thron bestiegen hatte. Der nach England gekommene Kronprätendent, Namens Ghal-ed daulah, ist ein Neffe des jetzigen alten Königs, von einem Halbbruder, Namens Schemseddaulah.

Digitized by Google

seyn, an die brittische Regierung zu appelliren." Die Entschlossenheit Oberst Lows hatte der Sache schnell ein Ende gemacht, und Nasireddaulah, ein 70jähriger Greis, bestieg den Thron, der obenerwähnte Minister, Ali Mehndi Khan, ward ins Amt berufen, und wenn er gleich kurz darauf starb, so wurde die Staatshaushaltung doch auf bessern Fuß gesetzt und große Einschränkungen vorgenommen. Die beste und für die Engländer ehrenvollste war, daß ein ganzes Heer englischer Abenteurer, welche als Ingenieure, Adjutanten, Aerzte, Astronomen, Musiker, Köche, Barbiere, Maler u. dgl. sich am Hofe des vorigen Königs befunden, und für ihr Nichtsthun zum großen Skandal und Aerger des Volks große Besoldungen bezogen hatten, alsbald entlassen wurde. Dagegen wurde eine für die englischen Interessen viel nützlichere Anordnung getroffen, nämlich die ganze Armee von Audh mit englischen Officieren zu versehen. Dieß schließt indeß noch den Punkt ein, daß diese Officiere auch den Sold der Truppen zu bezahlen haben, zu welchem Ende sich dann der König, der freilich völlig von den Engländern abhängt, zu einer Zahlung von 16 Laks Rupien (160,000 Pfd. Sterl.) jährlich anheischig machte. Dieß ist der zehnte Vertrag, den das Königreich Audh mit den Engländern abgeschlossen. Ein Befehl aus dem Hauptquartier Simla, datirt vom 6 Januar 1838, schreibt direct die Errichtung dieses Corps vor, bezeichnet die englischen Sipahiregimenter, aus denen die Officiere und Mannschaft zu demselben entnommen werden sollen, und stellt diese hinsichtlich der Besoldung und Pensionirung auf gleichen Fuß mit den von den Engländern unterhaltenen sogenannten Localcorps; kurz, es geht daraus unwidersprechlich hervor, daß sie nichts seyn sollen, als eine englische Truppe, die von den Einkünften des Königreichs Audh bezahlt wird. Dieser Gegenstand ist nicht außer Acht zu lassen, denn dieß ist nur der Anfang eines Systems, das man mit der Zeit auf alle einheimischen Staaten ausdehnen will, denn schon Sutherland bemerkt in seiner oben angezogenen Schrift: „Einige Staaten zahlen bereits eine Subsidiärmacht zur Unterstützung ihrer innern Verwaltung, andere zahlen Tribut, und überdieß versprechen fast alle, ein besonderes Contingent zu unterhalten, oder ihre ganze Armee zu unserer Verfügung zu stellen. In dieser letztern Hinsicht können wir uns für berechtigt halten, noch eine Controle über denjenigen Theil ihrer Truppen zu führen, den sie nicht für die innere Regierung (d. h. zu Polizeizwecken) nöthig haben. Durch die Art ihrer Organisation und ihrer Sinnesart sind diese Armeen für uns gefährlich, und könnten, wenn wir von außen angegriffen werden, unserer Macht verderblich werden. Bis wir diese Controle erhalten haben, muß unsere Lage in Indien unter gewissen Umständen höchst kritisch werden, denn es ist augenscheinlich, daß wir in Indien keine Armee bezahlen können, die hinreichend stark ist, unsere Schlachten an der Gränze zu schlagen und unsere Stellung gegen feindliche Combinationen im Innern zu behaupten." Diese Stelle ist für die von den Engländern verfolgte Politik, so wie für ihre jetzige Lage in Indien, entscheidend.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Batavia im Januar 1838.

(Schluß.)

Der Festplatz war in einem Kokosnußwäldchen, welches kleine freie Plätze zwischen sich ließ. Diese waren umgeben von einer Masse Javanen beiderlei Geschlechts, welche inländische Speisen, Confitüren und Früchte zum Verkauf ausboten. Fackeln beleuchteten die Scene, welche für mich so neu war. Halbnackte dunkle Männergestalten, den flammenförmigen Dolch (kris) mit abenteuerlich geschnitztem Griffe im Gürtel, lagen umher. Diese Waffe trägt jeder Javane, und sie dient zugleich, um den freien Mann vom Sklaven zu unterscheiden. In der Mitte des Platzes führten die Tänzerinnen (Ronggeng's), welche bei keinem inländischen Feste fehlen, den Tanz (tondak) auf. Diese Mädchen treiben das Tanzen als Geschäft, wodurch sie sich ernähren. Ihre Kleidung ist sehr einfach und besteht aus einem Kleide (Sarong), welches durch einen Gürtel auf den Hüften festgehalten wird, und aus einem Oberkleid, welches in seiner Form Aehnlichkeit mit einem Schlafrock hat, aber kürzer ist und sich fest an den Oberkörper anschließt. Das starke schwarze Haar ist mit Kokosnußöl pomadirt und bekommt hiedurch einen sehr üblen Geruch. Große Ohrringe, ein Kamm mit Goldblech auf dem Kopf und ein chinesischer Fächer in der Hand vervollständigt den Putz. Der Tanz selbst besteht in trägen, ungraciösen und wollüstigen Bewegungen, wozu die Hand mit dem Fächer gestikulirt. Der an sich unschöne Ausdruck des Tanzes wird keineswegs durch die Schönheit der Tänzerinnen gehoben. Sie sind kleiner als die europäischen Frauen und deren schlanke Zierlichkeit fehlt ihnen durchaus. Sie haben kleine Hände und Füße, aber die in der Mitte eingedrückte, fleischige, kleine Nase entstellt ihr Gesicht sehr. Ihre Zähne sind vorn abgefeilt, schwarz gefärbt und sie kauen wie die Männer Betel. Die Musik ist für ein europäisches Ohr schauderhaft, und wird durch ein Instrument, welches mit der Violine Aehnlichkeit hat, aber nur zwei Saiten besitzt, eine Art Trommel, welche sehr schmal ist und mit den Händen geschlagen wird, und durch mehrere metallene Töpfe, welche mit Stöcken berührt werden, hervorgebracht. Nachdem die Musik einige Zeit gedauert hatte, wurden die unmusikalischen Töne wilder und verwirrter, die ganze Gesellschaft schrie häßlich und unmelodisch dazu, die Tänzerinnen bewegten sich rascher aber nicht schöner als vorher, und Alles kehrte dann wieder zur gewöhnlichen Weise zurück. Etwas entfernt von dieser Scene lagen mehrere Chinesen in greller Fackelbeleuchtung unter einem Baume, welche im typho und topho den Javanen das wenige Geld, welches diese besaßen, abnahmen. Die Physiognomie der Chinesen hat ohnehin nichts Edles, war aber hier durch die grelle Beleuchtung und durch die niedrigen Leidenschaften, welche das Spiel hervorrief und die der Gesichtsausdruck wiedergab, noch widerwärtiger. Ich kehrte nach Weltevrede zurück.

Die Stadt Batavia mit allen den Ansiedelungen, welche zu ihr gehören, hat etwa 3000 europäische Einwohner (das Militär abgerechnet) und Abstammlinge von ihnen, 23,000 Java-

Digitized by Google

nen oder Malayen, 14,700 Chinesen, 600 Araber und ungefähr 9000 Sklaven. Der holländische Charakter ist milde, die Sklaven dienen mehr zum Prunk, als zur Arbeit, und machen gleichsam einen Theil der Familie aus. Sie werden zur Bebauung des Bodens durchaus nicht benutzt, dienen nur zu häuslichen Beschäftigungen, und können ihrem Hange zum Putz und zur Trägheit durchaus Genüge thun. Ihre Existenz ist glücklicher als die der unteren Classen der freien Javanen. Der edle Baron van der Capellen, dessen Namen nur mit der innigsten Verehrung von den Bewohnern Java's ausgesprochen wird, hat die Gesetze erneuert und geschärft, welche diesem Theil der Bewohner eine möglichst freundliche und gute Behandlung zusichern. Der Fall ist nicht selten, daß Freigelassene mit Freuden wieder in ein abhängiges, aber sorgenloses Verhältniß zurücktreten. Doch nimmt die Zahl der Sklaven immer mehr ab, da sie durch den Sklavenhandel nicht mehr ergänzt wird.

Ich will nun einige Worte über die Gründe der Ungesundheit Batavia's hinzufügen.

Die Stadt ist erbaut auf einem morastigen, niedrigen Grund, dicht an der Mündung eines großen Stromes in das indische Meer. Die Häuser sind nach europäischer Sitte dicht aneinander gedrängt, und die Stadt selbst ist von vielen Gräben durchschnitten. Diese Gräben (Grachten) erhalten ihr Wasser aus drei kleinen Flüssen. Die Stromkraft dieser wird hierdurch geschwächt, und es bildet sich stehendes Wasser. Die Stadt liegt an der Mündung eines Flusses, wie ich schon sagte, also am Brackwasser. Gleich nach Sonnenuntergang bildet sich ein dichter Nebel, welcher wie ein giftiger Schleier die Stadt umhüllt; erst des Morgens wird dieser nach und nach von den Sonnenstrahlen zertheilt. Längs dem Strande sind, nordwestlich von der Stadt, durch das Zurückweichen des Meeres, viele Moräste entstanden, und dem Ausflusse des Stromes gegenüber eine Sumpfbank angespült. Nimmt man diese Umstände alle zusammen, und bedenkt, daß sie in einem glühend heißen Klima stattfinden, wo die Sonne den Boden austrocknet, daß er Risse bekommt, und den Fuß brennt, welcher darauf tritt, daß die ganze gute Jahreszeit (Ostmusson) hindurch nicht ein Tropfen Regen fällt, und dann wieder in der bösen Jahreszeit (Westmusson) eben diese glühende, aber noch brennendere Sonne mit Regenströmen abwechselt, deren Stärke und Dichtigkeit bei uns unbekannt ist, so daß der kleinste Bach zum reißenden Strome wird, und sich in jeder Vertiefung Wasser ansammelt — so wird man leicht einsehen, welch unerschöpflicher Giftbrunnen Batavia ist.

Besonders ungesund ist die Strecke am Wege von Jakatra, wo früher die prachtvollen Gärten und Paläste der Großen des Landes lagen, aber jetzt Alles verlassen und verfallen ist. Zu der Schädlichkeit dieses Platzes scheinen besonders die Gräber der Chinesen, in der Nähe desselben, Veranlassung gegeben zu haben. Diese Gräber nehmen einen sehr bedeutenden Raum ein, und sind von einer eigenen Anlage. Um das eigentliche Grab ziehen sich nämlich mehrere halbcirkelförmige Erdwälle, welche in der Mitte 8 bis 9 Fuß hoch sind, und trockene Gräben zwischen sich haben. Diese Wälle verflachen sich zu beiden Seiten, stehen hinter einander und sind 16 bis 24 Fuß lang. Die Zahl dieser Wälle ist um so größer, je vornehmer der Chinese war. Die Tiefen, welche zwischen den Wällen liegen, füllen sich in der Regenzeit mit Wasser, welches nicht ablaufen kann, und unter den bekannten klimatischen Verhältnissen zu einem Zeugungsschleime wird, worin Millionen saftreicher Pflanzen und Insecten erzeugt werden und wieder verfaulen. Auch soll hier die Zeugungsstelle des Miasma seyn, welches das batavische Fieber veranlaßt.

Ich war gerade in der den Europäern so ungünstigen Regenzeit zu Batavia, und obgleich ich auf Weltevrede mienen Aufenthalt hatte, so konnte ich mir doch nicht versagen, jenen giftigen Nebel näher kennen zu lernen, um vielleicht besondere Merkmale daran zu entdecken. Ich fuhr deßhalb des Abends 11 Uhr von Weltevrede ab. Die Luft war durch einen leichten Nordwest etwas abgekühlt gegen den glühenden Tag, und stark geschwängert mit dem lieblichen Duft von Orangen, Pompelmusbäumen, Ananassträuchen und unzähligen anderen aromatischen Gerüchen; der Himmel war hell und klar. So blieb auch die Luft, bis ich durch Molenvliet und Rydwyk mehr in die Ebene und der Stadt Batavia selbst näher gekommen war. Einen Augenblick empfand ich, daß jener Duft aufgehört habe, und gleich darauf befand ich mich in einer durchaus andern Atmosphäre. Die Luft war fast unangenehm kühl, ein graudauer, sehr dichter Nebel umgab mich und ließ mich nicht den gestirnten Himmel in dem Glanze sehen, welchen ich vorhin wahrgenommen hatte. Der Nebel wirkte auf Geruchsorgane und Lungen gleich unangenehm und beengte die vorher freie Respiration. Ich fuhr durch Batavia bis an den Strand. Das Gefühl bei dem längern Respiriren dieser Luft kann ich nicht besser bezeichnen, als daß es einen Eindruck auf mich machte, wie eine plötzlich stattfindende Erkältung, deren unangenehme Wirkung, bei vorher gesundem Organismus, augenblicklich percipirt wird. Ich hatte mir bei einem Manne, welcher nahe am Boom (dem ungesundesten Theile Batavia's) wohnt, ein Nachtlager bestellen lassen, wo ich abstieg und bei offenen Fenstern schlief. Es fror mich, ich wurde fast steif vor Kälte, im Schlafe quälten mich, gegen meine sonstige Gewohnheit, schwere Träume, bis ich früh erwachte. Ein drückender Kopfschmerz, welchen ich empfand, war mir noch lästiger als mein von Musquitos zerstochener Körper. Doch befreite mich ein Emeticum schnell von dem heftigen Kopfschmerz. Oft hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß an ungesunden Orten in diesem Klima immer die Zahl der Mosquitos sehr groß war, und daß Sumpfluft das Lieblingselement dieses lästigen Insectes zu seyn scheint.

Außerdem bemerkte ich, so wie Alle, mit welchen ich darüber redete, fortwährend einen durchdringenden Moschusgeruch in Batavia und dessen Nähe.

Späte Fruchtbarkeit. Der Voleur vom 10 März meldet aus Voir (im Maas-Departement?), daß daselbst eine Frau von 62 Jahren mit einem hübschen Knaben in die Wochen gekommen sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1839.

Findelkinder und Findelhäuser in Frankreich.

Paris, 5 März.

Hr. v. Gérando, Mitglied des Instituts und des Generalrathes der Hospizien in Paris, hat unter dem Titel: „Bienfaisance publique“ eine wichtige Schrift bekannt gemacht, in welcher er auch die Frage der Findelkinder, die neuen Verordnungen der Regierung in diesem Betrachte, und insbesondere die Vortheile und Nachtheile der Versetzung der kleinen Geschöpfe untersucht. Es wird allen denen, die sich mit dieser für die Gesellschaft und die öffentliche Moral hochwichtigen Sache beschäftigen, nicht uninteressant seyn, die Meinung eines Mannes von Kenntnissen und Ansehen zu erfahren. Uns selbst, die wir dem Auslande schon früher über diesen Gegenstand berichtet haben, war es hoch erfreulich, in Hrn. v. Gérando eine neue Stütze für eine Ansicht zu finden, die das menschliche Herz und seine milden Gesinnungen stets ehren würden, selbst dann noch, wenn eine vergängliche Regierungsmaßregel sie verwerfen sollte. Im Jahre 1827 wurde die Vertauschung der Findelkinder und der Wechsel ihres Aufenthaltsortes in allen Departementen und in den verschiedenen Bezirken der einzelnen Departemente durch ministeriellen Erlaß verordnet. Die zurück verlangten Kinder sollten den Eltern ausgehändigt, den bisherigen Pflegeltern aber gestattet werden, ihre Pfleglinge unentgeltlich zu behalten. Auf diese Bekanntmachung hin wurde alsbald ein großer Theil der Findlinge zurückbegehrt. Doch kam die Maßregel, eingetretener Schwierigkeiten halber, nicht in ihrem ganzen Umfange zur Ausführung. Erst im Jahre 1834 wurde sie wieder aufgegriffen, und von da bis 1837 in 31 Departementen angewendet. Von 36,493 auf diese Weise versetzten und ausgetauschten Findelkindern wurden 16,339 zurückgezogen, und die Staatscasse erlangte eine Ersparung von 1 Million. In manchen Departementen erhob sich die Anzahl der zurück verlangten Kinder zur Hälfte, zu $^2/_3$ und bis zu $^5/_6$ der Findlinge. Natürlich ermangelten die ministeriellen Blätter nicht, aus diesem Umstande einen siegreichen Schluß auf die Vortrefflichkeit der eingeführten Neuerung zu ziehen. Aber die öffentliche Meinung war nicht eben so einstimmig über diese Frage. Nicht nur haben mehrere Departements, und namentlich jenes von Ile et Vilaine, im Jahre 1835 auf die Wohlthat der ministeriellen Verordnung verzichtet, und sie als wirkungslos und unmoralisch angegriffen, sondern das entscheidende Zeugniß der Hospizverwaltungen selbst, die doch bei der Erleichterung ihrer Anstalten am meisten interessirt waren, erhob sich verwahrend gegen jene Verordnung, nachdem die Verwaltungen deren Wirkung in der Nähe betrachtet hatten. Es sey uns vergönnt, hier, nach Hrn. v. Gérando, einige der Gründe hervorzuheben, die gegen die Regierungsmaßregel besonders geltend gemacht werden.

1) Allerdings ist die unmittelbare Ersparniß, die durch die Versetzungen und respective Zurücknahme einer gewissen Zahl Findelkinder erreicht ward, nicht zu läugnen. Allein, so wie es sich bereits gezeigt hat, spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein Theil der zurückgezogenen Findlinge von neuem in das Findelhaus gebracht worden: wo bleibt alsdann der endliche Vortheil der ganzen Vorschrift?

2) Wird die Verordnung aufrecht erhalten, so wird mit ihrer Neuheit auch ihr anfänglich tiefer Eindruck abnehmen; die armen Eltern, die zuerst mit dem Schmerz der Trennung von ihrem Säugling gekämpft, werden sich daran gewöhnen, sie werden ihre Kinder leichter vergessen, da sie sich ihnen nicht mehr nähern können, und zuletzt werden sie auch dem Wunsche, sie zurückzunehmen, ganz entsagen.

3) Zudem ist die verordnete Versetzung ganz ohne Gegenstand in denjenigen Hospizien, die, wie Paris, gleich am ersten Tage der Einbringung eines Findlings genöthigt sind, ihn nach andern Departements, und oft weit von Paris zu schicken. Dieß aber hat gerade Statt in denjenigen Anstalten, welchen die meisten Findelkinder zur Last liegen.

4) Unter den Gründen für die Versetzung und die Vertauschung der Findlinge bemerkt man besonders die Nothwendigkeit, den Betrug der Mütter zu vermeiden, die sich ihre eigenen Kinder als Pfleglinge übergeben und deren Erziehung bezahlen lassen, oder aber mit den Pflegeltern wegen Theilung des Kostgeldes in Einverständniß treten. Aber diese Nachtheile

Digitized by Google

sind durch eine sorgfaltige Verwaltung leicht zu vermeiden. Es war viel natürlicher, in dieser letztern eine Adhülfe zu suchen, anstatt die unschuldigen, wie die schuldigen Eltern zur Verzweiflung über die Verlassung ihres Blutes, oder zu einer oft nicht minder schmerzvollen Zurücknahme ihres Kindes, das sie nicht ernähren können, zu nöthigen.

5) Unter den Kindern, die in Gefolge der anbefohlenen Versetzung aufhören, eine Last der Hospizverwaltungen zu seyn, kehrt ein Theil zu ihren wirklichen Eltern zurück, ein anderer Theil bleibt bei ihren Pflegeltern, die sie lieber unentgeltlich behalten, als sich von ihnen trennen wollen. Nun aber bilden die von den Eltern zurückgezogenen Findlinge kaum ein Drittel der also aus der Obhut der Hospizien tretenden; und in diesem Drittel ist eine beträchtliche Anzahl solcher, die von den Eltern auch ohne die verordnete Versetzung sogleich oder im Laufe des Jahres wären zurückgezogen worden. Besonders bemerkenswerth ist in dieser Beziehung, daß, nach vollzogener Versetzung, die Zurückziehungen auffallend abnahmen. Man setzt also, theilweise wenigstens, auf Rechnung der vorgeschriebenen Versetzung, was auch ohne sie eintreten würde. Was aber die übrigen zwei Drittel, d. h. die bei ihren Pflegeltern unentgeltlich bleibenden Kinder, angeht, so stellt sich folgendes Dilemma dar, das in seinen beiden Unterstellungen den Ruhm der Regierungsverordnung untergräbt: entweder nimmt die Verwaltnng an, daß die armen Leute, die ihre Pfleglinge ohne Bezahlung fortbehalten, kein Opfer bringen, indem sie durch deren Dienstleistungen entschädigt sind. In diesem Falle hat die Verwaltung das Kostgeld mit Unrecht über den Zeitpunkt hinaus bezahlt, bis zu welchem es mit Fug und Recht verlangt werden konnte, und es bedurfte wahrlich keiner allgemeinen Versetzung, um diesen Irrthum gut zu machen. Oder aber man gibt zu, wie dieß unstreitig im Allgemeinen der Fall ist, daß diese braven Leute ein schweres Opfer bringen, sich lieber Entbehrungen auflegen, als die armen Geschöpfe fortziehen zu lassen, denen sie die köstliche Sorge einer ersten Erziehung und Pflege gewidmet haben. Wer möchte sich einer Ersparniß rühmen, die um solchen Preis erlangt wird! Wer bezahlt die ersparte Summe? Niemand anders als jene armen Landsleute, voll menschlichen Gefühles, jene gerade, die der Staat belohnen sollte, und die er bei dieser Gelegenheit zu seinem Vortheile besteuert. Heißt das nicht diese Redlichen strafen für das Mitleiden, das sie im Busen tragen, für die Liebe, die sie ihrem Adoptivkinde erzeigen, für die Tugend, mit welcher sie dem in sie gesetzten Vertrauen der Verwaltung entsprechen? Eine solche Umkehrung aller Begriffe von Recht und christlicher Moral muß jedem Fühlenden verwerflich und empörend erscheinen. Man muß die warme Beredsamkeit loben und bewundern, mit welcher Hr. von Gérando die herzzerreißenden Auftritte schildert, die sich in den Hütten der armen Leute zutragen, wenn der Befehl der Versetzung zu ihrer Kunde gelangt? Sich von dem theuer gewordenen Gegenstande seiner Pflege und Liebe trennen, oder aber ihn in der trostlosen Aussicht behalten, morgen kein Brod mehr für ihn zu haben, das ist der Kampf, welcher Trauer und Verwünschungen in die Stätte dürftiger und bescheidener, aber ächter Wohlthätigkeit und Menschlichkeit bringt. Wer möchte es über sich nehmen, in Gegenwart des Kindes, das weint und seine neue Mutter voll Angst umklammert, der Pflegeltern, die sich nicht von ihm trennen können, die Versetzung gebieterisch zu verlangen? Und wenn die neue Familie sich schließlich für die unentgeltliche Erhaltung ihres Schützlings entscheidet, wer dürfte sich Glück wünschen, ihr eine solche Prüfung auferlegt zu haben! Das Resultat, zu welchem die Regierung in financieller Beziehung gelangt ist, steht in umgekehrtem Verhältnisse zum sittlichen Werthe ihrer Verordnung; die statistischen Listen beweisen, daß unter den Kindern, die armen Landleuten zur Pflege überlassen waren, mehr als ein Drittel unentgeltlich in deren Händen verblieben sind, weil sie sich nicht entschließen wollten, die Schutzbedürftigen einem neuen, vielleicht unglücklichen Spiele des Zufalls Preis zu geben. In dem Maße, als diese Erscheinung zur Ehre der dürftigen und unverderbten Bevölkerung in Frankreich gereicht, sollte sie einer menschlichen Verwaltung die Pflicht auflegen, lieber auf eine für die Folge sehr zweifelhafte Ersparniß zu verzichten, als solche um diesen traurigen Lohn zu erkaufen. Und wenn man nun gar an das Schicksal der unschuldigen Wechselkinder denkt, wie sie von Hand zu Hand, von Haus zu Haus wandern, einer Waare, einer „Sache" gleich, immer weiter von der Spur ihrer Eltern und dem Anklange der ersten liebevollen Pflege sich entfernend; wenn man daneben das Argument der Verwaltung, ihre erzielte Ersparung, hält, so muß man mit traurigem Herzen die Frage wiederholen, die Hr. v. Gérando am Schlusse seiner deßfallsigen Untersuchung erhebt:

Haben die Wohlthätigkeitsanstalten keine edlere Aufgabe als Kostenverminderung, selbst da, wo sie den Gefühlen der Menschlichkeit widerstreit?

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Meisur. (Mysore.)

Wie der Staat von Audh durch seine Lage in alle Verhältnisse der englisch-ostindischen Compagnie verwickelt wurde, und in Folge dieser Nachbarschaft alle Haltung und endlich alle Unabhängigkeit verlor, so wird auf der andern Seite der Staat von Meisur in den nächsten Bewegungen ganz außer dem Spiele bleiben, indem nur ganz zufällige Umstände, namentlich das Genie Heider Ali's und die Thatkraft Tippu Saheds, ihm ein vorübergehendes Uebergewicht gaben, das den Engländern Verderben drohte. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten die Mahratten in diesem fast nur von Hindus bewohnten Lande das Uebergewicht; die Niederlage der Mahratten bei Panniput aber gab auch im südlichen Dekkan den Mohammedanern ein Uebergewicht, und begünstigte Heidern, dem es endlich gelang, die Hindudynastie von Meisur zu stürzen. Er sowohl als noch mehr sein Sohn Tippu begünstigten den Islam,

Digitized by Google

zum Theil mit Gewalt, und darum fand die englische Regierung sich veranlaßt, nach Tippu's Sturz die alte Hindudynastie wieder herzustellen.

Der Prinz, der auf den Thron gesetzt wurde, war zur Zeit noch unmündig, und Purneah, ein ehemaliger Minister Tippu's, verwaltete das Land unter der Controle eines englischen Beamten. So lange dieß geschah, ging Alles ziemlich gut, als aber der Prinz nach erhaltener Volljährigkeit das Land selbst verwaltete, brachte er es durch seine Erpressungen bald dahin, daß eine Empörung, namentlich im Westen des Landes, ausbrach, zu deren Dämpfung die Engländer einschreiten mußten. Seit einigen Jahren ist nun das Land unter eine Commission gestellt und in Districte abgetheilt, von denen jeder unter der Aufsicht eines englischen Beamten steht. Die Unterdrückung des Aufstandes geschah nicht ohne vieles Blutvergießen, und hätte sich sehr in die Länge ziehen können, wenn der Radscha von Curg, der später die Unzufriedenen offen unterstützte, damals schon mit den Engländern im Kampf gelegen wäre. Diese letztere Angelegenheit wurde aber, wie wir oben gesehen (S. Nr. 26 v. d. J.) schnell beendigt.

Die Angelegenheiten von Meisur würden uns hier wenig berührt haben, wenn nicht ein besonderer Umstand noch jetzt nachwirkte. Das Eindringen des Islam in dieses Hinduland ist, wie wir oben gesehen, von ziemlich neuen Datum: manche Ungerechtigkeit mag Mohammedaner in den Besitz von Ländereien gebracht haben, ob aber ihre Vertreibung daraus nicht eine neue Ungerechtigkeit ist, das mag eine andere Frage seyn. Wie dem seyn mag, genug, eine der ersten Handlungen der Commission war, 8000 Familien, meist Mohammedaner, ihrer Ländereien und der von der frühern Regierung von Meisur erhaltenen Geldbewilligungen zu berauben, bis sie ihre Rechte darauf nachgewiesen hätten. Zur Beurtheilung dieses Schritts der Commission, der noch durch die Entlassung eines bedeutenden Truppencorps, das ohne Entschädigung, ohne Pension auf einmal hinaus gestoßen ward, erschwert wurde, fehlen uns alle nähern Angaben, aber die Folgen zeigten sich bald. Die Verwandten und Freunde der Beraubten in den Regimentern der Madrasarmee, namentlich zu Bangalor, nahmen sich der Sache an, und Verschwörungen im Militär fanden statt, wobei es auf nichts Geringeres als auf eine Ermordung der europäischen Officiere abgesehen war, und die kaum noch zu rechter Zeit entdeckt wurde; die Engländer selbst gestehen, daß dieser Geist der Widersetzlichkeit noch nicht erstickt sey,*) und wohl mag man eine neuliche Meuterei eines Reiterregiments, die ohnehin meist aus Mohammedanern bestehen, diesem Umstand zuschreiben. Der Fall fand theils auf dem Marsch nach Sholapoor (Sulapur auf der Berghaus'schen Karte) und in dieser Stadt selbst statt, und wird wohl die Auflösung des Regiments nach sich ziehen.

*) Es sind in den letzten zwei Jahren mehrmals Ermordungen von Sipahieoffizieren vorgekommen, und bei den Untersuchungen ergaben sich seltsame Umstände: der Verbrecher war mit Blumen geschmückt und seine Cameraden schienen ihn wie ein Opfer, das für sie alle dargebracht worden, zu betrachten. Drohende Anschläge, daß es noch mehr Lärmen geben solle, kamen gleichfalls in Bangalor und Secunderabad mehrmals vor.

Für sich hat Meisur durch den Geist seines Volkes jetzt durchaus keine Wichtigkeit; auch ist das Land sprachlich sehr geschieden: im Nordwesten herrscht die Karnataka-, im Süden die tamulische, im Osten die Telingasprache, während von Norden her das Mahrattische unter den Gebildetern fast herrschend geworden, und wenn das Land wieder einmal politisch handelnd auftreten sollte, so wird es nur als Hülfsmacht Englands oder als Anhängsel der Mahrattenstaaten geschehen.

Die Staaten Cotschin und Travancore, welche gleichfalls noch zur ersten Classe abhängiger Staaten gehören, haben keinerlei politische Bedeutung, da sie eines Theils von dem englischen Gebiet, andern Theils von der See eingeschlossen sind, und durch ein Paar Schiffe immer zur Unterwürfigkeit angehalten werden könnten. Auch liegt in dem Charakter der Bewohner nichts, was sie gefährlich machen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Todd Holroyd in Sennaar und Kordofan.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 25 Februar gab Hr. A. Todd Holroyd, der kürzlich aus Aegypten zurückgekehrt ist, einen Bericht über seine Reise nach Sennaar und Kordofan, aus dem wir, da er der einzige Reisende ist, der seit Dr. Rüppell aus Frankfurt im Jahre 1825 so weit vorgedrungen ist, das Wichtigste ausheben.

Am 5 December 1836 verließ er Wadi Halfah am Fuße des zweiten Nilkatarakts und fast unter dem 22° N. B., überschritt den Fluß und ging längs dem westlichen Ufer desselben gegen Süden weiter. Da er sich Zeit nahm, um alle die Reste des Alterthums zu untersuchen, so erreichte er Neu-Dongolah erst am 22, schiffte sich hier ein und ging bei Alt-Dongolah vorbei nach Ambukol unter dem 18° N. B. Von hier aus reiste er zu Lande durch die Wüste Bahyudah (wodurch er die große Beugung vermied, die hier der Nil in seinem Laufe macht) in südsüdöstlicher Richtung nach El Hadschar, etwas oberhalb des sechsten Nilfalls, 150 Meilen in gerader Entfernung von Ambukol und von da weiter nach Khartum, bei der Vereinigung des Bahr-el-Ablad mit dem Bahr-el-Azeek. Nach einem Aufenthalt von zehn Tagen schiffte sich Hr. Holroyd hier ein und fuhr den blauen Fluß aufwärts bis nach Sennaar, wo er vierzehn Tage blieb, dann nach Wad Medinah zurückkehrte, die Wüste in westlicher Richtung durchschnitt und bei Mongarah den weißen Nil erreichte (eine Entfernung von ungefähr 90 Meilen). Von diesem Orte ging er in südwestlicher Richtung durch die Wüste und erreichte nach neun Tagen El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, am 30 März 1837. Hr. Holroyd hielt sich sechzehn Tage in dieser Stadt auf und ging dann auf einem andern Wege nach Mongarah am weißen Nil zurück, den er bis Khartum hinabfuhr, dann ging er weiter nach Schendi, von wo er die Tempel von Mesauerat besuchte; von da nach Berber, unter dem 18° N. B., und untersuchte auf seinem Wege die Pyramiden von Bai und Dschelafrah, denen Hr. Linant den Namen von Gabina gegeben. Von Berber ging Hr. Holroyd durch die Wüste nach Dschebel Barkel, gerade unter dem vierten Nilkatarakt, berührte wieder Alt- und Neu-Dongolah, und erreichte nach einer Abwesenheit von etwas mehr als acht

Digitized by Google

Monaten Wadi Halfah am 16 August 1837. In den letzten zwölf Jahren ist die Stadt Neu-Dongolah bedeutend gewachsen, ihre Bevölkerung wird auf 6000 Menschen geschätzt, mit Inbegriff von 800 Mann Garnison und 100 Kopten. Der Bazar ist wohl versehen; es sind Bäder, ein Kaffeehaus und eine große Indigo-Factorei hier. Alt-Dongolah liegt in Ruinen und hat nicht über 300 Einwohner. Der Flugsand hat sich so angehäuft, daß er einige Häuser bedeckt; auch ist um die Stadt kein Ackerland zu finden.

Von besonderem Interesse in der Nähe von Ambukol ist ein Theil der Wüste von gemeinem Sandstein, wo man fünf oder sechs kieselige fossile Bäume findet; der größte ist 57' lang und 20" im Durchschnitt; sie sind wahrscheinlich von Dom. Khartum liegt auf dem westlichen Ufer des blauen Nils, ungefähr anderthalb Meilen südlich von seinem Zusammenflusse mit dem weißen Fluß, und ist der Regierungssitz des Beled von Sudan. Als Mehemet Ali das Königreich unterwarf, war es ein kleines Dorf, doch ist es bedeutend geworden auf Kosten von Schendi und Sennaar, und ist jetzt ein bedeutender Handelsplatz, bequem für die Sklavenhändler von Abyssinien, Sennaar und Kordofan. Es hat, mit Einschluß von 1600 Soldaten und deren Familien, 15,000 Einwohner; einige Theile der Stadt sind regelmäßig gebaut aus an der Sonne getrockneten Backsteinen, und manche Häuser sind groß; die Bazars sind schlecht versorgt. Das Land umher ist flach ohne Bäume, und besteht aus reichem, angeschwemmtem Boden. Sennaar steht auf dem westlichen Ufer des Bahr-el-Azrek, dessen Ufer hier bei niedrigem Wasserstande fast 40' hoch sind, doch steigt der Fluß fast 20'. Hier ist täglich Bazar, und die Manufacturen des Landes, wie Strohgeflechte verschiedener Art, Silber-Filigranarbeit, Waffen, Speere, Messer u. s. w., sind ganz erträglich. Sechs Meilen südwestlich von der Stadt liegt Dschebel Moel, ein Berg, der sich gegen 800' hoch über die übrigens ganz flache Ebene erhebt, wo kaum ein Baum zu sehen ist, außer fern gegen Süden. Die Bewohner von Sennaar sind von dunkelbrauner Farbe, doch die Frauen lichter als die Männer; beide sind schön und haben gute Zähne. Mongarah ist eine Schiffswerfte für den Pascha von Aegypten auf dem östlichen Ufer des weißen Nils, ungefähr 80 Meilen südlich von Khartum; die Umgegend ist reich an Holz, doch besseres Bauholz wird von Aleis und aus dem Lande der Schellukhs gebracht. Jährlich werden hier gegen 50 Baote gebaut, 20 Paar Brettschneider waren beschäftigt, und 5 bis 6 Boote lagen auf dem Stapel.

El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, ist eine in einer Ebene einsam liegende Stadt von ungefähr 40,000 Einwohnern: die Häuser sind meist aus Stroh gebaut, in Gestalt der englischen Getreideschober, nur die des Gouverneurs, des Militärcommandanten und einiger Europäer im Dienste des Pascha sind von an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen erbaut. Hier ist eine Moschee, ein Militärhospital, ein Wasserbehälter und ein Pulvermagazin. Die in Kordofan stehenden Truppen werden alle Jahre nach der Regenzeit in dem südlich gelegenen Berglande, Dschebel Nubah genannt, zum Sklavenfange gebraucht. Als ich in El Obeid ankam, erzählt Hr. Holroyd, waren gerade die Truppen mit dem Ertrag einer ihrer Sklavenjagden zurückgekehrt. Die hübschen Frauen wurden in die Harems der Türken und Araber verkauft; die gutgebauten Männer angeworben, und die Untauglichen, Hinfälligen beiderlei Geschlechts, die schwangern Frauen und Kinder wurden den Soldaten statt Löhnung zum Betrage der Hälfte ihres Rückstandes gegeben. Ich wohnte einmal einer solchen Vertheilung mit bei; eine herzzerschneidendere Scene kann man sich nicht vorstellen, denn obgleich diese Schwarzen schon zwei oder drei Monate gefangen und ihrer Freiheit beraubt waren, so fühlten sie doch tief die ewige Trennung von ihren Familien. Da die Soldaten mehrere Monate im Rückstande waren, so mußten sie die Sklaven weit über ihren Werth annehmen, und sie mit bedeutendem Verluste verkaufen, um ihre dringendsten Bedürfnisse zu decken. Daher wurde ein Sklave, der von zwei Soldaten für 300 Piaster (56 fl.) angenommen worden war, für wenig mehr als die Hälfte dieser Summe auf dem Bazar verkauft, und viele wurden täglich auf dem Bazar herumgeschleppt und im öffentlichen Aufstrich verkauft. Die Sklaven haben verschiedenen Werth; ein Kind von 4 bis 5 Jahren kostet 10 bis 12 Schillinge, Erwachsene 4 bis 6 Pfd. St. Schöne Darfur-Mädchen sind sehr gesucht, und eines von vorzüglicher Schönheit kann 15 bis 20 Pfd. St. kosten. Auch abyssinische Frauen sind geschätzt, und werden mit 10 bis 20 Pfd. St. bezahlt. Für den Haushalt werden die Sklaven aus Darfur als besonders treu und nützlich geschätzt. Die Bewohner von Kordofan gehören zu verschiedenen Stämmen, der zahlreichste heißt Gundschara. Die Männer sind gut gebaut, mager und lang, ihre Züge schön und die Farbe ihrer Haut dunkelbraun. Ihr Haar ist leicht gelockt, gewöhnlich tragen sie es lang und geflochten. Die Frauen sind im Allgemeinen sehr schön, und etwas lichter als die Männer; ihr Haar tragen sie lang, geflochten und mit Fett überladen; ihre Kleidung besteht nur in einem Stück Baumwollenzeug um ihre Hüften, dessen Ende zuweilen über die Schulter geworfen ist; um den Hals silberne Zierrathen, Armspangen, ungeheure Ohrringe, schwere Nasenringe und Verzierungen desselben Metalls um ihre Knöchel. Männer und Frauen haben drei oder vier schiefe Einschnitte in den Backen, und die Frauen gleiche Einschnitte in andern Theilen ihres Körpers. Die Frauen lieben das Tanzen und Schlagen der Trommel sehr; die Männer spielen auf einer Flöte oder Pfeife aus Rohr, und beide Geschlechter sind geschickt auf der Haraharah oder Leier mit fünf Saiten.

Miscellen.

Merkwürdige gallische Münze. Man hat in der Nähe der Pierres jumelles am Eingange der Straße von Cambrai nach Valenciennes, an der Stelle, wo man das Jahr zuvor ein gallisches Grab fand, eine gallische Goldmünze von 48 Grans gefunden; auf der einen Seite hat sie zwei Köpfe, die einander nach Art des Janus bifrons der ältesten Römerzeiten gegenüberstehen. Diese Seite ist mit einem krausen Rand umgeben. Die Rückseite zeigt ein geflügeltes Pferd, das nach links läuft und eine Einfassrose (rosace) zwischen den Füßen hat. Diese Seite hat keinen krausen Rand. Die Münze hat keinen Buchstaben, wonach man sie einer der alten Städte zuschreiben könnte. Kein Schriftsteller gibt eine Beschreibung von ihr, und mehreren Personen, die sich schon lange mit gallischer Numismatik beschäftigen, schien sie völlig unbekannt.

Briefbeförderung auf den Eisenbahnen. Auf der Eisenbahn von London nach Liverpool wurde ein sehr sinnreicher Apparat eingerichtet, um die von den Briefpaketen beigebrachten Briefsäcke aufzunehmen und andere abzugeben, ohne im mindesten mit den Dampfwagen anzuhalten. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1839.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Heiderabad.

Wir müssen jetzt von der Ordnung, welche Sutherland aufstellt, abgehen, denn ihm zufolge gehört Berar noch zur ersten Classe, allein da es einen Theil der Mahrattenstaaten ausmacht, so wollen wir ihn mit diesen verbinden, und zuvor den wichtigsten mohammedanischen Staat des Dekkan, nämlich Heiderabad, d. h. die Staaten des Nizam, welche der Vereinigungspunkt des mohammedanischen Adels von Südindien sind, unserer Beachtung unterwerfen.

Der sogenannte Nizam von Heiderabad ist der Nachfolger des Subahdar *) von Dekkan, der sich im Jahre 1720 von dem Moghulkaiser unabhängig gemacht, aber lange Zeit durch die siegreichen Mahratten gelitten hatte. Er ging aus den Kämpfen zwischen Engländern, Franzosen und Mahratten noch mit einem Gebiete von 88,000 englischen Quadr. meilen, und zehn Millionen Einwohnern hervor. Seit dem September 1798, wo die Engländer das von Franzosen disciplinirte Corps in seinem Dienste entwaffneten, standen etwa 8000 Mann, theils englische, theils von Engländern befehligte Truppen in der Nähe seiner Hauptstadt und sicherten seinen Gehorsam.

Als Staat kann das Gebiet des Nizam für die Engländer wenig in Betracht kommen, da der Staatsverband sich nicht auf eine Nationalität stützt, und die herrschenden Mohammedaner nicht die Mehrzahl bilden, vielmehr durch ihren Fanatismus den Hindus feindlich gegenüber stehen, wie denn noch in der letzten Zeit wegen unbedeutender Ruhestörungen zwischen einigen Hindusecten die Regierung Befehl gab, in einem Districte die Hindutempel zu zerstören, was nicht ohne Militärgewalt ausgeführt werden konnte. Ueberhaupt herrscht in der großentheils mohammedanischen Hauptstadt Heiderabad ein sehr fanatischer Geist, den keine Regierungsgewalt im Zaum hält. Mordthaten fallen fast täglich vor, und bleiben ungestraft, Alles trägt Waffen, und sucht in seiner eigenen Stärke den Schutz, den die Regierung nicht gewährt. Der Nizam lebt fast ganz in seinem Palast eingeschlossen, und kümmert sich um die Regierungsangelegenheiten gar nicht, aus dem natürlichen Grunde, weil ihm, wie seinem Vater, die angloindische Regierung die Minister aufgedrungen hat, und sie auch gegen seinen Willen am Ruder erhält. Dieß veranlaßte anfangs einen Kampf zwischen dem Einfluß des Fürsten und dem des Ministers, bei dem das Land am schlechtesten wegkam, und der Fürst unterlag. Das Schlimmste aber ist, daß der Minister, der jetzt seit 30 Jahren die Geschäfte des Landes führt, ein Hindu von niederer Herkunft ist, der dem durch die Engländer sorgfältig von der Regierung entfernt gehaltenen mohammedanischen Adel ein Dorn im Auge ist. Tschandu (Chundoo) Lall, der Minister, ist ein in seinem Privatleben achtungswerther Mann, von vielem Talent, aber durch die seltsame Stellung, die er dem Fürsten und dem ganzen Adel des Landes gegenüber behaupten mußte, zu ausschweifenden Ausgaben genöthigt worden, und er hat das Land so mit Steuern gedrückt, und so methodisch ausgeplündert, daß die Engländer einschreiten mußten, und Ordnung herstellten, indem sie die Empörer besiegten, und auf eine Zeitlang die Leitung der Finanzen selbst übernahmen, ja, als sie — man kann wohl sagen unkluger Weise — wieder zurücktraten, fanden in mehreren Districten Aufstände statt, um dadurch die Engländer wieder herbeizurufen. Indeß gelang es Tschandu Lall, der in die Beschränkung seiner Macht durch die Engländer nur unwillig sich gefügt hatte, die englischen Beamten nach acht Jahren wieder nach und nach ganz zu entfernen, was den Engländern in der Meinung des Volkes ungemein schadete.

Tschandu Lall ist jetzt ein Mann von mehr als 70 Jahren, aber so thätig wie je. Da er wie natürlich im Lande nicht beliebt ist, so wartet man mit Sehnsucht auf seinen Tod; und da diese Erwartung schon so oft, wie auch erst noch im vorigen Jahre, wo er schwer erkrankte, getäuscht wurde, so geht die Sage, er habe ein verzaubertes Leben, und könne nicht sterben. Indeß kann sein Tod allen Nachrichten zufolge nicht mehr fern seyn, und dann wird die Abrechnung kommen, und alle die Zer-

*) Inhaber der Subah oder Provinz.

Digitized by Google

rüttung, welche das falsche, bisher verfolgte System hervorrief, wird auf Einmal, und zwar über die Engländer, hereinbrechen. Das Erste sind die Schulden, die Tschandu Lall contrahirte, und die sich auf 4 Crore Rupien (4,000,000 Pf. St.) belaufen sollen, ungefähr das Doppelte einer Jahreseinnahme des ganzen Staats. Nie hätte Tschandu Lall diese Summen entlehnen können, wenn er nicht allgemein als der Schützling der angloindischen Regierung betrachtet worden wäre, und so auf ihren Credit gesündigt hätte. Der Nizam wird die Schulden nicht anerkennen wollen, indem er den Engländern erwiedern wird: „Ihr habt mir den Tschandu Lall als Minister aufgedrungen, er hat Alles geleitet, und ich bin nicht verpflichtet, die Schulden, die er gemacht, zu bezahlen." Mit dieser Angelegenheit in Verbindung steht eine zweite. Es befinden sich über 12,000 arabische Söldner*) in der Stadt und im Lande überhaupt; diese Araber sind sehr sparsam, legen den größten Theil ihres Soldes zurück, und leihen ihre Ersparnisse auf wucherische Zinsen aus. Ihre Schulden treiben sie, da unter ihnen ein starker Corpsgeist herrscht und einer dem andern hilft, mit Waffengewalt ein, und Niemand wagt, ihren Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Eine Macht, die man vielleicht gegen sie hätte anwenden können, die Rohilla-Afghanen, die, mehrere Tausend Mann stark, gleichfalls in Heiderabad und der Umgegend dienten, hat man, weil ein Streit zwischen ihnen und den Arabern entstand, fortgewiesen, ihnen einen Theil ihres Soldes betrügerischer Weise entzogen, und als sie mit Gewalt drohten, die englischen Truppen gegen sie geschickt. Jetzt sind nur noch diese Araber da, welche durch ihre Anzahl furchtbar sind. Der Minister ist ihnen nicht nur geliehenes Geld, sondern auch bedeutende Soldrückstände schuldig, und sie haben offen erklärt, daß sie ihn nicht begraben lassen wollen, als bis ihre Ansprüche befriedigt sind. Es wird gar keine Wahl übrig bleiben, als diese Araber, die sich durch Tapferkeit auszeichnen, mit Gewalt aus der Hauptstadt und vielleicht aus dem Lande zu treiben. Noch ein Umstand wird die innern Schwierigkeitrn vermehren. Nach mohammedanischem Staatsrecht ist keine Bewilligung von Land oder Geld gültig, als wenn sie unter dem großen Staatssiegel ausgefertigt wird. Tschandu Lall, dem Fürsten so feindlich gegenüberstehend, besaß dieses Staatssiegel nicht, und somit betrachtet das Volk alle von idm gemachten Bewilligungen als nichtig, — ein Umstand, der das L.nd mit einer ungeheuren Verwirrung alles Eigenthums bedroht.

Es ist kaum anders möglich: die angloindische Regierung muß die Verwaltungsacte Tschandu Lalls anerkennen, somit auch die von ihm gemachten Schulden, und man wird an Heiderabad das zweite Beispiel der Maßregel sehen, welche die Engländer seit einem Jahre in Audh in Vollzug bringen; sie werden das Militär ganz auf englischen Fuß setzen, die Verwaltung des Landes an sich ziehen, und den Nizam zum bloßen Pensionär machen. Die angloindische Regierung folgt hier keiner Wahl, sondern einer Nothwendigkeit: sie hat sich zu weit in die innern Angelegenheiten des Landes gemischt, um zurücktreten zu können.

Hier ist also einer von den Fällen, wo die Gewalt der Umstände die Engländer zum Einschreiten nöthigen wird. Schon vor einigen Jahren, als die ersten Anzeichen des jetzt aus Nordwesten heranziehenden Sturms sich ergaben, wurde die Stellung zu den einheimischen Fürsten, namentlich zu den mächtigern, vielfach besprochen. Ein Correspondent des Asiatic Journal (S. Junius 1837) und ein zweiter vom April desselben Jahrs, obwohl in ihren Ansichten verschieden, kommen auf dasselbe hinaus, daß das jetzige System unhaltbar sey. Der letztere erklärt dasselbe auf folgende Weise: „Das Entsetzen des Parlaments über die Aussicht einer Vermehrung unserer Besitzungen im Orient, nachdem sie durch die Gewalt der Ereignisse zu groß geworden sind, um stationär zu bleiben, hat höchst störend auf alle politischen Anordnungen eingewirkt, die in Folge unserer dortigen Siege getroffen worden. Man mußte zu einem Auskunftsmittel seine Zuflucht nehmen, wodurch das Wesen der Gewalt erworben wurde ohne die gehäßige Uebernahme der Symbole derselben. Daher die Subsidiarverträge, welche dem verbündeten Staate zu seinem „Schutze" eine Truppenmacht, und einen englischen Beherrscher unter dem unschuldigen Namen eines Residenten auferlegten. Bald wurde indeß dieß Mittel aufgegeben, entweder weil es einen zu schwachen Schleier über unsere Absichten warf, oder weil es eine Aufmunterung zu schlechter Regierung war, und wir jede Bedrückung durch die von uns geschützten Herrscher zu sanctioniren das Ansehen hatten. Jetzt ist der Rubicon überschritten, und man beharrt unbeugsam auf dem Nichtinterventionssystem. Wir sind jetzt ruhige Zuschauer von Unordnungen, welche wir früher für hinreichend geachtet hätten, unser Einschreiten zu rechtfertigen. Die Eingebornen wissen nicht, wie sie dieß Schwanken erklären sollen; einige schreiben es der Furcht zu, andere einer feinen Politik, deren Wirkungen und Folgen sie mit gespannter Aufmerksamkeit entgegensehen." Wenden wir dieß auf die Staaten des Nizam an, so finden wir, daß in den Jahren 1820 bis 1828 englische Beamten hingeschickt wurden, um in dem durch Erpressung auf der einen, und durch Empörung auf der andern Seite zerrissenem Lande Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Als nach dieser Zeit Tschandu Lall die Zügel wieder übernahm, gerieth das Land bald wieder so ziemlich in dieselbe Verwirrung, und die Engländer, unter denen inzwischen Lord William Bentinck in seiner Weisheit aufgefunden hatte, daß man am besten thue, sich aller Einmischung zu enthalten, schritten nicht ein, obgleich die fortdauernde Anwesenheit der englischen Truppen in Heiderabad der tyrannischen Regierung Tschandu Lalls immer noch die moralische Unterstützung gab, ohne welche sie sich gegen neue Empörungen nicht hätte erhalten können. Ist es zu verwundern, daß Haß gegen die Engländer an die frühere Stelle der Hochachtung trat? Hierzu kommt noch, daß die große Classe des reichen mohammedani-

*) Sie dienen theils dem Nizam, theils aber, und zwar in der Mehrzahl dem mohammedanischen Adel, ja oft dient ein Araber mehrern zugleich. Sie üben sichtlich über viele eine tyrannische Gewalt aus, und es sind Beispiele bekannt, wo reiche Leute unter ihnen dem hohen Adel Geld vorstreckten, unter der Bedingung, eine gewisse Anzahl Araber im Dienste zu halten.

Digitized by Google

schen Adels höchst unzufrieden mit den Engländern ist, und alles dieß nebst den oben angeführten Gründen der Zerrüttung ist wohl geeignet, das Land bei dem nahe bevorstehenden Tode Tschandu Lalls in Verwirrung zu stürzen, was um so schlimmere Folgen haben muß, als von diesem Lande und der darin unterhaltenen Armee die Ruhe der ganzen südlichen Halbinsel wesentlich abhängt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne. Das Departement de Finisterre.

Während meines vorjährigen Aufenthalts in Rennes las und hörte ich bei meinem Freunde L. so viele Wunderdinge über die Bretagne, daß ich beschloß, dieses merkwürdige Land durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Die neuern französischen Touristen haben dem Publicum das tollste Zeug über diese alten Provinzen aufgetischt: Hr. Vanneller erzählt in seinen Reiseskizzen, daß man auf der Insel Sein alle Mädchen steinige, welche eine Liebschaft anfingen, und der „Eremit in der Bretagne," Hr. v. Jouy, schreibt an einen seiner Pariser Freunde, daß die Schneider des Finisterre von den Druiden abstammten und eine eigene Sprache, nämlich verdorbenes Griechisch, sprächen, und dergleichen Schnurren mehr. Den Kopf voll wilder, romantischer Naturgemälde und celtischer Erinnerungen, und eine Schlaugabe von Cäsars gallischem Kriege in der Tasche, setzte ich mich in das Coupé einer Diligence Laffitte und Caillard, welche mich an das Westende Frankreichs tragen sollte. Nach einer sechsundvierzigstündigen Tag und Nacht ununterbrochenen Fahrt rollte endlich der schwerbepackte Wagen über die Brester Zugbrücke, und fünf Minuten später stieg ich im Hofe der Messagerien ab, wo ich meine Sachen einem Lastträger aufbürdete, und alle Mühe hatte, mich der vielen aufdringlichen Kellner und Kellnerinnen zu erwehren, die sich durchaus nicht mit der Antwort abfertigen lassen wollten, daß ich bereits in das Hôtel de Provence adressirt sey.

Die Straße von Rennes nach Brest ist gut in Stand gehalten, geht aber leider fortwährend bergauf und bergab. Wir hatten in der Regel ein Gespann von 6 bis 9 Pferden, welche der Postillon von Zeit zu Zeit durch Vorhalten von Essig oder durch Begießen mit Wasser erfrischte; es waren meist stark gebaute normännischer Hengste, und die Fahrt ging bei der ungünstigen Beschaffenheit des Weges noch ziemlich rasch. Die Stationen dehnten sich nur bisweilen unverhältnißmäßig aus, weil die Messagerien sich nicht an die Posteinrichtung kehren; öfters behielten wir 4 und 5 Meilen weit die nämlichen Pferde. Am Tage wurde zweimal angehalten: eine halbe Stunde zum Frühstück und eine ganze Stunde zum Mittagsessen; beides traf man vorbereitet. Die Gasthöfe kommen denen des nördlichen Frankreichs nicht gleich, namentlich in Betreff der Eleganz und Bedienung; jedoch ist die Küche schmackhaft und der gewöhnliche Tischwein, Bordeaux, vortrefflich. Man lebt im Ganzen nicht theuer, allein die Habgier steht den Wirthen auf dem Gesicht geschrieben, und ehe man den letzten Bissen genossen hat, streckt die Aufwärterin die Hand aus und fordert das Trinkgeld mit dem monotonen Rufe: „Messieurs, n'oubliez-pas la fille!"

Die Städte, durch welche unser Weg führte, haben meistens ein graues, verwittertes Ansehen, wozu die Farbe des Granits, welcher hier zu Lande das gewöhnlichste Baumaterial ist, viel beitragen mag. In den Straßen bemerkt man wenig Leben und Regsamkeit; Handel und Gewerbsamkeit scheinen in diesem Theile Frankreichs auf keiner hohen Stufe zu stehen, und die Landwirthschaft taugt wenig. Die Bettelei ist groß, besonders da, wo die öde Bretagne, die Bretagne bretonnante, anfängt. Beim jedesmaligen Umspannen stellen sich Bettler ein, die uns ihr weinerliches Gemisch von französischen und celtischen Redensarten in die Ohren schrien. So oft es einen steilen Berg hinanging, begleitete ein halb Dutzend barfüßiger Buben und Mädchen laufend, Gebete plärrend und Puzelbäume schlagend, die Diligence, und fingen begierig die Sousstücke auf, welche ihnen die Passagiere zuwarfen.

Der Weg ist ziemlich einförmig und gewähret wenig Abwechslung. St. Brieux, wo die Chaussée sich dem Meeresstrande nähert und wo wir zu Mittag speisten, hat viel Alterthümliches, und Trotz einer neuen Caserne und einem modernen Paradeplatze sieht man dieser Stadt ihre hohe Bejahrtheit an. Nur mit der größten Mühe und Vorsicht passirte unser Wagen die enge Hauptstraße, deren Giebelhäuser sich so malerisch zu einander neigen, daß man sich aus den Fenstern über die Straße hinüber die Hand reichen könnte; der Marschall Richelieu hätte hier bei seinen Liebesabenteuern sein famöses Brett nicht gebraucht.

Das Thal bei Morlaix war die lachendste und fruchtbarste Gegend durch die wir kamen. Morlaix, die Vaterstadt Moreau's, liegt in einem ziemlich weiten Thalkessel, am Zusammenflusse der beiden kleinen Küstenflüsse Jarleau und Kerleur, welche unter dem Stadthause weg dem Meerarme zuströmen, der den hübschen Hafen mit breiten, aus Granitquadern aufgemauerten Kais bildet. Der Hafen läuft drei Meilen weit von Süden nach Norden zwischen zwei Reihen von Bergen fort, die mit Landhäusern und Gärten bedeckt sind und sich gegen das Meer abdachen. Morlaix gehörte sonst zum Bisthum St. Pol-de-Léon, einem der reichsten Striche des Finisterre. Von seinen Höhen erblickt man in der That gegen die Küste reizende Landschaften mit üppiger Vegetation, haimenreiche Kornfelder, zahlreiche lebendige Hecken und grüne Gehäge, hinter denen der Rauch einer Hütte aufsteigt, und endlich gar anmuthige Schattenpläze, aus welchen die Spize eines Capellchens oder ein gekreuzigtes Christus hervorschimmert. Dieser ganze Distrikt ist besonders reich an Capellen, Madonnen-Bildern, Calvarienbergen und Kreuzen, und fast scheint es, daß die Anwesenheit so vieler heiligen Gegenstände dem Ländchen Segen bringt; es athmet an vielen Stellen eine paradiesische Stille und Fülle. Die erste französische Revolution hat die meisten von diesen frommen Denkmälern zertrümmert, welche bei weitem nicht alle wiederhergestellt worden sind: während der Restauration war die Rede davon, die Kreuze und Christusbilder der Bretagne wieder aufzurichten und auszubessern; allein nach einem oberflächlichen Ueberschlage fand sich, daß dazu nicht weniger als anderthalb Millionen erforderlich seyen, welche die Staatsregierung nicht bewilligen konnte.

In dieser Gegend, hat man mir versichert, wird das beste und reinste Celtisch gesprochen. Die Eingebornen behaupten, es laute vollkommen so sanft und lieblich, als das Italienische; man urtheile nach folgender Probe: c'houec'h marc'h guerc'h, war c'houec'h sac'h kerc'h, war c'houec'h marc'h kalloc'h, zu deutsch: sechs Jungfrauen auf sechs Säcke Hafer und sechs Fohlen. Unsere liebe Mutlersprache hat viele Rauhigkeiten und Härten, allein gegen das celtische Idiom ist sie weich und flötend: für wessen Ohr jene eben citirten Worte nicht wie Rabengekrächze oder Froschgequack klingen, der ist entweder

Digitized by Google

taub oder unempfindlich gegen jeden Rhythmus und Wohllaut. Unterwegs an der Landstraße hörte ich von einem Buben eine ungemein muntere Arie singen, und die rauhen Kehltöne kamen mir viel milder und melodischer vor.

Eine Station hinter Morlaix wird die Straße wieder nackt und uninteressant; sie streift beinahe fortwährend das Departement der Côtes du Nord, welches mit dem Finisterre und Morbihan die sogenannte kleine Bretagne oder das Armorique (Reich am Meere) bildete. Außer diesen drei Departements, welche sonst in die vier Bisthümer St. Pol-de-Léon, Cornouailles, Vannes und Tregnier abgetheilt waren, rechnet man noch die Departements der Ile and Vilaine und der untern Loire zur Bretagne im weitesten Sinn: die beiden letztgenannten Departements haben jedoch fast ganz ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt, und französische Sitte, Tracht und Sprache angenommen, während die drei erstern ihrem Nationalcharakter, dem Idiom und Costume ihrer Voreltern treu geblieben sind.

Auf dem ganzen Wege von St. Brieux nach Brest sah ich mich vergebens nach bewaldeten Anhöhen und schönen Laubwäldern um. Die ganze Bretagne leidet Holzmangel; nur bei Quimper und Quimperlé trifft man größere Waldungen und Haine. Brest hat das meiste Holz verbaut, und die Art der Landwirthe hat das Uebrige gethan. Die Forstverwaltung taugt hier eben so wenig, als in andern Theilen Frankreichs. Es ist eine von allen vernünftigen, denkenden Oekonomen oft gerügte und anerkannte Wahrheit, daß das französische Forstwesen noch mehr vernachlässigt werde, als der Ackerbau, welcher eben noch nicht weit vorgeschritten ist; allein die Ueberzeugung davon führt zu keinen praktischen Gegenanstalten. Wenn man zusammenrechnet, welche Menge Holz die Kamine und Feuerherde jährlich verzehren, und wie viel durch Mangel an holzsparenden Oefen und durch schlechte Küchenwirthschaft verloren geht, so läßt sich immerhin annehmen, daß für Frankreich eine Zeit bevorsteht, wo bei zunehmender Bevölkerung und folglich bei vermehrter Consumtion wirklicher Holzmangel eintreten und der Preis dieses Brennmaterials so theuer werden wird, daß ein kleines Hölzchen wichtiger und von größerem Werth seyn möchte, als ein Rittergut. Trotz den allgemeinen Klagen über die unordentliche Bewirthschaftung und Verwüstung der Wälder erläßt die französische Regierung keine Verordnungen wegen ungebührlichen Holzfällens; in den größern Staats- und Privatwaldungen werden zwar Förster und Holzwärter gehalten, welche aber mehr zur Aufsicht und Schonung des vorhandenen Holzes, als zu frischer Erzeugniß durch Aussaat und Nachpflanzung bestellt sind. Neue Holzanlagen sind in Frankreich eine Seltenheit; vielmehr ist bekannt, daß in neuern Zeiten bei der Zersplitterung des Grundeigenthums und zu Gunsten des Ackerbaues viele Haine und Gebüsche ausgerodet worden, und daß selbst die größern Wälder nicht dichter, sondern lichter werden, wogegen die Regierung nicht gleichgültig seyn sollte. Allein der Holzbau verlangt eine Reihe von Jahren, bis das ihm gewidmete Land den erzielten Vortheil bringt, da hingegen derselbe Boden, als Getreidefeld benutzt, alle Jahre trägt und abwirft: Grund genug für die Gewinnsucht, welche heutzutage die Herzen aller Sterblichen bewegt, den Ackerbau dem Forstwesen vorzuziehen. Dazu kommt, daß die Oberforstmeisterstellen in Frankreich meistens nicht mit Männern von Fach besetzt, sondern nach Gunst an den ersten Besten vergeben werden, der mitunter nicht einmal die verschiedenen Holzarten kennt, und kaum eine Esche von einer Buche zu unterscheiden weiß. Beispiele dieser Art sind mir von untern Forstbeamten versichert worden, denen jede Aussicht auf Avancement abgeschnitten ist. Bei dieser schlechten Verwaltung ist es kein Wunder, daß das Finisterre, ehemals mit dichten Wäldern bedeckt, gegenwärtig ein holzarmes Land geworden, und sehr in Verlegenheit seyn würde, wie es im Winter einheizen und das ganze Jahr über kochen, backen und brauen sollte, wenn es keinen Ginster, Torf und getrockneten Kuhmist hätte.

Da die Gegend von Wäldern entblößt ist, so übersieht man bisweilen weite, wenig angebaute Strecken, und zieht daraus den Schluß, daß dieser Theil Frankreichs im Allgemeinen unfruchtbar und nicht sehr bevölkert ist. Die ungeheuren Haiden, welche man von der Landstraße erblickt, geben in der That nur den Begriff von Dürre, Einöd und Oede: Dörfer sieht man selten, und die isolirten Bauernhäuser und Gehöfte bemerkt man kaum, da sie hinter künstlichen Erdwällen in Gebüsch versteckt liegen, und gewöhnlich in einer Niederung, wo das Regenwasser sich ansammelt und das Stroh und Farrenkraut zur Fäulniß bringt und in Dünger verwandelt. Malte-brun schätzt die Gesammtbevölkerung der Bretagne auf dritthalb Millionen Menschen, welche auf 1700 Quadratmeilen leben; es kämen demnach nicht einmal 1500 Bewohner auf die Quadratmeile, was sich aus dem Umstand erklärt, daß nur zwei Millionen Morgen Ackerfeld und über drei Millionen Morgen Haide sind. Roggen, Hafer und Buchweizen sieht man am häufigsten; die zuletzt genannte Getreideart wird namentlich in ungeheurer Menge angebaut. Weizen, Hanf und Gerste scheinen nicht überall zu gedeihen; hie und da hatte man einige Versuche mit türkischem Korn gemacht. Große Ackerwirthschaften habe ich nirgends bemerkt: die meisten Höfe haben nur einen Pflug und ein Pferd; an einigen Orten ist der Grundbesitz so getheilt, daß manche kleine Landwirthe von ihren Nachbarn die Geräthschaften borgen, um ihren Acker zu bestellen. Wir werden später noch Gelegenheit haben, auf die Feldwirthschaft in der Bretagne zurückzukommen; vergessen wir zunächst nicht, daß wir in Brest sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Themse-Tunnel. He. Brunel versichert, daß der Tunnel jetzt in jeder Woche 5 Fuß vorschreitet, sie waren jetzt nur 61 Fuß von dem Ufer bei niedrigem Wasserstand entfernt. (Athenäum vom 9 März.)

Nach englischen Blättern haben die verschiedenen Gesellschaften, wie Missions-, Bibel-, Erziehungs- und Tractatgesellschaft, im Jahr 1837 bis 38 die ungeheure Summe von 846,315 Pfd. St. eingenommen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 34 u. 35** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Johanna Baillie. — Jules Janins Reise in Italien. (Schluß.) — Die Schlacht bei Benevento. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abonnent des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 34 u. 35.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

24 März 1839.

Johanna Baillie.

Unter den zahlreichen Schriftstellerinnen Englands nimmt einen ehrenvollen Platz die Dichterin Johanna Baillie ein, die sich theils durch lyrische Poesien, theils aber, und hauptsächlich, durch eine Reihe von dramatischen Productionen einen bedeutenden Namen erworben hat. Sie ist aus Schottland gebürtig, von edler Abkunft und unvermählt. Wir geben hier im Auszug das Urtheil einer Review über eine Reihe neuerer Dramen, nebst Proben daraus, und werden zum Schluß noch ein andres Urtheil über die Dichterin folgen lassen, welches sich minder vortheilhaft über sie ausspricht.

Der Name Johanna Baillie erfüllt alle wahren Liebhaber dramatischer Poesie mit Achtung. Keine Frau, wir behaupten dieß ohne Bedenken, hat je, gleich von vorn herein einen so hohen Ton in der Poesie angestimmt, oder so großen Erfolg errungen in dem edelsten und vollendetsten Zweige poetischer Composition — in der Tragödie. Wir sind nicht alt genug, um uns der Sensation zu erinnern, welche das erste anonyme Erscheinen der „Schauspiele von den Leidenschaften" erregte, aber wir haben sie oft schildern hören, — welche Neugier erwachte in dem literarischen Kreis, der damals noch weit enger und concentrirter war als jetzt, mit welcher Ungläubigkeit das erste Gerücht aufgenommen ward, daß diese kräftigen und originellen Schöpfungen von einer weiblichen Hand herrühren sollten, und welches Erstaunen herrschte, als, nachdem all die Damen, welche sich einer literarischen Celebrität erfreuten, gemustert worden, und man an ihnen allen die glänzenden in jenen Dramen geoffenbarten Eigenschaften vermißte, sich zu denselben eine sanfte, ruhige, zurückgezogen lebende junge Dame bekannte, deren vertrauteste Freunde, glauben wir, ihre außerordentlichen Talente nicht geahnt hatten.

Es mag einiger Nationalstolz und persönliche Hochachtung Antheil gehabt haben an dem gewaltigen Lob, welches Walter Scott der „kühnen Zauberin," in einem Gedichte spendet, wo er die Schwäne des Avon sich über die Wiederauferstehung Shakspeare's freuen läßt; aber man muß nicht nur die eigenthümliche Trefflichkeit ihrer Tragödien, man muß auch den Zustand der dramatischen Literatur Englands zu der Zeit, wo sie erschienen, in Betracht ziehen, um den Genius von Johanna Baillie richtig zu würdigen. In jedem Zeitalter hätte sie durch die männliche Kraft der Erfindung und Sprache hohe Bewunderung sich erworben, die doch gemildert war durch weibliche Anmuth und Zartheit; durch ihr kühnes Sichmessen mit den gewaltigsten Leidenschaften der menschlichen Natur, durch ihre furchtlose Zuversicht auf ihre Erfindungskraft in Schürzung und Entwicklung der Intriken; durch das beharrliche und oft glückliche Streben, all den untergeordneten Vorfällen und Personen ihrer Dramen einen festen Charakter zu geben; durch ihre Sprache, die, wenn auch nicht immer ganz rein, doch in ihrem einfacheren Fluß und in ihren Bildern ganz ihr eigenthümlich ist; selbst durch die Versification, die auf einmal all die künstliche und monotone Steifigkeit abschüttelte, worin das englische Drama seit den Tagen Rowe's befangen gewesen. Aber als diese Dramen zuerst durch die poetische Atmosphäre hervorbrachen — was war damals, und schon lange, der Zustand des englischen Drama's? In der That, als Miß Baillie anfing zu schreiben, schien in ganz Europa das Drama ersterben zu wollen, um nie wieder zu erstehen. Voltaire hatte sich längst in seiner Zaire, seinem Mahomet, seinem Tancred erschöpft. Von Alfieri wußte man, wenn auch schon einige seiner Dramen erschienen waren, in seinem Vaterlande kaum etwas. Schiller war nur erst durch seine ersten, wilderen Stücke bekannt. In England war die einzige Tragödie von Kraft und Originalität (Horace Walpole's *räthselhafte Mutter*) von der Bühne, und in der That auch von der Bibliothek bedenklicherer Leser ausgeschlossen durch die abstoßende und empörende Beschaffenheit des Gegenstandes. Unter den übrigen ernsten Dramen jener Periode behauptet nur *Douglas* allein seinen Platz auf der Bühne. Die übrigen, gleich monoton in der Intrike, in den Charakteren, in der Sprache und Versification, lernt man vielleicht am besten kennen aus Sheridan's humoristischer Satyre im *Kritiker*, die ebenso wahr als komisch ist.

Digitized by Google

Aus dieser Knechtschaft ward die englische dramatische Poesie auf einmal befreit, und das durch eine zarte, junge Frau. Zu läugnen ist nicht, daß trotz ihres männlichen Tons voll Originalität in Gedanken und Ausdrucksweise, doch der Einfluß ihres Geschlechts in den Werken der Miß Baillie unverkenndar bleibt. Der Kreis sowohl der Begebenheiten als der Leidenschaften, die sie in ihrer gewaltigeren Thätigkeit schildert, ist einigermaßen beschränkt; und keine Schriftstellerin unterwarf sich diesen natürlichen Einschränkungen je mit so viel Anmuth und Würde, wie Johanna Baillie. Da ist nichts von jener künstlichen Pruderie und Delicatesse, die immer sich selbst beobachtet, um nicht eine unschickliche Wärme kund werden, um nicht der Leidenschaft die strengen Schranken des gemessenen Anstandes durchbrechen zu lassen; es ist die innere, angeborne Sittsamkeit eines reinen Gemüths, zu tugendhaft, um sich zum Schautragen der Tugend zu erniedrigen, zu innig vom wahren Gefühl des Schicklichen durchdrungen, um mit studirter, überempfindlicher Schüchternheit zu paradiren. Durch alle Schriften der Miß Baillie zieht sich der Reiz einer Einfachheit hindurch, welche es verschmäht, nach Effect zu haschen. Dieß Haschen nach Effect ist, wir müssen so ungalant seyn es auszusprechen, der gewöhnliche Fehler der Schriftstellerinnen. Sie trachtet nie, eine stärkere Gemüthsbewegung zu bewirken, als aus den Begebenheiten selbst natürlich entspringt; ihre Zartheit (und im Ausdruck der sanfteren Gefühle ist sie oft vollendete Meisterin), artet nie in Sentimentalität aus; ihre Laune — die harmlose und muntere Koketterie, womit sie gern ihre jüngeren weiblichen Charaktere belebt, ist leicht und unstudirt; ihre moralischen Empfindungen entspringen ganz naturgemäß den Situationen; sie werden nie pompös ausposaunt, als wären es philosophische Entdeckungen; immer auf der Seite der Tugend stehend, hält sie es nicht für nöthig, Vorlesungen über sie zu halten. Sie richtet all ihre Kraft darauf, eine ergreifende und angenehme Dramatikerin zu seyn, greift aber nie über ihr Gebiet hinaus. Auch ihre Religion hält sich in demselben ruhigen und harmonischen Ton — das Motiv ist immer an seinem rechten Platz und die Gefühle, wenn sie nothwendig auch in die Sprache hervortreten müssen, sind so anspruchslos wie das Uebrige; sie besitzen die Kraft und den Eindruck völliger innerer Wahrheit, und sind um so ergreifender, als sie kein Aufheben von sich machen.

Dieser angeborne weibliche Sinn für Schicklichkeit beschränkt jedoch auch die Dichterin auf eine engere Sphäre poetischer Erfindung. Sie kann nicht — es ist ihrer Natur zuwider — sich völlige Freiheit herausnehmen, die ganze unendliche Mannichfaltigkeit der menschlichen Natur auszubeuten, welche den großen, unerschöpflichen Schatz für die tragische Poesie ausmacht. Es sind da dunklere und geheimnißvollere Zellen, welche ihr verschlossen bleiben. Es sind da Leidenschaften, die sie nur mit zitternder Hand entwickeln darf. Zu den wunderbarsten Begabungen unsrer Natur gehört in Wahrheit das Geistern von ächtem Genie eignende Vermögen: Leidenschaften verkörpern und anschaulich machen zu können, welche ihrem eignen Wesen ganz fremd sind; in die Person Andrer sich gleichsam hineinzuversetzen und die ächte Sprache des Jammers zu sprechen, den sie selbst nie empfunden, der Eifersucht, von der sie nie gequält worden, des Ehrgeizes, der nie von ihrem Herz wirklich Besitz genommen. Wie wird der Proteus der Phantasie, wie wird Shakspeare abwechselnd das zärtliche Mädchen, der hochmüthige Römer, der blutbefleckte Usurpator, der menschenfeindliche Athener, der blinde, alte, verbannte König, Miranda, Coriolan, Macbeth, Timon und Lear? Unter allen Leidenschaften ist, das wagen wir zu behaupten, der Haß die dem Wesen der Miß Baillie widerstrebendste. Es ist eine Empfindung, die sie unmöglich auch nur von ferne aus eigner Erfahrung kann kennen gelernt haben, und doch mit welcher furchtbaren Kraft, mit welch schauerlich ergreifender Wahrheit hat sie sein geheimes Arbeiten in der Seele, seine leicht geweckte Reizbarkeit, seinen gewaltsamen Wahnsinn enthüllt! Und doch, obwohl sie eine solche Herrschaft über Gemüthszustände ausübt, welche ihrem eignen Wesen so ganz fremd sind, obgleich sie eine so intuitive Auffassung von der Art und Weise besitzt, wie gewisse Ereignisse auf Gemüther vom eigenthümlichsten und seltsamsten Temperament wirken mußten — obgleich sie die Personen ihrer Dramen in die schwierigsten und merkwürdigsten Situationen zu versetzen, und sie mit der Kraft und Wahrheit der Natur handeln und sprechen zu lassen weiß — doch zeigen sich nun einmal im Weide gewisse Beschränkungen in der Ausübung eines so wunderbaren und umfassenden Talents. Es gibt Tiefen im menschlichen Herzen, vor deren Ergründung ihre Phantasie zurückbeben muß — nicht solche allein, von welchen der Sinn für Schicklichkeit sie entfernt halten müßte, sondern auch die Aufregungen gewisser heftigerer und stürmischerer Seelenzustände, die concentrirte Gewaltsamkeit, der Wirbelwind gewisser Leidenschaften, wenigstens auf ihrer höchsten Stufe.

Vor allem aber scheint eine ausgebreitetere Bekanntschaft mit dem menschlichen Leben ein wesentliches Erforderniß für jene unendliche Mannichfaltigkeit der Begebenheiten, für den Reichthum von Charakteren, welche Shakspeare und seine Schule auszeichnen. Es ist eigen, wie viele von den Dramen der Miß Baillie, besonders in den vorliegenden drei Bänden, sich um das Verbrechen eines Mordes drehen; dieß ist bei ihr die große Quelle gewaltiger Erschütterung — ihr tragischer Dekalogus scheint sich auf das sechste Gebot zu beschränken. Das Bewußtseyn der Meisterschaft, womit sie die Unentschlossenheit, die Angst, den Kampf, den verzweifelnden Wahnsinn vor dem ersten Begehen des entsetzlichen Frevels, die Reue, die Niedergeschlagenheit, die tiefe, unheilbare Verzagtheit nach der Vollführung der That schildert, war ohne Zweifel die überwältigende Versuchung für die Dichterin, und der Leser mag dieß als vollgültige Entschuldigung davon gelten lassen, daß sie so häufig zu diesem Mittel der Spannung des Interesse's greift. Wir erwähnen diesen Umstand nur zur Erläuterung unserer Behauptung in Betreff der etwas beschränkten Mittel das Gemüth zu erschüttern und zu spannen, die selbst einer so großen Dichterin, wie Miß Baillie, zu Gebote stehen. Zwei Punkte jedoch darf man nicht außer Acht lassen. Wir vergleichen Miß Baillie mit Shakspeare und seiner Schule. Die Dramen der Miß Baillie wurden aber geschrieben, ehe die Bewunderung für diese großen Dichter, welche auf die meisten andern glück-

Digitized by Google

tichen dramatischen Dichter der neuesten Zeit einen so mächtigen Einfluß geübt hat, wieder lebendig geworden war; in ihren Werken zeigen sich keine Spuren von Vertrautheit mit Massinger, Ford, Fletcher. Nur gegenüber von diesen unnachahmlichen Dichtern finden wir einen gewissen Mangel an Mannichfaltigkeit in ihren Conceptionen und von Fülle in ihrer Sprache, und müssen wir hinzusetzen, als nicht minder sichere Merkmale der weiblichen Hand, trotz der malerischen Kraft ihres Styls, gelegentlich die launenhafteste Ungenauigkeit und Alles eher als die Pünktlichkeit eines tüchtig geschulten Geleheten.

(Fortsetzung folgt.)

Jules Janin's
Reise in Italien.

(Schluß.)

Gar seltsam dünkt es uns, wenn wir aus dem Munde dieses leichtsinnigen „Kindes des Augenblicks," wie er sich selbst oden nennt, aus dem Munde des gleichsam halbofficiellen Repräsentanten des französischen Geistes, des (bis jetzt) getreuen Artikellieferanten für das wetterwendische Journal des Débats, des Plauderers über Alles, wenn wir aus dem Munde dieses ephemeren Schöngeistes das Lob Dante's, dieses riesenhaften, gebirgenen Dichters, dieses schauerlich ernsten und tiefen Geistes, vernehmen. Fühlt etwa Jules Janin gegenüber dem heraufbeschwornen Bilde eines solchen Mannes seine und seiner Bestrebungen und seiner Zeit Kleinheit, Oberflächlichkeit und Ueberzeugungslosigkeit? Schwerlich! Auch Dante wird ihn eben zu einem Thema, über das er schöne Worte macht, und das er morgen rein vergessen hat, wenn er über irgend eine Armseligkeit, über irgend ein „actiges Nichts" einen Artikel schreiben soll. Hier seine pathetische Declamation über den Florentiner:

— — „um es besser zu sagen, um Alles zu sagen: Florenz hat nur einen Herrn, nur einen Gründer und rechtmäßigen König: Dante Alighieri! Ja! Dante ist der höchste Heroscher von Florenz und der ganzen großen Epoche des menschlichen Geistes, die man die Wiedergeburt der Bildung nennt. Auf seine Stimme erwachte das moderne Italien, wie das alte Griechenland erwachte auf die Stimme Homers und Pythagoras'. Er hat, auch er, das Vaterland und den Glauben, die Götter und die Heroen gefeiert. Auch er ist der Schöpfer der Sprache gewesen, die er redete. Dieser Mann verstand und wußte Alles; er verstand die Theologie wie Savonarola, die Politik wie Machiavelli; er hatte den Ariost und Plato gelesen; er war Maler, Musiker, Redner, Soldat, mit Einem Wort: er war ein Dichter, Homer ebendürtig. Er fing damit an, sein Vaterland mit einer Sprache zu beschenken, das höchste Geschenk, das ein Mensch den Menschen machen kann. Und seit fünf Jahehunderten lebt die Poesie Dante's. Und seit fünfhundert Jahren hat jede Generation, die über dieß Land hinging, dieß Gedicht auswendig gelernt, das mitten unter Gemetzel, Blutbad, Braud und allen Gräueln des Bürgerkriegs entworfen, im Exil niedergeschrieben wuede. In diesem Gedicht, in welchem er seinen Geist, seine Seele, sein Herz niederlegte, hat Dante, ohne es zu wissen, die ganze große florentinische Schule gestiftet, die ihres Gleichen nicht hat unter der Sonne. Er hat seinem Jahrhundert die Sitten, die Wissenschaften, die Literatur, die Künste geoffenbart; so tief hat er dieß Volk von Republicanern aufgeregt, daß sie wie mit einem Schlag, mit unglaublichem Aufschwung aus der Barbarei und dem Dunkel des dreizehnten Jahehunderts sich aufrafften. Sein Buch war zugleich das erste und das letzte Wort dieser Geschichte. Er hat die Sprache der Religion, der Moral, der Politik, der Satyre erfunden. Er, der eine so furchtbare Hölle gegraben, die einzige Hölle, vor der man sich fürchtet, er hat aus der christlichen Hölle Homer, Horaz, Ovid, Lucan, das Opfer Nero's, Aeneas, den Helden Virgils, und Cäsar befreit, den er in den Himmel Virgils versetzte, und neben Cäsar — Brutus; und so widersprach er seinerseits dem Evangelium, das sie verdammte, diese großen Männer des Alterthums. So hat also Dante die Seele der heidnischen Welt aus dem ewigen Feuer errettet, ebenso wie später Leo X so viel er konnte ihre materiellen Ruinen gerettet hat; eine zwiefache Wiedererweckung, aber die Dante's war die kühnere. Lassen wir jedoch Dante und Leo X die doppelte Ehre dieser Wiedererweckung. Sie beide haben zu dem heidnischen Lazarus gesagt: Stehe auf und wandle! Jeder hat seinen Theil an dieser Wohlthat; Dante hat für sich die Seele des wiedererweckten Todten behalten, die Mediceer für sich den Marmor und die Bildwerke seines Grabes.

Dieser Mann, vom Himmel herab gekommen in das Italien des Mittelalters, hat das lebendige Licht seiner Poesie auf all die aufgehäuften Ruinen geworfen. Er hat zuerst den geblendeten Italienern gezeigt, welche bewundernswerthe Vortheile sich ziehen ließen aus all diesen Ruinen; aus den Historikern, Dichtern, Künstlern, den Monumenten des Alterthums, den kostbaren, da und dort zerstreuten Trümmern in dem gräßlichen Durcheinander von Brand und Schiffbruch. Aus diesem jammervollen Schauspiel hat Dante den Schluß gezogen: nicht daß man das Alterthum wieder herstellen, sondern daß man Etwas schaffen müsse, was auch ein Alterthum werden könne. Dante, der Theologe wußte allzugut, daß man den erschöpften Glauben nicht wieder aufrichtet, wie die Säulen eines zertrümmerten Tempels, und so sprach er zu seinem Jahrhundert: Schaffen auch wir uns unsere Poeten, unsere Baumeister, unsere Geschichtschreiber, Philosophen und Bildhauer! Seyen wir Ahnen! Machen wir uns zurecht, was uns in der alten poetischen Welt dienen kann; aber statt diesen Ruinen unterthan zu werden, zwingen wir die Ruinen, uns unterthan zu seyn. Dante ist, auf einen Zeitabstand von drei Jahehunderten hinaus, der Vater Michel Angelo's, der die Ehre hatte, dreihundert Jahre später die Epoche der Wiedeergeburt zu schließen, welche Dante, sein Meister, begonnen. Welch ein Mann auch dieser! Noch als Kind hatte ihn Politiano in der göttlichen Komödie lesen gelehrt, aus welcher er alle Lehren geschöpft; er sah in ganz Florenz nur Dante. Aufrichtiger Republicaner, glaubensvoller Christ, von langsamer und ruhiger Einbildungskraft, von lebendiger und kühner Ausführung, hat er allein gelebt, ohne eine Familie, außer seinen Schülern, ohne eine Geliebte außer Flo-

Digitized by Google

renz. In diesem Gewühl von Kaufleuten, von Fabricanten, von Wechslern, hat Michel Angelo nur die Künstler geliebt. E drängte sich duech dieß Volk von Krämern hindurch, ohne es zu sehen; er hatte es unter seiner Würde gehalten, sie mit seiner Achtung zu beehren. Bis zum Schluß des letzten seiner neunzig Jahre blieb Michel Angelo der Sclavr Dante's, er, den zu zähmen Julius II, der unbeugsame Papst, so viele Mühe gehabt hatte. Er hat gleicherweise den Medicäern und Ariost widerstanden." — —

Endlich wollen wir auch noch der Erzählung des Verfassers von einem Vorfall, der für ihn der nicht am wenigsten interessante auf seiner Reise seyn mochte, einen Raum gönnen. Die öffentlichen Blätter haben schon vor Monaten gemeldet, daß J. Janin, der vom Glück so begünstigte Schriftsteller, einen großen Gewinn in einer Lotterie gemacht, daß er Besitzer eines Schlosses in Italien geworden sey. Wohl mögen diejenigen, welchr der Ansicht huldigen, daß mit gewissen Menschen das Glück geboren werde, gleichsam als eine ihnen inhärirende Eigenschaft, in diesem Gewinnst eine Bestätigung ihrer Theorie finden; wir lassen nun aber den Autor selbst sprechen:

„Und jetzt, um den Bericht von dieser Reise, so voll süßem Schwelgen und Enthusiasmus, von diesee glücklichen und leichten Wanderung duech die süßen Leidenschaften und die ewigen Meisterwerke Italiens zu ergänzrn, bleibt mir nur noch zu erzählen, wie der Zufall, dieser ehrliche, so arg verleumdete Gott, als er mich so eingenommen für Italien und namentlich so verliebt in Florenz sah, mir im Augenblick wo ich es am wenigsten erwartete, das hübscheste Häuschen bescherte, das je auf einem italienischen Hügel erbaut wurde — ein Haus, das einen nicht schlechtern Bewohner gehabt, als Horaz — das zum Bewohner den Herrn von Lamartine gehabt, der mir dieser Tage davon sprach, und der in seinen Schatten seine schönsten Gedichte verfaßt hat. Es lebe der Zufall! er hat mir mehr als ein Glück beschieden, er hat mir einen heerlichen Vorwand geliehen, wieder nach Florenz zurückzukehren. Eben nach Paris zurückgekommen, erzählte ich diesen glücklichen Zufall wie folgt:

Man spricht überall, man schreit laut, man redet sich an: Ist es denn wahr? — Ja, er ist Eigenthümer eines Schlosses! — Die Einen sagen: es ist unmöglich! — Die Andern sehen aus, als wollten sie rufen: Wie Schade! — Diese berechnen schon, was das Nest denn werth seyn könne. Einige gestehen offen, daß der Zufall wohl daran gethan habe, gerade diesen Mann sich herauszusuchen, um aus ihm rinen großen Herrn zu machen, der sich nie um das Glück bekümmert hat. — Und glauben Sie denn, meine Liebe, daß er Baron werden wird? ruft eine junge Frau mit einem bezaubernd verzogenen Mäulchen. — Vielleicht Prinz, antwortete die alte Frau, die, gutmüthig, eine natürliche Neigung zu allen glücklichen Leuten hat. Das ist also die große literarische Neuigkeit der Woche. Man hätte die Popularité spielen können, man hätte sich nicht so viel um die Komödie des Herrn Casimir Delavigne gekümmert, als um die Villa Lazzarini. Wetten sind für und gegen gemacht worden. Die Karte von Italien ist ganz groß aufgerollt auf allen Tischen der Neuigkeitsjäger; man will wissen, wo das Landgut Lazzarini ist. Drei Tage dauert diese ängstliche Spannung; und hat nicht das Journal des Débats, das doch am besten unterrichtet seyn muß, die Grausamkeit gehabt, kein Wort von der Sache zu sagen?

Gewiß, der Held dieses nur unwahrscheinlichen Abenteuers hätte nicht geglaubt ein so wichtiger Mann in der Welt zu seyn, daß sein Glück das Interesse des Publicums in solchem Maaß erregen könnte. Wie! beim ersten Gerücht von seinem Gewinnst bricht die französische Gesellschaft ihre angefangene Plauderei ab, jedes Gespräch wechselt seinen Gegenstand; die Schweiz und der Prinz Napoleon, und die großen Verbrechen des Assisenhofs und die Eisenbahnen verschwinden vor dem unsichern Schatten einiger italischer Orangenbäume, weil diese schönen Orangenbäume, im Freien wurzelnd, zufällig ihren Herrn vertauscht haben sollen? Wie! bei dieser in die Lüfte gestreuten Kunde ist kein großer Politiker, der nicht staunte, kein großer Schriftsteller, der nicht unruhig würde, und kein kleines Journal, das nicht sein Bischen Gift ausspritzte?

Ein Schloß! Ein Schloß! Er hat Landgüter! er hat Sclaven! er hat Leibeigene! er hat einen Wappenschild! er hat einen Springbrunnen! einr Terrasse! Statuen! vergoldete Plafonds! Ei das ist ja entsetzlich! Und wir Leute von Geist, die wir wäheend seiner Reise so viel Dornen auf seinen Weg geworfen! Ach, die armen Teufel sahen nicht, daß sie diese Dornen ihm nicht in den Weg, sondern hinter ihm auf seinen Weg geworfen hatten; und inzwischen raffte er, ohne an diese Dornen zu denken, alle Arten von Blumen auf, die sich ihm erschlossen; und wenn irgend Einer mit Recht die Worte Virgils aussprechen durfte, so ist gewiß er es, die Worte: Tellus inarata! Magna parens frugum, Saturnia Tellus!

Das ist also die große Neuigkeit: Er hat ein Schloß gewonnen! Am ersten Tag war es ein Haus ohne Thüren, ohne Fenster und ohne Belang; am zweiten Tag war es ein Schloß, aber der Ausbesserung bedürftig, und man weiß, daß die Ausbesserungen Einen zu Grunde richten; am nächsten Tag war das Schloß ein Palast, der Stein war zu Marmor geworden; es war mehr als ein Garten — ein Park, ein Landgut, es war etwas Ungeheures. Man las in einem Journal: hundert und fünfzig tausend Franks, und zwei Blätter weiter hinten: dreimalhunderttausend Franks. Wenn es so fortgegangen wäre, hätte man aus der Pallazina noch den Palast Pitti gemacht; aus dem Baron wurde ein Großherzog von Florenz und Raphael war nicht mehr gut genug zum Anstreicher seines Hauses.

Aber endlich seyd auch Ihr selbst, Ihr Geduldigen, die Ihr wißt, daß zuletzt das Wort des Räthsels Euch werde kund gethan werden, Ihr meine Leser, deren Glück sich ein wenig verfärbt hat über dem Millionär von Schriftsteller, von welchem die Rede ist, auch Ihr seyd ganz unruhig und betroffen, und wollt sofort wissen, was denn an der Sache ist? Nur Geduld! Wenn der Held dieser Geschichte so ungeduldig gewesen wäre wie Ihr, so wäre er nicht einmal Baron. Was die Orangen betrifft, so hätte er nur die Orangen der Madame Chevet. Das Thal von Montmorency, oder auch das liebliche,

Digitized by Google

entzückende Thal von Bievre wäre dermalen sein einziges Besitzthum; er wäre nichts als ein Mann der sichs zum Glück schätzte zu leben und zu schreiben und jeden Tag laut zu sagen, was er auf der Seele und auf dem Herzen hat. Weil er geduldig war, ist er dieser stattliche und mächtige Herr geworden, wie Ihr sogleich sehen werdet.

Es ist wahrhaftig etwas Schönes darum, zu seyn was man ein „Kind der Presse" nennt! Es ist eine wahre Lust, wie Einen die treffliche Mutter und Amme behandelt. So lange du dich an ihre hängende Brust anschmiegst, in Lumpen, und ganz rotznasig und besudelt mit der Gallenbese, womit sie ihre Kinder nährt, lächelt die treffliche Frau dich an und liebkost dir. Statt reiner Milch gibt sie dir tüchtige Schmeicheleien. Sie wirft dir lächelnd die Kruste aus ihrem Bettelsack zu. Alles geht aufs Beste; du bist ihr verzogenes Kind, ihr Liebling, der Freund ihres Herzens; sie zeigt dir alle Königreiche der Welt von ihrer Höhe herab und sagt zu dir: du betest mich an, so will ich dir alle Königreiche der Welt geben!

Aber du versuchst, schlecht genährt, schlecht gekleidet, unglücklich, voll von einem unschuldigen kleinen Gift, das du jeden Augenblick ausbrichst, dich von deiner geliebten Mutter im Ehrgeiz zu entfernen, du wirst etwas, fliegst mit deinen eigenen Flügel, gewinnst ein Schloß, wirst reich, schreibst ein gutes Buch, sprichst in der Kammer mit der Autorität eines großen Talents, wirst nur etwa erster Minister, — und dann sieh zu, was die zärtliche Mutter dir aufspart! Ha Schelm! Ha Dieb! Ha Spitzbube! Ha Nichtswürdiger! Du verläßt deine Mutter und Amme! Du willst nicht mehr ihr schlechtgebackenes Brod, befeuchtet von ihrem kledrigen Speichel! du stößt von dir ihre milchleere Brust! du willst ein wenig allein gehen! wart nur Thor! Und da ist sie jetzt, die milde Stiefmutter, die dich, ihr verzogenes Kind, mit beispielloser Härte behandelt. Sie ersinnt, ihr Kind zu quälen, ganz neue Mißhandlungen. Sie zermalmt es, sie wirft es in Abgründe, sie tödtet, sie verschlingt es. Zum Beispiel, wenn es je ein „Kind der Presse" gab, so ist es Herr Thiers. Er war ihre Ehre, er sollte ihr Stolz werden. Die Presse hatte hier eines ihrer Meisterwerke geliefert, das ihr ewiger Ruhm seyn sollte. Und doch, wie hat sie ihr verzogenes Kind behandelt, sobald das verzogene Kind auf die Höhen der politischen Welt sich emporschwang? Gewiß, wenn sie es nicht vergiftet hat, so ist es, weil das Kind der Mutter nicht getraut und weil es nicht hat trinken wollen, wo sie getrunken hatte.

Das ist dem Herrn Thiers begegnet; was Wunder, daß dasselbe einem andern Kind der Presse begegnete, das nicht so hoch steht, wie Thiers, aber weit getreuer ist seiner Amme als er. Seit zehn Jahren, seit er etwas gilt in den Kämpfen jedes Tags, hat der letztere nie etwas Anderes seyn wollen als ein Kind der Presse. Er war nie mehr, aber auch nie weniger. Er hätte können Unterpräfect werden, wenn er gewollt hätte oder auch Inspector der Primärschulen; wer weiß, vielleicht gar Facultätsprofessor in Lyon oder Bordeaux. Aber er ist weniger kühn als Herr Thiers; er hat Nichts gewollt, Nichts verlangt, er ist Journalist geblieben; er glaubte so durch seine Bescheidenheit die Presse, seine treffliche Amme, zu versöhnen, und indem er ihr fortwährend mit Leib und Seele angehörte, ihren Schlägen so gut zu entgehen, wie als Steuereinnehmer in einem entfernten Departement.

Aber man sehe das Unglück, welches dieß Kind der Presse verfolgt! Ohne etwas Böses zu denken, schlenderte er in den Stadten und Fluren Italiens herum; sogleich stößt die Presse, seine Amme, ein klagendes Geheul aus; sie klagt ihn im Angesicht Europa's an, Gesandter in Mailand geworden zu seyn. Im Augenblick kehrt er nach Paris zurück, ohne nur die Krönung abzuwarten, bei welcher er Frankreich repräsentiren sollte; so überzeugt er durch seine persönliche Erscheinung seine Mutter von der Unwahrheit jenes Gerüchts; er ist nicht Gesandter, er tritt wieder seine täglichen Functionen an.

Aber noch einmal, man sehe das Unglück, im Augenblick wo unser Mann sich vor allen Unbilden seiner Amme gesichert glaubt, da gewinnt er, ohne es zu wissen und fast ohne es zu wollen, ein Schloß in Italien; und da, plötzlich, wird er ebenso mißhandelt, wie Herr Thiers es wurde an dem Tage, wo er sich beigehen ließ, den Herzog von Broglie im Ministerium des Auswärtigen und in der Präsidentschaft des Conseils zu ersetzen.

Der Held dieser Geschichte, Ihr kennt ihn, ist ohne Widerrede einer der am wenigsten ehrgeizigen Menschen auf der Erde. Er war glücklich sein ganzes Leben hindurch, d. h. er hat sein ganzes Leben lang nie etwas Anderes gewünscht, als was er haben konnte, und man muß hinzusetzen, er hat immer das erhalten, was er wünschte. Er wünschte sich Pferde, und er hatte dis auf drei in seinen Ställen. Er wünschte sich wohlhabend zu werden und er wurde wohlhabend. Er wünschte sehnlich wieder arm zu werden und er wurde wieder arm. Unbekümmert um Vermögen, noch mehr als um den Ruhm befand sich der Held der Geschichte in Florenz so glücklich, als es nur ein Kritiker, umgeben von Meisterwerken seyn kann. Eines Tages sprachen wir von den schönsten Aussichtpunkten Italiens. Per Baccho! rief der Doctor F..., das erinnert mich daran, daß im Herzogthum Lucca, in der Nähe einer warmen Heilquelle, geschützt von einem sanften Hügel, ein Haus ist, das sich hinter blühenden Orangenbäume verbirgt. Das Haus ist von Marmor und steht auf einer breiten Terrasse, welche das Thal beherrscht; eine große Allee führt zu ihm; es ist zwischen zwei Wäldchen halb verborgen; eine Wasserleitung unterhält daselbst Tag und Nacht drei Springbrunnen, es ist ein wahres Zauberschloß. — Wer von Ihnen will es haben?

Damit zog er mehrere Lotterieloose aus der Tasche. Sie waren bald verschlossen. Der Herr des Hauses bemächtigte sich aller Loose, die man ihm nur ablassen wollte, und ich allein nahm nicht Theil an dem allgemeinen Eifer; aber auf das Zureden der Andern erlegte ich auch meine zehn Paoli für ein Loos. Hätte ich statt dieser auch nur zehn französische Franks geben müssen, ich hätte mein Glück von mir gewiesen. Am Abend dieses Tags sah ich den Herzog von Lucca, und sagte ihm, ich hätte die Hoffnung erkauft, Eigenthümer eines Schlosses in seinem Lande zu werden. Ich hoffe, antwortete der Fürst, daß Sie dann auch ein wenig mein Unterthan seyen. Von diesem Tag an dachte ich nicht mehr an das Schloß. Nach Paris

Digitized by Google

zurückgekehrt warf ich mein Loos in einen Papierkorb. Ganz unerwartet meldet mir ein Brief, daß, falls mein Loos die Nummern 72 — 75 habe, ich der Besitzer des Schlosses sey. Ich suche in dem Korb, ich finde das Loos! Es hat diese Zahlen.

Zwei Tage nachher, zwei Tage verbreitete sich das Gerücht von diesem plötzlichen, unvorhergesehenen, unglaublichen, wunderbaren Glück mit der Schnelligkeit einer Unglücksbotschaft. Meine Freunde staunten nicht so arg darüber und wünschten mir einfach und aufrichtig Glück — aber die Andern! —

Und was fangen Sie jetzt an? fragen mich ganz leise die unbekannten Freunde, die mich beschützen und vertheidigen, und mich als das Kind ihrer Adoption behandeln; und ihnen gebe ich die Antwort, die der Schäfer gab. Der Schäfer nemlich rief eines Tags: Ach wenn ich nur der König von Frankreich wäre! — Nun, und wenn du König von Frankreich wärest? fragte ihn ein Vorübergehender? — Nun, dann würde ich meine Schafe zu Pferde hüten. — Und ich, wenn mein Schloß etwas werth ist, werde ich mir einen Regenschirm kaufen und im Omnibus in die Oper fahren.

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Rogiero sah sich plötzlich eines Vaters beraubt, ohne daß man ihm einen andern dafür genannt hätte; er ward aufgerüttelt aus einer traurigen Gewißheit, um in einen noch schmerzlicheren Zweifel gestürzt zu werden; er wurde vom Unglück der Sünde zugeschleudert. Schon hatte er bis jetzt blind verachtet die menschliche Natur und die seinige; jetzt verabscheute er sie, da er die Leidenschaften, die er für großmüthig und edel gehalten, sich zu Werkzeugen der Schande verwandeln sah; seine Unschuld hatte ihn verleitet, Glauben zu setzen in die Worte von Seinesgleichen, das Mitleid, Einen für seinen Vater zu halten der es nicht war; die kindliche Liebe, seinen König zu verrathen, um seinen verrathenen, vermeintlichen Vater zu rächen. Eine solche Verkettung räthselhafter Begebenheiten, so viele ihm gelegte Schlingen, um ihn in Sünde zu verstricken, der mit den theuersten Gefühlen getriebene Hohn, der Wahnsinn, die Scham, die Angst — das Alles stürmte so auf ihn ein, daß er die Dielen des Bettes, von unzähmbarer Wuth gestachelt, faßte, und dergestalt daran rüttelte, daß der darauf Liegende, die Bettdecke und alles Andre emporgeworfen wurde; das Crucifix fiel auf den Boden, der Sterbende umfaßte seinen Beichtiger mit den Armen um den Hals und verbarg wieder sein Gesicht an dessen Brust.

„Und die Gerechtigkeit soll nicht rächen diesen Frevel? Kann er verborgen bleiben vor der Strafe der Menschen?" — „O, betet zu Gott, daß der Mächtige nicht das Verbrechen wolle, denn kaum nimmt er sich die Mühe es zu verheimlichen und Niemand zieht ihn zur Strafe!" — „Und der Brudermord, den sie mir von Manfred erzählten?" — „War eine Lüge!" — „Und meine Abkunft von Heinrich dem Gelähmten?" — „Eine Lüge!" — „Und Heinrich?" — „Ward am Leben erhalten in der Absicht glaube ich, ihn dem Manfred im Kampf um das Königthum entgegenzustellen; aber nachdem er vor Angst und Pein den Verstand verloren, ließen sie ihn doch immer noch leben, weil sie nicht wagten ihn umzubringen, oder weil sie bis dahin im Sinne hatten, ihn für Euern Vater auszugeben und so Euch zum Verrath an Eurem König zu treiben." — „Das ist ein Wunder von Bosheit. Und du wußtest es, Roberto?" — „Ich wußte es." — „Und hast mich verrathen?" — „Sie hatten mir geschworen, mich groß zu machen und Euch nicht zu tödten." — „Verlorene Seele sey verflucht auf alle Ewigkeit!" — „O Vater, bist Du's? Hast du mir nicht verziehen, hast du mir nicht geschworen mir zu verzeihen?" — „Wenn ich geschworen habe, so nehme ich jetzt den Schwur zurück; wohin nun auch dein Geist möge berufen werden, an den Ort des Heils oder des Verderbens, ich werde dich dahin verfolgen mit unaufhörlichen, endlosen Verwünschungen . . ." — „Sprecht nicht so, Rogiero! Vater, bittet ihn, nicht so zu sprechen! erzählt ihm, mit welcher Buße ich mich abgemüht habe meine Schuld zu tilgen . . . habe ich die doch das Leben gerettet!" — „Ich habe den verwünscht, der es mir gegeben, und dich würde ich, auch wenn du mir kein Leid gethan hättest, verwünschen, daß du mir es erhalten hast; sey verdammt und stirb!" — „Unbarmherziger! es wird der Tag kommen, wo du theuer büßen wirst diese deine Grausamkeit: — im Begriff vor dem Richterstuhl Gottes zu erscheinen, fühle ich, daß meine Verschuldungen zu viele und zu schwer sind, als daß sie mir könnten vergeben werden . . . deine Verzeihung hätte mir nichts geholfen, aber für dich hätte sie gesprochen, wenn du einmal an deinem Theile wirst gerichtet werden . . noch einmal . . willst du deinen Schwur halten?" — „Nein!" — „So geh und laß mich im Frieden sterben." — „Nein, so lange noch nicht der Schleier des Todes über deine Augen sich gesenkt hat, sey gepeinigt von meinem Anblick, sey verdammt und stirb!"

Noch hatte Rogiero diese bittern Worte nicht ausgesprochen, als sich die Thüren der Zelle aufthaten und zwei Reihen Mönche eintraten, welche viele angezündete Fackeln in Händen hatten; als der letzte kam, mit feierlich ernster Miene, der Mönch, den Rogiero auf dem Kirchhof getroffen hatte, und hielt unter einem seidenen Mantel die Flüssigkeit zur letzten Oelung. Der Mönch näherte sich, aus der Miene Rogiero's, der mit aufgehobner Hand und mit den Gebärden eines Verfluchenden dastand, und aus dem Wesen Roberto's, der im Kloster Egidius hieß, welcher flehend, beängstigt von der Furcht der bevorstehenden Verdammniß, von Schweiß übergossen, alle Mittel erschöpft hatte, womit ein Mensch den Andern zum Mitleiden bewegt, merkte er ungefähr den Stand der Sache; er wandte sich gegen den Bekrübten mit jener Zuversicht, welche dem frommen Eifer eigen ist, berührte ihn an der Stirne und sagte: „Geschöpf, geboren um zu sterben, kannst du einen unsterblichen Haß nähren?" — „Ich weiß nicht, Vater, ob ich es kann, aber ich will es." — „Würdiger Sohn des gefallenen Geschlechts, deine Gesinnung ist theilhaftig der Nichtswürdigkeit der Würmer, aus denen du bestehst; deine Gedanken sind in dem Staub, von dem du genom-

Digitized by Google

men bist und in den du zurückkehrst." — „Er hat mir die Mutter umgebracht (schrie Rogiero, auf den Kranken deutend), wie sollte ich es unterlassen ihm zu fluchen?" — „Er (versetzte der Mönch, mit dem Finger zum Himmel empor weisend) ließ seinen Sohn tödten um zu segnen." — „Ich bin nicht Gott." — „Ich weiß, daß du Erde bist; aber es lebt in dir ein Funke der Gottheit, ein Theil des göttlichen Geistes, der alle seine Sorge darauf wenden sollte, das Beispiel seines Schöpfers nachzuahmen, ihm wohlzugefallen und sich würdig zu machen jener Herrlichkeit, zu welcher er uns beruft mit allen Wundern der Schöpfung; der Ewige, selbst ohne Sünde, ließ ungebeten die Sünde nach; lasse du sie nach, der du ein Sünder bist und den wir zu deinen Knieen liegend anflehen."

Auf diese Worte fiel er Rogiero zu Füßen und die gefalteten Hände emporhebend, beschwor er ihn in dieser schönen Stellung demüthiger Liebe. Die übrigen Brüder folgten dem Beispiel des Abts, sanken auch auf die Kniee und riefen Alle einstimmig: „Verzeihung!"

„Und gäbe man mir auch die Herrschaft über den Blitz... und gäbe man mir Macht über alle Geister ... und hätten alle erschaffenen Wesen eine Stimme um mich zu preisen, und sängen mir die Myriaden Engel Hosiannah in alle Ewigkeit ... nie würde ich meinen Fluch zurücknehmen. Sey verflucht (schrie Rogiero mit erhobnerer Stimme und schüttelte beide Hände über dem Sterbenden) und mit mir sollen dir fluchen alle Wesen, die einen Körper haben und die Geister, die Todten, die Lebenden, die noch nicht Gebornen; könnten doch aus diesen meinen Händen Flammen regnen auf deine Seele und auf die Seele deiner Verbrechensgenossen; kein Mund sey, der dich nicht höhne, kein Geschöpf, das nicht lächle über die Grausamkeit deiner Strafe; und möge meine Grausamkeit wirken, daß auch ich verdammt werde und brennen müsse in derselben Hölle, damit du dann mich peinigen kannst mit der gräßlichen Geschichte und ich dich mit meinen wilden Vorwürfen; da werden wir beide unbarmherzige, unversöhnliche Teufel seyn."

Er stieß den alten Abt zurück, der seine Arme um seine Kniee geschlungen hatte, warf ihn hart auf den Boden und sprang mit einem wilden Satz aus der Zelle. Die heilige Salbe ward verschüttet auf dem Estrich und mischte sich mit dem Blut, das aus der verletzten Stirne des armen Abts rann; er aber kümmerte sich nicht um seine Wunde, richtete sich, von den Mönchen unterstützt, wieder auf und schickte sich an, mit dem wenigen noch übrigen Oel die fromme Pflicht zu erfüllen; schon hatte er, die Hand über das Auge des Sterbenden erhebend, seinen Spruch begonnen, als auf der andern Seite des Bettes der Beichtiger mit dumpfer Stimme murmelte: „Er ist todt!" Mit größerer Aufmerksamkeit schaute jetzt der Abt hin und sah Roberto mit offnem Munde und offnen Augen daliegen; — eine leichte Röthe färbte seine Wangen — er schien zu leben; er legte ihm die Hand aufs Herz — es war anzufühlen wie Stein; da nahm er die Decke und verhüllte ihm damit das Angesicht unter den Worten: „Er ist hingegangen im Frieden!"

Wir wollen die Schicksale Rogiero's hier nicht weiter erzählen und setzen nur noch hinzu, daß er auf einem und ebendemselben Schlachtfeld mit seinem Vater — dem König Manfred, fiel, und daß der halbwahnsinnige Graf von Caserta Zeuge der letzten Augenblicke von Vater und Sohn war. Das mitgetheilte Fragment gibt eine Vorstellung von Guerazzi's leidenschaftlicher, anschaulicher und phantasievoller Darstellung und Behandlung seines Stoffes; die Verwicklungen und Situationen sind meist gewaltsamer, erschütternder Art, die Charaktere schroff, wild und grausam; aber der Charakter der Zeit, in welche diese Geschichte fällt, rechtfertigt zum Theil oder macht vielleicht gar zu einem Vorzug, was sonst ein Fehler des Verfassers wäre. Man kann ihm nicht, wie so vielen neuern Franzosen, den Vorwurf machen, daß er das Entsetzliche mit Vorliebe aufsuche; bei ihm ist nicht, wie bei jenen das Raffinement eines überreizten Geschmacks, der eine wahrhaft blutdürstige Phantasie in Dienste nimmt; der geschichtliche Boden eines blutigen Jahrhunderts kann keine zarten Erzählungen als Blüthe hervorbringen. Guerazzi's Sprache ist kräftig und individuell, nicht durch Modephrasen verweichlicht; aber bisweilen fällt er ins Bombastische, was er selbst an einer Stelle sei es Buchs, als einen nicht seltnen Fehler der italienischen Sprache*) bezeichnet. Unangenehm ist es und stört den Effect, wenn er hier und dort auf neuere Begebenheiten, Systeme, Autoren u. s. w. Rücksicht nimmt, und plötzlich z. B. von Lavaters Physiognomik zu sprechen anfängt, mitten in einer ernsten Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert. Ueberhaupt geben die häufigen eingestreuten Reflexionen des Verfassers und auch die Betrachtungen, die er oft seinen Personen in etwas zu großer Breite in den Mund legt, dem Buch, im Widerspruch mit dem Inhalt, ein allzu modernes Ansehen; so anziehend auch manchmal diese Reflexionen sind, wünscht man sie doch, im Interesse der Kunst, weg. Das einundzwanzigste Capitel z. B. fängt Guerazzi so an:

„Je mehr ich mit dem Geiste, den mir der Himmel verliehen, darüber nachdenke, um so mehr überzeuge ich mich davon, daß ich Recht habe wenn ich behaupte: daß die Compositionen, welche die Leute Romane nennen, gar sehr den blühenden Rosenstöcken gleichen. Prangend mit Rosen, glühend vom prächtigsten Roth, lieblich durch den süßesten Duft, ergötzen sie das Auge des Wanderers, der mit bezaubertem Sinn sich wundert, wie eine Blume so viel Aehnlichkeit haben könne mit der geliebten Jungfrau seines Herzens. Noch stärker wird die Aehnlichkeit, wenn man erwägt, daß, wie die Stiele der Rosen mit Dornen besetzt sind, so auch die Pfade, welche in Werken jener Art zur Vollendung führen, bedeckt sind von Hindernissen, die theils schwer, theils unmöglich zu überwinden. Freilich aber sind sie darin verschieden, daß beim Rosenstock der Wanderer, sich be-

*) Er sagt, nachdem er das Gespräch zweier Liebenden gegeben „Es pflegen die Italiener alle, angeglüht von der allzuheißen Sonne, und aus andern Ursachen, die man hier nicht auseinander zu setzen braucht, in ihren Worten und Schriften sich gerne einen gewissen bildlichen Styl anzueignen, der, weil er sich vorzugsweise im Orient findet, der orientalische heißt; besonders gilt dieß von den Neapolitanern und andern Bewohnern der heißeren Gegenden, wenn eine freudige oder traurige Leidenschaft sie außerordentlich aufregt; hoffentlich wird aber Niemand das Gespräch unserer beiden Liebenden verkünstelt oder manierirt finden."

Digitized by Google

gnügend mit der Pracht der Blume, nicht weiter sich darum kümmert, und forscht, wie ihre Geburt vor sich gehe, oder wie sie ihr Leben erhalte, oder warum sie sterbe — wobei eines Theils das nicht Wollen, noch viel mehr aber das nicht Können zu berücksichtigen ist; — während es sich ganz anders verhält beim Roman; wohl lehrt die Kunst, die Begebenheiten mit einer gewissen räthselhaften Seltsamkeit aneinander zu reihen, und sie mit so viel Aufwand von Phantasie, als dem Dichter zu Gebote steht, darstellen, damit die Leidenschaft des Lesers von Augenblick zu Augenblick mehr entzündet, nach dem Ausgang dürste; aber zugleich mahnt sie auch: es gebühre sich, dieselben auf natürliche und einleuchtende Weise zu erklären, damit nicht der Leser sich darüber erzürne, wenn er seine Klagen verschwendet hat an Begebenheiten und Empfindungen, die gar nicht der menschlichen Natur gemäß sind. Das ist die Hauptaufgabe, die wichtigste Schwierigkeit; das ist die Probe und Klippe für tüchtige Geister, das Verderben und der Abgrund für die Mittelmäßigen; und gewiß träfe uns das letztere Loos, wenn die erzählten Begebenheiten nicht wahr wären, oder wenigstens, wenn wir sie nicht verzeichnet gefunden hätten in einer sehr alten Pergament-Chronik, geschrieben mit gothischen Buchstaben und farbig bemalten und vergoldeten Initialen, die, obgleich ein wenig verdorben von den Motten, von den Mäusen und von der Feuchtigkeit, immer ein schöner Schatz bleibt, wie sich Jeder überzeugen kann, der kommen will sie zu sehen." —

Guerazzi hat viel Naturſinn; zur Probe folgende Stelle: „Der Morgen kam. Empor rang sich das Tagesgestirn in der Majestät seiner Strahlen und verbreitete Licht und Wärme über die Welt; die Wasser des Stroms schienen erfreut die Sonne — und die Sonne, die Wasser des Stromes wieder zu schauen; diese zitterten und schwankten, vom Morgenwind aufgewühlt und die Sonne goß ihre Strahlen darüber; und daraus entstand ein beständiges, helles, rasches Blitzen und Flimmern, daß das Auge nicht vermochte es auszuhalten und doch immer darnach begehrte; es war wie die Freude zweier Freunde, die sich nach vielen Jahren der Entfernung und überstandener Gefahren wieder umarmen. Das ganze Feld war Eine Harmonie von bunt wechselnden Farbentinten, von Gesang und Wohlgerüchen — der Jubel der Natur! Vielleicht gibt es eine Stunde des Tages, wo die Erde uns zeigt, wie sie gewesen in den ersten Zeiten der Schöpfung, ehe unsre Eltern gesündigt, und dieß ist gewiß die Stunde, wo die Sonne wiederkehrt, sie zu beleuchten. Gott in seiner Weisheit schenkte sie zum Lohne dem Ergebungsvollen, der mit dem Morgengrauen sich erhebt, um sein mühevolles saures Tagewerk zu verrichten, unter welchem Adams Nachkommenschaft seufzt; oder vielmehr zum Trost für seinen Zustand, weil der Arbeiter arm ist und sein Aufstehen mit Aufgang der Sonne dem zu Gute kommt, der sie erst sieht, wenn sie beginnt sich zum Untergang zu neigen. — Der Mittag kam — der schöne Mittag an heitern Sommertagen. Was vielleicht kommt dem Blau des Himmels gleich? Das Auge der Schönheit, hat uns ein edler Dichter (Petrarka) gesagt, zeigt den Weg, der zum Himmel führt, aber es kann ihm nicht gleich kommen — die Herrlichkeit des Himmels ist einzig, wie die Allmacht seines Schöpfers. Das Gestirn des Lebens, stolz in seiner Jugendfülle, freut sich, dieses göttliche Gewölbe zu erleuchten und dieses Gewölbe beut ein gränzenloses Feld für die Pracht seiner Strahlen: — beide schön, theilen sie gern ihre Schönheit einander mit. O Sohn der Erde! in dieser Stunde des Trostes schlage deinen Blick nicht nieder zu deiner Mutter, die dich trägt! die Menschen haben die Felder der Früchte des Schweißes beraubt, um ein Leben der Mühseligkeit und des Elends zu fristen — wende deinen Blick nicht auf deine Mutter, die dich trägt, oder der schöne Traum schwindet; halte ihn an das Firmament geheftet, dazu hat dein Schöpfer dich gebildet!

Gruß, Gruß dir o Sonne, die du das Leben weckst und ihm seine Gränzen vorschreibst; Gruß dir, o Quell der Erzeugung und des Todes! Mit denselben Strahlen sahst du den Ort der Geburt und das Grab unsrer ersten Eltern, und wirst das der letzten Sprossen der Menschheit sehen; die Völker sind verschwunden vor dir, wie die Wasser des Stroms, wie der Sand der Wüste. Die Menschen haben dir geflucht und du hast nicht aufgehört den Segen des Lichts über sie auszuströmen; sie haben dir Weihrauch und Gebete geopfert wie einem Gott, und du hast deine Gluthen nicht verstärkt, immer groß, immer und unveränderlich in deiner Güte. Und werden deine Strahlen ewig seyn? Woher bekamst du deine Flammen? Wie nährst du sie? Wirst du überleben den Letzten der Lebendigen? Bist du durch dich selbst, oder zwingt dich eine andre Macht zum Daseyn? Nein! beten wir an — sie ist die Spenderin des Lichts und der Wärme.

Die Abenddämmerung kam, die, obgleich geschmückt von einem noch reicheren Farbenwechsel als die des Morgens, dennoch voll tiefer Wehmuth und Trauer ist. Ein Streif von Gold und Purpur entzündet jene Gränzen, wo der hinabgesenkte Himmel sich mit dem Meer zu vereinigen scheint; aber dieser Strahlenstreif ist von etwas Vergangenem und trägt das Gepräge seines flüchtigen Verschwindens an sich: — er ist wie der Ruf eines Mächtigen, der, obgleich verschwunden von dem Antlitz der Erde, sein Gedächtniß niedergelegt hat in der Geschichte und sich, so gut er kann, mit ihr in kommenden Jahrhunderten verjüngt. Dieser Kampf zwischen dem Licht und der Finsterniß ist feierlich ernst, wie der zwischen dem Leben und dem Tode; er verknüpft sich mit allem, was von Empfindungen und weichen Gefühlen in unserem Herzen ist; der Arbeiter verläßt sein Tagewerk, der Philosoph sein Nachdenken, um die Seele ihren schwermüthigen Empfindungen nachhängen zu lassen. Diese Stunde ist die Probezeit gefühlvoller Gemüther, wenn ein Feind auf seinen Feind träfe und ihn um Verzeihung bäte; jetzt könnte dieser sie ihm nicht versagen, wäre er auch im Stande, in der Nacht wieder auf seine Racheentwürfe zurückzukommen und sie auszuführen. — Unglücklich derjenige, welcher den Tag sterben sieht ohne milde Rührung und Erbarmen zu fühlen! tausendmal unglücklicher als derjenige, der den Tag erwachen sieht, ohne sich seiner zu freuen!"

Wir behalten uns vor, später noch mehrere Proben aus diesem Buche mitzutheilen, das nicht ohne Bedeutung für die sich erneuernde Literatur Italiens ist.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1839.

Der Berg Athos und seine Bewohner.

(Aus Urquharts Tagebuch.)

Die Mönche von Sinai, Libanon, von den Küsten des rothen Meeres, von Antiochien, Jerusalem, Alexandria und Damascus, vom eigentlichen Griechenland, Georgien, Rußland und allen über Asien zerstreuten, dem griechischen Glauben angehörigen Klöstern blicken auf den heiligen Berg, wie auf ihr Muster, und erlangen Ruf und Ansehen, wenn sie ihn besuchen und in seinen heiligen Hainen verweilen. Die Mönche vom Athos selbst werden auf das Höchste verehrt, ihre Regel wird für die vollkommenste, ihre Cerimonie für die heiligste gehalten.*) Abgeschlossen von der übrigen Menschheit, wie sie es durch ihre Lage sind, verlieren ihr Ruf der Heiligkeit, ihr strenger Charakter nichts durch den vertrauten Umgang. Ihre Reihen werden nicht durch örtliche oder Familienverbindungen recrutirt, die menschliche Gebrechlichkeit kommt nicht in Versuchung, die Lästerung hat keinen Anhalt. Findet man auch in diesen Felsenschlössern wenig Frömmigkeit und noch weniger Gelehrsamkeit, so wird doch auch nicht, wie in den Klöstern der abendländischen Kirche, durch faule Armuth oder schwelgerische Nachsicht der Novize erschreckt und der Wallfahrer geärgert. Hieher pilgern aus den Steppen Rußlands, aus den Sandwüsten Afrika's die Frommen aller Länder und Zungen, um Gott zu verehren und zu bewundern in der erhabensten und erhebendsten Umgebung, auf üppigem Grase zu ruhen, aus eisigen Krystallbächen zu trinken, und zurückzunehmen in ihre unabsehbaren Ebenen und ihre heißgedörrten Einöden den Ruf von den irdischen Schönheiten und Wundern dieses von heiligen Männern bewohnten Kreises, auf den die Augen der Heiligen und der Engel günstig und liebend herniederschauen.

Unter solchen Scenen erhoben sich die Paläste der Mönche, glänzend und imponirend, und geschmückt durch die früheren Beherrscher von Konstantinopel. Der Geschmack und der Fleiß Tausender von Mönchen, welche einzelne Wohnungen inne hatten, verwandelte ihre Zellen in romantische Grotten, flocht Weinranken und Schlinggewächse über die herabhängenden Felsen, leitete Quellen, bog Lauben und verbreitete ringsumher Fruchtbäume und Blumen. Oder auch mag der fremde Pilger die nackten Seiten des Berges selbst erklimmen, und dort, in ehrerbietiger Ferne, zwischen den Felsen die Capuze eines höher strebenden Büßers mit einem Blicke belauschen, eines stolzeren Geistes, der seinen Weg verfehlte, und nun in so wilder Zufluchtsstätte Trost sucht in Abtödtung des Fleisches und im geistlichen Stolze. Dort hausten und hausen noch Hunderte einsamer Wesen, einige in abgeschlossenen, aber gemächlichen Wohnungen, einige in Hütten, andere in Höhlen, nach eigener Laune ihren Wohnsitz wählend und sich lossagend von aller Gemeinschaft mit den weltlicheren Insassen des Berges. Zu bestimmten, festgesetzten Zeiten erscheinen sie in den Klöstern, denen sie angehören, um Vorrath an Nahrungsmitteln zu erhalten und darzuthun, daß sie noch leben. Einige haben Jahre verbracht, ohne zu reden, einige haben sich so weit beschränkt, daß sie nur einmal in der Woche essen. Außer diesen Entziehungen unterwerfen sie sich mannichfacher Kasteiung, wobei sie täglich einige hundert Kniebeugungen verrichten. In der Zelle, wo ich Zutritt fand, war der Fußboden vor der Panagia (Mutter Gottes) zu zwei Höhlen geworden von den Knieen des Einsiedlers.

Es gibt 24 Klöster; die vorzüglichsten sind Tschelendari, Simeon, Vathopedi, Pantokrator, Iviro, die landeinwärts liegen; Lavro, Agio Pauio, Dionysio Gregorio, Archangelos und Kastamoniti liegen auf dem Vorgrunde des Berges nach dem ägäischen Meere. Diejenigen, die in großen Umrissen sich auf dem Felsen erheben, werden angerufen von dem vorüberseglenden Fischer, Seemann oder Piraten; *) sind sie versteckt, zwischen Klippen und Laubwerk eingenistet, so läßt der Bootsmann sein Ruder, und sucht den Thurm, und hat er ihn entdeckt, so bekreuzt er sich andächtig und greift wieder zur Arbeit.

Am Ende der Halbinsel erhebt sich der Athos zu einem

*) In der orientalischen Kirche gibt es nur Einen Mönchsorden, den des heiligen Basilius.

*) Sowohl die türkischen als die christlichen Seeräuber respectiren die Klöster. Menschen, die weder Vater noch Mutter, weder Verwandten noch Freund schonen, sondern sie für klingende Münze verkaufen würden, haben, ich weiß nicht welchen Instinct, den καλογερον zu schonen. Auch geschieht das nicht der Armuth wegen, denn die Piraten rauben Menschen ihres selbst und ihres Geldes wegen und können 50 Ducaten für einen Sklaven bekommen.

Digitized by Google

hohen Gebirge, das man 30 Seemeilen weit sehen kann. Sieht man ihn von den macedonischen Bergen an, wo man die ganze Halbinsel mit einem Blicke verkürzt überschauet, so hat der Athos allenfalls Aehnlichkeit mit einem auf dem Rücken liegenden Manne. Nase und Kinn würden sich so in die Luft erheben, zwischen Kinn und Brust ein Zwischenraum bleiben; der erhöhete Theil des Bergendes scheint getrennt von den tiefer liegenden Felsen, die sich an beiden Seiten gleich Schultern ausbreiten; dann werden sie schmäler und in der Mitte höher, den Nabel bezeichnend, und breiten sich bei den Hüften aus; dann gibt ein steiler Berg quer über den Isthmus das Bild von gebogenen, in die Höhe gezogenen Knieen, und hierauf senkt sich das Land plötzlich und zieht sich zusammen, wo die zusammen ruhenden Füße die Erde berühren würden. Von keinem andern Punkte aus ist es möglich, dem Athos auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt zu geben. Das muß auch, wie ich glaube, Stesikrates' Ansicht gewesen seyn, als er sich bemühete, Alexandern zu überreden, die Aehnlichkeit vollständig zu machen, und der rechten Hand einen Thurm, der linken eine Schale zu geben, um so mehr, als die Stadt Akanthus an der rechten Seite steht,*) gerade jenseits der Erhöhung, welche die Kniee darstellen würde, und wohin in der Perspective die Hand in dieser Lage fallen würde; diesem Punkte entsprechend ist links ein Hügel, der zur Schale hatte ausgebildet werden können.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Die Mahrattenstaaten.

Die Mahratten rühmen sich, von Radschputen abzustammen, und in frühern Jahrhunderten durch die Eroberungen der Mohammedaner gedrängt nach Süden gewandert zu seyn. Auch ging ihre von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich herschreibende Macht von dem Kampfe gegen die Mohammedaner aus. Zwar zerfielen sie bald: das eigentliche Oberhaupt, der Radscha von Sattara, wurde durch seinen ersten Minister, den Peischwa, zu einem Schattenbilde herabgewürdigt, und der Peischwa selbst konnte nicht hindern, daß der Paktschi oder Oberbefehlshaber des Mahrattenheers sich ein eigenes Fürstenthum gründete, eben so der Guicowar in Guzerat, ferner Purseram Bhow, der Radscha von Colapur, die Rastia-Familie in Concan, eben so später Scindiah und Holkar in Malwa. Der Grund dieser Lossscheidungen war die noch im Mahrattengebiet herrschende Sitte, allen hohen Civil- und Kriegsbeamten Ländereien zum Unterhalte anzuweisen. Da es keinem der Fürsten einfiel, die innere Verwaltung seiner Länder anders zu modeln, und diese allenthalben auf einer außerordentlich weit gehenden Gemeindefreiheit beruhte, so ward trotz aller Spaltung unter sämmtlichen Mahrattenstaaten eine gewisse Einheit erhalten, die sie stets wieder verband. Hievon muß man indeß die in Malwa gelegenen Staaten von Holkar und Scindiah ausnehmen, die auf einem dem Volk der Mahratten fremden Boden entstanden. Der Friede des Jahres 1803 erschütterte die Mahrattenconföderation, die Ereignisse von 1817 zerstörten sie, denn der Peischwa wurde aller Macht entkleidet, sein Land kam unmittelbar unter brittische Herrschaft, und so sind nur noch die Radschas von Colapur, Sattara und Nagpur, so wie der Guicowar in Guzerat übrig.

Nirgends zeigt sich die Wahrheit so deutlich, die ein Correspondent des Asiatic Journal (Junius 1837) aussprach, daß ein eingewurzelter Haß die asiatischen Despoten gegen die Engländer beseele, nirgends aber zeigt sich auch deutlicher der Grund dieses Hasses, an dem die Engländer zum mindesten eben so viel Schuld tragen, als diese asiatischen Despoten. Wir wollen die Verhältnisse dieser vier Fürsten in kurzem schildern.

Der Radscha von Kolapur, dessen Gebiet südlich von dem des Radscha von Sattara zwischen 16° und 17° n. Breite liegt, hatte sich in den Mahrattakriegen weislich neutral gehalten und dadurch sein kleines Gebiet geschützt. Im J. 1821 ward er, wie man sagt, mit Vorwissen seines Sohnes, des jetzt regierenden Fürsten, ermordet. Dieser, ein Jüngling von heftiger Gemüthsart, brach, als das Gerücht von einer Niederlage der Engländer im birmanischen Kriege die Halbinsel durchlief, mit einem kleinen Heere auf, um sich den aufrührerischen Bewegungen eines kleinen benachbarten Radscha anzuschließen. Nur die feste Stellung der englischen Truppen hielt ihn von Feindseligkeiten ab, allein sein Verhalten blieb feindlich, so daß im folgenden Jahr (1826) ein englisches Truppencorps in sein Gebiet einrückte, und ihn zu einem Vertrage zwang, kraft dessen er sich die Einmischung der Engländer in seine innern Angelegenheiten gefallen lassen und seine 12,000 Mann Truppen auf 1200 reduciren mußte. Natürlich trägt er das aufgelegte Joch mit Unwillen, um so mehr, als man ihm auch eine Geldstrafe auferlegt und einen Minister ernannt hat, den er nicht absetzen darf.

Der Radscha von Sattara stammt von dem Stifter des Mahrattenreichs, seine Familie war aber von dem Peischwa oder ersten Minister in der Stadt Sattara so gut wie gefangen gehalten worden. Als im J. 1818 der Peischwa von den Engländern entthront und gefangen gesetzt wurde, erhielt derselbe seine Freiheit und ein eigenes Fürstenthum gemäß einer Proclamation, welche die Regierung zu Bombay im Anfang des Kriegs erlassen hatte, und worin sie den Peischwa als Usurpator der Rechte und der Macht des alten Fürstenhauses dem Volke der Mahratten verdächtig machen wollte. Der junge Fürst, der sein Leben als Gefangener zugebracht hatte, war anfangs durchaus nicht im Stande, die Regierung selbst zu führen, und englische Beamte führten deßhalb die Verwaltung unter Oberaufsicht des Residenten, Capitän Grant, der mit großer Klugheit und Mäßigung das alte, höchst einfache Verwaltungs- und Gerichtssystem der Mahrattenländer unverändert ließ, was hier wie in Kolapur die gute Wirkung hatte, daß das Volk minder mit Abgaben belastet war, als im Compagniegebiet, eine wohlfeilere und raschere Rechtspflege hatte, und ruhig und zufrieden

*) Strabo legt freilich Akanthus nach Westen, statt nach Osten, aber nur er allein thut das, und ist nach dem Texte der Stelle offenbar im Irrthume.

Digitized by Google

sich zeigte. Im Jahre 1821 wurde dem Radscha die Regierung übergeben unter den gewöhnlichen, seine Autorität beschränkenden Bedingungen, daß er seine Truppen nicht vermehren, ohne Zustimmung und Vorwissen der anglobindischen Regierung keinen Verkehr mit fremden Mächten unterhalten und — „zu allen Zeiten auf den Rath des politischen Residenten hören wolle." Alles scheint ziemlich gut gegangen zu seyn, als auf Einmal im Anfang des Jahres 1837 der brittische Resident den Dewan oder ersten Minister des Radscha verhaften und unter starker Bedeckung nach Punah abführen ließ; das Gerücht wollte wissen, es handle sich um eine Verrätherei gegen die englische Regierung. Zugleich wurde noch eine Anzahl vornehmer Beamter des Radscha verhaftet. Eine besondere Commission wurde von Bombay nach Sattara geschickt, welche den Radscha selbst verhörte. Als die Untersuchung des Dewan beendet war, ließ man ihm einige Freiheit, im Ganzen aber blieb er über ein Jahr in Gefangenschaft, worauf endlich im Februar vorigen Jahrs ein Befehl vom Generalgouverneur eintraf, daß man ihn und die andern Beamten des Radscha auf freien Fuß stellen solle, indem sie auf abgeschmackte Anklagen hin, die aus sehr unlauterer Quelle geflossen seyen, verhaftet und processirt worden wären. Wie man darüber urtheilte, ist aus dem Umstande zu entnehmen, daß dem Gerücht zufolge der Gouverneur von Bombay selbst, Sir Robert Grant, nach Sattara gehen sollte, um dem mißhandelten Fürsten eine Art Apologie zu machen. Daß bei solchem Verfahren der Engländer die Neigung zu ihnen von Seiten des Radscha, obgleich er ihrer Politik sein Fürstenthum verdankte, nicht groß seyn kann, versteht sich von selbst, ob aber seine Abneigung und sein Haß so weit geht, daß er geheime russische Agenten bei sich aufnimmt, wie man ihm Schuld gegeben, muß die Zeit lehren. Sattara, obwohl klein, kann in Zukunft unter günstigen Umständen noch eine große Rolle spielen, da der Fürst, als Nachkömmling des Stifters der Mahrattenreichs, noch immer eine Art Gewalt über sämmtliche Mahrattenländer ausüben kann.

Von Nagpur haben wir sehr wenig zu berichten. Der vorige Beherrscher Appa Sahib wurde in das Schicksal des Peischwa verwickelt und von den Engländern abgesetzt im Jahre 1818. Ein unmündiger Nachkomme von einer weiblichen Seitenlinie, der kein Recht auf den Thron hatte, wurde nichtsdestoweniger darauf erhoben, und ihm ein kluger, brittischer Resident, Namens Jenkins, an die Seite gegeben, der das Land nach dem alten Mahrattensystem wohl verwaltete, und der Radscha änderte auch, als er selbst die Zügel übernahm, nichts daran, womit das Volk sehr zufrieden scheint. In gewisser Beziehung hat der englische Einfluß einen auffallenden Rückschritt gethan, indem im J. 1829 unter Lord William Bentinck das Contingent, zu dessen Unterhalt der Radscha verpflichtet war, auf die Bitte des letztern aufgehoben wurde, wogegen er der Compagnie 8 Laks Rupien zahlte und auf Verlangen 1000 Reiter unter seinen eigenen Officieren stellte. Diese Hülfe wurde bekanntlich im Jahre 1836 und 1837 gegen die Khunds oder Gonds in Anspruch genommen. (S. Nr. 29 ff. v. d. J.)

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne. Das Departement de Finisterre.

(Fortsetzung.)

Brest ist ein unangenehmer Aufenthalt; es mag das erste Seearsenal der Welt seyn, aber es wäre der letzte Ort, wo ich wohnen möchte. Das Klima ist über alle Vorstellung windig und feucht; es regnet fast unaufhörlich. Die Stadt ist trichterförmig zwischen Bergen eingeklemmt, an deren Abhange sich die Häuser und Hafengebäude terrassenförmig hinlagern. Um von einem Stadttheil in den andern zu gelangen, muß man hohe Treppen oder steile Straßen hinauf- oder hinabsteigen, die im Winter bei Glatteis halsbrecherisch seyn mögen. Die obere Stadt ist über alle Beschreibung garstig; in den engen, düstern, stinkenden Gassen liegt fußhohe Schmutz, und darin lebt eine gräuliche Bevölkerung, die entweder im Elend schmachtet oder in Schnapps vollgesoffen ist: man trifft nichts als leichenblasse oder branntweinglühende Gesichter mit hohlen oder aufgedunsenen Wangen und tiefliegenden oder dick heraussquellenden Augen, ferner eine Menge Krüppel, halbnackte Kinder und betrunkene Weibsbilder, kurz eine schreckliche Menschenrace, welche aus der Mischung des Blutes aller Nationen des Occidents und Orients hervorgegangen, und in viehischem Rausch empfangen und gezeugt ist. — In den niedriger gelegenen Quartieren gibt es regelmäßige Straßen und Plätze die Grande Rue, eine schöne, breite, belebte Straße, führt zwischen hohen, soliden Häusern zum Hafen hinab, wo tausend Stimmen durcheinander schreien und hundert Schaluppen und Boote durcheinander rudern. Der Hafen und die Rhede von Brest sind einzig; die Natur hat hier Vieles vorbereitet, um die Anlage eines Arsenals zu begünstigen, und die Kunst hat Alles aufgeboten, es gut zu verwahren.

Brest ist eine Schöpfung Richelieu's, welcher zuerst den Hafen graben ließ und einen elenden Flecken in ein großes Marinedepot umschuf. Den Eingang des Hafens, welcher Nachts mit Ketten gesperrt wird, vertheidigt rechts ein altes in Trapezform gebautes Schloß mit mehrern runden Thürmen und einem Donjon, welchen die ehemaligen Herzoge der Bretagne bewohnten und den Vauban mit Kanonen bespickte. Gegenüber links erheben sich die Festungswerke von Recouvrance, welches eine Art Vorstadt von Brest und durch den Hafen davon getrennt ist. Eine von den hier aufgeführten Batterien beherrscht Stadt und Hafen, und bestreicht zugleich die Rhede nach allen Seiten. Der Hafen geht weit ins Land hinein; es ist ein schmaler Canal, welcher über siebzig große Fahrzeuge und eine Menge Corvetten, Schaluppen und Boote faßt. Das Arsenal sondert ihn in zwei Theile: der Handelshafen nimmt sich sehr klein und kümmerlich gegen seinen stolzen Nachbar, den Kriegshafen, aus; er ist kaum so lang, als die bescheidensten Kais anderer kleiner Küstenhäfen; das Arsenal dagegen gebietet Ehrfurcht und Staunen. Ein großer Theil der französischen Seemacht ist hier in dieser engen Hafenbucht zusammengehäuft, wo man zwischen zwei mit Festungswerken, Bastionen und anderen gigantischen Bauten beladenen Bergen fast zu ersticken glaubt. Als ich auf dem schmalen Wasserarm in einem kleinen Boote dahinglitt, war es mir zu Muthe, wie wenn ich zwischen zwei hohen Dreimastern durchruderte, und jeden Augenblick in Gefahr schwebte, von den schwerfälligen Massen zerquetscht zu werden. Der allgemeine Eindruck ist großartig, aber peinlich; überall spürt man die menschliche Anstrengung, fast alle Hafengebäude sind auf

Digitized by Google

Felſen gegründet, und das Ganze iſt eine wunderbare Façade. Die Schiffswerften, die unermeßlichen Magazine zu beiden Seiten des Hafens, die Admiralitätsgebäude, die Segel- und Taumerkfabrik, die Eiſenhämmer, die Waffendepots und Modellſäle — alle dieſe Marineanſtalten erregen unſere Bewunderung und geben uns eine hohe Vorſtellung von der franzöſiſchen Seemacht. Die Reihe von Kriegsſchiffen, welche im Hafen liegen, um ausgebeſſert zu werden, oder auf den erſten Wink des Telegraphen in See zu ſtechen, gewähren einen erfreuenden und zugleich imponirenden Anblick.

Leider iſt das Arſenal in Breſt zugleich der Aufenthalt einer Menſchengattung, welche die Atmoſphäre des Hafens vergiftet. Es gibt keinen grellern Kontraſt, als die Galeerenſklaven mit ihren rothen Wämſern, Hoſen und Jacobinermützen, welche, paarweiſe zuſammengekappelt, mit ihren Ketten an uns vorbeiklirren und uns mit ver-ſchämten oder unverſchämten Blicken betrachten, und die Matroſen mit ihren blauen Jacken und blanken Hüten, welche lachend und ſingend im Takelwerk arbeiten, und vom Verdeck herunter dem Fremden ſpöttiſche Bemerkungen nachſchicken. Man erwarte hier keine philanthropiſchen Raiſonnements über eine der garſtigſten Peſtbeulen und eines der vielen nothwendigen Uebel unſerer modernen Civiliſation; dieſe Materie iſt ziemlich abgedroſchen, und zu viel und doch zu wenig beſprochen worden.

Das Bagno in Breſt iſt ein weitläufiges Gebäude mit langen Galerien und geräumigen Höfen, welches in den Jahren 1750 und 51 von dem Marine-Ingenieur Choquet Linda gegründet wurde. Aus der Ferne glaubt man einen Palaſt oder eine Manufaktur zu erblicken; nur wenn man näher kommt, hört man im Innern Ketten raſſeln. Es iſt in zwei Theile und vier große Säle abgetheilt, wovon jeder 500 Verbrecher faßt. Sie ſchlafen auf Feldbettſtellen, wie in den Wachſtuben; nur ſind dieſe nicht von Holz, ſondern von Stein, wo ſie Abends ihre Matratzen ausbreiten, die ſie jeden Morgen beim Aufſtehen wie einen Hamack aufhängen müſſen. Nicht ohne ſtarkes Mißbehagen prüfte ich die Phyſiognomien der Galeerenſklaven, welche, zwei zu zwei aneinandergekettet, ſich an mich und meinen Begleiter heranſchlichen. Ich ſah mehrere auf den harten Steinen ſchlafen, und ihr Geſchnarch war für mich eine ergötzende, harmoniſche Muſik; es beſtätigte mir, daß man auch auf den Galeeren ſchlafe. Einige Gefangene feierten mich mit dem frechen Blick der Pariſer Freudenmädchen; die wenigſten ſprachen miteinander; drei oder vier hörte ich ſingen und pfeifen, und einer las ſogar die Zeitung. Als ich dem Führer mein Befremden darüber äußerte, erfuhr ich, daß die Galeerenſklaven ein eigenes Leſe-cabinet eingerichtet hätten, wo ſie drei Pariſer Journale halten dürften. Auf den Geſichtern der meiſten Verbrecher bemerkte ich keinen Ausdruck von Scham; einzelne ſchlugen jedoch die Augen nieder, als ich an ihnen vorüberkam, wie der durch die grauſame Zerſtückelung ſeiner Maitreſſe berüchtigte Abbé Delacollonge, welcher bei meiner Anweſen-heit noch in Breſt geſangen ſaß und unter ſpecieller Aufſicht ſtand, weil er mehreremale zu entwiſchen verſucht hatte. Kein einziger ſprach mich um Almoſen an, wie ich es erwartet hatte; wohl aber boten mir ſehr Viele kleine Nadelbüchſen, Cigarrenſpitzen, Serviettenringe u. ſ. w. von Buchsbaum an, welche die Galeerenſklaven verfertigen, und worin ſie es oft ſehr weit bringen. Kein Artikel hat einen feſtſtehenden Preis, und die Verkäufer bieten den Fremden ihre Waare ohne die geringſte Zudringlichkeit feil, ſondern thun es mit einer Beſcheidenheit und Delicateſſe, welche mich überraſchten. So oft ich den dargebotenen Gegenſtand annahm, ſo empfingen ſie ohne Murren und Geſichter-ſchneiden die kleine Gabe, welche ich ihnen dafür reichte. Da man nicht gut umhin kann, in den verſchiedenen Sälen und Arbeitsſtätten Einkäufe zu machen und zu guter Letzt noch ſeinen Führer bezahlen muß, ſo iſt ein Beſuch des Bagno ſehr koſtſpielig. Das Innere des Gefängniſſes ſchien mir äußerſt reinlich und ſauber gehalten. Seit der Chaleer, welche hier ſchrecklich aufräumte, iſt die Disciplin *in dieſer* Beziehung viel beſſer geworden. Die Schlaf- und Arbeitsſäle werden täglich zweimal ausgewaſchen und gelüftet. Ich habe das Brod der Galeerenſklaven gekoſtet, und fand es um hundert Procent beſſer, als das Commißbrod der preußiſchen Soldaten. Die Fleißigen und die Faulen bekommen verſchiedene Rationen; dieſe erhalten nichts als Brod und Gemüſe, jene haben außerdem noch Wein und Fleiſch. Eine auf-fallende Thatſache iſt, daß die zur Galeerenarbeit verurtheilten Sol-daten ſich viel beſſer betragen, als die Civilgefangenen. Dieſer Vorzug iſt ſo allgemein anerkannt, daß man das braune Coſtume der militäriſchen Galeerenſklaven den Uebrigen als eine Belohnung und Auszeichnung geſtattet. Die Braunen ſehen daher die Rothen über die Achſel an, und ſelbſt in dieſen ſchmachvollen Kreiſen hat ſich eine gewiſſe Ariſtokratie eingeniſtet.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Lyriſche Inſcheiſten. Hr. Charles Fellowe legte in der königlichen Geſellſchaft für Literatur vom 7 März einige intereſſante lyriſche Inſchriften vor, die er von den Felſen und Ueberreſten von Gebäuden bei Phaaeka und an den Ufern des Xanthus abgeſchrieben hatte. In Bezug auf die Nachricht von Hammers von 1811 über dieſen Gegenſtand, die Schriften des Hrn. Cockerell, die er vor einigen Jahren herausgegeben, und die von Groteſend, Letronne und Andern erklärt Hr. Yates dieſe Inſchriften als einer unbekannten Sprache und Alphabet angehörend. Die Geſtalt von einigen Buchſtaben nähert ſich der griechiſchen, doch ſind ſie neu und eigenthümlich. Bei einer Ver-gleichung von vier Inſcheiſten des Hrn. Cockerell, wovon die erſte glück-licherweiſe in zwei Sprachen und mit einer griechiſchen Ueberſetzung verfaßt war, mit denen auch Hrn. Fellowe, brachte Hr. Yates eine ziemlich gute Erklärung des Ganzen heraus, welche, nach ſeiner Verſion, augenſcheinlich Inſcheiſten auf Gräbern von alten lyciſchen (phrygiſchen?) Familien anzeigte.

*

Avancement in England. Die Zeit iſt nicht mehr in Eng-land, wo der Sprößling einer ariſtokratiſchen Familie in Zeit von 3 bis 4 Jahren vom Fähndrich zum Obriſtlieutenant avancirte, doch iſt es mitunter nicht viel beſſer. Die Naval and Military Gazette vom 9 März erzählt folgenden ſchreienden Fall. Ein Hr. Hankey trat im Jahre 1825 als Fähndrich in Dienſt, kaufte im Jahre 1824 eine Lieutenants-, im Jahre 1826 eine Hauptmannsſtelle und im Jahre 1835 wurde er, gleichfalls durch Kauf, Major. Vor kurzem wurde er, ohne Kauf, Obriſtlieutenant, was denn doch die Geduld vieler alten Officiere, die ſchon im Peninſularkriege Wunden und Lorbeeren geerntet oder ſeit jener Zeit in allen Welttheilen gedient hatten, während Hr. Hankey auch nicht Einen Feldzug mitmachte, erſchöpft zu haben ſcheint, ſo daß die Sache öffentlich zur Klage kommen wird.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1839.

Der Harem des Pascha's von Widdin.

(Aus der Revue britannique. Dec. 1838.)

In den ersten Tagen des Monats Julius d. J. verließ ich Konstantinopel, um auf dem Dampfboot Ferdinand I, welches die Donau hinauf fuhr, nach London zurückzukehren. Ich traf an Bord eine junge griechische Dame aus Pera, welche nach Belgrad ging, und mir so viele besondere und merkwürdige Züge von dem jetzigen Leben der französirten türkischen Frauen erzählte, daß mir die Fahrt sehr dadurch verkürzt wurde. Madame Lampugnani — so hieß meine Reisegefährtin — correspondirendes Mitglied der gelehrten Damengesellschaft in Bukarest, welche die Werke der Lady Montague und der George Sand übersetzt, unterhielt mich sehr durch ihren Enthusiasmus für Mahmud und seine Reformen. Wenn Frauen sich auf einer Reise, besonders in fernen Gegenden, treffen, so schließen sie sich weit schneller an einander, als die Männer. Eine Art von Gleichheit in Gefühl und Urtheil, die unserem Geschlecht eigen ist, eine Menge kleiner Dienstleistungen, zu denen wir uns gegenseitig nöthig sind, das Gefühl unserer Schwäche, und die Lust, sich über die Eindrücke auszusprechen, welche eine Menge gesellschaftlicher Gebräuche, die wir in der Fremde sehen, und woran wir in der Heimath nicht gewöhnt sind, auf uns machen, dieß Alles erzeugt bei Frauen schnell eine ziemlich innige, wenn auch nicht dauerhafte Freundschaft, und so waren denn auch Madame Lampugnani und ich bald so innig befreundet, als man es auf einem Dampfboote, das die Donau hinaufführt, werden kann, und vertrauten uns gegenseitig, daß wir beide das größte Verlangen hätten, ein Harem zu sehen. Meine Gefährtin hatte 6 Jahre, und ich 6 Wochen in der Türkei zugebracht, ohne daß es der einen wie der andern vergönnt gewesen wäre, diesen Wunsch zu erfüllen. Zudem war unter den Passagieren ein Mann, der nicht wenig dazu beitrug, unsere Begeisterung für die türkischen Damen zu vermehren; dieß war ein jüdischer Arzt von der Secte der Karaiten, der kürzlich den Pascha von Widdin, Hussein, in einem heftigen Podagra-Anfall mit Glück behandelt, und den Hussein nun, da er wieder erkrankt war, von neuem berufen hatte.

Hussein, der Pascha von Widdin, ist einer der Männer, die wohl am meisten zu den seltsamen Umwälzungen beigetragen haben, deren Schauplatz gegenwärtig das ottomanische Reich ist. Man weiß, daß niedere Geburt und Stand in diesem eigenthümlichen Lande, im Gegensatze zu andern Staaten, das sicherste Mittel sind, zu hohen Ehren zu gelangen, und daß die täglich wiederkehrenden Gewaltmaßregeln des Divans Leute aus den niedersten Classen eben so schnell in die höchste Gunst des Gebieters setzen, als sie die Höchsten des Landes niederschmettern. Hussein hatte als armer Janitschar begonnen und war Aga derselben, als unter der Regierung Selims, dem unglücklichen Vorgänger Mahmuds, die Liebe ihn aus seiner Caserne zog, und zu einer bedeutenden Stelle erhob. Raeine läßt durch die Reize Bajazets Roxane verführen, und so wurde von Husseins Reizen das Herz von Selims Favoritsultanin gerührt. Als Mahmud den Thron bestieg, wurde Hussein, empfohlen durch die Frauen, Großwesir.

Bereits trug sich Mahmud mit dem kecken Gedanken, die Prätorianer Konstantinopels zu stürzen. Hussein benutzte seine neue Würde, um diese politische Maßregel für sich zu benützen, und ließ sich als Werkzeug gebrauchen. Die Janitscharen erkannten bald den Schlag, der sie bedrohte, versammelten sich am 10 Junius 1826 vor dem Palaste des Sultans, und verlangten mit wildem Geschrei die Köpfe des Großwesirs und der vier vornehmsten Mitglieder des Divans. Da sie sahen, daß Mahmud und Hussein nicht gesonnen waren, ihnen zu willfahren, zogen sie sich in wilder Unordnung in den Atmeidan oder Hippodrom zurück, und, ihre Kessel umstürzend, erklärten sie sich in offenem Aufstande gegen die Regierung. Bekanntlich sind die Kessel, in welchen die Soldaten ihren Reis kochen (Kazans), von Kupfer, und werden in einem besonderen Zelte, wie die Fahne des Corps, bewahrt. Stürzen sie diese um, werfen sie sie aus der Caserne hinaus auf den Weg, so bedeutet dieß, daß sie eine Aenderung des Ministeriums — oder mehr — eine Strangulirung des Regenten verlangen. In dieser gefahrlichen Lage verlor Mahmud seine Kaltblütigkeit nicht: er wandte sich an das erste Schreckmittel aufgeregter Völker, an die Religion, und befahl dem Mufti, das Anathem gegen

Digitized by Google

die Rebellen auszusprechen. Aber die Janitscharen verspotteten die Fahne des Propheten, die man aus den Schränken der Moscheen genommen, und von dem lang darauf liegenden Staub befreit hatte, und als der Mufti sie Giaurs nannte, machten sie Anstalt, ihn aufzuhängen. Mahmud, nun zum Aeußersten gebracht, zog entschlossen und in eigener Person mit Hussein gegen die Casernen des Atmeidan, wo sich die Rebellen verschanzt hatten. Der Wesir schiffte sich auf dem Bosporus mit der neu errichteten Artillerie ein, junge Truppen, die nichts eifriger wünschten, als die Prätorianer zu vernichten, um selbst ihre Stelle einzunehmen. Man fiel den Aufrührern in die Flanke, und die Kartätschen streckten ihre Reihen nieder; die Casernen gingen in Flammen auf. Durch die Kugeln und Flammen von allen Seiten bedroht, versuchten die Janitscharen in letzter verzweifelnder Anstrengung sich eine Bahn zu brechen durch den furchtbaren Kreis, der sie umgab — umsonst — 12,000 Leichen gaben Zeugniß, daß Mahmud ein großer Fürst, und sein Wesir ein großer Minister sey. Hussein, Herr des Schlachtfeldes, setzte sich im Hippodrome fest. Die Jagd auf die Janitscharen wurde fortgesetzt, ihre Köpfe an den Mauern des Divans über einander aufgesteckt, und bald war der scheußliche Wall vollendet. Die Schlächterei währte mehrere Tage. Ein Mitglied der russischen Gesandtschaft, das Augenzeuge war, erzählte mir, daß man vom Hippodrom ganze Karren voll abgeschnittener Köpfe nach dem Bosporus geführt und in das Meer geworfen habe, weil kein Platz mehr war, sie aufzustecken. Noch lange nach diesen blutigen Tagen wollte kein Bewohner Konstantinopels Fische essen, die auf der Rhede gefangen worden waren. Dieser Staatsstreich Husseins setzte ihn in ungeheure Gunst. Er wurde zum Generalissimus der türkischen Truppen im Jahre 1828 ernannt, zeichnete sich bei der Vertheidigung von Schumla rühmlich aus, und hinderte eine Zeit lang das Vorrücken von Diebitsch. Im Jahre 1832 stellte er sich in Syrien Ibrahim Pascha gegenüber, aber hier verließ ihn sein Glück. Von den Aegyptiern geschlagen, sah er sich genöthigt, sein Commando an Reschid Pascha abzutreten, der aber eben so wenig die Sache der Pforte günstig zu lenken vermochte. Hussein erhielt das Paschalik Widdin als Ruhesitz, und sein größtes Vergnügen ist jetzt, angesehene Fremde, welche die Donau hinab oder herauf fahren, zu beherbergen. Besonders haben die Engländer das Glück, ihm zu gefallen; er empfängt sie mit vielem Comfort, läßt ihnen Thee reichen, erzählt ihnen die Neuigkeiten aus Frankreich, bemitleidet die Polen, schwatzt von Louis Philipp, beweint Napoleon, und unterschreibt auf alle Keepsake's von London, wenn der Herausgeber nur irgend eine Ansicht des Bosporus und einer syrischen Ruine dabei hat. Die größte Eigenheit des Pascha's ist aber unstreitig, daß er den Fremden sein revolutionirtes Harem zeigt, mit welchem er sich tröstet, daß er keine Janitscharen mehr reformiren kann, und einstweilen ein kleines Modell zur Reformirung der Harems des Reiches liefert. Er ist der unermüdetste Jakobiner, und zugleich der galanteste Saint-Simonist des Islams. Und diesen Mann ließen jetzt Madame Lampugnani und ich demuthig um die Erlaubniß bitten, einen orientalischen Harem sehen zu dürfen. Madame Lampugnani, die das Türkische vortrefflich sprach, ließ ihn wissen, daß eine englische Dame, deren Dolmetscherin sie sey, einen Augenblick mit seiner interessanten Familie zu sprechen wünschte. Unser Karaite überbrachte die Botschaft. Einer seiner Religionsgenossen war Haussecretär bei Hussein; wir erhielten sogleich die ersehnte Erlaubniß, und bereiteten uns zu dieser Zusammenkunft mit wahrhaft kindischer und lächerlicher Freude vor. Der Haussecretär, der ein wahrhaft komisches Italienisch sprach, erwartete uns bei dem Director der Douane. Er nahm seine Mütze mit vieler Zierlichkeit ab, und sagte zu uns: „Meine Damen, Seine Hoheit sind sehr geschmeichelt von dem Wunsche, mit dem Sie ihn beehren. In diesem Augenblicke sind seine drei Gattinnen eben auf dem Spaziergange, und pflücken Granaten in den Gärten des Harems, aber man hat Schwarze dahin geschickt, um sie zu benachrichtigen, und sie werden *nicht* säumen, zurückzukommen." Diese feierliche Rede im Style der komischen Oper Grétry's, ergötzte uns sehr. Der Secretär ging uns mit so feierlicher Art voraus, als lese er im Talmud, und ihm folgend kamen wir in die Citadelle, deren Hornwerke den Palast Husseins umgeben. Nachdem wir ungeheure Höfe und lange Galerien durchschritten hatten, wo Schwarze, Verschnittene, Pagen und all das stumme Volk der Harems wie Schatten gereiht standen, und uns mit mumienartigem Anstarren an sich vorüber gehen ließen, gelangten wir endlich in den Audienzsaal, oder den Divan des Pascha's. Da in einer Ecke des Sopha's, nahe am Fenster, saß Hussein, der berühmte Vernichter der Janitscharen, die Füße über einander gelegt und an den Leib hinaufgezogen, und beschaute durch das Fenster mit Hülfe eines Perspectives — das erste Zeichen europäischer Bildung — die majestätischen Strömungen der Donau. Es war ein schöner Greis, ganz in dem ächten türkischen Geschmack gekleidet, mit Ausnahme des Fez, dessen Gebrauch mit zur Geschichte dieses großen Mannes gehört. Am Tage der Schlacht in dem Hippodrom, wo er den Turban, diese verführerische Zierde, im Angesicht der aufrührerischen Janitscharen unter den gräßlichsten Flüchen mit Füßen trat, nahm er dafür den Fez an.

(Fortsetzung folgt.)

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Die Mahrattenstaaten.

(Schluß.)

Ehe wir zu dem noch übrigen Mahrattenherrscher, dem Guicowar, übergehen, müssen wir einen kurzen Blick auf das Gebiet des Peischwa werfen, das unter directer englischer Verwaltung steht, obgleich dieß scheinbar nicht zu unserm Gegenstand gehört, aber die einzelnen Fürsten als solche haben so wenig Gewicht und Bedeutung, das Ganze der Mahrattenländer bildet aber noch so sehr eine Gesammtheit, dessen wichtigste Stadt immer noch Punah, die ehemalige Hauptstadt des Peischwa ist, daß wir über manche Erscheinungen gar keinen Ueberblick

Digitized by Google

haben, wenn wir sie nicht in diesem Zusammenhang betrachten. Die Engländer haben in diesem Lande großentheils ihr Steuersystem eingeführt, welches eine zahlreiche Menge Beamter bedarf, und da diese aus den Eingebornen genommen werden mußten, so konnte es hier an mannichfachen Unterschleifen, auch Gewaltthaten nicht fehlen, und die Engländer erkennen selbst an, daß das Volk in diesen Provinzen weit weniger zufrieden sey, als in den noch unter eigenen Fürsten stehenden Mahrattenländern. Mit Nachrichten aber, welche über die Stimmung des Landes Aufschluß geben könnten, sind sie sehr sparsam und nur hie und da dringt ein kleiner Lichtstrahl durch; so fand im J. 1835 eine Verschwörung statt, um die in Punah befindliche Casse der Engländer zu plündern, und am 1 April 1837 ward die Wohnung des vornehmsten englischen Beamten niedergebrannt. Mehrfach hörte man von zahlreichen Räuberbanden, die in der Nähe des Hauptsitzes der ehemaligen Pindarris nicht verwundern dürfen, doch ist es ein auffallender Umstand, daß diese Rauberbanden nach den neuesten, bis in dieses Jahr hereinreichenden Nachrichten gegenwartig zahlreicher werden, und selbst von angesehenen Einwohnern von Punah heimlich unterstutzt seyn sollen. Die Nachricht von einem Kriege der Engländer mit Kabul, Nepal und Birma, wird ihnen hier eine große Anzahl Feinde wach erhalten.

Der Guicowar oder Gáekwar, wie es scheint, ein Mahratta-Titel, theilte sich mit dem Peischwa in Guzerat, der größte Theil der Halbinsel gehört ganz sein, weiter gegen Osten und Nordosten ist sein Gebiet aber sehr von dem englischen Gebiet, zum Theil auch von dem Gebiete Scindiahs unterbrochen. Die Verhältnisse mit der angloindischen Regierung sind ziemlich verwickelt: furs erste wurde er von dieser letztern mit Geld unterstutzt, um sich des Peischwa zu erwehren; hiegegen und zum Unterhalt der Truppen wurden Landstriche verpfändet, zum Theil auch von den Englandern geradezu in Besitz genommen; furs zweite hatte der Guicowar die von seinem Gebiet ganz oder fast ganz umschlossenen Gebietstheile, die dem Peischwa gehörten, gepachtet und zahlte eine bestimmte Summe dafür; als nun der Peischwa fiel, trat der Guicowar gegen die Englander in dasselbe Verhältniß, wie vorher zum Peischwa. An Stoff zu Streitigkeiten konnte es also nicht fehlen. Hiezu kam noch ein weiterer Umstand. Als der Peischwa noch auf dem Thron saß und gegen die Engländer intriguirte, wurde ein von den Englandern wo nicht ernannter, doch unterstützter Minister des Guicowar an des Peischwa Hofe, Namens Gangadhir Schastri, auf des letztern Veranlassung ermordet. Die Englander, deren Geschafte er so gut, wie die des Guicowar selbst, geführt hatte, veranlaßten den letztern, seine Familie zu versorgen, was derselbe anfangs auch gethan zu haben scheint, als er aber immer tiefer mit den Engländern in Streitigkeit verwickelt wurde, fing er an, dieß zu unterlassen, und so war ein neuer Streitpunkt gegeben.

Der Guicowar führt den Titel Maharadscha, sein Gebiet, wenn gleich minder bedeutend als das von Berar und Scindiahs, ist reicher, das Land großentheils vortrefflich angebaut. So lange der Guicowar den Peischwa zu fürchten hatte, bewarb er sich um die Freundschaft der Engländer, jetzt hat er keinen Feind zu fürchten, nun werden ihm seine ehemaligen Beschützer von Tag zu Tag lastiger.

Im Anfang des Jahres 1837 wurde die entschiedene Forderung an ihn gestellt, binnen 14 Tagen die schuldigen Gelder, die sich auf mehrere Laks Rupien beliefen, an die Familie des Schastri zu bezahlen, oder die Regierung werde Zwangsmaßregeln gegen ihn brauchen, und ihm die Einkünfte von einigen Districten zurückhalten. Der Streit betraf offenbar nicht diese Summen allein, sondern der Resident, der sich eine geheime Unterredung mit dem Guicowar ausbat, soll in dieser auch die Entlassung des ersten Ministers gefordert haben, der sich hierauf nach Aurungabad ins Gebiet des Nizam entfernte, um furs erste außee dem Bereich der Engländer zu seyn. Ueber die einzelnen Streitigkeiten derselben mit dem Guicowar ist freilich nicht wohl ins Klare zu kommen, so viel aber ist gewiß, daß die Sache allmählich eine sehr feindselige Gestalt annahm. Nach der Bombay Gazette vom 19 Oct. v. J. wurde dem Guicowar in offener Versammlung des Hofes (Darbar) die Schlußerklärung des Generalgouverneurs überreicht, des Inhalts, wenn er nicht bis zum 1 Nov. sich allen Forderungen füge, und genügende Sicherheit leiste, daß er künftig sich an die Verträge halten werde, so würden einige Districte seines Gebiets militärisch besetzt werden. Zugleich brach ein Truppencorps von etwa 1200 Mann aus der nächsten Garnison nach der Residenz des Guicowar, Baroda, auf. Die Bombay Gazette bemerkt hiezu: „nach diesen und andern Umstanden, die heute zu unrer Kenntniß kamen, ist alle Aussicht vorhanden, daß unsere Truppen an mehr als einem Orte für einige Zeit vollauf Arbeit haben werden." Man scheint demnach zu glauben, daß es zu Feindseligkeiten kommen werde.

In wie fern diese Angelegenheiten in Verbindung mit dem nun schon seit mehrern Jahren andauernden kleinen Krieg gegen die Bhils (s. Nr. 75) stehen, laßt sich nicht sagen, daß sie aber gewiß nicht ganz unabhängig von einander sind, ist aus allen Umstanden zu entnehmen, wenn schon die angloindische Regierung sich Mühe zu geben scheint, diese beiden Gegenstände nicht vereint auf den Schauplatz treten zu lassen. Wir haben oben (s. Nr. 75) gesehen, daß der Kampf gegen die Bhils sich von Disa bis Baroda, also auf der ganzen Nordostgranze von des Guicowars Gebiet ausdehne. Begünstigt nun dieser, wie alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, die Unruhen unter den Bhils, so ist die Sache um so bedeutender, als die Wohnsitze dieser letztern sudwärts in die Mahrattenländer, und nordwärts in das Hochland Malwa hineinreichen.

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne. Das Departement de Finisterre.

(Fortsetzung.)

Nach einem dreistündigen Besuche verließ ich diesen Aufenthalt des Jammers und Verbrechens: eine fieberhafte Ungeduld trieb mich aus dem Arsenal, und erst auf den Stadtwällen holte ich Athem. Die

Digitized by Google

Wälle sind mit Bäumen bepflanzt und bieten eine herrliche Promenade, von wo man die mannichfaltigsten Aspecte auf die Rhede hat, welche damals verwaist war, und, mit Ausnahme von zwei abgedankten Fregatten, alle ihre Kriegsschiffe nach Mexico abgeschickt hatte. Die Rhede bildet eine vier Meilen lange und drei Meilen weite Meeresbucht, deren Ufer gerade nicht sehr erhaben sind: in der Ferne gegen Osten bemerkt man die Berge von Menez Hom, die alte Heimath der Druiden; die näherliegenden Hügel des lachenden Plougastel und die Küste der öden Halbinsel Crozon, einige befestigte Inseln und die nackten Felsen zeigen sich keineswegs als imponirende Massen. Die Landspitze Saint Mathieu, mit romantischen Klosterruinen, welche nunmehr einen Leuchtthurm tragen, und die Spitze Toulinguet, mit Bastionen gekrönt, bilden den Eingang der Brester Rhede, den übelberüchtigten Goulet. Die Wogen brechen sich hier mit so furchtbarer Gewalt, daß der Schaum bisweilen über den Leuchtthurm hinwegspritzt. Die beiden Landspitzen nähern sich etwa bis auf eine halbe Meile, und zwischen ihnen in der Mitte erhebt sich ein einzelnstehender Felsen, der Mingan benannt und ebenfalls befestigt, welcher die Durchfahrt noch mehr einengt und sie in zwei Hälften scheidet. Das dreifache Kreuzfeuer der Batterien würde unfehlbar jede feindliche Flotte zerschmettern und in den Grund schießen, die ohne Erlaubniß durchsegeln wollte. Selbst befreundeten Fahrzeugen ist das Aus- und Einlaufen hier schwer gemacht, und mehr als ein schönes französisches Kriegsschiff ist dabei gescheitert; z. B. der Republicaner von 120 Kanonen am 5 Nivose des Jahres III. Ueberhaupt gleicht diese ganze Brester Küste einem Kirchhofe; Hr. Arago hat ausgerechnet, daß im Durchschnitt jeden Winter 60 Schiffe zu Grunde gehen. Das Meer scheint ein Freundschaftsbündniß mit England allein geschlossen zu haben: es ist den Franzosen nicht gewogen; es zerschellt ihre Fahrzeuge und versandet ihre Häfen: Dieppe, Havre, La Rochelle, Nantes, Cette u. s. w. sind mit Sandbänken versperrt, welche die Schifffahrt außerordentlich erschweren.

Am 10 August miethete ich am Eingange des Hafens ein Boot, welches mich am folgenden Tage über die Rhede setzen sollte; ich hatte meinen Koffer mit der Diligence nach Quimper spedirt, und war entschlossen, eine Fußtour längs der Küste zu machen; mein nächstes Reiseziel ging nach der Halbinsel Crozon, deren traurige Küstenufer man von den Wällen bei Brest erblickt. Das Meer schlug hohe Wellen, als wir den Hafen im Rücken hatten; der Wind war ungünstig: wir mußten daher in einem fort lavieren, und erreichten erst nach vierstündiger beschwerlicher Fahrt die Spitze von Lanvau, wo man sonst gewöhnlich in anderthalb Stunden hinübersegelt. In dem armseligen Strandorfe Lanvau belud ich den einzigen Schiffer der Bootsmannschaft, der ein wenig Französisch sprach und sich mir während der Ueberfahrt als Führer angeboten hatte, mit meinem leichten Mantelsack und trat meine Wanderung längs der Küste an. Von Chausséen und Vicinalstraßen war hier natürlich keine Rede mehr, und nach Verlauf der ersten Viertelstunde zerriß das Ueber- und Unterleder meiner Paarser Stiefel auf den holperigen Steinwegen. Ich stand eine Höllenpein aus, bis ich mit Hülfe meines Führers in einem isolirten Bauernhof einen verkümmerten, magern Klepper auftrieb, der mich langsam und geduldig weiter trug. Der Bauer weigerte sich anfangs, den Gaul zu vermiethen, so viel ich aus den weitläufigen Verhandlungen abnehmen konnte, die zwischen ihm und meinem Wegweiser stattfanden, und wovon ich kein Wort verstand, da sie in celtischer Sprache geführt wurden; meine Sache wurde sehr eifrig plaidirt, welches ich zum Theil der Gutmüthigkeit meines Begleiters, hauptsächlich aber meiner mit altem Jamaica-Rum angefüllten Reiseflasche zuschreiben möchte, woraus ich ihn bereits während der Ueberfahrt hatte kosten lassen. Die Bretagner lieben den Trunk leidenschaftlich, besonders die spirituösen Getränke, und mehr als einmal hat ein Glas Branntwein (gwin ardent), oder ein Zug aus meiner Rumflasche angeboten, mir auf den rechten Weg geholfen, und einem Tölpel von Bauer die Zunge gelöst, welche ihm eine Minute zuvor am Gaumen festgewachsen schien. Redet man so einen Klotz französisch an, so gibt er keine Antwort, wenn er es auch versteht; ich habe mehrmals ein Silberstück hingehalten, um den Weg zu erfragen, allein man ließ mich stehen und ging weiter; ein Schluck „Feuerwein“ dagegen hat sich mir in den meisten Fällen als das probateste Mittel bewährt, das verstockte Stillschweigen eines bretagnischen Bauern zu brechen.“

Das Miethgeld für den Gaul betrug 20 Sous, welche ich im voraus bezahlte, wie es mein Führer ausgehandelt hatte; für einen Eingebornen wäre dieser Preis wahrscheinlich um die Hälfte herabgesetzt worden. Ein Pferd muß hier wenig einbringen; ich habe in der Folge nie mehr als 2 Franken für den Tag gezahlt, und dafür bekommt man noch einen Buben mit, der nebenher trabt, um das Pferd am Abend seinem Herrn zurückzubringen, und der ganz glücklich ist, wenn man ihm einige Sous Trinkgeld gibt, worauf er kein Anrecht hat und auch keine Ansprüche macht. Die Küste der Halbinsel Crozon hat ein gar trauriges Ansehen: von Zeit zu Zeit passirten wir Sumpfmoore auf Stein- oder Knüppeldämmen, und begegneten einem breitschulterigen Bauern, der vorüberging, ohne den Mund aufzuthun und ohne vom Boden aufzublicken, der uns aber doch ganz gut mit seinen schrägen Eulenaugen musterte. Die ersten zehn Gestalten erklärten mir den Namen Chouans, welchen ihnen die französischen Soldaten beilegten: es ist ein hochgewachsener Menschenschlag mit finsterer, tückischer Miene, unbeholfener, schwerfälliger Haltung, mit langen, schwarzen, bisweilen fuchsrothen Haaren, runden breitkrämpigen Filzhüten und weiten Beinkleidern. Wir trafen keine Häuser am Wege; nur auf den Anhöhen erblickt man einige Windmühlen: ringsumher Haide; nur in den Thalgründen sieht man Kornfelder und niedriges Gebüsch. Unmittelbar an der Küste dehnen sich wahre Felsenebenen aus, wo einige schwarzbraune Schafe herumweiden, die mich lebhaft an die Haidschnucken der Lüneburger Haide erinnerten. Mein einsylbiger Begleiter, ein schwarzer Geist, mit einem mächtigen Knotenstock bewaffnet, den jeder bretagnische Bauer, sey er zu Fuß oder zu Pferde, trägt und den sie Penbas nennen, schritt in seinen Holzschuhen rascher voran, als mein armer Gaul, und überließ mich meinen Betrachtungen. Ich hatte mir diese Küsten nicht so schrecklich unheimlich gedacht, und ich konnte mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, wie es den gebildeten Europäer befallen mag, wenn er plötzlich nach einer fernen Insel des Oceans unter wildfremde Menschen verschlagen wird. Wer aus dem Mittelpunkte der französischen Civilisation in dieses Land kommt, wo der Geist und die Sprache Voltaire's, die Haarkünstler, Tanzmeister und Journale unbekannt sind, wo auf allen Wegen und Stegen noch steinerne Christusbilder stehen, vor welchen die Vorübergehenden den Hut abnehmen — der glaubt wenigstens nicht in Frankreich zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1839.

Wotjäken und Tscheremissen.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. October 1838.)

Die Forschungen über die Wotjäken und Tscheremissen verdienen große Aufmerksamkeit, denn die Schilderung ihres Zustandes ist das letzte Document ihrer Geschichte: ihre Physiognomie fängt an zu verschwinden, indem die russische Ansiedelung mehr und mehr das finnische Element verschlingt, denn zu diesem Stamme gehören sie, zu den Tschuden und Meren der alten Schriftsteller, und sie selbst nennen sich auch jetzt noch Meri. Die Finnen nahmen zur Zeit des Römerreichs wahrscheinlich einen sehr bedeutenden Theil von dem nördlichen Europa, Asien und vielleicht Amerika ein, wichen aber beim Andringen neuer Stämme aus Osten. Die Novgoroder trafen die Wotjäken und Tscheremissen in wildem Zustande an den Ufern der Kama und Wiätka, und eine kleine Schaar bezwang dieselben so leicht, wie die Spanier manchen Stamm Amerika's.

Die russischen Dörfer unterscheiden sich leicht von den wotischen; die erstern sind fast immer gut gebaut, die Häuschen reinlich von außen und innen, während die letztern unreinlich, dunkel und ohne alle Ordnung durch einander gebaut sind; der beißende Rauch, der namentlich in ihren Sommerhütten herrscht, und für Fremde unerträglich ist, scheint ihnen eine Art Genuß zu gewähren. Die Wotjäken sind im Allgemeinen sehr feig, und vor einigen Jahren kam vor dem Criminalgerichte zu Wjätka der Fall vor, daß einige Tataren aus dem Districte Agrys am hellen Tage ein wotisches Dorf geplündert hatten, in welchem einige hundert Menschen lebten. Die Religionsbegriffe der Wotjäken sind, wie man sie bei einem so tief stehenden Volke erwarten kann: sie glauben an ein höchstes Wesen, aber auch an untergeordnete Götter, am meisten an einen bösen Geist, der, ihrer Meinung nach, willkürlich über das Leben der Menschen verfügt. Ihre Opferstätten befinden sich auf Anhöhen in Tannenwäldern. Das größte Opfer, ein Pferd und andere Thiere von rother Farbe, bringen sie nach Vollendung der Ernte. In den Jahren 1739 und 1740 wurden von Kasan aus Missionäre unter sie geschickt, um sie zum Christenthume zu bekehren, wobei namentlich der Bischof Weniamin thätig war.

Die Tscheremissen unterscheiden sich von den Wotjäken dadurch, daß sie nicht so furchtsam sind, sondern im Gegentheil etwas Wildes, Störrisches haben. Zur Zeit der Einnahme von Kasan (durch die Russen) hatten sie noch ihren eigenen König. Die Tscheremissen halten viel fester an ihren Gewohnheiten und ihrer Religion. Auch ihr Aeußeres ist verschieden: die Wotjäken sind klein, schlecht gebaut, und schwach; die Tscheremissen sind im Allgemeinen derber gebaut und stärker. Auch ihre religiösen Begriffe sind schärfer gezeichnet, als bei den Wotjäken: ihre Priester (Kart) sind die verständigsten und erfahrensten Leute; sie legen Träume aus und weissagen. Juma heißt ihr oberster Geist, aber er theilt seine Macht mit seiner Gattin Juman Awa und mit den übrigen Göttern, seinen Verwandten. Der böse Geist, welchem sie den (wahrscheinlich von den Tataren überkommenen) Namen Schaitan geben, lebt im Wasser, und ist namentlich um Mittag verderblich. Der Gottesdienst geschieht an reinen, geheiligten Orten, und die Feste sind gleicher Art, wie bei den Wotjäken. Das größte, Juman genannt, findet alle Jahre, alle zwei Jahre, manchmal auch nur alle vier Jahre statt. An dem zur Opferung bestimmten Tage zündet man einige Feuer an: das erste ist dem Juma, das zweite der Juman Awa u. s. w. geheiligt. Bei jedem Feuer steht ein Kart; der dem Juma dienende Priester hält einen Hengst, der der Juman Awa dienende eine Kuh; die Thiere werden so geschlachtet, daß das Blut ins Feuer spritzt. Vor der Opferung wird das Thier mit Wasser begossen, und wenn dasselbe nicht zusammenschauert, so bedeutet dieß, daß das Opfer den Göttern nicht angenehm ist. Die Verstorbenen legt man in ein mit Stäben ausgelegtes Grab, und zündet diese an; jeder Anwesende legt ein Stück Eierkuchen darauf und spricht: dieß wird dir wohl bekommen.

Bei den Tscheremissen kauft der Bräutigam die Braut; die Hochzeitgebräuche sind sehr einfach: man führt die Braut zum Bräutigam, betet vor den Götzenbildern und übergibt sie ihm. Wenn die Braut sich nicht vernünftig beträgt, so züchtigt sie der Schwiegervater auch wohl mit der Ruthe.

Digitized by Google

Die Kleidung der Tscheremissen und Wotjaken gleicht so ziemlich der der russischen Bauern. Die Weiber tragen weite Beinkleider und mit kleinen Blumen ausgenähte Hemden, im Winter über diese noch ein anderes mit Seide ausgenahtes Kleid. Besonders schön ist ein Kopfputz der Weiber von konischer Form (schikomajutsch). An den Gürtel hängen sie eine Menge Quasten.

Der Harem des Pascha's von Widdin.

(Fortsetzung.)

Der Pascha hielt in der einen Hand einen herrlichen Fächer von Reiherfedern, mit denen er die Fliegen verjagte, die um ihn her schwärmten, während seine andere Hand andächtig die kleinen Perlen eines hölzernen Rosenkranzes aus Mecca zählte, — ein Schmuck, den jeder nur etwas angesehene Türke tragen muß. Hussein schien mir ein Greis von ungefähr 65 Jahren; demnach wäre die Vernichtung der Janitscharen gerade in die Jahre bei ihm gefallen, wo der Mann körperlich und geistig am kräftigsten ist. Seine Haut ist dunkelgelb und sein Gesicht von Blatternnarben sehr entstellt, aber seine Augen drücken viel Kraft und Leidenschaft aus. Sein sorgfaltig geschnittener und mit Wohlgerüchen durchdufteter starker Bart trägt nicht wenig dazu bei, sein Aeußeres angenehm und einnehmend zu machen. Sein Körper scheint sehr dick, doch war es mir unmöglich, den Umfang desselben genau zu sehen, da die Etiquette dem Muselmann nicht erlaubt, selbst in Gegenwart von Damen, sich zu erheben, oder auch nur seine Füße auszustrecken. Die kurze Zeit, wo ich Hussein sah, fand ich in seinem Benehmen nichts, was den angenehmen Eindruck, den sein Aeußeres auf mich gemacht hatte, Lügen gestraft hätte. — Er entband mich der Pflicht, seine Hand zu küssen, was alle Uebrigen der Gesellschaft thun mußten, und ich war ihm für diese Aufmerksamkeit wirklich sehr dankbar, da die Erinnerung an die Janitscharen sehr lebhaft in mir war. Unsere Stühle waren dem Sopha gegenüber gestellt, und ich fing an, das Zimmer mit ziemlich neugierigen Augen zu mustern. Die ganze eine Seite war nach orientalischer Sitte von einem langen Divan eingenommen, der sich längs den Fenstern hinzog. Die zwei äußersten Ecken werden als die Ehrensitze betrachtet, der Atlaß ist reicher, und die Stickerei der Kissen trennt sie von dem übrigen Grunde des Ueberzuges. Die übrigen Modilien des Gemachs bestanden aus französischen Canapés, mit herrlichem Damast überzogen, und aus persischen Seid und rothen Teppichen. Die Decke war nach türkischer Sitte gemalt und vergoldet, und die Carnieße mit Frescolandschaften geschmückt, welche verschiedene Gegenden von Konstantinopel und dem Bosporus darstellten, und in welchen Colorit, Zeichnung und Perspective ziemlich gut beobachtet waren. Zwei Reihen von Dienern standen mit bloßen Füßen in der Tiefe des Saales, ihre Pantoffel lagen über einen Haufen geworfen vor der Thüre. Die Unterredung begann, und Madame Lampugnani breitete ihre Kenntnisse der türkischen Sprache mit so viel Zierlichkeit aus, daß oft ein feines Lächeln um die Lippen des Pascha's spielte. Unsere Unterredung, deren feinere Spitzen oft durch den Dolmetscher gebrochen wurden, bewegten sich in den gewöhnlichen in solchen Umständen gegebenen Gränzen. Hussein fragte uns ächt orientalisch: wie alt wir seyen? In den Jahren der Rosen, antwortete räthselhaft Madame Lampugnani. Bei diesen Worten winkte der Pascha mit einer geheimnißvollen Miene, und man brachte sogleich einige Flacons, gefüllt mit diesem berühmten Oele, welche der Pascha uns überreichen ließ, indem er Madame Lampugnani versicherte, daß es von dem besten sey, welches im Orient bereitet werde, und daß er die Damen Londons bitte, einst zu kommen, und ihm zu sagen, wie sie es fänden. Während dessen war unser karaitischer Jude, der sich die Zeit über hinter eine große Vase von chinesischem Porcellan gestellt hatte, ehrfurchtsvoll herbeigetreten, und griff den Puls seiner Hoheit mit aller Anmuth eines Pariser Arztes. Es schien, als ob die Unterredung den leicht erregbaren Greis angegriffen habe, und der Arzt bemerkte uns, man werde die Ceremonie etwas abkürzen, da der Pascha einen Podagra-Anfall befürchte. Dieß bedeutete, daß jetzt die Zeit sey, den Kaffee zu nehmen; bei den Türken wird Kaffee gegeben, so wie das Gespräch erschöpft ist, und wenn dieser ausgetrunken, empfiehlt man sich, und jedem ist doch von dem geschlürften Geist so viel geblieben, um einige höfliche Abschiedsworte zu finden. So trat denn auch jetzt ein Diener herein, und trug an zwei Henkeln ein vertieftes Präsentirteller, welches mit einer Purpurdecke mit reichen Franzen bedeckt war; als er die Decke aufhob, sahen wir ein herrliches Service von chinesischem Email, mit Diamanten inkrustirt, von zierlich eigenthümlicher Form, und goldene Untertassen. Ein Sklave goß schwarzen Kaffee in die Tassen, und jede Tasse ward durch einen andern Sklaven den Anwesenden überreicht. Der Kaffee war so vorzüglich, daß ich mich ungern der orientalischen Sitte fügte, nicht ganz auszutrinken, als plötzlich eine besondere Bewegung unter der Dienerschaft, die in zwei Reihen an der Thüre standen, meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die Frauen des Pascha's waren von ihrem Spaziergang zurückgekehrt. Sie saßen in arabischen Wagen, und an dem Eingange der Treppe stiegen sie ab. Der schwarze Vorreiter sprang von seinem Pferde, stieg hastig einige Stufen herauf, und gab uns ein Zeichen, daß wir ihm folgen sollten. Es war der Chef der sechs Verschnittenen, und unter dem Schutze dieses wichtigen Mannes durchschritten wir den Hof und gingen in ein dem vorigen ganz ähnliches Gebäude, in welchem die Gemächer der Frauen waren. Die erste menschliche Gestalt, die wir dort sahen, war eine Zofe, deren beringte Finger nach englischer Weise Thee und Butterbrod bereiteten. Eine verschleierte Gestalt verschwand bei unserm Eintreten. In diesem Vorzimmer fielen mir eine Menge vergoldeter Vogelhäuser auf, welche von der Decke hingen, und aus welchen die schmetternden Gesänge der Canarienvögel hernieder tönten. Ein prächtiger Flügel von Pleyel stand wunderlich zwischen einer Pyramide von ägyptischen Waffen und einem Springbrunnen nach chinesischer Art.

Der Harem war nicht ganz so wie der Saal bei dem Pascha

Digitized by Google

eingerichtet, die Divane schienen mir viel niedriger, und nur einer war durch die gewöhnlichen Tänzerinnen des Hauses besetzt, die unbeweglich in zwei Reihen niedergekauert waren. Die Bajaderen Hussein's waren jung, munter und in weite mit Gold und Silber durchwirkte Röcke gekleidet, wie die Zigeunerinnen, die den Fandango auf Madrids Kreuzstraßen tanzen; sie hatten weite Beinkleider, aber die Füße waren nackt, und ihre Augenwimper waren schwarz gefärbt — diese schwarzblauen Reife um die Augen gaben dem Gesicht einen sehr fremdartigen Ausdruck, der durch den Tanz noch erhöht wurde. Der Verschnittene bat uns, uns zu setzen, und der Tanz begann.

Während desselben theilte uns der Karaite folgende Erzählung mit. In dem Jahre 1828 wurde eine Bajadere aus Schiras, Tuti mit Namen, aus dem niedern Range einer Straßentänzerin zu der höchsten Ehre in den Serail des persischen Königs erhoben. Tuti ist der Name eines Papagai's der bei den Hindus in vorzüglicher Achtung steht, und der in ihren Sagen und Erzählungen immer prophetisch auftritt, denn die Chronik meldet, daß einst ein armenischer Herrscher in der Gestalt eines Tuti einen Geist besessen habe, der ihm, wenn er ermüdet war, die seltsamsten Geschichten erzählte; doch war dann dieser Geist lange keinem Herrscher mehr genaht, bis es nun dem jetzt regierenden Könige gelang, ihn in der schönen Tänzerin zu entdecken, und da ihn nun einmal der König erkannt hatte, so erkannte ihn auch das Volk. Ach! sie war, sagte unser Karaite, der Ocean, in den sich alle Ströme seiner Gedanken ergossen; Indiens Reiche wiegen nicht einen Blick ihrer schönen Augen auf, denn der Schöpfer hatte sie aus der Erde des Paradieses und dem Wasser der Unsterblichkeit geformt. Doch die göttliche Tuti starb — sie starb, und der Schmerz bleichte in der ersten Nacht nach diesem schrecklichen Verlust die braunen Locken des Königs. Man hat ihr ein herrliches Grabmal an den Thoren von Schiras errichtet, das ganze Land war in Schmerz und Trauer versunken, man wiederholte ihr zu Ehren die himmlischen Verse Ferid-ed-din Attar's und die Romanze „Gülrokh und Khosru" wurde bei dem traurigen Schall der Tamtams und des Berbut an ihrem Grabe gesungen. Damals war der Pascha Hussein in Anatolien. Ein Kaufmann von Tiflis verkaufte an ihn die Leyer Tuti's, die dem König von Persien war entwendet worden, und Sie werden bald die Leyer berühren und hören können — geringer Nachlaß dieses liebenswürdigen Wesens."

(Fortsetzung folgt.)

Anwendung von Daguerre's Erfindung auf die Plastik.

Hr. Colas hat ein Mittel erfunden, die Entdeckung des Hrn. Daguerre, dieses man kann sagen mechanische Abschreiben der Natur auch auf die Bildhauerkunst anzuwenden. Durch diesen fast magischen Proceß wird z. B. die Venus von Milo, dieses Meisterstück der Kunst, auf das genauestr in allen ihren Verhältnissen, von der natürlichrn Größe der Statue an zu kleinen Statuen von 3 Fuß Höhe, ja zu Figürchen von 2 Zoll, 1 Zoll, selbst nur 10 Linien, wiedergegeben. Das Verfahren des Hrn. Colas ist auf die härtesten wie die weichsten Körper anwendbar, auf Marmor, Stahl, Holz, Stein, Alabaster, Agat, Porphyr, Lapis u. s. w., und seine Copien der Statuen und Basreliefs sind so vollkommen, daß die unmerklichsten Beschädigungen, die die Zeit an dem Marmor hervorgebracht hat, getreu wiedergegeben sind. Diese außerordentliche Entdeckung muß eine vollkommene Umwälzung in der modernen Architektur hervorbringen. (Echo du Monde Savant vom 16 März.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne. Das Departement de Finisterre.

(Fortsetzung.)

Meinen Träumereirn nachhängend, war ich eine gute Strecke hinter dem Führer zurückgeblieben, der mir durch Winken mit seinem Pan-bas zu verstehen gab, daß ich mein Pferd zur Eile antreibrn solle. Zugleich wurde ich gewahr, daß vom Meere schwarze Wolken heraufzogen, welche alsbald das Firmament verdunkelten: der Wind begann eine wilde, melancholische Arie zu pfeifen, die völlig mit dem dumpfen Lärm der steigenden Fluth übereinstimmte, welcher sich aus der Ferne anhörte, wie das Brüllen eines riesigen Ungeheuers, dem man seine Jungen geraubt hat. Es dauerte nicht lange, so durchnäßte mich ein Platzregrn bis auf die Haut. Die Himmelsmilde und Wärme Südfrankreichs hätte ich billig nicht in einem Küstenstriche erwaeten sollen, welchee, vom Meere begränzt, im äußersten Westen belegen ist. Diese geographische Lage bedingt vielmehr ein unfreundliches, sprödes Klima, welches sich mir in meiner leichten Sommerkleidung nur zu sehr fühlbar machte. Ich hatte auf die Hundstage gerechnet, allein auch mitten im Sommer führen hier Aeolus und Boreas das Regiment, dessen Härte und Schärfe ich in jenem Augenblick sehr nachdrücklich empfand. Nachdem der Regen aufgehört, überzogen uns graue Nebelmassen, die wie dicke Rauchwolken aus der See aufstiegen, und mit unglaublicher Schnelligkeit über unsere Köpfe dahinjagten; dabei wehte ein kalter, schneidender Luftzug. Mein Begleitee schien gegrn diese klimatischr Unfreundlichkeit und Sprödigkeit abgehärtet zu seyn; ich aber zitterte wie Espenlaub, und bat mit Zähneklappern, mich in die nächstr menschliche Wohnung zu führen, wo ich ein Obdach findrn, meine nassen Kleider trocknen und meine erstarrten Glieder wärmen könnte; allein es war kein Hof, kein Dorf in der Nähe, und ich mußte noch eine volle Stunde ausharren, bis wir endlich den Marktflecken Crozon erreichten, wo ich Nachtquartier zu nehmrn beschloß. Meine Ankunft daselbst setzte die ganze Einwohnerschaft in Bewegung; Alt und Jung eilte ans Fenster oder vor die Thüre, um mich einpassiren zu sehen. Mein Aufzug war allerdings geeignet, Aufsehen zu erregen: auf einem kleinen krüppelhaften Gaul, einen Strohhut auf dem Kopf, eine Brille auf der Nasr, in Sommerpalletot, enganliegenden Beinkleidern und Glacéehandschuhen, alles wie aus dem Wasser gezogen, mochte ich ungefähr einen Reiter von der traurigsten Gestalt vorstellen, der für die guten Leute dirser von Fremden selbrn bereisten Gegend etwas Komisches und Burleskes haben mußte. Ein Schwarm Straßenjungen begleitete mich bis vor den Gasthof, welchen der Führer mir als den besten gerühmt hatte. Es war ein einstöckiges Haus von erbärmlichem Aussehen: Banern füllten die niedrige Stube, welche zugleich Küche, Speisekammer, Wohn-, Gast- und Schlafzimmer war. Zwei hoch gepolsterte Ehebetten, zu deren Füßen dir Bettstelle der Kinder befestigt

Digitized by Google

war, der Milch- und Branntweinschrank nebst dem Eßtisch und den Bänken beengten dergestalt den Raum, daß man sich kaum umdrehen konnte. Der Thüre gegenüber brannte ein flackerndes Feuer, welches zwei Hühner am Spieß, einen großen davor sitzenden Hofhund und einen feuchten Fußboden von Lehm beleuchtete. Ein eigenes Zimmer war nicht zu haben, und nachdem ich mich in einer Dachkammer, wo ich die Nacht zubringen sollte, umgekleidet hatte, mußte ich mir die mit Tabakedampf, Holzrauch, Lampenqualm und Gott weiß was sonst noch für Ausdünstungen geschwängerten Atmosphäre der Gaststube gefallen lassen. Die Anwesenden betrachteten mich mit großen Augen und offenem Munde, den sie noch weiter aufsperrten, als ich meine Cigarre mit chemischem Streichzunder anbrannte; ich glaubte fast, einige bekreuzten sich, und hielten mich bestimmt für einen Hexenmeister, der verbrannt oder in Ermanglung des Holzes gesteinigt zu werden verdiene.

Gegen Abend heiterte sich der Himmel auf und ich machte einen Spaziergang an den Binnenstrand, welcher etwa ein Viertelstündchen von Crozon entfernt ist. Als ich ans Ufer hinabkam, war die Ebbe eingetreten; das Wasser hatte sich verlaufen und eine beträchtliche Strecke blendend weißen Sand aufgedeckt, durch welche mehrere kleine Küstenbäche, die man leicht durchwaten konnte, sich dem Meere zuschlängelten. Die Scene war von der untergehenden Sonne beleuchtet, welche zwischen düstern Purpurwolken hindurchblickte. Ihre schrägen Strahlen besäeten den Strand mit Diamanten; die feuchte Sandfläche und die zahlreichen Pfützen, welche überall stehen geblieben waren, wo die Ungleichheit des Bodens der Fluth den Rückzug abgeschnitten hatte, blitzten und glitzerten, wie Brillantfeuer. In einer kleinen Einbiegung der großen Bai von Douarnenez liegt das Fischerdorf Morgat, welches etliche zwanzig Häuser und mehrere Sardellensalzereien hat; es ist gegen das hohe Meer durch einen Felsenvorsprung geschützt, und bietet den Schiffen einen von den wenigen sichern Ankerplätzen der Bai von Douarnenez, welche sehr den Stürmen ausgesetzt ist. Die Ufer sind hier hoch und steil; die Fluth bricht sich an ungeheuren Granitfelsen, in welche das Meer tiefe Grotten ausgehöhlt hat, wo man zur Ebbezeit mit einem Boote hineinfahren kann. Die größte dieser Grotten, welche über 50 Scheitle Tiefe und 20 Schritte Breite hatte, besuchte ich, und verscheuchte daraus zahllose Seevögel und kolossale Fledermäuse, welche hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen; die Möven erfüllten die Luft mit einem jämmerlichen Klaggeschrei, als wie Anstalt machten, einige aus ihren Nestern in den Felsenritzen auszunehmen. Gegen das Ende der Grotte traf ich auf ein Lager zahlloser größerer und kleinerer Granitblöcke und Steine, die, von der Gewalt der Sturmfluth hieher geschoben und von den Sturzwellen der Brandung aneinander gerieben, dadurch zierlich abgeglättet und abgerundet werden. Am Eingange der Grotte ragten viele Felsenriffe aus dem Wasser hervor, mit einem braunen Ueberzuge von angeschwemmten Seepflanzen, hauptsächlich Tang oder Seegras, bedeckt, der im Zustande der Verwesung, besonders wenn er vom Salzwasser angefeuchtet worden, jenen angenehmen, köstlichen Geruch verbreitet, den man mit Wohlust am Meeresstrand einathmet.

Auf dem Rückwege nach Crozon traf ich mit einem Manne zusammen, dessen Kleidung und ganze Haltung verrieth, daß er der gebildeten Classe angehörte. Er war, wie ich später erfuhr, der Steuereinnehmer des Kantons, einer von den zehn Honoratioren der Halbinsel Crozon: da er meinen Fremdencharakter nicht erkennen konnte, grüßte er freundlich und knüpfte eine Unterhaltung an, worin natürlich das schöne und schlechte Wetter zur Sprache kam. Es war in der That ein ganz schöner Abend, den ich nach einem so stürmischen, rauhen Tage nicht erwartet hatte; ich äußerte meine Verwunderung darüber, und veranlaßte dadurch meinen freundlichen, gesprächigen Begleiter, mir seine Witterungsbeobachtungen vieler Jahre mitzutheilen, wovon ich mir Folgendes auf meinen Reisetabletten, d. h. in meinem Gedächtniß, anmerkte: Es gehört zu den Seltenheiten, daß die Luft in diesem Küstenlande vierzehn Tage anhaltend ruhig bleibt und stilles Wetter zuläßt; dagegen ist es eine häufige Thatsache, daß, besonders im Frühling und Herbst, die Orkane ihre Wuth an Aeckern, Gebäuden und Schiffen auslassen, und mit Recht könnte man das Finisterre das Land der Stürme nennen. Anhaltende, kalte, schneidende, austrocknende Ostwinde, oder wüthende Stürme aus Westen, gegen deren andringende Gewalt weder die hohen Küstenufer noch Berge schirmen, berauben den Lenz meistens aller Anmuth, und selten bringt hier der Monat Mai seine schönen Tage. Die junge Wintersaat wird oft ganz braun von den verzehrenden Winden, an deren Stelle auch oft feuchte, naßkalte Nebel das Land wochenlang drücken, welche mit Regen, bisweilen mit Schneegestöber abwechseln. — Der Sommer ist höchst unbeständig und wetterwendisch; ich selbst habe mehemals erfahren, daß die Temperatur der Luft an einem Tage so schnell und so oft abwechselt, daß es am Morgen warm, am Mittag kühl, am Nachmittag heiß und am Abend rauh war. Die Abende sind in der Regel kühl und die Sommernächte sogar bisweilen kalt. Gewitter, gewöhnlich im Süden und im Westen aufsteigend, sind in manchen Jahren häufig und schwer, doch nicht lange anhaltend, und man glaubt, daß das Meer die elektrischen Wolken anziehe, in andern Jahren selten, aber fast immer von starken, heftigen Regengüssen begleitet, die das Getreide manchmal so niederschlagen, daß es sich nicht wieder aufzurichten vermag; Wolkenbrüche gehören indeß zu den unbekannten, die erlebten Landplagen. Auch Stürme und rauhe Winde halten im Sommer nicht an, sind aber heftig genug, um die Halme der Saaten zu zerknicken und die Aehren abzubrechen, oder die Samenkörner durch Reibung herauszuscheuern, und so ganze Felder zu verheeren. Von der Veränderung des Wetters, besonders von einem bevorstehenden Sturme, gibt das Meer gewöhnlich eine Vorbedeutung, indem es nämlich bei heiterem Himmel, einem entfernten Donner oder Kettengerassel gleich, so laut zu brüllen und zu krachen anfängt, daß man es mitten im Lande vernehmen kann. Auch hält man die großen Strandmöven, wenn sie im Land umherfliegen, für Vorboten von Stürmen.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 36** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Gedichte von A. Puschkin. 1. Der Krieg. 2. Ich. — Johanna Baillie.** (Forts.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abnehmer des Auslandes jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 36.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 März. 1839.

Gedichte von A. Puschkin.

(Deutsch von Tieck.)

Der Krieg.

Der Kampf bricht los! Die Fahnen weh'n!
Verletzter Ehre hebt die heil'gen Zeichen. —
Und Bint erschaurn wird mein Aug' und Leichen,
Den Feiertag der Rache werd' ich seh'n
Und um mich wird der Kugelregen sausen.

Wie stürmt nun alles ein auf meine Seele! —
Im Lager reget sich, wie Meeresbrausen,
Der Krieger Schaar, — es schallen die Befehle
Der Führer, die zum blut'gen Tanze winken;
Im Sonnenglanz seh' ich die Schwerter blinken,
Der Donner dröhnet dumpf aus eh'rnem Munde
Und schleudert das Verderben rings umher;
Weit auf klafft blutig roth die Todeswunde,
Der matten Hand entsinkt die scharfe Wehr. —
Hier, Sänger, singe laut von Thatenkraft!
Ich werd' es! Meine Leyer ist noch nicht erschlafft.

Wie neu ist mir dieß Schauspiel! — Hier das Zeit,
Der Wachtruf, der die dunkle Nacht durchgellt,
Im stillen Abendweh'n der Trommelschall,
Der Schlachtendonner, der dann wild erwacht,
Der Kugel Schrillen, wackrer Kämpfer Fall,
Des Todes Nah'n — des Todes ew'ge Nacht! —

Und wird dieß Schauspiel auch in meiner Brust
Den Ehrgeiz wecken und die Todesluft?
Des Helden wildes Sehnen nach Gefahr?
Und schmückt vielleicht ein Doppelkranz mein Haar? —
Hat mich des Schicksals unerforschte Macht
Geweiht des Schlachtentodes düstern Nacht?

Soll Alles mit mir in das Nichts versinken?
Der Tugend Hoffnung und des Herzens Streben?
Soll mir nicht mehr Erinn'rung winken
An Brüder, Freunde? Soll mit diesem Leben
Auch der Gedanke schwinden, der in mir erzeugt?
Auch Liebe, du, Kind meiner süßen Schmerzen?

Gedanken, immer wiederkehrende, entweicht, —
Entweicht aus meinem tiefbeklommnen Herzen!
Rüttl' auf mich, Schlachtlärm! aus dem dumpfen Sinnen
Und führ mich zum stolzen Ruhmeslauf!
Doch rasch — um mich mir wieder zu gewinnen —
Weck' meinen Geist aus trägem Brüten auf! —

Warum noch zaudert ihr, ehr'ne Geschütze?
Brüllt los und schleudert eure Todesblitze!

Johanna Baillie.

(Fortsetzung.)

Ein anderer, nicht zu übersehender Punkt, ist der: sie hat bei der Erfindung so wohl des Plans als der Charaktere ihrer Stücke beinahe immer sich ganz auf ihre eigene Phantasie verlassen. Mit Ausnahme des Konstantin Paläologus erinnern wir uns nicht, daß sie ein einziges ihrer Stücke auf die Geschichte gegründet hätte; auch hat sie nicht, wie unsere alten Dramatiker und selbst der Fürst unserer Dramatiker willkürliche Contributionen eingezogen von Novellen, Gedichten, Chroniken, ältern Stücken oder Allem, was nur immer einen genügend skizzirten Hintergrund für die Einführung und Anstellung der Gruppen selbstgeschaffener Gestalten darbot. Kein dramatischer Dichter hat so wenig geborgt; wir maßen uns nicht an, in das Heiligthum ihres Studirzimmers einzudringen: aber wenigen Autoren könnte man aus ihren Werken beweisen, daß sie so wenig gelesen, wie Miß Baillie. Kurz das Wunderbare ist nicht, daß eine Frau, und eine Frau, die durch ihre Tugenden und ihre Lebensstellung so hoch erhaben ist über das Unglück, das Elend, die Thorheiten und Laster, welche manchmal auf traurige, beklagenswerthe Weise ihr Geschlecht näher bekannt machen mit der bunten und unfreundlichen Mannichfaltigkeit des menschlichen Lebens, welche hin und wieder ihnen selbst

Digitized by Google

eine jammervolle Anschauung, wo nicht gar Erfahrung, von den Wirkungen und dem Wesen der heftigsten Leidenschaften verschaffen — das Wunderbare an ihren Compositionen ist nicht, daß ein solches weibliches Wesen, nicht mehr, sondern daß es so viel geleistet. Zur Vertheidigung unserer Behauptung wollen wir uns dann nur noch auf die Art und Weise berufen, wie Miß Baillie gewöhnlich ihr eigenes Geschlecht geschildert hat. Wenn wir die stolze Elburga in Ethwald, und Annadel in dem Drama Zauberei ausnehmen, stehen ihre weiblichen Charaktere nie unter dem Einfluß schlimmer oder auch nur gewaltsamer und heftiger Gemüthsaufregungen. Sie sind zuweilen in eine Art idealer Würde gehüllt, in eine Erhabenheit über all die gewöhnlichen Schwächen ihres Geschlechts oder selbst ihrer Natur; beinahe immer aber sind sie edel, sittsam, zärtlich; liebend, aber mit reiner, heiliger und gemäßigter Leidenschaft. Sie hat ihre Freude an einer Art von milder Fröhlichkeit der Gemüthsart, an einer harmlosen Munterkeit; aber Sittsamkeit und Pflichtgefühl sänftigen und mildern jederzeit die innern Leidenschaften; die Dichterin ist eifersüchtig besorgt um die Würde, die Sittsamkeit ihres Geschlechts; sie behandelt es mit einer Art ehrfurchtsvoller, schwesterlicher Achtung, man schaut auf ihre Frauen nie, wie Shakspeare von seiner Isabelle sagt, als auf „verhimmelichte und geheiligte Wesen," aber nie sind sie durch wirkliche Schuld entheiligt. Man kann sagen, daß sie in dieser Beziehung nicht mehr gethan habe, als ihr großer Meister vor ihr mit seinem männlichen Geschmack und Gefühl; gegen die eine Lady Macbeth haben wir Miranda und Imogene, Ophelia, Desdemona, Isabella, Portia, Volumnia, Constance und Katharine von Arragon. Aber doch wird man uns gestatten, die Persönlichkeit der Dichterin in diesem eigenthümlichen Zug ihrer Dramen zu erkennen. Miß Baillie wird uns gewiß verzeihen, wenn wir sie immer als Frau würdigen, da wir sie aufrichtigst schätzen als diejenige, welcher es Keine ihres Geschlechts in irgend einem Land oder Zeitalter gleich gethan hat in den Talenten, die sie auf dem schwierigsten wie edelsten Gebiet der Poesie entfaltet hat.

Wir müssen nun aber zur Beachtung der neuern Reihe von Dramen übergehen. Es ist bemerkenswerth, daß wir in mehreren der vorliegenden Stücke sie besonders stark finden in einem Punkt, worin wir ihre frühern Dramen für mangelhaft erkennen mußten. So schön auch dieselben zum Lesen waren, so waren es doch kaum Stücke zum Aufführen; es fehlte ihnen jenes spannende, aufregende Interesse, welches die Aufmerksamkeit eines versammelten Publicums erweckt und fesselt; sie besaßen nicht genug dramatischen Effect, um die nachlassenden Gemüthsbewegungen der Zuschauer immer neu zu beleben. Mit Ausnahme der Familienlegende wurden sie, glauben wir, nie auf die Bühne gebracht, wenigstens nicht wiederholt. Montfort ward gleich beim ersten Erscheinen aufgeführt, aber ohne Glück. Der Grund des Fehlschlagens ist leicht zu finden; es fehlt diesem Stück ganz besonders an jenem lebendigen Wechsel von Ereignissen, wodurch allein die Aufmerksamkeit eines gefüllten Theaters gewonnen wird. Basil vielleicht könnte, wenn man sich die Acteure und das Publicum eigens auswählen dürfte, eine entzückende scenische Darstellung abgeben. Aber die ganze Conception, die Sprache selbst in Basil ist zu hoch, zu ritterlich, zu romantisch, um das Ohr der Menge in einem modernen Theater zu fesseln; die geringste Plumpheit in der Darstellung würde den Effect auf den höhergebildeten Theil des Publicums zerstören, und die Farben und Rührungen im Ganzen würden zu leise aufgetragen, zu sehr hingehaucht seyn, um die Aufmerksamkeit derer zu spannen, welche stärkere Aufregung verlangen.

Der charakteristische Zug einiger der neuern Dramen ist, wie gesagt, daß sie in dem wichtigen Punkt, in welchem es den frühern fehlte, sich auszeichnen. Henriquez und die Scheidung, und in einer etwas untergeordneteren Sphäre: der Mörder, sind treffliche Stücke zur Aufführung. Als Gedichte kommen sie vielleicht den frühern nicht gleich, als Dramen aber übertreffen sie sie weit. Was das tiefe, fesselnde, verschlingende Interesse des Knotens, was die einfache und ungekünstelte, und doch höchst gewandte Unterordnung aller Begebenheiten unter den Haupteindruck oder die Hauptidee — diese einzige Einheit, welche der Beobachtung werth und in der That auch von allen großen dramatischen Dichtern beobachtet worden ist — und besonders was die Gelegenheit betrifft, welche großen Schauspielern darin so häufig eröffnet wird, ihre Talente glänzend zu entwickeln, haben wir in langer Zeit nichts gelesen, was unserer Schätzung nach, für die theatralische Darstellung so viel verspräche, wie diese Dramen.

Bedauern müssen wir, daß die Tragödie Romiero an der Spitze der vorliegenden Sammlung steht. Es ist unsers Erachtens die am mindesten glücklich angelegte, und am schwächsten ausgeführte der ganzen Reihe. Sie soll die Leidenschaft der Eifersucht veranschaulichen. Aber Miß Baillie hat, glauben wir, nicht ganz deutlich eingesehen, daß die Leidenschaft der Eifersucht mit den edelsten Eigenschaften unserer Natur zusammenbestehen kann. Sie kann das hohe Ehrgefühl des Mannes in wahnsinnige Rachsucht verwandeln; sie kann die Milch weiblicher Herzensgüte in Galle verkehren; je inniger die andern Gefühle: Muth, Großherzigkeit, Liebe, sind — um so furchtbarer wird der Zustand dieses Geistes seyn, wenn solche Eigenschaften durch jene überwältigende Leidenschaft zu wildem, besinnungslosem Wahnsinn empört werden. Aber eine eifersüchtige Gemüthsart, und so scheint die des Romiero zu seyn, ist etwas an sich Gemeines und Entwürdigendes; es ist beinahe unmöglich, ihr die Würde zu leihen, welche zu einem hohen tragischen Interesse unentbehrlich ist. Man werfe nur einen Blick auf den großen Commentator des menschlichen Lebens, auf den Meister, der den Schlüssel zum menschlichen Herzen besaß. Othello ist Alles eher als ein eifersüchtiger Charakter; seine entzündliche Natur einmal in Flammen gesetzt, brennt mit der verzehrendsten Wuth; das maurische Blut siedet mit Einemmal auf in der gewaltigsten Siedhitze, aber es braucht Jago's ganze teuflische Kunst, um ihn zum Wahnsinn zu bearbeiten; und auch dann noch ist es Entrüstung, ist es finstrer Zorn über die Täuschung seines leidenschaftlichen und vertrauensvollen Wesens, ist es das Gefühl gänzlicher Einsamkeit und Verarmung, daß da,

Digitized by Google

wo er seines Herzens Schätze aufgespeichert, sollte seines Einen theuern Kleinods, Desdemona's Liebe, beraubt seyn — es ist Rachsucht gegen sie, nicht Haß gegen Cassio, was das vorherrschende, das Alles verschlingende Gefühl ausmacht, und uns auf die erschütternde Katastrophe vorbereitet. Andrerseits ist Leontes, im Wintermährchen, bei welchem die Eifersucht gleichsam im Temperament liegt, ohne Zweifel für unsere Einbildungskraft wieder einigermaßen gehoben durch seinen königlichen Rang. Aber Leontes ist auch nicht zum Helden einer Tragödie gemacht. Hätte er Hermionen mit eigner Hand ermordet, der Eindruck auf das Gemüth wäre mehr empörend als erschütternd gewesen. So erweckt Romiero, der entschlossen ist, seine Gattin entehrt zu finden, und, sobald ein Grund zum Verdacht beseitigt ist, sogleich wieder nach einem neuen hascht, keine edle Sympathie; er wäre verabscheuungswerth, wenn er nicht verächtlich wäre; die Dichterin hat ihre Kunst und Kraft umsonst verschwendet an den Versuch, den Charakter zu heben oder das Gemüth mit der traurigen Katastrophe zu versöhnen.

Gerne gehen wir zu Henriquez über, einem weit höher stehenden Werk. Es ist eben so glücklich in der Conception als in der Ausführung. In dem fesselnden Interesse der Verwicklung, und in kunstreicher Entwicklung der Charaktere und der Handlung übertrifft es alle frühern, vielleicht poetischern Dramen der Miß Baillie. Henriquez beruht auch auf der Leidenschaft der Eifersucht, aber es ist eine Eifersucht, zu der durch gewichtige und auffallende Umstände ein edler und vertrauensvoller Geist gedrängt wird. Henriquez verwirft anfänglich mit zorniger Verachtung die Verdächtigung der Ehre seiner Gattin und gewinnt so für sich alle die Gefühle der Theilnahme und des Mitgefühls, die wir dem Mann von eifersüchtiger Gemüthsart versagen. In der eifersüchtigen Gemüthsart verräth sich ein Mangel an Selbstachtung, und wo diese fehlt, da entgeht dem Mann auch die Achtung Anderer. Henriquez aber erwirbt sich beides. Der erste Act dieser Tragödie ist damit ausgefüllt, zu zeigen, wie in Henriquez diese Leidenschaft, seinem eigentlichen Wesen so fremd, heranreift; die dann, vielleicht gerade aus diesem Grund, wenn sie einmal rege geworden, sich als vorübergehender aber unbezähmbarer Wahnsinn äußert.

Henriquez, der Lieblingsgeneral des Königs Alonzo, kehrt im Triumph von den Kriegen mit den Mauren in den Schooß seiner Familie zurück. So zu sagen auf der Schwelle seines Schlosses treten ihm verdachterregende Umstände entgegen, die er aber verachtend zurückweist. Allmählich aber drängen sie sich dichter und schwärzer auf ihn herein. Er entdeckt endlich, daß der Gegenstand all dieses Verdachts, sein liebster Freund Don Juen, den er, nach dessen eigenem Schreiben auf seinem weitentfernten, nördlichen Schloß glaubte, mit Anbruch der Nacht an einem „geheimen Pförtchen nach dem Garten" sich einfinden soll. In seinem Zorn ruft er drohend aus:

„Die Nacht graut Manchem, dem kein Morgen glänzt!"

Manchen Lesern werden freilich die Verdachtsgründe nicht ganz verdammend und bündig genug erscheinen, um die verzweifelte That des Henriquez zu erklären. Man kann denken, der Knoten sey doch nicht mit genügender Kunst und Vorbereitung auf die entsetzliche Katastrophe geschürzt. Unser Einwurf, wenn wir ihn auszusprechen wagen dürfen, würde ein ganz anderer seyn. Es ist ein gewichtiges Gesetz der tragischen Dichtkunst, daß, was zu einem grauenvollen und schuldvollen Resultat führt, direct aus dem Willen einer der im Drama auftretenden Personen entspringen soll. Unser moralisches Gefühl verlangt gleichsam ein Opfer, auf welchem es seinen gerechten Zorn auslassen kann. Wo ein edler Geist auf eine beinahe verzeihliche Weise zum Verbrechen verlockt und gedrängt wird — wo gerade die edelsten Eigenschaften seiner Natur, wie bei Henriquez der Fall ist, mißbraucht werden zu einer That, die seinem hochherzigen Gemüth eigentlich so fremd ist — da können wir nicht zufrieden seyn, wenn man uns nur auf den Zufall verweist. Mißverständniß und Zufall sind keine vollberechtigten Mittel, eine gräßliche Katastrophe herbeizuführen; Othello hat seinen Jago. Selbst wo kein Verbrechen begangen, aber wo das höchste Maaß des Elends auf ein schuldloses Haupt gehäuft wird, auch da verlangen wir die uns vors Auge tretende vermittelnde Thätigkeit von Menschen. Ohne Goneril und Regan wäre Lear für unser Gefühl unerträglich. Wir müssen fühlen, daß er ein hartes und unverdientes Geschick erduldet — eine lebhafte, beinahe empörte Empfindung von Unrecht steigt in unserer Seele auf. Aber wenn nun kein menschliches Wesen da ist, auf das wir unsere Erbitterung ausgießen, oder wenigstens unser Mißvergnügen: auf welche höhere, auf welche heilige Macht fällt dann unser Gefühl beinahe nothwendig zurück? Wir können nicht unsere Zuflucht nehmen zu dem Geheimniß, das ja auch über dem wirklichen Leben lastet, wo wir in gezwungener Resignation uns in unsere Unwissenheit hinsichtlich der eigentlichen Ursachen, woraus solche Ereignisse entspringen, ergeben. Denn der Dichter ist im Geheimniß aller der Ursachen, welche das Schicksal seiner tragischen Charaktere beherrschen, zumal wenn diese rein erfunden sind; und wir haben das Recht zu verlangen, daß er unser moralisches Gefühl nicht in ein so widriges Dilemma bringe. Er darf nicht den Eindruck hinterlassen, daß ein tugendhafter Mann in Schuld gestürzt werde durch unvermeidliche Umstände, über die weder er noch sonst irgend ein Mensch Macht hat. Auch darf nicht die Unschuld in Trübsale hineingezogen werden — falls nicht diese als Prüfungen angesehen werden können — wenn nicht Jemand da ist, an den wir uns ohne Anmaßung und ohne Frevel deßwegen halten können. Man hat oft gesagt, die Erhabenheit der griechischen Tragödie beruhe auf dem Kampf eines edeln und großen Geistes mit dem unerbittlichen, unüberwindlichen Schicksal. Trotz der hohen Autorität, auf welche sich diese Ansicht stützt, hegen wir große Zweifel gegen ihre Richtigkeit. Wir läugnen, daß der Fatalismus der Griechen willkürlich und der Achtung gegen die Gottheit ermangelnd sey. Es ist, in beinahe allen Dramen, Nemesis, Ate, eine rächende Macht wegen der edlichen, der willkürlichen Schuld eines alten Hauses, nicht eine bloße, finstere Nothwendigkeit, die Verbrechen veranlaßt und Jammer und Elend verhängt. Es ist in der That die Heimsuchung der Sünden der Väter an den Kindern.

Beim Beginn des zweiten Acts ist die gräßliche That

Digitized by Google

schon verübt; Henriquez tritt auf mit einem Schwert in der Hand, das er auf den erleuchteten Tisch niederlegt, zurückfahrend, wie er es ansieht:

Henriquez.

Blut! — dieses Blut! — Sein Blut! — O traur'ger Wechsel!
Beim Anbruch dieses Jammertags — wie freudig
Hätt' ich vergossen mein's, um einen Tropfen
Von diesem, da mir noch so theu'r, zu retten!
(Er schiebt das Schwert in den Schatten zurück.)
Aus meinem Auge weg! es schaudert mein Herz;
Und doch befleckte nie so schwarzes Blut,
So niederträchtiges, verrätherisches
Das Schwert der heiligen Gerechtigkeit.
(Nachdem er sich gesetzt und eine Weile auf den Boden gestarrt.)
Dieß ist ein Ruhpunkt nach der ersten That,
Der nöthigen That berechtigtre Vergeltung.
Oh! ist es Ruh? Die Seelen, die vom Licht
Zum tiefen Dunkel abgefallen, fern
Der Seligkeit sind, haben solche Ruhe!
(Er faßt sich mit beiden Händen an den Schläfen.)
Wie wüthend pochen diese brennenden Schläfe!
Seyd ruhig, ruhig! Mehr noch ist zu thun,
Doch kein Mordwerk mehr; ihr's vergieß' ich nicht.
(Es pocht an der Thür.)
Wer draußen?

Stimme.

Seyd Ihr wach, Herr?

Henriquez.

Was begehrst du?

Stimme.

Bereit ist das Bankett, die Gäste versammelt,
Die Diener harren Eurer mit dem Anzug.
Beliebt es Euch, sie einzulassen, Herr?

Henriquez (vor sich hin).

Die Gäste versammelt! Schnöder, wüster Traum!
Vergessen hatt' ich's ganz. Ich muß mich zeigen.

Stimme.

Beliebt es Euch, sie einzulassen, Herr?

Henriquez.

Still! still! ich werde sogleich ihnen öffnen.
(Geht hastig ab in ein inneres Gemach und nimmt das Schwert mit.)

Das Bankett wird beehrt und verherrlicht durch die plötzliche Ankunft eines unerwarteten Gastes; des Königs selbst. Er wird von der vornehmen und ahnungslosen Gattin des Henriquez, Leonora, mit der stolzesten Freude empfangen. Zufällig in geringer Entfernung des Weges ziehend, ist er durch den Anblick des glänzend erleuchteten Schlosses herbeigelockt worden:

Verführerisch aus den Wäldern schaut' Eu'e Schloß
Und winkte mir von fern, zur Einkehr lockend
Aus allen Fenstern strömte freud'ges Licht,
Der Cocoidoren Dämmerung erhellten
Lampen, wie Sterne; von den Höfen unten
Warfen die Fackeln rother Flammen Glanz
Hinauf an den sturmfesten Mau'rn und Zinnen,
Indeß die Thürme, ragend hoch empor,
In eis'ger Kälte ihre schroffen Giebel
Zeigten, vom hellen Strahl des Monds umwallt.

Der König erzählt, als Henriquez erscheint, dessen glänzende Thaten, und händigt ihm einen Ring ein, zum Pfand, daß er ihm in der Zukunft jede Gnade die er sich erbitten möge, bewilligen wolle. Das Fest wird unterbrochen durch die Nachricht, daß man des ermordeten Don Juen Leiche gefunden. Nach einigen Scenen erscheint der Geheimschreiber Don Juens, um Nachforschungen über den Tod seines Herrn anzustellen und legt dem von Entsetzen fast gelähmten Henriquez vor: erstlich ein Testament, worin Juen de Torva seinem „geliebten, alten, einzigen Freunde, Don Henriquez de Altavera," sein ganzes, glänzendes Vermögen vermacht — und zweitens einen Heirathsvertrag mit Mencia, der Schwester von Don Henriquez's Gattin, Leonora. Das war das unglückselige Geheimniß, dieß der Grund der heimlichen Besuche von Don Juen auf Henriquez's Schlosse. Ihre Verlobung war Henriquez von Leonora verheimlicht worden in Folge einer weiblichen Neigung zu angenehmen Ueberraschungen, und dieß hatte zu all den heillosen Mißverständnissen geführt. Entsetzen — Reue — Verzweiflung stürmen auf Henriquez's Seele ein; er kommt erst wieder zum Leben, wie er mit Leonoren allein ist:

Leonora.

Wieder dieß Stöhnen! Theurer Henriquez!
Ach! dieser Blick! Du leidest arge Qualen!
Diese Bewegung! Was stierst du so um dich?
Wir sind allein; du gehst doch nicht von mir.
Wo wolltest du hin?

Henriquez.

Zur tiefsten, schwärzesten Hölle,
Dem Abgrund alles Elends, aller Pein;
Weh neben Weh — Verfluchter zu Verfluchten!

Leonora.

Welch schauerliche Worte, wenn einem Sinn
Sie haben! und wenn nicht, höchst jammervoll!
Henriquez! o mein Herr! edler Gemahl!
Nicht möglich glaubt' ich's, daß du je mich so
Anschau'st wie jetzt, mit solchem finstern Auge.
Ach! hättst du denn auf Erden Theures nichts
Als ihn, den du verloren?

Henriquez.

Ja' ich hatte!
Treu war und tugendhaft war deine Liebe.
Und ist's noch: deine Hand auf meiner Brust —
(ihre Hand drückend, die sie ihm auf die Brust gelegt)
Ich fühl' sie — o wie theuer!
(er ist im Begriff sie zu küssen, schleudert sie aber dann zurück)
Es darf nicht seyn!
O wärst du falsch! O hätt' malmende Schmach
Zur Erde mich gebeugt — und ausgelöscht
In mir den Sinn, das Wesen eines Mannes.
Mir treu! Geh, lösch dich von meiner Seite!
Qual ist, unsägliche, mir deine Treue,
Macht noch verfluchter mich. Faß' mich nicht an!
Den kleinsten Tropfen deiner Liebe kosten
Wär' schlecht — wär' frevelhaft jetzt. — Folg' mir nicht!
Des Elends Wahnsinn spottet des Erbarmens.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1839.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Die Staaten Central-Indiens.

Das Land vom Tapti und Nerbudda nordwärts bis zu den Ebenen Nordindiens war selbst den Engländern vor 40 Jahren noch so gut wie völlig unbekannt: erst die Ereignisse des ersten Mahrattenkriegs in dem J. 1802 und 1803 und noch mehr die Feldzüge gegen die Pindarris und den Peischwa in den Jahren 1817 und 1818 führten die Engländer ins Innere dieses Gebirgslandes, das in viele Staaten zertheilt hinsichtlich seiner Bevölkerung und seiner Zustände ein höchst wunderliches Gemisch darbietet, durch seine fortschreitende politische Auflösung aber die Engländer mit den ernstesten Gefahren bedroht, denn diese arbeiten sichtlich darauf hin, den Adel des Landes von seinen Fürsten, an denen er, wie alle Hindus, mit fanatischer Treue hängt, loszureißen, und ihn der Fürstenmacht ganz zu unterwerfen, da dann, nach allen Vorgängen in der indischen Geschichte, der Staat selbst dem nächsten mächtigen Nachbar als Beute fallen muß.

Dieses centrale Hindustan zerfällt in drei wesentlich geschiedene Theile: 1) Radschastan oder Radschputana mit der Radschputen-Bevölkerung im Westen, wo die Staaten von Mewar oder Odeypur, Dscheipur (Jeypore), Marwar oder Dschodpur (Joudpoor), Bikanir und Dschessulmir (Jessulmeer) die bedeutendsten, und auch beinahe die einzigen sind, 2) Malwa mit der Bhilpopulation. Hier ist nun das Gebiet Scindiah's mit der Hauptstadt Gwalior, das Gebiet Holkars mit der Hauptstadt Indor, und Bhopal, der einzige mohammedanische Staat in Central-Indien besonders zu beachten, außerdem noch Kotah, Bundi, Matschery und Bhurtpur; 3) die östliche Abdachung oder Bundelkhund, das aber in verschiedene Staaten zerfällt, und wozu auch Rewah zu rechnen ist. Die Urpopulation des mittlern und westlichern Theils waren Bhils, die jetzt aber immer mehr in die Mitte und gegen Süden zusammengedrängt sind; nach ihnen sind die Radschputen aufzuführen, die Eroberer aus dem Norden, die schon vor uralter Zeit das Land in Besitz nahmen, und in allen wesentlichen Punkten noch jetzt die Herrscher des Landes sind, namentlich im Westen. Die in Folge der mohammedanischen Eroberungen eingewanderten Moslems, meist Patanen oder Afghanen, machen noch nicht den zwanzigsten Theil der Bevölkerung aus. Ihnen folgten von Süden her die neuesten Eroberer, die Mahratten, deren Zahl jedoch fortwährend abnimmt, da sie die Verbindung mit den Töchtern des Landes stolz verschmähen; doch nehmen sie in gesellschaftlicher Hinsicht noch immer eine hohe Stelle ein. Wichtig sind sie hauptsächlich wegen ihrer fortdauernden Verbindung mit den Mahrattenstaaten.

Es ist unmöglich, hier auf die einzelnen Staaten, deren man im Ganzen über 20 zählt, näher einzugehen. Vor 25 Jahren noch waren die Staaten Scindiahs und Holkars, die aus der Mahratteneroberung hervorgegangen, noch von sehr großer Bedeutung, diese ist aber jetzt nur noch nominell. Holkars Macht ist seit dem Jahre 1818, wo eine turbulente Armee ihn in den Mahrattenaufstand fortriß, gebrochen, und ein gleicher Fall ist es mit Scindiah, der sich zwar in jener Zeit nicht fortreißen ließ, dem aber die angloindische Regierung doch Verbindungen mit Nepal, dem Peischwa und den Pindarris nachwies; die Gewalt, die er über die ihm einige Zeit tributären Radschputenstaaten ausübte, ging damals zu Ende. Aus jener Zeit datiren sich überhaupt die nähern Verhältnisse der angloindischen Regierung mit Centralindien und namentlich mit den Radschputenstaaten. Im Anfang dieses Jahrhunderts beugten sich diese letztern vor der furchtbaren Mahrattenmacht, deren Repräsentant in Nordindien Scindiah geworden war. Während des Kriegs gegen diesen letztern blieben diese Radschputenstaaten theils neutral (schon ein großer Vortheil für die Engländer), theils schlossen sie sich, wie Dscheipur, an die Engländer gegen den damals für mächtiger gehaltenen Scindiah an. Nach dem Jahre 1806 gaben die Engländer nichtsdestoweniger die Radschputenstaaten Preis, und diese wurden denn auch von Holkar, Scindiah, dem Abenteurer Amir Khan und den Pindarris so fürchterlich heimgesucht, daß namentlich Mewar zu einer heulenden Wildniß wurde. Wenn im Jahre 1817 die Radschputenstaaten dennoch die ihnen von den Engländern gebotene Allianz annahmen und an sie den-

selben Tribut zahlten wie früher an die Mahratten, so geschah dieß sehr wider Willen, nur aus Noth; dieser Tribut wird jetzt schwer gefühlt, und Major Sutherland macht die sehr richtige Bemerkung: „die Tage der Mahratten-Anarchie sind vergessen, und es ist sehr die Frage, ob einige der Rajahputenstaaten nicht lieber zu jener Periode ungleicher Erpressung zurückkehren möchten, als einen bestimmten, nicht aufhörenden Tribut zu zahlen, der mit dem steigenden Werth des Geldes immer schwerer drückt.“ Diese Tribute sind keineswegs gering; Udeypur oder Mewar soll drei Achttheile seines ganzen Einkommens zahlen; Dscheipur sollte 8 Laks Rupien zahlen, so lange, bis sein Einkommen 40 Laks übersteige, wo es dann $^5/_{16}$ seines Einkommens zahlen solle; Dschoudpur soll an die Compagnie dasselbe zahlen, wie ehemals an Scindiah, also wenigstens ein Viertheil seines Einkommens, den Tschaut, wie ihn ehemals die Mahratten erhoben; eben so einige kleine Staaten, wie Kota, Bundi u. dgl.

(Fortsetzung folgt.)

Der Harem des Paschа's von Widdin.

(Fortsetzung.)

Damit schwieg unser Karaite; die Tänzerinnen endeten ihre Tänze und näherten sich uns, damit wir ihren Anzug betrachten konnten. So also war einst auch die göttliche Turi gekleidet gewesen — wir musterten ihren Anzug genau; eine alte Frau, die man „die Mutter der Mädchen“ nannte, und die mir wie eine camarera-mayor erschien, half uns dabei, und ich bedauerte nur dieß, nichts von den Gesprächen der Mädchen verstehen zu können. Plötzlich bat mich der Schwarze durch sehr verständliche Zeichen, meine Halbstiefel abzulegen — eine kurze Melodie auf einer Violine ließ sich hören — Hasseins Frauen waren bereit, uns zu empfangen. Wir traten in das Gemach der Favoritin des Pascha's — sie führt nicht den Namen seiner Frau, denn Hussein hat zwei rechtmäßige Frauen, aber er liebt sie sehr, und sie verdient es, denn es würde schwer halten, ein schöneres Weib zu finden. Sie ist eine griechische Sklavin von ungefähr zwanzig Jahren; Wuchs, Haut, Haare, Augen, Zähne, wirklich Alles ist bewunderungswürdig an dieser Frau. Wie wir eintraten, saß sie der Thüre gegenüber auf einer Ottomane, aber sie erhob sich sogleich, lud uns freundlich ein, neben ihr Platz zu nehmen, und sagte mit sanfter Stimme: „Gesegnet sey Euer Eingang, und möchtet Ihr so lange bleiben können, als es Euch gefallt.“

Der Karaite sagte uns leise auf Italienisch, daß wir stolz seyn dürften, daß Zuleikha wegen uns ihren Spaziergang unterbrochen habe, denn der Stolz und die Herrschsucht ihres Charakters füge sich nur dem eisernen Willen des Pascha's. Die schöne Griechin war jedoch äußerst höflich, sie berührte zum Zeichen der Freundschaft leicht meine Brust und meine Lippen, und ließ ihre Hand, nachdem ich sie geküßt hatte, in der meinigen ruhen. Ihre Hand war wunderschön, und die rosigen Fingerspitzen dienten nur dazu, das blendende Weiß derselben noch mehr zu heben. Zuleikha ruhte nachlässig auf einem Haufen von blauatlassenen Kissen, um ihren Fez hatte sie einen schwarzen Schleier, dessen reiche Falten ganz die Haare verdeckten, der aber so reich mit Diamanten beladen war, daß er weithin seine Strahlen verbreitend, den Glanz ihrer Augen noch erhöhte. Die verführerische Unordnung ihrer Lage in der Ecke des Divans erlaubte mir so wenig wie bei dem Pascha einen genauen Ueberblick ihres ganzen Anzugs, doch bemerkte ich einen blauatlassenen und einen Silberbrokatrock unter einem herrlichen Rock von Purpurtuch mit Zobelpelz besetzt. Ihre Pantoffeln waren von Goldstoff, mit Perlen gestickt, aber sie bedeckten die Spitze ihrer nackten Füße höchstens einen halben Zoll breit, so daß sie, wenn sie gehen wollte, genöthigt war, sie mit den Zehen zu halten. Die Unterredung war hier lebhafter, als bei dem Pascha; ich sah wohl, daß Zuleikha etwas empfindsamer Natur war. Wir kamen auf Liebe zu sprechen, und ich war nicht wenig erstaunt, die Gefangene eines Haarems darüber wie die feinste Europäerin sprechen zu hören. Zudem war sie wirklich in ihrer Art sehr unterrichtet, und bekannt mit der ganzen Literatur von Schiras.

Wir verabschiedeten uns endlich von ihr, und gingen zu der zweiten Favoritin. Diese, Schirin mit Namen, ist eine Tscherkessin; ihre Kleidung schien mir etwas geringer, als Zuleikha's, woraus ich sah, daß sie wirklich nur den zweiten Platz in dem so wohl besetzten Herzen des Pascha's einnimmt. Ihr Pelz war von schwarzem Sammet, mit Gold gestickt, und ihr Schleier war weniger durch Diamanten als natürliche Blumen geharten, deren Windungen aber von acht orientalischer Grazie zeugten. Sie schien mir eben so weiß und fein als Zuleikha, aber magerer und von schwacher Gesundheit. Ihre Augen waren eben so schön, wie die von Zuleikha, aber eine tiefe Melancholie sprach aus ihnen. Obgleich weniger als ihre Rivalin wie es schien an fremden Umgang gewöhnt, war sie ungezwungener und herzlicher mit uns, setzte sich ans Piano, nachdem sie mit der fröhlichen Laune eines Kindes einen großen Haufen Kissen von dem Divan dazu hin geworfen hatte, und spielte uns eine Ouverture von Herz so zierlich und geläufig, wie es dem ersten Spieler Ehre gemacht hätte. Als sie geendet, reichte sie mir ihren mit Diamanten verzierten Tschibuk, und war ganz versteinert, als Madame Lampugnani ihr in meinem Namen sagte, daß ich mit dem Tabakrauchen nicht umzugehen wüßte. Dann schlug sie mir vor, ihre Gemäldegalerie zu besehen; es war ein kleines Zimmer, in dem einige Oel- und ein Dutzend Aquarellgemalde der Reihe nach auf einem cirkelförmigen Divan lagen. Es waren Werke von Bonington, Lawrence, Decamps, ein vorzüglicher Watteau und selbst eine phantastische Skizze von Martyn, alle in der Versteigerung des Hrn. Canning erkauft. Da die liebliche Tscherkessin sah, daß mir ihr Tschibuk zuwiderte, ließ sie mir in einer silberuen Schüssel, welche, der Sitte gemäß, mit einem herrlichen Caschmir bedeckt war, Kaffee bringen. Sey es, daß der Duft des Mokka ihre Melancholie etwas minderte, sey es, daß sie ein recht vortheilhaftes Bild von sich in unserm Gedächtniß lassen wollte, sie benahm sich mit wahrer Herzlichkeit,

Digitized by Google

und da ich dadurch Gelegenheit hatte, ihren Anzug genauer zu prüfen, so fand ich, daß er zwar weniger glänzend, aber nicht minder reich war, als der Zuleikha's. Ein wahrer Schatz von Diamanten war auf ihrem Körper zerstreut, drei Reihen ächter Perlen schlangen sich um ihren weißen Hals, und mehrere persische Shawls von großem Werthe umschlangen ihren Leib; an ihren Zehen sowohl als an ihren Fingern glänzten köstliche Ringe, und eine antike Camée von der herrlichsten Arbeit hielt am Halse die Falten des Kleides, welches mit der classischen Pünktlichkeit einer römischen Toga niederwallte.

Die dritte Gemahlin Husseins spielte nicht Klavier, sie stickte. Ihr ganzer Anzug war rosenfarb, mit demselben Reichthum von Perlen und Diamanten übersäet. Ihr zur Seite saß ein liebliches Kind auf einem Teppich, ihr Sohn Ali Bey. Der Kleine war sehr lebhaft und scheint voll Verstand, und trotz der Schwierigkeiten, die ich hatte, mich ihm verständlich zu machen, ersetzten mir seine ausdrucksvollen Bewegungen so ziemlich das, was ich durch die Sprache verlor. Da seine Mutter sah, wie sehr mir der Kleine gefiel, war sie sehr freundschaftlich gegen uns, nahm eine Guitarre von der Wand und sang eine Romanze von Valsi. Leila nahm mich sehr für sich ein, aber wahrhaft bezaubert ward ich, als man uns die eigentliche Favoritin Husseins ankündigte, die ihm näher steht als seine drei andern Frauen, die sanfte, unvergleichliche Cecila, gegen deren Sonnenglanz die Schönheit Schirins, Zuleikha's und Leila's nur Sternschnuppen waren. Die „Mutter der Mädchen" ging der Favoritin mit einem Schlüsselbunde voraus. Auf ein Zeichen, das ihr Cecila gab, öffnete die ehrwürdige Matrone ein kleines Cabinet, dessen Thüre durch eine Psyche von ziemlich schlechtem Geschmack verdeckt war, und in welchem die Shawls und Sammtpantoffeln der Bajaderen des Harems bewahrt wurden. Dieß war das Zeichen, daß der Tanz wieder beginne, der mir im Anfange wirklich nicht sehr gefallen hatte, aber man hatte uns etwas Besonderes für den Augenblick des Abschiedes aufgespart. Cecila, gefolgt von den übrigen Frauen, begab sich mit Mad. Lampugnani und mir in den großen Saal zurück, durch welchen wir in den Harem gekommen waren. Wir nahmen unsere Sitze auf dem Diwan ein, und sogleich begann der verwirrte Lärm der Musik. Das Orchester bestand aus sechs jungen Mädchen, welche in die Runde auf einem Sopha sitzend ein klagendes Lied sangen, das sie mit ihren Tamburinen und einem unaufhörlichen Hin- und Herschwanken des Leibes begleiteten. In der Galerie am Eingange des Saales stand feierlich die Mutter und vertheilte unter die Tänzerinnen die Sammtpantoffel und die Shawls, die diese sogleich wie Gürtel um ihren Leib knüpften, durch ihre Haare schlangen oder auch leicht über ihre Schultern warfen. Bald ertönten die Kastagnetten, und die Tagüoni der Bande, in ein kurzes, gelbes Kleid und hochrothe, goldgestickte Pantoffel gekleidet, näherte sich uns mit von Vergnügen glänzenden Augen, und zeigte sich in verschiedenen Stellungen, bei denen die künstlichen Biegungen des Körpers mehr als die der Füße zu bewundern waren. Zwei ihrer Mittänzerinnen gesellten sich ihr bei, und begleitet von dem Gesang des Orchesters und dem Klange der Tamburinen führten sie einen Tanz vor uns auf, der sehr viel Aehnlichkeit mit dem Fandango hatte, und jede Wendung, welche die von der Musik bereits erhitzten Mädchen wieder zusammenführte, schien ihre Lust noch mehr zu erhöhen. Ich gestehe, daß ich ganz die Ansicht der Lady Mary Montague theile: es gibt nichts anmuthigeres als diese Tänze, und es ist unwahr, daß es ein für Frauen unschicklicher Anblick sey. Während das Crescendo der Tamburiuen immer rascher Cecila's Nymphen hinriß, erschien der schwarze Verschnittene, uns zu sagen, daß das Dampfboot sich zur Abfahrt richte. Sogleich wurden die Tänze eingestellt, Husseins Frauen umringten uns mit aufrichtigem Bedauern der so schnellen Trennung und musterten noch einmal genau unsere Kleidung. Alle Theile derselben wurden einer schnellen, aber genauen Prüfung unterworfen. Und sollte man glauben, was am meisten ihre Verwunderung erregte und ihnen Freude machte? — Meine Handschuhe. — Keine kam damit zu Stande, sie anzuziehen, nicht als ob ihre Hände zu groß gewesen wären, aber sie konnten es nicht dahin bringen, ihre Hände so zusammen zu biegen, um sie in die Oeffnung des Handschuhs hinein zu bringen. Der kleine Ali-Bey war der einzige, dem es gelang, seine Hand in einen derselben hineinzubringen, doch wurde der Handschuh aeg dabei zerrissen, was ich jedoch leicht verschmerzen konnte, da seine Mutter mich nöthigte, einige Kaschmirs von ihr anzunehmen — ich hatte die Schwäche ihr nachzugeben.

Endlich waren wir genöthigt uns zu trennen, die Salams fingen von beiden Seiten an, es fehlte nicht an Küssen, und auch der Karaite erhielt seinen Theil daran. Für einen Mann, der den Talmud las, fand ich ihn sehr vertraulich mit den Frauen des Harems, wo er freilich Hausarzt ist. Das Komische bei diesen Abschiedsscenen war das Bedauern und die klaglichen Mienen des alten schwarzen Verschnittenen, der wie ein afrikanischer Don Juan mit den Damen schäkerte. Alles eilte an die Fenster, um das Dampfboot auf den majestätischen Wogen der Donau dahin eilen zu sehen. Cecila ließ sich am längsten sehen, sie warf uns noch Kußhände zu, und ihre Purpurscharpe wehte uns noch Grüße nach, bis die Zinnen der Festung unsern Augen entschwanden. So war ich denn nun wieder mit Madame Lampugnani und dem Karaiten allein, aber die orientalische Scene, in der es mir vergönnt gewesen, auch eine Rolle zu spielen, schimmerte noch immer blendend vor meinen Augen.

(Schluß folgt.)

Nachträge über das Erdbeben auf Martinique.

Hr. Moreau de Jonnès theilte der Akademie der Wissenschaften noch weitere Details über dieß Erdbeben mit, woraus wir Nachstehendes entheben. Als man das Erdbeben verspürte, am 11 Januar um 6 Uhr Morgens, blies der Wind aus Nordwest, und die ganze Insel war in Wolken und Dünste gehüllt, die selbst in geringer Entfernung sie dem Blick der nahenden Schiffe entzogen. Diese beiden Umstände sind außerordentlich, denn zu dieser Jahreszeit ist der Himmel stets rein und

Digitized by Google

heiter, und der Nordwestwind, welcher der des Orkan ist, weht nie. — Um die plötzliche Zerstörung einer ganzen Stadt zu erklären, schrieb man die ganze Erscheinung den alten Vulcanen der Insel zu. Man glaubte sogar einen Augenblick, Flammen aus den Kratern aufsteigen zu sehen. Aber in den zwei Jahrhunderten, wo die Franzosen Martinique bewohnen, haben diese alten Vulcane nie ein Lebenszeichen gegeben, und auch die Traditionen der Caraiben, die noch um anderthalb Jahrhunderte weiter hinaufreichen, wissen nichts davon. Man kann also das Erdbeben nicht den alten Vulcanen der Insel zuschreiben, deren Centrum der Berg Pelée oder die Spitzberge des Carbet wären. Alles läßt vielmehr glauben, daß die Ursache eine viel umfangreichere und verheerendere war. Man weiß auch schon, daß die Oscillationen des Bodens sich in der ganzen Kette der kleinen Antillen fühlbar machten (wonach die frühere Angabe Nr. 71 zu berichtigen), und daß die äußersten Punkte der Erschütterung wenigstens 200 Lieues auseinander liegen. (Echo du Monde Savant vom 15 März.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne. Das Departement de Finisterre.

(Schluß.)

Wenn gleich des Sommers Unbestand und Stürme wenig schöne Tage und noch weniger von milden Etesien gefächelte Abende darbieten, so war doch bisweilen die Sonnenhitze so stark, daß ich in eine wärmere Zone versetzt zu seyn glaubte; ich bin überzeugt, der Stand des Réaumur'schen Thermometers betrug an manchen Tagen 27 bis 28 Grad über dem Gefrierpunkt. Die heißeste Jahreszeit tritt gewöhnlich in den Monaten Julius und August ein; ich habe in dem letztgenannten Monat sehr milde Abende an der Bai von Douarnenez verlebt; aber um dieselbe Zeit ist es mir auch vorgekommen, daß plötzlich dicke Nebel aus der See aufstiegen, die ganze Küste in einen grauen, undurchsichtigen Mantel hüllten und oft nach einigen Stunden wieder verschwunden. Zuweilen standen diese vom Meer aufsteigenden Nebel den Tag über auf einem Flecke des Horizonts fest, und erst gegen Abend fing diese graue Wolkenbank an sich zu zertheilen, zu entwickeln und auszubreiten. Solche Erscheinungen sollen sehr häufig seyn, und mein Begleiter glaubte, vielleicht nicht ganz ohne Grund, daß diese Nebel die Fruchtbarkeit des Bodens beförderer, indem er von der See her einen Düngungsstoff herbeiführe, der von der Erde eingesogen werde. So viel ist gewiß, daß die trocknen Jahre im Finisterre schlecht sind. — Am reinsten ist die Luft und am beständigsten die Witterung in der ersten Hälfte des Herbstes, wo die Natur für den Verlust des Frühlings und Sommers einen Ersatz geben zu wollen scheint. Wenn aber der berühmte Malte-brun in seinem geographischen Handwörterbuche versichert, daß im Departement de Finisterre, wo die Trauben nicht einmal am Spaliere zur Reife gelangen, Weinlese gehalten werde, so ist das ein grober Irrthum. Der Herbst dauert sehr kurze Zeit, und gleich darauf beginnen die Stürme aus Westnordwest und Nordost wieder zu toben und Unheil anzurichten, oder es senken sich, vornehmlich im Spätherbst, dichte, feuchte, kalte Nebel herab, die das Land verhüllen, bis sie von Winden fortgetrieben werden oder sich in Regen auflösen. Die spätere Herbstluft ist fein, scharf, empfindlich und durchdringend. — Der Winter ist im Ganzen milde, und noch gelinder als der Pariser Winter; das Réaumur'sche Thermometer fällt nie über 5 bis 6 Grad unter den Gefrierpunkt hinab. Die Meerengen und Buchten der Bretagne sind daher nie mit Eis belegt; der Schnee zerschmilzt sogleich an der Küste, und fällt im Innern des Landes nie so anhaltend und in solcher Menge, daß er Feldwege verschüttet und sich zu Bergen aufthürmt. Reines Frostwetter tritt selten ein; gewöhnlich ist der Himmel trübe und wolkig, und die Witterung veränderlich; oft stürmt es heftig aus Nordosten, und wenn es gleich nicht immer regnet, so ist doch die Luft fast immer dick, und ein heiterer, sonnenheller Tag eine eben so große Rarität, wie in London. Winde und Nebel sind die Hauptleiden des Finisterre, das viele Regnen jedoch nicht zu vergessen. Die Feuchtigkeit macht das Klima nicht ungesund. Ein bretagnisches Sprüchwort legt dem lieben Herrgott die Worte in den Mund. „Wenn die Unterbretagner mich das ganze Jahr hindurch nicht in ihrem Lande sehen, so sind sie wenigstens gesund dabei." Die Winde mögen allerdings die Luft reinigen, allein trotz dem muß die plötzliche Abkühlung der Luft viele katarrhalische und rheumatische Beschwerden erzeugen; ich wenigstens hatte auf der ganzen Reise fortwährend mit Schnupfen und Rheumatismen zu kämpfen. Die Eingeborenen sind mehr an das Klima gewöhnt, und ich habe viele gesunde, rüstige Alte darunter gesehen.

Bei meiner Rückkehr nach Crozon stärkte ich mich durch ein frugales Abendbrod, welches vorzüglich in Backfischen bestand; allein der Schlummer sollte mich nicht erquicken: zwischen rauhen, groben Betttüchern, von einer Legion jener kleinen schwarzen Thierchen gepeinigt, für welche es in Paris eigene Professoren und Pensionsanstalten gibt, und die anderswo nur das Vieh, hier zu Lande aber Menschen und Vieh plagen, konnte ich kein Auge schließen, und mit der aufgehenden Sonne sprang ich aus dem Bett. Ich machte einen Morgenspaziergang um den Flecken, welcher ganz das Ansehen eines Dorfes hat. Die Häuser sind klein und mit Schiefer gedeckt, die meisten Straßen gar nicht, einige schlecht gepflastert: in allen liegt ein hundertjähriger Schmutz. Crozon hatte früher eigene Grafen: der letzte davon war der Graf von Estaing, welcher diese Herrschaft mit seiner Frau verheurathete. Ein benachbarter Edelmann hatte dabei ein sonderbares Privilegium. Wenn nämlich der neue Graf zum erstenmal mit seiner Gemahlin diese Güter besuchte, so hatte jener Edelmann das Recht, vor seinem Hause, wo das neue Paar vorbei mußte, hinten auf den Tritt der von sechs Rappen gezogenen Kutsche zu steigen und den Wagen bis in den Schloßhof zu begleiten, wo er den Kutschenschlag öffnete, die Gräfin aus dem Wagen hob und in ihr Gemach führte: wenn während der Zeit, wo diese Galanterie vor sich ging, die Pferde sich unartig aufführeten und den Hofraum beschmutzten, so gehörte die ganze Equipage, Pferde, Wagen, Kutscher und Bedienter, dem Edelmann, der alsdann in die Kutsche stieg und sich nach Hause fahren ließ. K. G.

Gasbeleuchtung in London. In der Gasbeleuchtung in London werden jährlich 40,000 Wagen voll Kohlen verbraucht, den Wagen zu 12 Säcken. Die Röhren, in welchen das Gas läuft, haben zusammen ungefähr eine Länge von 100 englischen Meilen, und erleuchten 70,000 Schnabellampen in den Kaufläden und 8000 Reverberen in den Wohnungen. Eine Röhre mit Gaslicht von einem halben Zoll im Durchmesser hat die gleiche Helle wie zwanzig Lichter, eine Röhre von einem Zoll die Helle von hundert, und eine Röhre von drei Zoll die Helle von tausend Lichtern. (Echo du Monde Savant vom 16 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

№ 3.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Hartig, G. L.,

Lehrbuch für Förster und die es werden wollen.

3 Bände, mit 1 Kupferstich, 7te vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Inhalt: 1) Welcher die Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften enthält. 2) Welcher von der Holzzucht und dem Forstschutze handelt. Nebst 1 illum. Kupferstich u. 7 Tabellen. 3) Welcher von der Forst-Taration v. Forst-Benutzung handelt. Mit 3 Tabellen.

Von demselben Verfasser:

Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache,

oder Erklärung der älteren und neueren Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen.

2te stark vermehrte Auflage. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Forst- und Jagd-Archiv.

1—5ter Jahrgang. gr. 8. Preis 9 Rthlr. 16 gr. oder 16 fl. 30 kr.

Fortsetzung: 6ter Band. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

7ter „ 2 „ 6 gr. „ 3 fl. 36 kr.

Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen.

2 Bände. Mit 4 Kupferstichen und 2 Tabellen. 5te verbesserte und vermehrte Aufl. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Inhalt: 1) Welcher die Jagdkunstsprache und die Naturgeschichte der Jagdthiere enthält. Mit 1 Kupferstich und 2 Tabellen. 2) Welcher die Wildzucht, den Wildschutz, die Wildjagd und die Wilddenutzung enthält. Mit 3 Kupferstichen.

Versuche über die Dauer der Hölzer.

Mit 1 Steintafel. 12 gr. oder 48 kr.

Forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexikon,

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. brosch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexikon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection und 12) Jagdgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Gränzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexikons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will,

Digitized by Google

das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

L. T. Freiherrn v. Spittler's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl Wächter.

15 Bände. gr. 8. Preis 53 fl. 45 kr. oder 31 Rthlr. 16 gr.

Die hervorstechendsten Eigenschaften eines großen Geschichtschreibers, innigste Bekanntschaft mit den Quellen, litterarisch-kritischer Schaefsinn, Fülle der Gedanken, Schnelligkeit des Ueberblickes, Leichtigkeit und Gewandtheit im Auffassen der Hauptpunkte, lebendige Phantasie, gezügelt durch die höchste historische Redlichkeit, Begeisterung für menschliche Größe, verbunden mit der feinsten Menschenkenntniß, Selbstständigkeit des Urtheils und eigenthümlicher Gang der Untersuchung, die sich überall Bahn bricht, sind charakteristische Vorzüge Spittlers als Historiker. Wie zweifeln nicht, daß diese Sammlung von den vielen Zuhörern des ehemaligen berühmten akademischen Lehrers als ein werthes Andenken an den Unvergeßlichen entgegengenommen, von dem Vaterlande, das ihn im Ganzen hochgehalten und den Ersten der Nation beigezählt hat, als ein Denkmal der geistigen Wirksamkeit eines großen Mannes und als eine reiche Fundgrube politischer Weisheit gebührend geehret, und von der Nachwelt als ein originelles Ganzes, das in der Geschichte der Litteratur Epoche gemacht hat, den besten Nationalgütern beigezählt werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die neuen Beschlüsse der Londoner Conferenz vom 22 Januar d. J. veranlassen die Unterzeichnete, die in ihrem Verlag erschienene:

Historisch-diplomatische Darstellung

der

völkerrechtlichen Begründung

des

Königreichs Belgien

von

Rothomb und Michaelis.

Mit einer Charte des Königreichs Belgien.

gr. 8. Preis 5 fl. oder 2 Rthlr. 20 gr.

wiederholt anzuzeigen. — Dieses Werk enthält den Stand und die Lage der belgisch-holländischen Rechtsverhältnisse bis auf den heutigen Tag, und gibt in dem reichen Urkundenbuche die sie betreffenden wichtigsten diplomatischen Staats-Acten und politischen Documente. Es verbreitet also ein helles Licht über die bevorstehende Endentwicklung dieser unter allen andern europäischen, gewiß bedeutungsvollsten Angelegenheit, und wird daher gegenwärtig dasjenige Interesse, welches ihm bei seinem Erscheinen zu Theil wurde, in noch erhöhetem Maaße erregen.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MILITAIR-KARTE

von Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des k. bayer. Generalstabes entworfen

von **Anton Klein.**

Blätter Nr. 7 und 8. Hannover, mit Theilen von Preußen, Großherzogthum Hessen, Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar rc.

Preis eines jeden Blattes 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Stuttgart und Tübingen, Junius 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag ist erschienen:

Becker, Dr. K. F., ausführliche deutsche Grammatik als Commentar zur Schulgrammatik, 2te Aufl. 3te Abth. (Orthographie.) gr. 8. à 1 Rthlr. 6 gGr. oder 2 fl. 12 kr.,

womit dieses wichtige Werk geschlossen ist. Von den beiden frühern Abtheilungen kostet die 1ste 1 Rthlr. 20 gGr. od. 3 fl. 18 kr. Die 2te 1 Rthlr. 16 gGr. od. 3 fl.

Es gereicht mir zum Vergnügen, den zahlreichen Verehrern des Hrn. Verfassers bei dieser Gelegenheit die angenehme Mittheilung machen zu können, daß derselbe

Digitized by Google

binnen kurzer Zeit zur Bearbeitung einer neuen Ausgabe seines „Organism," worauf man von so vielen Seiten wartet, gewonnen wird.

Frankfurt a. M., im Februar 1859.

G. F. Kettembeil.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Karl Friedrich Burdach,

k. preuß. Geh. Medicinalrathe, Dirigenten des Medicinal-Collegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: Ueber die Advocatur der Aerzte. Ueber den Beweis der Vergiftung. I. Arsenikvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenikvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Ueberrestes der genossenen Speise. III. Arsenikvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerrechnung des Kehlkopfs. Ueber die nähere Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Deßgleichen mit Depression und Erweichung des Gehirns. 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung innerer Hirngefäße. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung bei Trunkenheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung des Querleiters. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirne. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zufällige Tödtlichkeit. a) Meningitis. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Arachnitis. 5. Anderweitige Ursache des Todes. Brustwunde und Erstickung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erstickung durch Beiten. c) Zusammendrückung des Kehlkopfes. d) Deßgleichen. e) Ertränkung. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Eröffnung nach einem Stiche. II. Deßgleichen nach Verwundung mit einem glühenden Eisen. III. Berstung der Milz nach einem Stoße. Vielfache Mißhandlungen. I. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. II. Deßgleichen. III. Anderweitige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1858.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Diese Gedichte sind neben dem poetischen Talent Producte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Cyclus, in dem sich die Entwicklungsstufen eines reichen Gemüths darstellen, und der Form nach höchst mannichfaltig, wie sonst die Anerkennung zeigt. Die Sammlung zerfällt in folgende Bücher: Trieb. Resultate. Gelegenheitlich. Persönlich. Im Sinne des Alterthums. Sonette. Ghaselen. Erzählend. Dem Dichter. Sinn. Uebersetztes.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

v. Hailbronners Reise-Cartons.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

CARTONS

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von **Carl v. Hailbronner.**

DREI BÄNDE.

gr. 8. in Umschlag brosch. Preis 6 fl. 36 kr. oder 4 Rthlr 4 gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Savoyen, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nimmt auf dem nächsten Wege nach Hamburg. Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch, und noch Mehreren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Farbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als concifer Darstellung ununwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die Allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dieß Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, machi das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiselieblaber, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Der Inhalt des 1ten und 3ten Bandes ist folgender:

Inhalt des zweiten Bandes: Copenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Götheacanal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Ripperdsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee. —

Inhalt des dritten Bandes: Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

ATELLANEN.

Eine kleine Sammlung

dramatischer Dichtungen,

herausgegeben von

-JOVIALIS-

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: I. Einleitung. II. Wolkenzug. Komödie. III. Die Gegenkaiser. Ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstücken. IV. Der Student von Coimbra. Eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Acharner. Auszug einer Uebersetzung des Aristophanischen Lustspiels in den schwäbischen Dialekt.

Gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfniß des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser, zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, daß ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich geborenen Kinder vor das Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwäbischer Mundart betrifft, so sprechen sie das Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind, der angebornen Mutterzunge zu schämen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfänglich, einiger Cultur anheim zu stellen; den Stoff anlangend, möchten sie zeigen, daß unsere Volkszunge, auch neben dem anerkannt classischen Idyll eines Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fähig ist, was unser Sebastian Sailer selig freilich längst und besser bewiesen konnte.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Vorläufige Anzeige der neuen Auflage von

Mozins großem Wörterbuch

der

deutschen und französischen Sprache

in Lieferungen.

Wir zeigen hiemit an, daß der Druck einer dritten vermehrten und verbesserten Auflage begonnen hat von dem

Neuen vollständigen Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache, nach den neuesten und besten Quellen über Sprache, Künste und Wissenschaften, enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuches, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen 2c. von Abbé Mozin. Mit Beiträgen von Guizot, Biber und Hölder.

Aufs neue durchgesehen und vermehrt durch Peschier. 4 Bände. Lexikonformat in Lieferungen.

Diesem Wörterbuch, dessen Werth in Deutschland und Frankreich längst anerkannt ist, dürfte wohl keines an Reichhaltigkeit, sachgemäßer Einrichtung und Wohlfeilheit an die Seite gestellt werden können, wir unterlassen daher jede Anpreisung und bemerken nur, daß wir über die Zeit der Erscheinung, Preis, Schrift, Format und Eintheilung in Lieferungen eine besondere Anzeige in diesen Blättern machen werden. — Stuttgart und Tübingen, im Januar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag ist erschienen:

Pânini's acht Bücher grammatischer Aphorismen, herausgegeben und erläutert von Dr. *Otto Böhtlingk*. Gr. 8. Velinschreibp. cart. 2 Vol. Preis 20 Rthlr.

Bonn, im Februar 1839.

H. B. König.

In der litterar.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches Andachtsbuch

für

Gebildete des weiblichen Geschlechts,

die im Geist und in der Wahrheit beten.

Von

J. P. Trach.

Vierte Auflage. 8. Mit einem schönen Stahlstiche. 1 fl.

Katholisches Andachtsbuch

für

Gebildete des männlichen Geschlechts,

die im Geist und in der Wahrheit beten.

Von J. P. Trach.

Dritte Auflage. 8. 1 fl.

Diese beiden Gebetbücher, welche sich jetzt bereits in mehreren Auflagen in den Händen des Publicums befinden, haben die Billigung würdiger Männer gefunden, und verdienen, wie sie das denn schon geworden, in die Reihe religiöser Hausbücher aufgenommen zu werden.

Dieselben sind von der Verlagshandlung auch gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt zu beziehen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Das

Geschlechtsleben des Weibes

in

physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht

dargestellt von

Dr. Dietr. Wilh. Heinr. Busch.

Erster Band.

Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens.

Gr. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 3 Thlr. 20 gr.

Der berühmte Verfasser legt in diesem Werke die Resultate dreißigjähriger Erfahrung nieder, und liefert seit A. E. v. Siebold das erste umfassende Handbuch der Geschlechtskrankheiten des Weibes nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften. Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen und der zweite Band, womit der praktische Theil beginnt, noch in diesem Jahre erscheinen. — *Leipzig*, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Nordamerika's

sittliche Zustände.

Nach eigenen Anschauungen

in den Jahren 1834, 1835 und 1836,

von

Dr. N. H. Julius.

Zwei Bände.

Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithogra-phirten Tafeln.

Gr. 8. Geheftet. 6 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen dieses eben so wichtigen als anziehenden Werks führen die Ueberschriften: Boden und Geschichte. Religiöses. Erziehung und Unterricht. Armuth und Mildthätigkeit. Volk und Gesellschaft. Verbrechen und Strafen, und es ergibt sich daraus, daß der Verfasser alle sittlichen Zustände Nordamerika's seiner Betrachtung unterstellt.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1839.

Der Harem des Pascha von Widdin.

(Schluß.)

Um meine Neugierde zu beschwichtigen, erzählte uns der Karaite Cocila's Geschichte; sie zeigt, welchen wunderlichen Begebenheiten die Frauen im Orient, trotz ihres scheinbar abgeschlossenen Lebens, ausgesetzt sind. Cocila, indischer Abkunft, und dem geheimnißvollen Gebiete des Wishnu entsprungen, wohnte in Moskau, und hatte noch kaum fünfzehn Jahre, als die Franzosen dahin kamen. Sie war eine jener merkwürdigen Tänzerinnen, deren Grazie und unwiderstehliche Anmuth man in dieser phantastischen Stadt gesehen haben muß, um sie glauben zu können. Moskau dient allen Eingeborenen von den Ufern des Ganges zum Zufluchtsorte, wenn sie irgend ein Geschick über den Himalaya hinaus an die nördlichen Gränzen von Hindostan treibt.

Diese Tänzerinnen, Nautsch oder Bajaderen, welche verstohlenerweise wie die Geister der Tausend und Eine Nacht erscheinen, sind meistens Priesterinnen des Wishnu, deren Herz schwach genug war, Vesta's Gesetze zu übertreten, eine Schuld, die die alten Römer so strenge rächten, und welche die Braminen mit den furchtbarsten Todesqualen bestrafen. Die reizende Cocila war mit einer Truppe Tänzerinnen ihres Stammes seit ungefähr einem Jahre in Moskau, als sich Napoleon der in Asche gelegten Stadt bemächtigte, und sein Hauptquartier im Kreml aufschlug. Entsetzt durch die Besiegung Moskau's hielten die Hindus die Franzosen für übermenschliche Wesen, die sich von Schnee nähren, auf geflügelten Drachen einherkämen, und die Bajaderen flohen wie erschreckte Gazellen zum Vaterlande Brama's zurück. Die Tochter des Wishnu blieb allein mit einem alten Neger in einem einsamen Häuschen der Vorstadt zurück. Dennoch war sie mit allen Bequemlichkeiten des Luxus ausgestattet, und es war ihr leicht geworden, als Tänzerin und Fremde einen Schutzbrief von den Behörden der französischen Armee zu erhalten. Wenige Tage nach dem Einzuge des Kaisers in den Kreml begab sich ein junger Officier aus dem Corps des Generals Delzons zu Cocila. Einige reiche Juden, die Geldgeschäfte mit ihr abmachten, hatten den jungen Mann empfohlen, und man sah ihn öfters den Weg nach dem Häuschen der Bajadere nehmen, das in der verödeten Vorstadt von den Flammen Rostopschins verschont geblieben war. Seine Bewerbungen blieben längere Zeit fruchtlos, und als er einst zudringlich wurde, sagte Cocila: „Höre, Léonard, folge mir, laß uns fliehen, uns nie wieder trennen, daran allein werde ich erkennen, daß du mich wirklich liebst." Der Franzose, bis zum Wahnsinn verliebt, kümmerte sich wenig um die große Armee, wenn er sein Liebesglück erreichen konnte, und ging in den Vorschlag der Bajadere ein; er nahm orientalische Kleidung, färbte sein Gesicht und sagte seinem Vaterland und seinem Degen Lebewohl. Cocila erhielt durch die Vermittlung des Juden einen Geleitsbrief, der ihr gestattete, mit ihrer Dienerschaft nach Petersburg zu gehen, und Lieutenant Léonard ging als einer ihrer Diener mit. Sie zogen verliebter als je in Petersburg ein, und Léonard blieb 16 Jahre in orientalischer Kleidung unter dem Namen ihres Bruders bei ihr. Die Bajadere trieb ihr Metier in der zweiten Hauptstadt Rußlands, wie sie es in Moskau getrieben — den Frauen wahrsagend, die Männer bezaubernd, ließ sie sich von diesen theuer bezahlen, und gewahrte nichts den andern. Léonard selbst, so sehr sie ihn auch für seine Treue belohnte, hatte durchaus keine Macht über das seltsame Geschöpf, dessen frühere Verhältnisse ihm stets ein undurchdringliches Geheimniß blieben. Während dieser langen Zeit nahm weder Leonards Liebe noch Cocila's Schönheit ab, wenn sie gleich jetzt ihr 30stes Jahr überschritten hatte. In der Zeit, wo der Krieg Rußlands mit der Pforte ausbrach, erhielt Léonard von Moskau aus den Auftrag, sich zu der an der türkischen Gränze zusammengezogenen Armee zu begeben, um dort als Dolmetscher zu dienen. Dieser Befehl traf wie ein Donnerschlag die Liebenden, aber es blieb keine Möglichkeit, sich ihr zu entziehen, ohne das Geheimniß zu verrathen, welches allein die Sicherheit der Liebenden ausmachte. Cocila's Entschluß war schnell gefaßt, sie nahm Männerkleider, ließ ihre Schätze und ihre Dienerschaft in Petersburg, und folgte, bloß von ihrem treuen Neger begleitet, Léonard nach den Linien von Ibrail und dem Lager vor Schumla. Aber bei einer Recognoscirung, wo sich die beiden Liebenden

Digitized by Google

mit einer Schwadron Lanciers mitten unter den Vorposten befanden, wurden sie von einer Anzahl türkischer Spahis umringt, und Léonard mit mehreren russischen Officieren zusammen gehauen. Cecila wurde durch ihren Neger gerettet, aber gefangen genommen, und von den Muselmännern, die sie für einen den Kinderjahren kaum entwachsenen Jüngling ansahen, geschont. Hussein brachte es leicht dahin, daß diese Beute ihm überlassen wurde, und seit dieser Zeit ist sie die Zierde seines Harems. Der Schwarze, den wir bei ihr sahen, ist derselbe Neger, der mit so viel Treue jedem ihrer Glückswechsel folgte.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Die Staaten Central-Indiens.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun einzelne Staaten Centeal-Indiens durchgehen, insofern ihre Verhältnisse zu der angloindischen Regierung besonders geeignet sind, eine Einsicht in den dortigen Stand der Dinge zu geben, und sodann näher auf den Zustand von Schekawat, wo die Engländer seit mehrern Jahren Krieg führen, und auf Jhansi eingehen, mit welchem der Kampf vor kurzem ausgebrochen ist, um an diesen Beispielen zu zeigen, auf welche Elemente die Engländer stoßen, und welche Gefahren ihnen von dieser Seite her drohen.

Von der alten Mahrattenmacht ist in den Staaten Scindiahs und Holkars nichts mehr zu finden, im Gegentheil, die Bevölkerungen dieser beiden Gebiete, namentlich des letztern, so wie des südlichen Theils von Scindiahs Gebiet, welche großentheils aus Bhils besteht, ist entsetzlich roh, und die innere Auflösung Central-Indiens geht namentlich von dieser entfesselten Bevölkerung aus, die wenig mehr durch die Furcht vor den Radschputen, und gar nicht mehr durch die vor den Mahratten im Zaum gehalten wird. In Indor fand eine Thronrevolution statt, aber die angloindische Regierung verfuhr nach strengem Nichtinterventionssystem, handelte es sich doch für sie nicht um das, was sie näher anging, um ihren Opiumhandel. Während der Unterhandlungen mit diesem Staat nach dem Jahre 1818 hatte die angloindische Regierung einen sehr treuen Alliirten an dem Minister Tantia Dschog (Jogh), der mit seinem Ministeramt auch das Geschäft eines Großhändlers und Bankiers vereinigte; durch seine Vermittlung wurden Verträge abgeschlossen, denen zufolge der Opiumbau in Malwa beschränkt, und Alles, was nicht im Lande verzehrt wurde, der Compagnie übergeben werden sollte. So erhielt Tantiah Dschog Gelegenheit, durch Privatspeculationen seine Taschen zum Nachtheil des Volks zu füllen, und er begnügte sich mit dieser Belohnung, da die angloindische Regierung ihm keine andere geben konnte. Als Tantia Dschog starb, wollte man ein so vortheilhaftes Uebereinkommen aufrecht erhalten, und durch den Einfluß der angloindischen Regierung wurde Tantiah Dschogs unmündiger Enkel zum Minister, und der vertraute Geschäftsführer desselben zum Amtsverweser ernannt. Man kann nicht anders sagen, als daß dieß Verfahren der Krämerpolitik der englisch-ostindischen Compagnie völlig würdig ist.

Um dieses Umstandes willen wollen wir nach Indor den kleinen Staat Kotah (4388 engl. Quadratmeilen) nennen, weil dort dieselbe Politik noch schamloser betrieben wurde. Die Engländer bestätigten den Radscha in seinem Fürstenthum, aber auch dem Minister Zalim Singh sein Amt, nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Nachkommen. Der Grund dieses Verfahrens war wiederum der Opiumhandel. Der Radscha und sein Sohn bestrebten sich mehrmals, das Joch dieses Ministers abzulegen, und brachten wiederholt aus dem über den Handelsmann Zalim Singh erbitterten Radschputen-Adel ein Heer zusammen; aber Zalim Singh schlug sie mit Hülfe der herbeigerufenen drittischen Truppen aus dem Felde, und behauptete sich in seiner Stelle. Als er im Jahre 1824 starb, trat sein Sohn, der Uebereinkunft mit der englischen Regierung gemäß, an seinen Platz, aber er hatte nicht seines Vaters Geist, und ohne den abermaligen kräftigen Beistand der englischen Truppen wäre er völlig erlegen. So dauerte die Sache fort bis ins vorige Jahr, wo endlich die Delhi Gazette vom 2 Mai folgenden Paragraph enthielt: „Oberst Alves und sein Corps diplomatique sind noch zu Kotah beschäftigt, den Radscha aus der Knechtschaft seines erdlichen Ministers zu befreien, der sich endlich geneigt zeigt, seine Stellung gegen ein fettes Dschagir (Lehengut) zu vertauschen. Diese Anordnung wird wahrscheinlich mit Ende gegenwärtigen Monats abgeschlossen seyn, wo dann Oberst Alves nach Adschmir (seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte als Resident für Radschputana) zurückkehren wird." Der Sohn hatte sich also in die Länge nicht gegen den Radscha und den Adel behaupten können, und gab nach.

Von den andern Staaten Malwa's wollen wir nur noch zwei kleinere, nämlich Tonk und Bhurtpur erwähnen, da das Verfahren der Engländer in Bezug auf sie die öffentliche Meinung Indiens am meisten beleidigt hat. Tonk ist das Fürstenthum Amir Khans, eines afghanischen Abenteurers, der vor wenigen Jahren starb. Er war ein Condottiere, der anfangs Bhopal, dann Holkar diente. Seine Truppenzahl, die bald auf 25,000 Mann wuchs, machte ihn zu einer wichtigen Person; für den Unterhalt seiner Truppen wurden ihm einige Distriete angewiesen, deren er sich aber bald ganz bemächtigte, so wie er auch den Radschputenstaaten Dscheipur und Dschoudpur bedeutende Striche entriß. Seine Macht stieg so, daß Holkar nicht mehr im Stande war, ihn im Zaume zu halten, denn viele seiner Bataillone stießen zu Amir Khan, so daß er im Jahre 1812 eine Armee von 15,000 Mann vortrefflicher Reiterei und 10,000 Mann disciplinirter Infanterie nebst einem sehr vollständigen Artilleriepark um sich hatte; dieß war der Kern für die spätere Macht der Pindarris, die in den Jahren 1816 und 1817 zu einer so furchtbaren Höhe anwuchs; wer ein Pferd und eine Lanze finden konnte, stieß zu ihm, denn wenn er gleich keinen Sold zahlte, erhielt er doch seine Truppen vortrefflich durch Raub und Plünderung in den Radsch-

Digitized by Google

putenstaaten, den früheren unglücklichen, und damals völlig preisgegebenen Verbündeten der anglo-indischen Regierung. So blieben die Sachen, bis die großen Anstalten der Engländer zur Ausrottung der Pindarris ihn belehrten, daß nun der Wind aus einer andern Ecke wehe. Er machte den Engländern Eröffnungen, und gegen das Versprechen, alle nicht zum Schutze seines Landes nöthigen Truppen zu entlassen, wurde alles Land, das er Holkarn und den Radschputen entrissen, ihm und seinen Erben gewährleistet, und ihm sein Artilleriepark um einen hohen Preis abgekauft. Ein großer Theil seiner Anhänger, erbittert über seine Verrätherei, ging augenblicklich zu Holkarn über, ward aber in der Schlacht bei Mehidpur von den Engländern geschlagen. Amir Khan blieb seitdem ruhig, und bei seinem wirklich großen Talent verwaltete er sein Land ziemlich gut, aber er war gehaßt von jedem Afghanen Indiens wegen der Verrätherei an seinem eigenen Stamm, verachtet von jedem Mohammedaner und Hindu, weil er seinen Herrn, durch den er gestiegen, und dessen „Salz er gegessen," verlassen und beraubt hatte, und verwünscht von Jedermann wegen seiner Verheerungen in Radschputana. Kein Indier kann bei einem so schreienden Bruch aller Bande der Freundschaft, der Ehre und Dankbarkeit an die politische Redlichkeit der Compagnie glauben. „Bezahlt ihn, sagten sie, mit Eurem eigenen Gebiet, wenn Ihr wollt, aber nehmt ihm, was er Holkarn, Dscheipur und Dschoudpur entriß, und wir wollen Euch ehrlich und redlich nennen."

Aus kaum minder tadelnswerthen Beweggründen ging das Verfahren gegen Bhurtpur hervor. Bhurtpur ist der einzige bedeutende Staat des alten Stammes der Jhats in Indien. Im J. 1803 kam er in Zerwürfniß mit den Engländern, welche die starke Veste belagerten, aber unverrichteter Dinge abziehen mußten. Seit dieser Zeit blieben die Verhältnisse gespannt. Im Jahre 1825 trat ein Erbstreit ein, und der von der anglo-indischen Regierung anerkannte Radscha unterlag. Damals aber waren die Engländer in den birmanischen Krieg verwickelt, und wollten sich nicht an eine Veste wagen, die schon einmal allen Anstrengungen eines englischen Heeres getrotzt hatte; sobald aber dieser Krieg zu Ende war, wurde die nächste beste Gelegenheit ergriffen und Bhurtpur der Krieg erklärt. Es ist ganz überflüssig, hier in eine Deduction einzugehen, ob die Engländer zu diesem Kriege berechtigt waren, die öffentliche Meinung in Indien war gegen sie, und Bhurtpur gilt bis auf diese Stunde noch als ein Opfer der brittischen Herrschsucht. Die Engländer hatten angeblich die Waffen ergriffen, um den rechtmäßigen Radscha auf den Thron zu setzen, aber nichtsdestoweniger wurde der einige Millionen enthaltende Staatsschatz geplündert, dem Lande eine ungeheure Kriegsschuld aufgebürdet, und — die Veste geschleift; der im J. 1803 erlittene Schimpf mußte gerächt werden, um so mehr, als Bhurtpur nur wenige Meilen von dem Dschumna und dem englischen Gebiet entfernt liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Milah.

(Aus einem Schreiben von Dr. Bugon. Echo du Monde Savant. 20 Febr.)

Unsere neuesten militärischen Operationen in der Provinz Constantine haben unsere Truppen an die Stelle mehrerer alten Städte geführt, und zwar unter Ruinen, über welche einer unserer Mitarbeiter, Hr. Dr. Philipp,*) nähere Angaben liefert. Ich werde für heute bloß zwei derselben, in Beziehung auf die Ruinen von Milah, früher Milevum oder Milen, und von Jemmilah oder Djemmilah, nach der Angabe des Moniteur Algérien, der sich in Betreff desselben auf eine daselbst aufgefundene Inschrift stützt, das alte Colonia Cuicultana, anführen.

„Milah, sagt Hr. Philipp, ist eine kleine Stadt, die von Mauern, die größtentheils aus gehauenen Steinen, die andern Gebäuden ungehört hatten, eingeschlossen ist. Auf der südwestlichen Seite der Ringmauer bemerkt man außerhalb einen Grabstein mit einer lateinischen Inschrift, deren Buchstaben vollkommen erhalten sind. Im nördlichen Theile der Stadt befindet sich eine sehr reiche Quelle. Diese von den Römern gefaßte und nutzbar gemachte Quelle ist wiederum mit einer hohen und schönen halbcylinderförmigen Mauer umgeben, an deren Fuß sich kleine Tröge von gehauenem Stein befinden, die, wie es scheint, von der alten Bevölkerung als Badewannen benutzt wurden. Das Wasser derselben ist ausnehmend klar, ohne Geschmack und Geruch, und löst die Seife vollkommen auf. Es hat beständig eine Temperatur von 14° R., weßhalb es im Winter als warm erscheint, indem die Temperatur der Luft zu dieser Zeit nur 5 bis 9° R. derselben Scala zeigt, im Sommer aber als kalt, weil in dieser Jahreszeit die atmosphärische Luft weit höher steigt. Daher kommt die im Lande verbreitete Meinung, daß die im Sommer kalte, gleichsam eiskalte Quelle im Winter heiß sey." Shaw, welcher diese Quelle besucht hat, führt über deren Temperatur nichts an, und sagt in Betreff derselben bloß, „in der Mitte der Stadt befindet sich eine Quelle, deren Wasser sich in ein großes viereckiges Bassin in römischer Bauart ergießt."

„Die Häuser von Milah, sagt He. Philipp weiter, sind im Allgemeinen nach Art der schlechtern Wohnungen Constantine's erbaut. Die Straßen sind eng, gekrümmt, schlecht gepflastert, und im Winter mit schwarzem, übelriechendem Koth bedeckt. Einige Gärten und Fußwege, die rechts und links mit Hecken besetzt sind, erinnern bei ihrem Anblick an einzelne Dörfer Frankreichs. Eine einzige bemerkenswerthe Moschee dient zum muselmännischen Gottesdienst; sie ist mit mehreren marmornen Säulen von großem Umfange geschmückt, die jedoch ursprünglich, eben so wie die Steine, die gegenwärtig zum Bau der Ringmauer der Stadt verwendet werden, eine andere Bestimmung gehabt haben müssen. Ueber der Moschee erhebt sich ein ziemlich zierliches Minaret; es ist dieß der einzige Punkt der Stadt, der sie von fern wie eine gleichsam durch ihre Gärten gebildete Oase bemerkbar macht. In der Nähe des Thores der Moschee bemerkt man unter einigem Schutt einen schönen Säulenaufsatz von weißem Marmor in korinthischem Styl."

Milah hätte nach der Angabe von Marmol und Leo Africanus ihren Namen von der Menge und Güte des daselbst wachsenden Obstes. Auch führt der Letztere an, das Land habe zu seiner Zeit Ueberfluß an vielen andern Gegenständen gehabt, rerum et earnium frugumque

*) Uebersetzt im dritten Hefte afrikanischen Bataillon.

Digitized by Google

copia. Von da bezieht Conſtantine noch jetzt Gemüſe und Früchte, wie zur Zeit der Reiſe Shaws. „Es erzeugt unter Anderem, ſagt der Letztere, indem er von Milah ſpricht, ſehr ſchöne Granatäpfel von außerordentlicher Größe, die eine angenehme Miſchung von Süß und Bitter haben, und im ganzen Lande ſehr beliebt ſind.“

Seitdem man einen Plan zu einer Straße von Conſtantine nach Algier entworfen, hat eine kleine aus Türken, die in unſere Dienſte übergetreten ſind, beſtehende Garniſon von einem Theile der Stadt, der uns von den Einwohnern der Stadt abgetreten wurde, Beſitz genommen. Dieſer weſtlich gelegene Theil hat den Namen Tasbah (Kasbah?), und bietet im gegenwärtigen Augenblick bloß einen Anfang zu einer künftigen militäriſchen Niederlaſſung. Das 9 bis 10 Lieues von Conſtantine entfernte Milah wird das erſte Nachtlager und die Niederlage für Lebensmittel auf jenem Wege bilden.

Etwa 18 Lieues ſüdweſtlich von Milah und beinahe 50 Lieues von Conſtantine in derſelben Richtung befindet ſich eine ziemlich ſchöne Hochebene von vierſeitiger Geſtalt; ſie geht von hohen Gebirgen aus, welche ſie im Süden begränzen; nördlich, wo ſich dieſelbe in einem ſanften Abhang hinzieht, befindet ſich eine tiefe Schlucht; öſtlich und weſtlich ſind zwei weitere Schluchten, die ihr als Gränze dienen. Durch dieſe drei Schluchten hin fließen einige ziemlich waſſerreiche Bäche. Eine Ableitung des Waſſers, die aus der weſtlichen Schlucht, etwa eine halbe Lieue von den Ruinen, welche die Hochebene bedecken, kommt, durchläuft dieſe ungefähr 40 Scheitte von den Ruinen, und treibt dann mehrere Mühlwerke in der Nachbarſchaft.

Im nordweſtlichen Winkel der Hochebene beſtand ein ziemlich zahlreicher Stamm, der unter unſern Augen verſchwunden iſt; im nordöſtlichen Winkel, auf einer der zahlreichen Erhebungen des Terrains der Hochebene, befanden ſich Ruinen, deren Steine uns zu unſerer Verſchanzung weſentliche Dienſte leiſteten. Zwiſchen den beiden Winkeln, dem nordweſtlichen und nordöſtlichen, befinden ſich, wenn man der nördlichen Spitze der Hochebene folgt, die merkwürdigſten Ruinen, die ich noch je in der Provinz Conſtantine aufgefunden habe. Unter Anderem ein ziemlich gut erhaltener Triumphbogen von zierlicher und leichter Geſtalt, und bemerkenswerth durch einen Ueberbleibſel von Bildhauerei von großer Friſche, das in Karnießen von Akanthblättern beſteht. Unter dem Denkmale ſteht ein Frontiſpiz, auf welcher eine Inſchrift mit Buchſtaben von bedeutender Größe ſteht, die ich aber wegen der andauernden Feindſeligkeiten nicht mitnehmen konnte.

Dieſe Inſchrift, welche Hr. Dr. Bonnafont auf der Stelle abſchrieb, iſt folgende:

IMP. CA MAVRELIO SEVERO ANTONINO PIO FELICI AUG. PARHO MAXIMO BRITAN.CO MA. GERMANICO MO. PONT. X. TRIB OT. XVIIII. COS. IIII. IM. III. P. P. PROCOS ET IVLI OMNAE PIAE FELICI AUG. MATRI EIUS ET SENATUS ET PATRIAE ET RORUM ET DIVO SEVERO AUG. PIO PATRI. IMP. CAEM AVRELI SEVERIAN PII. S. AUG. ARCUM TRIVMPHALEM A SOLO. D. D. RESP. EFCIT.

Nicht weit von da, fährt Hr. Philipp fort, inmitten von Bäumen und blätterloſem, aber ſchön gewachſenem Geſträuche befinden ſich drei prachtvolle Façaden von gehauenem Stein an einem Gebäude, das ein Tempel geweſen zu ſeyn ſcheint; die vierte von innen nach außen geſtürzt, mitten unter Baumſtämmen und wilden Reben, iſt noch in Rückſicht auf die Anordnung der Materialien, die zu ihrem Bau gebraucht wurden, unberührt. Um nicht bloß von den wirklich bewundernswürdigen Ruinen zu ſprechen, will ich nur noch die ſchönen Ueberreſte eines halbkreisförmigen Theatres erwähnen, das am nördlichen Abhange der Hochebene ſteht, in der Nähe und unterhalb des Lagers, das wir errichtet hatten. Auf der Hochebene erinnert Alles an die frühere Pracht dieſes Ortes, der durch ſeine erhabene Lage mitten in den höchſten Bergen hinſichtlich der Geſundheit für die alte Bevölkerung nichts zu wünſchen übrig ließ.

Deſfontaines, der auf ſeiner Reiſe von Algier nach Conſtantine Djemmilah paſſiren mußte, ſpricht von den Ruinen deſſelben gar nicht; Peyſſonnel erwähnt unter denſelben bloß die Ueberreſte des Tempels und einige alte Mauerwerke. Dieſer Reiſende ſagt, es ſind noch die Trümmer eines Tempels und einiges altes Mauerwerk vorhanden, die ich jedoch nicht betrachten konnte, da ich nicht wagte, mich daſelbſt aufzuhalten. Shaw, der uns darüber auch nicht mehr mittheilt, iſt dennoch etwas weniger lakoniſch. Er ſagt, man findet daſelbſt ſchöne Ueberbleibſel von Alterthümern, namentlich einen Theil eines Stadtthores (ohne Zweifel der Triumphbogen Hrn. Philipps) und einen Theil eines Amphitheaters.

Wie zu Milah, ſo ſind auch zu Djemmilah Inſchriften im Ueberfluß vorhanden; beinahe alle ſind aber Grabſchriften, und deßhalb für die Geſchichte von wenigem Intereſſe.

Miscellen.

Erdbeben in Savoyen. *Man ſchreibt aus Chambery am* 8 Märj: In Folge der drei Erdſtöße, die am 27 Februar in Saint Jean de Maurienne ſtatt hatten, ſpürte man noch in demſelben Orte fünf andere: einen ſchwachen am 28 um halb vier Uhr Abends, drei Erdſtöße in der Nacht vom 1 auf den 2 Märj, um halb zwölf Uhr den erſten, um 12 Uhr 21 Minuten den zweiten und um 12 Uhr 58 Minuten den dritten, dann wieder einen nicht ſchwächern Stoß als die vorhergegangenen in der Nacht von dem 5 auf den 6 Märj.

*

Dampfſchiffe im Mittelmeere. Neun und dreißig franzöſiſche Dampfboote ſind zum regelmäßigen Dienſt im Mittelmeere verwendet: ſiebzehn, welche zur königlichen Marine gehören, ſind nach Algier oder nach verſchiedenen Orten in der Levante beſtimmt; zehn gehören zur Verwaltung der Poſten nach der Levante; die andern gehören Privatleuten. Von dieſen gehen zwei von Marſeille nach Italien, drei von Toulon nach Baſtia, eines geht von Corſica nach Livorno, drei von Marſeille nach den ſpaniſchen Küſten, und drei verſehen den Dienſt nach Cette und Agde. Außerdem finden ſich auf dem Mittelmeere 28 fremde Dampfſchiffe. (Franz. Blätter.)

*

Uvularia perfoliata als Gegengift. Der beim Pennſylvania-Hoſpital angeſtellte Arzt Coates las vor der Akademie der Naturwiſſenſchaften zu Philadelphia einen Aufſatz über die Anwendung dieſer Pflanze gegen den Schlangenbiß vor. Er betrachtet den Biß der Schlangen, ſelbſt der Klapperſchlangen, in jener Gegend nicht als abſolut tödtlich, hält aber die obengenannte Pflanze für ein weſentliches Erleichterungsmittel beim Heilen der Wunde. (Americ. Journ. of Scienc. and Arts. Januar 1839.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.)

Digitized by Google

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1839.

Der indianische Sommer.

(Nach dem United States-Magazine. Oct. 1838.)

Der Ausdruck „indian summer" ist wohl jedem bekannt, der eine Reise nach dem Norden der Vereinigten Staaten gelesen hat. Das oben genannte Journal gibt eine etwas umständliche Schilderung und eine ziemlich wahrscheinliche Erklärung dieser Erscheinung, die wir deßhalb hier im Auszuge mittheilen.

Von Ende Augusts bis Ende Septembers zeigt der Thermometer eine allmähliche und fortdauernde Abnahme der Wärme an, aber im Anfange Octobers tritt hierin eine Unterbrechung ein, und zwei oder drei Wochen lang ist die Temperatur oft höher, als in der ersten Woche des Septembers. Etwas Aehnliches, doch minder auffallend, bemerkt man auch in den nördlichen Ländern Europa's und Asiens. Das merkwürdigste Kennzeichen dieses zweiten Sommers ist die wunderbare Veränderung, die in den Wäldern vorgeht: die ersten scharfen Fröste, die Ende Septembers oder Anfang Octobers eintreten, wirken so stark, daß die Blätter eines ganzen Waldes häufig in einer einzigen Nacht von ihrer natürlichen Farbe in jede mögliche Schattirung von Gelb, Braun und Roth übergehen, und gemischt mit dem mannichfachen Immergrün einen wirklich zauberhaften Anblick darbieten. Kaum ist dieß vorüber, so wird die Atmosphäre in den Stunden des Sonnenscheins milder, als seit mehreren Wochen: eine balsamische, wollüstige Weichheit und Stille ist in der Luft, ähnlich den ersten Tagen des Junius; es herrscht nicht Wind genug, um die nur noch so schwach an den Zweigen hängenden Blätter vom Baume zu schütteln. Ein dünner Nebelschleier schwimmt über der ganzen Landschaft, und gibt ihr, vereint mit den Tinten der benachbarten Wälder, eine eigenthümliche Wärme des Tons und des Colorits.

Wenn während dieser kurzen Rückkehr einer milden und heiteren Luft nach einander auch einige milde Nächte eintreten, so treiben die jungen Birken neue Sprossen, und machen einen zweiten, obwohl fruchtlosen, Versuch, sich mit Grün zu bekleiden. Da selten mehr als drei oder vier Nächte nach einander ohne Frost sind, so können die zarten Blätter bloß sich entfalten, um zu sterben, denn der erste kalte Nachtwind knickt die unzeitige Geburt.

Was ist nun wohl der Grund dieser Erscheinung? Bis jetzt hat man keine genügende Erklärung gegeben, das Wahrscheinlichste ist aber wohl Folgendes. Bekanntlich wird, wenn Wasser gefriert, viel verborgene Hitze entbunden. In den höheren nördlichen Breiten beginnt der Winter im Anfang Septembers; während dieses ganzen Monats geht das Gefrieren mit großer Raschheit vor sich, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die bedeutende Masse Wärme, welche hier entbunden wird, auf die Temperaeur der Länder südlich vom Polarkreis einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt, namentlich da um diese Zeit Nordwinde vorherrschen. Außerdem kommt stets ein Strom erhitzter Luft aus den Aequatorialgegenden: wenn nun während des Monats September ein ähnlicher Strom von den Nordpolarmeeren herabkommt, und nach dem Aequator strömt, so müssen beide Strömungen ungefähr um den 45° der Breite zusammentreffen, und an diesem Punkte würde ein Zusammendrücken und Verdichten der obern Luft statt finden, wodurch wenigstens ein Theil der Hitze herunter kommen müßte; dieser Druck der obern Schichte der Atmosphäre würde nicht nur zum Theil die vermehrte Hitze während des indianischen Sommers, sondern auch die Stille, die Weichheit und die Trockenheit der Luft erklären, die dann vorherrschen.

Noch ein Umstand mag auch das Seinige dazu beitragen, um den indianischen Sommer zu erklären. Die directe Einwirkung der Sonnenstrahlen hält die obere Erdschichte wahrscheinlich bis zu Ende Augusts in einer ziemlich hohen Temperatur, während des Septembers wird diese wohl so ziemlich stationär bleiben, nach dieser Zeit aber, d. h. wenn die Luft kälter wird als der Boden, muß diese angesammelte Hitze während des Monats October und in der That so lang bis Schnee und Eis das weitere Entbinden hindert, sich allmählich in die Atmosphäre entladen. Dieß muß die Luft während dieser Zeit etwas erwärmen, und ist gewiß, nebst den übrigen Ursachen des indianischen Sommers ein mächtiges Hülfsmittel, um dieß Phänomen zu erzeugen.

Digitized by Google

Andere Ursachen mögen außerdem vorhanden seyn, doch sind die oben angeführten die wahrscheinlichsten, mit denen wir bekannt sind. Der wahre Ursprung dieser Jahreszeit wird, wie der des einheimischen Stamms, dessen Namen er trägt, aller Wahrscheinlichkeit nach stets in Dunkel gehüllt bleiben.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Die Staaten Central-Indiens.

(Fortsetzung.)

Die Radschputenstaaten Mewar, Marwar (oder nach den Hauptstädten Udeypur und Dschoudpur) nebst Dscheipur, haben wir oben im Allgemeinen schon erwähnt; die Preisgebung der Engländer nach dem J. 1806 führte ihr Verderben herbei, und die schweren Tribute, die sie jetzt an England zahlen, drücken sie gleichfalls so sehr, daß mehreremal Nachlässe stattfinden mußten. Wir wollen hier nur Dscheipurs näher erwähnen, weil dieß in der engsten Verbindung mit der anglo-indischen Regierung stand.*) Vor 4 Jahren starb der Radscha, und seine Gemahlin wurde Regentin für einen nachgebornen Sohn desselben, Namens Dschei Singh. Zwei Parteien stritten sich um das Ministerium; Bhyri Sal, ein angesehener Häuptling, der im englischen Interesse war, und Jota Ram, ein Kaufmann, den die Königin vorzog, und der, merkwürdiger Weise, den ganzen radschputischen Adel für sich hatte. Der Streit gedieh so weit, daß in einem Volksauflauf beinahe der englische Resident mit seinem Gefolge ermordet worden wäre. Einer aus diesem letztern, ein Hr. Blake, kam wirklich um. Ein großer Proceß begann nun gegen Jota Ram und eine Anzahl Menschen aus der niedersten Classe; Jota Ram sollte den Mord angestiftet haben, und ward auch wirklich zum Tode verurtheilt, obwohl er wiederholt bat, man solle nur seinen Gegner Bhyri Sal mit dessen mächtigem Anhang aus der Stadt schaffen, und er wolle dann beweisen, daß dieser und nicht er an dem Auflauf und der Ermordung Schuld sey. Wir haben keine Mittel, hier Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge auszuscheiden, und wollen deßhalb bloß erwähnen, daß Bhyri Sal, als Lohn für seine Anhänglichkeit an das englische Interesse, das Opiummonopol in Dscheipur hatte, wie Zalim Singh in Kotah, und Tantiah Dschog in Indor. Die öffentliche Meinung zeigt sich auch Jota Ram entschieden günstig, und die Engländer ernteten an dem einen wie an dem andern Orte nur Haß und Abscheu.

In nomineller Abhängigkeit von Dscheipur steht Schekawat, ein gerade nordwärts liegendes, schon an die Sandwüste stoßendes Land. Die Mehrzahl seiner Bewohner sind wahrscheinlich Jhats, die Häuptlinge Radschputen; schon seit uralten Zeiten treiben sie Raub, wobei sie von den in der benachbarten Mewarkette wohnenden Minas treulich unterstützt werden. Westlich nach Marwar hinüber und östlich nach Matschery oder Alwar finden sie allenthalben Anhang. Schon im J. 1818 nöthigten ihre Plünderungen und Raubzüge die Engländer zu einem Kriegszug in ihre Wüste; schon damals wurden ihre festen Orte eingenommen, ihre Thüme und Verschanzungen geschleift, aber ihre flüchtigen Reiterschaaren blieben unerreicht. Im J. 1833 wurden ihre Streifzüge ins Gebiet von Delhi hinein, namentlich unter Anführung eines Thakurs (hohen Lehensherrn) aus Dschoudpur wieder so häufig und mörderisch, daß die Engländer nicht umhin konnten, diesmal mit Ernst gegen sie aufzutreten. Wir können über den Umfang dieses Raubwesens kein besseres Zeugniß anführen, als eine Stelle aus der India Gazette (S. Asiatic Journal, April 1834): „Durch ganz Marwar und die angränzenden Gebiete sind ganze Dörfer von notorischen Räubern bewohnt, welche die Sache gewerbsmäßig treiben. Zwölf oder 14 Meilen von Adschmir (wo eine englische Besatzung liegt) ist ein Dorf, Namens Baunwar, das zu Dschoudpur gehört, und früher von Scindiah wegen der Verbrechen seiner Einwohner fast ganz vernichtet wurde. Aber noch jetzt ist es weit und breit als ein Räubernest bekannt, und zahlreiche Dörfer ähnlicher Art finden sich nach der Gränze von Bikanir hin, durch dieß Gebiet und durch ganz Schekawat hindurch. Alle verstehen sich unter einander, und vereinigen sich bei Gelegenheit, so daß, was die Schekawattis, Thoris, Bidawats, Bhils, Minas u. s. w. betrifft, von Delhi bis über Nimutsch hinaus nichts sicher ist." Tiefer nach Süden, wo die Bhils zahlreicher und die Gebirge wilder werden, sieht es zum mindesten eben so schlimm aus. Im November 1834 wurden drei Regimenter Cavallerie und sechs Regimenter Infanterie nebst einer ziemlich bedeutenden Artillerie gegen die Schekawattis aufgeboten. Die vornehmsten Häuptlinge derselben sollen zuvor noch ihre Unterwerfung angeboten und selbst zur Schleifung ihrer Befestigungen sich bereit erklärt, aber die Antwort erhalten haben, es sey zu spät. Die Eingebornen spotteten über die große Militärrüstung, und meinten, die Soldaten würden nichts zu thun haben, als Räuber von ihren Zelten ferne zu halten und Doenen aus ihren Füßen zu ziehen. Der Erfolg rechtfertigte dieß so ziemlich. General Stevenson erreichte Sikar (Seikur in Berghaus' Karte) am 30 Nov. Der Häuptling öffnete ihm Stadt und Citadelle, eben so seine Bergschlösser, und die Bewohner der Städte und Dörfer benahmen sich ausnehmend höflich. Niemand schien an Widerstand zu denken. Zwar machte man sich an die Arbeit, die Raubschlösser zu zerstören, aber die bedeutende Truppenmacht wurde schon im Ja-

*) Dscheipur hatte sich im Jahre 1805 völlig mit den Engländern gegen Scindiah verbunden und Truppen für sie gestellt, wodurch es in den Augen seiner Landesgenossen einen unauslöschlichen Schimpf auf sich lud, und noch mehr, als es den unglücklichen Emir Ali der Rache der Engländer ausgeliefert hatte. Vor einigen Jahren wurde der Radscha von Dschoudpur aufgefordert, den entwichenen Radscha von Nagpur, Appu Sahib, auszuliefern, eben so wie die Regierung von Dscheipur dessen Anhänger ausgeliefert habe; der Radscha aber erwiederte: „Dscheipur hat sich frühere schon auf gleiche Weise entehrt, dieß ist aber kein Grund, daß Dschoudpur es gleichfalls thun muß." Ein gemeiner Dorfvorsteher an der Gränze von Delhi erwiederte, als man ihn zur Auslieferung eines Räubers aufforderte: „haltet ihr mich für einen Radscha von Dscheipur?" Das Volk Indiens ist in der Geschichte seines Landes meist besser unterrichtet, als man glaubt.

nuar 1835 zurückgezogen. Da die Radscha's von Dscheipur und Dschoudpur die Räuber unterstützt oder wenigstens nicht sonderlich eifrig verfolgt hatten, versäumten die Engländer nicht, sich bei dieser Gelegenheit des höchst einträglichen Salzsee's Sambre zu bemächtigen, „bis die Fürsten ihre rückständigen Gelder abgetragen hätten."

Dieß mochte wohl der größte Gewinn des Feldzugs seyn, denn was die Engländer sonst erreichten, war nichts, als daß sie den Bürgerkrieg im Lande organisirten, denn sie bildeten aus einzelnen Räuberschaaren Schwadronen, *) und zogen mit diesen im Lande umher, denn sodald die drittische Truppenmacht abgezogen war, kamen die Räuber wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Man kann es wohl kaum anders nennen, als den Bürgerkrieg organisiren, wenn man in der Delhi Gazette liest: „Eine Abtheilung der Truppenmacht in Radschputana wird eine Centralstellung einnehmen. Der Radscha von Bikanir will eine Rasalah (Schwadron) Bidawats formiren und bezahlen, der Radscha von Dschoudpur will eine Anzahl Larkhanis in gleicher Weise einreihen, und die Thakurs (Lehenträger) von Schekawat wollen Corps von ihren eigenen Räubern (Marauders) errichten, um den Frieden zu erhalten." Ein Major, Namens Forster, war mit Verfolgung der Räuber beauftragt, und so lange er mit seinen Leuten im Lande umherzog, ging Alles ziemlich gut, aber gegen Endr des Jahres 1836 standen schon wieder 3000 Mann unter dem Waffen, die mit Gewalt aus einander getrieben werden mußten, obgleich dieß, wie es scheine, keine Räuber waren, sondern mehrere Thakurs mit ihren Lehenleuten, welche sich den Erpressungen des Häuptlings von Sikar widersetzen wollten. Man sollte fast glauben, man habe dir Engländer foppen wollen, denn nicht lange, als man mit diesen Steuerrestanten des Häuptlings von Sikar fertig war, kam man mit diesem selbst in Hader, und mußte ihn in seiner Stadt angreifen (Sept. 1837). Kaum hier fertig, mußte Major Forster an die Gränze von Dschoudpur und Bikanir rücken, wo eine neue Räuberschaar sich gesammelt hatte, und hier erhielt er die Gewißheit, daß sie von Befehlshabern des Radschas von Dschoudpur mannichfache Unterstützung erhielten; dennoch durfte er selbst nicht das Gebiet von Dschoudpur betreten. Der Befehl mochte nicht so übel seyn, denn je weiter er gekommen wäre, desto mehr hätte er Räuber und räuberische Stämme angetroffen, so daß er eine Armee nöthig gehabt hätte, um fertig zu werden. Diese wenigen Züge mögen hinreichend seyn, um zu zeigen, daß in diesen Ländern noch Stoff genug zu politischen Umwälzungen ist, und daß ein entschlossener Mann viele Tausende dieses räuberischen Volkes mit sich fortreißen kann. Für die jetzigen Umstände möchte noch interessant zu bemerken seyn, daß man im Jahre 1836 englischerseits sehr geneigt war, an ein Bündniß der Radscha's von Dscheipur und Dschoudpur mit Randschit Singh zu glauben, und daß die Engländer schon damals die Absicht aussprachen, sich bei der ersten Gelegenheit am Indus festzustellen. Wenn die Engländer von Firozpur am Setledsch hinab gegen den Indus ziehen, haben sie diese kriegerische Bevölkerung Radschputana's stets auf ihrer linken Flanke.

Gehen wir jetzt auf die Ostseite Central-Indiens nach Bundelkhund über, so findet man hier fast noch mehr als in Radschputana ein wildes, unbezwungenes Volk. Eine Naturmerkwürdigkeit dieses Landes sind die steil aus dem Boden emporsteigenden, oben meist flachen Erhebungen, die nur wenige Zugänge darbieten, und von jeher die Zuflucht der Räuberchefs dieses Landes waren, wo man in den letzten Jahrhunderten nie eine Sicherheit des Eigenthums kannte, und wo jeder, der Geld bot, stets eine bereite Streitmacht fand. Die Kriege mit den Mahratten und Pindarris führten auch hier erst die Engländer ins Land, aber Monate lang lagen sie vor den steilen Bergvesten, die oben Raum genug darboten, daß die Besatzung sich vom Ertrag des Bodens ernähren konnte. Vor Kallubscher lagen sie volle 6 Monate, und auch dann noch mißlang der Sturm; doch wirkte er so viel auf die Belagerten, daß sie sich ergaben. Dieser Theil von Bundelkhund, wo Kallindscher liegt, nämlich das Land zwischen Tonse und Sonar, steht jetzt auch unter directer drittischer Herrschaft, das Land zwischen Sonar und Sind aber, mit Ausnahme des Gebiets von Kalpy, steht unter einheimischen Häuptlingen. Ueber die Verträge mit diesen berichtet uns Sutheriand, oder vielmehr sein Abbreviator, nichts, und es scheint auch, daß sich die Engländer in das wilde Land nicht sonderlich viel hineintrauten. Die drei Staaten, in die das unabhängige Bundelkhund zerfällt, sind Dittiah, Jhansi und Tehri.

Die Berichte der Engländer geben durchaus keinen genauen Aufschluß über die jetzigen Unruhen in Bundelkhund, und in Jhansi insbesondere. Nach den letztern Nachrichten soll es ein Streit um den Thron von Jhansi seyn, der zwischen dem Bruder des verstorbenen Radscha und seiner Gemahlin, welche im Namen eines angenommenen Sohnes Regentin seyn wollte, ausbrach; der englische Resident für Bundelkhund, ein Hr. Frazer, soll sich anfangs für keinen Theil ausgesprochen haben, sondern bemüht gewesen seyn, beide Theile zur Ruhe zu verweisen und zu versöhnen. Als er zu diesem Ende nach Jhansi gehen wollte, sey auf ihn gefeuert worden, beide streitende Theile hätten, aus Furcht, die Engländer möchten kommen um sich des Landes zu bemächtigen, sich vereinigt, und die Veste Jhansi sey nun von 15,000 Mann vertheidigt. Die Anstalten der Engländer deuten allerdings darauf hin, daß man einen scharfen Widerstand erwartet, denn es wurden 5 Regimenter Infanterie, 1 Regiment Cavallerie, ein ziemlicher Train Artillerie und das ganze Contingent Scindiahs dagegen aufgeboten. Aus Obigem ist wenig zu entnehmen, auch klingt die Erzählung nicht ganz wahrscheinlich, und wir wollen deßhalb auf einige frühere Verhältnisse zurückgehen. Im Jahre 1834 begann ein Clan der Bundelas gegen den Radscha von Jhansi einen hitzigen Krieg, worin das Land entsetzlich verheert wurde. Hinter diesem Clan, der den Namen Pumor führte, steckten ab die Radschas

*) Die Delhi Gazette vom 14 Januar 1835 bemerkt hierüber spitzig, wenn man die berittenen Räuber so gut versorge, so werde man wohl die bescheidenen Fußgänger, die Minas, die seither gleichfalls von dem Gewerbe ihrer Vorellern lebten, auch nicht vergessen

Digitized by Google

von Tehri und Dirteah; auch hatten sie wohl Antheil an einem Aufstand des Jahres 1835, wo 2000 Mann sich erhoben und dem Radscha den Tod schworen. Dieser starb auch vor einem oder zwei Jahren. Ein für die Engländer verdächtiger Umstand ist, daß dieser Radscha von Jhansi seinen Stolz darein setzte, der Vasall des Königs von England zu heißen, und darum auf seiner Citadelle die englische Fahne aufgesteckt hatte, was auch von den anglo-indischen Blättern als der Hauptgrund für die Feindseligkeit der Bundeshäuptlinge gegen ihn angegeben wird. Falls nicht dieser Streit, wie nach den neuesten Nachrichten (Asiatic Journal, März 1839) zu hoffen ist, gütlich ausgeglichen wird, so können sich die Engländer auf einen höchst mühseligen Feldzug mehr gefaßt machen.

(Schluß folgt.)

Ruinen einer alten Stadt auf einer der Carolinen.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 2 März las der Secretär eine Mittheilung von dem in unsern Blättern mehrfach erwähnten Dr. Lhotsky hinsichtlich der Entdeckung einer alten Stadt auf Ascensio, einer der Carolinen unter 11° N. B. Die Insel ist neuerlich von dem englischen Schiff Raven entdeckt worden. Bald nach der Entdeckung begab sich ein Europäer dahin und blieb mehrere Monate dort; dieser berichtete, daß an einem Orte der Insel, Tamen genannt, die Ruinen einer bedeutenden Stadt sichtbar seyen, der man sich jetzt nur in Booten nähern könne, da das Wasser bis an die Treppen der Häuser gehe. Die Steine sind künstlich gelegt, aber ohne Cement, und einige sind 20 Fuß lang; der Beschreibung zufolge scheint der Bau zu den sogenannten cyklopischen zu gehören. Die Mauern haben Thüren und Fenster, und die Steine scheinen denen in der Nähe nicht zu gleichen, also wie bei manchen cyklopischen Bauten weit hergeholt. Die Sitten des Volkes sind von denen der übrigen Südseebewohner verschieden: ihr gesellschaftliches System scheint mehr entwickelt, die Frauen sind auf einem größern Fuße der Gleichheit mit den Männern, und manche ihrer Sitten gleichen denen der Europäer mehr, als man irgend bisher in der Südsee fand. Sie schreiben die Gründung dieser Ruinen längst dahin geschiedenen Menschen zu, man ersieht aus den Angaben aber nicht, ob Leuten ihres oder eines fremden Stammes. Dr. Lhotsky hat seit seiner Ankunft in England einen Brief aus Sidney empfangen, demzufolge die Insel Ascensio neuerdings von dem Capitän eines Wallfischfängers besucht wurde, der mit einer Anzahl Karten und Skizzen auf dem Heimwege begriffen, und ausgesagt haben soll, daß die Inseln in jenem Theile des Meeres mit Ruinen bedeckt seyen.

Miscellen.

Selbstmord in Frankreich. Nach officiellen Berichten fanden im Jahre 1838 nicht weniger als 2540 Selbstmorde statt, fast 7 jeden Tag, und 55 mehr als das Jahr vorher. Davon waren 1775 Männer und 765 Weiber. Das Departement der Seine lieferte allein mehr als ein Sechstheil, nämlich 425. Elf Selbstmörder waren unter 16 Jahren, 156 waren Siebzige und 37 waren über 80 Jahre alt. Von der ganzen Zahl ertränkten sich 789, es erhängten oder erdrosselten sich 672, mit Feuerwaffen tödteten sich 478, durch Kohlendampf 158, mit schneidenden Instrumenten tödteten sich 87, mit Gift 47, durch Herabstürzen von hohen Orten 91, und 17 nahmen zu andern Zerstörungsmitteln ihre Zuflucht. Man sollte nach dieser Aufzählung schließen, daß eine große Zahl Selbstmorde durch Gift nie entdeckt wurde, denn es ist auffallend, daß verhältnißmäßig eine so geringe Zahl die leichteste und bequemste Todesart wählte.

•

Napoleonssäule. Man meldet uns aus Ajaccio (Corsica), daß die Umgebung der Säule, die zum Monument Napoleons bestimmt ist, nun beendigt und gänzlich gelungen ist. Am 27 Februar hat diese Steinmasse, deren Gewicht etwa 600,000 Kilogramme beträgt, ihr Gleichgewicht verloren, und ist auf das Lager gebracht worden, das für sie zubereitet worden war. Diese schöne Operation fand unter der Leitung des Hrn. Roze, Zimmermeisters aus Paris, statt; die große Geschicklichkeit und die Einfachheit seiner Mittel waren wirklich merkwürdig. Hr. Roze hat diese riesenhafte Säule aus dem Steinbruche gehoben, in welchem sie sich noch befand, und auf seine Zugmaschine gebracht. Jetzt ist sie von jedem andern Gegenstand entfernt, und ruht nun in dem Werkhofe, wo sie beendigt werden soll. Ihre Höhe beträgt gegenwärtig 52 Fuß und ihr größter Durchmesser 11 Fuß.

•

Höhe der Berge in Nordcarolina. Neuern Untersuchungen zufolge scheinen die Alleghanis in Nordcarolina ihre größte Höhe zu erreichen. Schon Michaux bemerkte auf seiner Reise aus dem Mississipi-Thale nach dem atlantischen Ocean, daß sich auf diesen Höhen Bäume und Pflanzen fänden, die man erst wieder in Canada treffe. Bisher galt der Washington Mountain in New-Hampshire für den höchsten Berg in den Vereinigten Staaten, denn sein höchster Pic ist 6234 Fuß hoch; in Vermont und Massachusetts ist aber diese Höhe schon auf 4000 Fuß gesunken. In Nordcarolina hat eine Reihe der Bergen nahe an 6000 Fuß, und der höchste Pic des Black Mountain ist 6476. (Amer. Journ. of Sc. and Arts. Januar 1839.)

•

Künstliche Blumen in England. Bei einer neuerlichen Versammlung der Horticultur-Gesellschaft wurde ein Rosenstock und mehrere andere künstliche Blumen vorgezeigt, die ganz aus Federn verschiedener Vögel gebildet waren, von der Gans bis zum Colibri und Papagay. Vermittelst dieser Federn sind Blüthen, Knospen, Blätter so vollkommen nachgeahmt, daß man die künstliche von der wahren Rose, Jasmin, Camellie u. dgl. nicht unterscheiden kann, und da keine Färbemittel irgend einer Art angewandt ist, sondern bloß die je nach Bedarf gebogenen Federn, so müssen diese Blumen auch eine fast unendliche Dauer haben. (Litt. Gaz. vom 16 März.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 37 u. 38** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Religiöse Gedichte von Edouard Turquety. — Thomas Moore's Geschichte von Irland. — Johanna Baillie.** (Fortsetzung.) — **Miscellen.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Conversationsblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslands jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 37 u. 38.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 März 1839.

Religiöse Gedichte.

Von Edouard Turquety.

Unter dem Titel: Heilige Hymnen ist der dritte Band der religiösen Dichtungen dieses katholischen Poeten vor kurzem erschienen. Die beiden ersten Sammlungen führen die Titel Glauben und Liebe und Katholische Poesie. Der Dichter lebt in der Bretagne. Seine Gedichte haben ein zahlreiches Publicum und verdienen es. Hier ein paar Proben.

Herr, ich bin nicht würdig.

Im tiefen dichten Wald da rann ein klares Bach
In seinem Bett auf Sand und Kieseln hin gemach,
Mit murmelnder melod'scher Welle;
Und eine Stimme rief, wie ich herbeikam nah,
Mir zu, doch ohne daß mein Auge Jemand sah:
Schau, hier ist deines Vaters Quelle!

Oh, wie eilt' ich drauf los! wie froh war mir zu Muth!
Denn viel gelitten hatt' ich von des Tages Gluth,
Die Lippe brannte wie im Fieber;
An kam ich; aber kaum hatt' ich erreicht den Rand,
Als ich von Scham mich schmerzhaft durchzückt empfand —
Meiner Seele stand ich gegenüber!

In diesem Augenblick schwebten vom Himmel klar
Tauben mit Liebesgirrn herunter, Paar und Paar,
Daß sich ihr Flaum im Bade kühlte;
Und da bebt' ich zurück und ging mit Thränen fort,
Scheu, trinkend mich zu nahn der Himmelsquelle Bord,
Weil ich nicht rein wie sie mich fühlte.

In ihrer Zelle.

Dir, meine Taub', in Schleier gehüllet,
Der Hoffnung süße Rosen die!
Den Zauber, der den Abend füllet!
Die Lüftchen in des Thals Revier!
Die diese Nacht geweihtes Schweigen,
Die alles Land mit Duft durchhaucht,
Dir des Gestirns halbselig Steigen,
Das unsre Welt in Stralen taucht.

Dir, süßes Kind der Einsamkeiten,
Des höchsten Einklangs Weiheton!
Die jene Himmelsseligkeiten
Des Herzens, das der Kett' entflohn!

Die, die du, schreitend durch die Gassen
Irr'schen Triumphs, blickst ungestillt,
Die Alles für Ein Bild verlassen —
Des Kreuzes heilig stilles Bild!

Und fern dem eiteln Kampf und Ringen,
Deß Glanz nicht deinem Geist gefällt,
Zusammenlegtest deine Schwingen
Vor Gottes hochgeweihtem Zelt.

Oh! in dem Düster dieses Raumes
Drängst du zurück mit scheuer Hand
Jede Erinnerung des Traumes
Der Welt, wie ein befleckes Band.

Da unten, bei dem ziehnden Flusse,
Kennst das Gejauchze du nicht mehr
Wie wenn mit ungestümem Gruße
Zog hinter dir die Menge her;

Nicht mehr des Schmuckes schimmernd Glänzen,
Dem sanft dein Alter ist so hold;
Nicht mehr das Fest mit seinen Kränzen
Darauf die Lampe strahlt am Bald.

Doch, meine Taub' in Schleier gehüllet,
Die Hoffnung blieb, die ew'ge, dir!
Der Zauber, der den Abend füllet,
Die Lüftchen in des Thals Revier!

Digitized by Google

Und wenn die Dämmrung bringt den Müden
Des Tagewerkes Stillestand:
Find'st du im klaß'sten Traum den Frieden
Des Himmels, welcher mir entschwand.

Thomas Moore's

Geschichte von Irland.

Thomas Moore, der gefeierte Dichter der von orientalischem Farbenglanz schimmernden Lalla Rookh, der Liebe der Engel, der erotischen Gedichte und der satyrisch-komischen Fudges, der in seinem Epikuräer die in seinen eignen Gesinnungen und Lebensansichten vorgegangene Veränderung geschildert zu haben scheint, hat in späteren Jahren eine ernstere Richtung in seinen schriftstellerischen Bestrebungen verfolgt, als man nach seinen, zum Theil ziemlich leichtfertigen und anstößigen Jugendpoesien hätte erwarten sollen. Seine Liebe zu seinem Vaterland, Irland, hatte sich jedoch nie verläugnet; in seinem Capitän Rock hatte er den Beweis gegeben, mit welcher Anhänglichkeit und Sorgfalt er dessen Sitten und Eigenthümlichkeiten studirte und darstellte, und in den Gedichten zu irischen Melodien hat er den musikalisch-nationalen Traditionen seines Vaterlandes den schönsten Tribut dargebracht, wiewohl er selbst sehr bescheiden sich darüber äußert: sie könnten sich an sich nur eines geringen Vorzugs rühmen, daß sie, wie eine Fliege im Bernstein, geschätzt würden wegen der Materie, in der sie eingeschlossen seyen. Die Confession seines Vaterlands, die katholische, hat Moore vertheidigt in seinen: Reisen eines irischen Gentleman, und neuerdings hat er die Geschichte Irlands zu schreiben unternommen, eine Aufgabe, zu der ihn ebenso sein warmer Patriotismus, als seine umfassende Fülle von Kenntnissen vorzüglich zu befähigen scheinen.

Irland hat in den jüngsten Jahren für diejenigen, welche dem verwickelten Gang der Ereignisse in ihrem sich gegenseitig bedingenden Zusammenhang mit aufmerksamem Blick folgen, ein neues und großes Interesse gewonnen. Eine Reihe von Jahren hindurch bildeten die irländischen Fragen, im Parlament repräsentirt hauptsächlich durch den energischen O'Connell und den beredten Shiel, den wichtigsten Punkt der englischen Politik; und auch jetzt noch sind dieselben, wenn schon für den Augenblick gegen andere, dringendere etwas zurücktretend, keineswegs erledigt; noch immer fordern die irischen Mitglieder des Parlaments, welche einem sonst nicht sehr starken Ministerium die Majorität zu geben und zu nehmen vermögen, völlige Gleichstellung der Irländer mit den Engländern, volle Gerechtigkeit für Irland, und namentlich Abstellung der Bedrückung und Aussaugung der größtentheils katholischen Bevölkerung durch die hochkirchliche Geistlichkeit, noch immer droht O'Connell mit der Wiederauflösung der Vereinigung von Irland mit Großbritannien. Das berüchtigte Wort Lord Lyndhurst's, der die Iren „Fremde in Blut, Glauben und Speache" nannte, ist noch nicht vergessen, und so unläugbar es an sich, in Beziehung auf das Factische, ist, so erbittert sind doch immer noch die Irländer darüber in Betracht der Maaßregeln und der Politik, die man auf jene Voraussetzung gründen, sie fortwährend als Unterworfene, als Feinde behandeln will. Abgesehen von der politischen Bedeutsamkeit des Landes und Volkes ist in neuern Zeiten in Deutschland durch manche Reisebeschreibungen, unter welchen die trefflichen Briefe des Verstorbenen die erste Stelle einnehmen, ein neues, lebhaftes Interesse dafür erweckt worden, und es wird unsern Lesern nicht unerwünscht seyn, wenn wir aus Thomas Moore's Geschichte Auszüge mittheilen, vor der Hand aus den ältern und ältesten Zeiten Irlands, welchen wir später, wenn das Werk vollendet seyn wird, auch solche aus den neuern Zeiten folgen lassen werden.

Celtische Abkunft der Iren.

Es scheint außer allem Zweifel zu seyn, daß die ersten Bewohner Irlands von demselben Celtischen Stamm herstammten, welcher auch Gallien, Britannien, Spanien ihre Urbevölkerung gab. Seine Sprache, die zahlreichen Monumente, die es noch besitzt von jener ältesten Religion, welche bekanntlich die ersten Stämme, die von Asien nach Europa strömten, überall einführten, wohin sie kamen, bezeugen zur Genüge diese Abstammung des Volks. Welches Dunkel auch über der Geschichte der Stämme schwebt, welche auf den ersten Schwarm von Osten her folgten, und wie abweichend auch die Meinungen darüber seyn mögen, ob sie von demselben, oder von einem andern Volke waren, so scheint doch das gewiß, daß die Celten die ersten Bewohner der westlichen Länder Europa's gewesen, und daß der wilste, von der Sprache dieses ältesten Volks noch existirende Dialekt der irländische ist.

Verschiedene Schicksale Irlands und Britanniens.

Man könnte aus der so nahen Nachbarschaft der beiden Inseln zu schließen, versucht seyn, daß das Schicksal Britanniens und Irlands in jenen Zeiten werde ziemlich gleich gewesen seyn; daß bei den mannichfachen Veränderungen und Mischungen, welchen damals die Bevölkerungen, in Folge der einander deängenden Einwanderungen neuer Stämme von Osten her, ausgesetzt waren, solche Wechsel von den beiden Inseln werden in gleicher Art empfunden worden, und die Ebbe und Fluth der Bevölkerung auf beiden Küsten in entsprechendem Verhältniß gestanden seyn. Eine solche Annahme aber würde selbst für jene frühen Zeiten zu voreilig seyn; und wie wenig gegründet sie, als ein allgemeiner Satz ist, erhellt aus dem historischen Factum: daß die Römer beinahe vierhundert Jahre im Besitz Britanniens sich behaupteten, ohne daß man wüßte, daß während dieser ganzen Zeit auch nur ein einziger Römer den Fuß auf irländischen Grund gesetzt hätte. Das System derjenigen, die wegen der Nähe der beiden Inseln behaupten, die Bevölkerung Irlands müsse ganz von Britannien herübergeleitet weeden, ist gänzlich im Widerspruch nicht nur mit aller Wahrscheinlichkeit, sondern mit wirklichen Zeugnissen. Daß bei dee allgemeinen, drängenden Bewegung der Celtischen Stämme gegen Westen, eine Insel wie Jeland, die von Spanien und Gallien aus so leicht zu erreichen war, während der langen Zeit sollte unbesetzt geblieben seyn,

Digitized by Google

deren es bedurfte, bis England bevölkert war, ist im höchsten Grad unwahrscheinlich. Aber unabhängig von dieser Erwägung existirt auch ein starkes Zeugniß von dem frühzeitigen Verkehr zwischen Spanien und Irland in den historischen Traditionen der beiden Länder, in den Namen verschiedener spanischer Stämme, welche von Ptolemäus letzterem zugeschrieben wurden, und noch mehr in dem Ruf, welchen Irland schon früh erlangte, was nur eine Folge seyn konnte seiner Verbindung mit den phönizischen Colonien, durch welche allein ein abgeschlossenes Eiland des atlantischen Meeres der Welt so bekannt werden konnte. In einer spätern Zeit, als die belgischen Gallier so festen Fuß in Britannien zu fassen angefangen, daß sie nachgerade ein Uebergewicht über die Celtischen Ureinwohner erlangten, blieb diesem Volke nur das gewöhnliche Auskunftsmittel eines Zurückweichens gegen Westen; und Irland, schon besetzt von einem Volke, das dieselbe Sprache redete — die damals allen Celten Europa's gemeinsame — bot ihnen die ersehnte Zuflucht bei der Gothischen Invasion. Man hat klärlich bewiesen, aus den Namen der Berge und Flüsse — diesen untrüglichen Merkmalen eines Urvolks — daß die ersten Einwohner des Landes, das jetzt Wales heißt, ein Volk gewesen seyn müssen, dessen Sprache dieselbe war mit der der Irländer, da die Berge und Gewässer jenes edeln Landes irische Namen haben. Zu welcher Zeit die Belgen, die hauptsächlichen Stammväter der englischen Nation, anfingen die Celtischen Ureinwohner aus dem Besitz des Landes zu verdrängen, steht nicht in der Macht des Historikers auszumitteln, so wie auch die Frage, ob diejenigen Belgen, welche, wie man weiß nach Irland gekommen sind, geradenwegs aus Gallien kamen, oder ein Zweig von den in Britannien eingedrungenen waren. Aber wie immer einige der die Bevölkerung bildenden Bestandtheile im Lauf der Zeit beiden Ländern gemeinsam gewesen seyn mögen: höchst wahrscheinlich ist doch, daß ihre ursprünglichen Einwohner von gänzlich verschiedenen Völkerströmen ausgingen; und daß, während Gallien seine Celten auf die Küsten Britanniens hinübersandte, die Bevölkerung Irlands von den Küsten des Celtischen Spaniens herkam. — —

Früheste Religion in Irland.

In den religiösen Ueberbleibseln der alten Irländer kann man die Spuren von drei verschiedenen Stadien der Religion erkennen: erstens die frühesten rohen Gebräuche, welche ihre Celtischen Väter aus dem Orient mitbrachten; sodann die Einführung von Bildern, die sich einigermaßen der menschlichen Gestalt näherten, und drittens die Denkmale eines verfeinerten Systems des Feuer-Cultus, welche noch diesem Land zur Zierde gereichen. Während einige Gebräuche und Namen von Gottheiten direct von den Phöniziern sich herleiten lassen, finden sich andere religiöse Bräuche, welche sie mittelst dieses Volks von Persien überkommen zu haben scheinen. Im Ganzen war es eine Art Religion, wie sie ganz natürlich in einem Lande sich bilden mußte, in das eine Mannichfaltigkeit von Lehren und Cultus war eingeschleppt worden; und man weiß ja wohl, wie die Phönizier, mit jener gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die Verschiedenheit des Cultus, die einen der auffallendsten Unterschiede zwischen dem heidnischen und christlichen Religiösen ausmacht, der Verschiedenheit des Glaubens und der Gebräuche keine Gränzen setzten, womit sie in ihren Fahrten über die Erde hin ihre Colonien versahen. Die Mischung in dem Glauben der alten Irländer scheint auch schon angedeutet zu seyn in ihren Benennungen ihrer Priesterschaft, welcher sie sowohl den Persischen als den Celtischen Namen gaben, und die sie abwechselnd bald Magier bald Druiden nannten. Der große Gegenstand der Anbetung bei den Phöniziern, die Sonne, war unter demselben Namen, Bel oder Baal, die Hauptgottheit der Irländer. Selbst der Namen Beelsamem, oder Herr des Himmels, unter welchem die Phönizier mit ausgestreckten Händen ihren Gott anriefen, war in dem heidnischen Cultus Irlands erhalten, und das Fest Samhin — der Himmel, die große kabirische Gottheit — bezeichnete eine der vier Eintheilungen des irischen Jahres. Daß die Anbetung der Sonne einen Theil des heidnischen Systems bildete, das St. Patrick bei seiner Ankunft vorfand, erhellt aus folgender Stelle seines Bekenntnisses: „Diese Sonne, die wir schauen, geht täglich auf, zu unsrem Frommen, auf Gottes Geheiß. Aber nie soll sie herrschen und ihr Glanz wird nicht dauern; und Alle, die sie anbeten, werden jämmerlich an den Ort der Strafe fahren. Wir aber glauben und beten an die wahre Sonne, Christum." Noch in unsern Tagen bewahren manche Namen die Spuren von dem alten Cultus des Landes; und Namen, welche bedeuten: Sonnenberg, bezeichnen die Orte, wo vor Jahrhunderten auf Höhen und Bergen die Sonnenfeste gefeiert wurden. Wo die Sonne ein Gegenstand der Anbetung war, da theilte natürlich auch der Mond dieselbe, und so wurde auch in Irland dieser Himmelskörper verehrt unter dem heiligen Namen Re; die Sonne hieß Grian. Die goldnen halbmondförmigen Zierrathen, die man häufig in Irland gefunden, standen, wie man vermuthen darf, in Verbindung mit diesem Mondscultus, und wurden wohl von den Druiden getragen bei den religiösen Ceremonien, welche beim Eintritt des ersten Mondsviertels statt hatten. Der Feuerdienst, einst allen Religionen der Welt gemein, bildete auch einen Theil des alten irischen Glaubens; und das unauslöschliche Feuer von St. Bridget war nur eine Uebertragung eines, lange Jahrhunderte hindurch mit den religiösen Ansichten des Volks verbundenen Brauchs ins Christliche. Jährlich wurde zur Zeit der Frühlingstagundnachtgleiche das große Fest von La Baal-tinne oder der Tag des Baalfeuers begangen; und es war streng geboten im ganzen Gebiet Irlands, daß in dieser Nacht alle Feuer gelöscht werden, und bei Todesstrafe nicht wieder angezündet werden sollten, als bis der Opferholzstoß in dem Palast Tara in Flammen gesteckt war. Bis auf den heutigen Tag herrscht noch in ganz Irland die Sitte, in der ersten Nacht des Mais Freudenfeuer anzuzünden; die Veränderung des Zeitpunkts für das Fest ward bald nach der Einführung des Christenthums gemacht worden, damit es nicht in die heilige Fastenzeit falle. Mit der Verehrung des Feuers war die des Wassers bei den Heiden gewöhnlich verbunden; und so finden wir auch, daß besondere Bronnen und Quellen bei den Irländern heilig gehalten wurden.

Digitized by Google

Aber auch in weit weniger harmlosen Punkten traf der Cultus der Irländer mit dem der Orientalen zusammen. Es ist nur zu gewiß, daß Menschenopfer einen Theil des heidnischen Cultus in Irland ausmachten, wie in allen Ländern, wo der Sonnengott, Baal, angebetet wurde. Am Abend des Festes Samhin wurden alle diejenigen, welche im vorhergehenden Monat März von den Druiden bei ihrem Gericht auf dem Berg Usneach zum Tod verurtheilt worden waren, zur Vollstreckung dieses feierlichen Spruchs zwischen zwei Feuern verbrannt. Im Allgemeinen jedoch scheint der auf Menschen und Thiere seine Anwendung findende Brauch, sie zwischen zwei Feuern hindurchgehen zu lassen, nicht deren Tödtung beabsichtigt zu haben, sondern eine Art periodischer Reinigung gewesen zu seyn.

Gelehrsamkeit der irischen Druiden. Alte Sprache.

Unsere Nachrichten von der Gelehrsamkeit der irischen Druiden sind, obgleich weit bestimmter und befriedigender als irgend andere, welche sich direct auf die britannischen Druiden beziehen, doch immerhin unvollkommen und schwankend. Hiebei müssen wir aber auch auf die alte Sprache des Landes eingehen. So reichlich und mannichfach die Monumente sind, auf welche Irland als schweigende Zeugen seines Alterthums hinweisen kann, so hat es sich doch eines noch schlagenderen Beweises zu rühmen in der lebendigen Sprache seines Volks, in diesem so unverfälschten, wo nicht einzig noch existirenden Dialekt der ältesten aller europäischen Sprachen — der Sprache, die, mit welchem Namen man sie immer nennen mag, je nach den verschiedenen schwankenden Theorien darüber, — die Japhet'sche, oder Cimmerische, oder Pelasgische, oder Celtische, doch so ziemlich allgemein für die gilt, welche am frühesten aus dem Orient von den Noachiden gebracht wurde, und so das Vehikel der ersten Kenntnisse wurde, welche über Europa aufgingen. In dem noch geschriebenen und gesprochenen Dialekt dieser uralten Sprache besitzen wir ein Denkmal von dem hohen Alterthum des Volks, dem sie angehört, das keine Verleumdung erreichen und keine Zweifel erschüttern können.

In der That sind nach der Ansicht von gelehrten Philologen selbst die der irischen Sprache zugeschriebenen Unvollkommenheiten, das Vorherrschen der Gutturale in ihr, und die Unvollständigkeit ihres Alphabets, nur weitere und überzeugende Beweise sowohl von ihrer unmittelbar orientalischen Abstammung, als von ihrem hohen Alter, da die Sprachen des Orients wie es scheint vor der Einführung der Aspiraten Ueberfluß an Gutturalen hatten, und das Alphabet, das die Griechen von den Phöniziern entlehnten, auch nur dieselbe beschränkte Anzahl von Buchstaben hatte, wie das irische. Während alle neuern und gemischten Sprachformen die Zusatzbuchstaben der Griechen annahmen, blieb die irische allein fortwährend der ursprünglichen Zahl getreu — derselben Zahl, ohne Zweifel, welche Herodot auf den Dreifüßen im Tempel des Apollo zu Theben eingegraben sah — derselben Zahl, an welcher das Volk von Attika so beharrlich festhielt, daß es eine sprüchwörtliche Redensart unter den Griechen wurde, von etwas sehr Altem zu sagen, es sey mit attischen Buchstaben geschrieben. In so charakterischem Grad ahmten die Irländer diese Treue nach, daß selbst die Einführung des römischen Alphabets durch St. Patrick unter ihnen sie nicht zu einer Neuerung in ihrem eigenen vermochte. Im Gegentheil, so starr hielten sie auf ihre Buchstaben, daß selbst wenn sie lateinische Worte schrieben, sie nie ein römisches Schriftzeichen aufnahmen, das sich nicht in ihrem ursprünglichen Alphabet fand, sondern lieber zwei oder mehr von ihren alten Schriftzeichen nahmen, um den gleichen organischen Laut darzustellen. Aus dem Bisherigen wird man ersehen, daß ich der Ansicht bin, die Iren müßten schon sehr früh mit den Buchstaben und deren Gebrauch bekannt gewesen seyn; und das, Ich gestehe es, scheint mir auch das Ergebniß zu seyn, zu welchem, obgleich einige Schwierigkeiten dabei zu beseitigen sind, eine tüchtige Untersuchung dieser lang behandelten Frage führen sollte. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß sich die Kenntniß der Buchstaben weiter erstreckt habe, als auf die gelehrte oder die Druiden-Classe — da die Verbreitung der Bekanntschaft mit der Buchstabenschrift unter dem gesammten Volk in allen Ländern zu den spätesten Resultaten der Gesittung gehört. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß bei den Irländern diese Kunst noch auf einer sehr rohen Stufe stand; ihre Schreibmaterialien sollen Tafeln gewesen seyn aus Buchenholz, auf welche sie mit einem eisernen Griffel oder Stylus schrieben, woher die Buchstaben selbst ursprünglich Fradha oder Hölzer hießen.

Bei denjenigen, welche das hohe Alterthum Irlands bezweifeln, gilt die Zeit des Apostolats von St. Patrick gewöhnlich als die Epoche, in welche die erste Einführung der Buchstaben in diesem Lande zu setzen wäre. Diese Hypothese hat nun aber der hohen Autorität von Mr. Astle weichen müssen, von welchem beschriebene steinerne Monumente in Irland aufgefunden worden sind, die beweisen, daß die Iren Buchstaben hatten schon vor der Ankunft St. Patricks in diesem Königreich. Zwar behauptet er auch: keines dieser Monumente sey so alt, daß es bewiese, die Irländer hätten die Buchstaben besessen, ehe die Römer in Berührung mit den Bretonen traten; aber sein Aufgeben der lang gehegten Ansicht, daß die Irländer die erste Bekanntschaft mit dieser wohlthätigen Kunst dem St. Patrick zu danken hätten, läßt keinen andern wahrscheinlichen Canal übrig, durch welchen sie ihnen in spätern Zeiten könnte zugekommen seyn, und nöthigt uns somit, ihren Ursprung in jenen fernen Zeiten zu suchen, auf welche die Traditionen des Volks selbst unabänderlich hinweisen. Der Zustand von Reinheit, worin, in Betracht des hohen, weitzurückgehenden Alters, der in Irland gesprochne Dialekt des Celtischen getroffen wurde, als dieß Land zuerst die Aufmerksamkeit des modernen Europa auf sich zog, scheint für sich allein schon ein hinreichender Beweis, daß der Gebrauch der Buchstaben diesem Volk schon lang bekannt war. Man kann sich in der That kaum als möglich denken, daß ohne Hülfe einer maaßgebenden Schrift diese Sprache in so hohem Grade ihre ursprüngliche Structur und ihre Formen behalten haben sollte, daß sie sogar dem Sprachforscher bei seinen Untersuchungen über die Verwandtschaften und die allmähliche Gestaltung neuerer Sprachen als Führerin und Hülfsmittel dienen

Digitized by Google

konnte. Daß einer Ursprache wie der teltschen ein Princip der Selbsterhaltung inwohne, läßt sich an sich schon sehr leicht glauben; aber wir erkennen doch auch aus dem Beispiel der Hochländer Schottlands, wie sehr der von diesem Volk gesprochene Dialekt der Irländer, in Folge des Mangels oder Nichtgebrauchs einer maaßgebenden Schrift, im Verlauf der Zeit entstellt und verdorben worden ist; und noch in merkwürdigerer Weise aus dem Beispiel Irlands selbst, wo, trotz der Scheidekunst, in deren Besitz es seit der Mission St. Patricks anerkanntermaßen war, die Sprache während dieses Zeitraums eine so große Veränderung erlitten hat, nicht bloß im Sprechen, sondern auch als Schriftsprache, daß einige noch vorhandne Fragmente alter Gesetze und Gedichte mit ihrem veralteten Idiom der Geschicklichkeit selbst der geübtesten und gelehrtesten irischen Interpreten trotzt. Wenn eine solche Aenderung in der teltschen Sprache Platz greifen konnte während dieser Periode, obgleich während eines großen Theils dieses Zeitraums die Eigenthümlichkeit und das Muster derselben durch eine regelmäßige Aufeinanderfolge öffentlicher Annalisten, so wie durch die Schriften eingeborner Legendenerzähler und Barden aufrecht erhalten und bewahret werden konnte: so scheint man zu dem Schluß berechtigt, daß die allgemeine Sprache des Volks ohne solche Schutzwehren, und in dem Zustand der Barbarei, welchen die Ermanglung derselben bedingen würde, sehr bald in einen ganz unbestimmten und haltlosen Jargon müßte ausgeartet seyn, der nur wenige Spuren von Verwandtschaft würde behalten haben mit einigen der gebildetsten Sprachen Europa's, welche den großen Leibnitz veranlaßte, ein fleißiges Studium der irischen Sprache zu empfehlen, als, seiner Ansicht nach, höchst förderlich für die Kenntniß und Hebung der Celtischen Literatur. — —

In dem Verbot, die Schrift als ein Mittel zur Mittheilung von Kenntnissen zu gebrauchen, lag der wesentliche Punkt des Unterschieds zwischen den gallischen und irischen Druiden. Der erklärte Grundsatz, in Kraft dessen jene sich enthielten, ihr Wissen niederzuschreiben — ein Grundsatz, den sie, wie wir wissen, mit vielen Weisen des Alterthums gemein hatten — war: daß, da das Gedächtniß das große lebendige Aufbewahrungsmittel der Kenntnisse sey, zu fürchten stände, es möchte, wenn einmal daran gewohnt, seine Schätze der Schrift anzuvertrauen, sich seiner hohen Aufgabe entledigt glauben, und allmählich in der Beschützung der kostbaren ihm anvertrauten, Güter erschlaffen. Daß in diesem Punkt die teltschen Magier von den gallischen Druiden abwichen, wird bewiesen daraus, daß sie eine eigne geheime Art der Schrift besaßen, welche ausdrücklich bestimmt war, das heilige Wissen ihren Nachfolgern zu überliefern, und dasselbe doch vor dem neugierigen Auge der Profanen zu verbergen.

Wo immer die Verehrung der Himmelskörper herrschte, da hat man gefunden, daß auch die Astronomie, als die natürliche Dienerin einer solchen Religion, blühte, und die Phönizier, die großen Sonnenanbeter des Alterthums, waren auch die größten Astronomen. Die Geschicklichkeit der irischen Druiden könnte in Einem sehr bedeutenden Punkt die ihrer gallischen Brüder übertroffen zu haben scheinen, welche, wie wir aus Plinius ersehen, das Jahr nach Mondswechseln gemessen haben, während die Iren eine dämmernde Vorstellung davon scheinen gehabt zu haben, wie man mittelst Schalttagen die Differenz zwischen dem Sonnen- und Monden-Jahr ausgleichen könne. Dieß sollen sie dadurch bewerkstelligt haben, daß sie zu den 360 Tagen, aus welchen die zwölf Mondsumläufe bestanden, fünf und einen Viertelstag hinzufügten, von der Zeit, welche von ihnen jährlich der Feier ihrer alten taltinischen Spiele gewidmet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Johanna Baillie.

(Fortsetzung.)

Mencia, Leonorens Schwester, hat um des hochgebornen und reichen Don Juens willen einen Jüngling von ihrem eigenen, ursprünglich ziemlich niedern Stande, für welchen sie eine wirkliche Neigung empfand, ausgeschlagen. Sie hat im ersten Act eine Unterredung mit ihm gehabt, und da er sich noch in der Nähe des Schlosses umhertreibt, fürchtet sie, sein geheimnißvolles Wesen und Erscheinen möchte ihn des Mordes verdächtig machen. Er wird auch wirklich verhaftet; und Carlos, ein anderer Freund, welcher Henriquez aufsucht, um ihm die Nachricht mitzutheilen, findet ihn in seiner Schloßcapelle über dem Grabe Juen's ausgestreckt:

Carlos.

Henriquez! hörst nicht, edler Henriquez?
Nein, nein! steh' auf vom Boden: solcher Wahnsinn
Des Schmerzens ziemt dem Mann nicht, und am mindsten
Dem, dessen Festigkeit im Mißgeschick
Solch edle Zierde seines Werthes war.
Antwort'st du nur mit solchem tiefen Stöhnen?
Den Todten kannst du nicht vom Grab zurufen;
Ermanne dich, zu rächen seinen Tod!

Henriquez (das Haupt erhebend).

Was sagst du?

Carlos.

Laß dieß finstre Haus des Todes!
Ermann' dich! räche den erschlagnen Freund!

Henriquez.

Er ist gerächt; Gott lohnt so grause Schuld.
Des Menschen Hand vermag nichts.

Carlos.

Nein! doch soll
Die Hand des Menschen auch das ihre schaffen.
(Er faßt ihn bei der Hand um ihn aufzuheben.)
Auf von dem Boden! Ich hab' den Mörder troffen!

Henriquez

(wild aufspringend und ihn bei der Kehle packend).

Ha! du legst Hand an mich? Was ist, was nicht ist,
Weiß Gott im Himmel und nur Er allein.
Daest du, mit dem Munde eines Sterblichen,
Zu eines edeln Hauses Schmach, den Namen
Zurufen einem Mann fürstlichen Stammbaums?

Digitized by Google

Carlos.

Laß' las, Wahnſinn'ger, mich mit deiner Faust!
Was, ſollen tapfere Caſtillaner ſo,
Wie zorn'ge Knaben, ſich mit Händen baigen?
Zu rechter Zeit, am rechten Ort will ich
Vertreten meine Worte, wenn ſie wirklich
Beleid'gen. — Unſre Wache hat ergriffen
Einen Jüngling, welcher höchſt verdächtig ſich
Barg in des Schloſſes Näh', der ſich bewarb
Um Mencia's Liebe, deß Hand ohne Zweifel
Die That verübt; doch wenn er von ſo hohem
Stamm iſt, ſo iſt dieß mehr als er behauptet,
Und als wir glauben können. Warum laßt Ihr
So ſchlaff die Arm' am Leibe niederſinken?
Was ſtiert Ihr auf den Boden? Wollt Ihr nicht
Sehn den Gefangnen, dem Verhör' anwohnen?

Henriquez.

Ja, ja, das iſt geziemend; ich geh' mit dir;
Ich faß' dich jetzt.

Carlos.

Und doch rührſt du dich nicht:
Hält deine Schritte jäher Schmerz zurück?

Henriquez.

Ich bin betäubt und ſchwach. — Ich will dir folgen.

Antonio, der verſchmähte Liebhaber, wird im Gefängniß von Mencia und dann von Henriquez beſucht. Der Letztere bietet ihm Mittel zur Flucht an, aber der hochſinnige Jüngling, ſtark im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld, iſt entſchloſſen, dem Schlimmſten zu trotzen und lieber auf dem Schaffott zu ſterben, als durch den Verdacht eines Verbrechens entehrt zu leben. Henriquez's Geiſt, erdrückt gleichſam und erniedrigt durch das Gefühl ſeiner Schuld, aber jetzt wieder entzündet durch das Feuer dieſes ihm verwandten Gemüths, nimmt auf einmal ſeine frühere Stärke und Würde wieder an. Er hat eine lange und ergreifende Unterredung mit einem Mönch, um ſein Gemüth zur letzten großen Kraftanſtrengung zu ſtählen. Im fünften Act tritt er plötzlich am Hofe, vor dem verſammelten höchſten Gericht, dem der König repräſentirt, auf:

Henriquez tritt ein, gefolgt von Carlos und Antonio, der letztere gebunden und gefeſſelt.

König.

Auch du, mein tapfrer Freund, als Kläger hier?

Henriquez.

Als ein demüthiger Bittſteller.

König.

Der
Nicht lang ſoll ſtehn; ſag, was du wünſcheſt, frei,
So iſt's gewährt.

Henriquez.

Doch was ich werd' erbitten,
Ein ernſter Wunſch, muß mir erſt feierlich
Und förmlich zugeſagt ſeyn eh' ich rede.

König.

Ein ſonderbar Verlangen! Hätt'ſt du nicht
Dienſte geleiſtet mir, die über jede
Belohnung ſind, und wüßt' ich nicht, daß dir
Der Wohlfahrt deines Landes und die Ehre
Deines Gebieters, wie du wohl gezeigt,
Theu'r ſind: gäb' ich mit Vorſicht nur mein Wort.
Doch ſey es ſo; dein Wunſch ſey dir bewilligt.

Henriquez.

Nun ſo beſchwör' es auch bei dieſem Schwert.

König.

Was ſoll dieß? Seht ihr Königswort du Zweifel?

Henriquez.

Neulich, mit hoher Gegenwart mich ehrend,
Gabt Ihr mir dieſen Ring mit huld'gen Worten:
Ihr ſagtet, wenn vom Schickſal ich gedrängt
Ihn je zurück Euch gebe: welche Gnade
Ich mir erbäte, ſolle mir gewähret ſeyn.

(Er gibt den Ring zurück.)

Nehmt Euer Königspfand zurück; ich bitte,
Ihr wollt bei meinem Schwert mir ſchwören, das
Was ich erflehen werde, zu bewill'gen.

(Er hält ſein Schwert dem König dar, der die Hand darauf legt.)

König.

Wohl kenn' dieß Schwert, die ehrenvolle Kling', ich,
Die in der Schlacht dem fürſtlichen Mauren du
So tapfer abgewannſt; wie ſträubt' ich mich
Vor einem Eid, auf dieſes Schwert zu ſchwören?
Ich ſchwör', bei eines Kriegers feſter Ehre,
Zu will'gen, was es ſey, in dein Begehren.
So ſprich's jetzt aus, Henriquez.

(Eine Pauſe.)

Du biſt bleich
Und ſtumm; ich warte deines Worts.

Henriquez.

Der Athem
Verſagt mir — doch die Schwäche geht vorüber,
Jetzt hab' ich Kraft. — Es iſt da ein Verbrecher,
Deß Schuld in richt'ger Form vor Euerer Hoheit
Sofort bewieſen werden ſoll; nun bitt' ich,
Eur Hoheit wall' ihm nicht Verzeihung ſchenken,
Wie ſtark Ihr auch zu königlicher Gnade
Geneigt Euch fühlen — wir gedrängt von Andern
Dazu auch werden möget.

König.

Dieſe Bitte
Befremdet mich nicht wenig. Stets bis jetzt
Warſt du für Gnade, nicht für Blut geſtimmt.

Henriquez.

Ja; aber der Verbrecher, den ich meine,
Hat mit ſelbſtſücht'ger Grauſamkeit, mit ſchwarzer
Undankbarkeit, mit ſchändlicher Verachtung
All deſſen, was an tugendhaften Banden
Iſt Heiliges, was Herzen knüpft an Herzen — —

Was soll ich sagen? eng wird mir der Athem —
(Er reißt mit Heftigkeit sein Wamms auf.)
Er hatte einen Freund, arglos und treu,
Edel und großmuthsvoll; Ein Blick auf ihn
Wär' Bürgschaft schon gewesen aller Welt
Gegen Anklagen, machten aus dem Mund
Von Menschen sie, oder von Engeln, kommen:
Er aber — er erschlug ihn. Einen Freund,
Dess treue Liebe war der Halt, der Trost,
Die Führerin seiner unbänd'gen Jugend —
Erprobt, geduldig — doch erschlug er ihn.
Einen Freund, der mit den innigsten Gedanken,
Mit ird'schem Glück, mit Seligkeit im Himmel
Sein Bild vermählte — ohne ihn von keinem
Gut wußte — schändlich doch erschlug er ihn;
Im Dunkel stürzt' er auf ihn wie ein Schurke,
Und stieß ihn aus dem Kreis des Lichts, des Lebens
Und der Natur, ganz ahnungslos und nicht
Bereitet auf den fürchterlichen Wechsel,
Den Allen bringt der Tod. Solch schändliche,
Verdammte That hat er verübt; drum falle
Des Rechtes vollste Strenge auf sein Haupt.

König.

Und warum zweifelst du, daß solchem Mann
Ich alle Gnade vorenthalten würde?
Wär' er mein Bruder, ich verzieh' ihm nicht.
Euern Verbrecher führet vor.
(Diejenigen welche Antonio bewachen führen ihn vorwärts.)
Henriquez (winkt ihnen abwehrend mit der Hand).
Weg seine Fesseln! ohne Schuld ist er.

König.

Was soll dieß? Führt Euern Verbrecher vor!

Henriquez (kniend).

Mein Herr und König, Euch zu Füßen kniet er.

(Ein Schrei des Erstaunens wird im Saal gehört; der König, von seinem Platz zurücktaumelnd, wird von einem Diener aufrecht gehalten, während Carlos und Antonio, jetzt von seinen Fesseln entledigt, zu Henriquez eilen, der noch immer kniet, und sich mit innniger Theilnahme über ihn hinbeugen.)

Nichts kann schöner seyn als dieser ganze Act. Alle möglichen Versuche werden gemacht, um Don Henriquez zu bewegen, seine strenge Zurückweisung und Hemmung der königlichen Gnade zurückzunehmen, aber umsonst. Es wird beschrieben, wie er tief und ruhig in der Nacht vor seiner Hinrichtung schlaft. Der König macht eine letzte Anstrengung ihn zu retten:

König.

Mein edler Freund, ich fühlt' ein stark Verlangen
Noch einmal — Euch zu stören, nur mit kurzem
Besuch.

Henriquez.

Sagt das nicht; Euer Hoheit kam,
Um guten Morgen mir zu wünschen, mich
Zu grüßen bei dem Antritt meiner Bahn.

König.

Ein trauriger Gruß, ach! ein schmerzvoller Morgen!

Henriquez.

Nein! aufgegangen sind drei Tage mir
In solchem Dunkel hoffnungslosen Elends,
Daß dieser mir ein Freudenmorgen scheint
Dagegen. Drum seht Ihr auch so ihn an;
Und scheidend möcht' ich nun Euch bitten, was ich
In meinem langen Dienst, unwissend oder
Aus Trotz gethan, des Staates Dienst zum Nachtheil,
Oder zur Kränkung Euch, mir zu verzeihn.
Einmal wagt' ich das Leben tapfrer Männer
Blindhastig bei Granen; es verloren
Das Leben diese Tapfern, dem Triumph,
Dem ganz werthlosen, eines Tags zu lieb.
Darum hat viele Qual mein Herz erduldet;
Bis jetzt hat Stolz verwehrt mir das Geständniß,
Verzeiht mir dieß.

König.

Verzeihung nicht bedarfst du
Von mir, doch hast du sie, und meinen Dank
Dazu — den feierlichsten Dank für alle
Die edeln Dienste, die du mir geleistet;
Und hast du keinen Wunsch mir vorzutragen?

Henriquez.

Ja, wenn ich darf. Hier hab' ich ein Verzeichniß
Von tapfern Offizieren, deren Dienste
Beförderung verdienen; meinetwillen
Laßt sie Gunst finden; dieß ist meine Bitte.

König.

Es soll geschehn. O daß dagegen auch
Ein Wunsch von mir dein hartes Herz erweichte.

Henriquez.

Und was ist der, mein gnadenvoller Herr?

König.

Wenn ich ein gnadenvoller Herr bin war,
Sey ein geneigter Dienstmann du, und gib —
Zurück gib mir die Ehre meiner Herrschaft,
Den Stolz, den Damm, das Bollwerk meines Lands,
Gib wieder meinen tapfern Feldherrn mir,
Henriquez d'Altavera.

Henriquez.

Lang dient' ich dir, Alphonso von Castilien. —
Ich diente dir, selbst darf ich's sagen, treu.
Bebt' ich zurück vor Feuer, Fluth und Anfuhr?
Wo hab' ich eine Schlacht verloren, wo
Verlassen eine Stadt, daß ich nicht jetzt
Verlassen dürfte, wie ein edler Spanier,
Frei jeden Schimpfes, meinen ird'schen Posten?
Ich schuld' Euch Dienst, meinem rechtmäß'gen König;
Ich schuld' Euch Dienst, als meinem gnäd'gen Herrn,
Doch keinem Mann zulieb auf Erden, keinem
Heil'gen des Himmels, gäb' ich mich darein

Zu leben ein verhaßtes, schnödes Leben,
Nachdem ich solche grause That verübt.

Der Mönch (sanft die Hand auf Henriquez's Haupt legend).

Mein Sohn, mein Sohn, wo bleibt des Christen Milde,
Um welche du vor wenig Augenblicken
Am Thron der Gnade beflissig hast gefleht?

Henriquez.

Vater, ich bin des Tadels werth; ersticke nun,
Nicht ausgelöscht ward meine irdische Schwachheit.
(Zum König sich wendend.)
Ich will, auf diesem schaur'gen Gedenkpunkt stehend,
Mich beugen nicht vor irdischer Größe, sonst
Wollt' ich auf meinen Knie'n erflehn Verzeihung
Für diesen neuen Fehl;
(Die Hand kummervoll auf die Brust legend.)
ein unbotmäßig
Gemüth, das bis zum Ende kränkt und sündigt.

(Der König stürzt sich ihm in die Arme und drückt ihn an die Brust; dann wendet er sich ab und tritt in den Hintergrund, seine Bewegung zu verbergen.)

Und Henriquez sühnt sein Verbrechen auf dem Schaffott. —

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

„Prüfungen des Herzens" (Trials of the Heart) von Mrs. Bray, der bekannten Verfasserin des „Protestanten" „De Foix," „die Weißkappen" ꝛc. beschäftigt sich wieder mit Scenen aus der frühern französischen Geschichte. Es ist das Schicksal zweier Waisen aus der Vendée, die hier in der schon bekannten Manier der Schriftstellerin erzählt werden.

„Ein Kranz von wilden Blumen aus Neu-England." (A Wreath of Wild Flowers from New-England) gewunden von Frances Sargent Osgood. Die Literary Gazette urtheilt nicht unvortheilhaft von diesen poetischen Gaben und theilt einige Proben mit, die sich angenehm lesen lassen.

Am 7 März wurde auf dem Covent-Garden Theater ein neues Drama von Sir E. L. Bulwer, dem berühmten Romandichter, aufgeführt, das den Titel Richelieu führt, und das mit großem Beifall von dem gefüllten Hause aufgenommen worden ist. Im Allgemeinen scheint Hr. Bulwer immer noch nicht für seine Dramen diejenige Stimmung zu erregen, die seine Romane ihm schnell gewannen. Das Athenäum wenigstens ist nicht ganz zufrieden damit. Es sey uns erlaubt, so lange das Stück noch nicht seinen Weg zu uns gefunden hat, einiges Nähere aus dieser Kritik anzuführen:

„Die Absicht des Verfassers scheint zu seyn, den Charakter Richelieu's in einem günstigen Lichte darzustellen, die Größe des vollendeten Staatsmannes mit der kleinlichen Sorge der Hofintriguen, die sich ihm entgegenstellen und der Beschränktheit des Fürsten, in Contrast zu bringen und daraus ein Bild des Mannes und des Ministers zu schaffen. Um diese Absicht zu genügen, hat der Dichter jedoch vermieden, eine wirkliche Verschwörung aus den vielen, welche die Geschichte dieses Ministers erwähnt, aufzunehmen, sondern macht aus eignen Erdichtungen und historischen Erinnerungen ein Werk, worin zwar Richelieu als Mensch, wie ihn der Dichter sich dachte, uns deutlicher wird, aber seine historische Größe verliert. Die Verschwörung Bulwer's gegen den Minister ist glücklich bis zu einem gewissen Punkt, doch mehr weil ihr nicht entgegengearbeitet wird, als weil sie geheim gehalten und stark angelegt ist. Die Heldin ist Julie von Mortemar, eine Waise und Mündel Richelieu's, die von Chevalier de Mauprat, einem jungen Soldaten, der sich das Mißfallen des Cardinals zugezogen hat, geliebt wird und seine Neigung erwiedert. Der Herzog von Bouillon verfolgt sie auch mit seiner Neigung und sucht auch den König in sein Interesse zu ziehen, um ehrgeizige Plane zu erreichen. Das Ganze ist mit meladramatischen und possenhaften Scenen ausgestattet, und zieht dadurch den Beifall des großen Publicums auf sich, der sich denn auch bei der ersten Darstellung in bedeutendem Maaße aussprach, selbst der Dichter wurde auf die Scene gerufen. Doch ist die Sprache ohne Würde und Einheit, bald possenhaft gemein, bald mit poetischen Bildern verbrämt, und die Anlage und Entwicklung des Ganzen überladen und unwahrscheinlich."

Eine neue Duelette „Our Cousin German," ein Titel, der nicht gut zu übersetzen ist, da er einen Doppelsinn hat, ergötzt die Engländer jetzt sehr. Die Hauptperson ist ein junger Deutscher, Wittikind, tölpelhaft und einfältig, der durch seine Gutmüthigkeit und Geschäftigkeit aller Welt zur Last fällt, Dummheiten macht und Verwirrung anrichtet. Den Höhepunkt erreicht aber seine unzeitige Dienstfertigkeit, als er mit Extrapost von Wien nach England kommt, um seiner Base die Nachricht zu bringen, daß ihr Mann gestorben sey und sie zur Erbin eingesetzt habe. Er verlangt, daß das Testament sogleich gelesen werde, obgleich sie die Erbschaft verlieren soll, wenn es vor einer gewissen Zeit geöffnet wird; unterdessen aber kommt der Mann selbst an, dessen wirkliches Ende Wittikind nicht abgewartet hatte. So unwahrscheinlich das Alles ist, so scheint das kleine Stück durch den Darsteller des jungen Deutschen, Karl Mathews, sehr gehoben zu werden, der das Ungeschick und das rastlose Treiben des alleinen gutmüthigen Deutschen sehr unterhaltend darstellen soll. Sein Aeußeres — blondes Haar, dünner Schnurbart, eine kleine Mütze, gleich einer runden Schnupftabaksdose mit dem Deckel über der Stirne — sollen die harmlose, gutmüthige Einfalt recht gut hervorheben.

M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 März 1839.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

(Schluß.)

Ueberblickt man diesen Stand der Dinge, wie wir ihn in den obigen Blättern in einzelnen Zügen geschildert, so kann man ihn für die Engländer unmöglich sehr günstig finden, wenigstens ist so viel gewiß, daß sie bei einem allenfalls sich entspinnenden Kampfe nirgends auf eine thätige Zuneigung, selten auch nur auf Gleichgültigkeit, sondern meist auf Haß zu rechnen haben. Wir wollen hier nur zwei Aufführungen aus Sutherland und seinem Commentator machen. Bei Gelegenheit der Belagerung von Bhurtpur (s. Nr. 24) bemerkt er: „wer zu jener Zeit in Indien war, wird sich erinnern, daß die Eingebornen der gesammten Halbinsel mit ängstlicher Spannung (breathless anxiety) auf den Ausgang jenes Kampfes blickten, und daß die öffentliche Stimmung unter Mohammedanern und Hindus der Art war, daß bei einem ungünstigen Ausgang ein allgemeiner Ausbruch gegen die brittische Macht erfolgt wäre.“ Sutherland schlägt die Militärmacht der eingebornen Fürsten, die freilich schlecht bezahlt, unzufrieden und undisciplinirt ist, aber ihre Erniedrigung den Engländern Schuld gibt, auf 120,000 Mann Reiterei und 480,000 Mann Fußvolk an; sein Commentator hält dieß zwar für etwas übertrieben, bemerkt jedoch: „da fast Jedermann in Indien von Jugend auf gewohnt ist, Waffen zu tragen, und bei einer wirklichen Ausforderung oder einem Ausbruche des Fanatismus jeder, der eine Waffe besitzt, sich der allgemeinen Sache anschließen würde, so läßt sich unmöglich sagen, wie viel Menschen an irgend einem Punkte anstehen würden, um die Zeit zu benützen, wo die englischen Truppen zu einem Kriege an der Gränze weggezogen würden. Würde ein Versuch gemacht, so wäre es ein Versuch der Verzweiflung, und, durch Erfahrung belehrt, würde auch die Einheit im Plane nicht fehlen.“ Nach solchen, von Engländern selbst geäußerten Meinungen, sind wir wohl berechtigt, die Gefahr für keineswegs unbedeutend zu halten.

Das Gefährliche für die Engländer liegt nach dem Obigen zuerst in der Entfernung der Truppen an die Gränze überhaupt, und zweitens in den Truppen selbst, denn es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Geist derselben nicht so ist, wie ihn die Engländer gerne wünschten. Freilich haben die einzelnen Subordinationsfehler oft einen unbedeutenden, ja lächerlichen Grund: so soll im 28sten Sipahi-Regiment auf dem Marsche nach Karnaul darum eine Meuterei ausgebrochen seyn, weil man sie zwingen wollte, Stiefel zu tragen. Aber die Geringfügigkeit der Veranlassung darf nicht über den Ernst solcher Meutereien verblenden. Zudem ist die angloindische Armee auf eine Art zusammengesetzt, daß ihr wohl die besten Recruten einmal fehlen könnten. Nehmen wir z. B. die bengalische Armee: sie hat 74 Sipahi-Infanterieregimenter und 10 Cavallerieregimenter; man kann die erstern nur zu 800, die letztern nur zu 500 anschlagen, dieß gibt eine Zahl von 64,000 Mann. *) Von diesen sind zum mindesten 40,000 Mann nicht aus den eigentlichen englischen Provinzen — denn die entnervten Bengalesen lieben den Militärstand nicht — sondern aus dem Königreich Audh, und zwar aus einem ganz wunderlichen Grunde. Jede Familie in Audh bestrebte sich, eines ihrer Mitglieder in der angloindischen Armee zu haben, weil, wenn die habgierigen Beamten des Königreichs Audh das Eigenthum der Familie bedrohten, dieses Mitglied sich durch seinen Regimentschef bei dem englischen Residenten verwenden konnte, eine Verwendung, die geraume Zeit hindurch stets geneigtes Gehör fand. Darum bestand die bengalische Armee größtentheils aus sehr respectabeln kleinen Landbesitzern, und einem Regimente folgten stets Supernumeraken, um die Lücken zu ergänzen. Der Grund, weßhalb man sich so zur angloindischen Armee drängte, ist demnach einleuchtend, aber dieser Grund kann wegfallen, und scheint auch bei der neu eingetretenen bessern Verwaltung im Königreich Audh bereits zum Theil hinweggefallen, denn die Recrutirungen sollen in neuester Zeit weit minder gut vor sich gehen.

*) Es ist zu bedenken, daß in den Jahren 1828 bis 1831 die Reductionen in der bengalischen Armee so stark waren, daß die Ersparung in diesen zwei Jahren zusammen 120 Lakh Rupien (1,200,000 Pf. St.) betrug.

Digitized by Google

Wir haben keine bestimmte Aeußerung eines englischen Officiers anzuführen, daß ähnliche Verhältnisse bei der Madras- und Bombay-Armee vorwalten, bei der erstern ist es aber höchst wahrscheinlich, wie wir aus dem oben angeführten Umstande sehen, daß die Anordnungen im Königreich Meisur, wodurch einige Tausend mohammedanische Familien benachtheiligt wurden, auf die Madrasarmee einen äußerst schlimmen Eindruck machten, der noch jetzt nicht verschwunden ist. Die Verhältnisse der angloindischen Regierung zu den Subsidiärstaaten dringen also in die innersten Familienverhältnisse vieler Tausende direct ein, und machen die Sache unendlich schwierig. Das von Lord William Bentinck aufgestellte Nichtinterventionssystem, oder richtiger, das System, die Sachen gehen zu lassen wie sie mögen, hat sichtlich in dieser Beziehung der angloindischen Regierung unendlich geschadet.

Es läßt sich über die Art und Weise, so wie über die Ausdehnung der Einmischung in die Angelegenheiten der einheimischen Fürsten unendlich viel sagen, und wie natürlich gibt es zwei Parteien, von denen die eine verlangt, daß man entschiedener und vollständiger einschreite, die andere, daß man die Staaten mehr sich selbst überlasse. Darüber sind indeß beide Parteien eins, daß das jetzige System falsch sey, indem man zu viel und zu wenig thue, zu viel, indem man die Fürsten und die höhern Volksclassen erbittere, zu wenig, indem man doch keine bessere und gerechtere Regierungsweise erzwinge und sich dadurch das Volk verbinde. Allein auch mit diesem Satze, so viel Wahres er enthält, reicht man nicht weit: er paßt nur auf die in entschiedener Hinfälligkeit sich befindenden mohammedanischen Staaten, wie Heiderabad und Audh, allenfalls auch auf Meisur, wo Islam und Bramanismus sich bekämpfen, aber er paßt nicht auf die eigentlichen Mahrattenstaaten, wie Colapur, Sattara und Nagpur, wo das Volk zufriedener ist, als in den unter directer Herrschaft der Engländer stehenden Provinzen, und in Central-Indien hat sich Englands Einmischung, im Ganzen genommen, eher schädlich als wohlthätig bewiesen, denn hier kann man wohl sagen, die Engländer haben die Vortheile, aber nicht die Lasten der Herrschaft: sie erheben bedeutende Tribute, lassen sich Contingente stellen, ertheilen sich selbst Handelsmonopole, und im Uebrigen — mögen die Fürsten und Völker sehen, wie sie zurecht kommen. Die Folgen eines solchen Systems müssen am Ende auf die Urheber zurückfallen, und geben keineswegs Grund und Anlaß zu der, auch von Engländern geäußerten, optimistischen Ansicht, daß es keiner großen Armee mehr in Indien bedürfe, indem die Grundsätze der Gerechtigkeit und des Wohlwollens, nach denen England Indien beherrsche, Gewähr genug für die Ruhe des Reichs seyen. Im Kleinen, im Einzelnen mögen die Engländer gerecht und wohlwollend verfahren, im Ganzen aber haben sie das Land furchtbar mißhandelt, dafür zeugt, wenn noch anderes Zeugniß nöthig wäre, Montgomery Martins Rede in der Versammlung der East India Proprietors vom 19 December vorigen Jahres. (S. Nr. 63.)

Wie jetzt die Sachen in Indien stehen, so haben die Engländer nicht mehr die Wahl, wie sie gegen die einheimischen Fürsten verfahren wollen: sie sind durch ihre Antecedentien gebunden und müssen sich alles politischen Einflusses in Indien in möglichst kurzer Zeit bemächtigen, denn aller Einfluß, den sie nicht besitzen, wird gegen sie angewendet werden. „Wir haben noch Zeit," sagt ein Correspondent des Asiatic Journ. (Vol. XXIII. p. 134), „mit Einem kühnen Schritt unsere Macht in Indien auf eine feste Grundlage zu stellen, und dieser Schritt ist die directe Uebernahme der Regierung von jedem Fuß breit Landes in Indien, vom Cap Comorin bis an den Indus, indem man den Fürsten, in deren Regierungsgewalt wir eintreten, eine Pension anweist, um in mäßigem Glanze leben zu können; — das ist Alles, was sie brauchen, und mehr als sie verdienen." Weder die englische Regierung, noch die Directoren der Compagnie, die vor der kleinsten Aenderung erschrecken, scheinen gesonnen, diesen kühnen Schritt zu thun, aber sie möchten dessen Vortheile ernten ohne Gefahren, und darum wollen sie dasselbe Ziel erschleichen; das System, dessen wir oben schon bei Gelegenheit des Königreichs Audh gedachten, scheint verfolgt werden zu sollen: die ganze Truppenmacht der einheimischen Fürsten soll künftig von Engländern befehligt werden, und die Fürsten nur das Geld liefern, womit diese Truppen dann durch die Engländer selbst bezahlt werden. Ob dieser schlaue Plan den gewünschten Erfolg habe, muß die Zukunft lehren; fürs erste aber sind die Engländer noch nicht so weit, und der jetzige Stand der Dinge gilt für die Beurtheilung der jetzigen Krise.

Es ist in letzterer Zeit so zu sagen Mode geworden, die einheimischen Mächte als höchst unbedeutend und gar nicht der Beachtung werth darzustellen; wir können gegen diese Meinung die, so viel uns immer bekannt, allgemeine Ansicht der angloindischen Officiere setzen, die, in allen Theilen Indiens zerstreut, am besten Gelegenheit haben, den wahren Stand der Dinge kennen zu lernen. Die angloindische Regierung ist gegenwärtig im Streite mit den Amirs von Sind, welche der englischen Armee den Durchzug nicht gestatten wollen, im Streite mit dem Radscha von Bahwalpur am Setledsch aus demselben Grunde, im Streite mit dem Guicowar aus verschiedenen, für den fernen Beobachter nicht sehr klaren Gründen; doch hat man schon nöthig gefunden, Truppen gegen seine Hauptstadt Baroda zu senden. Seit mehreren Jahren schlagen sich die Engländer an den Gränzen von Guicowars Gebiet mit den räuberischen Bhils herum, nordwärts davon mit den Raubstämmen von Schekawat, Dscheipur und Dschoudpur; die Sikh-Häuptlinge auf dem linken Ufer des Setledsch würden, im Falle Randschit Singh losbrechen sollte, sich augenblicklich zu ihren Glaubensgenossen schlagen, und in Bundelkhund ist der Kampf auf dem Punkte loszubrechen; was wird wohl geschehen, wenn die Engländer genöthigt sind, eine Armee gegen Birma und eine zweite gegen Nepal zu senden? Für diejenigen, welchen die politischen Umtriebe zur Zeit des Kriegs gegen Nepal (1814 bis 1816) im Gedächtniß sind, ist es höchst wahrscheinlich, daß ein wahres Netz von Intriguen ganz Indien umspinnt, Intriguen, die

Digitized by Google

der englischen Regierung kein Geheimniß seyn können, wogegen sie aber nicht offen auftreten kann. Wahrscheinlich wird Birma mit dem Bruche den Anfang machen, weil dadurch die Engländer genöthigt werden, 12 bis 15 Regimenter, — 4 stehen jetzt schon in Molmein — übers Meer zu schicken. Kommen dann einige partielle Aufstände in den innern Staaten Indiens dazu, welche wieder die Verwendung einer Anzahl Regimenter fordern, so wird vielleicht bald Nepal den Kampf wagen, der, nach dem frühern Kriege zu schließen, wenigstens 20,000 Mann in Anspruch nehmen wird. Dann darf wahrlich kein noch ernsterer Kampf auf der Nordwestgränze sich erheben, oder es wird den Engländern bald an den nöthigen Truppen mangeln, um sämmtliche bedrohte Punkte zu decken.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß man nach allen Einzelnheiten greift, welche Aufklärung geben können, und man muß gestehen, daß die nahende Gefahr auch die Engländer aufgerüttelt hat, und daß ihre Mittheilungen von Jahr zu Jahr umfassender werden; leider werden sie uns manchmal von Leuten mitgetheilt, denen die unentbehrlichen Vorkenntnisse in der indischen Geschichte mangeln, und man muß aus unzähligen Bruchstücken von Zeitungsartikeln, wie sie im Asiatic Journal und Oriental Herald mitgetheilt werden, sich mühsam die Materialien zusammen suchen. Der Weg ist allerdings mühselig, aber belohnend, denn das Urtheil kann sich dann auf eine Menge von Facten stützen, die einen sichern Anhaltspunkt geben. Wer auf diese Weise sich ein Urtheil über die indischen Angelegenheiten erworben hat, wird erkennen, daß sie einer ungeheuren Krise entgegen gehen, und wenn er auch den endlichen Sieg der Engländer wahrscheinlich findet, so wird er die kaum minder wichtige Frage aufwerfen, um welchen Preis er erfochten werden wird.

Ein Abenteuer in Ava.

(Von Major Calder Campbell. Aus dem New Monthly Magazine.)

Es war am 24 Februar 1826, daß zu Yandabu, im Königreich Ava, ein Friedensvertrag zwischen England und den Birmanen geschlossen wurde. Meine Gesundheit, die von den Strapazen des Krieges sehr gelitten hatte, machte meine Rückkehr nach Madras sehr nothwendig, und ich eilte, mich nach Rangun zu begeben, um mich nach Madras einzuschiffen. Da das Land von Räubern überschwemmt war, ließen sich die 240 Meilen nicht gut zu Lande machen, und man rieth mir daher, die Abreise eines Theils des Heeres abzuwarten, der auf dem Fluß eingeschifft werden sollte, um mit ihm die Reise, die auch hier nicht ganz ohne Gefahr war, mit größerer Sicherheit unternehmen zu können. Doch mein zunehmendes Uebelbefinden erlaubte nicht, die Reise länger aufzuschieben, und ich verließ daher am 6 März Yandabu in einem kleinen Kanot, von birmanischen Schiffern geführt, und begleitet von zwei Dienern und einem invaliden Sipahi.

Ich werde nie den herrlichen Morgen vergessen, wo ich von meinen Freunden Abschied nahm und in die Barke stieg, die mich, wie ich hoffte, sicher nach Rangun bringen sollte. Die Ufer des Irawadi waren mit Menschen besetzt von allen Farben und Nationen, die uns ein fröhliches Lebewohl nachriefen, und über uns breitete sich ein wolkenloser reiner Himmel aus. Es war ein köstlicher Tag. Meinen Gedanken hingegeben, bemerkte ich nicht den flüchtigen Lauf der Stunden und die Dämmerung des Abends, die Dunkelheit der Nacht überkam mich, ehe ich es ahnte. Mit der Nacht erhob sich auch ein scharfer Wind, Wolken machten die Dunkelheit noch finsterer, und als der Wind immer heftiger wurde, sahen sich meine Schiffleute nach einem Platz um, wo sie das Schiffchen in Sicherheit bringen könnten. Der Fluß war in Aufregung, und die Ufer, die hier hoch und steil sich erheben, wie die gothischen Thürme und Mauern einer Burg, machten jede Annäherung unmöglich. Unter der Zeit war der Wind zu einem Sturme geworden, Blitze kreuzten sich und in unserem kleinen Schiffe stieg die Unruhe von Minute zu Minute, als wir plötzlich von den ungestümen Wellen gegen das Ufer geworfen wurden und in einem Augenblick der Kahn mit Wasser gefüllt war. Durchnäßt und voll Besorgniß kamen wir ans Ufer, auch meine Sachen wurden von den Birmanen gerettet, aber das Boot wurde bei näherer Untersuchung ganz unbrauchbar gefunden.

Unsere Lage war sehr unangenehm, doch da wir in dem Dunkel der Nacht nichts ändern konnten, ließ ich ein Glas Branntwein austheilen; die Eßwaaren hatten die Najaden des Stromes als Beute sich angeeignet, und wir legten uns zur Ruhe. Nach einigen Klagen und Verwünschungen gegen das unerbittlich grausame Geschick, fanden meine Gefährten alle Trost im Schlafe; nur zu mir kam er nicht. Der Mond drang hell durch das fliehende Gewölk, der Sturm legte sich und strich nur noch flüsternd durch das Gebüsch, die Wellen schmeichelten sich und beachen sich seufzend am Ufer, ich schloß die Augen, doch der Schlaf wollte nicht kommen, ein ängstliches Gefühl hielt meine Sinne munter, ein Vorgefühl nahender Gefahr.

Die Nacht wurde nach und nach ganz hell, glänzend ruhte der Mondschein auf den Wellen, aber immer düsterer wurden meine Gedanken, klagende Töne umgaben mich, bis ich endlich von ihnen selbst in einen träumerischen Schlummer gewiegt wurde. Da traf plötzlich mein Ohr ein gellender Schrei; ich fühlte einen heftigen Schlag auf meinem Kopf und verlor das Bewußtseyn. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich am Ufer des Flusses und meine Leute um mich beschäftigt. Ich wollte mich erheben, doch vermochte ich es nicht, um mich herum floß Blut, und meine Diener erzählten, daß ich mit Mühe dem räuberischen Anfall der Bootleute entgangen sey. Sie waren verschwunden. Mein Kopf schmerzte mich heftig, und ich fand eine breite Wunde darin, die sie mir beigebracht hatten, um sich meiner Sachen zu bemächtigen, die ihre Habsucht gereizt hatten, und wohl auch sich an denen zu rächen, die ihren Kaiser besiegt und unterworfen hatten. Ein Zufall hatte meinen Lascar erweckt gerade im Augenblick, als der Steuermann, ein hagerer, abschreckend häßlicher Mann, sich leise mir genähert hatte, während zwei von seinen Cameraden sich zu meinem Gepäck begaben. Nachdem er sich über mich gebeugt, um sich von meinem Schlummer zu überzeugen, sah Lascar ein Dah (großes Holzmesser) erheben, ein Schlag erfolgte, und nur erst als er ihn wiederholen wollte, hatte jener ihn erreicht, und entriß es ihm nach einem hartnäckigen Kampf. Dadurch aber waren auch die Andern aufgeweckt worden, und die Räuber ergriffen die Flucht, nachdem sie jedoch die kleinen Pakete meines Gepäckes sich zugeeignet hatten. Meine Diener waren alle mehr oder weniger verwundet.

Welch eine Nacht! Meine Wunde, die unaufhörlich blutete, hatte

mich faſt zum Tod erſchöpft, und nur nach geraumer Zeit gelang es meinen Dienern, das Blut mit verbrannten Lumpen zu ſtillen. Aber auch ſelbſt der anbrechende Tag brachte für uns keine beſſere Lage. Mein Zuſtand verhinderte mich gänzlich am Gehen, und in der glühenden Sonne, ohne Speiſe, ſahen wir nur im vorbeirauſchenden Strom eine kleine Hoffnung auf Hülfe, wenn die Schiffe der Armee herabkämen. Stunde auf Stunde verging, der Tag neigte ſich, noch zeigte ſich nichts. Einmal hafften wir. Das Dampfboot Diana erſchien in der Ferne. Wir befeſtigten eilig ein Tuch an ein Ruder und ließen es an der höchſten Spitze des Ufers wehen. Doch es wurde nicht geſehen; das Boot ging vorüber, und die Nacht ſank leiſe auf uns herab. Die ganze Natur ſchien ſchweigend ſich zur Ruhe zu neigen, auch die Hoffnung unſerer Rettung verſchwand mehr und mehr, als Lascar laut ausrief: „Ya, illahi Sahib! dekko!“ (Bei Allah! Seht, Herr!) Ein Ruderboot kam den Strom herab, ſah unſer Zeichen und ſchickte einen Nachen zu uns, in dem ich zu meiner nicht geringen Freude Hrn. Lindquiſt ſah, den ich vor kurzem kennen gelernt hatte.

Am Bord des Schiffes erblickte ich eine weiße Frau, die erſte, die ich ſeit einem Jahre geſehen. Sie ſtand an dem Verdeck, unterſtützt von einem Mann, den ich für ihren Gatten oder Bender hielt. Hier wurde meine Wunde freundlich verbunden und von zarter Hand gepflegt. Die Frau war von bleichem, leidendem Ausſehen, obgleich in ihren Augen ſich ein kräftiger ſtarker Sinn und tiefer Ernſt ausſprach. Zu ihren Füßen ſpielte ein Kind, zu dem ſie oft mit Mutterzärtlichkeit herabſah. Sie war, wie ich ſpäter erfuhr, Mrs. Judſon, deren lange Gefangenſchaft und große Leiden ſeitdem ihr Tagebuch bekannt gemacht hat.

Ich blieb zwei Tage bei ihnen, und brachte die Zeit in der höchſt intereſſanten Unterhaltung mit Mrs. Judſon außerordentlich angenehm zu; doch miſchte ſich dieſem wohlthuenden Gefühle der ſchmerzliche Gedanke bei, daß ſo viel Liebenswürdigkeit und Geiſt bald dem Tod unterliegen müßte, wovon in ihren Zügen die traurige Gewißheit lag. Nach einigen Tagen trennten wir uns, da ich wieder ein eigenes Boot mir verſchafft hatte. Mrs. Judſon unterrichtete freundlich meine Bootsleute, wie ſie ſich verhalten ſollten. Als ich ihr Lebewohl ſagte, konnte ich eine Thräne nicht zurückhalten — ich ſollte ſie ja nie mehr wiederſehen. Denn ſie ſtarb bald nachher mit ihrem Kind, ein Opfer ihrer langen Leiden.

Miscellen.

Fund von Mammuthknochen im Gouvernement Grodno. In dem Berichte, den der Civilgouverneur von Grodno im vorigen Jahr abſtattete, findet ſich folgende Nachricht: Im März des verfloſſenen Jahres (1837) fand ein Müller in dem nach der Frühjahrsüberſchwemmung einſtürzenden Ufer des Flüßchens Loſoſna, das die Gränze gegen das Königreich Polen macht, einige Mammuthknochen von ungeheurer Größe. Erſtaunt über die eiſenhaften Stoßzähne, brach ſie der Müller mit einem Schlage ſeiner Axt aus dem obern Kiefer aus, und beſchädigte dadurch den Rand der Hirnſchale bedeutend. Von den gefundenen Knochen kam die Hirnſchale, ein Zahn des Oberkiefers von der linken Seite, die rechte Schulter und eine Rippe der rechten Seite in das Gymnaſium des Gouvernements Grodno, als Geſchenk desjenigen, der ſie von dem Müller gekauft hatte. Die andern Ueberreſte, ein ungeheurer Stoßzahn, die linke Schulter und die untere Kinnbacke, erhielt einer der benachbarten Gutsbeſitzer; noch ein Zahn und einige Rippen kamen an Jemand im Königreich Polen. Aufgefordert von dem Civilgouverneur von Grodno, unterſuchte der Director des Gymnaſiums die Ufer des Flüßchens Loſoſna, wo die Knochen gefunden wurden, in geognoſtiſcher Hinſicht, und fand, daß dieſe uneben ſeyen und hie und da kleine Abſtürze bildeten. Einer derſelben, etwa 10 Saſchenen hoch, ganz in der Nähe des eigentlichen Ufers, verbarg in ſeinem Schooße die ausgewaſchenen Knochenreſte des vorweltlichen Thieres. Dieſer ganze Hügel hat etwa 200 Schritte in der Länge. An ſeinem untern Ende (dem Fluſſe nach gerechnet) liegt nicht tief unter der Oberfläche ein kleines Torflager, worin ſich ziemlich dicke Pflanzenſtängel und Baumzweige ſo wohl erhalten finden, daß man an einigen noch die Holzart erkennen kann. Der Hügel ſelbſt beſteht aus kleinem Geröll (chraeschtsch) und iſt oben mit einer dünnen Erdſchichte bedeckt. Dieſes Geröll gehört zu demſelben antediluvianiſchen oder diluvianiſchen Conglomerat, das in dem ganzen hieſigen Lande zerſtreut iſt. (Ruſſiſches Journal des Miniſteriums des Innern. October 1838.)

Der Carneval, das Leihhaus und die Spareaſſen in Paris. Das Droit enthält eine lange Aufzählung mit officiellen Zahlenangaben über das Leihhaus und die Spareaſſen in den Carnevalstagen der Jahre 1837 bis 1839. Es wäre zu weitläufig hier die einzelnen Zahlen anzugeben; wir bemerken daher bloß, daß im Jahre 1837 1,551,542 Artikel für 25,244,568 Fr. verpfändet wurden; im Jahre 1838 nur 1,124,611 Artikel für 17,096,817 Fr. Im Durchſchnitt werden von 100 Artikeln 77 ausgelöst, 12 erneuert und 5 verkauft. Die Mittelzahl der täglichen Verpfändungen im Jahre 1838 war 5662, und zwiſchen 2 und 4000 hielten ſich auch ungefähr die Verpfändungen und Auslöſungen in den Carnevalstagen. Aus den einzelnen Zahlenangaben geht nun hervor: 1) daß das Volk in Maſſe genommen ſich auf die Feier der Carnevalstage nicht durch Verpfändungen vorbereitet, ſondern im Gegentheil in den zwei erſten Tagen (Sonnabend und Sonntag) um ein Viertel mehr Artikel auslöst als verpfändet. Dieß erklärt ſich daraus, daß die Zahl der Perſonen, welche bei Familienvergnügungen mit dem Shawl, dem Kleid, der Uhr, die man an ihnen kennt, erſcheinen wollen, größer iſt, als die, welche ſich ihrer Habe entkleiden wollen, um ein augenblickliches Vergnügen zu genießen. 2) Daß der Einfluß des Carnevals augenblicklich iſt, indem am dritten Tage (Montag) die Verpfändungen faſt doppelt und am vierten mehr als doppelt ſo zahlreich ſind, wie die Ablöſungen. — Aus den Spareaſſerechnungen geht bloß hervor, daß der Carneval nur die Einlagen am Sonntag und Montag um etwa 150 bis 200,000 Fr. vermindert.

Der artesiſche Brunnen in der Vorſtadt Grenelle. Mit der Bohrung dieſes Brunnens, deſſen wir ſchon öfters erwähnten, iſt man nun auf 440 Metre, ungefähr 1320 Fuß tief, hinabgekommen, und immer noch ſpielt der Bohrer in dem unermeßlichen Kreidelager des Pariſer Baſſins. Das Waſſer will nicht ſpringen. Der Ingenieur Mulot ſoll fortbohren bis auf 1500 Fuß, worauf der Municipalconſeil entſcheiden wird, ob man weiter fortfahren ſoll. (Echo du Monde Savant vom 20 März.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umſchlag vom Monat März.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 939 149

AP30
A88
v.12
[ ]
no. 1-90
1939
Jan-Mar

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google